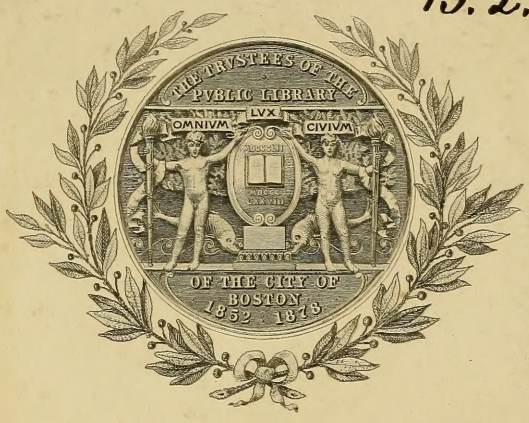
BOSTON
PUBLIC
LIBRARY

№ 6252.50

B. 2.



4/20

Bought with the income of
the Scholfield bequests.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Boston Public Library

http://www.archive.org/details/spamersillustrie02kaem

Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

II

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Spamers Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt
und Dr. K. Sturmhoefel

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Zweiter Band

Geschichte des Altertums

II

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig
Verlag und Druck von Otto Spamer
1896

Illustrierte Geschichte des Altertums

Zweiter Band

Von Alexander dem Großen bis zum Beginn der Völkerwanderung

In dritter Auflage

bearbeitet von

Prof. Dr. Ferd. Rösiger und Prof. Dr. O. E. Schmidt

Mit 418 Text-Abbildungen und 14 Beilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1896

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Schol.
Mar. 19. 1901
&
10 vol. & suppl.

Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Zweiter Band.

Geschichte des Altertums.

Sechstes Buch.

Alexander der Große und die Gründung der Hellenistischen Reiche.

Von Professor Dr. Otto Eduard Schmidt.

Seite

Die letzten Jahre der Regierung Philipps von Makedonien 3

Makedonien unter Philipp (4). — Griechenland nach der Schlacht bei Chaironeia (5). — Das Perserreich (7).

Die Zeit Alexanders des Großen 8

Alexanders Regierungsantritt. Alexanders Persönlichkeit. Sein Kampf gegen die abgefallenen Bundesgenossen (8). — Alexanders Heerfahrt gegen das Perserreich. Alexander in Asien: Schlacht am Granikos (10). — Die Eroberung Kilikiens; Schlacht bei Issos (12). — Alexander vor Tyros (14). — Eroberung Ägyptens; Alexandreia; Zug ins Ammonion (17). — Die Schlacht bei Gaugamela (18). — Alexander in Persepolis (21). — Alexander als Herr des Persischen Reiches (23). — Alexander in Iran, Afghanistan und Turkestan (24). — Organisation des Reiches (26). — Das neue Königtum und der Hof. Opposition der Makedonier; Hinrichtung des Philotas; Ermordung des Parmenion und des Kleitos (27). — Kallisthenes und Anaxagoras; Alexander im Banne der Schmeichelei (28). — Alexanders Heerfahrt nach Indien und sein Ende. Der Zug an den Indos (29). — Taxiles und Poros. Vormarsch zum Hyphasis; Umkehr und Eroberung der Länder am unteren Indos (30). — Der Kampf mit den Mallern (31). — Alexanders Fahrt in den Ozean; Nearchos. Der Rückzug durch die gedrosische Wüste (32). — Die Seefahrt des Nearchos; Alexanders Rückkehr nach Susa. Neuordnung des Reiches; die Riesenhochzeit in Susa (33). — Meuterei der Makedonier in Opis. Alexander und die Hellenen (34). — Athen; Demosthenes und der harpalische Prozeß (35). — Alexander und Aristoteles (36). — Alexanders Ende (37). — Alexanders Charakter (38).

Die Kämpfe der Diadochen und die Bildung Hellenistischer Reiche 39

Die Diadochen. Die Wirren nach Alexanders Tode (39). — Die Thronfolgefrage. Der Lamische Krieg (323—322 v. Chr.) (40). — Demosthenes' Tod. Perdikkas' und Antipatros' Ausgang (41). — Polysperchon und Kassandros; Verhältnisse Griechenlands; Phokion. Der Untergang des makedonischen Königshauses (43). — Das Ende des Eumenes und der Reichsidee (44). — Die Bildung der Sondereiche. Schlacht bei Ipsos. Kampf gegen Antigonos. Ermordung Alexanders II. (46). — Demetrios Poliorketes und die Athener (47). — Die Schlacht bei Ipsos (301 v. Chr.) Demetrios', Lysimachos' und Seleukos' Ausgang (48). — Die neuen Hellenistischen Staaten. Makedonien und Hellas. Das Ptolemäerreich und seine Verfassung (49). — Das Seleukidenreich und seine Verfassung (51). — Die kleineren Staaten (52).

Siebentes Buch.

Die Hellenische Kultur.

Von Professor Dr. Ferdinand Rösiger.

Allgemeine Charakteristik der Entwickelung der geistigen Kultur (53).

Die Zeit bis zu den Perserkriegen.

Litteratur 55

Anfänge der Dichtkunst in Hellas. Das Epos. Homer und Hesiod. Hymnen und Parodien. Anfänge der Dichtkunst. Heimat des Epos. Homer (55). Die Homerischen Epen (56). — „Ilias". Inhalt. Charakteristik derselben (57). Weltanschauung. — „Odyssee". Inhalt. Bild der Kultur in der Odyssee (58). — Die Örtlichkeiten der Dichtung. Verbreitung des Epos. Rhapsoden. — Der epische Kyklos (59). — Hesiod und die böotische Dichterschule. Die „Werke und Tage". Die „Theogonie". —

Seite

Homerische Hymnen. Parodisches Epos (60). — Die griechische Lyrik. Die Zeit vom 8.—6. Jahrhundert v. Chr. Charakteristik der Periode (61). — Anfänge der Lyrik. Phrygische Musik. Olympos (62). — Religiöse Lyrik. Terpandros. Sakadas. Thaletas (63). — Weltliche Lyrik. Elegien und Jamben. Kallinos. Archilochos. Spätere Jambendichter (64). — Die Fabel. Aisopos (65). — Dichter in Sparta. Tyrtaios. Alkman. Mimnermos. Solon. Spruchdichter: Theognis (66). — Die Liederdichtung. Alkaios. Sappho. Anakreon (67). — Die Chorpoesie. Stesichoros. Ibykos (68). Simonides. Bakchylides. Pindaros (69).

Die älteste Kunst bis zum Jahre 470 v. Chr. 71

Die Anfänge der Kunst. Einfluß des Orients. Sagen von den ersten Künstlern (71). — Dekorative Kunst in Mykenai (72). — Der geometrische Stil der Thongefäße. Bronzearbeiten von Kreta und Cypern. Töpferei in Rhodos (73). — Die Baukunst des 7. und 6. Jahrhunderts. Bauten der mykenischen Kultur. Älteste Heiligtümer (73). — Der Steinbau. Die Tempelformen (74). Die Säulenordnungen. — Der dorische Stil (75). — Der ionische Stil (79). — Die Plastik im 7. und 6. Jahrhundert. Dekorative Bronzearbeiten. Älteste Götterbilder (80). — Ausbildung der Technik (81). — Altertümliche Gewandstatuen (82). — Sogenannte Apollonstatuen. Darstellung der Bewegung (83). — Peloponnesische Reliefs. Goldelfenbeintechnik. Metopen von Selinunt (84). — Bildwerke in Attika (85). — Zweite Periode archaischer Kunst (seit 550). Werkstätten derselben. — Argivische Schule. Hagelaidas. — Sikyon. Kanachos. — Ägina. Athenetempel in Ägina (86). — Athen. Einfluß Joniens. Frauenstatuen aus dem Perserschutt (88). Antenor. Kritios und Nesiotes. Grabsteine mit Reliefs (90). — Jonische Kunstwerke. Harpyiendenkmal in Xanthos. Nordgriechische Kunst (91). — Archaistische Kunst (92). — Die Malerei. Bemalte Thonsarkophage. Vasenmalerei (92). — Korinth. — Schwarzfigurige attische Vasen (93). Bestattungs- und Preisvasen. Epiktets Schule (94).

Die Zeit von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Großen.

Die attische Bildung 95

Allgemeine Charakteristik der Periode von den Perserkriegen bis zum Peloponnesischen Kriege. Jonischer Charakter. Attischer Charakter. — Hellas nach den Perserkriegen (95). Athen. Kimons Zeitalter. Tragödie (Aischylos). Malerei (Polygnot). — Perikles' Zeitalter (96). Pheidias. Sophokles. — Zeitalter der Aufklärung (97). Kreis der Aspasia. Die Sophisten. Euripides. Sokrates. — Die Prosa (98). — Entwickelung der Dichtung und Kunst nach dem Peloponnesischen Kriege (99).

Die Dichtung 99

Epos und Lyrik. Musik (99). — Nachblüte des Epos in Jonien. Elegie. Der Dithyrambos und die neue Musik (100). — Das Drama. Tragödie, Satyrspiel, Komödie. — Entstehung der Tragödie. Thespis (102). Charakter der alten Tragödie. Neuerungen des Aischylos (103). — Einrichtung der Theatervorstellungen (104). Schauspielkunst. Der Chor (105). Aufführung der Dramen. Technik (106). — Aischylos. Charakteristik (107). Stoffe der Dramen. Weltanschauung. Inhalt der erhaltenen Dramen. „Agamemnon" (108). — „Choephoren". „Eumeniden". „Die Sieben gegen Theben" (109). — Die „Perser". „Prometheus". Die „Schutzflehenden" (110). — Sophokles. Charakteristik seiner Kunst. Weltanschauung (112). — Inhalt der erhaltenen Dramen. „König Oidipus". „Oidipus in Kolonos". „Antigone" (113). — „Aias". „Philoktet". „Elektra" (114). „Trachinierinnen". — Euripides. Gegenstände seiner Dichtung (115). Die Behandlung der Religion. Die Frauengestalten (116). Wirkungen seiner Tragödie (118). Die Technik seiner Dramen. Sentenzen. Einfluß auf die spätere Zeit. — Die Anfänge der Komödie (119). — Komödie in Megara und Sizilien. Epicharmos. — Die Komödie in Athen (120). — Die ältere Komödie (121). — Kratinos. Aristophanes. — Seine erhaltenen Lustspiele. „Ritter". „Wespen" (122). Komödien zur Feier des Friedens. „Wolken". „Vögel". Angriffe auf Euripides. „Frösche". Weiberkomödien. „Plutos" (123). — Mittlere Komödie (124). — Neue Komödie. Menander (125). — Die übrigen Lustspieldichter (127). — Die Prosa. Anfang des wissenschaftlichen Denkens. Die sieben Weisen. Die ionischen Naturphilosophen. Thales (128). Bedeutung Milets. — Xenophanes. Herakleitos (129). Die Eleaten. Empedokles. Anaxagoras (130). Pythagoras. — Anfänge der Geschichtschreibung (131). — Die Logographen. Hekataios. Hellanikos. Herodotos (132). — Naturwissenschaft (133). Hippokrates. — Die Sophisten. Protagoras. Gorgias (134). — Rhetorik. Anfänge der Rhetorik in Sizilien. Korax. Tisias. Gorgias (135). — Attische Beredsamkeit. Perikles. Lysias. Isokrates (136). Demosthenes. — Geschichtschreibung in Athen. Thukydides (137). — Xenophon (139). — Ephoros. Theopompos. Spätere Geschichtschreiber (140). — Die Philosophie in Athen. Sokrates (141). — Die Sokratiker in Megara und Elis. Die Kyniker. Antisthenes (143). Aristippos. — Demokritos. — Platon (144). — Sein Leben. Seine Werke. Kunst der Darstellung (145). Seine Philosophie. — Die Schule Platons. Geschichte der Akademie. — Aristoteles. Sein Leben. Charakter und Wirksamkeit (148). Schriften. System (149). — Geschichte der peripatetischen Schule. Theophrast (150). — Die Philosophie nach Aristoteles. Der Glaube an den Zufall. — Stoiker und Epikureer (151). Weltbürgertum. — Zeno, Begründer des Stoizismus. Kleanthes. Chrysippos. Ihr System und ihre Wirksamkeit (152). — Epikur. Leben und Philosophie (155). — Die Skeptiker (156).

Die bildenden Künste 157

Hauptstätten der Kunstübung. Entwickelung der Kunst (157). Wechselwirkung von Kunst und Litteratur. Schwierigkeiten einer griechischen Kunstgeschichte (158). — Die Baukunst. Bauten in Athen. — Perikleische Zeit (158). Die Baumeister des Parthenon. Der Parthenon. Das Erechtheion (160). Die Korenhalle (161). Die Propyläen. Der Niketempel. — Kleinasiatische Bauten im 4. Jahrhundert. — Korinthische Säulenordnung. Kallimachos (162). — Die Plastik. Zeit des Überganges (erstes Drittel des 5. Jahrhunderts). Kalamis. Myron (164). Pythagoras (167). — Einzelwerke der Periode. Tempelskulpturen. Selinunt. Zeustempel in Olympia (168). — Die Blütezeit der Plastik. Die großen Meister in

Seite

der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Attische Schule. Pheidias. Athenestatuen (170). — Olympischer Zeus (172). — Schüler des Pheidias. Alkamenes (173). Agorakritos (174). — Die Skulpturen des Parthenon. Die Metopen (175). Der Fries. Die Giebelskulpturen (176). — Andre attische Skulpturen (178). Fries am Niketempel. Einzelne Reliefs (179). — Andre Künstler. Kresilas. Nike des Paionios (180). — Die ältere peloponnesische Schule. Polykleitos (180). — Sein Kanon (182). — Tempelfries in Phigaleia (183). — Die jüngere Blütezeit (etwa 400—330 v. Chr.). Die politischen Verhältnisse nach dem Peloponnesischen Kriege. Athens Bedeutung in dieser Zeit. Charakter der Kunst. Kephisodotos (185). — Skopas (188). — Praxiteles (190). — Leochares. Apollon von Belvedere. Diana von Versailles. — Euphranor. — Lysikrates-Denkmal (193). — Mausoleum. Nereidenmonument. Heroon von Gjölbaschi (194). — Athenische Gräber. Öffentliche Urkunden (196). — Kunsthandwerk. Terrakotten von Tanagra u. a. O. (197). — Die jüngere peloponnesische Schule. Lysippos (198). — Lysistratos (199). — Malerei. Anfänge der Malerei. Kimon. Polygnotos (200). — Fresken in Delphi. „Schlacht bei Marathon." Polygnotische Vasen. — Pauson (201). — Die ionische Schule. Zeuxis. Parrhasios (202). — Timanthes. — Vasenmalerei des schönen Stils (203). — Peloponnesische Schule. Technik (204). — Thebanisch-attische Schule. — Apelles (205).

Kriegswesen. Marine 206

Bewaffnung in der mykenischen Periode. Nach Homer. Kampfweise in der historischen Zeit (206). — Kampfweise der Spartaner. Bewaffnung in der Zeit der Perserkämpfe. Kriegswesen im Peloponnesischen Kriege. Die Söldner (207). — Reformen des Iphikrates und des Epameinondas. Stehende Heere (208). — Das makedonische Kriegswesen. König Philipp. Alexander der Große. Hellenistische Heere (209). — Befestigungen. Stadtmauern (210). — Belagerungen. Geschütze. Belagerungstürme (211). — Kriegsmarine. Homerische Zeit. Zeit der Perserkriege. Die Trieren (212). — Die athenische Marine. Reformen Dionysios' I. (213). — Makedonische Zeit (214).

Häusliches Leben. Erziehung. Tracht und Wohnung 214

Die Frauen in Homerischer Zeit. Spätere Stellung der Frauen (214). — Spartanische Frauen (216). — Die Erziehung in Sparta. — Ionische Erziehung. — Elementarschule (217). — Die Palästra (218). — Übungen der Jünglinge. — Das Aufkommen wissenschaftlicher Jugendbildung. — Periode des Hellenismus (219). — Griechische Tracht. Älteste Zeit (220). — Die orientalische Mode des 8. und 7. Jahrhunderts v. Chr. (221). — Die Tracht nach den Perserkriegen. Die Tracht der Frauen (222). — Tracht der Männer. — Hellenistische Zeit (223). — Wohnung (224).

Wirtschaftliches Leben 226

Landwirtschaft. Handel. Gewerbe und Industrie. Ackerbau und Viehzucht in ältester Zeit. Wasserregulierung. Gartenbau. Kulturpflanzen (226). — Art der Bodenbewirtschaftung. — Viehzucht. — Tägliche Lebenshaltung. Verteilung des Bodens (227). — Kolonisation. Entwickelung des Handwerks (228). — Hauptstätten der Industrie. — Entwickelung der Nautik. Verkehr über Land (229). Seehandel. — Münzprägung (230). — Großindustrie. Sklavenarbeit (231). — Handel im 5. und 4. Jahrhundert (232). — Athen. Industriezweige. Fürsorge für den Handel (233). Der Peiraieus. Bankiers (234). — Die Tempelschätze (235).

Kultur des Hellenismus bis zum Eintritt der Herrschaft Roms. 235

Hellenistische Staaten und Städte. Alexanders des Großen Ziele nach griechischer Auffassung. Sein Verhältnis zu Barbaren und Griechen. Wirkung seiner Eroberungen (235). Ausdehnung der hellenistischen Gründungen. — Das Leben in den neuen Städten. — Mittelpunkte der Kultur im Osten. Syrien (236). Antiocheia (237). — Kunst und Litteratur in Syrien. — Pergamon. — Ägypten. Griechenstädte in Ägypten (238). Charakteristik der Ptolemäer und des Hoflebens (239). — Die Gesellschaft (240). — Verhältnis der Ptolemäer zu den Ägyptern. Die Wissenschaft der Priester (241). — Das ägyptische Volk und der Hellenismus. Der Serapiskult (242). — Verehrung ägyptischer Gottheiten durch die Griechen (244). — Der Synkretismus. Die Apotheose der Herrscher. Alexandreia. Stadtanlage (245). — Der Handel Alexandreias. Straßen- und Kanalbauten der Ptolemäer. Der Verkehr mit Habesch, Arabien und Indien (247). — Industrie in Alexandreia. — Charakteristik der griechischen Bevölkerung in Alexandreia (248). Die Juden in Alexandreia (249). Annäherung der Juden und Griechen. Jüdisch-alexandrinische Religionsphilosophie (250). Philon (251). — Wissenschaft und Dichtung in Alexandreia und Pergamon. Die Wissenschaft in Alexandreia. Das Museum. — Die Bibliotheken (251). Der große Katalog. Die Bibliothekare. — Die Philologie. Die Gelehrten in Pergamon (252). — Mathematik und Naturwissenschaft. Eukleides. Archimedes (253). Apollonios. Ktesibios. Heron. Grundzug der Forschung. — Astronomie. Aristarchos. Lehrgedicht des Aratos. Hipparchos. Claudios Ptolemaios (254). — Geographie (255). — Pytheas. Eratosthenes. Hipparchos und Ptolemaios. — Medizin (256). Botanische und zoologische Gärten. Populäre Schriften über Naturgeschichte. — Der kosmopolitische Charakter der Wissenschaft. — Die Poesie in Alexandreia (257). — Die Komödie. Die Tragödie. Dramatische Nebenarten. Das Epos. — Kleinere Dichtarten (258). Charakter der alexandrinischen Dichtung. Die Elegie. Das Idyll (259). Theokritos (260). Sentimentalität. Mimiamben des Herondas. — Der Roman. — Das Lehrgedicht. Heilige Geschichte des Euhemeros. — Das Epigramm (261). — Die Kunst der hellenistischen Zeit. Die Architektur. — Die Feste. — Kunst in Alexandreia. Die Kleinkunst (262). — Das Genre in Reliefs und in der Rundplastik. Porträts. Die Statue des Nils. — Kleinasien (264). Die Sarkophage von Saïda. Der Alexandersarkophag. Die Tyche von Antiocheia. Die Nike von Samothrake. — Die Kunst in Pergamon. Weihgeschenke Attalos' I. (266). Epigonos. Die Gigantenschlacht am Zeusaltar (268). — Die Kunst in Rhodos. Die Laokoongruppe (269). Der Farnesische Stier. — Einzelne andre Werke der hellenistischen Zeit. Medusa Ludovisi (270). Venus von Milo. — Die Malerei (271). Antiphilos. Peiraïkos. Landschaftsmalerei. Mosaik (272). Die Porträts von Fajûm (273). — Der reiche Stil der Vasenmalerei (274).

Achtes Buch.

Geschichte Roms.

Von Professor Dr. Otto Eduard Schmidt.

Seite

Das Land Italien. Name und Grenzen (276). — Das Alpenland. Das Poland (277). — Der Apennin (279). — Die Ebenen Mittelitaliens ein Erzeugnis vulkanischer Kräfte. Die etrurische Ebene (281). — Die latinische Ebene (282). — Kampanien (283). — Das Klima. Die Vegetation (284).

Urgeschichte und Königszeit.

Aus der Urgeschichte Italiens 285

Urbevölkerung Italiens. Die Einwanderung der Indogermanen (285). — Kultur der eingewanderten Italiker (286). — Religion und Sitte der alten Italiker (288). — Die Einwanderung der Etrusker (289). — Die Kultur der Etrusker (290). — Die Italiker nach der Einwanderung der Etrusker. Die latinischen Stämme (294). — Die umbrisch-sabellischen Stämme (295).

Die römische Königszeit 296

Die Gründung Roms. Gründungs- und Königssagen. Die Gründung Roms (296). — Die ältesten latinischen Sagen. Die Äneassage. Die Sage von der Gründung Roms (298). — Das Asyl; Raub der Sabinerinnen (299). — Romulus' Herrschaft und Ende. Die Sage von Numa Pompilius (300). — Die Sage von Tullus Hostilius (301). — Die Sage von Ancus Martius. Die Sage von Tarquinius Priscus (302). — Die Sage von Servius Tullius. Die Sage von Tarquinius Superbus (303). — Die Sage vom Ende der Königsherrschaft (305). — Das geschichtliche Rom in der Königszeit. Die Erweiterung des palatinischen Rom zur Vierregionenstadt (306). — Die Servianische Stadt. Gliederung des römischen Volkes, Geschlechter, Kurien, Tribus (308). — Die Klienten (310). — Die Plebejer. Das römische Königtum und der Senat (311). — Die sogenannte Servianische Verfassung (313). — Das Ende der Königsherrschaft (314). — Ergebnis (315). — Kultur der römischen Königszeit: Ackerbau (315). — Handwerk und Handel. Baukunst. Der kapitolinische Jupitertempel (316). — Das Kriegswesen der älteren Zeit. Religion (318). — Die Priesterkollegien (323). — Sitte und Weltanschauung (324).

Rom als Republik (510—31 v. Chr.).

Das Zeitalter der patrizischen Republik und des Ständekampfes (510—366 v. Chr.) . . 327

Die Kämpfe nach der Vertreibung der Tarquinier und die Begründung der römischen Republik. Beschaffenheit der Überlieferung. Die Erzählung von den Kämpfen mit den Tarquiniern (327). — Gesetze des Valerius Poplicola. Weihe des kapitolinischen Tempels. König Porsena von Clusium (328). — Schlacht am See Regillus. Die Begründung der Republik (329). — Die älteste republikanische Verfassung. Die Gewalt der Konsuln (330). — Die Quästoren. Das Valerische Gesetz (331). — Der Senat und die Volksversammlung. Gesamteindruck der römischen Verfassung. Die Diktatur (332). — Die äußere Geschichte Roms in den ersten Zeiten der Republik. Der erste Vertrag mit Karthago [509 v. Chr.] (333). — Verhältnisse Roms zu den Etruskern und Latinern (334). — Der Kampf der Plebejer um Rechtsschutz. Die soziale Lage der Plebejer (334). — Die Erzählung von der ersten Auswanderung der Plebejer [494 v. Chr.] (336). — Das römische Volkstribunat. Die Ädilen. Die Sage von Coriolan; Plebejer und Patrizier nach der ersten Sezession (337). — Die ältesten agrarischen Streitigkeiten (338). — Das Ackergesetz des Spurius Cassius [486 v. Chr.]. Die Oligarchie der Fabier (339). — Das Gesetz des Publilius Volero (471 v. Chr.). Das Verlangen der Plebejer nach Aufzeichnung der Gesetze. Die Dezemvirn [451—449 v. Chr.] (341). — Das Zwölftafelgesetz. Die Tyrannis des Appius Claudius (342). — Der Prozeß der Virginia (343). — Zweite Auswanderung der Plebs [449 v. Chr.] (344). — Sturz der Dezemvirn. Neubegründung der republikanischen Verfassung durch die leges Valeriae Horatiae [449 v. Chr.] (345). — Centuriatkomitien und Tributkomitien. Kämpfe mit Äquern und Volskern (346). — Der Kampf der Plebejer um Rechtsgleichheit mit den Patriziern. Die Gesetze des Canulejus und die Militärtribunen mit konsularischer Gewalt (346). — Das Amt des Zensors (347). — Roms äußere Geschichte bis zum gallischen Brande. Rom und die latinische Eidgenossenschaft (348). — Rückgang der etruskischen Macht gegenüber den Griechen und Samniten (349). — Einbruch der Kelten in Italien. Charakter der Kelten (350). — Die Kelten in der Poebene (351). — Roms Kampf mit Veji; Furius Camillus. Die Schlacht an der Allia (387 v. Chr.). Rom und die Gallier (352). — Herstellung der Rechtsgleichheit zwischen der patrizischen und plebejischen Aristokratie. Lage und Spaltung der Plebs nach dem gallischen Brande. Marcus Manlius Capitolinus als Volksfreund. Die Gesetzesvorschläge des Licinius Stolo und des Sextius Lateranus (355). — Zulassung von Plebejern zum Konsulat. Das Schuldengesetz. Das Ackergesetz (356). — Die Prätur. Die kurulische Ädilität (357). — Ende des patrizisch-plebejischen Ständekampfes (358).

Das Zeitalter der Herrschaft der patrizisch-plebejischen Nobilität (366—133 v. Chr.) . . 359

Die Unterwerfung Italiens (366—266 v. Chr.) 359

Der erste Samniten- und der große Latinerkrieg. Roms Verfahren gegen Latiner und Herniker. Der zweite Handelsvertrag mit Karthago. Ausbreitung, Charakter und Lebensweise der sabellischen Stämme (359). — Der erste Samnitenkrieg. Der Latinerkrieg. T. Manlius Torquatus (361). — P. Decius Mus. Unterwerfung und Eingliederung der Latiner in den römischen Staat (362). — Weiterbildung der römischen Staatsverfassung. Die dritte Secessio plebis [342 v. Chr.] (364). — Das Militärgesetz des Valerius Corvus (365). — Gesetzgebung gegen den Wucher und die Ämterkumulation. Die Gesetze des Publilius Philo (339 v. Chr.). Die Zensur des Appius Claudius (366). — Der Entscheidungskampf

Seite

zwischen Römern und Samniten. Ausbruch des zweiten Samnitenkrieges. Roms Kriegsplan und die ersten Kriegsjahre. Gavius Pontius (368). — Niederlage der Römer bei Caudium (369). — Die Kapitulation und der Caudinische Friede. Der Bruch des Caudinischen Friedens durch die Römer (370). — Der Krieg von 318—311 v. Chr.; Luceria. Die Erhebung der Etrusker und andrer Stämme gegen Rom (372). — Entscheidung und Friede (373). — Der Verzweiflungskampf der Italiker gegen Rom. Fortschritte der Römerherrschaft in Italien. Der dritte Samnitenkrieg und die Union der Italiker [298—290 v. Chr.] (373). — Schlacht bei Sentinum [295 v. Chr.] (374). — Letzter Kampf der Samniten um ihre Freiheit. Romanisierung Mittelitaliens; Venusia. Gallierkrieg; Sena Gallica (375). — Der Ausbau der römischen republikanischen Verfassung durch das Gesetz des Hortensius 287 v. Chr. Der Kampf der unteren Plebs gegen die Nobilität. Die lex Hortensia (287 v. Chr.). Konsulat und Tribunat. Centuriatkomitien und Tributkomitien (376). — Aristokratie und Demokratie in der römischen Verfassung (377). — Tarent und Pyrrhus. Rom und die unteritalischen Griechen (377). — Tarent (378). — Verfassung von Tarent (379). — Tarent und die Römer (380). — Ausbruch des Krieges mit den Tarentinern (381). — Pyrrhus von Epirus. Die westhellenischen Pläne des Königs Pyrrhus (382). — Die Schlacht bei Heraclea (280 v. Chr.). Cineas in Rom (383). — Schlacht bei Asculum (279 v. Chr.); Verhältnisse in Sizilien. Pyrrhus in Sizilien [279—276 v. Chr.] (384). — Schlacht bei Maleventum (Beneventum [275 v. Chr.]). Pyrrhus' Ausgang. Die Übergabe Tarents an die Römer [272 v. Chr.] (385). — Rückblick auf den Krieg mit Tarent und Pyrrhus (386).

Römisches Staats- und Kulturleben im Zeitalter der Unterwerfung Italiens (343—266 v. Chr.) . . 386

Das staatliche Leben. Die Entstehung der Nobilität (386). — Der Mittelstand (387). — Die Proletarier. Die Freigelassenen (388). — Der römisch-italische Bundesstaat (389). — Die Vollbürgerschaft. Die Gemeinden latinischen Rechts (390). — Die Bürger ohne Stimmrecht. Die verbündeten Gemeinden (391). — Charakter der römischen Regierung. Romanisierung Italiens (392). — Weltstellung Roms (394). — Das Kriegswesen der Römer. Das römische Lager (394). — Römische Taktik. Bewaffnung (396). — Kommando und Stabsoffiziere (397). — Centurionen und Mannschaften. Bundesgenossen (398). — Ackerbau. Gewerbe. Handel. Der Ackerbau. Gewerbe und Kleinhandel (399). — Münzwesen und überseeischer Handel (401). — Baukunst. Das Bürgerhaus (402). — Das öffentliche Bauwesen (403). — Ausbreitung der Stadt (405). — Wohlfahrtspolizei (406). — Anfänge der Dichtung und der Litteratur. Älteste Lieder (406). — Anfänge epischer Dichtung. Anfänge dramatischer Dichtung (407). — Didaktische Poesie. Das Märchen (408). — Religion, Sitte und Weltanschauung. Religiosität (408). — Erziehung (409). — Tracht. Ämterlaufbahn (410). — Haus und Familie (412). — Leichenbegängnis. Griechische Kulte; Ausblick (413).

Aufsteigen Roms zur Weltherrschaft (264—133 v. Chr.) 414

Karthago. Die Landschaft (414). — Die Gründung Karthagos. Die Gründungssage. Karthago als Vorkämpferin der phönikischen Städte gegen die Griechen (415). — Das karthagische Reich (416). — Karthagische Handels- und Entdeckungsfahrten. Die karthagische Herrschaft in Afrika (417). — Das karthagische Staatswesen (418). — Das Kriegswesen. Die Karthager in Sizilien (419). — Der erste Punische Krieg. Rom und Karthago (420). — Der Ausbruch des Krieges [264 v. Chr.] (421). — Der römische Flottenbau; Sieg der Römer bei Mylä [260 v. Chr.] (424). — Die Expedition des Regulus [256—255 v. Chr.] (425). — Der Kampf in Sizilien von 254—249 v. Chr. (428). — Erschöpfung beider Parteien; Kleinkrieg auf Sizilien (248—242 v. Chr.). Seeschlacht an den Ägatischen Inseln [241 v. Chr.] (429). — Der Friedensschluß. Aufstand der karthagischen Söldner (430). — Sardinien und Corsica römisch (431). — Aus der inneren Geschichte des römischen Staates während des ersten Punischen und des Söldner-Krieges. Vermehrung der Zahl der Prätoren. Latinische und römische Kolonien (431). — Abschluß der Bürgertribus; Stadt und Staat im Altertume. Reform der Klassen- und Centurienordnung (432). — Der Begriff der Provinz (433). — Stellung der Provinzialen zu Rom. Die Leistungen der Provinzialen für Rom; Gefahren des Systems der Steuerverpachtung (434). — Symptome der beginnenden Sittenverderbnis (435). — Die Ausdehnung der römischen Herrschaft im Norden und Osten bis an die natürlichen Grenzen Italiens. Der illyrische Krieg (436). — Stimmung in Makedonien und Griechenland. Die Erneuerung des Kampfes mit den Galliern (437). — Einbruch der Gallier; Stärke der römischen Streitkräfte. Schlacht bei Telamon [225 v. Chr.] (438). — Eroberung des cisalpinischen Gallien (440). — C. Flaminius und die römische Kolonisation im cisalpinischen Gallien. Lage des Mittelstandes und der unteren Volksschichten in Rom nach dem ersten Punischen Kriege. Stockung der Kolonisation. Erweiterung der Kluft zwischen Nobilität und Volk (441). — Gajus Flaminius. Soziale Pläne des Flaminius; Widerstand des Senates (442). — Flaminius und die Provinzialverwaltung. Flaminius als Konsul. Flaminius' Kolonisationspläne (443). — Anfänge einer Geldaristokratie. Flaminius' zweites Konsulat; sein Münzgesetz (445). — Flaminius' Ende (446). — Der zweite Punische Krieg. Karthago nach dem Frieden von 238 v. Chr. (446). — Hamilkar Barkas setzt nach Spanien über. Hasdrubal in Spanien. Vertrag der Römer mit Hasdrubal (447). — Hannibal. Hannibal und Sagunt (448). — Pläne und Verhandlungen der Römer vor Ausbruch des Krieges. Eroberung von Sagunt. Die Kriegserklärung (450). — Hannibals Rüstungen. Kriegsplan der Römer. Hannibal überschreitet den Ebro und die Pyrenäen (451). — Aufstand der Boier und Insubrer. Hannibal und Scipio an der Rhone. Hannibals Übergang über die Rhone (452). — Gnäus Scipio geht nach Spanien. Hannibals Übergang über die Alpen (453). — Schlacht am Ticinus [218 v. Chr.] (455). — Schlacht an der Trebia [218 v. Chr.] (456). — Rüstungen der Römer und Hannibals für das Jahr 217 v. Chr. (457). — Hannibals Einbruch in Italien im Frühjahr 217 v. Chr. (458). — Die Schlacht am Trasimenischen See (460). — Hannibals Marsch nach Apulien (461). — Der Diktator Fabius Maximus. Hannibal in Kampanien. Hannibals Rückzug nach Apulien (462). — Die Rüstungen für das Jahr 216 v. Chr. (463). — Der Feldzug des Jahres 216 v. Chr. (464). — Schlacht bei Cannä (465). — Wirkung der Nachricht von Cannä auf Rom (466). — Neubegründung des römischen Heeres (467). — Läuterung der Nobilität und des Volkes durch das Unglück (468). — Aussöhnung der Nobilität mit dem Volke. Hannibals Lage nach dem Siege von Cannä (469). — Capua. Hannibal von Nola zurückgewiesen. Die Treue der Bundesgenossen rettet Rom (470). — Hannibals Bündnis mit

Seite

Makedonien. Sizilien nach Hierons Tode (471). — Die Haltung des karthagischen Senates. Die Scipionen in Spanien (472). — Mißerfolge der Karthager. Der Untergang der Scipionen (473). — Der Krieg in Italien seit 215. Die Belagerung Capuas (474). — Der Fall Capuas [211 v. Chr.] (475). — Der Krieg in Sizilien unter M. Marcellus (214—211 v. Chr.). Belagerung von Syrakus (476). — Die Eroberung von Syrakus [212 v. Chr.] (479). — Tod des Archimedes. Wiedereroberung Siziliens (480). — Der spanische Kriegsschauplatz. P. Cornelius Scipio. Scipio in Spanien (481). — Hasdrubal erzwingt den Zug nach Italien. Kämpfe in Italien 211—207 v. Chr. (482). — Der Fall Tarents [209 v. Chr.] (483). — Die Schlacht am Metaurus [207 v. Chr.] (484). — Unterwerfung Spaniens. Friede mit Makedonien. Scipios Heimkehr und Konsulat (486). — Scipio in Afrika. Die Scipionische Legende (487). — Sophonisbe (488). — Waffenstillstand zwischen Römern und Karthagern. Letzte Thaten der Barkiden in Italien (490). — Die Entscheidungsschlacht bei Zama (202 v. Chr.). Der Friedensschluß [201 v. Chr.] (491). — Masinissa. Scipios Heimkehr und Triumph (492). — Zustand Italiens nach dem Kriege. Scipios Stellung im Staate (493). — Rückblick (494). — Befestigung der römischen Herrschaft im Norden und Westen. Kolonisation in Oberitalien (495). — Rom und Karthago nach dem Kriege (496). — Hannibals Flucht nach Osten. Die römische Herrschaft in Spanien. Charakter der spanischen Bevölkerung (497). — Organisation der römischen Provinzen in Spanien (498). — Der Krieg gegen König Philipp von Makedonien (200 bis 197 v. Chr.). Steigen der makedonischen Macht seit 204 v. Chr. Einmischung der Römer in die Verhältnisse des Ostens (498). — T. Quinctius Flamininus (499). — Schlacht bei Kynoskephalä [197 v. Chr.] (500). — Friede zwischen Philipp und Rom. Befreiung der von Philipp beherrschten Griechenstädte (501). — Unzufriedenheit in Griechenland (502). — Der Krieg gegen Antiochus von Asien und die Ätoler. Ursache und Veranlassung zum Kriege (502). — Aufstand des Nabis und der Ätoler (503). — Antiochus Oberfeldherr der Ätoler. Der Kampf in Griechenland (504). — Der Kampf in Asien (505). — Der Frieden (506). — Ergebnis (506). — Der Kampf des Altrömertums gegen den eindringenden Hellenismus. M. Porcius Cato (508). — Einführung des Kybeledienstes in Rom (204 v. Chr.). Die Bacchanalien (509). — Kampf der altrömischen und der hellenistischen Weltanschauung; Scipio und Cato (510). — Marcus Porcius Cato: seine Jugend; als Quästor und Senator; als Ädil, Prätor, Konsul und Prokonsul (511). — Cato unter der Vorherrschaft der Scipionen. Cato und das Hellenentum (512). — Die Scipionenprozesse. Catos Zensur (514). — Cato als Hausvater und Landwirt (515). — Cato als Schriftsteller und Patriot (516). — Gesamturteil über Cato. Scipios Tod (517). — Hannibals Ende (518). — Der Krieg gegen Perseus von Makedonien. Wiederaufblühen der makedonischen Macht; Perseus (179—168 v. Chr.). Die Kriegspläne des Perseus (518). — Stimmungen und Parteiungen in Griechenland (519). — Der Krieg von 171—169 v. Chr. (520). — L. Ämilius Paulus; Schlacht bei Pydna [168 v. Chr.] (521). — Zerteilung Makedoniens. Vorgehen der Römer gegen Pergamum und Rhodus (522). — Verfahren gegen Griechenland (523). — Polybius. Triumph des Ämilius Paulus (524). — Die Zerstörung der Vasallenstaaten (526). — Römische Politik in Syrien und Ägypten; Entstehung des Partherreiches (527). — Wandel der römischen Politik gegen die Handelsrepubliken. Vorgeschichte des sogenannten dritten Punischen Krieges [149—146 v. Chr.] (528). — Der Senat beschließt die Zerstörung Karthagos. Fälschung der römischen Überlieferungen zu ungunsten Catos (529). — Umschwung der Stimmung in Karthago. Scipio Ämilianus (531). — Eroberung und Zerstörung Karthagos [146 v. Chr.] (532). — Die Provinz Afrika. Die Vernichtung Makedoniens (533). — Die Zerstörung Korinths (534). — Ordnung der Verhältnisse Griechenlands. Die Kämpfe in Spanien (536). — Viriathus. Numantia (537). — Zerstörung von Numantia [133 v. Chr.] (538). — Die Provinz Asia. Rückblick auf die römischen Eroberungen von 343—133 v. Chr. (539).

Roms Volk und Staat während des Aufstrebens zur Weltmacht (264—133 v. Chr.) 540

Staatsverfassung und Volkswirtschaft. Aufhören der Volkssouveränität; Herrschaft der Nobilität und des Senates (540). — Mißbrauch der Macht des Senates; Stocken der Kolonisation. Ruin der Bauern durch Sklavenwirtschaft und Einfuhr fremden Getreides (542). — Abschließung der Nobilität vom Volke. Bestechung bei Wahlen (543). — Organisation der Nobilität. Sittlicher Niedergang der Nobilität (544). — Korruption der Bevölkerung Roms durch die Nobilität. Begünstigung der Schaulust des Volkes durch die Spiele, der Arbeitsunlust durch Kornspenden (545). — Das Unwesen der Klientel. Rückgang der römisch-italischen Nationalität in der Hauptstadt (547). — Handel und Geldwirtschaft; Anfänge eines Kapitalistenstandes (548). — Die Lage der Bundesgenossen. Lage der Provinzialen; die erste quaestio perpetua repetundarum (549). — Ergebnis (550). — Litteratur, Kunst, Sitte. Livius Andronicus. Theater und Bühnenausstattung in Rom (551). — Nävius (552). — Ennius (554). — Plautus (556). — Terenz (559). — Das nationale Lustspiel. Die Tragödie. Pacuvius und Accius (560). — Die Satire; Lucilius. Die Prosa. Die bildende Kunst (561). — Das Bürgerhaus (563). — Häusliches Leben (564). — Das öffentliche Bauwesen (565).

Das Zeitalter der Revolutionen und der Bürgerkriege (133—31 v. Chr.) 567

Von der Revolution der Gracchen bis zur Wiederherstellung der Senatsherrschaft durch Sulla (133—79 v. Chr.) 567

Die Revolution der Gracchen. Die Vorfahren der Gracchen (567). — Cornelia, die Mutter der Gracchen. Tiberius Sempronius Gracchus [163—133 v. Chr.] (569). — Reformpläne des Scipionischen Kreises (570). — Reformpläne des Tiberius Gracchus (573). — Sklavenkrieg in Sizilien (134—132 v. Chr.). Das Ackergesetz des Tiberius Gracchus (574). — Die Absetzung des Tribunen Octavius (576). — Das Ende des Tiberius Gracchus (579). — Die Folgen der Ermordung des Tiberius Gracchus (580). — Das Ende des Scipio Ämilianus. Lage und Stimmung der Bundesgenossen (581). — Die Persönlichkeit des Gaius Gracchus. Die Reformpläne desselben (582). — Die Habeaskorpusakte (583). — Das Gesetz über die Steuererhebung in Asien; der Ritterstand. Das Gesetz über die Geschworenengerichte. Das Gesetz über die konsularischen Provinzen (584). — Die soziale Reform; das Getreidegesetz (585). — Straßenbauten, Militärgesetz, Koloniengründung. Verleihung des Bürgerrechts an die Latiner und italischen Bundesgenossen (586). — Das Ende des Gaius Gracchus (587). — Verwirrung des Staatsrechtes nach dem Tode des Gracchus (588). — Der Jugurthinische Krieg und der cimbrische Schrecken. Der Jugurthinische Krieg (589). —

Seite

Der Tribun Memmius. Jugurtha in Rom. Erneuerung des Krieges; Metellus (590). — Gaius Marius (591). — L. Cornelius Sulla (592). — Die ersten Kämpfe der Römer mit den Cimbern (593). — Prozeß des Servilius Cäpio. Das zweite und dritte Konsulat des Marius; Umgestaltung des Heeres [104—103 v. Chr.] (594). — Marius' viertes Konsulat; Schlacht bei Aquä Sextiä [102 v. Chr.] (595). — Marius' fünftes Konsulat; Schlacht bei Vercellä [101 v. Chr.) (596). — Marius' Stellung nach dem Siege. Marius' sechstes Konsulat; Glaucia und Saturninus [100 v. Chr.] (597). — Die Erhebung der Bundesgenossen und die Einigung Italiens. Stimmung der italischen Bundesgenossen; Livius Drusus. Der Prozeß des Rutilius [93 v. Chr.] (599). — Gesetzvorschläge und Ende des Livius Drusus. Die Erhebung der Bundesgenossen (600). — Das decretum tumultus. Der Bundesgenossenstaat Italien (601). — Der erste Mithridatische und der erste Bürgerkrieg; Sullas Verfassung. Die Verhältnisse in Asien. Mithridates von Pontus (603). — Eroberungen des Mithridates; Römermord. Streit des Marius und Sulla um das Kommando gegen Mithridates; Sulpicius Rufus (604). — Sulla erobert Rom (605). — Sullas Reform (88 v. Chr.). Sulla in Griechenland. Sieg der Marianer in Italien (606). — Sulla und Flaccus gegen Mithridates; der Friede von Dardanus (607). — Sullas Heimkehr und das Ende des ersten Bürgerkrieges. Die Schlacht bei Rom [82 v. Chr.] (608). — Sullas Diktatur; die Proskriptionen (609). — Sullas Verfassung (610). — Sullas Ende (612).

Vernichtung der restaurierten Oligarchie durch die Militärdiktatur: Pompejus und Cäsar. Antonius und Octavianus (78—31 v. Chr.) 612

Pompejus als Erbe der Stellung Sullas. Die Zustände nach Sullas Tode (612). — Pompejus (613). — Die Unruhen des Lepidus. Sertorius' Kampf und Untergang (614). — Sklavenkrieg des Spartacus [73—71 v. Chr.] (615). — Sturz der Sullanischen Verfassung (616). — Das Gerichtsgesetz des Aurelius. Der Prozeß des C. Verres (618). — Die Verhältnisse des Ostens und die Seeräubernot (620). — Der zweite und dritte Mithridatische Krieg (621). — Lage und Stimmung in Rom. Das Gesetz des Gabinius; Pompejus Generalissimus (622). — Pompejus gegen die Seeräuber. Das Gesetz des Manilius und der völlige Sieg der bürgerlich-demokratischen Partei (623). — Pompejus gegen Mithridates. Pompejus in Syrien und Palästina. Die Verhältnisse in Palästina (624). — Mithridates' Ende (625). — Pompejus' Heimkehr (626). — Die Regeneration des Senates durch Cicero und Cato. Das römisch-italische Bürgertum als dritter Stand (626). — Catilina (627). — Die Verschwörung des Catilina. M. Tullius Cicero (628). — Cicero als Staatsmann (629). — Sein Konsulat (630). — M. Porcius Cato der Jüngere. Die Entlarvung der Catilinarischen Verschwörung (631). — Die Vernichtung der Verschwörer (632). — Ciceros Selbstgefühl und die gesteigerte Macht des Senates (633). — Das erste Triumvirat und das Konsulat des C. Julius Cäsar. Die Bestrebungen der Feinde des Senates. C. Julius Cäsar (634). — Cäsar nähert sich dem Pompejus (635). — Widerstand des Senates gegen Pompejus. Auflösung der concordia ordinum. Das erste Triumvirat (636). — Cäsars erstes Konsulat [59 v. Chr.] (637). — Cäsars Verbindung mit P. Clodius. Die Gesetze des Clodius; Cicero und Cato im Exil (638). — Cäsar in Gallien und die Anarchie in Rom. Das transalpinische Gallien vor Cäsars Ankunft (639). — Cäsar vernichtet die Helvetier (640). — Cäsars Kampf gegen Ariovist (642). — Ciceros Rückberufung und die Stärkung des Konstitutionalismus (643). — Die Konferenz von Luca (56 v. Chr.) und das zweite Konsulat des Pompejus und Crassus (55 v. Chr.). Cäsar in Germanien und Britannien [55 u. 54 v. Chr.] (644). — Die Empörung der Eburonen [54 v. Chr.] (645). — Das Partherreich; Crassus' Ende [53 v. Chr.] (646). — Die Anarchie in Rom (647). — Pompejus consul sine collega (52 v. Chr.). Pompejus und Cäsar (648). — Cicero und der Vertrag von Ravenna (649). — Der Aufstand der gallischen Nation unter Vercingetorix (650). — Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. Der Konflikt zwischen Cäsar und Pompejus (652). — Cäsar überschreitet den Rubico. Zusammenbruch der Regierung (653). — Der italische Feldzug (654). — Cäsar in Rom; der spanische Feldzug (655). — Cäsars erste Diktatur und zweites Konsulat (656). — Die Feldzüge in Griechenland (657). — Die Schlacht bei Pharsalus [48 v. Chr.] (658). — Pompejus' Flucht und Tod. Cäsar in Ägypten (659). — Feldzug in Asien und Heimkehr. Pompejaner und Legitimisten (661). — Schlacht bei Thapsus [46 v. Chr.] (662). — Cäsars Alleinherrschaft und Ende. Cäsar nach der Rückkehr aus Afrika (663). — Cäsars staatsrechtliche Stellung. Ciceros konstitutionelle Träume. Hoffnungen der Verfassungsfreunde (664). — Cäsars Reformen. Enttäuschung der Verfassungsfreunde (666). — Der letzte Kampf gegen die Pompejaner. Steigende Mißstimmung der Römer gegen Cäsar (667). — Cäsar und Kleopatra. Cäsars orientalische Pläne. Die Verschwörung gegen Cäsar (669). — Cäsars Ermordung (671). — Die Wirren nach Cäsars Tode. — Ratlosigkeit der Mörder Cäsars; Pläne des Antonius und Lepidus (671). — Die Senatssitzung vom 17. März 44 v. Chr. (672). — Cäsars Leichenbegängnis (673). — Antonius als Erbe der Herrschaft Cäsars. Cicero gegen Antonius (674). — C. Julius Cäsar Octavianus (676). — Rüstungen der Cäsarmörder. Der Mutinensische Krieg (677). — Ächtung des M. Antonius (678). — Das zweite Triumvirat (43—31 v. Chr.). Cicero im Mutinensischen Kriege. Antonius' Flucht und Rettung (679). — Koalition der Cäsarianer in Gallien. Ende des Decimus Brutus. Octavians Abfall von der Regierung. Der Verrat des M. Brutus (680). — Octavians Marsch gegen Rom; sein Konsulat. Der Abschluß des zweiten Triumvirats [42 v. Chr.] (681). — Die Proskriptionen. Ciceros Tod (682). — Die Schlacht von Philippi; das Ende des Brutus und Cassius (683). — Der Perusinische Krieg; Fulvia und L. Antonius (684). — Die Verträge von Brundisium und Misenum [40 v. Chr.] (685). — Antonius und Octavia; der Partherkrieg. Sextus Pompejus und Lepidus überwältigt. Der Konflikt zwischen Octavian und Antonius (686). — Krieg Octavians gegen Kleopatra und Antonius (687). — Die Schlacht bei Actium [31 v. Chr.] (688). — Antonius' Ausgang (689). — Kleopatras Ende. Heimkehr und Triumph Octavians (691).

Kultur der untergehenden römischen Republik 692

Rechts- und Privatleben. Die Ausbildung des römischen Zivil- und Kriminalrechtes (692). — Vermögensbildung in Rom. Römischer Luxus (693). — Tagesordnung des vornehmen Römers. Das Triclinium; Tafelluxus und Schwelgerei. Villen (694). Familienleben, Ehe und Ehescheidung (695). — Gladiatorenspiele, Tierhetzen und Wagenrennen (696). — Die Litteratur. M. Tullius Cicero. Pomponius Atticus (698). — Die Geschichtschreibung; Nepos; Cäsar (699). — Sallustius Crispus. Terentius Varro (700). — Der Mimus. Lehrdichtung; Lucretius. Catullus (701).

Die römische Kaiserzeit (31 v. Chr. bis 375 n. Chr.).

Seite

Der Prinzipat (27 v. Chr. bis 192 n. Chr.) 702

Die Julisch-Claudischen Kaiser (27 v. Chr. bis 68 n. Chr.) 702

Begründung und Wesen des Prinzipats. Octavians Persönlichkeit. Die Begründung des Prinzipats (702). — Das Wesen des Prinzipats. Der Senat (704). — Die Magistrate. Rechtliche Stellung des Volkes. Veränderte Stellung der Provinzialen (706). — Die Regierung des Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.). Die Familie des Augustus (707). — Die auswärtige Politik des Augustus. Der Osten (708). — Die Ordnung des Westens; Spanien; Gallien. Kämpfe mit den Germanen [16—9 v. Chr.] (709). — Eroberung von Dalmatien und Mösien (35—29 v. Chr.). Unterwerfung der Alpenvölker; Rätien und Noricum (16 u. 15 v. Chr.). Die römischen Alpenstraßen (710). — Unterwerfung Pannoniens (16—9 v. Chr.). Tiberius wieder in Germanien (4—6 n. Chr.). Der illyrisch-pannonische Aufstand (6—9 n. Chr.). Die Niederlage des Varus [9 n. Chr.] (712). — Ober- und Untergermanien (713). — Die innere Politik des Kaisers Augustus; Fürsorge für Rom (714). — Die Finanzen. Die Reichspost. Das Heer (715). — Maßregeln gegen die Unsittlichkeit; Julia (716). — Wiederbelebung der Religion (717). — Die Litteratur des Augusteischen Zeitalters. Virgilius Maro (718). — Horaz; Tibull; Properz (720). — Vitruvius Pollio (721). — Der Kaiser Tiberius (14—37 n. Chr.). Die Persönlichkeit des Tiberius. Feldzüge des Germanicus in Deutschland (721). — Tod des Germanicus (723). — Innere Politik des Tiberius (724). — Die Tragödie im Hause des Tiberius; Sejan (725). — Tiberius' Tod. Caligula [37—41] (726). — Die Erhebung des Claudius. Seine Persönlichkeit (730). — Claudius' Regierung im Innern (731). — Seine auswärtige Politik. Seine Familienverhältnisse und sein Ende (732). — Nero (54—68); seine Persönlichkeit (733). — Nero unter Burrus' und Senecas Leitung. Äußere Politik (734). — Neros Selbstherrschaft (735). — Der Brand Roms (64 n. Chr.). Nero und die Christen (736). — Neros Kunstreisen (737). — Die Erhebung der Provinzen und Neros Ende (738).

Die Flavischen und die Adoptivkaiser (69—192 n. Chr.) 739

Die Flavischen Kaiser. Prätendentenkämpfe nach Neros Tode (739) — Die Erhebung Vespasians [69—79] (740). — Die Juden unter der Herrschaft der Römer (741). — Der jüdische Krieg unter Vespasian [66—69] (742). — Der jüdische Krieg unter Titus; Zerstörung Jerusalems [70 n. Chr.] (743). — Vespasians Persönlichkeit (744). — Vespasians Regierung; lex regia de imperio. Reorganisation des Heeres; der Aufstand des Claudius Civilis (745). — Finanzen (746). — Wiederherstellung und Erweiterung Roms (748). — Titus [79—81 n. Chr.] (749). — Domitianus [81—96] (751). — Britannien, Germanien und die Donaugrenze unter Domitian (752). — Domitians Ende; Erhebung Nervas. Nerva [96—98] (754). — M. Ulpius Trajanus [98—117] (755). — Quellen der Geschichte Trajans. Trajan in Germanien und an der Donau (756). — Die Dacierkriege [101—102; 105—107]. Das tropaeum von Adamklissi und die Befestigungen an der unteren Donau (758). — Trajans Regierung im Frieden (760). — Orientalische Politik; der Partherkrieg [114—117] (762). — Die Anfänge des Christentums. Der Bericht des Plinius über die Christen. Jesus Christus (764). — Die politischen, religiösen und sozialen Verhältnisse des Römerreiches (766). — Das Gottsuchen und die Aufnahme orientalischer Kulte (767). — Der Mithrasdienst. Erlösungssehnsucht und Pessimismus (768). — Wirkung des Evangeliums. Judenchristentum und Heidenchristentum (769). — Ausbreitung des Christentums. Einrichtung der ältesten christlichen Gemeinden (770). — Die Bischofskirche als Grundlage der katholischen Kirche. Tacitus und das Christentum (771). — Trajan und die Christen (772). — Kaiser Hadrian und seine Nachfolger. Hadrians Thronbesteigung. Seine Persönlichkeit (773). — Hadrians orientalische Pläne. Hadrian in Rom; sein Weltbürgertum (774). — Hadrians Reisen (775). — Hadrian im Norden und Westen des Reiches (776). — Griechenland und der Orient (777). — Hadrian in Afrika; zweite große Orientreise (778). — Aufstand der Juden; Älia Capitolina (779). — Hadrians Rückkehr nach Rom; die Reform der Staatsverwaltung (780). — Hadrian als Schöpfer einer bezahlten Beamtenschaft ritterlichen Standes (782). — Hadrians Fürsorge für Litteratur und Kunst; seine Bauten in Rom (783). — Die Thronfolgefrage (784). — Antoninus Pius [138—161] (786). — Marc Aurel [161—180]. Der Partherkrieg [161—165] (787). — Der Markomannenkrieg [167—180] (788). — Commodus [180—192] (789). — Die Prätendentenkämpfe nach Commodus' Tode (791).

Die Kultur der römischen Kaiserzeit 792

Politische und wirtschaftliche Verhältnisse. Die Weiterentwickelung des Prinzipats unter den Adoptivkaisern (792). — Der Hof. Die Kanzlei. Prinzenerziehung (793). — Mätressen; Freunde des Kaisers. Hofzeremoniell. Der Senatorenstand (794). — Der Ritterstand. Der dritte Stand (795). — Römisches Elend. Die Stadt Rom (796). — Italien und seine agrarischen Verhältnisse; das Kolonat (798). — Litteratur. Die Litteratur der Julisch-Claudischen Epoche (800). — Seneca (801). — Lucan; Persius; Petronius. Die wissenschaftliche Litteratur (802). — Die Litteratur unter den Flaviern und den Adoptivkaisern. Martial. Juvenal (803). — Plinius der Ältere. Frontinus. Rhetoren und Romanschreiber. Cornelius Tacitus (804). — Sueton; die rhetorisierenden Epitomatoren (805). — Die römischen Provinzen. Romanismus und Hellenismus in den Provinzen (806). — Britannien. Gallien (808). — Spanien. Afrika (811). — Germanien. Die Donauprovinzen (812). — Der Hellenismus im Osten. Nachblüte der griechischen Kunst (814). — Griechische Litteratur (815). — Rhetoren und Sophisten (816). — Straßensystem; Handel und Verkehr; Sittlichkeit. Das Straßensystem (817). — Die Reichspost. Sittenverderbnis (818).

Die Militärherrschaft als Vorstufe des Despotismus 820

Septimius Severus und sein Haus (193—235). Charakter der späteren Kaisergeschichte (820). — Septimius Severus [193—211] Caracalla [211—217] (821). — Macrinus (217); Elagabal (215—222). Severus Alexander [222—235] (822). — Auflösung und Wiederherstellung des Reiches. Maximinus. Die Gordiane. Philippus Arabs [235—249] (823). — Decius (249—251). Valerianus (253—260). Gallienus (253—268). Die Zeit der „dreißig Tyrannen" (824). — Claudius Gothicus (268—270). Aurelian [270—275] (825). — Die Aurelianische Mauer. Palmyra; Münzreform (826). — Probus (276—286); Carus; die Erhebung Diocletians [284] (828).

Seite

Die vollendete Despotie (284—375) 828

Diocletian und seine Reichsverfassung. Diocletian [284—305] (828). — Diocletians Verfassung. Die Thronfolge (829). — Der Hof (830). — Der Senat und die Stadt Rom. Italien und die Provinzverwaltung (831). — Rechtspflege und Steuerwesen. Das Heer. Ergebnis. Gallien und Britannien unter Diocletian; Bagauden (832). — Sicherung der Donauländer und des Ostens. Diocletians Regiment im Frieden; der Maximaltarif (834). — Der Absolutismus und die christliche Kirche. Die Christenverfolgungen (836). — Die Diocletianische Christenverfolgung (837). — Diocletians und Maximians Rücktritt (838). — Konstantin und der Sieg des Christentums. Die Wirren nach dem Tode des Constantius Chlorus (838). — Der Sieg des Christentums (839). — Der christliche Kirchenbau (840). — Konstantin als Alleinherrscher (841). — Das Konzil von Nicäa (842). — Konstantinopel. Konstantins Reichsverfassung. Verwaltungs- und Hofbeamte (843). — Steuersystem. Das Heer (844). — Die Hofrangordnung. Kontrolle. Die Kirchenverfassung (845). — Das geistige Leben im 3. und 4. Jahrhundert (846). — Die Poesie (847). — Die Geschichtschreibung (848). — Juristen und Grammatiker. Die volkstümliche Litteratur. Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum auf geistigem Gebiete. Der vertiefte Stoizismus (849). — Die Verspottung des Christentums; Neupythagoreismus. Der Platonismus; Celsus (850). — Der Neuplatonismus. Die Verteidiger des Christentums und die christliche Litteratur (851). — Die Dynastie der Konstantiner. Die Söhne Konstantins des Großen [337—350] (853). — Constantius und Magnentius [350—353] (854). — Constantius Alleinherrscher (353—361); sein Cäsar Julianus (855). — Julians Feldzüge in Gallien und Germanien (857). — Constantius und die Kirche; die Erhebung Julians. Julian „der Abtrünnige" als Alleinherrscher [361—363] (858). — Julians Ende (859). — Jovian (363—364); Valentinian (364—375); Valens [364—378] (860). — Rückblick und Ausblick (861).

Beilagen und Karten.

Seite

Karte der Reiche der Perser und Alexanders des Großen 32

Blick auf Buschauerraum und Orchestra des Dionysos-Theaters zu Athen. Nach einer photographischen Naturaufnahme 104

Des Epheben Ausrüstung. Schale (Kylix) mit rötlichen Figuren. Nach Gerhard 208

Die Oberstadt von Pergamon im 2. Jahrhundert n. Chr. Ansicht von Westen. Nach der Rekonstruktion von Richard Bohn gezeichnet von Otto Girard 268

Laokoon. Marmorgruppe der rhodischen Künstler Agesandros, Polydoros und Athenodoros, 1506 in den Titusthermen zu Rom gefunden, jetzt im Museum des Vatikans 269

Ansicht des Forums von Rom in dem heutigen Bustande. Nach einer photographischen Naturaufnahme . . 344

Karte von Italien zu Beginn des zweiten Punischen Krieges 218 v. Chr. 433

Die Stadt Murviedro (Sagunt) mit den Forts im Jahre 1811 (von Norden gesehen) 448

Senatus Consultum de Bacchanalibus. Bronzeplatte aus dem Jahre 186 v. Chr., aufgefunden im Jahre 1640 zu Tiriolo in Bruttium, jetzt in Wien. Nach Ritschl, „Mon. prisc. latinit.“ 510

Der Cirkus Maximus zu Rom (links die Kaiserpaläste). Nach der Rekonstruktion des Canina gezeichnet von Otto Girard 696

Ansicht des Forums von Pompeji, im Hintergrunde der Vesuv. Nach einer photographischen Naturaufnahme . 748

Die Trajanssäule auf dem Forum Trajanum zu Rom. Nach einer photographischen Naturaufnahme . . 760

Das römische Forum zur Kaiserzeit: Süd- und Westseite. Nach der Rekonstruktion von Ch. Hülsen gezeichnet von Otto Girard 792

Karte des römischen Kaiserreiches mit der Provinzeinteilung des Kaisers Diocletianus 836

Druckfehler.

Seite 109 Zeile 26 von unten lies: er verficht ein neues Recht.

„ 109 „ 11 von unten lies: des von der Geburt (statt: der von der Geburt).

„ 241 „ 12 von unten füge hinzu: 280—261.

„ 249 „ 15 von oben lies: man durfte (statt: man hörte)

„ 252 „ 14 von unten lies: Aristophanes und Aristarch (statt: die letzteren).

„ 266 „ 25 von oben ist vor „von Zumbusch“ einzufügen: sie ist.

„ 268 „ 24 von oben Absatz vor: Das größte.

Geschichte des Altertums.

II.

1. Bildnis Alexanders des Großen auf einer Münze des Lysimachos. (Vergrößert.)
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Auf dem Avers der Kopf des zum Gott erhobenen Alexander, mit dem Ammonshorn und Diadem ausgestattet; auf der Kehrseite die siegtragende Athene thronend, die Inschrift „Basileos Lysimachou" (des Königs Lysimachos), zwei Monogramme und der Abschnitt einer Ähre.

Sechstes Buch.

Alexander der Große und die Gründung der hellenistischen Reiche.

Die letzten Jahre der Regierung Philipps von Makedonien.

Die Schlacht von Chaironeia (338 v. Chr.), in der die Hoplitenschaft Mittelgriechenlands der besseren Reiterei und der stärkeren Phalanx der Makedonier, noch mehr aber die republikanische Zerfahrenheit einer zielbewußten monarchischen Staatskunst unterlag, bildet einen wichtigen Markstein in der Geschichte der Hellenen, keineswegs, wie man so oft sagen hört, das Ende ihrer Geschichte. Allerdings mit den überspannten Forderungen einer zügellosen bürgerlichen Selbstherrlichkeit und mit der verderblichen Einbildung, als ob jedes der kleinen städtischen Gemeinwesen auf eigne Faust große Politik treiben könne, war es vorüber; selbst Sparta, Athen und Theben, das zuletzt noch eine Art von führender Stellung behauptet hatte, wurden sämtlich zu gewöhnlichen Gliedern jenes hellenischen Staatenbundes herabgedrückt, den die weise Mäßigung des Siegers an Stelle des bunten Wirrsales sich ewig befehdender Duodezrepubliken zu setzen bemüht war. Aber man muß auch der Tausende von Hellenen gedenken, die beim Zusammenbruch der athenischen, thebanischen und spartanischen Sondermacht von hartem Drucke erlöst aufseufzten; denn die Großmacht eines einsichtsvollen Königs lastet nicht halb so hart auf den Schultern der „Bundesgenossen", als die Faust eigenwilliger städtischer Ratsherren. Außerdem war auch das notwendige Maß bürgerlicher Freiheit und die Sicherheit der Bürger durch die „Feldherrnschaft" des großen Makedoniers viel weniger bedroht als durch die fortwährenden Parteikämpfe und Verfassungsänderungen, für die z. B. Athens Geschichte seit dem Jahre 411 v. Chr. ein abschreckendes Beispiel darbietet. Der ewige Kampf aller gegen alle, das verhängnisvolle Wüten der Kraft gegen die Kraft lag dahinten als eine abgethane Periode in der Entwickelung der

Hellenen, vor ihnen breitete sich eine neue, schöne Zukunft verheißungsvoll aus, die unter verständiger Zusammenfassung ihrer noch immer bedeutenden wirtschaftlichen und kriegerischen Kräfte und ihrer eben erst auf der Höhe angekommenen geistigen Überlegenheit über alle Völker des Erdkreises ein neues Zeitalter neuer Ausbreitung des Hellenentums heraufführen und einem großen Teile der alten Welt eine höhere materielle, geistige und sittliche Kultur bringen sollte. Das ist der Inhalt der makedonischen Epoche des Hellenentums, über die man erst neuerdings zu einem gerechteren Urteile und zu unbefangener Würdigung gelangt ist, seitdem man in den Bestrebungen des Demosthenes, so ehrenhaft auch seine Person und seine Gesinnung war, mehr demokratische als nationale Ziele findet und seitdem man die endliche Zusammenfassung der zersplitterten hellenischen Nation unter makedonischer Führung als richtig und wertvoll erkannt hat.

Freilich wird sich aus unsrer Darstellung auch ergeben, daß Alexander, wenigstens in der zweiten Hälfte seiner Regierung, nicht mehr als Träger des Hellenismus betrachtet werden kann, sondern daß die an sein Wirken sich anknüpfende thatsächliche Ausbreitung der materiellen und geistigen griechischen Kultur mehr ein zufälliges, nicht von ihm selbst als Ziel festgehaltenes Ergebnis war.

2. Silberstater Philipps II.

3. Goldstater Philipps II.

Die Silbermünze zeigt mit Beziehung auf den Sieg, den Philipps Rennpferde 356 v. Chr. in Olympia davongetragen hatten, auf der Vorderseite den Zeuskopf, auf dem Revers den Reiter mit Palmzweig, die Goldmünze auf dem Avers einen lorbeerumkränzten Apollonkopf, auf dem Revers ein Zweigespann, über dem ein Siegeskranz schwebt.

Makedonien unter Philipp.

Makedonien war noch lange nach der Zeit der Perserkriege größtenteils von Bauern und Hirten bewohnt, die bei mächtigen Grundherren, dem jagdliebenden, kriegerischen Adel, in Klientel standen; städtisches Wesen war nur an wenigen Punkten des Landes, z. B. in Pella, der Landeshauptstadt, entwickelt. Trotzdem darf man nicht daran zweifeln, daß die Makedonier ein hellenischer Stamm gewesen sind, der nur, vor allem infolge seiner vom Meere abgeschlossenen Wohnsitze, in der Entwickelung zurückgeblieben war. Die Makedonier sprachen einen griechischen Dialekt, der allerdings von der Sprache Athens und Spartas sehr verschieden gewesen sein mag, und die Könige des Volkes hatten früh das Bedürfnis empfunden, den beträchtlichen Bildungsunterschied, der sie von den südlicher wohnenden Stämmen trennte, durch Heranziehung von griechischen Dichtern und Künstlern einigermaßen auszugleichen (s. Bd. I, S. 706). Indes waren doch die dadurch gelegten Keime höherer Bildung und Gesittung im wesentlichen auf den Hof beschränkt geblieben. Erst unter dem glücklichen Zepter Philipps begann eine neue Zeit auch für das innere Leben des Volkes. Seitdem er die dem makedonischen Binnenlande vorgelagerte Küste des thermäischen und strymonischen Meerbusens und die sich zwischen beiden dreigliedrig nach Süden vorstreckende Halbinsel Chalkidike erobert hatte, brach er mit den rein bäuerlichen Überlieferungen seines Volkes und begünstigte Stadtgründungen und städtisches Wesen nach griechischem Muster. Er führte makedonische Bauern als Kolonisten in die eroberten Griechenstädte der Chalkidike (Olynth, Potidaia, Stageira u. a.). Auch gründete er selbst neue Städte, die er zum Teil gewaltsam besiedelte, sogar den selbstbewußten Adel zwang er, in den Städten Wohnung zu nehmen, und sorgte durch Zuziehung griechischer Einwanderer in die neuen Gemeinden für die Hebung ihrer

Kultur. In Untermakedonien wurde der Stadtbezirk die Grundlage der Verwaltung, nur in den Bergen blieb die alte Gauverfassung. — Nach Beseitigung der Teilfürstentümer brachte Philipp seine absolute Königsgewalt in allen Teilen des eigentlichen Makedonien straff zur Geltung: sie beruhte auf der unbedingten Verfügung über das Heer und über die Steuerkraft des Landes, sowie auf der Ausübung der Gesetzgebung und des höchsten Richteramtes. Besonders wichtig unter den Einnahmen der Krone waren die Erträgnisse der Goldbergwerke am Gebirge Pangaion, östlich der Strymonmündung in Thrakien, unweit der von ihm 357 v. Chr. gegründeten Stadt Philippi; sie brachten ihm jährlich 1000 Talente (gegen 5000000 Mark) ein und lieferten das Metall zu einer umfangreichen Goldprägung. — Der Hof des Königs zeigt eine eigentümliche Gliederung, in der persisch-orientalische Elemente unverkennbar sind: am höchsten stehen die Leibwächter des Königs, später sieben an Zahl, aus dem höchsten makedonischen Adel, sie sind zugleich des Königs Ratgeber und Feldherren; zu ihnen gehörten Männer wie Perdikkas, Antipatros, Parmenion. Auch die niederen Ämter waren mit Adligen besetzt, es gab sogar eine Pagenschule. Daneben fanden sich am Hofe auch viele Fremde, namentlich Griechen. Die Lebensgewohnheiten waren derb und fröhlich, stürmische Gelage gehörten dazu; der König selbst war kein Freund der Monogamie, neben Olympias gab es Kebsfrauen. — Das Heer wurde ausgehoben auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht. Altberühmt war die makedonische Reiterei, die der Adel stellte. Eine Schöpfung Philipps, zum Teil nach thebanischem Muster (s. Bd. I, S. 702), war das neugeordnete Fußvolk. Die Wehrpflichtigen wurden einer scharfen Musterung unterzogen, nur die tüchtigsten kamen zu der berühmten, mit schweren, langen Stoßlanzen (Sarissen) bewaffneten Phalanx. Diese setzte sich aus verschiedenen (acht) Regimentern (Taxeis) zusammen, jedes hatte einen bestimmten Aushebungsbezirk. Die Phalanx wurde überdies nicht keilförmig, sondern rechteckig aufgestellt. Zur Flankendeckung wurde die Reiterei, daneben Schleuderer und Schützen verwendet. Außerdem gab es eine Elitetruppe von Leichtbewaffneten, die Hypaspisten (Schildträger), ein Teil derselben bildete mit einem Geschwader (Ile) der Adelsreiterei zusammen die militärische Leibwache (Agéma) des Königs. Das Heer wurde verstärkt durch Söldner, besonders aber durch die Korps der barbarischen (Thraker, Päoner, Illyrier) und hellenischen Bundesgenossen, jedes in seiner heimatlichen Gliederung und Bewaffnung. Die Flotte wurde völlig von den griechischen Seestädten gestellt.

4. Bildnis der Olympias, der Mutter Alexanders des Großen, auf einer Goldmünze.

Auf dem Revers eine nach links sich bewegende Schlange und die Inschrift „Olympiados“ (der Olympias).

Der Gesamteindruck der makedonischen Monarchie während der letzten Lebensjahre Philipps ist der eines aufblühenden, die eigne Kraft durch fremde Bildung veredelnden, namentlich kriegerisch sehr leistungsfähigen Staatswesens.

Griechenland nach der Schlacht bei Chaironeia.

Nach der Schlacht bei Chaironeia (s. Bd. I, S. 720) fügten sich zuerst die Thebaner, die die schwersten Verluste erlitten hatten, den Forderungen Philipps. In Theben wurde ein Stadtregiment aus Makedonenfreunden eingesetzt, die Burg Kadmeia inmitten der Stadt erhielt makedonische Besatzung. Die kleinen böotischen Städte wurden, von Thebens Herrschaft befreit, wieder selbständig, die früher zerstörten Gemeinden, wie Orchomenos, Thespiä, Platää, wurden wiederhergestellt. Um Griechenland militärisch in Schach zu halten, legte Philipp auch in die Städte Chalkis auf Euböa, Korinth und Ambrakia in Epirus (nördlich vom gleichnamigen Meerbusen) Besatzungen. Auch wurden hier und da einige einflußreiche Makedonenfeinde verbannt, sonst aber gab es weder Hinrichtungen noch Konfiskationen von Gütern, sondern überall trug Philipp eine weise Milde zur Schau, die ihm die Herzen der Hellenen gewinnen sollte und bis zu einem gewissen Grade auch gewann.

Ganz besonders glimpflich verfuhr er mit Athen: er gab den Athenern alle Gefangenen zurück und zeichnete sie durch eine makedonische Gesandtschaft aus, an der außer Antipatros auch der makedonische Thronfolger Alexander teilnahm. Weder das athenische Stadtgebiet noch die Selbstverwaltung wurde geschmälert, weder die Akropolis noch der Peiraieus erhielt eine Besatzung, nur die Auflösung des Seebundes wurde gefordert, doch so, daß die Inseln Salamis, Lemnos, Imbros, Samos, Delos, deren Gebiete in athenische Bürgerkolonien umgewandelt worden waren, auch jetzt athenisch blieben. Nicht einmal die Auslieferung oder Verbannung des Demosthenes, der den bei Chaironeia gefallenen Bürgern die Leichenrede hatte halten dürfen, wurde von Philipp gefordert.

Aus Hellas rückte Philipp in den Peloponnes ein und bekriegte die Spartaner, die die kleineren Stämme und Städte der Halbinsel mit fortwährenden Fehden bedrohten. Durch den Feldzug im Peloponnes wollte Philipp den Spartanern mehr einen Beweis seiner kriegerischen Kraft geben, als daß er sie hätte vernichten wollen. Er begab sich deshalb (337 v. Chr.) nach Korinth, um hier mittels eines Kongresses der Vertreter aller griechischen Staaten auf friedlichem Wege die Verhältnisse der zersplitterten Nation zu ordnen. Wichtig und segensreich war, was hier von Philipp unter dem Einflusse makedonischer und griechischer Ratgeber, z. B. des großen Philosophen Aristoteles, mit den Gesandten vereinbart wurde. Allen Gemeinden wurde ihr gegenwärtiger Besitzstand garantiert und ein allgemeiner Landfrieden geboten. Die Gebietsstreitigkeiten zwischen den Spartanern und ihren Nachbarn wurden, da Sparta dem Kongresse fernblieb, zu seinen ungunsten entschieden. Argos wurde auf Kosten Spartas um Kynuria vergrößert, ebenso erhielt Messene, die Neuschöpfung des Epaminondas, die Südostküste des Messenischen Meerbusens bis zum Kap Tänarum, das Gebiet der Arkaderstädte Tegea und Megalopolis wurde bis gegen Sellasia (im Norden von Lakedämon) vorgeschoben. Freiheit und Selbstverwaltung wurde ausdrücklich allen Gliedern des neuen hellenischen Staatenbundes verbürgt, innerhalb des Bundesgebietes sollte Handelsfreiheit herrschen, wer den Frieden brach, sollte als gemeinsamer Feind aller gelten, alle Streitigkeiten und gemeinsamen Angelegenheiten sollten durch einen von den Abgeordneten aller Staaten gebildeten, zu Korinth tagenden Bundesrat (Synedrion) geregelt werden. Diesem Bunde traten alle Staaten, auch die früher zu Athen gehörigen, wie z. B. Thasos, Samothrake, Lesbos und die Kykladischen Inseln, auch Byzanz und Perinth bei, nur Sparta stand abseits. Nicht aufgenommen in den Bund wurden außer den Makedoniern die direkten Unterthanen Philipps, also die Städte der thrakischen Küste und am Chersones, wie z. B. Olynth, Amphipolis, Abdera. Auch die Thessaler standen in einer Art Unterthanenverhältnisse zu Philipp. Die Gesamtzahl der Waffenfähigen des Bundesgebietes belief sich nach Aufstellung der Verzeichnisse auf 200000 Mann zu Fuß und 15000 Reiter, von denen im Bedürfnisfalle ein gewisser Prozentsatz aufgeboten wurde. Philipp selbst wurde als Bundesfeldherr („strategós autokrátor") das mächtige Haupt des Bundes in ähnlicher Stellung wie der König von Preußen im ehemaligen Norddeutschen Bunde; er vereinbarte wohl mit dem Synedrion in Korinth die Stärke der mobil zu machenden Kontingente zu Wasser und zu Lande.

Man kann nicht verkennen, daß durch diese föderalistische Organisation mit einheitlichem Kommando im Kriege eine gewaltige Macht entwickelt worden war, und es fehlte auch nicht an einem Ziele, wohin sie sich wenden sollte. Noch war die Schmach des antalkidischen Friedens (387 v. Chr.; s. Bd. I, S. 699) unvergessen, und die griechischen Publizisten, wie Xenophon und Isokrates, hatten längst die ganze Griechenwelt mit der Idee erfüllt, daß man die vereinten Kräfte gegen den orientalischen Erbfeind, gegen die Perser kehren müsse. Es ist Philipps Verdienst, daß er diesen großen Gedanken aufnahm und der Ausführung nahe brachte; die Verhältnisse des Persischen Reiches kamen ihm dabei zu Hilfe.

Das Perserreich.

Die inneren Verhältnisse des riesigen Persischen Reiches hatten sich seit dem Frieden des Antalkidas, durch den Artaxerxes II. (404—358 v. Chr.), auf die Spartaner gestützt, die Hellenen gezwungen hatte, ihm die asiatischen Griechenstädte sowie Cypern und Klazomenä wieder abzutreten, kaum verändert, nur daß das Perserreich durch zahlreiche Aufstände (Orontes, Ariobarzanes, Datames, Artabazos, in Syrien und Vorderasien) noch weniger leistungsfähig war als sonst. Artaxerxes III. Ochos (358—338 v. Chr.) hatte zwar die Empörer, unter ihnen auch die phönikische Königsstadt Sidon, überwältigt und 343 sogar das schon seit etwa 410 abgefallene Ägypten wiedererobert und hart gezüchtigt. Aber die alte Schwerfälligkeit der ganzen Verwaltung dauerte fort: die Satrapien, oft eine nationale Einheit umfassend, standen lose nebeneinander, nur zu Tribut und Lieferungen an den Hof und zur Heeresfolge verpflichtet; das Heer bestand demnach aus den heterogensten, ganz verschiedenartig bewaffneten Elementen, unter denen nur die Reiterei wirklich tüchtig war. Für die Seemacht war das Reich im wesentlichen auf die Flotte der Phöniker und auf die der kleinasiatischen Griechenstädte angewiesen, die aber im Kampfe mit ihren Volksgenossen natürlich ein unzuverlässiges Element bildeten. Vor allem aber schwächten Palastrevolutionen und Greuel in der Königsfamilie in eben der Zeit, in der die Kräfte der Hellenen durch Philipps starke Hand zusammengefaßt wurden, die Macht des Reiches. Der ägyptische Eunuch Bagoas nämlich, den Artaxerxes III. Ochos in falschem Vertrauen zum obersten Palastamte, zum Chiliarchen, befördert hatte, vergiftete 338 v. Chr. seinen Gebieter. Ebenso beseitigte er die älteren Söhne des Königs und erhob den jüngsten, Arses, als sein gefügiges Werkzeug auf den Thron. Als dieser Miene machte, selbständig aufzutreten, wurde auch er von Bagoas ermordet (335 v. Chr.), und ein Großneffe Artaxerxes' II., Dareios Kodomannos, bestieg den Thron (335). Ihm gelang es endlich, den furchtbaren Königsmacher Bagoas zu beseitigen. Aber noch ehe er in seinem Reiche festen Fuß fassen konnte, bedrohte ihn schon der Heereszug der Makedonier und Griechen.

Schon bald nach dem Frieden von 346 v. Chr. (s. Bd. I, S. 714) hatte sich Isokrates, der bedeutendste Publizist jener Zeit, mit einer Flugschrift „Philippos" an den „Heraklessprößling" gewendet, in der er ihn aufforderte, die Hellenen zu einen und das Persische Reich einzunehmen. Sei ihm aber das Ganze zu groß, so solle er wenigstens Asien, das Land von Kilikien bis nach Sinope am Schwarzen Meer — etwa das spätere römische Asien diesseit des Tauros — erobern, die darin umherschweifenden hellenischen Söldnerbanden zu städtischen Siedelungen zusammenfassen und Griechenland bis zu dieser Grenzlinie ausdehnen. Philipp ging um so lieber auf diese Gedanken ein, als er dem persischen Hofe verfeindet war und in gemeinsamen Ruhmesthaten gegen die Perser den festesten Kitt für seinen makedonisch-hellenischen Bundesstaat erblickte. — Bereits im Frühling 336 v. Chr. überschritt ein makedonisch-griechisches Heer unter Parmenion, Amyntas und Attalos den Hellespont, um zunächst die kleinasiatischen Griechenstädte zur Freiheit aufzurufen und Philipps größere Heerfahrt vorzubereiten. Aber es war ihm nicht vergönnt, seinen großen Plan selbst auszuführen: noch im Sommer des Jahres 336 v. Chr. wurde Philipp in der alten Landeshauptstadt Ägä bei der Vermählung seiner Tochter Kleopatra mit dem Molosserkönig Alexander auf dem Wege zum Theater von Pausanias, einem Offizier seiner Leibwache, ermordet. Über den Motiven der schrecklichen That ruht tiefes Dunkel, man hat wohl die geheime Urheberschaft der in ihrem Frauenstolze durch die Mätressenwirtschaft gekränkten Olympias vermutet, doch fehlen die Beweise gänzlich.

Philipps Ermordung führte seinen ältesten Sohn, den damals zwanzigjährigen Alexander, auf den Thron.

Die Zeit Alexanders des Großen.

Alexanders Regierungsantritt.

Alexanders Persönlichkeit.

Der neue Herr des makedonischen Reiches war im Jahre 356 v. Chr. geboren. Er hatte vom Vater den scharfen Geist und die kriegerische Kraft, von seiner Mutter Olympias, der Tochter des Molosserkönigs Neoptolemos, einen unbezähmbaren Ehrgeiz sowie die Neigung zur Schwärmerei und zur Leidenschaftlichkeit ererbt. Eine ausgezeichnete Erziehung hatte versucht, diese Eigenschaften teils zu mäßigen, teils zu schöner Harmonie untereinander zu verschmelzen. Die körperliche Ausbildung leitete der Makedonier Leonidas, die geistige und sittliche der große Philosoph Aristoteles aus Stageira (s. S. 36). Die Erziehung und Bildung war eine durch und durch hellenische; Alexander übte sich in jeder körperlichen Kunst, war ein vorzüglicher Ringer, Speerwerfer, Schwimmer und Reiter — soll er doch schon als Jüngling den thessalischen Hengst Bukephalos gebändigt haben — aber er wurde durch Aristoteles auch in die Welt schönen Empfindens und tiefer Gedanken eingeführt; namentlich die Gedichte Homers machten auf den empfänglichen Knaben einen unauslöschlichen Eindruck, er wünschte ein zweiter Achill zu werden. Alles in allem war er eine hochbegabte, körperlich und geistig frühreife Natur, voll edlen Ebenmaßes der Glieder, gleich schön im Schreiten wie im Sitzen, die Seele zunächst nur auf das Edle gerichtet und emporgetragen von einem großartigen Fluge der Ideen, vom Scheitel bis zur Sohle ein König und ein Held.

Schon als Sechzehnjähriger mit einem selbständigen Kommando betraut, hatte er zwei Jahre später als Reitergeneral die Schlacht von Chaironeia zu gunsten seines Vaters entschieden. Aber im folgenden Jahre (337 v. Chr.) war eine tiefe Entfremdung zwischen Vater und Sohn eingetreten, als Philipp die Kleopatra, die Nichte des Makedoniers Attalos, zum Weibe nahm; durch diese neue Ehe war die Stellung der Olympias am Hofe und auch die Thronfolge Alexanders bedroht. Mit Mühe vermittelte ein Freund des Königshauses eine wenigstens äußerliche Aussöhnung zwischen Philipp und Alexander, so daß dieser aus Illyrien an den Hof zurückkehren konnte. Aber es blieb doch eine so starke Spannung zurück, daß Alexander bei der Ermordung seines Vaters in den Verdacht der Mitschuld geriet. Er beseitigte diesen Verdacht durch harte Bestrafung der Genossen des sofort nach der That erschlagenen Pausanias und ergriff mit fester Hand die Zügel der Regierung. Seiner und Olympias' Rache gegen die junge Königswitwe Kleopatra ließ er freien Lauf; ihr Kind wurde im Schoße der Mutter erstochen, diese selbst gezwungen, sich mittels ihres Gürtels zu erhängen. Ihr Oheim Attalos wurde durch Hekataios getötet; auch ein Bastard Philipps und die Nachkommen der früheren Teilfürsten wurden beseitigt.

Alexanders Kampf gegen die abgefallenen Bundesgenossen.

Trotz Alexanders entschlossenem und gewaltthätigem Auftreten — oder vielleicht gerade dadurch besorgt gemacht — suchten sich die meisten Bundesgenossen der makedonischen Leitung zu entziehen. Aus Ambrakia wurde die makedonische Besatzung vertrieben, auch die Thebaner rüsteten sich dazu, und in Athen ließ Demosthenes dem „Tyrannenmörder" Pausanias ein Ehrendenkmal beschließen und belegte den Nachfolger Philipps mit dem Beinamen „Margites" („Dummkopf"). Aber mit staunenswerter Thatkraft erschien Alexander sofort mit einem Heere in Hellas, zerstreute dadurch die sich gegen ihn bildende Koalition im Keime und ließ sich auf einem Bundestage zu Korinth die mit seinem Vater geschlossenen Verträge erneuern und sich selbst auch zum Bundesfeldherrn ernennen. Im Frühjahr 335 v. Chr. marschierte Alexander gegen die abgefallenen Thraker, überschritt mit großer Schnelligkeit den

Hämus (Balkan), dann sogar die Donau, um die Geten zu schrecken, und brachte die abgefallenen sowie eine große Anzahl noch freier Völkerschaften, wie die Triballer, unter seine Botmäßigkeit. Dann wendete er sich westwärts gegen die rebellischen Illyrier, die unter Kleitos, dem Sohne des Bardylis, von der Grenzfeste Pelion aus Makedonien bedrohten. Nur kurze Zeit schwankte das Kriegsglück, dann gelang es dem jungen König, die Illyrier völlig zu besiegen.

5. Alexander der Große.

Büste in der Sammlung des Grafen Erbach.

Eine Büste von ausgezeichneter Arbeit und Erhaltung, aus griechischem Marmor, 1791 in der Villa Hadrians bei Tivoli gefunden. Wir sehen einen echt griechischen Jünglingskopf. Das Profil ist scharf und edel, die Stirn hoch und fein gewölbt, die Nase, regelmäßig mit breitem Rücken, ist mäßig kurz, die Nüstern sind geöffnet, besonders fein geschwungen. Der Mund ist klein, ein wenig geöffnet, mit voller, fein geteilter Unterlippe, die dünne Oberlippe zieht sich von der Mitte aus fein zuckend nach oben. Die fein gewölbten Augen, denen nach griechischer Weise die Angabe der Pupille fehlt, liegen tief. — Von bedeutsamer Fülle und Formengebung ist das Haupthaar. Über der Stirn aufsteigend, fällt es in reicher Lockenfülle um das Oval des Gesichtes, bedeckt die Ohren und senkt sich in den Nacken. — In der Gesamtauffassung des Gesichtes hat der Bildhauer der linken Seite etwas entwickeltere Formen gegeben als der rechten.

Immerhin war das Gerücht von einer vorübergehenden Bedrängnis Alexanders in Illyrien bei den Griechen zu einem Gerede von seinem Tode aufgebauscht worden. Deshalb waren während Alexanders Abwesenheit die Häupter der den Makedoniern feindlichen Partei nach Theben zurückgekehrt, hatten sich des Stadtregiments bemächtigt und belagerten die Kadmeia. Auch in Athen und im Peloponnes gärte es gewaltig. Auf diese Kunde zog Alexander mit unerhörter Geschwindigkeit südwärts und stand

vor Theben, ehe die Gegner es sich versahen. Aber die Erbitterung der Makedonenfeinde war in dieser Stadt so groß, daß auch jetzt die Kriegspartei die Oberhand behielt, obwohl fast keine Hoffnung auf Sieg vorhanden war. Nachdem erst vor der Stadt scharmutziert worden war, drangen die Makedonier unter Perdikkas und Alexander mit den fliehenden Thebanern in die Stadt und stellten die Verbindung mit der makedonischen Burgwache her. Nun begann in den Straßen ein furchtbares Blutbad: 6000 Bürger wurden erschlagen, nur die Reiterei rettete sich, alle Überlebenden wurden in die Sklaverei verkauft, die Stadt selbst wurde nach einem Beschlusse des korinthischen Bundestages zerstört, nur die Tempel und, auf ausdrücklichen Wunsch Alexanders, das Haus des Dichters Pindar wurden verschont. Dieses furchtbare Ende der alten Kadmosstadt schreckte: die Hand, die sich schon das Schwert für die demokratische „Freiheit" zu zücken ausgestreckt hatte, sank mutlos zurück. Die Athener beeilten sich, eine Gesandtschaft zu ihrer Entschuldigung zu schicken; Alexander verzieh ihnen, forderte aber die Auslieferung des Demosthenes, Hypereides, Lykurgos und einiger andrer Makedonenfeinde. Doch ließ er sich im Hinblick auf seine größeren Pläne damit beschwichtigen, daß diese Männer vor ein athenisches Gericht gestellt werden sollten. Im Herbste 335 v. Chr. kehrte er nach Makedonien zurück und setzte die schon von seinem Vater begonnenen Rüstungen zu dem Eroberungszuge gegen das Perserreich fort.

Alexanders Heerfahrt gegen das Perserreich.

Alexander in Asien; der Sieg am Granikos.

Alexander hatte die Hälfte seines makedonischen Fußvolkes — 12000 Mann — für den Perserkrieg bestimmt, die andern 12000 mit 1500 Reitern blieben unter dem Reichsverweser Antipatros in Makedonien zurück, um dieses und Griechenland vor inneren und äußeren Feinden zu schützen. Außerdem hatte Alexander für den asiatischen Feldzug 7000 Mann Fußvolk der verbündeten Hellenen, 5000 Odrysen, Triballer und Illyrier und 5000 griechische Söldner, im ganzen 30000 Mann Fußvolk und etwa 5000 Reiter. Seine Flotte bestand aus etwa 160 Trieren und einer Anzahl Lastschiffe. Die Hauptmacht ging unter Parmenion unangefochten von Sestos nach Abydos hinüber, Alexander selbst landete in dem „Achäerhafen", besuchte Troja und opferte am Grabmal des Achill. Dann zog er mit dem vereinigten Heere ostwärts dem Flüßchen

6. Kämpfender Hoplite und Satrap. (Persische Silbermünze, in Tarsos geschlagen.)

Auf der Vorderseite ein kämpfender Hoplite mit Lanze und Schild, das Henkelkreuz und der Name Tarsos in aramäischer Schrift, auf dem Revers ein persischer Satrap zu Pferde mit der Mitra auf dem Kopf und in Beinkleidern, vor ihm wieder ein Henkelkreuz.

Granikos entgegen. Im Perserreiche herrschte auch jetzt noch die alte Zerfahrenheit und Zersplitterung der Streitkräfte. Der Großkönig Dareios Kodomannos, ein, wie es scheint, persönlich tapferer Mann, war nicht zur Stelle, so gab es nur einzelne Provinzialarmeen, die von den Satrapen zumeist aus griechischen Söldnern gerüstet worden waren, um dem Einfall der Makedonier zu begegnen. Der Fähigste unter den Condottieri des Großkönigs war der Rhodier Memnon; er hatte etwa 20000 griechische Söldner zur Verfügung, und die Satrapen hatten wertvolle Reiterei hinzugefügt. Aber es fehlte die Einheit im Kommando, in das auch die Satrapen und die vom König geschickten Generale mit hineinzureden hatten; Memnon mußte sehr vorsichtig auftreten,

7. Landschaftsbild aus dem Tauros. Die Schluchten und der Wasserfall bei Annacha Kalessi.
Nach V. Langlois, „Voyage en Cilicie et dans le Taurus".

um den persischen Nationalstolz nicht zu verletzen; einen Griechen, der in der Königsburg den Rat gegeben hatte, den ganzen Krieg mit griechischen Söldnern zu führen, hatte Dareios ergrimmt am Gürtel gepackt und den Sklaven zur Hinrichtung überwiesen. So konnte auch Memnon seinen Kriegsplan, den König ins Innere zu locken und dort durch Abschneiden der Zufuhr zu verderben, gegen den Widerspruch der Satrapen nicht durchsetzen. Er mußte vielmehr mit ihnen in guter Stellung hinter dem Granikos

auf dem hohen Uferrande des Flusses, seitwärts der großen Straße, die vom Hellespont ins Innere führt, den Anmarsch des Königs erwarten. Dort kam es zuerst zur Schlacht (Mai 334 v. Chr.). Teile der Phalanx gingen unter Parmenion und Alexander, der den rechten Flügel kommandierte, gedeckt von der Reiterei über den Fluß und suchten den steilen Uferrand zu gewinnen, der von Tausenden von persischen Reitern besetzt war. Dort im Getümmel geriet Alexander selbst in Lebensgefahr. Schon erhob ein Perser die Streitaxt wider den König, da schlug ihm Kleitos, einer der sieben Leibwächter des Königs, den Arm ab. Nachdem das Hochplateau erklommen war, wurde das persische Reitergeschwader zersprengt; aber statt sich auf die hinter ihnen stehenden griechischen Söldner zurückzuziehen, verließen sie in wilder Flucht das Feld und bewirkten dadurch den Untergang des Fußvolkes, das vorn von der Phalanx, auf der Flanke von der makedonischen Reiterei angegriffen, bis auf 2000 Gefangene zusammengehauen wurde. Diese Gefangenen wurden, weil sie im Dienste der Barbaren wider Hellenen gefochten hatten, nicht begnadigt, sondern als Ackersklaven nach Makedonien geschickt; 300 Rüstungen weihte damals Alexander der Athene auf der Akropolis Athens. Infolge dieses Sieges fiel Sardes, Lydiens Hauptstadt, in seine Hand, wo er sich durch Wiederherstellung der alten bürgerlichen Freiheit große Sympathien erwarb. Ebenso verfuhr er in Ephesos. Milet wurde, obwohl die persische Flotte in einer Stärke von 400 Kriegsschiffen zur Verteidigung der Stadt herangekommen war, doch dank der Überlegenheit der makedonischen Belagerungsmaschinen erstürmt, auch das wichtige Halikarnaß, wo er 3000 Söldner und 200 Reiter unter Ptolemaios zurückließ. Während des Winters entließ Alexander alle Neuvermählten aus seinem Heere nach Hause mit der Weisung, im Frühjahr die neuausgehobenen Makedonier und Hellenen nach Asien zu geleiten; gleichzeitig ließ er im Peloponnes Werbungen veranstalten. Er selbst ruhte nicht, sondern eroberte im Winter die südlichen Küstenlandschaften Lykien und Pamphylien und drang dann durch die rauhen Berge der räuberischen Pisider nordwärts durch Großphrygien nach Gordion vor, wo er sich mit Parmenion wieder vereinigte und den Zuzug aus der Heimat erwartete.

So hatte denn Alexanders geniale Feldherrnkunst im Verein mit seinem rastlosen Thatendrang ganz Vorderasien bis zum Tauros und zum Halysfluß erobert: die panhellenischen Wünsche Philipps und der großgriechischen Publizisten waren fast erfüllt, es bedurfte, wie es schien, nur noch einiger kräftiger Vorstöße nach Osten, um das Erworbene zu sichern.

Die Eroberung Kilikiens; Schlacht bei Issos (333).

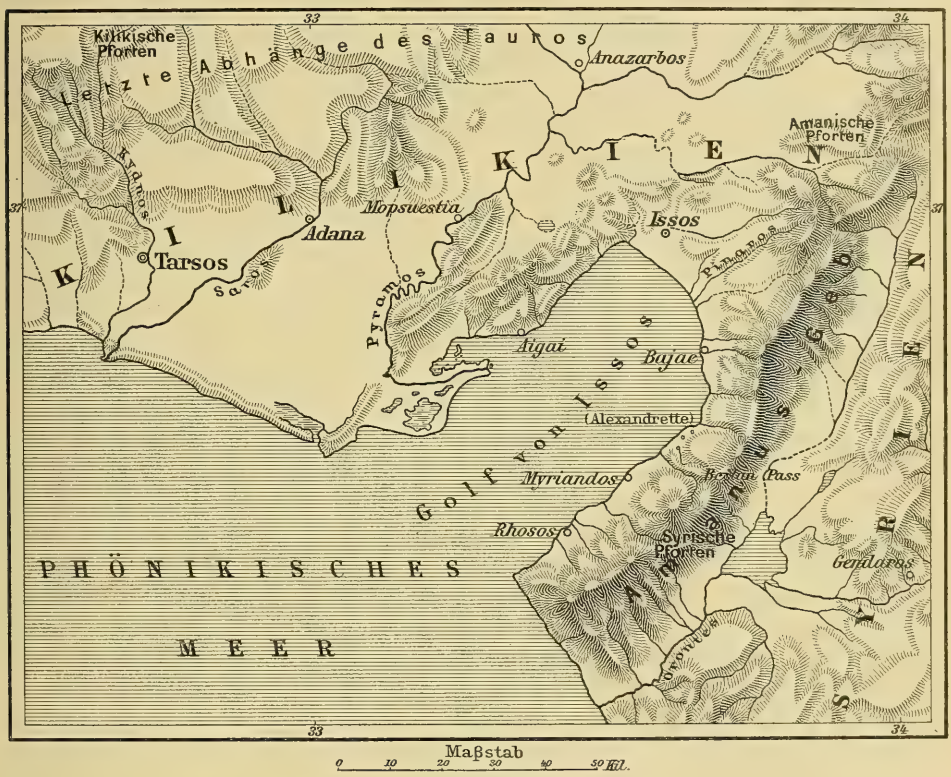
In dieser Bedrängnis entschloß sich Dareios Kodomannos endlich, dem Memnon den Oberbefehl über die gesamte Flotte und alle Küstenlandschaften zu übertragen. Memnon versuchte nun den Krieg nach Europa zu tragen und durch sein Erscheinen im Ägäischen Meere und in Griechenland alle mit der Vorherrschaft der Makedonier unzufriedenen Elemente zum Kampfe aufzurufen und so im Rücken Alexanders einen unheilvollen Sturm zu entfesseln.

Chios und Lesbos kamen in seine Hand, aber bei der Belagerung von Mitylene starb Memnon. Mit seinem Tode fiel die Seele des persischen Kriegsplanes hinweg; seine Nachfolger im Kommando verzichteten um so lieber auf den Angriff gegen Griechenland und Makedonien, als ihnen Dareios die griechischen Söldner zum Schutze der inneren Reichsteile abforderte.

Unterdessen rüstete Alexander in Gordion einen neuen Vorstoß gegen das Perserreich. In Gordion war es auch, wo er den sagenberühmten künstlichen Knoten, durch den das Joch an die Deichsel des alten phrygischen Königswagens im Zeustempel gebunden war, mit dem Schwerte zerschlug. Von diesem gordischen Knoten ging die alte Sage, daß, wer ihn löse, Asien beherrschen werde. Alexanders That, so

unbedeutend sie uns auch erscheinen mag, war doch für das Bewußtsein seiner Zeitgenossen von großer Wichtigkeit, besonders für den Glauben der Orientalen. Von Gordion aus nahm Alexander auch die Unterwerfung Paphlagoniens entgegen und besetzte große Teile Kappadokiens, da riefen ihn neue Botschaften vom Vorrücken des Großkönigs nach Süden.

Dareios hatte nämlich in Babylon große Massen persischer, medischer, armenischer Truppen gesammelt, genug, um, wie er meinte, die frechen Eindringlinge in blutiger Umklammerung zu erdrücken, und rückte mit diesen schwerfälligen Schlachthaufen langsam den kilikischen Pässen entgegen, um jenseit derselben die Makedonier zu schlagen.



8. Karte von Kilikien; das Schlachtfeld von Issos.

Aber Alexander kam ihm zuvor. Er verjagte, aus Kappadokien kommend, die persische Besatzung von den „kilikischen Pforten", einem Engpaß über den Tauros, und stieg nach Tarsos hernieder. Von einem schweren Fieber, das ihn hier befiel, heilte ihn die Kunst seines akarnanischen Leibarztes Philippos und die eigne kräftige Natur. Von Tarsos aus ließ er durch Parmenion den wichtigen Paß durch das Amanusgebirge („die syrischen Pforten", den Paß von Beilân) besetzen, um vor Überrumpelung sicher zu sein, dann bekriegte er die sogenannten freien Kilikier in den Bergen und nahm verschiedene Städte ein, bis ihm gemeldet wurde, Dareios stehe mit einem Heere von einer halben Million Streitern zwei Tagemärsche südwärts der syrischen Thore. Auf diese Kunde hin marschierte Alexander, um den Gegner zur Schlacht zu zwingen, auf dem an der Küste hinführenden Paß über Issos nach Myriandos, das bereits in Syrien liegt. Aber er fand den König nicht, weil dieser unterdessen auf einem nördlicheren Passe, den „amanischen Pforten", über das Amanusgebirge in Kilikien ein-

gerückt war. In Issos hatte er die von Alexander dort zurückgelassenen Kranken und Verwundeten getötet und wollte nunmehr hinter Alexander herziehen, um zunächst die große Ebene nördlich von Antiochia, in der er vorher gelagert hatte, wiederzugewinnen. So stand also Dareios zwischen dem kühnen Makedonier und seiner griechischen Heimat. Aber Alexander vereitelte seine Pläne: auf die Kunde, daß Dareios bei Issos stehe, in einer zur Entfaltung seiner riesigen Truppenmassen sehr ungünstigen Gegend, marschierte er von Myriandos durch den Küstenpaß zurück. Um Mitternacht war er wieder an der engsten Stelle angekommen, gegen Morgen stieg er nach der schmalen Strandebene am Pinaros nieder, in der Issos liegt, und rollte dort schnell seine kleine Schar gegen eine zwölffache Übermacht in Schlachtstellung auf (November 333 v. Chr.). Er selbst stand mit der makedonischen Reiterei auf dem rechten Flügel, das Zentrum bildete die Phalanx, die Hellenen und die übrigen Bundesgenossen den linken Flügel unter Parmenion; dieser lehnte sich an das Meer an. Dareios hatte auf dem linken Ufer des Pinaros nur Reiter und Plänkler aufgestellt, seine Hauptstellung befand sich auf dem hochgelegenen rechten Uferrande des Pinaros: 30 000 griechische Söldner im Zentrum, rechts und links von ihnen je 30 000 Kardaker, auf dem linken Flügel leichte Truppen, auf dem rechten die treffliche Reiterei. Hinter dem ersten Treffen stand auf engem Raume ein zweites. Alexander warf mit seinen Reitern den linken persischen Flügel schnell in die Flucht, aber die Phalanx erlitt beim Übergange über den Fluß von den griechischen Söldnern des Dareios Verluste, bis Alexander mit seinen Reitern das Söldnerkorps in der Flanke angriff und zersprengte. Dareios, der mit seinem Gefolge im Zentrum gestanden hatte, geriet dadurch selbst in große Gefahr; Alexander drang mit seiner makedonischen Ritterschaft auf den Schlachtwagen des Königs ein und wurde dabei am Schenkel leicht verwundet; bei der Verteidigung ihres Königs fielen die Generale und Satrapen Arsames, Rheomithres, Atizyes, Sabakes. Endlich verließ Dareios seinen Wagen, mit dem auch sein Schild, Königsmantel und Bogen den Verfolgern in die Hände fielen, stieg zu Pferde und erreichte mit einem zusammengerafften Haufen von Flüchtlingen bei Thapsakos den Euphrat. Von den Söldnern erreichten 8000 unter Amyntas die phönikische Hafenstadt Tripolis und gelangten von dort über Cypern nach Ägypten. Alexander aber erbeutete das ganze persische Lager und ganze Scharen von Gefangenen, unter ihnen Sisygambis, die Mutter, und Stateira, die Gattin des Dareios mit ihren Kindern. Die Königsfamilie genoß von dem menschlichen Sieger die rücksichtsvollste Behandlung. Ferner erbeutete Parmenion nicht viel später in Damaskos auch die persische Kriegskasse und den ganzen Hofstaat, der von Dareios vor der Schlacht dorthin, wie er meinte, in Sicherheit gebracht worden war.

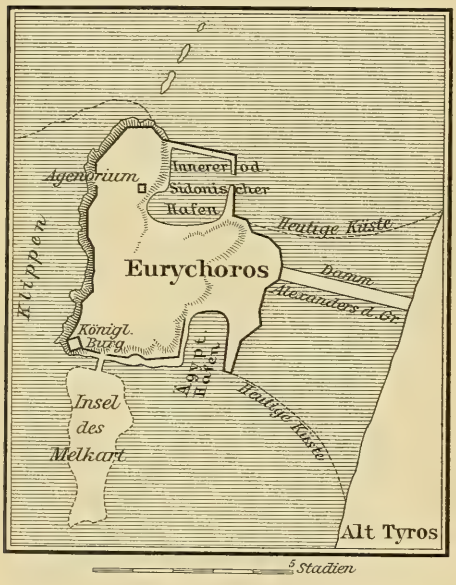
Den griechischen Siegern schien der ganze Orient schrankenlos offenzustehen, und damals zuerst regten sich wohl in Alexanders Seele Pläne, die über Philipps großgriechische Absichten weit hinausgingen, Pläne zu einer Unterwerfung des ganzen Ostens. Deshalb wies er die weitgehenden Zugeständnisse, die ihm bald darauf Dareios machte, und damit die Friedensverhandlungen überhaupt von sich ab.

Alexander vor Tyros.

Aber noch immer war Alexanders Lage gefahrvoll und erheischte große Vorsicht. Denn noch beherrschte die starke persische Flotte das Ägäische Meer, drohte ihn von der Heimat zu trennen und in seinem Rücken den Aufstand der Griechen zu erregen. Deshalb folgte er dem flüchtenden Großkönig nicht über den Euphrat, sondern beschloß, erst die Westhälfte des riesigen Reiches, also Syrien, Phönikien und Ägypten zu erobern, in diesen Ländern die Herrschaft der Makedonier zu organisieren und dadurch die persische Seemacht jedes festländischen Stützpunktes zu berauben. Deshalb zog er aus dem nördlichen Syrien, wo er einen seiner Getreuen als Satrapen einsetzte, über

9. Dareios in der Schlacht bei Issos. Mittelgruppe des 1831 zu Pompeji gefundenen Mosaikgemäldes „Die Alexanderschlacht“ (jetzt im Nationalmuseum zu Neapel).

Marathos, Byblos und Sidon vor Tyros, das allein ihm von allen Städten Phönikiens die Übergabe verweigerte. Alexander entschloß sich, diese wichtigste und größte Handelsstadt der syrischen Küste zu belagern. Das war kein leichtes Beginnen, denn die Stadt lag vier Stadien weit vom Festlande auf einer Insel, und er hatte keine Schiffe. Lange Zeit hatte er keinen Erfolg, da die Tyrier die von ihm ins Meer vorgeschobenen Dämme und Belagerungswerke zerstörten. Eine für Alexander günstige Wendung wurde erst dadurch herbeigeführt, daß die große persische Flotte im Ägäischen Meere, jetzt außer Verbindung mit dem Großkönig, unter dem Drucke der Botschaften von Issos und von der Unterwerfung Syriens sich auflöste. Die Auflösung wurde dadurch beschleunigt, daß sich diese Flotte fast nur aus den Schiffskontingenten griechischer und phönikischer Städte zusammensetzte, deren Bürger am Bestande des Persischen Reiches kein innerliches Interesse hatten. Alexander erschien ihnen in mancher Hinsicht als Befreier. So fanden sich denn in Sidon nach und nach gegen 200 phönikische, rhodische, kilikische und namentlich cyprische Dreiruderer ein, deren Admirale sich dem makedonischen Könige zur Verfügung stellten. Von Sidon führte Alexander die stattliche Flotte gegen Tyros heran, dessen beide Häfen nunmehr völlig blockiert wurden; mit ihrer Hilfe gelang es auch, den Damm bis zur Stadtmauer vorzuschieben und die Belagerungsmaschinen gegen die an manchen Stellen 45 m hohe Mauer in Thätigkeit zu setzen. Die Ausfälle der Belagerten wurden mit Erfolg zurückgewiesen; endlich gelang es auch, an der Südseite der Stadtmauer Bresche zu legen. Den ersten Sturm schlugen die mit echt semitischer Verzweiflung fechtenden Tyrier zurück, aber drei Tage später, im Juli 332 v. Chr., drang das makedonische Fußvolk über zwei Fallbrücken, die von zusammengekoppelten Schiffen nach der Bresche hinübergelassen wurden, in die Stadt ein, und zugleich eroberte die Flotte die Häfen. 8000 Menschen fielen dem Blutbade zum Opfer, 30000 Gefangene wurden als Sklaven verkauft, und nur eine geringe Anzahl, die sich mit dem Könige Azemilkos in den Tempel des Herakles geflüchtet hatte darunter eine Gesandtschaft aus Karthago, wurde begnadigt. Auf Karthago ging nunmehr der tyrische Welthandel im Westmeere über, während im Osten insbesondere Alexandreia (s. S. 17) diese Erbschaft antrat.



10. Plan von Tyros. Nach Kiepert.

Sieben Monate hatte Alexander vor der hartnäckigen Inselstadt zugebracht. Während dieser Zeit war eine zweite Gesandtschaft des Dareios mit Friedensvorschlägen zu Alexander gekommen. Dareios bot ihm 10000 Talente Lösegeld (50000000 Mark) für die gefangenen Frauen der Königsfamilie, Freundschaft und Bündnis, wollte ihn zu seinem Schwiegersohne machen und ihm alle Länder westlich vom Euphrat abtreten. Alexander lehnte auch diese weitgehenden Zugeständnisse des Dareios ab und verlangte seine volle und unbedingte Unterwerfung. Es wird erzählt, daß Parmenion versucht habe, den König zur Annahme der vorteilhaften Angebote des Dareios zu bewegen mit den Worten: „Wenn ich Alexander wäre, würde ich um diesen ungeheuren Preis

Frieden schließen", worauf Alexander erwidert haben soll: „Auch ich, wenn ich Parmenion wäre. Aber so wenig es am Himmel zwei Sonnen geben kann, so wenig können Dareios und Alexander nebeneinander regieren."

Eroberung Ägyptens; Alexandreia; Zug ins Ammonion.

Doch folgte er ihm auch jetzt noch nicht über den Euphrat, sondern zog südwärts, um auch Ägypten seiner Herrschaft zu unterwerfen und keinen Feind im Rücken zu lassen. Auf dem Wege dorthin leistete ihm die feste Küstenstadt Gaza Widerstand, die der persische Eunuch Batis mit arabischen Söldnern eine Zeitlang tapfer verteidigte. Aber auch Gaza erlitt das Schicksal von Tyros, und Alexander gelangte auf der Küstenstraße ohne Hindernisse nach Pelusion, der ersten Stadt des fast unverteidigten Ägyptens. Denn die griechischen Söldner, die sich von der Niederlage bei Issos 8000 Mann stark unter Amyntas nach Ägypten geflüchtet und dort die Herren zu spielen versucht hatten, waren von dem Statthalter Mazakes überwältigt worden. Dieser ließ die Makedonier ohne Schwertstreich ins Land. Die Bevölkerung begrüßte Alexander als den Befreier von der harten, eigensinnigen Herrschaft der Perser, besonders als er sich zu der ägyptischen Religion und Priesterschaft, die das ganze geistige und sittliche Leben der Einwohner beherrschte, rücksichtsvoll und freundschaftlich stellte. In Memphis opferte Alexander sogar dem Apis und galt seitdem den Ägyptern als einer der Ihrigen, als Nachfolger der Pharaonen. So konnte er es wagen, griechisches Wesen in höherem Maße in dem geheimnisvollen Nillande einzuführen, als es bis dahin geschehen war: er veranstaltete griechische Wettkämpfe und musische Darstellungen, zu denen die bedeutendsten Schauspieler, Athleten und Künstler aller Art aus Griechenland herbeigezogen wurden. Vor allem aber lag dem weitschauenden Könige daran, den See- und Handelsverkehr zwischen seiner griechischen Heimat und dem reichen Ägypten zu heben und zu sichern und die unerschöpflichen Hilfsquellen des Nillandes hellenischen Einwanderern zu eröffnen. Eine teilweise Hellenisierung sollte es zugleich zu einem brauchbaren Gliede des von Alexander geplanten Weltreiches umgestalten. Allen diesen Zwecken suchte er zu dienen durch eine Stadtgründung, die für die Geschichte der alten Welt die größte Wichtigkeit erlangt hat, durch die Gründung von Alexandreia.

Er fuhr von Memphis aus mit seiner Garde und leichtgewaffneten Truppen den Nil hinunter nach Kanobus und dann an der Meeresküste westwärts nach dem Flecken Rhakotis. In dessen Nähe auf der Nehrung zwischen dem haffartigen Mareotissee und dem Meere, da wo der Küste die bereits in den Homerischen Gesängen erwähnte Insel Pharos vorliegt, ließ er die Stadt abstecken, die vorzugsweise von Makedoniern und Griechen besiedelt wurde.

Von Ägypten aus unternahm Alexander auch seinen berühmten Zug zum Heiligtum des Ammon Zeus, das viele Tagereisen südwestwärts von Alexandreia in einer grünen Oase (jetzt Oase Siwah) der starren libyschen Wüste lag. Dort befand sich im Schatten hoher Palmen der Tempel des geheimnisvollen Gottes, den die Griechen — denn auch zu ihnen war längst sein Ruf gedrungen — Zeus Ammonios, die Ägypter Ammon Ra, d. h. Gott des Lebens, nannten. Zu diesem Tempel zog Alexander mit einer Schar seiner Leichtbewaffneten, indem er bis Paraitonion die Meeresküste benutzte, dann sich südwärts wendete, ohne sich durch die glühende Hitze und den wirbelnden Sand, der den Pfad verwehte, aufhalten zu lassen.

Was wollte er dort, was war der Zweck dieser gefahrvollen Unternehmung, die die Ausführung seiner größeren Pläne zu hemmen schien? Diese Frage wird wohl ewig ein Rätsel bleiben, da schon in Alexanders Zeit sich ein bunter Kranz von Legenden um diese Wallfahrt herumgelegt hat. Sicherlich war der Zweck kein mili-

tärischer, schwerlich auch bloße romantische Abenteuerlust oder Neugierde, sondern vielleicht zog den kühnen Helden irgend eine ihm zu teil gewordene Verheißung oder Weissagung — war doch seine Mutter eine dem Orpheus- und dem Bakchoskult ergebene Schwärmerin — wie sie so oft im Leben großer Menschen des Altertums und auch bei späteren eine Rolle spielt. Oder wollte er sich über seine weiteren Schicksale Orakel holen und seinen Weltherrschaftsplänen vor dem entscheidenden Zuge ins innere Asien eine göttliche Weihe verleihen und zwar mit Hilfe einer Gottheit, die seinen Hellenen und den Orientalen gleich ehrwürdig war? Soviel scheint sicher zu sein, daß ihn das Haupt der Ammonspriesterschaft als den „Sohn des Gottes" begrüßte, und daß der Gott auf Alexanders Frage, ob er seinen Vater genügend gerächt habe, durch den Priester antwortete: Zeus Ammonios sei sein Vater. Sicher ist auch, daß Alexander sich seit dieser Zeit zunächst wohl nur in Anlehnung an den griechischen Heroenkultus, später freilich, wie wir sehen werden, in ganz anderm Sinne als „Gottessohn" feiern ließ. So ward denn unter dem glühenden, die Phantasie erhitzenden Himmel der libyschen Wüste durch einen zunächst von Alexanders Umgebung

11. Zeus Ammon. Revers einer Bronzemünze von Alexandreia.

Der Gott ist auf einem Widder sitzend dargestellt, mit dem Zepter in der Hand und den Scheffel auf dem Haupt. Vor dem Widder ist ein Altar.

und vielleicht auch von ihm selbst symbolisch aufgefaßten Priesterspruch der erste Keim gelegt zum Abfall des jungen Helden vom hellenischen Begriff des Königs, der immer ein Mensch bleibt, zum orientalischen, der Könige und Götter identifiziert.

Aus Ammonion kehrte Alexander auf geradem Wege nach Memphis zurück, wo er die unterdes eingetroffenen Verstärkungen ins Heer einstellte und die Verwaltung Ägyptens regelte. Die Garnisonen der Festungen wurden unter zwei makedonische Strategen, die Flotte unter einen Nauarchen, die Zivilverwaltung und Steuererhebung unter zwei Ägypter gestellt. Dann brach er im Frühjahr 331 v. Chr. mit dem Heere nach Tyros auf. In oder bei den Ruinen der Stadt verweilte er einige Zeit, brachte dem tyrischen Herakles ein großes Opfer dar mit Wettkämpfen aller Art nach griechischer Weise, empfing die Huldigungsgesandtschaften der griechischen Staaten, darunter eine der Athener, die auf dem heiligen Staatsschiffe (Paralos) gekommen war, um die früher verdächtige Haltung wieder gutzumachen, regelte die Verwaltung der Satrapien Asiens aufs neue und zog dann mit etwa 40000 Mann Fußvolk und 7000 Reitern nach Thapsakos, der Übergangsstelle über den Euphrat.

Die Schlacht bei Gaugamela (331 v. Chr.).

Unterdessen hatte Dareios in dem bitteren Gefühle, daß er nicht einmal im stande gewesen war, die Mutter, seine Gattin Stateira und die Kinder aus der Hand des unwiderstehlichen Siegers zu lösen, gerüstet mit all der Thatkraft, deren er fähig war.

Alexanders Verhältnis zu der gefangenen Königsfamilie gab einigen seiner Geschichtschreiber, namentlich dem Onesikritos und dem Kleitarchos, Stoff zu romantischen Ausschmückungen, die für die Legendenbildung, die Alexanders Person und Thaten schon bei seinen Lebzeiten

umgab, charakteristisch sind. Stateira soll bei ihrer Gefangennahme ein Kind von Dareios unter dem Herzen getragen haben. In der Gefangenschaft ist sie dann, so wird berichtet, an den Geburtswehen gestorben. Mit der Trauerbotschaft kommt ihr Eunuch Tireus zu Dareios; dieser jammert laut, daß er die geliebte Gemahlin verloren habe, die nun wohl auch des ehrlichen Begräbnisses entbehre. Aber Tireus erzählt, Alexander habe die Leiche der Königin mit persischem Gepränge bestatten lassen und dabei Thränen vergossen. Dareios forscht weiter, ob die Gattin ihm treu geblieben sei, oder ob sie von Alexander Unwürdiges geduldet habe. Da fällt ihm Tireus zu Füßen und bittet seinen Herrn, sich nicht des einzigen Trostes im Unglücke zu berauben, des Trostes, daß ihn einer besiegt habe, der höher sei als die Sterblichen; Stateira sei keusch und treu gestorben und Alexanders Tugend noch größer als sein Mut. Da betet Dareios zu den Göttern: „Gewährt mir, mein Reich wieder aufzurichten, damit ich als Sieger dem Makedonier vergelten kann, was er den Meinen Gutes gethan hat; soll ich aber nicht länger Asias König sein, so gebt die Tiara des großen Kyros keinem andern als dem Alexander."

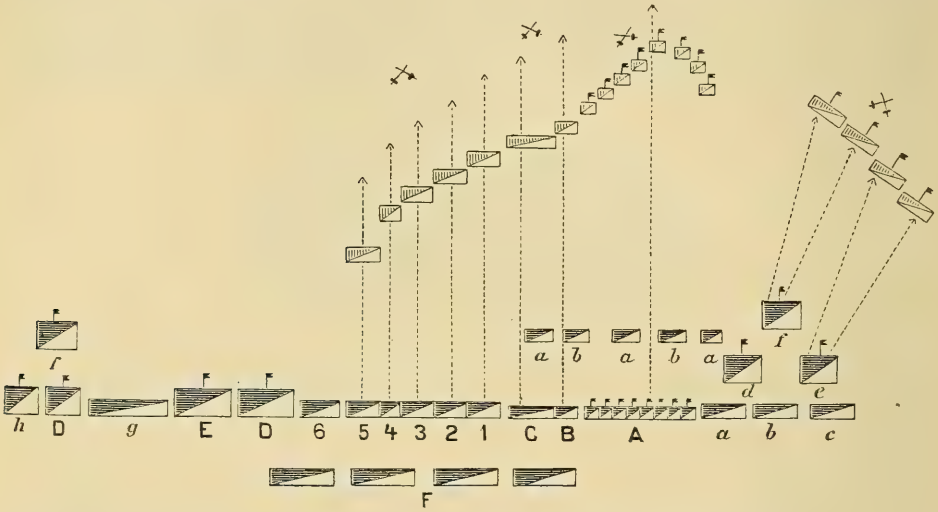
Alle Länder und Völker seines noch immer riesenhaften Reiches vom Euphrat bis zum Indos, vom Aralsee bis zum Indischen Ozean, hatten ihre besten Krieger gestellt: eine Million Streiter hatten sich in Babylon, dem Hauptwaffenplatze des Dareios, versammelt. Dazu kamen auch jetzt noch hellenische Söldner, Elefanten und zahlreiche Sichelwagen. Als Alexander den schlechtverteidigten Euphratübergang bei Thapsakos

12. Münze eines Satrapen.

Auf dem Avers der Kopf des Satrapen, der mit der orientalischen Tiara, etwa nach Art des arabischen Turbans, bedeckt ist, auf dem Revers der Satrap in Anbetung vor einem Feueraltar stehend, im Felde rechts ein Feldzeichen; unter dem Bilde eine aramäische Inschrift, in der man den Namen des Satrapen „Phahaspes" hat lesen wollen.

erreichte, lagerte Dareios östlich vom Tigris bei Gaugamela (Plateau von Kermelis) in einer großen Ebene, die zur völligen Entfaltung seiner Streitkräfte genügenden Raum bot. Die Arsenale und Proviantmagazine befanden sich östlich vom Lykosflusse (Zarb el Kebir) in Arbela (Erbil). Alexander zog vom Euphrat aus erst nordwärts, dann am Rande der kühleren armenischen Berge hin ostwärts. Als er auch den Tigris überschritten hatte und seinen Truppen einen Rasttag gewährte, trat eine große Mondfinsternis ein: es war der 20. September 331 v. Chr. Vier Tage später erfuhr er von einigen gefangenen persischen Reitern Stellung und Stärke des Königs. Am Morgen des 30. September war Alexander auf dem Rande einer Hügelkette angekommen (bei Börtela) und erblickte vor sich, etwa in der Entfernung einer Stunde, die langgedehnten Linien des feindlichen Heeres. Sofort berief er den Kriegsrat und legte ihm die Frage vor, ob er gleich angreifen solle. Da riet Parmenion, dem ermüdeten Heere zuvor einen Rasttag zu gewähren und unterdessen das Schlachtfeld zu rekognoszieren. Alexander trat dieser Meinung bei, und so erwartete denn Dareios einen ganzen Tag lang vergebens den Angriff der Makedonier; nur eine Reiterschar kam von den Hügeln herab, untersuchte, ob das Schlachtfeld etwa heimliche Gruben oder eingerammte Pfähle berge, was nicht der Fall war, und zog sich nach diesem Rekognoszierungsritt wieder zurück. Auch während der folgenden Nacht blieb die Armee des Dareios, der einen nächtlichen Überfall besorgte, zum Schaden ihrer Kraft in Waffen stehen, während Alexander seinen Soldaten ein kräftiges Abendessen und genügende Ruhe gewährte, ja sogar selbst sich eines festen Schlafes erfreute. Unterdessen ritt

König Dareios über die weite Steppe an den ausgedehnten Linien seiner Völker entlang und suchte sie durch den ruhigen Ausdruck seines Angesichts, durch Gruß und Zuruf zum Kampfe zu begeistern. Der folgende Morgen, der 1. Oktober, sah eine der großartigsten und folgenschwersten Schlachten der Weltgeschichte. Mit der Front gegen Osten stand Alexanders kleines, aber trefflich gerüstetes Heer: auf dem rechten Flügel die acht Ilen der makedonischen Reiter, im Zentrum die Hypaspisten und sechs Taxen der Phalanx, auf dem linken Flügel die zwei übrigen Taxen der Phalanx und die bundesgenössische Reiterei, besonders die Thessaler. Da aber Alexanders Schlachtlinie im Vergleich zur persischen so kurz war, daß die Gefahr einer Überflügelung fast unvermeidlich schien, hatte er hinter dem ersten Treffen ein zweites aufgestellt. So stand hinter seinem Zentrum das bundesgenössische Fußvolk mit der Weisung, im Falle der Not gegen Rückenangriffe kehrt zu machen; hinter dem rechten Flügel standen



13. **Aufmarsch und Angriff Alexanders bei Gaugamela am 1. Oktober 331 v. Chr.**
Nach Müllers „Handbuch der klass. Altertumswissenschaft".

A Acht Ilen Hetärenreiterei. B, C Hypaspisten mit ihrem Agema. 1—6 Abteilungen der Pezetären. D Griechische Reiterei. E Thessalische Reiterei. F Reserve. a, b Agrianer und Bogenschützen. c Söldnerveteranen. d e Päonische Reiter und Sarissaphoren. f Söldnerreiterei. g Thraker. h Odrysische Reiter.

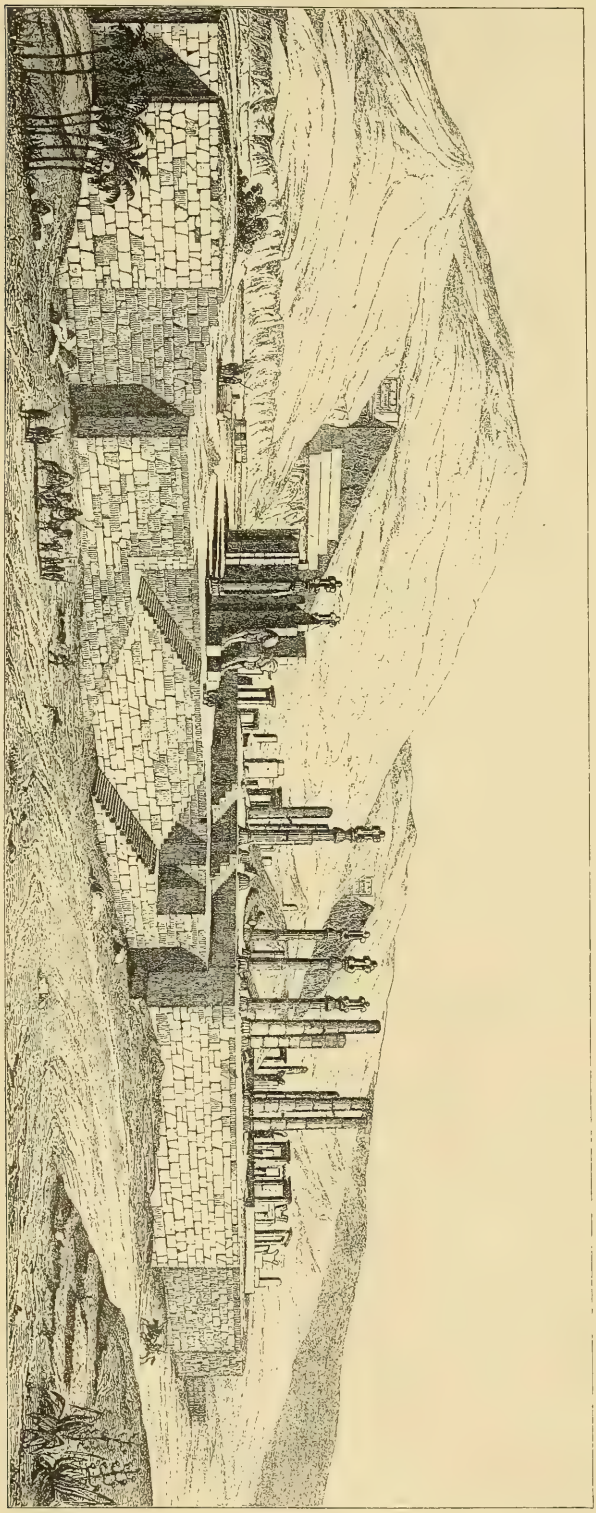
Zwischen 5 und 6 entsteht beim Angriffe eine Lücke, durch welche die Perser eindringen, aber von der Reserve F niedergemacht werden.

die Söldner, ein Teil der Bogenschützen und Agrianer, söldnerische und bundesgenössische Reiterei, hinter dem linken Flügel thrakisches Fußvolk und söldnerische Reiterei. Die Reserven zu diesem Flügel sollten sich mit einer Viertelschwenkung zu Defensivhaken formieren. Die wichtigsten Punkte, von denen die entscheidenden Vorstöße im rechten Momente ausgehen mußten, waren natürlich die Spitzen des linken und des rechten Flügels: dort hielten der in Schlachten ergraute Parmenion und der jugendlich feurige, aber doch auch schon besonnene Alexander. Seine ganze Stellung reichte südwärts nur so weit wie das aus hellenischen Söldnern und den auserlesensten Persern gebildete Zentrum des Dareios, wurde also vom ganzen linken Flügel der Perser, auf dem unter dem Satrapen Bessos die Völker des Nordens (Baktrier, Sogdianer, Massageten) standen, überragt. Unter solchen Umständen ließ Alexander seinen rechten Flügel nicht geradeaus, sondern schräg, halb rechts gewendet, vorrücken, und zwar nicht gleichzeitig, sondern die einzelnen Abteilungen nacheinander, so daß sie schließlich staffelförmig zu einander standen. Der dagegen losgelassene Angriff von

100 Sensenwagen erwies sich als ungefährlich, da die Pferde und Knechte verwundet wurden, ehe die Sensen Schaden anrichten konnten. Gefährlicher war der Versuch des Dareios, Alexanders Flügelspitze mit baktrischen und skythischen Reitern umgehen und den Flügel so von rückwärts eindrücken zu lassen. Nur mit Mühe bestehen die für diesen Fall bereitgestellten Bogenschützen und Agrianer, die griechischen und päonischen Reiter den Ansturm der skythischen Panzerreiter, da versucht Dareios der schrägen Angriffsstellung Alexanders durch eine Schiebung seiner Massen nach links zu begegnen und läßt immer neue Reitermassen vom linken Flügel abschwenken, um die Makedonier im Rücken zu fassen. So entsteht, weil das Linksrücken des schwerfälligen persischen Zentrums nicht präzis vor sich geht, auf einen Augenblick eine schmale Lücke zwischen linkem Flügel und Zentrum: in diese Lücke wirft sich Alexander mit seiner makedonischen Adelsreiterei, er selbst an der Spitze der Ile des Kleitos, und zugleich rückt auch die Phalanx mit furchtbarem „Alala" im Sturmschritt vor. So wird die persische Aufstellung an einer Stelle zersprengt, die persischen Garden, die den Wagen des Dareios umstehen, weichen vor dem starrenden Speerwalde der Makedonier zurück, bald ist der König selbst in Gefahr, einige Augenblicke des Schwankens, und er gibt den Tag verloren und erreicht mit Mühe und Not, von den hinter ihm flüchtenden Persern gedeckt, das mehrere Stunden jenseit des Lykos gelegene Arbela. Während durch Alexanders Feldherrnkunst das furchtbare Zentrum der Perser zersprengt und auch ihr linker Flügel trotz anfänglicher Erfolge mit in die Niederlage verwickelt wurde, hatte Alexanders linker Flügel unter Parmenion eine Zeitlang in großer Gefahr geschwebt: er war von einer dichten Wolke parthischer und indischer Reiter umhüllt gewesen, Inder und Perser hatten zwischen Parmenions Flügel und dem makedonischen Zentrum hindurch sich sogar auf das makedonische Lager geworfen und die Bedeckungsmannschaft überwältigt. Aber noch ehe Alexander zu Hilfe kam, hatte das zweite Treffen des Zentrums das Lager wiedererobert, und auch Parmenion hatte sich, dank der glänzenden Tapferkeit der thessalischen Reiterei, herausgehauen und den rechten persischen Flügel geworfen. Nunmehr erst begann die Verfolgung: Parmenion erstürmte das feindliche Lager am Bumodos, Alexander selbst kam bei sinkender Nacht bis an den Lykosfluß, wo längst schon die Brücke unter der Last der Flüchtenden zusammengebrochen war. Hier gönnte Alexander den Seinen kurze Rast: aber um Mitternacht beim Mondenlicht ging es weiter nach Arbela, wo er den Dareios zu fangen hoffte. Man fand wohl seine Schätze, aber er selbst war bereits mit einigen eilig zusammengerafften Reiterscharen ostwärts in der Richtung nach den medischen Pässen entwichen, um Ekbatana zu erreichen. Von ihm war nichts mehr zu fürchten: das Königshaus der Achämeniden hatte nach dem Bewußtsein der Unterthanen aufgehört zu regieren.

Alexander in Persepolis

Das ungeheure Reich war jetzt wieder ein buntes Nebeneinander von Landschaften und Völkern, in denen sich schon der Sondertrieb wieder zu regen begann, und es kam nun darauf an, ob es dem kühnen Sieger gelingen würde, aus dem Chaos ein neues Reich zu organisieren. Dieser zog zunächst südwärts, hielt, ohne daß ein Versuch zum Widerstande gemacht worden wäre, in Babylon, der sagenumwobenen Riesenstadt der Semiramis, seinen Einzug, gönnte hier seinem Heere inmitten der ihm ganz neuen orientalischen Welt einen Monat der Rast und des Genießens; dann eilte er nach Susa, wo er 50000 Talente in Silber (235 Millionen Mark) im Schatze vorfand; von hier aus trat er noch im Winter 331/330 v. Chr. den Marsch nach Persien an; er gewann durch eine äußerst gefahrvolle Umgehung der von einem versprengten persischen Korps unter Ariobarzanes besetzten persischen Pässe die Straße nach Persepolis und Pasargadä und schließlich diese Orte selbst, die ältesten Hauptsitze der persischen Königsmacht. In Pasargadä stand zwischen den ältesten Königspalästen



14. Die Ruinen der Königspaläste von Persepolis. Nach Dieulafoy.

Dareios' Tod.

das einfache Grab des Kyros. In Persepolis thronten der Palast, der Säulenhof und das Grab des Dareios Hystaspis, und seine Nachfolger hatten neue Paläste und neue großartige Königsgräber hinzugefügt: hier war die Majestät des persischen Großkönigtums in Stein und Bild verkörpert, und indem Alexander diese idealen Mittelpunkte des Reiches in seiner Hand hielt, erschien er den Völkern als der rechtliche Nachfolger der Achämeniden. Aber ehe er an den Wiederaufbau des Reiches Hand legte, hatte er als Hellene einen symbolischen Akt der Vergeltung zu üben: er schleuderte mit eigner Hand die Brandfackel in das Zederngetäfel des kostbarsten der Paläste zu Persepolis und sühnte dadurch all das schwere Leid, das Dareios und Xerxes und deren Nachfolger über Makedonien und Hellas gebracht hatten.

Den Winter über — etwa vier Monate lang — blieb Alexander in der Landschaft Persien. Als die gute Jahreszeit gekommen war, machte er sich auf, um auch Medien, das nördlich von Persien, zwischen dieser Landschaft und dem Kaspischen Meere liegt, und womöglich auch Dareios' Person in seine Hand zu bekommen. Dareios' Mut war gebrochen: er dachte nicht mehr ernstlich an Widerstand und hatte auf die Nachricht von Alexanders Herannahen seinen Hofhalt bereits von Ekbatana nach Ragai, an der Straße nach dem Partherland und Baktrien, vorausgeschickt. Als sich dann

Alexander der medischen Hauptstadt nahte, war Dareios selbst mit seinen Schätzen, dem persischen Adel, den er noch um sich hatte, und den Resten seines Heeres in derselben Richtung entflohen. So nahm Alexander Ekbatana ohne Widerstand. In diese Stadt sollte jetzt Parmenion den gesamten Schatz Alexanders überführen, und Harpalos sollte ihn mit 6000 Makedoniern bewachen. Mit den übrigen Truppen eilte Alexander dem fliehenden Dareios nach, und zwar mit einer so rastlosen Geschwindigkeit, daß Rosse und Reiter erschöpft an den Seiten des Weges liegen blieben. In elf Tagen erreichte er Ragai (unweit des heutigen Teheran); nach fünftägiger Rast ging es weiter, denn Dareios hatte unterdessen die kaspischen Thore passiert: er war in der Hand seiner Satrapen, denen er schon seit längerer Zeit unwürdig schien, die Tiara zu tragen. In Thara kam die Meuterei zum Ausbruch: sein Verwandter Bessos, der Satrap von Baktrien, und mit ihm Nabarzanes,

15. Bild eines baktrischen Reiters auf einer Münze.

Die griechische Inschrift bezeichnet die Silbermünze als eine des „Azou basileos basileon megalou", des Großkönigs der Könige Azes, der etwa um 150 v. Chr. regiert haben mag. Der hier abgebildete Avers stellt den König selbst dar zu Pferde mit einer Lanze bewaffnet. Der Revers trägt ein Standbild Jupiters und eine indische Inschrift.

Barsaentes und andre überfielen den König nachts in seinem Zelte und schleppten ihn am andern Tage gefesselt auf seinem Wagen mit sich fort. Die königstreuen Perser wie der greise Artabazos und die griechischen Söldner flüchteten sich ins Gebirge, andre suchten die Gnade Alexanders. Diesen beflügelte die Kunde von dem, was geschehen war, zu immer größerer Eile. Als ihm die Truppen eines Abends nicht mehr folgen konnten, machte er 500 Fußgänger auf den Pferden der makedonischen Adelsreiterei beritten und jagte mit ihnen auf einem kürzeren Wege die wasserlose Heide ostwärts die ganze Nacht hindurch. Nur eine kleine Anzahl hielt bei ihm aus: am Morgen traf er unvermutet auf den Zug des Bessos. Von Schrecken betäubt, sprengten die Hochverräter auseinander, Bessos aber und Barsaentes durchbohrten zuvor den wehrlosen König. Er war schon tot, als Alexander zu dem Wagen heranritt: tiefbewegt von diesem furchtbaren Wechsel des Geschickes, breitete Alexander seinen Purpurmantel über den Toten und ließ die Leiche zu ehrenvollem Begräbnis nach Persepolis senden, wo Sisygambis, des Königs Mutter, den Sohn zur Ruhe bestattete.

Alexander als Herr des Persischen Reiches.

Als Alexander in die Ursitze der persischen Königsgewalt zu Persepolis die Brandfackel schleudern konnte, war der ursprüngliche Zweck seiner Heerfahrt, wie er auch seinem Vater Philipp vorgeschwebt hatte: Rache an den Persern und Sicherung der europäischen und asiatischen Griechen, im vollsten Umfange erreicht. Daß auch Alexander selbst sich dieser Auffassung nicht verschloß, geht daraus hervor, daß er im nächsten Frühjahre von Ekbatana aus die bundesgenössischen Kontingente der Hellenen in die Heimat entließ. Aber er selbst kehrte nicht heim und dachte wohl auch kaum daran. Denn er war während der vier Jahre seiner Abwesenheit von der Heimat ein andrer geworden, und zwar nicht nur durch die naturgemäße Weiterentwickelung, die ein junger Mann vom 22. bis zum 26. Jahre durchzumachen pflegt, sondern ein andrer

durch die Macht der Verhältnisse. Was ihm ehedem als das wichtigste erschienen war, die Frage, ob er die von seinem Vater mühsam errungene, führende und gebietende Stellung über Hellas werde behaupten können, lag hinter ihm als eine selbstverständliche Gewißheit, unbedeutend im Vergleich zu den Riesenaufgaben, deren Erfüllung Gegenwart und Zukunft von ihm zu heischen schienen. Als ihm im Winter 331/330 v. Chr. die Kunde von dem großen Siege gebracht wurde, den sein in Makedonien zurückgelassener Statthalter Antipatros bei Megalopolis (Herbst 331) über die wider Alexander empörten Spartaner erfochten hatte — die Spartaner und ihre Verbündeten hatten 5300 Mann, Antipatros 3500 Mann verloren — sprach Alexander verächtlich von einem „Mäusekrieg". In der düsteren Glut der brennenden Paläste von Persepolis sah er nicht nur den Abendschein eines erfüllten und darum untergehenden Zeitalters, sondern auch das Morgenrot einer neuen, größeren Zeit, und das Gestirn des neuen Tages war er selbst, Zeus-Helios, so hatten ihn die Priester in Ammonion genannt. Konnte er, da die alte Schmach nunmehr gerächt war, den Völkern des Ostens nicht auch ein Ordner und ein Vater werden? Dem Könige Philipp hatte wohl auch der Gedanke an ein beträchtlich vergrößertes makedonisch-hellenisches Reich vorgeschwebt, aber es war doch immer ein Reich von hellenischem Charakter gewesen und auch in seinen kühnsten Entwürfen war er makedonischer König geblieben: Alexanders Blicke richteten sich jetzt von der national umgrenzten und deshalb sicheren Basis eines makedonischen Königtums auf eine unbegrenzte Weltherrschaft, die, als seine späteren Pläne auch den Westen mit einschlossen, keine andern Schranken kannte als die bewohnte Erde überhaupt. Wir stehen bewundernd bei dem hohen Fluge der Ideen des jugendlichen Königs, aber bei aller Bewunderung beschleicht uns die bange Sorge: wird er aus den ungemessenen Weiten seiner Entwürfe den Pfad zum praktisch Möglichen, zu einem erfüllbaren Umkreise seiner Herrscherpflichten zurückfinden, oder wird er in dem ungeheuren Raume, den er sich als Wirkungskreis gesetzt hat, sich selbst verlieren? Wird er auch auf der Höhe frei bleiben vom Schwindel des Allmachtsgefühles, oder wird er, der erste Europäer, der den Plan einer Weltmonarchie zu denken wagte, zugleich das erste Opfer dieses titanischen Gedankens werden? Wie man auch immer über Alexander urteilen mag, mag man ihn für die weitere Entwickelung seines Lebens und Strebens allein verantwortlich machen, wie es einige thun, oder mag man alle persönliche Schuld für das, was weiter geschah, von ihm abwälzen, wie es Droysen that, jedenfalls beginnt von dem Augenblicke an, wo Alexander sich zur Weltherrschaft berufen fühlt, die erschütternde Tragik seines Lebens. Wir werden im folgenden neben bewunderungswürdigen Großthaten bald auch die betrübenden Spuren einer Entartung Alexanders finden, die, in dem Konflikt der Pflichten, die an ihn herantraten, wurzelnd, sich nach und nach bis zu einem krankhaft gesteigerten „Königsgefühl" entwickelt und schließlich sein Ende beschleunigt.

Alexander in Iran, Afghanistan und Turkestan.

Noch im Sommer des Jahres 330 v. Chr., in dem Dareios ermordet wurde, trat Alexander, um Bessos zu strafen, von Hyrkanien (am Südende des Kaspischen Sees) den Marsch nach Baktrien (Turkestan) an. Er marschierte zunächst in östlicher Richtung über Susa hinaus, dann aber schwenkte er südwärts ab in die Landschaft Areia (Afghanistan), deren Satrap, Satibarzanes, sich empört hatte. Dort gründete er am Knotenpunkte wichtiger Handelswege die Stadt Alexandreia (Herat). Vor dem Areiasee (jetzt Hamunsumpf) wandte er den Zug wieder nach Osten, gründete am Fuße des Gebirges Alexandreia (Kandahar) und zog dann nordöstlich auf der Wasserscheide zwischen Indos und Areiasee hin in das Hochthal von Kabul am Fuße des Hindukusch. Dort hielt er Winterrast. Im Frühjahre 329 v. Chr. stieg er über das genannte Gebirge hinunter nach Baktra ins Gebiet des Oxos (Amu-Darja); den vor

ihm flüchtenden Bessos aber ereilte er erst in der Gegend von Markanda (Samarkand) durch Verrat. Von Markanda aus drang Alexander bis an den Jaxartes (Sir-Darja) vor, er bildete die Grenze des Perserreiches gegen die Skythen. Alexander überschritt ihn in seinem Oberlaufe, schreckte die Skythen durch die Erscheinung seines Heeres, drang aber dann nicht weiter nach Norden vor, sondern begnügte sich, am linken Ufer des oberen Jaxartes eine Alexanderstadt zu gründen als nördlichste Grenzwacht seines Reiches gegen die Barbaren.

16. Alexander der Große.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Eine bewußt idealisierende Bildung. Für den Alleinherrscher, der mit einem Fuße in Europa stand und den andern den stolzesten Reichen Asiens in den Nacken setzte, konnte sich kaum ein andrer Typus besser eignen, als jener großartige des Helios, welcher durch die rhodische Schule schon vor Chares von Lindos zur Ausführung gekommen sein muß. In dem strahlenförmig wallenden Haupthaar erscheinen die Löcher eingebohrt, in welche die sieben Strahlen eingelassen waren, die dem erhabenen Antlitze erst einen vollen Ausdruck verliehen.

Im Winter 329/328 v. Chr. residierte er in Zariaspa in Baktrien. Hier hielt er auch in persischer Weise Gericht über den Königsmörder Bessos: ihm wurden Nase und Ohren abgeschnitten, dann wurde er zu Ekbatana ans Kreuz geschlagen. Der nächste Sommer verging mit unaufhörlichen Kämpfen gegen die selbstherrlichen Gelüste der baktrischen und sogdianischen Großen, der sogenannten „Hyparchen", die einen ziemlich selbständigen Lehnsadel des Perserreiches gebildet hatten und sich dem Eroberer nicht fügen wollten. Unter beständigen Gefahren für sein Leben brach Alexander die Burgen dieser trotzigen Herren; die Kämpfe mit ihnen ruhten auch im Winter 328/327, als der König zu Nautaka Rast hielt, nicht ganz: noch ehe der Frühling

gekommen war, stand er mitten in Schnee und Eis vor der Felsenburg des Oxyartes, die uneinnehmbar schien. Aber 300 seiner Tapfersten erstiegen bei Nacht einen über die Burg hervorragenden Felsen und bedrohten nun die Belagerten von oben. Da kapitulierten die Verteidiger, und Alexander zog in die Burg ein. Dort fand er außer vielen Frauen und Töchtern der sogdianischen Edlen auch Roxane, des Oxyartes Tochter. Sie war das erste Weib, das das Herz des Heldenkönigs gewann: in Baktra feierte er seine Vermählung mit der „Rose des Ostens." Der Kampf ruhte aber darum nicht. Besonders schwierig gestaltete sich die Belagerung der Burg des Chorienes im Lande der Paraitakenen; aber auch hier siegten schließlich sein unbeugsamer Wille und die makedonische Tapferkeit.

Einzelne Bilder, von denen uns die Berichterstatter nur zu wenige bewahrt haben, erinnern uns an Napoleons Feldzug in Rußland. „In den unwegsamen Waldschluchten, durch die der Weg zur Burg des Chorienes führte, lag noch der tiefe Schnee; häufige Regenschauer, Glatteis, furchtbare Gewitter machten die Märsche noch beschwerlicher. Das Heer litt an dem Notwendigsten Mangel, viele blieben erstarrt liegen; des Königs Beispiel, der Mangel und Mühsal mit den Seinen teilte, hielt allein noch den Mut der Truppen aufrecht; es wird erzählt, daß der König, als er abends am Biwakfeuer saß, sich zu erwärmen, und einen alten Soldaten von Kälte erstarrt und wie bewußtlos heranwanken sah, aufstand, ihm die Waffen abnahm und ihn auf seinem Feldstuhl beim Feuer niedersitzen ließ; als der Veteran sich erholt hatte, seinen König erkannte und bestürzt aufstand, sagte Alexander heiter: „Siehst du, Kamerad, auf des Königs Stuhl zu sitzen, bringt bei den Persern Tod, dir hat es das Leben wiedergegeben." (Nach Droysen.)

Die Frage, warum wohl Alexander soviel Zeit und Mühe darauf verwendete, gerade diese Nordmarken seines Reiches so gründlich wie möglich zu unterjochen und auch wiederum mit seiner Herrschaft auszusöhnen, muß wohl so beantwortet werden, daß Alexander in den Baktriern und Sogdianern die eigentliche kriegerische Kraft seines neuen Reiches fand; sie boten ihm, richtig organisiert, ein vortreffliches Material für die Vermehrung und Ergänzung seiner Armee; den Baktriern und Sogdianern mußte auch naturgemäß der Schutz der nördlichen Reichsgrenzen gegen die schweifenden Stämme der Wüsten und Steppen übertragen werden; ferner waren diese Landschaften im Altertume, wie es scheint, viel besser angebaut und darum wertvoller als heute, wo sie in viel größerer Ausdehnung der Versandung anheimgefallen sind, und endlich führten aus diesen Gegenden schon damals wichtige Handelsstraßen ins innere Hochasien.

Organisation des Reiches.

In den drei Jahren seines Aufenthaltes im Norden muß auch die Organisation seines Reiches beträchtliche Fortschritte gemacht haben, obwohl sich das einzelne leider zu sehr unsern Blicken verbirgt. Für die Stellung der europäischen Griechen zum Könige blieben zunächst die korinthischen Verträge maßgebend, doch suchte Alexander später (s. S. 35) willkürlich ihre Autonomie zu beseitigen. Für die ehedem persischen Landschaften wurde im großen und ganzen auch die persische Reichs- und Steuerordnung, also auch die Teilung in Satrapien beibehalten. Zu Satrapen ernannte Alexander vorzugsweise Makedonier, in einzelnen Fällen auch Perser; die Befehlshaber der Truppen und die Steuerdirektoren — so z. B. Philoxenos, der die Steuererhebung diesseit des Tauros leitete — standen den Satrapen selbständig gegenüber. Dadurch und durch andre Kontrollmaßregeln hielt Alexander die Satrapen in strafferer Abhängigkeit vom Willen des Königs, als es unter dem persischen Regimente geschehen war. Etwas Neues waren die Gründungen der zahlreichen Alexanderstädte — etwa 70 werden erwähnt — auch in Gegenden, die bis dahin noch keine städtische Entwickelung aufzuweisen hatten. Sie erfolgten in erster Linie, um die Herrschaft des Königs zu stützen, den Handel und damit die Einkünfte des Landes zu heben; naturgemäß wurden aber auch manche von diesen Städten, wenn sie günstig gelegen waren, Mittelpunkte einer gewissen Hellenisierung, doch darf man sich diese nicht als sehr tiefgehend vorstellen.

Am meisten veränderte sich unter den neuen Verhältnissen das Gepräge des höfischen Lebens. Die einfachen Formen des makedonischen Militärkönigtums schienen dem neuen Großkönige, besonders seit dem Tode des Dareios, nicht mehr zu genügen. Er selbst erschien in dem prunkvollen medischen Königskleide mit dem Diadem auf der Stirn und umgab sich mit Großwürdenträgern, Eunuchen, Palastwächtern und führte zunächst für die großen Empfänge und Audienzen das orientalische Hofzeremoniell ein, dessen Wesen in der kniefälligen Verehrung des Herrschers, in der sogenannten „Proskynesis", bestand. Später, nach der Rückkehr aus Indien, wurde auch das persische Amt der Chiliarchie (eigentlich das Kommando über die 1000 Leibwächter) eingeführt, ein Amt, das etwa dem eines Premierministers entsprach. Schmeichler und Schmarotzer trieben den König an, auf dieser bedenklichen Bahn, die er zuerst durch die Annahme der Sohnschaft des Zeus Ammon betreten hatte, weiter fortzuschreiten. Vermutlich wurde Alexander zu diesem orientalischen Zeremoniell und zu der orientalischen Auffassung seines Königtums nicht nur durch die Rücksicht auf seine asiatischen Unterthanen, sondern auch durch persönliche Eitelkeit verführt.

Das neue Königtum und der Hof.

17. Silbermünze (Vierdrachmenstück) Alexanders des Großen.
Original im Britischen Museum zu London. Auf der Vorderseite Herakles, auf der Rückseite der thronende Zeus

Begreiflicherweise bildete sich dagegen unter seinen Generalen eine Opposition aus, die namentlich von den älteren Heerführern wie Parmenion, aber auch von einzelnen Philosophen, die ihn begleiteten, geleitet wurde; und die Art, wie sich Alexander der unbequemen Mahner entledigte, zeigt deutlich, wie der Allmachtsschwindel in dem hochbegabten Schüler des Aristoteles die sittlichen Begriffe zu verwirren begann. Zunächst wurde Parmenion, der hervorragendste Vertreter der Philippischen Tradition, aus dem Heer- und Hoflager nach Ekbatana entfernt (s. S. 23). Dann entlud sich Alexanders Groll in sehr unedler Weise gegen Parmenions Sohn Philotas, den Hipparchen der Adelsreiterei. Er hatte dem Alexander, um nicht als lästiger Warner zu erscheinen, während das Heer im Herbst 330 v. Chr. im Drangianerlande rastete, von einer Verschwörung einiger Edlen keine Mitteilung gemacht. Alexander bezichtigte ihn der Mitschuld, ließ ihn foltern und nach dem erzwungenen Geständnis vor versammelter Heeresgemeinde mit den Lanzen durchbohren. Weit schlimmer war die Ermordung Parmenions. Ein Eilbote Alexanders trug den geheimen Befehl dazu an zwei Offiziere nach Ekbatana, die unter Parmenion standen. Als Parmenion im Schloßgarten spazieren ging, übergaben ihm die beiden Beauftragten einen Brief Alexanders, und während er ihn las, stießen sie ihn nieder. Sein Kopf wurde an Alexander geschickt, den Leib bestatteten seine Soldaten nicht ohne Murren und Klagen.

Opposition der Makedonier; die Hinrichtung des Philotas, Ermordung des Parmenion und des Kleitos.

Als im Jahre 328 v. Chr. Alexander in Samarkand rastete, geschah es, daß ihn beim Gelage die Schmeichler, die den König umgaben, rühmten, er habe Größeres vollbracht als selbst Herakles, und Philipps einziger Ruhm sei es, Alexanders Vater zu

heißen. Da sprang jener Kleitos, der dem Könige am Granikos das Leben gerettet hatte und längst schon mit stillem Ingrimm die unwürdige Vergötterung Alexanders verfolgt hatte, zornig empor, Philipps Andenken zu verteidigen, und pries alle die glücklich, die nicht die Verwandlung des Hofes in ein orientalisches Sultanat miterlebt hätten. Dann rief er dem König zu: „Diese Hand hat dich am Granikos gerettet; du aber rede, was du willst, nur lade künftig nicht freie Männer an deinen Tisch, sondern Barbaren und Sklaven, die deines Kleides Saum küssen und deinen persischen Gürtel anbeten.“ Außer sich vor Wut fuhr Alexander auf, den kühnen Sprecher zu züchtigen. Aber schon bei Anfang des Streites hatte man seine Waffen entfernt, und Kleitos wurde von den Freunden zum Saale hinausgedrängt. Vergebens befahl der König seinen Hypaspisten, den Frevler wieder herbeizuschaffen, vergebens schlug er den Trompeter mit der Faust ins Gesicht, damit er Alarm blase: niemand gehorchte, weil jeder ahnte, der König habe etwas vor, was er später bereuen werde. Da kam Kleitos zu einer andern Thür des Saales wieder herein mit neuen Hohnreden. Alexander rannte auf die nächste Wache los, entriß ihr den Speer und stieß ihn dem Freunde in die Brust, daß er tot zu Boden stürzte. Nun erst wich der Zorn und schlug in sein Gegenteil um, in Verzweiflung. Kaum hielten ihn die Leibwächter ab, sich über der Leiche des gemordeten Freundes selbst das Leben zu nehmen. Dann schloß er sich drei Tage lang mit der Leiche in sein Zelt ein und jammerte und wehklagte. Endlich beruhigten ihn die Freunde durch den Gedanken, Kleitos' furchtbares Ende sei wohl von den Göttern verhängt gewesen.

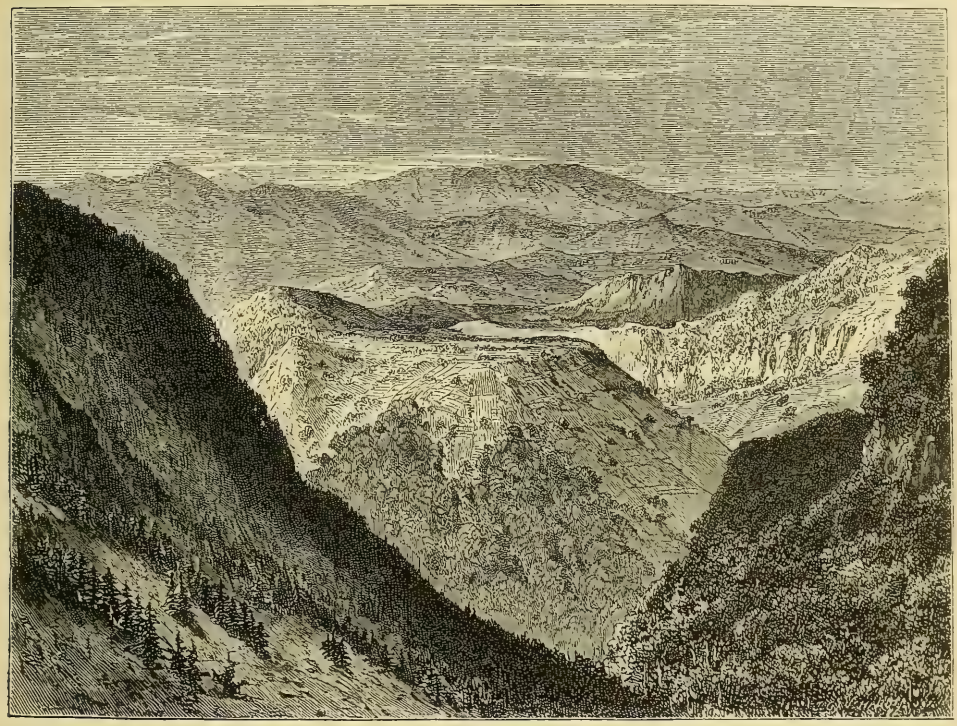
Kallisthenes und Anaxagoras; Alexander im Banne der Schmeichelei.

In noch schlimmerer Weise als Kleitos büßte seinen Freimut der Rhetor Kallisthenes, ein Neffe und Schüler des Aristoteles, den der ehemalige Erzieher dem Könige geschickt hatte, damit er seine Thaten in würdiger Form der Geschichte überliefere. Er wurde einst beim Mahle — es war nicht lange vor Beginn des indischen Feldzuges — von Alexander aufgefordert, eine Lobrede auf die Thaten der Makedonier zu halten. Als er es unter allgemeinem Beifalle gethan hatte, verlangte der König, er solle seine Kunst nunmehr dadurch beweisen, daß er gegen die Makedonier spräche und ihre Schwächen hervorhebe. Mit Eifer entledigte sich der Rhetor auch dieser Aufgabe und zwar, wie es scheint, nicht ohne treffende Schärfe, denn Alexander äußerte: „Nicht von seiner Kunst, sondern von seinem Hasse gegen uns hat uns der Olynthier einen Beweis gegeben.“ Später erlaubte sich Kallisthenes, sich offen gegen die Proskynesis auszusprechen und sie persönlich dem Könige zu verweigern. Er hoffte so den Schmeichlern, wie z. B. dem Anaxagoras von Abdera, die Alexander in unheilvoller Weise umgarnten, entgegenzuarbeiten: aber der König warf einen grimmigen Haß auf ihn, und als wieder einmal einige Edelknaben sich gegen Alexanders Leben verschworen hatten, wurde Kallisthenes der moralischen Urheberschaft angeklagt, in Ketten gelegt und während des indischen Feldzuges gefoltert und gehenkt. Seine Hinrichtung empfanden die griechischen Philosophen jener Zeit als einen Schlag ins Gesicht, zumal Alexander über das Vorkommnis an Antipatros geschrieben haben soll: „Die Edelknaben sind von den Makedoniern gesteinigt worden, den Sophisten aber will ich selbst bestrafen und auch die, die ihn zu mir geschickt haben und die in ihren Städten Verräter gegen mich aufnehmen.“ — Besser beim Könige angeschrieben waren die gewissenlosen Schmeichler; einer von ihnen war der schon genannte Anaxagoras von Abdera. Er tröstete den König nach Kleitos' Ermordung mit folgender servilen Reflexion: „Weißt du nicht, o König, daß darum die Göttin Dike (Gerechtigkeit) zur Beisitzerin des Zeus gemacht ist, weil alles, was Zeus thut, gut und recht ist? Ebenso muß alles, was der König auf dieser Welt gethan hat, zunächst von ihm selbst, dann von der übrigen Menschheit für recht erkannt werden.“

Alexanders Heerfahrt nach Indien und sein Ende.

Verschiedene Erwägungen und Stimmungen haben wohl den König zu seiner vielbesprochenen Heerfahrt nach Indien veranlaßt. Schwerlich war es bloße Abenteuerlust, die ihm von seinen schärfsten Beurteilern zum Vorwurf gemacht wird; denn schon längst hatte sich in der ganzen griechischen Welt der Wunsch geregt, den geheimnisvollen Zauber zu durchdringen, der über den Ländern am Indos und Ganges ruhte. Anderseits kann man aber auch nicht behaupten, daß die Heerfahrt nach Indien auf „einer tiefen politischen Notwendigkeit" beruht habe. So wünschenswert es auch

Der Zug an den Indos.



18. Die Berge von Mahaban (dem alten Aornos, am oberen Indos).
Nach G. Lejean, „Voyage dans le Pandjab".

dem jungen Könige Asiens sein mochte, dem neugeschaffenen griechisch-persischen Weltreiche durch neue gemeinsame Waffenthaten inneren Halt zu geben, so gab es doch in dem kaum befriedeten Riesenreiche noch viel Notwendigeres zu thun, und bei den Kriegsthaten selbst trat der orientalische Teil des Heeres, kaum ein Viertel des ganzen, vor den griechisch-makedonischen Kontingenten völlig zurück. Man könnte in dem ungestümen Vorwärtsdrängen Alexanders zu immer neuen und größeren Unternehmungen eher ein Symptom mangelnder Befriedigung über die von ihm geschaffene Lage erkennen. Wahrscheinlich wirkten aber alle diese Gründe: Lust an neuen Entdeckungen, Streben nach Kriegsruhm für das neue Weltreich und auch innere Unruhe zusammen.

Durch umfassende Rüstungen hatte Alexander im Jahre 328/327 v. Chr. in Baktrien ein Heer von etwa 90000 Makedoniern und Griechen und gegen 30000 Asiaten, namentlich aus den kriegerischen Nordprovinzen, zusammengebracht. Mit dieser stattlichen Armee brach er im Frühlinge 327 aus Baktrien auf, erreichte die von ihm gegründete

Alexanderstadt am Südabhange des Hindukusch und gelangte dann nach Nikaia. Von hier aus bildet das Felsenthal des gewaltigen Bergstromes Kophen die Eingangspforte nach Indien. Auf diesem Wege ließ er den Perdikkas und den Hephaistion mit der Hälfte des Heeres zum Indos hinabziehen, er selbst marschierte unter mancherlei Kämpfen und Beschwerden durch die wilden Bergthäler nördlich vom Kophen. Die Vereinigung beider Heeresteile sollte am Indos erfolgen. Hephaistion und Perdikkas gelangten eher an den Strom, bauten eine Brücke hinüber und hielten am rechten Ufer Winterrast. Alexander aber war noch einen großen Teil des Winters hindurch mit der Unterwerfung der streitbaren Bergstämme beschäftigt.

Taxiles und Poros.

Im Frühjahre 326 v. Chr. wurde der Indos von dem vereinigten Heere nach feierlichen Opfern überschritten. Jenseit kam man zunächst in das fruchtbare, im herrlichsten Schmucke des Frühlings prangende Duab („Zweiwasserland") zwischen Indos und Hydaspes (Vitasta), über das der König von Taxila (Takschaçila) herrschte, der aus Eifersucht gegen seinen mächtigeren Nachbar Poros (Pauru), aus dem Geschlechte der Paurara, mit Alexander verbündet war. Mit Staunen sahen Alexander und sein Heer das dicht bevölkerte, reich angebaute Land; in einem Haine vor der Hauptstadt Taxila sahen sie auch die ersten indischen Büßer. Während des Vormarsches zum Hydaspes, jenseit dessen das Reich des feindlichen Poros begann, litten die Truppen sehr unter den tropischen Regengüssen, und der Hydaspes war infolgedessen zu einem reißenden Strome von 400 m Breite angeschwollen. Längere Zeit war Alexander am Überschreiten des Stromes gehindert, zumal da Poros mit seiner ganzen Kriegsmacht ihm gegenüber Lager bezogen hatte. Endlich gelang es ihm, den wachsamen Feind zu täuschen und einige Stunden stromaufwärts den Übergang zu vollziehen. Auf dem linken Ufer entwickelte sich dann eine gewaltige Schlacht, in der namentlich die 200 Kriegselefanten des Poros sich als eine furchtbare Waffe erwiesen, da vor ihrem Geruche und heiseren Geschrei die Rosse der Makedonier sich zur Flucht wandten. Aber allmählich lernten die Makedonier, die in zerstreuter Gefechtsordnung kämpften, den gewaltigen Tieren ausweichen; vielen durchhieben sie auch mit Beilen die Fersen und machten sie dadurch kampfunfähig, so daß Alexander schließlich einen glänzenden Sieg erfocht. 20 000 Inder waren erschlagen, darunter zwei Söhne des Poros; dieser, ein Greis von majestätischer Haltung, der selbst von seinem Kriegselefanten aus die Schlacht gelenkt hatte, wurde eingeholt und vor Alexander geführt. Der Sieger soll ihn gefragt haben, wie er sich behandelt zu sehen wünschte, worauf Poros erwiderte: „königlich" In der That behielt Poros sein Königreich, ja es wurde ihm noch beträchtlich vergrößert, weil sich Alexander überzeugen mußte, daß er diese stark bevölkerten Länder nicht wirklich unterjochen könnte, er begnügte sich, sie als Vasallenstaaten seines Reiches zu organisieren und eine Art Militärkoalition und Handelsverträge mit ihnen abzuschließen.

Vormarsch zum Hyphasis; Umkehr und Eroberung der Länder am unteren Indos.

Trotzdem drang Alexander noch durch ein Dritteil der ungeheuren Länderstrecken, die ihn vom Ganges trennten, nach Osten vor, bis zum Strome Hyphasis. Als dort von neuem die furchtbaren tropischen Regengüsse mit ihren Folgeerscheinungen: Überschwemmungen, Fieber, Lebensmittelnot, sich einstellten, war es mit der Geduld des Heeres zu Ende; sogar die Makedonier schlossen sich der allgemeinen Meuterei an. Zornig verschloß sich Alexander drei Tage lang in seinem Zelt; am vierten opferte er wegen des Überganges über den Hyphasis, als aber auch die Opferzeichen ungünstig ausfielen, war sein Widerstand gebrochen: er ließ dem Heere verkünden, daß er sich zur Rückkehr nach Westen entschlossen habe. „Die Makedonen weinten und jubelten vor Freude, sie drängten sich um des Königs Zelt und priesen ihn laut, daß er, stets unbesiegt, sich von seinen Makedonen habe besiegen lassen."

Anfang September 326 v. Chr. begann Alexander den Rückmarsch vom Hyphasis, nachdem seine Soldaten zum ewigen Gedächtnis dieser Heerfahrt an den Ufern des Stromes zwölf turmartige Altäre errichtet hatten. Am Ufer des Akesines fand er bereits die Alexanderstadt im Entstehen, die, von Hephaistion angelegt, neben Bukephala und Nikaia am Hydaspes ein Mittelpunkt der Hellenisierung des Pandschab („Fünfstromland") werden sollte. Zurückgeworfen von seinem kühnsten und verwegensten Plane, die Gangesländer zu erobern, versuchte nunmehr Alexander, die Indosländer, und zwar bis zur Mündung des Stromes, um so intensiver zu bemeistern. Zugleich wollte er den noch unbekannten Seeweg vom Persischen Golf bis zur Indosmündung erforschen, die Küstenländer zwischen Indos- und Euphratmündung und selbst die hinter den Dünengebirgen sich erstreckende endlose Wüste Gedrosien (Beludschistan) in seine Machtsphäre einbezirken. Da es aber allenthalben in den persischen Satrapien gärte und auch aus Hellas die Neigung zum Abfall gemeldet wurde, so fühlte er das Bedürfnis, einen Teil seiner Armee so schnell als möglich wieder ins Zentrum seines Reiches zu befördern.

19. Goldmünze (Distater) Alexanders des Großen.

Original im Münzkabinett zu Kopenhagen. Auf dem Avers der Kopf der Athene, auf dem Revers die Siegesgöttin.

Deshalb beschloß er, vom unteren Indos aus den Krateros mit einem Teile des Heeres auf dem kürzesten Wege durch Areia nach Persien zu senden, einen andern Heeresteil auf einer Flotte, an der schon lange gebaut wurde, den Seeweg von der Indosmündung zum Persischen Golf suchen zu lassen, selbst aber mit dem größten Teile des Heeres durch Gedrosien heimzuziehen. Doch zunächst galt es, die Länder am mittleren und unteren Indos zu unterwerfen. Deshalb fuhr er selbst zu Schiff den Hydaspes hinunter, während Hephaistion und Krateros die Fahrt mit dem Landheere zu beiden Seiten des Stromes begleiteten. Am Lande der trotzigen Maller und Oxydraken ging Alexander für mehrere Tage ans Land, brach ihre Städte und richtete unter der durch die Brahmanen gegen ihn aufgereizten Bevölkerung ein riesiges Blutbad an.

Der Kampf mit den Mallern.

Bei der Erstürmung der Hauptstadt der Maller geriet er in schwere Lebensgefahr. Den Schild in der Linken, das Schwert in der Rechten, steigt er allen voran mittels einer Sturmleiter auf die Zinne der Stadtmauer, hinter ihm nur Perdikkas, Leonnatos und Abreas: als andre ihm folgen wollen, brechen die Leitern zusammen. So wird er vom Heere abgeschnitten. Von der Mauer springt der König tollkühn in die Burg hinein, hinter ihm seine drei Getreuen. Die Inder erkennen ihn an der glänzenden Rüstung und am Helmbusch; sie wagen ihm nicht zu nahen, aber ein unendlicher Hagel von Pfeilen, Speeren und Steinen richtet sich nach der Stelle, wo der Allzukühne mit seinen Leibwächtern steht. Bald sinkt Abreas zu Boden, ein Pfeil durchbohrt des Königs Panzer, daraus springt ein roter Blutquell. Bald sinkt er nieder, verblutend, ihn decken mit Schild und Schwert Leonnatos und Perdikkas, aber auch diese sind schon schwer verwundet: da endlich gelingt es den Hypaspisten, die Thore einzuschlagen und bis zu ihrem Könige vorzudringen. Für tot wird er unter dem Wehklagen seiner Soldaten vom Platze getragen, aber er erholt sich wieder und läßt sich schon sieben Tage später auf einer Jacht den Hyarotis hinab zu seinem Heere fahren, das am Hydaspes lagert. Sein Erscheinen erregt brausenden Jubel, aber die Strategen wagen ihn zu tadeln, daß er sich so mutwillig der Gefahr ausgesetzt habe. Da tritt ein alter Böotier heran und sagt: „Dem Manne die That, o Alexander, aber wer thut, muß leiden."

Danach fuhr Alexander den Hydaspes vollends hinunter in den Indos und gründete zwischen dem Zusammenflusse der beiden Ströme Alexandreia Opiane, weiter südlich Alexandreia Sogdiana. Dann drang er unter mancherlei Kämpfen wider

ungetreue Fürsten und fanatische Brahmanen durch die Reiche des Musikanos und des Gambos nach Pattala vor, der letzten großen Stadt vor dem Delta des Indos. Schon vorher hatte er den Krateros mit seinem Heere westwärts gesendet. Pattala wurde in eine hellenische Handelsstadt umzubauen begonnen; hier ordnete er auch die Verwaltung der Indosländer. Während die östlich von diesem Strome liegenden Gebiete meist nur in das Verhältnis der Vasallität (Taxiles, Poros) traten, wurden aus den Ländern westlich vom Indos zwei neue Satrapien gebildet, die „am oberen" und die „am unteren Indos".

Alexanders Fahrt in den Ozean; Nearchos.

Dann fuhr er selbst mit der Stromflotte den westlichen Indosarm hinunter; dabei trat ihm zum erstenmal Ebbe und Flut in grandiosem Wechsel entgegen. Die Schiffe erlitten großen Schaden. Aber es gelang dem unermüdlichen Könige doch, als der erste der Hellenen von der Indosmündung ins offene Meer hinauszufahren. Dabei opferte er seinem Vater Ammon, dem Poseidon, den Nereiden und Dioskuren, sowie auch der Thetis, der Mutter seines Stammvaters Achilleus. Die goldene Schale und den goldenen Becher, die dazu gedient hatten, warf er ins Meer. Nachdem er auch den östlichen Indosarm bis ins Meer befahren und an der Küste Brunnen zum Gebrauch für die Seefahrer hatte graben lassen, kehrte er nach Pattala zurück, um von da aus den Rückmarsch durch Gedrosien anzutreten (August 325 v. Chr.). Von hier aus ging auch Nearchos, ein geborener Kretenser, der aber in Amphipolis Bürger war, der tüchtigste Admiral Alexanders, mit einem Teile des Heeres auf die Flotte, um mit ihr die Seefahrt nach der Euphratmündung, für jene Zeit ein so schwieriges Unternehmen wie etwa im 15. Jahrhundert n. Chr. die Überschreitung des Äquators durch die Portugiesen, zu versuchen. Das Landheer zog voraus, um dort an der Küste Süßwasserbrunnen für die Seefahrer zu eröffnen, überhaupt der Flotte, deren Aufgabe als die schwierigere erachtet wurde, zur Hand zu sein.

Der Rückzug durch die gedrosische Wüste.

Aber bald stellte sich heraus, daß Alexander mit dem Marsch durch die gedrosische Wüste ein Wagnis unternommen hatte, dessen Gefahren und Schrecken alle bisher vom Heere erduldeten Mühseligkeiten in den Schatten stellten. Anfangs zwar, im Lande der Oreiten, traf man noch auf eine gewisse Kultur, und weiterhin gab es wenigstens zunächst noch einige Palmengruppen, in deren Schatten eine Mittagsrast möglich war, auch sammelten die semitischen Händler, die beim Heere waren, mit Eifer das kostbare Harz der Myrrhenbüsche. Aber allmählich hörte jede Vegetation auf, und im Weiterziehen sah sich diese unglückliche Armee einem ähnlichen Schicksale gegenüber wie die napoleonische beim Rückzug aus Rußland, nur war das Schicksal der Makedonier um so viel härter, als die Qualen der Hitze und des Durstes gräßlicher sind als die der Kälte und des Hungers. Auf zehn, auf fünfzehn Meilen weit kein Wasser, der Sand tief, heiß, wellenhaft wie ein stürmisches Meer zu breiten Dünen aufgeweht, durch die man, mit jedem Schritte tief einsinkend, sich mit endloser Mühe hinschleppte. Man schlachtete die Pferde, Kamele, Maultiere und aß ihr Fleisch; man spannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ diese ihrem Schicksal, um in trauriger Hast weiterzuziehen; wer vor Ermüdung oder Entkräftung zurückblieb, fand am Morgen kaum noch die Spur des großen Heeres wieder, und fand er sie, so bemühte er sich umsonst, es einzuholen; in schrecklichen Zuckungen verschmachtete er unter der glühenden Mittagssonne oder verirrte sich in dem Labyrinth der Dünen, um vor Hunger und Durst langsam dahinzusterben. Glücklich die andern, wenn sie vor Tagesanbruch Brunnen erreichten, um zu rasten; aber oft mußte man noch marschieren, wenn schon die Sonne durch die rötliche Glutluft herabbrannte und der Sand unter den wunden Füßen glühte; dann stürzten die Tiere röchelnd zusammen, und den hinsinkenden Menschen brach das Blut jählings aus Auge und Mund, oder sie kauerten sich todmatt

DIE REICHE
DER PERSER UND ALEXANDERS d. GR.
Maßstab
Km.
Umfang des Perserreiches unter Darius I.
Umfang des Reiches Alexanders d. Gr.
Züge Alexanders d. Gr.
Ferro
MARE CASPIUM vel HYRCANUM
PONTUS EUXINUS
MARE INTERNUM
SINUS ARABICUS
SINUS PERSICUS
MARE ERYTHRAEUM
ARIANA
PARTHIA
BACTRIA
SOGDIA
GEDROSIA
ARABIA
AEGYPTUS
BABYLON
Persepolis
Carmana
Ecbatana
Damascus
Memphis
Thebae
Oxianus L.
Sagarauca
Cyprus
Creta
Cedrei
Agareni
Thamudeni
Idumaei
Aethiopes
Paradene
Sydri
Abirae
Circulus solstitialis

nieder, während die Reihen aufgelöst in gespenstischer Stille an den sterbenden Kameraden vorüberwankten; kam man endlich zu den Wässern, so stürzte alles hin und trank in hastiger Gier, um die letzte Labung mit einem qualvollen Tode zu büßen (nach Droysen). Nach sechzig Tagen der Qual kamen die Reste des Heeres, etwa ein Viertel derjenigen, die von Pattala ausgezogen waren, in Lumpen gehüllt, meist ohne Waffen, abgezehrt, ein Bild des Jammers, nach Pura, der Hauptstadt Gedrosiens, wo Alexander den Überlebenden eine achttägige Rast gönnte. Dann ging es auf besseren Pfaden weiter nach Karmanien, wo Krateros, aus dem Areierland herabsteigend, sich wieder mit Alexander vereinigen sollte.

Nearchos' Fahrt; Alexanders Rückkehr nach Susa.

Noch schwebte ein beängstigendes Dunkel über dem Schicksale des Nearchos und seiner Flotte. Aber eben als Alexander durch Karmanien zog, gelang es Nearchos, nach unsäglichen Mühsalen an der Mündung des Anamisflusses im Hafen Harmozia (Ormuz) zu landen. Von hier aus gelang es dem tapferen Admiral, mit einigen Begleitern zu Alexander zu kommen, der über dies Wiedersehen nach so furchtbaren Leiden und Verlusten bittere Thränen vergossen haben soll. Als dann auch Krateros mit seinem unversehrten Heeresteile zum Könige gekommen war, wurde die weitere Heimkehr so geordnet, daß Nearchos zur Flotte zurückkehrte und mit ihr durch den Persischen Golf und den Pasitigris nach Susa fahren sollte, ebendahin sollte Hephaistion mit der Masse des Heeres an der hier fruchtbaren Küste hinziehen, um die Winterkälte und den Schnee der Gebirge zu vermeiden. Alexander selbst aber marschierte mit den Hypaspisten und der Adelsreiterei auf dem kürzesten Wege über Pasargadä und Persepolis nach Susa, wo er bald nach Anfang des Jahres 324 v. Chr. ankam.

Neuordnung des Reiches; die Riesenhochzeit zu Susa.

Das Reich hatte seine dreijährige Abwesenheit schwer empfunden. Allerorten fand er Unbotmäßigkeit, Willkür der Satrapen gegen die Unterthanen, Diebstahl, Raub, Tempelschändung: mit furchtbarer Strenge räumte er unter den Schuldigen auf; mancher von ihnen hatte sich dem Gericht des Königs durch die Flucht entzogen, z. B. sein Jugendfreund Harpalos, dem er den ganzen königlichen Schatz anvertraut hatte, war nach einem skandalösen Leben in Babylon vor der Ankunft des Königs mit 6000 Söldnern und einem großen Teile des Schatzes erst nach Tarsos, dann zu Schiff weiter nach dem Westen entflohen. Nachdem die Reichsverwaltung neu geordnet war, suchte Alexander bei sich selbst und seinem Heere die Erinnerung an die erduldeten Schrecken und Nöte durch eine Reihe rauschender Feste zu ertöten. Diese Lustbarkeiten insonderheit zeigten, daß es mit dem Geiste des großen Königs abwärts gehe. An einem Tage wurde in Susa die berühmte Riesenhochzeit gefeiert, bei der sich auf des Königs Geheiß mehr als 10000 Makedonier mit Perserinnen vermählten. Der König, obgleich bereits mit Roxane vermählt, und die Großen seines Hofes schlossen sich nicht aus: unter dem Schmettern der Trompeten, im Beisein der fremden Gesandtschaften und der 9000 eingeladenen Gäste ließ sich Alexander, auf goldenem Diwan ruhend, die für ihn bestimmten Bräute, Stateira, die älteste Tochter des Dareios, und Parysatis, des Ochos Tochter, zuführen; gleichzeitig erhielt Hephaistion die Drypetis, eine jüngere Tochter des Dareios, Krateros des Oxathres Tochter Amastris, der Lagide Ptolemaios Artakama, die Tochter des Artabazos, Eumenes von Kardia, der Geheimschreiber des Königs, ihre Schwester Artonis u. s. w. Man hat gemeint, Alexander habe in dieser Riesenhochzeit „die Verschmelzung des Abend- und Morgenlandes, den hellenistischen Gedanken, in dem der König die Kraft und Dauer seines Reiches zu finden gedachte, vorbildlich vollendet." Wir können darin nichts finden als die Ausgeburt der tollen Laune eines Despoten, die allem abendländischen Empfinden um so mehr Hohn sprach, je leichtfertiger Alexander nachher die geschlossenen Ehen wieder trennte: sie erhoben sich faktisch nicht

über gemeine Konkubinate. Die tolle Farce, bei der endlose Gelage stattfanden und zu der Rhapsoden und Harfenspieler aus Griechenland, Gaukler und Seiltänzer aus Indien, persische Magier und Kunstreiter, Tänzerinnen und Flötenbläserinnen aufgeboten waren, endigte damit, daß dem gesamten Heere, Offizieren wie Soldaten, alle Schulden, die sie bei griechischen und semitischen Händlern und Wucherern kontrahiert hatten, in Summa etwa 100 Millionen Mark, aus dem Reichssäckel bezahlt wurden.

Meuterei der Makedonier zu Opis.

Die Folge solcher leichtfertigen Verwöhnung und der fortgesetzten Orientalisierung des Heeres war eine schlimme Meuterei seiner Makedonier in der Stadt Opis im Sommer 324 v. Chr., die ausbrach, als er 10000 Veteranen und Kampfunfähige in die Heimat entlassen wollte. Man umdrängte die Rednerbühne, auf der sich Alexander mit seinen Leibwächtern befand, mit wüstem Geschrei und warf ihm schnöden Undank vor. Er wolle die Makedonier, mit deren Blute er die Welt erobert habe, los sein und sich mit Asiaten umgeben. So möge er ihnen nur gleich allen den Abschied geben und künftig mit seinem Vater Ammon zu Felde ziehen. Wütend stürzte der König von der Bühne herunter mitten unter die Tobenden, ließ sofort dreizehn der lautesten Schreier zum Tode führen und hielt dann an seine Soldaten und Offiziere eine Rede über die Wohlthaten, die er dem Heere, oft mit Aufopferung seiner Person, erwiesen habe. Danach zog er sich grollend in die Königsburg zurück. Am dritten Tage aber berief er, um den Trotz der Makedonier zu brechen, die vornehmen Perser ins Schloß und erlas aus ihnen die Generale und Obersten für das neue Heer, ernannte diese nach persischer Sitte zu „Verwandten des Königs“ und gestattete ihnen das Vorrecht des Kusses. Sodann wurde aus makedonisch ausgebildeten Persern das neue Heer formiert, die Reiterei in Ilen, das Fußvolk in Taxen der Phalanx; ja sogar eine persische Hetärenreiterei (Adelsreiterei) und eine persische Leibwache für den König (Agema) wurde gebildet. So wurden auch die Wachtposten am königlichen Schlosse von Persern bezogen und ins makedonische Lager der Befehl gesandt, die Makedonier möchten unter einem selbstgewählten Führer ziehen, wohin sie wollten. Da war es mit dem Trotz zu Ende, sie unterwarfen sich und umdrängten ohne Waffen bittflehend den Palast. Gerührt trat Alexander heraus, nannte sie alle seine „Verwandten“ und küßte die, die sich an ihn drängten. Ein großes Mahl von 9000 Gedecken beschloß die Versöhnung, aber die Perser blieben gleichberechtigt im Heere: das Versöhnungsmahl sollte auch Perser und Makedonier aussöhnen; Alexander brachte den Trinkspruch auf die Eintracht beider Völker. Danach zogen die Veteranen, reichlich beschenkt, unter Krateros und Polysperchon in die Heimat; Krateros war außerdem zum Reichsverweser in Makedonien bestimmt, da Antipatros mit Olympias, der ehrgeizigen Mutter Alexanders, in dauerndem Zwiespalt lebte, vor allem aber Alexanders eignen Plänen gegenüber sich nicht willig genug zeigte (s. unten).

Alexander und die Hellenen.

Solange sich Alexander im Rücken durch die persische Flotte bedroht fühlte (s. S. 14), ja sogar bis zur Schlacht bei Gaugamela, hatte er alles vermieden, was die Hellenen zur Untreue reizen konnte. Dann aber erschienen ihm in seinem ungestümen Drange nach Osten und unter der Freude über seine gigantischen Thaten die Verhältnisse Griechenlands als winzig und unbedeutend (s. S. 24). Als aber sein Vordringen am Hyphasis zum Stillstand gekommen war, wendete sich sein Auge wieder westwärts. Nach der Rückkehr aus Indien begann die Faust des Königs auch auf den Hellenen schwer zu lasten. Sein Verhältnis zu ihnen beruhte auf den korinthischen Verträgen (s. S. 6), die jedem Bundesgliede Freiheit, Selbständigkeit und Besitzstand garantierten und nur die Oberleitung im Kriege dem Makedonierkönig überließen. Es ist zuzugeben, daß dieser Bundesvertrag allmählich, und zwar zum Heile der Griechen selbst, so umgestaltet werden konnte, daß den Gemeinden statt der politischen Selbständigkeit nur die

kommunale blieb. Aber was Alexander that, war ein vollkommener Bruch der Verträge, ohne daß die beteiligten Staaten auch nur gehört wurden: er verordnete nach der Rückkehr aus Indien einfach, daß alle griechischen Gemeinden ihn als Gott verehren sollten, und vernichtete durch diese Forderung mit einem Zuge alle bürgerlichen und freiheitlichen Ideale, die als Produkt einer jahrhundertelangen praktischen Entwickelung und theoretischen Begründung in allen noch tüchtigen Elementen der hellenischen Nation lebten. Diese eine Thatsache würde genügen, um zu beweisen, daß Alexander nicht mehr von hellenischem Geiste durchdrungen war, geschweige denn die „höchste Vollendung des Hellenentums" darstellte, wie blinde Bewunderer der großen Persönlichkeit gesagt haben. Ebenso tief einschneidend war der Befehl, der im September 324 v. Chr. an die in Olympia versammelte Festgemeinde gelangte: alle Verbannten — es hatten sich ihrer etwa 20000 zur Kundmachung des Befehles in Olympia eingefunden — sollten in ihre Heimat zurückkehren dürfen und in ihren Besitz wiedereingesetzt werden. Zweck der Maßregel war, in allen Städten eine starke, Alexander persönlich ergebene Partei zu schaffen, die Folge war eine unübersehbare Besitzumwälzung und das Ende der Justizhoheit der griechischen Staaten. Antipatros wurde mit der Durchführung dieser Maßregeln betraut; er scheint sich aber gegen die allem Herkommen und allen altmakedonischen Traditionen zuwiderlaufenden Befehle gesträubt zu haben, so wurde er, der letzte Träger der Philippischen Politik, nach Asien abgerufen und durch den gefügigen Krateros ersetzt.

Athen; Demosthenes und der harpalische Prozeß.

Den Griechen, die, wenn man sich die makedonische Oberleitung hinwegdachte, sofort wieder ihrer unseligen Zersplitterung anheimgefallen wären, blieb nichts übrig, als sich den Forderungen Alexanders zu unterwerfen. Der einzige Staat, der eine Zeitlang Miene machte, sich zur Wehr zu setzen, war Athen. Die Stadt hatte nach der Schlacht bei Chaironeia, durch den korinthischen Vertrag vor kriegerischen Verwickelungen geschützt, unter der weisen Verwaltung des Lykurgos, der zwölf Jahre lang, von 338—326 v. Chr., den Haushalt der Stadt geleitet hatte, neu aufzublühen begonnen. Die Staatseinkünfte hatten sich wieder auf 1200 Talente (6 Millionen Mark) jährlich gehoben, die Kriegsflotte bestand aus 400 Schiffen. Noch blühte der athenische Handel mit den Küstenländern des Schwarzen Meeres, mit Ägypten und Phönikien. Noch im Jahre 325 v. Chr. war eine Kolonie ans Adriatische Meer entsendet worden, um den Getreidehandel vor den etruskischen Seeräubern zu sichern. Für den Fortbestand dieser Blüte schien die Erhaltung des Friedens notwendig zu sein; für ihn arbeitete besonders der Strateg Phokion, neben Lykurg einer der ehrenwertesten Bürger der Stadt, und dabei doch ein Freund des makedonischen Königshauses, neben ihm die Redner der makedonischen Partei wie Demades und Aischines. Selbst Männer wie Demosthenes und Hypereides waren insofern mit ihrer Zeit fortgeschritten, als auch sie für Erhaltung des Friedens mit Alexander gesinnt waren. Alle diese werdenden Sympathien wurden nach Alexanders Rückkehr aus Indien im Jahre 324 v. Chr. auf eine harte Probe gestellt. Schon die Forderung göttlicher Verehrung erregte in der alten Theseusstadt einen Sturm der Entrüstung, noch mehr aber die von Alexander verfügte Rückkehr der Verbannten; denn dadurch wurden die Athener genötigt, ihren letzten außerattischen Besitz, die in Bürgerlose aufgeteilte Insel Samos, den Vertriebenen zurückzugeben. Es fehlte auch nicht an einer äußeren Lockung zum Kriege. Der geflüchtete Schatzmeister Alexanders, Harpalos, hatte sich nämlich mit dem Reste der gestohlenen Schätze — es waren noch 700 Talente (3 500 000 Mark) — Schiffen und Söldnern nach Athen gewandt, um es zum Kriege gegen Alexander zu treiben. Indes beantragte Demosthenes durchaus loyal, ihn mit seinen Schätzen festzunehmen, auf der Akropolis zu internieren und später an Alexander

auszuliefern. Harpalos aber benutzte seinen Aufenthalt in Athen, um viele einflußreiche Staatsmänner und Redner durch große Summen zu bestechen, und entwich dann zu seinen Söldnern nach Tainaron, wo er erschlagen wurde. Man behauptete nun, auch Demosthenes habe sich von Harpalos bestechen lassen; Demosthenes selbst verlangte gerichtliche Untersuchung, wurde aber — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich kaum entscheiden lassen — verurteilt und, da er die Buße nicht zahlen konnte, eingekerkert (Ende 324 v. Chr.). Indes nach wenigen Tagen entfloh Demosthenes aus dem Gefängnisse und lebte seitdem in Aigina und Troizen. Um dieselbe Zeit bequemte sich auch Athen, den Widerstand gegen Alexanders drohende Macht einzustellen; man beschloß, ihm göttliche Ehre zu erweisen, und die Kriegsgefahr ging vorüber.

Alexander und Aristoteles.

Aber im eignen Lager der Makedonenfreunde sah man der Entwickelung der absolutistischen Weltherrschaft Alexanders mit ängstlicher Spannung und steigender Sorge zu. Charakteristisch dafür ist insbesondere die Stellung, die der ehemalige Erzieher des Königs, der große Aristoteles, während der letzten Regierungsjahre Alexanders zu seinem ehemaligen Zögling eingenommen zu haben scheint. Es gehört zu den typischen Eigenschaften des makedonischen Königtums, daß es mit den Waffen des Geistes zu erobern suchte, wo die des Krieges unzulänglich schienen. So war es sicherlich mit Einwilligung Alexanders, ja vielleicht auf seinen Wunsch geschehen, daß der große Stageirite nach Athen übersiedelte und dort etwa zu derselben Zeit, als Alexander den Hellespont überschritt, im Frühjahre 334 v. Chr. seine Lehrthätigkeit begann. Aber er kam nicht allein, sondern er brachte, nach Nissens treffendem Ausdrucke, die Ausrüstung einer Universität mit sich. Allein für seine zoologischen Forschungen hat ihm Alexander nach und nach 800 Talente (4 Millionen Mark) bewilligt, und die königlichen Jäger, Fischer, Vogelsteller, die Aufseher der Herden, Tiergärten, Fischteiche waren angewiesen, ihm ihre Berichte einzusenden. Einen Kreis wissenschaftlicher Gehilfen hatte Aristoteles mitgebracht, ein größerer schloß sich ihm in Athen an: alle diese Männer wandten sich zugleich auch politisch von der herrschenden Demokratie ab und der makedonischen Oberherrschaft zu. Aristoteles und die Seinen waren gewiß der Überzeugung, die korinthischen Verträge müßten in dem Geiste strafferer Konzentration revidiert werden, die Rechte des Königs müßten auch den Hellenen gegenüber erweitert werden, aber sie verabscheuten den verletzenden Rechtsbruch, die alle Bürger entwürdigende göttliche Verehrung des Königs und vor allem die Gleichstellung der asiatischen Barbaren mit den Hellenen. An diesen drei Hauptpunkten schieden sich ihre Wege von denen Alexanders, dessen steigender orientalischer Absolutismus sie mit ernster Sorge erfüllte. Des Aristoteles staatsmännischer Rat war früher, wie es scheint, von dem Könige gehört worden: denn er hatte sich von ihm ein Gutachten geben lassen über die beste Art, Kolonien zu gründen. Auch über die Gestaltung der Königsherrschaft hatte er, etwa in der Zeit der Schlacht bei Gaugamela, die Ansichten des Aristoteles, des Theopomp, eines Schülers des Isokrates, und des Platonikers Xenokrates zu hören begehrt. Alle drei Männer hatten daraufhin dem Könige Schriften „über die Königsherrschaft“ zugehen lassen. Aber ihre Ansichten liefen den Plänen, die sich Alexander im Laufe seiner asiatischen Eroberungen bildete, schnurstracks zuwider. Über Aristoteles' Ansicht kann man, obwohl sein Buch verloren ist, nicht im Zweifel sein. Er sagt in seiner Politik: „Die Völker in den kälteren Gegenden Europas sind mutig, aber zu geistiger Arbeit und Kunstfertigkeit nicht geeignet, daher leben sie meist frei, sind aber zu staatlichem Leben und zur Beherrschung andrer unfähig. Die Völker Asiens sind aufgeweckten Geistes und zu allen Künsten wohlgeschickt, aber ohne Mut, daher haben sie Herrscher und sind selbst Sklaven. Das Volk der Hellenen aber, wie es zwischen beiden wohnt, hat an beider Art teil: es ist ebenso mutig, wie denkend,

daher besitzt es Freiheit und das beste Staatswesen und ist befähigt, über alle zu herrschen, wenn es ein einiges Staatswesen bildet." Von dieser richtigen Anschauung ausgehend riet Aristoteles dem Könige, „zu den Hellenen sich als Hegemon (Bundesfeldherr), zu den Barbaren als Herr zu stellen, die Hellenen als Freunde und Stammesgenossen, die Barbaren, als seien sie Tiere oder Pflanzen, zu behandeln", mit andern Worten also den Hellenen ein gewisses Maß politischer Freiheit, den Asiaten aber ihre altgewohnte Unterthänigkeit unter einem persönlichen Gebieter zu lassen. Ferner suchte Aristoteles mit seinen Schülern durch Sammlung der griechischen Stadtrechte — 158 an Zahl — dem Könige die wissenschaftliche Grundlage für eine gesetzmäßige Revision der korinthischen Bundesakte (s. S. 34/35) zu verschaffen; wir wissen aber, daß Alexander im Vollgefühl seines universalen Absolutismus eine grundsätzliche Trennung der griechischen und barbarischen Reichshälften vermied und lieber die Griechen zwingen wollte, dem Könige gegenüber zu dem orientalischen Servilismus herabzusteigen. So wurde er mit der Zeit immer mehr ein Feind der bürgerlichen Freiheit und trat die Manneswürde, das edle Ziel aller griechischen Lebensweisheit, mit Füßen. Vergebens versuchte Aristoteles durch vorsichtige Mahnungen in Briefen dem Unheil zu steuern: er fand so wenig Gehör, wie nachmals Cicero, der Anwalt der römischen bürgerlichen Freiheit, bei Cäsar. Man kann wohl sagen, daß Alexander eine neue und sehr gefährliche Art des Despotismus von Asien nach Europa verpflanzt hat, nämlich den, der die Begriffe König und Gott einander gleichstellt. Bei dieser Sachlage wird man sich schwerlich dem Urteile Nissens entziehen können, „daß kein Mensch die Sittlichkeit der antiken Welt so tief und so nachhaltig geschädigt hat, wie der Ammonsohn."

Alexanders Ende.

Nach der Einreihung der persischen Truppen ins Heer zu Opis war Alexander nach Ekbatana gezogen, wo dem Gotte Dionysos zu Ehren großartige Spiele und Gelage veranstaltet wurden. Für die damals in Alexanders Heer herrschende Stimmung gegen die Autonomie der Griechenstädte ist charakteristisch der gut verbürgte Trinkspruch seines Waffenmeisters Gorgos: „Dem Könige Alexander, dem Sohne des Zeus Ammon, weiht Gorgos einen Kranz von 3000 Goldstücken und, wenn er Athen belagert, zehntausend Rüstungen nebst ebensovielen Katapulten und allen Geschossen, die er zum Kriege braucht." Während dieser Gelage starb, wie man sagt, infolge von Trunksucht, Alexanders Freund Hephaistion. Des Königs Trauer kannte keine Grenzen. Er nahm mehrere Tage weder Speise noch Trank, dann ließ er die Leiche nach Babylon schaffen, um sie, wie Achilleus die Leiche des Patroklos, mit unerhörtem Gepränge zu bestatten: 50 Millionen Mark wurden zu den Vorbereitungen angewiesen. Gleichzeitig ließ er durch eine Gesandtschaft im Heiligtum seines Vaters, des Zeus Ammon, anfragen, ob es dem Gotte angenehm sei, wenn Hephaistion mit göttlichen Ehren als Heros gefeiert werde. Er erhielt im Frühjahr 323 v. Chr. eine bejahende Antwort und ordnete danach an, daß ihm auf der Insel Pharos vor Alexandreia ein gewaltiges Heiligtum errichtet werde. Alexander war unterdessen selbst nach Babylon gezogen, wo der Kunstbau eines gigantischen Scheiterhaufens für Hephaistion 65 m hoch errichtet und mit den herrlichsten Kostbarkeiten geziert worden war. Unter Totenopfern, Trauerzügen und Klagegesängen wurde er angezündet und sank in Asche, ein Vorbild des eignen Todes, der dem König näher war, als er meinte.

Alexander trug sich mit dem großen Plane, Arabien, das man für ein reiches Land hielt, zu erobern und dadurch eine gesichertere Verbindung Persiens mit Ägypten herzustellen. Schon lag die Flotte im Euphrat bereit, schon wurde den Göttern für guten Erfolg des Feldzuges geopfert, da erkrankte Alexander plötzlich am 16. Daisios (Anfang Juni) an einem klimatischen Fieber, das einen durch vorangegangene Nachtwachen und Gelage geschwächten Körper vorfand. Die Abfahrt der Flotte wurde verschoben:

wie ein Held kämpfte der König gegen die Krankheit, indem er die gewohnten Opfer und Geschäfte bis zum Schwinden seiner Kräfte noch zu besorgen suchte. Am 24. vermochte er nicht mehr zu sprechen: eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich des Heeres, die Makedonier glaubten, daß man ihnen den wahren Zustand ihres Königs verheimliche, und erzwangen sich den Eintritt zu ihrem sterbenden Gebieter. Am 27. zogen sie alle stumm an seinem Sterbelager vorüber, er hob den Kopf ein wenig, zu reden war er nicht mehr im stande: am 28. gegen Abend verschied er, im Juni 323, 32 Jahre und 8 Monate alt, nach einer Regierung von zwölf Jahren und acht Monaten.

20. Der „sterbende Alexander".

Marmorbüste in den Uffizien zu Florenz.

Eine mit Recht hochberühmte Marmorbüste in Florenz von ergreifendem Ausdrucke und vollendeter Technik, übrigens, was die Bedeutung betrifft, ein sehr umstrittenes Stück.

Alexanders Charakter.

Betrachten wir noch einmal das große Leben, das hier — nach menschlichem Ermessen vorzeitig — gebrochen wurde, so müssen wir gestehen, daß wohl kaum eine der großen Gestalten der Weltgeschichte so schwer zu beurteilen ist, wie dieser Makedonier. Sein Lebenslauf hat, trotz seiner menschlichen Schwächen, einem unbezwinglichen Strome gleich einen ganzen Erdteil mit neuem und höherem Wesen zu erfüllen begonnen und Bänder geknüpft zwischen Asien und Europa, die die Jahrtausende nicht wieder zu zerreißen vermochten. Von seiner wunderbaren Heldengestalt sangen und sagten die Dichter und Völker das ganze Altertum und Mittelalter hindurch, ja singen und sagen sie bis auf den heutigen Tag. Und doch war Alexander selbst in seinen letzten Jahren ein unglücklicher Mensch: ihm und seinem ganzen Thun fehlte die innere Harmonie, die allein beglückt. Zwei Welten betrachteten ihn als den Ihrigen und machten ihn zum

Träger ihrer Sittengesetze: zwischen beiden schwebend, verliert er selbst den Boden unter den Füßen und den Frieden der Seele, zwischen beiden wird er hin und her gerissen wie ein gefesselter Titane zwischen auseinanderstrebenden Rossen. Er ist voll fürstlichen Vertrauens gegen eben bezwungene Feinde und voll giftigen Mißtrauens gegen bewährte Freunde, er stiftet zwischen den heterogensten Elementen Lebens- und Waffenbrüderschaft und reißt sie, einer despotischen Laune folgend, wieder auseinander; er ist kordial mit dem gemeinsten Soldaten wie ein echter Kamerad und verlangt von seinen Generalen, daß sie ihm den Fuß küssen; er straft und sündigt wie ein orientalischer Despot und bereut wie ein an sich selbst verzweifelnder Philosophenschüler; er wünscht, wenigstens eine Zeitlang, den Hellenismus zum Lebenselement der Welt zu machen und zerbricht mit rascher Hand seine Krone, die in jahrhundertelangen Kämpfen erworbene und behauptete Manneswürde; er fühlt sich als den frommen Wiederhersteller volkstümlicher Kulte und Religionen und entwürdigt die Gottheit zum Genossen eines Sterblichen.

So streiten, wenn man vorurteilsfrei Alexanders Leben und Streben betrachtet, Hochgefühl und tiefe Beschämung miteinander, Hochgefühl über den Schwung der Ideen, die ihn beseelen, und über die Summe der Thaten, die zu vollbringen einem Menschen vergönnt war, und Beschämung darüber, daß auch dieser großangelegte Menschengeist einem inneren Zwiespalt seines Lebens erlag und die Allmacht so wenig zu ertragen verstand, wie des Ikaros Schwingen die Strahlen der Sonne. Alles in allem war doch auch er nur ein gebrechliches Werkzeug in den Händen der Vorsehung, gebraucht zu etwas ganz anderm und Größerem, als was er selbst wollte und ahnte: orientalische Selbstlosigkeit und Gottergebenheit sollte sich durch ihn mit hellenischem Individualstolz und hellenischem Selbstbestimmungstrieb zu einer neuen Mischung durchdringen, und die neue Orient und Occident verbindende Kultur des Hellenismus sollte der Boden werden, auf dem dereinst das Christentum Wurzel fassen könnte.

Die Kämpfe der Diadochen und die Bildung hellenistischer Reiche.

Die Diadochen.

Alexander war ohne Verfügung über seine Nachfolge dahingegangen. Die Erzählung, er habe seinen Thron „dem Würdigsten" vererbt, ist eine rhetorische Erfindung. Somit lag die Entscheidung über die Zukunft des Reiches beim Heere und seinen Generalen. Diese entstammten fast alle dem höchsten makedonischen Adel; es waren aber mit wenig Ausnahmen auch Männer von ganz hervorragenden Eigenschaften des Körpers wie des Geistes, erprobt in staatsmännischen Geschäften wie in den Nöten und Gefahren des Krieges, wahrhaft königliche Gestalten, und niemand, so meint der Geschichtschreiber Justin, würde im stande gewesen sein, ihnen zu widerstehen, wenn sie nicht selbst einander bekämpft hätten. Man nennt sie Diadochen (d. h. Nachfolger) und die wilde Zeit, in der sie sich einander befehdeten (323—301 v. Chr.), die Diadochenzeit, aus deren Wirrnissen wir nur das Allerwichtigste hervorheben.

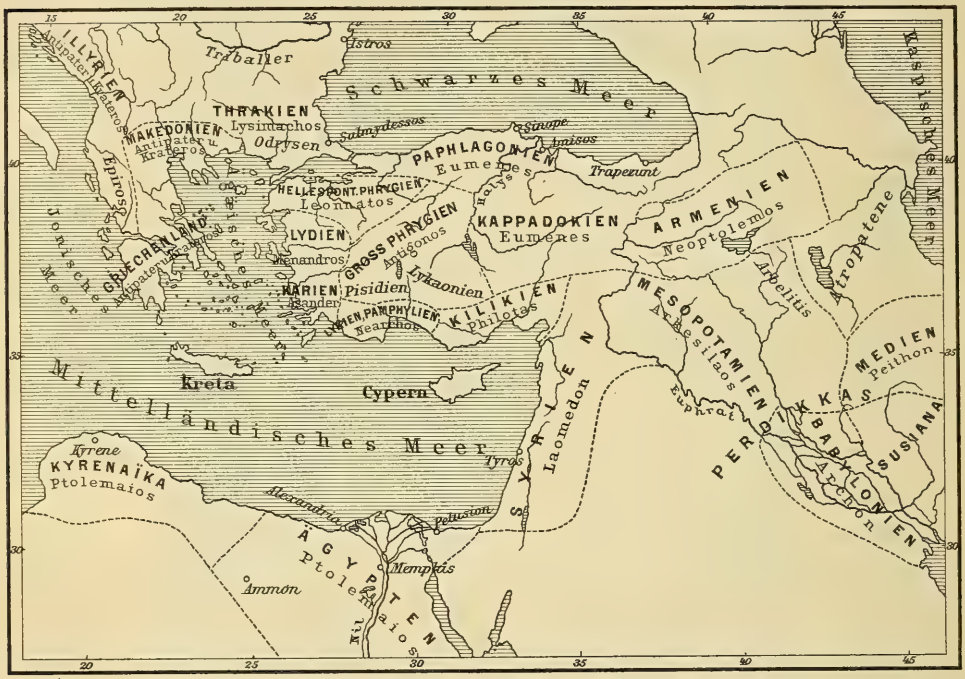
Die Wirren nach Alexanders Tode.

21. Münze, im Namen Alexanders kurz nach seinem Tode in Ägypten geschlagen.

Auf der Vorderseite der idealisierte Kopf Alexanders mit dem Elefantenfell, auf der Kehrseite der adlertragende Zeus und die Inschrift: Alexandrou. Im Felde ein Pegasus und eine Kennmarke des Stempelschneiders.

Die Thronfolgefrage.

Für Alexanders Thron kamen drei Personen in Betracht. Erstens sein geistesschwacher Halbbruder Philippos Arrhidaios, den eine thessalische Tänzerin seinem Vater geboren hatte, zweitens der etwa vierjährige Herakles, der Sohn Alexanders und der Barsine, der gefangenen Witwe Memnons (s. S. 10), endlich ein Kind, das Roxane noch unter dem Herzen trug, der nachmalige Alexander II. Nach blutigen Kämpfen zwischen der makedonischen Ritterschaft und der Phalanx einigte sich das Heer, daß Philippos Arrhidaios und Alexander II. gemeinsam regieren, daß aber Perdikkas, der Alexanders Siegelring besaß, Reichsverweser sein sollte. Andre Heerführer wurden durch Satrapien abgefunden: Ägypten erhielt Ptolemaios, Sohn des Lagos, Syrien zunächst Laomedon, Kilikien Philotas, Medien Peithon, Kappadokien und Paphlagonien nebst dem Pontosufer Eumenes, Phrygien, Pamphylien



22. Übersichtskarte der ersten Teilung des Reiches Alexanders des Großen.

und Lykien Antigonos, Westphrygien Leonnatos, Thrakien Lysimachos, Makedonien und Hellas sollte Antipatros verwalten, dem der Vormund König Philipps, Krateros, beigesellt war u. s. w. Die Hipparchie der Adelsreiterei erhielt Seleukos, auch Antipatros' Sohn Kassandros erhielt ein hohes Kommando. Indessen kamen viele dieser Anordnungen nicht recht zur Ausführung, da bald nach dem Tode des großen Königs Aufruhr und Empörung an manchen Punkten des Reiches die Ordnung störten.

Der amtische Krieg (323 bis 322 v. Chr.).

Der Zündstoff für alle Unruhen, die den Bestand des Reiches bedrohten, lag in dem Ehrgeize und der gegenseitigen Eifersucht der Satrapen, sowie in dem noch immer lebhaften Bedürfnisse Griechenlands nach bürgerlicher Freiheit. Auf die Kunde von Alexanders Tode loderte in Athen der längst schon unter der Asche glimmende Brand zur hellen Flamme auf: die makedonische Partei, auch der maßvolle Phokion, wurde vom Stadtregimente zurückgedrängt, ein beschäftigungsloses Söldnerkorps von 8000 Mann unter Leosthenes wurde herangezogen, ein Bund mit den Ätolern und ihren Nachbarn abgeschlossen. Noch im Sommer 323 v. Chr. bezogen die vereinten Streitkräfte

der Verbündeten unter Leosthenes — etwa 25000 Mann — eine feste Stellung an den Thermopylen, schlugen den Antipatros und zwangen ihn, sich in die malische Stadt Lamia am Othrys zu werfen. Hier wurde er seit dem Herbste 323 von Leosthenes, der sich als ein sehr umsichtiger und geschickter Feldhauptmann erwies, belagert. Diese Erfolge vermehrten die Zahl der hellenischen Bundesgenossen; jetzt wurde auch Demosthenes nach Athen zurückgerufen und mit Jubel empfangen: nach den absolutistischen Ausschreitungen Alexanders erschien er mehr als sonst als ein Märtyrer, nicht bloß der Demokratie, sondern der bürgerlichen Freiheit überhaupt. Aber Leosthenes starb bei der Belagerung an den Folgen eines Steinwurfes, und zum Entsatze des Antipatros zogen im Frühjahre 322 der längst erwartete Krateros und auch Leonnatos aus Westphrygien herbei. Leonnatos kam zuerst; die Griechen, jetzt unter dem athenischen Strategen Antiphilos, hoben die Einschließung von Lamia auf, rückten dem Leonnatos entgegen und schlugen ihn, wobei er umkam. Seine Truppen vereinigten sich mit Antipatros. Als nun auch noch Krateros mit 12000 Mann herankam, war Antipatros dem Antiphilos weit überlegen und schlug ihn bei Krannon (im August 322 v. Chr.). Zwar konnte sich Antiphilos in guter Ordnung zurückziehen, doch trennten sich danach die Kontingente, und die Staaten begannen einzeln mit Antipatros und Krateros zu verhandeln. So wurde die Schlacht von Krannon ein zweites Chaironeia.

23. Münze von Krannon.

Auf der Vorderseite das Brustbild eines Thessaliers mit der „Kausia" auf dem Kopfe, auf der Kehrseite ein thessalischer Reiter.

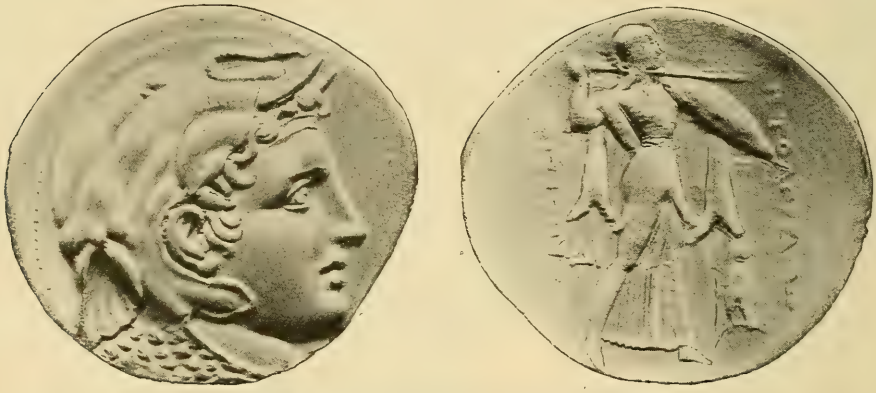
Demosthenes' Tod (Oktober 322).

Auch in Athen kam jetzt wieder die gemäßigte makedonische Partei ans Ruder; ihre Gesandten Phokion und Demades verabredeten mit Antipatros, der bereits in Böotien stand, die Bedingungen der Übergabe: Auslieferung des Demosthenes und Hypereides, Beseitigung der Demokratie durch Beschränkung aller Rechte auf diejenigen, die mehr als 2000 Drachmen Vermögen hatten; das waren etwa 9000 Bürger, 12000 wurden von allen Rechten ausgeschlossen. Die Burg des Peiraieus, Munychia, erhielt eine makedonische Besatzung; die athenischen Kleruchen mußten Samos endgültig räumen und wurden in Thrakien angesiedelt. Demosthenes entzog sich der Auslieferung durch die Flucht und fand Zuflucht im Poseidontempel auf Kalauria; als er sich aber hier von makedonischen Häschern umstellt sah, endete er selbst sein Leben durch Gift. Sein Ruhm als der des größten Redners des Altertums und eines edelgesinnten Patrioten strahlt bis auf diesen Tag. Zuletzt — Ende des Jahres 322 — wurden auch die Ätoler in ihren Bergen bezwungen; doch erlangten sie einen verhältnismäßig günstigen Frieden, da ein neuer großer Krieg zwischen den makedonischen Großen selbst bevorstand.

Perdikkas' und Antipatros' Ausgang.

Der Zwist begann, als Perdikkas, der Reichsverweser Asiens, eine stolze und leidenschaftliche Natur, damals als Leiter der beiden Könige und Gebieter des königlichen Heeres entschieden der mächtigste unter den Diadochen, den Antigonos von Großphrygien im Herbste 322 v. Chr. dafür zur Rechenschaft ziehen wollte, daß er dem Eumenes (s. S. 40) bei der Eroberung des abgefallenen Kappadokiens nicht behilflich gewesen war. Antigonos entfloh mit seinem tüchtigen Sohne Demetrios zu Antipatros und Krateros, die noch in Ätolien standen (s. S. 40). Die Spannung wurde vermehrt, als Perdikkas,

der eben erst Antipatros' Schwiegersohn geworden war, damit umging, Nikaia zu verstoßen und dafür Kleopatra, die Tochter der Olympias, die Schwester Alexanders des Großen, zu heiraten. Diese Verwandtschaft mit dem makedonischen Königshause mußte sein ohnehin den Satrapen beschwerliches Übergewicht noch vermehren. Gleichzeitig aber kam er auch mit dem Lagiden Ptolemaios von Ägypten in Streit, der gegen Perdikkas' Willen die Leiche Alexanders statt nach Aigai in Makedonien nach Memphis hatte überführen lassen, von wo sie später nach Alexandreia gebracht wurde. Der Besitz der Gebeine Alexanders galt damals einem Anspruche auf Herrschaft gleich. Deshalb zog Perdikkas im Frühlinge 321 v. Chr. nach Ägypten, um Ptolemaios zu züchtigen. Den Eumenes ließ er in Asien zurück, um dem erwarteten Angriffe des Antipatros, Krateros und Antigonos zu begegnen. Antigonos erschien mit der Flotte an der ionischen Küste und operierte hier mit Glück, auch Antipatros und Krateros überschritten im Frühlinge 321 den Hellespont. Doch während Antipatros südwärts zog, um dem Ptolemaios in Ägypten gegen Perdikkas Hilfe zu bringen, wurden



24. Münze mit dem Bildnisse Alexanders des Großen, geprägt von Ptolemaios Soter als Statthalter Alexanders II. (Vergrößert.)

Ein Stück von größter Seltenheit. Auf der Vorderseite Alexander mit Elefantenfell und Ammonshorn, auf der Rückseite eine kämpfende Pallas, der Adler, im Felde zwei Monogramme und die Beischrift Alexandreion Ptolemaiou („Alexandermünze des Ptolemaios").

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Krateros und Neoptolemos, der Satrap von Armenien, der sich ihm angeschlossen hatte, von Eumenes im Mai 321 v. Chr. geschlagen, wobei Krateros und Neoptolemos umkamen. Aber noch ehe diese Siegeskunde nach Ägypten gelangte, hatte sich dort das Schicksal des Perdikkas erfüllt. Ptolemaios hatte sich auf seinen Angriff wohlvorbereitet: er hinderte alle Versuche des Perdikkas, den Nil zu überschreiten, bis endlich die Soldaten, aufgebracht über die dabei erlittenen starken Verluste und über sein hochfahrendes Wesen, den Perdikkas bei einer Meuterei erschlugen. Ptolemaios söhnte sich mit den übrigen Heerführern, namentlich mit Peithon und Arrhabaios, der Alexanders Bestattung geleitet hatte, aus und bewog sie, wieder nach Syrien zu ziehen. Dort, in Triparadeisos im nördlichen Syrien, trafen sie mit Antipatros und Antigonos zusammen und ordneten mit diesen die Reichsverwaltung aufs neue. Der greise Antipatros ward Reichsverweser und Vormund der beiden beim Heere befindlichen Könige Philipp und Alexander II. Damals erhielt Antigonos den Oberbefehl über das königliche Heer, Kassandros, Antipatros' Sohn, als Chiliarch das Kommando über die Reiterei, Seleukos die Satrapie Babylon. Danach zog Antipatros mit Kassandros und den Königen nach Europa zurück, wohin auch der Reichsschatz aus

Susa gebracht werden sollte, Antigonos aber bekam den Auftrag, in Asien den Eumenes und die übrigen Anhänger des Perdikkas zu vernichten. Es gelang ihm in der That, den Eumenes aus dem offenen Felde zu schlagen und in der Burg Nora (zwischen Ikonion und Mazaka) zu belagern. Aber der Tod des hochbetagten Antipatros (319 v. Chr.) schuf neue Verwickelungen.

Polysperchon und Kassandros; Verhältnisse Griechenlands; Phokion.

Der sterbende Antipatros hatte nämlich nicht seinen thatkräftigen, aber auch leidenschaftlichen Sohn Kassandros, sondern einen der älteren Generale Alexanders, den Polysperchon, zum Vormund der Könige und zum Reichsverweser eingesetzt. Kassandros war nicht willens, sich diese Zurücksetzung gefallen zu lassen, und stiftete deshalb einen Bund mit dem mächtigen Antigonos und mit Ptolemaios von Ägypten. Dieser Übermacht gegenüber sah sich Polysperchon auf die Bundesgenossenschaft mit Eumenes, den er sofort zum Satrapen von Asien ernannte, und mit den Griechen angewiesen, die er durch demokratische Zugeständnisse zu gewinnen suchte. Außerdem wollte er auch Olympias, Alexanders ehrgeizige Mutter, heranziehen, die bis jetzt in Epirus vergebens die Gelegenheit erwartet hatte, eine entscheidende Rolle zu spielen.

Durch diesen Umschwung wurde über das Land der Griechen, insbesondere über Athen, von neuem eine Zeit der furchtbarsten Parteikämpfe und Bürgerkriege heraufgeführt. Allenthalben regte sich die bisher niedergehaltene, nunmehr aber von der königlichen Regierung begünstigte Demokratie. Die Flüchtlinge kehrten nach einem „Friedenserlasse" Polysperchons zurück, die Besitzlosen forderten wieder Anteil am Regimente. Bei diesem Ansturme erblickte Phokion, der damals den Staat der Athener im makedonischen und timokratischen Interesse leitete, das Heil einzig und allein im Anschlusse an Nikanor, den makedonischen Kommandanten von Munychia, einen Parteigänger Kassandros'. Aber von der demokratischen Partei gerufen, kam Polysperchon im Frühlinge 318 v. Chr. selbst herbei, den Streit zu schlichten. Die Häupter der streitenden Parteien erschienen vor seinem Schiedsgerichte, er aber ließ den Phokion und seine Freunde in Ketten legen und sie dem athenischen Volke, das im Theater versammelt war, zur Aburteilung überweisen. Langverhaltene Wut über den „Makedonenfreund und Oligarchen" kam hier zum Ausbruch: der 85jährige Greis und seine Freunde wurden zum Giftbecher verurteilt, ihre Leichen unbeerdigt den Geiern und Hunden zum Fraße überlassen. Aber die Volksherrschaft in Athen und ebenso in den andern Städten war nicht von Dauer: Kassandros kam herbei und bemächtigte sich nach dem Abzuge des Polysperchon des Peiraieus, auch Nikanor kehrte nach Munychia zurück. So zerrann der Traum der Demokratie, zumal da von Polysperchon keine thatkräftige Unterstützung zu erlangen war. Die Athener mußten sich mit Kassandros vertragen. Er beschränkte das Bürgerrecht auf den Mindestbesitz von 1000 Drachmen (750 Mark) und stellte die Stadt unter die Verwaltung des Demetrios Phalereus, eines Gesinnungsgenossen des hingerichteten Phokion. Hochgebildet und von mildem Charakter, herrschte er im Namen Kassandros', dem bald ganz Hellas und der Peloponnes gehorchte, zehn Jahre lang über die Stadt Athen (317—307 v. Chr.).

Der Untergang des makedonischen Königshauses.

Unterdessen hatte ein furchtbares Schicksal über die Familie Alexanders des Großen hereinzubrechen begonnen. Olympias war mit Begierde dem Rufe Polysperchons gefolgt, am Königshofe die Erziehung ihres Enkels, Alexanders II., zu übernehmen. Aber ihren Einfluß fürchtete Eurydike, eine Enkelin König Philipps, die mit dem schwachen Könige Philippos Arrhidaios vermählt war. Sie vermochte ihren Gemahl, die Reichsregentschaft dem Polysperchon zu entziehen und auf Kassandros zu übertragen, ja sie zog selbst der gefürchteten Feindin entgegen. Aber ihre Truppen weigerten sich, gegen Alexanders Mutter zu fechten, und gingen zu dieser über. So geriet das

makedonische Königspaar in die Gewalt der racheschnaubenden Olympias. Diese ließ den Philipp Arrhidaios und die Eurydike in ein enges Verlies einmauern und, als der Hunger ihre Qualen nicht schnell genug endete, den König von thrakischen Bogenschützen erschießen, der Eurydike aber ein Schwert, einen Strang und einen Giftbecher überreichen mit der Aufforderung, sie möge wählen. Eurydike aber betete zu den Göttern um Rache und erhängte sich an ihrem Gürtel. Danach kühlte Olympias ihre Wut an den vornehmen Makedoniern, deren sie etwa hundert hinrichten ließ. Noch im Herbste 317 v. Chr. kam auf die Kunde von diesen Bluttaten Kassandros herbei, fand unter den Makedoniern großen Anhang gegen die grausame Olympias und zwang sie, mit Roxane, ihrem Enkel Alexander und ihren Anhängern in dem festen Pydna Schutz zu suchen. Nach einer langen Belagerung, bei der Hunger und Krankheiten unter der Bürgerschaft und den Soldaten furchtbare Ernte hielten, mußte sich Olympias dem Sieger ergeben. Kassandros ließ nun über die Gefangene ein Volksgericht abhalten, das sie zum Tode verurteilte. Als Olympias aber den Schergen in königlichem Schmucke und hoheitsvoller Haltung entgegentrat, wagte niemand sie zu berühren. Da überließ Kassandros die Hinrichtung gemäß der Blutrache den Verwandten der von Olympias gemordeten Edelleute: von ihnen wurde die Mutter des Ammonssohnes nach altmakedonischer Sitte zu Tode gesteinigt; noch im Tode war sie beschäftigt, ihr weißes Haar zu ordnen und ihr Gewand in züchtige Falten zu legen. Kassandros war jetzt Herr in Makedonien und Griechenland, denn Polysperchon war vor ihm zu den Ätolern entflohen. Kassandros fühlte sich aber nicht als Reichsverweser für den unmündigen Alexander II., sondern als Nachfolger Alexanders; deshalb nahm er der Roxane mit ihrem Sohne Alexander den königlichen Hofhalt und ließ beide in der Burg zu Amphipolis in festem Gewahrsam halten. Die Thessalonike, eine Tochter König Philipps, die mit dem Gefolge der Olympias in seine Hand gefallen war, nahm er zum Weibe, um seine Herrschaft mit einem Schimmer von Legitimität zu überkleiden; ihr zu Ehren erbaute er die Stadt Thessalonike (Saloniki). — So hörten die Diadochen allmählich auf, sich als Verfechter der Dynastie Alexanders zu betrachten, und strebten lieber selbst nach Königskronen, zumal in dieser Zeit auch der letzte bedeutende Vertreter der Idee der Reichseinheit und der Dynastie, Eumenes von Kardia, nach vielfachem Wechsel des Geschickes zu Grunde ging.

Das Ende des Eumenes und der Reichsidee.

Eumenes war, aus der Bergfeste Nora befreit, sehr bald wieder in Besitz eines kleinen Heeres gekommen (319 v. Chr.). Da er sich aber in Kappadokien nicht gegen Antigonos halten konnte, so entwich er südwärts nach Kilikien. Schon auf dem Wege dorthin wurden ihm durch Briefe von Polysperchon und der Olympias die Strategie über ganz Asien und der Krieg gegen Antigonos und zugleich auch das Kommando über die 3000 in Kilikien stehenden Hypaspisten, die jetzt von ihren silbernen Schilden Argyraspisten genannt wurden, übertragen. Eumenes nahm die ihm im Namen der Könige erteilten Aufträge an, bemächtigte sich des in Kyinda verwahrten Schatzes und brachte dadurch sein Heer auf etwa 20000 Mann. Bei jeder Gelegenheit betonte er seine Treue gegen Alexander und das makedonische Königshaus. In der Mitte seines Kriegslagers erhob sich Alexanders königliches Zelt mit dem Altar, an dem der große König so oft geopfert hatte. Diese Stätte behielt auch Eumenes als den idealen Mittelpunkt seines Heeres bei; hier versammelte er den Kriegsrat und wußte den Glauben zu erwecken, daß er unter dem unmittelbaren Einflusse des verklärten Geistes Alexanders stehe und handle. Trotzdem gab es auch unter den Obersten, die sich seinem erfinderischen und edlen Geiste unterordneten, manchen, der ihn als „Hellenen" verachtete und als „Schreiber" bespöttelte. Doch zunächst erdrückten seine Erfolge jeden Gedanken an Meuterei. Er zog aus Kilikien und Syrien in die Mitte des Reiches nach Susa und

Persepolis, um es im Bunde mit Peukestas von Persien gegen Antigonos und seine Bundesgenossen Peithon von Medien und Seleukos von Babylon zu verteidigen. Im Jahre 317 v. Chr. besiegte er den Antigonos in der großen Schlacht von Gabiene (im heutigen Luristan) und wies auch alle seine Versuche, durch einen Winterfeldzug aus Medien in Persien einzudringen, zurück. Auch im Jahre 316 war er gegen Antigonos siegreich; doch gelang es diesem, während einer Schlacht die Weiber und Schätze der Argyraspisten durch einen kühnen Reiterangriff aus Eumenes' Lager zu entführen. Der Wunsch, das Verlorene wiederzugewinnen, trieb die Makedonier zum Verrat an ihrem Feldherrn: sie verhandelten heimlich mit Antigonos, und als dieser die Auslieferung des Eumenes als Preis verlangte, lieferten ihn die Treulosen gebunden an seinen erbitterten Feind aus. Drei Tage später wurde Eumenes im Gefängnisse hingerichtet; seine Asche überlieferte Antigonos den Hinterlassenen. Mit Eumenes starben die Obersten, die besonders treu an ihm gehangen hatten; mit ihm

25. **Münze des Ptolemaios Soter.** (Vergrößert.)

Auf den Münzen des Ptolemaios Soter erscheint zum erstenmal ein wirkliches, zu Lebzeiten des Dargestellten hergestelltes Porträt. Der Avers des hier vergrößert abgebildeten Goldstaters zeigt den Kopf des Ptolemaios I. Soter mit dem Abzeichen der königlichen Würde, dem Diadem; auf dem Revers erscheint der Adler des Zeus und die Inschrift Ptolemaiou basileos: „des Königs Ptolemaios" (so seit 305).

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

starb aber auch der letzte Verfechter der sinkenden Dynastie Alexanders und des Reichsgedankens. Antigonos war nunmehr Herr von Asien; er entnahm dem königlichen Schatze in Susa 15000 Talente (gegen 75 Millionen Mark) und zog die gesamten Steuererträge in seine Kassen; außerdem vereinigte er unter seinen Fahnen fast alle griechischen Söldner und makedonischen Heeresabteilungen, die noch von Alexanders Zeit her in Asien standen. Seine Übermacht wurde dadurch so groß, daß sein bisheriger Bundesgenosse Seleukos vor ihm von Babylon nach Ägypten zu Ptolemaios entfloh.

Die Bildung der Sonderreiche. Schlacht bei Ipsos (301 v. Chr.).

Nach Eumenes' Untergang und nach der Beseitigung des makedonischen Königshauses — Olympias und Philipp Arrhidaios waren tot, Alexander II. und Roxane gefangen — begann ein immer wilderes und selbstsüchtigeres Ringen der Diadochen untereinander: in dem 15jährigen Kampfe (315—301 v. Chr.) um Länder und Kronen, der die östliche Welt vom Tigris bis zum Jonischen Meer, von der Donau bis zum Saume der Sahara in Atem erhielt, erschienen alle menschlichen Kräfte, kühner Wagemut und ausharrende Tapferkeit, kluge Berechnung und verwegene List auf dem Plane, vor allem aber waren die bösen Leidenschaften: Zorn und Heimtücke, Haß und Neid, Wollust und Grausamkeit entfesselt.

26. Bildnis des Selenkos Nikator auf einer Münze des Philetairos von Pergamon.

(Original im Königl. Münzkabinett in Berlin, vergrößert.)

Auf der Kehrseite Athene, linkshin sitzend, mit Schild und Speer. Im Felde ein Epheublatt, ein Bogen und A im Kreise.

Kampf gegen Antigonos.

Zunächst erregte die Übermacht des Antigonos den Unwillen und die Furcht der andern Diadochen, gegen ihn verbündeten sich Seleukos, Ptolemaios, Kassandros und Lysimachos. Dem Antigonos aber erwuchs in seinem hochbegabten, mit Schönheit des Körpers und hervorragenden Geisteskräften geschmückten Sohne Demetrios ein starker Gehilfe, der mit Thaten und Worten in gleicher Weise zu siegen verstand. Doch wurde der kühne Demetrios von dem vorsichtigen Ptolemaios bei Gaza in Syrien (312 v. Chr.) besiegt. Infolge dieses Sieges gelang es dem Seleukos, nach Babylon zurückzukehren und auch die Nachbarländer in seine Hand zu bringen, ohne daß Antigonos im stande war, ihn wieder aus diesem Besitze zu vertreiben: deshalb rechneten die Seleukiden die Regierungszeit ihrer Dynastie vom 1. Oktober 312 an. Danach zeigte sich Antigonos zum Frieden geneigt: er kam 311 zustande und bestimmte, daß Antigonos Asien, Ptolemaios Ägypten, Lysimachos Thrakien, Kassandros Makedonien und die Vormundschaft über Alexander II. behalten sollte. Außerdem erreichte Antigonos — eine Beeinträchtigung der Macht Kassandros' — daß die griechischen Staaten wieder autonom sein sollten. Seleukos wurde in den Frieden nicht mitaufgenommen.

27. Tetradrachmon von Ephesos mit dem Porträt des Lysimachos.

Nach Imhoof-Blumer.

Ermordung Alexanders II.

Unterdessen war Alexander II. zwölf Jahre alt geworden. Seine Ansprüche konnten später namentlich dem Kassandros verderblich werden. Er gab deshalb dem Glaukias, dem Kommandanten von Amphipolis, den Befehl, den jungen König und seine Mutter Roxane umzubringen und heimlich zu bestatten. So geschah es, und auch die andern Machthaber fühlten sich durch diese Unthat erleichtert. Daraufhin berief der alte Polysperchon, der sich im Peloponnes noch gegen Kassandros behauptete, den älteren Sohn Alexanders, den 17jährigen Herakles aus Pergamon zu sich, um ihn als König auszuspielen, ließ sich aber dann (309 v. Chr.) von Kassandros selbst durch Gewährung einer kleinen Herrschaft zum Meuchelmord an seinem Schützlinge bestimmen.

Der 311 v. Chr. geschlossene Friede war nicht von Dauer. Schon 310 v. Chr. begann der Kampf zwischen Antigonos und Ptolemaios aufs neue, an dem sich bald auch wieder Kassandros beteiligte. Im Jahre 307 erschien Demetrios, Antigonos'

28. Bildnis des Demetrios Poliorketes auf einer Münze des Demetrios I. von Makedonien.
(Original im Königl. Münzkabinett in Berlin, vergrößert.)
Auf dem Revers Poseidon linkshin stehend, den rechten Fuß auf einen Felsen gesetzt, die Linke auf den Dreizack gestützt.

Sohn, vor Athen, nahm den Peiraieus, erstürmte Munychia und machte dadurch der Herrschaft des Demetrios Phalereus und zugleich der des Kassandros ein Ende.

Demetrios (Poliorketes) und die Athener.

Der schöne und kühne Jüngling, damals 27 Jahre alt, in manchen Stücken an Alexander den Großen erinnernd, wurde von den Athenern mit Jubel wie ein Befreier begrüßt. Das Verhältnis, das sich seit dieser Zeit zwischen Athen und Demetrios herausbildete, zeigt insbesondere die Schattenseiten des „makedonischen Zeitalters" in dem erschreckenden Niedergange der Moral, der sich freilich auch schon längst im Griechentume selbst vorbereitet hatte. Es war nicht genug, daß die Athener ihm und seinem Vater Antigonos goldene Viergespanne neben den Denkmälern des Harmodios und Aristogeiton aufstellten, sondern später (304 v. Chr.) räumten sie ihrem „göttlichen Befreier" den Tempel der Athene Parthenos, das größte Heiligtum der Stadt, als Wohnung ein und duldeten, daß er in diesen Räumen ein durch die schlimmsten Verbrechen der Wollust entehrtes Leben führte. Später (302) brachten sie ihm Umzüge und Opfer, wie sie die frühere Zeit nur für die höchsten Götter gestattet hatte, und priesen ihn, „den einzigen, wahren Gott, Poseidons und der Aphrodite Sohn, schön und lächelnd von Antlitz."

Von Athen eilte Demetrios nach Cypern, belagerte Salamis mit großartigen, von ihm selbst konstruierten Belagerungsmaschinen (daher sein Beiname Poliorketes, d. h. Städtebezwinger), vernichtete die Entsatzflotte des Ptolemaios von Ägypten, eroberte die feste Stadt und die ganze Insel. Seinen Vater Antigonos, der damals gerade mit der Erbauung der neuen Hauptstadt Antigoneia (am Orontes in Syrien) beschäftigt war, ließ er bei Überbringung der Siegesbotschaft als „König Antigonos" anreden, und im Antwortschreiben titulierte auch Antigonos seinen Sohn als „König Demetrios" (306 v. Chr.). Es war aber beiden sehr wenig erwünscht, daß seitdem auch Ptolemaios von Ägypten, Seleukos von Babylon, Lysimachos von Thrakien und Kassandros von Makedonien den Königstitel annahmen. Deshalb suchten Antigonos und sein Sohn die Macht des Ptolemaios vollends zu brechen, aber der Angriff auf Ägypten (306) mißlang, und auch Rhodos, ein Hauptstützpunkt des alexandrinischen Handels, trotzte im Jahre 305 allen Belagerungskünsten des Demetrios. Rhodos behauptete damals seine Unabhängigkeit und legte besonders dadurch den Grund zu einer großartigen Handelsblüte, die bald den athenischen Handel und die Reste der athenischen Seemacht in den Schatten stellte. Die Rhodier schlossen auch zur Sicherung ihres Handels auf dem östlichen Mittelmeerbecken Verträge mit andern Griechenstädten und schufen so in dieser wilden Zeit eine Art griechischer Hansa.

Die Schlacht bei Ipsos (301 v. Chr.).

Aber noch immer bedrohten Antigonos' und Demetrios' ehrgeizige Pläne die Selbständigkeit der andern Könige: deshalb verbündeten sich diese 302 v. Chr. aufs neue. Es gelang dem Lysimachos und Seleukos, sich (301) am Halys zu vereinigen. Daraufhin kehrte Demetrios, der zum Kampfe mit Kassandros bereits in Thessalien eingerückt war, um und vereinigte seine Streitkräfte mit denen seines Vaters. Sie hatten zusammen 70000 Mann Fußvolk und 10000 Reiter, die Gegner etwas weniger, aber dafür 500 indische Kriegselefanten. Bei dem Dorfe Ipsos, nahe bei dem phrygischen Synnada, trafen sich die Heere. Die gewaltige Schlacht, die sich dort im August des Jahres 301 v. Chr. entwickelte, bewirkte einen völligen Umschwung der Machtverhältnisse: Seleukos und Lysimachos siegten besonders durch die Elefanten, der 81jährige Antigonos fiel, Demetrios war seitdem lange Zeit ein heimatloser Flüchtling, der nur auf Cypern und im Ägäischen Meere sich noch als „Seekönig" behauptete. Die Sieger teilten nunmehr die großartige Beute. Ptolemaios behielt Ägypten und den Anspruch auf Cypern, Kassandros Makedonien und den Anspruch auf Griechenland, das er sich aber erst unterwerfen mußte. Lysimachos bekam zu Thrakien ganz Kleinasien bis zum Tauros, den Löwenanteil aber behauptete Seleukos: alles Land ost- und südwärts vom Tauros, von der syrisch-phönikischen Küste bis zum Indos. Als neutrales Gebiet zwischen Lysimachos und Seleukos wurden die Kleinstaaten Pontos, Armenien, Kappadokien und Kilikien, meist unter einheimischen Fürstengeschlechtern organisiert.

Demetrios', Lysimachos' und Seleukos' Ausgang.

Aber auch diese Abmachungen blieben nicht von Dauer. Kassandros von Makedonien starb 297 v. Chr.; da seine Söhne sich entzweit hatten, gelang es dem Demetrios Poliorketes leicht, sich zum Könige des Landes zu machen (294). Aber seine zunehmende Entartung, die seine Heldenkraft verzehrte, und der ungestillte Trieb zu neuen großartigen Abenteuern verwickelten ihn und das Land, dessen Kräfte er aufs höchste anspannte, um womöglich das ganze Erbe Alexanders wieder zusammenzubringen, in einen unheilvollen Krieg mit Pyrrhos von Epirus, Lysimachos, Ptolemaios und Seleukos. Als Pyrrhos (287) in sein Land einrückte, fielen Volk und Heer von Demetrios ab und riefen ihn zum Könige aus. Demetrios floh und fiel schließlich nach abenteuerlichen Zügen in die Hand des Königs Seleukos, der ihm Apameia am Orontes zum Aufenthalt anwies. — Hier starb Demetrios, nachdem er auch seine letzten Jahre zwischen kühnen Entwürfen und wüster Sinneslust geteilt hatte, 283 v. Chr. im Alter von 54 Jahren. „Demetrios, der Städtebezwinger, der bald als Feldherr sich den größten Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen unterzog, bald in Üppigkeit und weichlichem Schlemmerleben seine Kraft zerstörte, der als gelehrter Mathematiker durch Erfindung von Kriegsmaschinen sich einen Namen machte und solche Liebe zur Kunst zeigte, daß er bei der Belagerung von Rhodos die nördliche Vorstadt verschonte, um ein berühmtes Gemälde des Protogenes nicht zu zerstören, war das treueste Bild der Mischung griechischer Kultur und militärischer Roheit. In ihm war zu gleicher Zeit die volle Rüstigkeit und Strenge des Soldaten, die bezaubernde und witzreiche Gewandtheit der feingebildeten Hellenen und die schwelgerische, sich selbst vergessende Lust der Orientalen vereinigt."

Die andern Diadochen überlebten ihn nicht lange. Lysimachos, der nach Pyrrhos' kurzer Herrschaft auch Makedonien an sich gebracht hatte, wurde 281 v. Chr. von Seleukos bei Koros in Westphrygien besiegt und fiel. Seleukos wurde von dem heimtückischen Sohne des Ptolemaios, dem sogenannten Ptolemaios Keraunos („Blitz") ermordet, der dann eine Zeitlang König von Makedonien war und im Jahre 279 gegen die in Makedonien einbrechenden Gallier fiel. Danach konnte sich der Sohn des Demetrios Poliorketes, der tüchtige Antigonos Gonatas, im Jahre 278 v. Chr. des makedonischen Thrones bemächtigen.

Die neuen hellenistischen Staaten.

Makedonien und Hellas

So waren denn aus dem Riesenkampfe schließlich drei hellenistische Großstaaten unter Königsgeschlechtern, die alle dem Heerlager Alexanders entstammten, hervorgegangen. In Makedonien herrschten seit 278 v. Chr. die Antigoniden, sie suchten natürlich ihren Einfluß auch über Hellas auszudehnen, was ihnen mit Hilfe dreier Festungen, die sie besetzt hielten (Demetrias, Chalkis und Akrokorinth), auch im wesentlichen gelang; doch behaupteten nicht nur der ätolische und der achäische Bund, sondern auch Sparta und Athen eine gewisse Unabhängigkeit.

Die makedonische Machtsphäre umfaßte außer dem Stammlande vor allem Thessalien, Euböa, Böotien, Korinth, Sikyon, Argos, das südliche Arkadien, Messenien und Akarnanien. Die Kraft des Reiches hatte durch die massenhafte Auswanderung von Makedoniern nach Osten um so mehr gelitten, als das Land von jeher dünn bevölkert gewesen war. Doch hob sich allmählich die Bevölkerungszahl wieder und danach auch die Kraft der Phalanx, die für lange Zeit eine achtunggebietende Streitmacht blieb. Sie ergänzte sich auf Grund der allgemeinen Dienstpflicht, doch hielten sich die Könige auch Söldner. Das städtische Wesen machte unter den Antigoniden (Antigonos Gonatas 278—239 v. Chr., Demetrios II. 239—229, Antigonos Doson 229—221, Philipp III. (V.) 221—179) wenig Fortschritte, der größte Teil des Volkes behielt seinen bäuerlichen Charakter und damit seine kriegerische Kraft.

Die Ätoler, eine alte Vereinigung zahlreicher bäuerlicher Gaue zwischen den Flüssen Acheloos und Daphnos im Westen von Hellas, treten nach dem Zusammenbruche des Reiches Alexanders als wichtigste Macht im eigentlichen Hellas hervor. Das Gebiet des ätolischen Bundes reicht östlich bis zum malischen Meerbusen und bis zu den Grenzen Böotiens. Die Ätoler hielten also auch den Thermopylenpaß, die Pforte von Hellas, in ihrer Hand und sprachen im Rate der delphischen Amphiktyonie das entscheidende Wort. Sie hatten ihren Ruhm durch die Tapferkeit begründet, mit der sie 279 v. Chr. den aus Thrakien in Makedonien und dann in Hellas einbrechenden Kelten widerstanden. Ihr Bund stand unter einem Strategen (Feldhauptmann), neben dem ein Reiteroberst (Hipparchos), ein Kanzler und ein Schatzmeister amtierten. Auf der Versammlung des ätolischen Volkes (Panaitolikon), die alljährlich nach der Herbstnachtgleiche in Thermon zusammentrat, wurden die Bundesbeamten gewählt und andre wichtige Fragen entschieden. Dem Bunde schlossen sich später auch griechische Gemeinden der Küsten Thrakiens und des Hellespont, ja sogar einzelne Inseln an.

Dasselbe Bedürfnis nach Rechtsschutz, das den ätolischen Bund zusammengeführt hatte, veranlaßte, etwa seit 280 v. Chr., die Entstehung des achäischen Bundes im Norden des Peloponnes. Er bestand anfangs nur aus vier Städten, wuchs aber, besonders seit ihm Aratos (251) das befreite Sikyon zugeführt hatte, bald zu einer umfassenderen Organisation heraus. Leider konnte Sparta, die mächtigste Gemeinde auf dem Peloponnes, keinen Ausgleich mit dem achäischen Bunde erzielen: so erlagen sie beide 221 v. Chr. dem Antigonos Doson. Eine gewisse Selbständigkeit bewahrte auch Athen, seit es 286 die makedonische Besatzung aus dem Museion vertrieben hatte. Hier wie in Sparta und auf den Kykladen rivalisierte die vorsichtige ägyptische Politik mit Erfolg gegen den makedonischen Einfluß.

Das Ptolemäerreich und seine Verfassung.

Verhältnismäßig fest stand der Thron der Ptolemäer in Ägypten, wo nach dem Lagiden Ptolemaios Soter (gest. 283 v. Chr.) der hochgebildete Ptolemaios Philadelphos zur Regierung kam (282—247) und Alexandreia in immer höherem Grade zum Mittelpunkte des Welthandels und der Bildung erhob. Er vermehrte die schon vom Vater ererbte gewaltige Kriegsmacht noch beträchtlich und stellte die reichen Hilfskräfte des Landes durch ein vortreffliches Steuersystem und eine bis ins kleinste geregelte Verwaltung in den Dienst des Königs. So sammelten sich in seinem Schatze ungeheure Reichtümer, die ihm die Aufstellung eines Heeres von 200000 Mann und 40000 Reitern und die Erhaltung einer Flotte von 1500 Kriegsschiffen gestatteten. Er erweiterte die Grenzen Ägyptens beträchtlich nach Süden zu, beherrschte Kyrene, verdrängte die Seleukiden aus Palästina und Phönikien und erwarb sogar die Südküste Kleinasiens: Karien, Lykien, Pamphylien, Kilikien. Durch einen Handelsvertrag mit den Römern (273 v. Chr.) eröffnete er den ägyptischen Waren auch den italischen Markt. — Der dritte Ptolemäer, Euergetes (247—221 v. Chr.), verstand es, das Reich durchaus auf der Höhe einer in der östlichen Welt gebietenden und tonangebenden Macht zu erhalten. Um die Ermordung seiner Schwester Berenike, die an Antiochos II. von Syrien ver-

mählt gewesen war, zu rächen, unternahm er (246—243) einen großartigen Beutezug gegen das Seleukidenreich bis über den Euphrat hinaus, von dem er unermeßliche Reichtümer mitheimbrachte. Diese Reichtümer wurden zur Eröffnung neuer Handelswege, zu kostbaren Bauten, vor allem aber auch zur Beförderung der großartigen Bildungsanstalten Alexandreias, des Museions und der königlichen Bibliotheken (s. unten), verwendet. Charakteristisch für das Reich der Ptolemäer blieb eine gewisse Mischung ägyptischer und hellenischer Elemente. Mit weiser Schonung tasteten die Ptolemäer weder die uralte hierarchische Ordnung noch das Kastenwesen, noch die alte Gauverfassung des Landes (vgl. Bd. I, S. 153) an, sondern ließen im wesentlichen die Ägypter nach ägyptischer, die Griechen nach griechischer Weise leben, soweit es dem Könige bequem war. Ein wichtiges Bindeglied zwischen beiden Völkern bildete der von den Ägyptern übernommene, von den Griechen vertiefte Serapis- und Isisdienst, der sich bald auch nach Asien und nach dem Westen verbreitete. — Seit der Regierung des grausamen Ptolemaios Philopator (oder Tryphon, d. h. „Schlemmer", 221 bis 204 v. Chr.) sank die Kraft des Reiches; später, unter seinem Nachfolger Ptolemaios Epiphanes (204—181) kam Ägypten mehr und mehr unter die Leitung der Römer.

Unsre Kenntnis der Verfassung und Verwaltung Ägyptens unter den Ptolemäern wächst fast von Tag zu Tag durch die Menge der Papyrusrollen, die in London, Wien und Berlin entziffert werden. Besonders lehrreich sind die von Flinders Petrie nach London gebrachten, von Sagace und Mahaffy untersuchten Papyri. Sie enthalten Testamente von Soldaten, die durch königliche Schenkung Güter erhalten haben, Briefe, Rechnungen, Geschäftsakten u. dergl. Da diese Funde noch großenteils der Veröffentlichung und Bearbeitung harren, so ist es gegenwärtig nicht möglich, ein im einzelnen treffendes Bild der ägyptischen Zustände unter den Ptolemäern zu entwerfen. —

Die absolutistische Neigung der Ptolemäer wurde durch die lange Gewöhnung der Ägypter an despotisches Regiment sehr gefördert. Sie verwalteten von vornherein das fruchtbare und reiche, von außenher schwer angreifbare Land wie ein großes Erbgut, das ihnen zugefallen war, also lediglich im Interesse ihres persönlichen Nutzens, ein Grundsatz, der nachmals in die römische Provinzverwaltung übergegangen ist. Da es aber den Ptolemäern nützlich und bequem war, über zufriedene Unterthanen zu herrschen, so wurde einerseits jede unnütze Änderung der von den Pharaonen her bestehenden Verfassung vermieden, anderseits wurde den zugewanderten Hellenen zwar nicht die Autonomie freier Stadtbürger, aber doch gewisse Vorrechte vor den Ägyptern gewährt. Nach der zufällig erhaltenen Notiz eines alexandrinischen Gelehrten wurden die Eingeborenen von den Königl. Beamten mit der Peitsche, dem Symbol des Despotismus der Pharaonen, die Griechen dagegen mit dem Stocke geprügelt, der auch bei den Spartanern im Brauche war. Von wirklicher Selbstverwaltung der griechischen Gemeinde war in Alexandreia nicht die Rede, wohl aber in einigen abgelegeneren Griechenstädten wie Ptolemais bei Abydos (Abtu), Arsinoe im Fayûm und Berenike am Roten Meer, für die man ohne Gewährung der Selbstverwaltung schwerlich Kolonisten erhalten hätte. Im übrigen war das Land in drei große Provinzen eingeteilt, an der Spitze stand je ein Epistrategos, natürlich in der Regel ein Makedonier oder Grieche, die Gaue (Nomoi) standen unter Strategen. Das Volk zahlte dem Könige eine beträchtliche Grundsteuer, wahrscheinlich aber floß auch vom Ertrage des Handels durch Hafenzölle u. dergl. ein großer Teil in die königlichen Kassen; außerdem bezog der König riesige Einnahmen aus seinen Domänen, Bergwerken und Fabriken. —

Sehr wichtig und großartig im Betriebe war die Industrie, die leinene Stoffe, Thongefäße, Glas, Papier u. a. lieferte. Diese Erzeugnisse und vor allem die massenhafte Produktion von Weizen bildeten die Grundlage eines schwunghaften Exportes, für den die Gewinnsucht der Könige immer neue Wege und Absatzgebiete eröffnete, so daß der Handel Athens sehr bald vor dem Alexandreias in den Hintergrund trat. Dazu kam ein sehr gewinnbringender Durchgangshandel mit indischen und arabischen Waren. Um ihn zu fördern, stellten die Ptolemäer den alten Kanal des Königs Necho vom Roten Meer zum Nil wieder her und legten Karawanenstraßen von Myoshormos, Leukos Limen (jetzt Kosêr) und Berenike nach Koptos am Nil an (vgl. die Karte Bd. I, S. 100). —

Das Heer bestand vorzugsweise aus Söldnern griechischer Zunge; doch wurden auch Gallier aus Asien angeworben. Die auswärtige Politik der Ptolemäer war von dem Wunsche getragen, dem Reiche das zu geben, was es nicht besaß: Seeschiffe mit guter Bemannung und Söldner. Darum suchten sie nicht nur Kyrene und Cypern, sondern vor allem auch Phönikien und Cölesyrien in ihrer Hand zu halten und auf die spartanische Politik Einfluß zu gewinnen, um des berühmten Söldnermarktes am Vorgebirge Tainaron sicher zu sein. —

Das Seleukidenreich und seine Verfassung.

Räumlich am größten, aber innerlich am schwächsten war das syrisch-babylonische Reich der Seleukiden, für das bereits Seleukos (Nikator) in Antiocheia am Orontes (an Stelle von Antigoneia) eine neue glänzende Hauptstadt gegründet hatte. Ihm folgte Antiochos I. Soter (280—261), der alles Land vom Hellespont bis zum Indos für sich beanspruchte. Doch konnte er nicht hindern, daß große Teile dieses ungeheuren Gebietes sich selbständig machten. Das Reich der Seleukiden war in zweiundsiebzig Satrapien geteilt, doch so, daß militärisches Kommando und

29. Münze Antiochos' I. Soter.

Auf dem Avers das Bildnis des Antiochos Soter in vorgerücktem Alter; auf dem Revers Apollon nackt auf der Cortine sitzend, in der Linken den Bogen, rechts einen Pfeil haltend.

Zivilverwaltung getrennt waren. Die Seleukiden waren weit weniger als die Ptolemäer im stande, ihr Interesse den Künsten und Wissenschaften zuzuwenden, weil die nationalen Gegensätze zwischen den verschiedenartigen Stämmen ihrer weitverzweigten Gebiete die Beherrschung des Ganzen erschwerten; indes haben sie, wenn auch wesentlich aus militärischen Gründen, die Ansiedelung zahlreicher Makedonier und Griechen in neugegründeten Städten und dadurch die Ausbreitung des Hellenismus sehr gefördert. Später freilich versanken sie in Üppigkeit, Wollust und Grausamkeit,

30. Bildnis des Philetairos auf einer Münze Attalos' I. Nach Imhoof-Blumer.

besonders seitdem unter Antiochos II. „Gott" (261—247 v. Chr.) die Frauen am Hofe eine entscheidende Rolle zu spielen begannen. Unter Seleukos II. (247—227) und ebenso unter Seleukos III. (227—222) war das Reich der Auflösung nahe. Erst Antiochos III. (222—187) vermochte, als der Nachbarstaat der Ptolemäer schwächer wurde, das Seleukidenreich noch einmal zur Stellung einer Großmacht emporzuheben, doch erlag er (190) den Römern.

Über die Verfassung und die Zustände im Seleukidenreiche sind wir nur sehr dürftig unterrichtet. Seleukos Nikator hatte bald begriffen, daß er den Schwerpunkt des Reiches aus dem fernen Osten nach dem der Heimat soviel näheren Westen verlegen müsse. Deshalb hatte er die Indosländer an den eingeborenen Fürsten Tschandragupta (Sandrakottos) abgetreten,

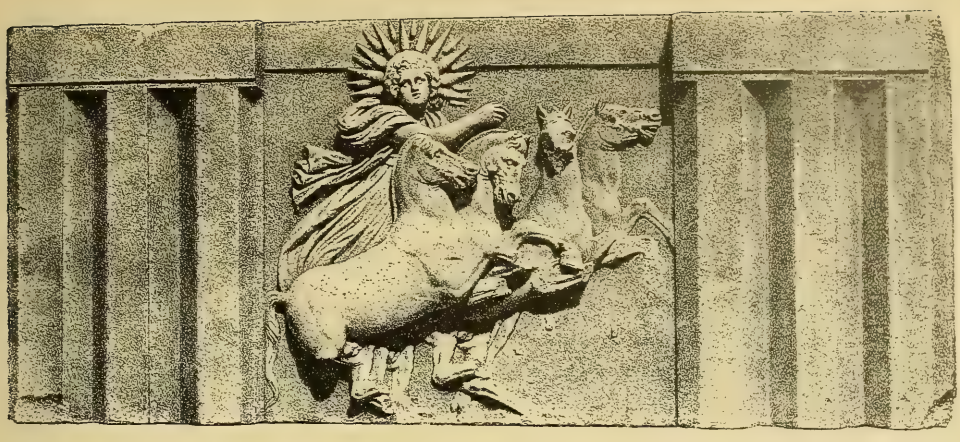
dessen Elefanten ihm bei Ipsos so wertvolle Dienste leisteten, und hatte die Residenz von Babylon nach dem rasch aufblühenden Antiocheia am Orontes verlegt. Die Teilung des Reiches in 72 kleinere Satrapien und die überdies schon von Alexander geübte Trennung der Verwaltung und der obersten Militärgewalt hatte doch wohl den Zweck, die Macht der einzelnen Statthalter und damit die Gefahr einer Empörung zu verringern. Immerhin haben einzelne Teile des weitverzweigten Reiches eine sehr selbständige Rolle gespielt. So standen z. B. die Ostprovinzen Baktrien, Sogdiana, Areia, kurzum fast alle Provinzen östlich vom Euphrat unter Antiochos, dem Sohne des Seleukos, der wie sein Vater den Königstitel führte, und in Armenien gab es einheimische erbliche Satrapen. Der Bestand des Reiches war ein fast fortwährend wechselnder, die Grenzen sehr unsicher. Um sie zu behaupten, lenkten die Seleukiden einen möglichst starken Strom makedonischer und griechischer Einwanderer in ihre Länder und gründeten mit Eifer griechische Stadtgemeinden. Seleukos nannte die von ihm gegründeten Städte entweder nach seinem Vater Antiochos oder nach seiner Mutter Laodike oder nach seiner Gemahlin Apame oder nach makedonischen Städten in der Heimat oder endlich nach sich selbst. So gründete er, wohl noch vor der Schlacht bei Ipsos, am Tigris Seleukeia, im nördlichen Mesopotamien Edessa und an Stelle von Nisibis Antiocheia. Dann entstanden an der Straße von Ekbatana nach den kaspischen Thoren Europos, Apameia, Laodikeia, als Hauptstadt Parthiens aber Hekatompylos. Die Alexanderstadt an der äußersten Nordostgrenze, am Jaxartes, erneuerte er als Alexandreia eschata. Weit erfolgreicher als diese Außenpunkte griechischer Gesittung und griechischer bürgerlicher Freiheit war seine Kolonisation im eigentlichen Syrien. Südlich von Antiocheia wurde am Orontesflusse der größte Waffenplatz des Reiches, Apameia, gegründet, der nach der Hauptstadt Makedoniens auch Pella genannt wurde. Hier befanden sich die Gestüte der Kriegsrosse und die indischen Kriegselefanten. An der Meeresküste entstanden Seleukeia und Laodikeia; außerdem aber sollte die ganze mittelsyrische Landschaft ein Abbild der makedonischen und griechischen Heimat werden: deshalb wiederholen sich hier alte griechische Ortsnamen wie Larisa, Chalkis, Maroneia, ja die Gegend nördlich von Antiocheia, wo Tausende von makedonischen Kyrrhesten angesiedelt waren, hieß als Gau Kyrrhestike. Diese Städte waren nicht nur Trägerinnen und Verbreiterinnen der griechischen Kultur, sondern auch eines gewissen Maßes bürgerlicher Freiheit. Denn sie besaßen das Recht der Selbstverwaltung in weit höherem Maße als die Griechenstädte in Ägypten (s. oben).

Im Heer überwog durchaus das wehrhaftere makedonisch-griechische Element. Nach einer Notiz des Polybios bestand das Heer im Jahre 217 v. Chr. aus 20 000 Phalangiten, vermutlich meist Makedoniern, 10 000 im Reiche seßhaften Griechen, die auf makedonische Weise bewaffnet waren, 5000 hellenischen Söldnern, 2500 Kretern und einer Menge von Barbaren, die aber an Kopfzahl der Gesamtsumme der Griechen und Makedonier nicht gleichkamen. Unter den 20 000 Phalangiten waren allein 6000 Kyrrhesten. — Alles in allem war das Reich der Seleukiden weit weniger absolutistisch regiert, als etwa das der Ptolemäer; es war deshalb nach außen weniger leistungsfähig, anderseits aber hat sich gerade auf diesem Boden ein gewisser Ausgleich griechischen und orientalischen Wesens vollzogen, dessen die Vorsehung zur Vorbereitung des wichtigsten Werkes bedurfte (vgl. S. 39). Konnten sich doch nicht einmal die Juden, das exklusivste der orientalischen Völker, dem sich ausbreitenden Hellenismus völlig entziehen, obwohl sie seit den Siegen des Judas Makkabäus (seit 166 v. Chr.) über Antiochos Epiphanes (176—164) ihre religiöse und nationale Unabhängigkeit behaupteten.

Die kleineren Staaten.

In Pergamon begründete nach Lysimachos' Tode einer seiner Beamten, Philetairos, das kunstberühmte Königreich Pergamon, das besonders durch Attalos I. (241—197) an Umfang und Bedeutung wuchs. Auch ein Teil der 279 v. Chr. in Makedonien und Asien eingebrochenen Gallier behauptete sich in der nach ihnen benannten Landschaft Galatia als besonderer Staat. Ebenso wurden Bithynien unter Nikomedes I. (281—246), Pontos unter Mithradates selbständig. Doch gelangte zunächst keiner dieser Staaten zu einer selbständigen politischen Rolle, sondern sie wurden zwischen den Großmächten hin- und hergeschoben, bis die Römer alle diese Verhältnisse von neuem regelten.

31. Münze Nikomedes' I. von Bithynien mit dessen Porträt.
Nach Imhoof-Blumer.



32. Auffahrt des Helios: Metope eines Tempels in Neu-Ilion.
Im Jahre 1872 von Schliemann gefunden; mit den beiden Triglyphen 2 m lang.

Siebentes Buch.

Die hellenische Kultur.

Allgemeine Charakteristik der Entwickelung der geistigen Kultur.

Homer ist der erste große Name der griechischen Dichtung, vielleicht bezeichnet er das Größte, was der griechische Geist in seinem Lebens- und Werdegang der Weltlitteratur geschenkt hat. Er bezeichnet die erste selbständige That des griechischen Genius. Während in Handwerk und Kunst, ja in den Bildern religiöser Verehrung der Grieche noch abhängig war von dem, was die großen Völker des Orients geschaffen hatten, und es noch langer Zeit bedurfte, bis er das fremde Gut sich innerlich angeeignet und nach dem Zuge des eignen Wesens umgemodelt hatte, war auf dem Gebiete der Dichtkunst der hellenische Geist schon völlig erstarkt, umspannte mit eigner Kraft die Welt und gestaltete nach dem Gesetze, das er in der eignen Brust fand, die Bilder der Natur und der Menschheit, in der Auffassung des Göttlichen und des Sittlichen folgte er nur dem eignen Fühlen und Denken. Die Entwickelung der griechischen Litteratur erscheint als ein glückliches Kind der Natur, weil sie nirgends durch die Einwirkung ausländischer Vorbilder künstlich in eine bestimmte Bahn gedrängt worden ist, sondern in typischer Reinheit nacheinander die großen Gattungen des Epos, der Lyrik und des Dramas geschaffen hat, wie es der geistigen Entfaltung des Menschen entspricht. Zuerst zieht die reiche Fülle der äußeren Vorgänge den Blick auf sich, und die Bewegungen des Innern werden erfaßt, nur, indem sie sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck erlangen. In der Periode einer mächtig erregten, politisch von großen Gegensätzen erfüllten Zeit kommt das Individuum zum Bewußtsein seiner persönlichen Stimmungen und Neigungen, die Reflexion richtet sich auf die eigne Seele, und die leidenschaftlich bewegte Phantasie gibt uns Bilder von allen Empfindungen, die die Menschenbrust durchziehen. Endlich auf der Höhe der Entwickelung tritt das Drama hervor und zeigt den Menschen in des Lebens Drange, getrieben vom Zuge seiner Natur; zwischen Freiheit und Notwendigkeit gestellt, findet er sein Schicksal, aus dem Konflikte widerstrebender Personen entsteht alle Geschichte.

Die Poesie der Griechen verlor nie den Zusammenhang mit der Religion, die bei ihnen jede Regung der Natur, jede Thätigkeit, jede Freude und jeden Genuß als Gabe der Gottheit hinnahm. Auch der Gesang ist ihr Geschenk, Homer und Hesiod sind Priester der Musen. Nicht durch einen Priesterstand wurde die Religion weitergebildet, die Priester waren „Opferer, Beamte der Gemeinde, nicht ihre Lehrer". Aber als Lehrer des Volkes bezeichnete sich selbst der Dichter der Komödie. Die Poeten gaben den Unsterblichen, die einst in riesenhafter Unbestimmtheit vor der Phantasie standen, ihre festumrissene Gestalt. Das Epos behandelte sie vielfach mit künstlerischer Freiheit, aber es hielt doch daran fest, daß in allem Zeus' Ratschluß zur Vollendung kommt. Die Dichtung veredelte auch die religiöse Vorstellung. Von den mächtigen Göttern, glaubte man im alten Griechenland, komme alles, was nicht aus des Menschen Absicht entspringe und in seiner Berechnung liege, also auch das Schlimme; die Götter neideten dem Menschen sein hohes Glück. Diese Vorstellungen, die fast unausrottbar waren und endlich zum Glauben an böse Dämonen führten, sind von den Dichtern bekämpft worden. Die Chorpoesie, die an den hohen Göttertagen ihre Gesänge erhob, und das Drama, das dem Feste des Dionysos seine Weihe gab, zeigten das gerechte Walten der Götter. Ihr Neid ward zur vergeltenden Nemesis, Lug und Trug und Tücke wurde aus dem Wesen der Mächtigen getilgt, die nur allmählich aus den furchtbaren Personifikationen der Naturgewalten auch sittlich wollende wurden.

Mit der Religion verbunden waren stets auch die bildenden Künste. Langsamer waren sie der Dichtung gefolgt. Zuerst verkündeten mächtige Steintempel eine neue Kunst in stilvoller Sicherheit. Von auswärts waren die Elemente übernommen, aber das untrügliche Gefühl für das Schöne und künstlerisches Maß leiteten die Hand des schaffenden Baumeisters. Aus den Steinen sprach sich, wie in den Worten des Dichters, ein edler Rhythmus aus; die Harmonie, die Fügung verschiedener Glieder zu einem einheitlichen Ganzen, herrschen hier wie dort. Was des Dichters Auge geschaut, was des Hörers mitschwingende Phantasie willig nachgebildet hatte, das verlangte der bildende Künstler zu verkörpern. Schon in den Werken einer dekorativen Kunst treffen wir die Erzählungen des Epos in ihrer Herrschaft über die Gemüter. Der Maler und der Bildhauer vollenden das Werk. Nachdem das Schöne, das Anmutige und das Erhabene sich in dem Streben, den menschlichen Körper nach seinem gesetzmäßigen Aufbau zu erfassen, in dem Sinne für Symmetrie und für Zierlichkeit, im erschreckend Gewaltigen angedeutet hatten, entstanden jene Wunderwerke der Schönheit, die noch heute unsre Begeisterung entzünden. Die Darstellung des Idealen, dann der sinngefälligen Schönheit und des entzückenden Liebreizes, hoher Sinnesart und tiefen Leides und verzückten Jubels, endlich auch die fast peinigende Enthüllung körperlichen Schmerzes gelingen der Kunst, und nach dem Untergange der politischen Freiheit umrankt sie mit reizender Geschäftigkeit alle die Gegenstände, die das tägliche Leben in seinen Dienst stellt. Mit einem fast unbegreiflichen Reichtum von Werken, die alle den gleichen Adel der Form tragen, überschüttet sie das Dasein, daß daneben wir in Barbarei zu wandeln scheinen.

Das Land Jonien, das dem Epos und den ersten Schritten der Kunst sich geöffnet, brachte auch die hellen Köpfe, welche unbekümmert um den schönen Schein nach den Gesetzen fragten, welche die Welt beherrschen, und in der Geschichte wissen wollten, wie es eigentlich gewesen. So entstand auch die Wissenschaft, vor allem die Philosophie. Sie stellte Ideale auf, die noch kein Zeitalter verschmähen durfte; sie zwang die Menschen zur Anerkennung der gesetzmäßigen Weltordnung und verscheuchte die Wahngebilde des Aberglaubens. Wie ein Arzt lauschte ein Historiker dem Atemzuge der leidenden Menschheit, wie ein Botaniker ordnete ein Philosoph die

wechselnden Formen des menschlichen Lebens im Staate. Bei dem wissenschaftlichen Denken der Griechen sind auch die Jahrhunderte der neuen Zeit wieder in die Schule gegangen. Als die Gebildeten sich dem Volksglauben abwandten, bot ihnen die Philosophie Ersatz für die Religion als Stütze der Moral. Nach dem Untergange der politischen Selbständigkeit Griechenlands gewann in den fürstlichen Städten der hellenistischen Königreiche die Wissenschaft eine Stätte für eine großartige Thätigkeit, sie sammelte allenthalben den Stoff für die Geographie, und wie sie die Astronomie durch ihre Beobachtungen förderte, so zog sie auch Linien zwischen dem Himmel und der Erde und maß und berechnete die Oberfläche unsrer Erde; unermüdlich wurden die Kenntnisse in der Botanik und Zoologie erweitert, im Seziersaal drang der Forscher in die Geheimnisse der Körperwelt. Was in Sprache, Sitte, Mythus und Litteratur das Griechenvolk hervorgebracht, wurde zusammengebracht, gesichtet, geordnet, wie der alternde Mensch die Erinnerungen eines großen Lebens noch einmal als ein Vermächtnis für die Nachwelt zusammenfaßt, ehe er von hinnen scheidet. Der wissenschaftlichen Arbeit der Gelehrten von Alexandreia verdanken wir großenteils die Kenntnis der griechischen Weltepoche.

Die Zeit bis zu den Perserkriegen.

Litteratur.

Anfänge der Dichtkunst in Hellas. Das Epos. Homer und Hesiod. Hymnen und Parodien.

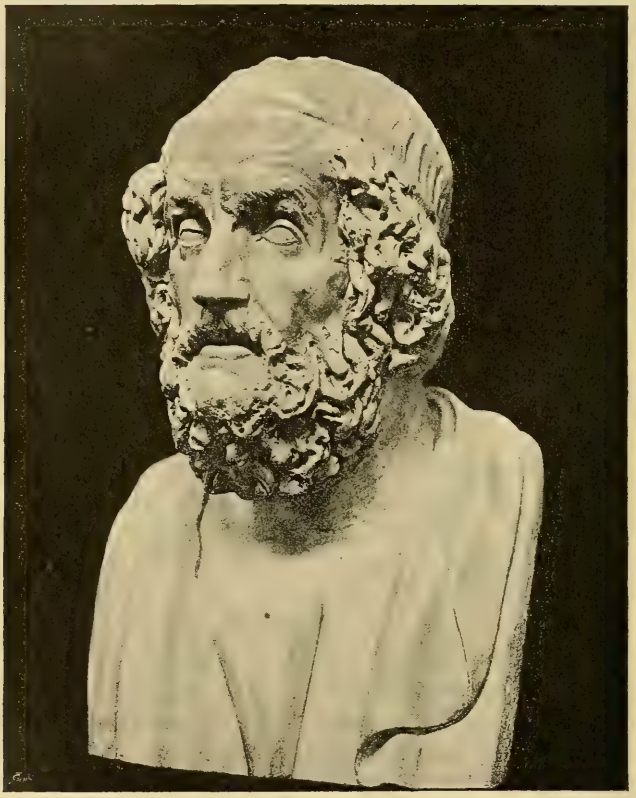
Anfänge der Dichtkunst.

Lange vor der Entstehung der Homerischen Gedichte blühte in Griechenland der Heldengesang, und eine lange Entwickelung mußte vorausgegangen sein, ehe so kunstvolle Verse wie der biegsame Hexameter der Sprache gelangen, ehe die Kunst anschaulicher Erzählung, die Feinheit der Charakteristik, die lebendige Kenntnis menschlicher Leidenschaft und die Fähigkeit wohlgesetzter Rede so weit gebildet war, und ehe das Denken über die Welt und den Zusammenhang menschlicher Schicksale zu solcher Freiheit und Heiterkeit reifen konnte. Einzellieder von Helden waren schon gesungen, auch die Götter waren in Hymnen gefeiert, und in ausgeprägten Formeln bewegte sich diese Poesie. Am Fuße des Götterberges Olympos in der thrakischen Landschaft Pierien waren die Musen heimisch, dort erzählte man von dem zaubergewaltigen Sänger Orpheus. Die großen Epen, die uns vorliegen, knüpfen an den Kampf vereinigter Griechenstämme um Troja an. Aber eine ältere Heldenzeit, die Thaten des Herakles, die Schicksale des thebanischen Königshauses, die Fahrt des Jason in das ferne Goldland Kolchis werden erwähnt. Als die Griechen infolge der Wanderung nördlich wohnender Stämme über das Ägäische Meer fuhren, um sich an den Küsten Kleinasiens eine Heimat zu suchen, mußten sie mit den Eingeborenen heftige Kämpfe bestehen; ein Nachklang dieser Heldenzeit liegt in der Sage vom Kriege um Ilios. Vielleicht ist diese Sage zuerst von äolischen Dichtern gesungen und dann von den südlicher wohnenden Jonern aufgenommen worden, wo die Sänger das Bild der Frühzeit ritterlicher Kämpfe, das im allgemeinen festgehalten wurde, weiter ausführten. Jedenfalls ist Jonien die Heimat der Homerischen Dichtung, und dort mag auch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr. ein Dichter von hervorragender Kraft aufgetreten sein, dessen Name sich erhalten hat, Homer, ohne daß nähere Umstände über sein Leben bekannt geblieben wären. Eine falsche Kombination hat später die Griechen dazu veranlaßt, ihn zum blinden Sänger von Chios zu machen; so zeigen ihn auch die Büsten, die auf das 4. Jahrhundert v. Chr. zurückgehen, blind, aufhorchend,

Heimat des Epos. Homer.

wie in das Schauen innerer Gedichte versunken. Sieben Städte stritten sich um die Ehre, seine Vaterstadt zu sein. Smyrna, wo äolisches und ionisches Wesen sich traf, hat wohl die meisten Ansprüche, wenn nicht Chios, wo die Sängerzunft der Homeriden die epische Kunstrichtung aufrecht erhielt, den Vorzug verdient. Homerisch war in der ältesten Überlieferung alle epische Dichtung. Doch müssen schon frühe die „Ilias" und die „Odyssee", die nicht von einem Verfasser herstammen können, sondern verschiedenen Zeiten angehören, eine hervorragende Stellung eingenommen haben, weil an

Die Homerischen Epen.



33. Idealbild des Homer. Büste im Museum zu Neapel.

Welcher Künstler den Idealtypus des Homer geschaffen hat, ist unbekannt; aber die Erfindung zeugt von tiefem Geiste und hoher Meisterschaft. Der Sänger erscheint hochbetagt, doch verhältnismäßig noch reich belockt. Als hervorstechendes Kennzeichen ist die Blindheit in den breiten, hochgezogenen Brauen bei zurückgebeugtem Oberkopfe und doch nur mäßiger Öffnung der tiefliegenden Augen angedeutet. Die Unterstirn ist gedankenvoll durchfurcht; Begeisterung und tiefes Sinnen sind mit milder Weisheit in diesen Zügen vereinigt. Die den Kopf umziehende Haarbinde trägt Homer als Abzeichen des Siegespreises.

die dort erzählten Partien aus dem troischen Kriege und von der Heimkehr der Helden sich andre ergänzende Gedichte angeschlossen haben. Auch die beiden Dichtungen selbst, die ursprünglich in mündlicher Überlieferung fortlebten, haben manche Einschiebsel und Erweiterungen erhalten, da die Nachfahren ein Verlangen hatten, nur angedeutete Momente der Erzählung weiter auszuspinnen. Bedeutsam sind beide Epen, weil sie nach einem einheitlichen Plane nur einen Abschnitt der Sage behandeln und doch ein umfassendes Kultur- und Weltbild geben, in welchem dort der ganze Krieg, hier die ganze lange Seefahrt des Helden, ja sein ganzes Leben, die leidvollen Jahre der treuen Penelope und die Zustände auf der Insel Ithaka vor das Auge treten.

„Ilias". Inhalt.

Die **„Ilias"** erzählt von dem Rachezorn des Achill, des tapfersten der Helden, der in Streit mit dem mächtigsten Könige, Agamemnon, dem Herrscher von Mykenai, gerät, welcher, in harter Selbstsucht und um den Tapferen seine Übermacht fühlen zu lassen, ihm die kriegsgefangene, geliebte Briseis rauben will. Zeus verleiht auf die Bitten Achills, der sich jetzt dem Kampfe fernhält, den Troern den Sieg, damit das ganze Heer es empfinde, wie unrecht der König gethan, den besten Mann im Heere gekränkt zu haben. Das Gedicht erzählt von dem hin- und herwogenden Streite der beiden Heere, in dessen Verlaufe wir die hervorragenden Helden kennen lernen. Es ist das zehnte Jahr des Krieges, in welches wir versetzt werden, nur 51 Tage desselben läßt uns der Dichter miterleben; aber wir überschauen den Krieg von seiner Entstehung an, und die Ahnung über das nahende Ende steigt oft in den Gemütern auf. Während die beiden Schlachtreihen gegeneinander ziehen, indes Achill thatlos in seinem Zelte weilt, tritt Helena, der Anlaß des jammervollen Krieges, auf die Zinnen der Stadtmauer; und bewundernd flüstern die hier versammelten Greise einander zu, sie sei es doch wert gewesen, daß man solange um sie gekämpft. Trotzdem soll ein Zweikampf zwischen Paris und Menelaos um den Besitz der Helena entscheiden, aber Aphrodite entzieht ihren Liebling dem Todesstreich des erzürnten Gatten der Helena und zwingt mit ihrer Macht die beiden Unheilstifter zur Erneuerung ihres Liebesbundes und ihres Frevels, indessen das edelste Paar in Ilios, Hektor und Andromache, die Schuldlosen, draußen am Stadtthor, von wehmütigen Ahnungen erfüllt, zum letzten Abschiede sich umarmen. Die Niederlage der Danaer treibt den Agamemnon zu dem Entschluß, Achill Versöhnung anzubieten, aber noch ist das Gefühl des erlittenen Unrechts, das Bild jener empörenden Szene, wo er wie ein elender Hintersasse behandelt ist, zu lebendig in ihm, er kann dem leidenschaftlichen Herzen trotz der Bitten befreundeter Männer das verzeihende Wort nicht abringen, und erst die wachsende Not der Griechen, die bis ans Meer zurückgedrängt werden, deren Schiffe in Gefahr sind in Brand gesteckt zu werden, bewegt das Gemüt des Grollenden, seinem treuen Freunde Patroklos und seinen Myrmidonen den Anteil am Kampfe zu gestatten. Aber Patroklos treibt die Trojaner nicht bloß aus dem Schiffslager, er verfolgt sie auch in die Ebene, wiewohl es ihm von Achill verboten ist. Im Kampfgewühl erschlägt der beste Mann der Troer, Hektor, den Patroklos und beraubt ihn frohlockend der Rüstung, die Achill dem Freunde gegeben. Um die Leiche des Gefallenen tobt furchtbar der Kampf, und nur der wilde Ruf Achills treibt die Troer in die Ebene zurück. Der Rachezorn verdrängt jetzt in ihm den Grimm über die erlittene Schmach; nur der eine Gedanke erfüllt ihn, dem Freunde, dessen Schicksal er durch seinen Streit verschuldet hat, im Blute von Trojanern Genugthuung zu verschaffen. Die Mutter Thetis erscheint ihm wiederum hilfreich, sie gewinnt ihm eine herrliche Rüstung aus der Schmiede des Hephaistos selbst. Ein gewaltiges Lied, in welchem ganz der Geist echter Homerischer Poesie atmet, schildert den Untergang Hektors, und die tiefergreifende Klage seiner Gattin Andromache schließt den Gesang, vielleicht schloß sie die Dichtung. Was noch weiter folgt, die Leichenspiele für Patroklos, der Loskauf der Leiche Hektors durch den greisen Priamos, endlich die Totenklage der trojanischen Frauen ist auch noch von großer dichterischer Schönheit. Wie rührend ist die Szene erdichtet, in welcher der Vater die Hände küßt, die ihm den Sohn erschlagen, und die Seele Achills, dessen leidenschaftlicher Haß zu maßloser Wildheit anschwellen kann, im Gedenken an das Schicksal des eignen Vaters in tiefes Mitleid schmilzt.

Charakteristik der „Ilias".

Kriegerischer Geist schreitet durch die „Ilias"; die Freude an krachenden Schilden, den dröhnenden Waffen, den wutschnaubenden Rossen verrät den Anteil des Dichters an den Szenen des Kampfes, mit einer Genauigkeit werden die Verwundungen besprochen, die nur in der eifrigen Erörterung der Topographie der Hiebe in studentischen Kreisen noch ihresgleichen hat. Voll Leben und Bewegung ist alles, jeder Zug der Vorgänge ist mit hellem Auge angeschaut, und so leidenschaftlich ist der Erzähler an dem Geschehenden beteiligt, daß oft seine Phantasie zum Gleichnis aus der Natur und dem Menschenleben überspringt, um das Ereignis scharf zu bezeichnen. Weniger an rasch fortschreitender Handlung hat er Freude, als sein Auge mit Behagen das wechselvolle Spiel des Geschehenden betrachtet; es vor das Auge seines Zuhörers zu zaubern, ist dem Dichter Genuß. Die ganze Welt liegt aufgeschlossen vor seinem Blick, er weiß, wie es dem Löwen zu Mute ist, der hungergequält vor keiner Jägerschar zurückweicht und, zu Tode getroffen, sich noch mutig wehrt, dem zagenden Rehkalb, das durch Thäler und Schluchten flieht, oder dem Mückenschwarm, der sich zur Sommerszeit immer wieder um den Milchtopf drängt; er beobachtet das wilde Leben des zu Thal stürzenden Bergwassers, das rauschend und brausend Klötze und Steine dahinwälzt, das Feuer, das wie ein unheimlicher Dämon das Wasser zum Brodeln zwingt, und die Wurst, die sich voller Unruhe im wallenden Wasser hin und her bewegt. Vor allem wunderbar ist die Kenntnis der Menschen, deren Wesen er oft mit einem Worte, mit einem Zuge enthüllt. Zwar liegt es ihm fern, alles Stimmungsvolle auszumalen, er geht fast mit trocken chronikartigem Berichte darüber fort, und doch klingt aus seinem Worte auch die tiefe Erregung des Gemütes. Manche Umwandlung im Herzen ist wie ein Wunder, und das Erscheinen der Götter muß es motivieren, wenn Achill, der schon das Schwert gezückt, doch nicht auf Agamemnon, von dem er so schwer gereizt ist, sich losstürzt, oder wenn der Mitleidlose doch Priamos gegenüber sich vom starren Hasse gegen Hektor loslöst. In den Reden, die bei dem Griechenvolke schon in alter Zeit reich ausgebildet sind, weiß der Dichter jeden Charakter naturwahr sich äußern zu lassen, den leidenschaftlich sich überbietenden Zorn Achills

und die hastig hervorgestoßenen Worte des ungestümen Diomedes, die berechnende Klugheit des Odysseus und die greisenhaft umständliche Manier des welterfahrenen alten Nestor.

Weltanschauung Homers.

Zu hoher Freiheit der Weltanschauung hat der Dichter sich erhoben, nirgends stört uns abergläubischer Wahn, der in der Vorzeit rastlos wuchert, keine Gespenster oder dunkle Dämonen üben geheimnisvolle Macht; die Seelen, die Doppelgänger des lebendigen Ich, flattern zum Hades, wo sie bewußtlos und kraftlos weilen. Das Werk des Dichters wird wohl auch „die Ausbildung und konsequente Durchführung eines geordneten Götterstaates sein, der aus einer beschränkten Anzahl scharf charakterisierter Götter gebildet, in fester Gruppierung aufgebaut, um einen überirdischen Wohnplatz, den Olymp, versammelt ist". Die verworrenen und überreichen Vorstellungen, die in den einzelnen Landschaften herrschten, hat der Dichter vereinfacht und ausgeglichen, er faßte die Grundzüge des gesamthellenischen Wesens zusammen. Nicht widerspruchslos und erhaben sind alle Bilder der Götter, in die sich Menschliches, Allzumenschliches einmischt. Die Hüter des Rechtes stiften selber zum Meineid, wild ist manchmal ihr Haß, sie täuschen und lassen sich täuschen und behandeln sich schnöde, und von stillem Humor sind die Szenen im ehelichen Leben des Göttervaters. Aber es ist doch ein höchster Wille, der über der Welt waltet, und ein zubemessener Teil bestimmt das Leben und die Macht des einzelnen wie der Gesamtheit. Voll Wehmut schaut zu dem Dasein der Unsterblichen, die selig und in ewiger Jugend im goldenen Lichte wandeln, der elende Mensch, dem Alter und Tod bevorstehen; wie die wechselnden Blätter des Waldes ziehen die Generationen der Sterblichen über die Erde. Solche pessimistischen Stimmungen regen sich besonders bei den Helden des kleinasiatischen Lykiens.

„Odyssee". Inhalt.

Einfach ist im ganzen der Plan der „Ilias", wenn auch bewundernswerte Kunst in dem kurzen Abschnitte des Krieges uns ein Bild des gesamten Kampfes und des Charakters der widerstreitenden Völker und Menschen gibt. Reicher und verschlungener ist die Erzählung des jüngeren Epos, der **„Odyssee"**, in der sich alles zu einer festgeschlossenen Einheit gefügt hat, ob auch hier der sagenbildende Trieb manche Stücke weitergesponnen, andre neu eingefügt und mit dem alten Bestande der Lieder zusammengearbeitet hat. Nur einen Teil der Geschichte des heimkehrenden Helden, seine Abfahrt von der Insel der Kalypso bis zur Ermordung der Freier, welche sich um die treu harrende Gattin Penelope drängten, hat er herausgegriffen, einen Zeitraum von 41 Tagen umspannt die Dichtung; aber das ganze Leben des vielduldenden Mannes läßt sie uns übersehen. Sie zeigt den kühnen und verschlagenen Krieger, der den Namen des Städtezerstörers sich gewann, so lebt er in der Erinnerung der Freunde, die vor ihm heimgekehrt sind; sie zeigt den ausharrenden Seefahrer, der treuen Herzens und schließlich aller Gefährten beraubt doch noch in unendlicher Sehnsucht nach dem kleinen Ithaka steuert. Wir sehen ihn dann in fremdem Lande bei den Phäaken rasch Anerkennung finden, die stille Zuneigung der Königstochter Nausikaa, die warme Bewunderung der männlichen Jugend beim Kampfspiel, die verehrende Achtung des Königs und seiner klugen Gemahlin gewinnen. Wie wächst seine Gestalt, als er sich endlich zu erkennen gibt: „Ich bin selbst der Odyß, der Laertessohn, den die Lieder preisen als Meister der List, und mein Ruhm ist hoch wie der Himmel." Und nun erzählt er selbst die Abenteuer, die Kämpfe und stürmischen Tage auf dem Meere, die Fahrt zum Hades und das Verweilen bei unsterblichen Frauen. Dann wird der Held schlafend an den Strand seiner Heimatinsel geführt, und als er erwacht, erkennt der Verzweifelnde nicht das Glück, das ihm geworden, erst Athene muß ihm das Auge öffnen. In Bettlergestalt macht er sich auf zu dem treuesten Diener, den er kennt, zum göttlichen Sauhirten Eumaios, um von da aus Haus und Königtum zu erobern. Hier trifft er den Sohn, der ihm helfen wird, Telemachos, der von der Reise zu den Freunden des Vaters zurückkehrt. Schon hat uns der Anfang des Gedichtes den zur Mannhaftigkeit erwachsenden Jüngling und die Not im Palaste des Odysseus, die Stimmung im Volke, den frechen Übermut der adligen Freier, die treue Penelope in Kummer und Thränen gezeigt, und wie immer die Hoffnung dem einzigen sich zuwendet, der helfen kann. Ergreifend ist es, wie der Bettler sein Haus nach zwanzig Jahren wiedersieht, wie zwischen zügelloser Lust und angstvoller Ahnung des kommenden Unheils die Freier selbst sich bewegen, über die endlich das Strafgericht kommt.

Bild der Kultur in der „Odyssee"

Auch in diesem Epos gibt der Dichter ein ganzes Kulturbild, ein andres als die Ilias bietet. Die Gemälde des idyllischen, behaglichen Genusses des Lebens drängen sich schon hervor, nicht vom Schall der Waffen übertönt, nirgends glänzender als im Lande der Phäaken, aber auch in dem gemächlichen Leben auf dem Hofe des Eumaios. Götter, Menschen und Tiere Fürsten und Bettler, Freie und Sklaven, Männer und Frauen, das Glück des Seßhaften und die Not des umhergetriebenen Fremdlings, Landbau und Seefahrt, Übermut und Gottesfurcht, Treue und Untreue, Spiel und Ernst, der glänzende Palast und die niedere Hütte — kaum ein Lebensgebiet, das der Blick des Dichters nicht trifft, und als Hintergrund des menschlichen Daseins die herrliche Natur, durch welche der erquickende Hauch des ewigen Meeres weht. Manche neue Vorstellung hat sich in die Odyssee eingedrängt; die Götter sind nicht so in das Treiben der Menschen verflochten, anders wird die Wohnung der Unsterblichen, anders ihr Erscheinen geschildert wie in der „Ilias". Schon regt sich der Wunsch nach einem seligen Jenseits, und die Phantasie entwirft ein wonniges Bild von Inseln der Seligen, in das einzelne Helden entrückt werden.

Es mag auch noch darauf hingewiesen werden, daß den Dichtern in der Schilderung der Landschaft und aller äußeren Natur ein bestimmtes Bild vor dem Auge stand. Die trojanische Ebene mit den Flüssen Simoeis und Skamandros, auf welche der Götterberg Ida herabschaut, in der Nähe das Meer, aus welchem Inseln mit ragenden Höhen sich erheben, der Hügel selbst, der eine uralte, wohlummauerte, dann niedergebrannte Stadt trug an der Völkerstraße des Hellespont, sind unverkennbar in der „Ilias" gezeichnet; mit einer topographischen Skizze in der Hand hat er allerdings nicht gearbeitet, die verklärende und erhöhende Phantasie behielt ihr Vorrecht. Die Ausgrabungen auf Hissarlik, auf der Burghöhe des goldreichen Mykenai und sonstigen Orten zeigen, daß der Dichter eine uralte Gegenwart dargestellt hat. Auch scheint es, daß Ithaka in vielen Zügen wirklich die Gestalt hat, die man sich aus der Erzählung des Epos bildet.

Die Örtlichkeiten der Dichtung.

Von Jonien nahm das Epos seinen Weg durch die hellenischen Gaue und wurde zum mächtigen geistigen Bindemittel der griechischen Stämme. Die „Odyssee" kennt Sänger, die, mit ihrem Saiteninstrument, der Phorminx, ihren Bericht begleitend, die Geschichten der Götter und Helden im Saale der Fürsten erzählten. Später trugen die Rhapsoden, die zunftmäßig geordnete Verbände bildeten, den Stab in der Hand und das Haupt bekränzt, die Gesänge vor. In Sparta und in Korinth, in Kypros, im afrikanischen Kyrene und in kleinasiatischen Städten wurde die epische Dichtung gepflegt, die Sage weitergebildet und heimische Traditionen in sie verflochten. An „Ilias" und „Odyssee" schloß sich eine Reihe andrer Epen an, die man später mit dem Namen kyklischer Epen zusammengefaßt hat, weil sie im ununterbrochenen Zusammenhang eines Ringes (Kyklos) die ganze Geschichte der Vorzeit von der Entstehung der Welt, der Geburt der Götter und den Titanenkämpfen bis zur Heimkehr des Odysseus darstellten. Das Urteil des Paris, der Raub der Helena, die Abfahrt von Aulis, die ersten Kämpfe vor Troja, dann das Eintreffen neuer Bundesgenossen für die bedrängte Stadt, der Amazonenkönigin Penthesileia und andrer, welche Achilleus bezwingt, bis er selbst dem Pfeile des Paris erliegt, der Streit um die Waffen des Helden, später die Geschichte des hölzernen Pferdes und die sonstige Fülle von Abenteuern, die Zerstörung der Stadt selbst wurden ausführlich erzählt, eine unvergleichliche Quelle von Stoffen für die Tragödie. Wie die Heimkehr des Odysseus wurden auch die Heimfahrten der übrigen Helden ausgedichtet. Mit der Erweiterung des geographischen Gesichtskreises wurden dann die Wanderungen der umherschweifenden Helden immer weiter ausgedehnt, in Sizilien traf Odysseus die Kyklopen, an der italischen Küste am Vorgebirge Circeji wohnte seine Kirke. Immer neue Kinder wuchsen den Helden heran, nun hatte Odysseus einen Sohn von der Kirke, Telegonos, der aus Irrtum seinem Vater später den Tod bringen mußte, ja die Landesgötter Latiums, Faunus und Latinus, wurden allmählich eine Frucht des Zusammentreffens des griechischen Helden mit der italischen Nymphe, aber an historischer Wirksamkeit wurden sie von dem trojanischen Helden Aineias und seinen Nachkommen geschlagen, welche der wandernde Kult der Aphrodite an den gleichen Strand trug und die sich zu Ahnherren von Alba Longa, von Rom und von dem Kaisergeschlecht der Julier aufschwangen.

Verbreitung des Epos. Rhapsoden.

Der epische Kyklos.

Neben dem troischen Sagenkreise wurden auch die Geschichten andrer Helden und andrer Städte von dem Epos ausführlich erzählt, namentlich Thaten des Herakles und die düsteren Schicksale des thebanischen Königshauses. In mündlicher Überlieferung waren die Gedichte Homers verbreitet, auch zu einer Zeit, wo die Schrift zu staatlichen Zwecken schon Verwendung fand, in den Rhapsodenschulen sind sie dann aufgezeichnet worden; einen Zusammenhang zwischen den aufgeschriebenen Liedern stellten die Hofgelehrten des Peisistratos her, der die alte Dichtung an den glänzenden Festen, mit welchen er seine Regierung verherrlichte, vortragen ließ.

Hesiod und die böotische Dichterschule.

Der zweite große Dichtername ist Hesiod, den spätere Fabelei mit Homer zu einem Wettgesange zusammenführte, während ihn ein Zeitraum von über hundert Jahren von ihm trennte. Seine Gestalt verschwindet nicht mehr im Dämmerlicht der Legende, er spricht von sich selbst. Am Helikon weidete er als Knabe die Schafe, in dem böotischen Dörfchen Askra nicht weit von Thespiai stand sein Haus und Hof, ungerechte Schiedssprüche brachten ihn um einen Teil des väterlichen Erbes, Rüge- und Mahnlieder richtete er an seinen Bruder Perses. Die böotische Dichterschule, die sonst von den Vorstellungen Homers vielfach beherrscht ist, hatte nicht mehr die Freude an dem schönen Trug der heiteren ionischen Erzählungskunst, sie verehrte eine Muse, welche die Wahrheit sagen und belehren wollte. Nüchterne Reflexion und das Bedürfnis, die reiche Überlieferung zu sammeln und zu ordnen, gaben ihr den Charakter. Hesiods Hauptwerke sind die „Werke und Tage“ und die „Theogonie“ (Entstehung der Götter), beide in mannigfach veränderter Gestalt überliefert.

Die „Werke und Tage“.

Die „Werke“ wenden sich an ein hart schaffendes Bauernvolk, dem die Ordnungen für ein gedeihliches Leben gepredigt werden. Arbeit, Sparsamkeit, Häuslichkeit, die Quellen des Wohlstandes, werden gepriesen; vor übermütigem Frevel, Ungerechtigkeit und Meineid wird gewarnt; die Grundlagen des Familienlebens, die Pflichten gegen die Bittenden und die Fremden, gegen die Eltern und Waisen werden festgestellt, einfache Klugheitsregeln und selbst Gebote der Anständigkeit eingeprägt, die Götter sind die Hüter aller Ordnung. Am Schlusse des Gedichtes sind Regeln für Aussaat und Ernte, Landwirtschaft und Seefahrt später angefügt, die Tage. Das Ganze gibt ein lebendiges Bild von dem Kulturkreis eines Gaues, der seitab von dem großen Getriebe der Welt lag. Mythen einer trüben Weltanschauung sind eingestreut, die Erzählung von den fünf Weltaltern, in denen immer größere Verderbnis der Menschen auftritt, von dem Werden und Wachsen des Übels auf der Erde, von Prometheus, der die Götter seinen Menschen zuliebe betrügt und dafür das böse Geschenk der Pandora nicht verhüten kann.

Die „Theogonie“.

In der „Theogonie“ ist ein ganzes System der Mythologie gegeben. Die Entstehung der Welt aus dem Chaos, die aufeinander folgende Regierung des Uranos, Kronos und Zeus, die Kämpfe mit Titanen und Giganten um die Herrschaft, die Schar der Göttersöhne und -töchter werden dem Leser bekannt, oft in trockenster Aufzählung, manches in anmutiger berichtender Sage. Statt der plastischen Klarheit Homerischer Gestaltung ist hier vielmehr Neigung zur Allegorie vorwaltend, neben Homerischen Gedanken, welche die griechische Welt beherrschten, erscheinen Vorstellungen aus uralter Zeit treu bewahrt; die Helden des trojanischen Zeitalters sind schon zu Heroen verklärt, die in ein seliges Dasein entrückt sind, wohin es für die Menschen der Gegenwart keinen Weg mehr gibt.

Homerische Hymnen.

An alte religiöse Poesie, deren Tradition durchschimmert, schließen sich Hymnen an, die fast alle aus Homerischer Schule stammen, der schönste, der auf den delischen Apollon, von jenem blinden Sänger von Chios. Es waren diese aber nicht Gebete oder Gesänge für gottesdienstliche Feier, sondern sie dienten dazu, bei den Götterfesten, an denen der versammelten Menge die alten Heldengesänge von den Rhapsoden vorgetragen werden sollten, einleitend vorausgeschickt zu werden, da die erste Spende des Gesanges der Gottheit zukam. Darum sind in ihnen Mythen behandelt, so von der Geburt des Apollon auf Delos, der Tötung des Drachen Python, der Gründung des Orakels in Delphi durch den Gott. Die Schelmenstreiche des jungen Hermes, die Liebesgeschichte der Aphrodite und des Anchises sind freilich nicht von einem ernst-religiösen Gemüte ersonnen, wie eine bunte Märchenwelt voll romantischen Reizes haben sie in der Phantasie heiterer Poeten gelebt, denen die Ehrfurcht vor den gewaltigen Mächten der Natur lange entschwunden war, seit diese immer mehr menschliche Züge angenommen hatten.

Parodisches Epos.

Als die ritterliche Zeit und die Lust am reckenhaften Streit dahin waren, regte der feierliche, epische Ton die spottende Parodie an, und Frösche und Mäuse sind gut genug, in den stolzesten Phrasen der Helden Parade zu machen. Aber verkehrt war es, dem Altmeister Homer selbst die Batrachomyomachie (den Froschmäuslerkrieg) zuzuschreiben, die erst ein Zeitgenosse der Perserkriege, der Karer Pigres, Bruder der Königin Artemisia, verfaßt hatte. Älter war der Margites, die humoristische Geschichte eines Tölpels, der alle Geschäfte verstand, „doch schlecht verstand er sie alle“.

Die griechische Lyrik.

Charakteristik der Periode vom 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr. — Die Anfänge der Musik. — Religiöse Lyrik. Terpandros. Sakadas. — Thaletas. — Elegie. Kallinos. — Jamben. Archilochos. Aisopos. — Dichter in Sparta. Tyrtaios. Alkman. — Spätere Elegiker. Mimnermos. Solon. Spruchdichter. — Die Liederdichtung. Alkaios. Sappho. Anakreon. — Die Chorpoesie. Arion. Stesichoros. Ibykos. Simonides. Bakchylides. Pindar.

Die Zeit vom 8.—6. Jahrh. v. Chr. Berührungen mit dem Ausland

„Eine gärende Zeit des Werdens war in Griechenland die Periode vom 8. bis in das 6. Jahrhundert v. Chr." Eine Fülle von Eindrücken strömte dem Leben aus fremden Ländern zu, und in der Tiefe der Volksseele bildeten sich Gedanken und Neigungen, welche fortan dem hellenischen Wesen sein Gepräge gaben und allmählich in das Dasein drängten. An der kleinasiatischen Küste breiteten sich die Griechen immer mehr aus und erfüllten alle Buchten mit ihren Ansiedelungen, immer weiter führten ihre Wanderzüge aus der Inselflur des Ägäischen Meeres in das weite westliche Becken des Mittelmeeres; Sizilien und der Süden Italiens, das „große Griechenland", belebten sich mit regsamen Männern aus der eng gewordenen Heimat. Auch die barbarischen Gestade des Schwarzen Meeres müssen die fremden Gäste aufnehmen. In Ägypten faßt erst der griechische Söldner, dann der Kaufmann festen Fuß; selbst nach Babylon führt die Abenteuerlust und das leichte Leben den Griechen in den Dienst des Königs. Die Gestalten des Orients, die Formen seiner Kunst, die Ergebnisse seiner Weisheit, die Erzeugnisse seines Handwerks gelangen mehr noch als früher zu den Hellenen, und ein längerer Umbildungsprozeß macht das Fremde zu eignem Besitz. Dieses Wandern und Lernen, dieses Ringen und Kämpfen auf neuem Boden erfaßt die Menschen in ihrem Innern und treibt alle Kraft zur Entfaltung. Langsamer als in den Kolonien war das Wachstum bei den Stämmen, die im Mutterlande geblieben waren; aber aus tieferen Wurzeln trieb es empor. Lebhafter wurde der Verkehr der Städte und Stämme, die an den großen nationalen Spielen im Gefühle der Einheit sich zusammenfanden und wetteifernd die geübte Kraft ihrer herrlichen Jugend dem Auge der Götter darstellten. Eine Vertiefung und Läuterung des religiösen Lebens ging von Delphi aus, dort trat mit dem hellbesonnenen Gottesdienste Apollons der Kult des Dionysos in Verbindung, der eine unermeßliche Wirkung auf die künstlerischen Menschen gewinnen sollte. Aus ihrer Verbindung ergab sich die „Begeisterungsmantik", die Kunst der Seher und Propheten, die sich in eine erhöhte Stimmung versetzten, daß sie, des Gottes voll, die Bilder der Zukunft zu schauen wähnten. Solcher Art waren auch die Männer und Frauen, welche als Bakis und als Sibylle wie große heilige Gestalten in der Erinnerung lebten, die in mächtiger Bewegung der Seele die Rätsel der Zeit enthüllt hatten. In den Mysterien von Eleusis wurde den Gläubigen eine selige Hoffnung auf ein schönes Dasein im Jenseits enthüllt. Daran schlossen sich die Orphiker mit ihrer Askese und ihrer Seelenwanderungslehre, die Pythagoreer und noch früher die Sühnepriester, die ganze Städte von dem lastenden Drucke religiöser Unreinheit zu befreien wußten. Alle diese Erscheinungen reden von einem tief-inneren religiösen Leben, das nach Klarheit und Gewißheit des Göttlichen rang.

Geistige Bewegungen.

Religiöses Leben. Delphi.

In jenen Zeiten tritt auch Sparta hervor, das nach der Niederwerfung der Messenier der Aufnahme musischer Künste weit geöffnet war, „wo die Lanzen der Jünglinge blühen und die Lieder der Muse, und die Gerechtigkeit herrscht, die Mutter herrlicher Thaten." In den Orten von Argos, das vor Sparta eine Weile den Vorrang behauptete, erhob sich eine selbständige Richtung in bildender Kunst, welche die von auswärts überkommenen Elemente weiterbildete. Endlich ist die Periode voll

Politische Veränderungen.

von politischen Veränderungen. Die Zeit des Königtums geht vorüber; aber auch das aristokratische Regiment, das die alten Herrscher ablöst, ist nicht von langer Dauer. Hier ist es der wachsende Wohlstand des Bürgerstandes, der nicht geduldig in niedriger Stellung bleiben will und trotzig Anteil an Gericht und Regierung fordert; dort erhebt sich ein gedrückter Bauernstand. Vorübergehend übernehmen in diesen Wirren ehrgeizige, aufgeklärte Adlige als „Tyrannen" die Herrschaft und entschädigen mit der Hebung des materiellen Wohlstandes und mit äußerem Glanz für die Knebelung der Freiheit. In diesen Zeiten wird das Nachdenken stärker regsam, es löst sich allmählich von den mythischen Bildern, und der einzelne wird sich der leidenschaftlichen Regungen seiner Seele bewußt, die in der subjektiven Lyrik ihren Ausdruck finden; inniges Empfinden und begeisterte Erhebung des Gemüts verkünden sich im Gesange.

34. Flötenunterricht. Griechisches Vasenbild.

Vor dem Schüler steht der taktschlagende Lehrer, hinter diesem hängt das aus gefleckтem Fell gefertigte Futteral für die beiden Rohre

Anfänge der Lyrik.

Zwar hat es in Griechenland an liedmäßigen Gesängen nie gefehlt, Hochzeitjubel und Totenklage, die Lust einer frohen Arbeit und das Geheimnis der Liebe, vor allem Andacht und Freude an den Götterfesten haben zu rhythmischer Rede geführt; Musik, Gesang und Tanz vereinigen sich, wenn die eine Bewegung den ganzen Menschen ergreift; solche Reigen wurden am Altare aufgeführt; denn der griechische Gott liebte das frohe Spiel der Menschen. Zu kunstvoller Lyrik kam es jedoch erst, als das Epos seine Triebkraft verlor. Und ehe sie für die Stimmungen das Wort fand, ging eine Ausbildung der Musik voran. Die Anregung dazu kam von außen. In Phrygien, wo die Göttin der Berge, die Mutter alles Segens, Kybele, in wildorgiastischen Festen gefeiert wurde, weckten die Weisen der Flötenmusik in empfänglichen Seelen den Trieb, sich in das Göttliche zu versenken. Die Flöte, eine Art Klarinette, fand in Griechenland Aufnahme, nicht ohne Kampf trat sie dem altheimischen Saiteninstrument, der Phorminx, der Zither, der Leier zur Seite. Als mit Apollons Saitenspiel sich der flötenblasende Marsyas in einen Wettkampf einließ, unterlag der Phrygier

Phrygische Musik. Olympos.

und wurde zur Strafe geschunden; Athene warf die Flöte fort, weil das Aufblasen der Backen das Gesicht entstellte. Doch endlich versöhnten die Götter sich mit dem fremden Instrument und hörten es gern an ihren Festen. Bei dem Gelag und bei dem Kriegermarsch der Spartaner erscholl der Flötenklang, und am Grabe nicht minder hörte man ihren beweglichen Ton. Lydische und phrygische Tonweisen blieben neben den nationalen der einzelnen Stämme immer in Geltung. Olympos hieß der Begründer der hellenischen Musik, gegen Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. trug er seine Kompositionen für Flöte nach Hellas, in Argos und in Delphi fanden diese feierlichen, erhebenden Melodien Aufnahme und behaupteten sich auch noch später, als die Stimmung der schlichten Religiosität alter Zeit verschwand. Im Peloponnes war auch der Wirkungskreis des Terpandros, des Begründers der eigentlich religiösen Lyrik. Er stammte von der sangreichsten Insel des Mittelmeeres, von Lesbos. Er gab den musikalischen Sätzen (Nomen) ihre strenge Gliederung in sieben Teile und

Religiöse Lyrik. Terpandros.

35. Spiel auf Saiteninstrumenten. Griechisches Vasenbild.

Die links sitzende Muse spielt die Sambuka, die mittlere die Kithara, welche man stehend zu spielen pflegte, die dritte die Lyra.

der Zither, die er anwandte, sieben Saiten; in Sparta haben seine Melodien, wie man erzählt, so tiefen Eindruck auf die Gemüter geübt, daß der Geist der Zwietracht aus dem Volke verschwand. Der Stil und die Form seiner Texte erinnerten noch an die Homerische Dichtung; bis nach den Perserkriegen haben sie sich behauptet. Nach seinem Vorbild haben andre Meister für die Flöte solche Kompositionen geschaffen, die zum Teil des begleitenden Textes entbehrten; wir erwähnen nur, daß der Argiver Sakadas „ein kunstreiches Tongemälde in Delphi vortrug, welches den Kampf des Apollon mit dem Drachen versinnlichte." Die Dichter und Komponisten dieser Werke stammten nicht aus Sparta, aber in Sparta und in Delphi haben sie aus dem Sinne des Volkes und aus der weihevollen Grundstimmung der Apollonreligion den Inhalt für ihre Kompositionen gewonnen. Sie wurden zur Mitwirkung an der Ordnung der Götterfeste gerufen, die gerade in dieser Zeit ihre Gestaltung empfingen. So kam um 660 v. Chr. aus Kreta Thaletas nach Sparta und brachte aus der Heimatinsel, wo früh orientalische Einflüsse die Religion bestimmt haben, die Heillieder (Päane) für Apollon, die

Sakadas.

Thaletas.

unter Tanzbewegungen vorgetragen wurden, und den Waffentanz. Ihm war wohl auch zu danken, daß in Sparta in der Jugenderziehung neben der Gymnastik die Musik gepflegt wurde, die eine so tiefe Wirkung auf die sittliche Erziehung des Gemütes hatte. Wie empfänglich der Grieche für diese Kunst war, spricht schon diese Thatsache aus.

Weltliche Lyrik. Elegien und Jamben.

Neben der religiösen Lyrik bildete sich fast gleichzeitig die weltliche. Im Mutterlande des Epos ist sie entstanden, welchem die Elegie, ursprünglich eine Klageweise der Flötenmusik, in der Form nahe verwandt ist; mit dem heroischen Hexameter verbindet sie den Pentameter zum Distichon. Aber nicht die Klage blieb ihr Inhalt, sie wurde auch bei festlichem Gelage angestimmt, sie entflammte zu kühnem Schlachtenmute, sie trug sanfte Liebesempfindung und wurde vor allem das Organ der Gedankendichtung. Kaum eine Dichtart hat eine so fein durchgebildete Form bekommen, sie ist darum die einzige antike Gattung, die sich in der deutschen Litteratur wahrhaft eingebürgert hat.

Kallinos.

Kallinos von Ephesos ist der älteste Elegiker, er wollte seine Mitbürger vergeblich aus ihrer weichlichen Üppigkeit zu dem alten kriegerischen Geiste und Gemeinsinn führen.

Archilochos.

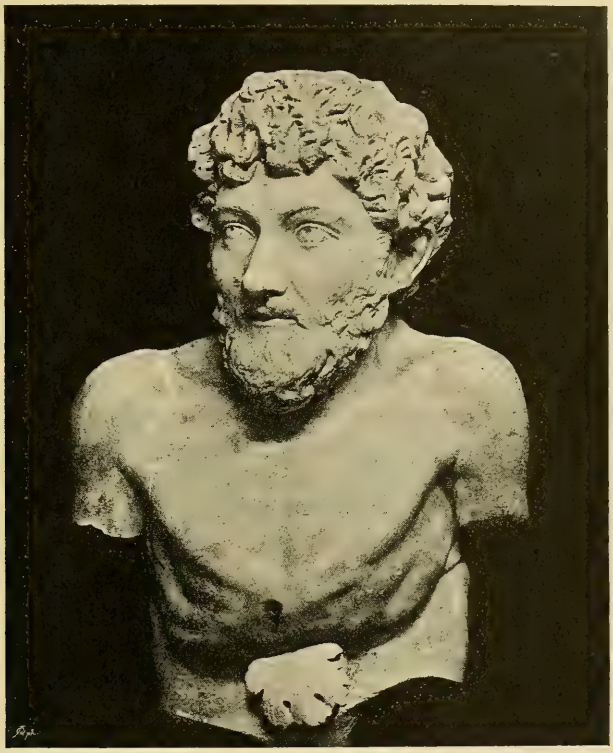
Etwas jünger als er ist Archilochos von der Insel Paros (um 650 v. Chr.), der Homer des lyrischen Gesanges, eine leidenschaftliche, sensible Dichterindividualität, die, abhängig von der wechselnden Stimmung der Stunde, Liebe und Haß, frohes Hoffen und bittere Enttäuschung im Liede festhält; unbändig stürmte er durchs Leben, ohne zu fester Haltung zu kommen. Aber gerade diese starke Subjektivität war der Quell seiner Lieder, mit innerer Gewalt ward jedes Erlebnis zum Gedicht. Er stammte, aber als Sohn einer Sklavin, aus edlem Geschlechte, führte eine Kolonie nach der Insel Thasos und kämpfte unglücklich mit den wilden thrakischen Stämmen. Dann wurde der arme Poet, der des Phrygerkönigs Reichtum gleichmütig verachtete, zum Landsknecht, „Diener des Ares und mit der Gabe der Musen begnadigt". Trotzig singt er, wie im Speere sein Brot gebacken und sein Wein gekeltert ist; an den Speer gelehnt, trinkt er in wilder Lust. Vor seiner Anschauung stehen die Bilder von Thasos, wo der Jammer von ganz Hellas zusammengeströmt, und die Landschaften Italiens, in einer Seeschlacht findet er den Tod. Schwerterklang und die einsame Stunde der Wache, das Gewoge des Meeres und der fliegende Sturm, Becherlupf und Liebesverlangen, aber auch Gedanken über den Weltlauf und stille Zwiesprache mit dem gequälten Herzen sind Themata seiner Lieder. Die Heftigkeit seines Wesens trat in der Geschichte seines Verlöbnisses mit Neobule hervor. Als Lykambes, der Vater der Braut, dem armen Dichter nachträglich die Tochter verweigerte, richtete er so tödlich bittere Pfeile des Hasses und des Ingrimms in satirischen Gedichten auf die Familie, daß die litterarische Fabel erzählen konnte, Vater und Tochter hätten sich erhängt. Archilochos war vor allem der Dichter von Jamben, die lange die Form für satirische und polemische Angriffe blieben. Zum Teil benutzte er für seine Gesänge Formen, die nur im Liede des Volkes gebräuchlich gewesen waren, und brach mit der konventionellen Sprache und Darstellung des Epos. So war er ein Revolutionär auch in der Litteratur. Die Melodie seiner Verse und die Macht seiner tiefen Empfindung machten ihn lange zu einem Liebling der Hellenen, wir haben nur noch spärliche Fragmente von ihm. Jamben dichteten nach ihm besonders Simonides von Amorgos, der voll Pessimismus war und seine gallige Laune in einer Satire auf die Frauen ergoß.

Spätere Jambendichter.

Ein Meister in lästerlicher Verhöhnung und derbem Humor war auch Hipponax, ebenfalls ein Joner (um 540 v. Chr.). Die Neigung zu witziger Verhöhnung des Gegners, die keine Verzerrung und Verdrehung scheute, lag im Charakter der demokratischen Städte mit ihrem öffentlichen Leben und ihrer Kontrolle über das Treiben der Mitmenschen; später fand sie ihre Rechnung besonders in der politischen Komödie der Athener.

Die Fabel. Äsopos.

Mit den Jamben hat die Fabel die scharfe Beobachtung menschlicher Thorheit und Schwäche gemein. Wie das Märchen wanderte rastlos durch die Völker auch die Tierfabel und die volkstümliche Novelle, die in jedem Lande das Kostüm wechselt und oft auch ihren Inhalt umbildet und erneut. Aus dem Orient, dem unerschöpflichen Brunnen solcher Geschichten, sind diese Erzählungen auch nach Griechenland gekommen, aber mit besonderer Meisterschaft hat Äsopos die Fabel darzustellen gewußt. Er war, wie es scheint, ein phrygischer Sklave, der in Samos um 550 v. Chr. lebte, mit Kroisos und den sieben Weisen sollte er zusammengetroffen sein, seine scharfe Zunge sollte ihm



36. Äsopos. Büste in der Villa Albani.

Selbstverständlich auch nur ein Idealbild, kein wirkliches Porträt. Das Charakteristische der Büste liegt darin, daß sie einen Krüppel darstellt, der aber nicht leidend und gedrückt ist, sondern frei sein Gesicht emporhebt. Besonders zu beachten ist auch der überlegen prüfende Blick, das Zeichen des Scharfsinnes.

den Tod gebracht haben. Die Künstler gaben ihm eine verwachsene Gestalt, aber in die Züge des Kopfes legten sie behenden Mutterwitz und eindringenden Verstand, die natürliche Waffe des schwachen Krüppels.

Dem reflektierenden Zuge der Zeit sagten diese naiven, volkstümlichen Geschichten über das Thun und Treiben der Tiere besonders zu, um allgemeine Erfahrungen auszusprechen, und der freimütige Sklave konnte unter der Maske seiner Fabeldichtung auch manche satirische Bemerkung wagen. Der schlaue Fuchs und der gierige Wolf sind die bevorzugten Helden dieser Geschichten, der Löwe ist der König der Tiere, der Affe als Karikatur des Menschen in Aufnahme gekommen; auch Krähen und Raben und manchmal sehr niederes Insektenvolk dienen zur Illustration der menschlichen Thorheit und Leidenschaft. Neben den äsopischen Fabeln, die aus Phrygien, der Heimat des Erzählers, entlehnt waren, lieferte Karien, Kilikien, Kypros und Afrika solche lustige Geschichten. In Athen waren diese Kinder der Volksweisheit sehr beliebt, wo auch die Philosophie sie in ihre Betrachtung aufnahm; hier wurde eine Sammlung der Fabeln veranstaltet, die in dem Schulunterrichte eine Stelle erhielt.

Tyrtaios in Sparta.

An Kallinos schloß sich Tyrtaios an, aus dessen Elegien der opfermutige, kriegerische Geist Spartas sprach. Die Legende macht ihn zum lahmen athenischen Schulmeister, der im messenischen Kriege nach einem Orakelspruche nach Sparta berufen, die Zwietracht der Bürger gebannt und den Sieg herbeigeführt habe. In mächtigen Worten preist er den herrlichen Tod, den der tapfere Mann in den vorderen Reihen der Kämpfer findet, den herrlichen Lohn, der ihm nach der Heimkehr wird, und der schlachtenstarke Geist Spartas spricht aus seiner Mahnung an die Hopliten, breit hingestellt auf die Erde, die Zähne zusammengebissen, im Hagel der Geschosse zu stehen, den langen Speer oder den Schwertgriff gefaßt. Die Phalanx wird uns lebendig, wenn er den Jünglingen zuruft, Fuß an Fuß gestemmt, Brust an Brust, Schild an Schild, Helmbusch an Helmbusch den Gegner zu drängen. In seiner Eunomia predigte er eindringlich gesetzliche Ordnung. Seine Gesänge wurden in Sparta fort und fort gesungen und erhielten den Sinn der großen Zeit wach.

Alkman in Sparta. Chorgesänge.

In dem Sparta des 7. Jahrhunderts v. Chr. lebte aber nicht bloß diese rauhe, kriegerische Tapferkeit, auch nicht bloß eine konservative Gesinnung, die jeden neuen Gedanken als gemeinschädlich abweist, sondern auch eine frische, frohgemute Gesundheit, die in natürlicher Heiterkeit sich kundgab. Diese Seite des lakonischen Lebens vertritt Alkman mit seinen Chorgesängen. Er war kein geborener Spartaner, er stammte vielmehr aus dem lydischen Sardes und mag durch Kriegsgefangenschaft an den Eurotas gekommen sein, aber er ging völlig in dem fremden Volkstum auf. Nicht so subjektiv ist hier die Lyrik, daß sie das individuellste Gefühl ausgesprochen hätte, aber sie trug die Stimmungen vor, die sich im geselligen Kreise der Gemeinde entwickelten. Sparta ordnete damals aufs neue seine Feste, für Jungfrauenchöre dichtete Alkman seine Lieder, in denen die gesunde Naivität und der ungezwungene Verkehr der Geschlechter, dem Sentimentalität ebenso fremd ist wie sinnliche Glut, unverkennbar hervorleuchten. Schlichter, oft schalkhafter Volkston herrscht vor, mit frischem Sinne steht der Dichter der Natur nahe, den Vögeln lauscht er die Melodien ab, tief empfunden ist eine uns erhaltene Strophe aus einem Nachtlied, und in dem Lande des gesunden Appetits fehlt sogar die Poesie des Essens nicht, die durch das Ideal der schwarzen Suppe noch nicht zurückgedrängt ist. Tanzweisen begleiteten die Chorlieder; die Spartaner, die soviel um die Kraft des Leibes sorgten, freuten sich auch der anmutigen Gewandtheit in der Orchestik.

Mimnermos. Solon.

Während Mimnermos (um 600 v. Chr.) besonders die Liebeselegie entwickelte, sind die Elegien Solons der Ausdruck eines ernsten, hohen Geistes. Klarer Verstand, sittliche Größe und warmes, menschenfreundliches Gefühl, das später die Athener als Erbteil ihres Staates rühmten, der Weitblick des Menschenkenners verraten sich auch in seinen Gedichten; der feurige Aufruf zum Kampfe für des Vaterlandes Ehre, die Mahnung zur Eintracht und zur Hingabe an das Wohl des großen Ganzen, die Entwickelung seiner staatsmännischen Grundsätze im Ausgleich des Ständekampfes, seine echte Lebensweisheit, die vor Überhebung warnt und die wahren Güter erkennen lehrt, sein fester Glaube an den Sieg des Guten, seine heitere Lebensfreude und erkenntnisreiche Resignation, sein rastloser Bildungsdrang und seine schöne Humanität — das alles macht uns den Charakter des Weisen so sympathisch.

Spruchdichter: Theognis.

Überwiegt bei Solon schon die Reflexion, so sind andre Elegiker geradezu Spruchdichter: nach Phokylides, dessen Namen ein jüdischer Fälscher der späteren Zeit zu einem Lehrgedichte benutzte, vor allem Theognis aus Megara (nach 550 v. Chr.), dessen Sammlung, durch fremdes Gut erweitert, geradezu wie ein Katechismus der Moral in griechischen Schulen benutzt worden ist, obwohl die Weltanschauung dieses verbitterten Aristokraten, der lange die Heimat meiden und ein elendes Wanderleben

führen mußte, zum Teil gar nicht allgemein verbindliche Kraft hat. Mit Verachtung redet er von dem schlechten Volke, das eben noch das Ziegenfell um die Lenden trug und nun in fremdem Besitze stolziert, von den Sklavenseelen der hohlköpfigen Menge, die den Stachel und das Joch verlangt. Aber auch die allgemeinen Grundsätze sittlichen Handelns, die Pflicht des rechten Maßes, des Hasses gegen den Feind, der treuen Liebe zum Freunde, der Milde gegen die Menschen, der Ergebung in den Willen der Götter, des Widerstrebens gegen unrechten Gewinn, sind nachdrucksvoll ausgesprochen, daneben wird die Freude am Lebensgenuß mit Wein, Saitenspiel und Tanz als unentbehrliche Würze des Daseins dem schönen Knaben empfohlen, dem die Dichtung gewidmet war.

Die Liederdichtung: Alkaios.

Das äolische Lesbos war die Heimat des eigentlichen Liedes (Melos), das sich gern der vierzeiligen Strophe bediente; Alkaios und Sappho (am Ende des 7. und Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr.) haben es mit tiefer Empfindung erfüllt und in wunderbar melodischem Klange ertönen lassen. Alkaios, der Sohn eines altedlen Geschlechts, ein echt ritterlicher Mann, der im Sturme der Schlacht wie in der brausenden Lust geselligen Trinkens sich und das Leben genoß, wurde mit hineingerissen in die bewegten Kämpfe seiner Vaterstadt Mitylene, wo er gegen die Volksparteien und die Tyrannen Myrtilos und Pittakos stritt, war eine Zeitlang flüchtig, wanderte unstät von Ort zu Ort wie Theognis, und wurde endlich versöhnt in die Heimat wieder aufgenommen. Wie freudig schildert er die Hallen, wo an den Wänden die Gewaffen schimmern, die Helme mit dem weißen Roßschweif und die chalkidischen Schwerter, wie lebendig das Meer, auf dem sein Fahrzeug im Sturme treibt; wie glühend äußert er den Haß noch gegen den toten Tyrannen, und frohgemut ruft er zum Mischkrug, wenn der Regen vom Himmel gießt und zu trautem Zusammensein die Freunde versammelt, wenn der Frühling erblüht, und wenn in heißer Sommerszeit nur das schrille Zirpen der Cikaden durch die staubtrockene Natur schallt. Jeder Anlaß und jede Stunde fand ihn zum Trinken bereit; „im Wein ist Wahrheit, im Rausche die Arznei gegen Sorge, drum soll man vor allen Bäumen die Rebe pflanzen", so spricht seine Lebensweisheit. In dem Kreise der Freunde strömte sein geselliges Lied aus der Brust, die politische Begeisterung, die Trinkerlust und das Liebesempfinden vertraute er dem Gesange an. Heißes Verlangen ist allerdings der griechische Eros, nicht das süße Deingedenken der deutschen Minne.

Sappho.

Auch in den Liedern der Sappho ist der Ton leidenschaftlicher Liebe angestimmt, die Seele und Leib erschüttert. Von wunderbarer Gestalt sind ihre Naturbilder, denen sie ihre Seele eingehaucht hat; die Stille der schlummerlosen Nacht, wenn Mond und Sterne untergegangen sind, der kühle Windhauch, der durch die Zweige säuselt und aus dem regen Laube Schlummer sendet, sind auch in den spärlichen Bruchstücken wirkungsvoll veranschaulicht. Ein tiefes Mitgefühl hat sie mit allem Lebenden; der reizende Ton der Nachtigall, die Hyazinthe, die der Fuß der Hirten gleichmütig zertritt, oder der Apfel, der einsam unerreichbar am hohen Aste schwankt, sind die geistigen Gegenbilder der menschlichen Erlebnisse. Sie versammelte einen Kreis von jüngeren Frauen und Mädchen um sich, mit denen sie Musik und Poesie pflegte. Zarte Hochzeitslieder hat sie ihnen gesungen. Aber ihre Liebeslieder führten der edlen Dichterin üblen Nachruf herbei. Man erzählte später, wie die bejahrte Sappho von verzehrender Neigung zu einem jüngeren Manne Phaon erfaßt wurde und sich in verzweifelndem Schmerze vom leukadischen Felsen ins Meer stürzte.

Anakreon von Teos (ion.).

An die beiden lesbischen Dichter reiht sich der ionische Anakreon von der Insel Teos, den die Perser aus der Heimat vertrieben (545 v. Chr.), und der dann an den kunstsinnigen Tyrannenhöfen des Polykrates in Samos (533—522), des Hippias

in Athen und nach dessen Sturze zuletzt in Thessalien als heiterer, weltmännischer Gesellschafter willkommene Aufnahme fand. Leicht fließen seine zierlichen Verse, in denen er mit dem Liebesgotte tändelt und von dem Weine begeistert singt.

Die Eppichkränze drückt er auf die Brauen, um die Dionysosfeste zu feiern; aber der feine Joner liebt nicht skythisch lärmende Trünke, zu fünf Kyathos Wein läßt er zehn Kyathos Wasser gießen. Nicht den thränenreichen Krieg sucht sein Gespräch auf, sondern die Musen und die lächelnde Aphrodite bittet er um ihre Gaben beim frohen Becherklang. Manchem Mädchen hat er gehuldigt, und unsäglichen Spott gießt er auf den schnöden Nebenbuhler bei der blonden Maid, der jüngst noch im schäbigen Rindsfell daherging und Striemen von der ledernen Peitsche trug und nun mit goldenen Ohrgehängen und dem Sonnenschirm von Elfenbein prunkt. Noch mehr aber war sein Herz empfänglich für die lockige Anmut der schönen Knaben an Polykrates' Hofe, des Smerdis, des Bathyllos, des Kleobulos, den er liebt, nach dem er rast, den sein heißer Blick durchbohrt. Fünfundachtzig Jahre wurde er alt, aber auch mit dem greisen Haare blieb seine Liebes- und Lebenslust gleich frisch, „immer noch traf ihn der goldlockige Eros mit dem Ball und rief ihn, mit dem Mädchen mit den bunten Sandalen zu scherzen". „Die Leidenschaft altert nie", sagt Alkaios, so haftete Anakreon in der Erinnerung der Nachwelt. Seine leichten Liederchen reizten die Nachahmung bis in die römische Kaiserzeit, und diese falschen anakreontischen Gedichte wurden wieder die Vorbilder für unsre anakreontischen Sänger wie Uz und Gleim, die, im Geschmacke des Rokoko befangen, sich nur zu dem flachen Amorettenspiel erhoben. Der Eros des Anakreon ist gewaltiger, wie dröhnender Axthieb trifft sein Schlag das Haupt, wie das Sturzbad des Wildbaches wirkt seine Leidenschaft.

37. Sogenannter Anakreon.

Lebensgroße Marmorstatue, 1835 im Sabinerlande aufgefunden, nachher in Villa Borghese in Rom.

Ein lyrischer Dichter ist vorgestellt als bärtiger Greis, auf einem Sessel sitzend, bekleidet mit Chiton und faltigem Mantel, die Leier haltend und mit der Rechten zum Spiel eingreifend.

Chorpoesie.

Den Höhepunkt der griechischen Lyrik bildet die Chorpoesie mit ihrem reichen Inhalt und ihrer vollendeten Form. Alkman ist schon erwähnt, an ihn schließt sich Arion (von dem lesbischen Methymna), welcher am Hofe des korinthischen Tyrannen, des weisen Periander (625—585 v. Chr.), lebte, den Festgesang für Dionysos, den Dithyrambos, kunstmäßig formte und am berühmtesten durch die Sage wurde, die seine Rettung durch einen Delphin erzählte, der den Meister der Tonkunst ans Land trug, als habgierige Seeleute ihn zum Sprung ins Meer trieben. Hoch über ihm durch seinen weitreichenden Einfluß steht Stesichoros (um 640—555), der in dem sizilischen Himera lebte. Er verlieh der Chorlyrik die dauernde Form, indem er der Strophe die Gegenstrophe folgen ließ und durch einen Abgesang (Epode) das Ganze abschloß. Seine Dichtung ergriff

Stesichoros.

die Sage, die gern als ein ideales Gegenbild der Gegenwart aufgefaßt wurde, sie webte lebendig in ihm und bildete sich weiter nach der höheren Auffassung des göttlichen und heroischen Wesens, das seiner Zeit aufgegangen war. Er brachte den Zusammenhang in die Sage des Tantalidenhauses, die bis zum Muttermorde und zur Entsühnung des Orestes führte, er zeichnete ein Ideal des Herakles, der, auf seiner eignen Kraft ruhend, That um That vollbringt und den Weg zu den Tischen der Unsterblichkeit findet, er dichtete die Geschichte von der Helena um und ließ, um die Ehre der Heroine zu retten, nur ein Scheinbild von ihr nach Troja gelangen. Spätere Sage wußte zu erzählen, daß er erst diese Palinodie gesungen habe, weil Helena ihn geblendet für eine schmähende Darstellung ihrer Geschichte. In frei gestaltender Kunst wetteiferte er mit Homer, nicht wie ein Epiker behandelte er die Sage, sondern wie ein Lyriker, den bald eine glänzende Heldengestalt, bald die Idee der Erzählungen fesselte. — Auch aus dem Westen stammte Ibykos von Rhegion, der zu den höfischen Dichtern gehörte, in leidenschaftlicher Glut schöne Jünglinge verherrlichte und durch seinen Tod vielleicht berühmter wurde als durch sein Leben. Noch Schiller hat besungen, wie Kraniche das Amt der Rache für den edlen Dichter übernahmen und seine Mörder zwangen, sich selbst anzuzeigen.

In die Zeit der Perserkriege ragen die drei letzten großen Meister der Chorpoesie: Simonides, von der ionischen Insel Keos (556—468 v. Chr.), sein Neffe Bakchylides und der Thebaner Pindar. Simonides war ein weltläufiger Mann, ein universeller Kopf, er stand in vertrauten Beziehungen mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und verkehrte mit den Bürgern der Freistaaten wie mit den höfischen Kreisen. Ohne besondere Sympathie für eine einzelne Verfassungsform, wurde seine Muse um so stärker von den Erregungen des nationalen Gefühles in Schwingung versetzt, die Kämpfer und die gefallenen Helden der Perserkriege fanden in ihm den beredtesten Herold. Das erklärt auch seine Freundschaft mit dem Sieger über Karthago, König Hieron in Syrakus, an dessen Hofe er gestorben ist. Alle Arten der Lyrik beherrschte er mit vollkommener Technik, dabei besaß er lebhaften Witz, in blendenden Antithesen wußte er geistreich die Dinge zu beleuchten. Ähnelt er hierin Voltaire, dem glänzenden Vertreter des Franzosentums, so war er es nicht minder durch einen gewissen Hang zur Intrige, und auch als habgieriger Maëstro erscheint er in manchen Anekdoten. Nicht erhabener Aufflug der Phantasie, sondern durchsichtige Klarheit und Anmut der Form zeichnete ihn aus, malerisches Kolorit der Schilderung und der Ausdruck weicher Stimmungen und rührende Klage gelangen ihm ausgezeichnet. Berühmt war seine Dichtung von der Danae, die mit ihrem Kinde, dem Sohne des Zeus, in einem Kasten eingeschlossen, dunklem Schicksale auf dem wilden Meere entgegentreibt und dem ruhig schlummernden Knaben zusingt: „Schlafe, mein Kind, o schlafe, du See, schlafe, mein unermeßliches Weh.“ Vor allem ist ihm die Geschichte dankbar für die Epigramme, in denen er einfach und ergreifend in einem bedeutsamen Zuge die Großthaten der Sieger von Thermopylä, Salamis, Platää gepriesen hat. Aber auch zu sarkastischem Spott und in feiner Pointe benutzte er die Schlagkraft dieser Dichtart. Von den Gesängen seines Neffen ist in Bd. I, S. 583 eine Probe mitgeteilt. Das Epigramm entwickelte sich aus der Elegie, es diente als poetische Aufschrift für Grabdenkmäler und Weihgeschenke und ist von geistreichen Denkern oft angewendet worden, wie auch die Elegie in der attischen Periode für die Verbreitung politischer Gedanken und die geistreiche Unterhaltung der Gelage beliebt war.

Simonides.

Der mächtigste der griechischen Lyriker, von dem allein eine größere Anzahl vollständiger Stücke erhalten sind, ist der Thebaner Pindaros (522—448 v. Chr.), der noch in die große Zeit der Perserkriege weit hineinreicht. Er stammte aus altem

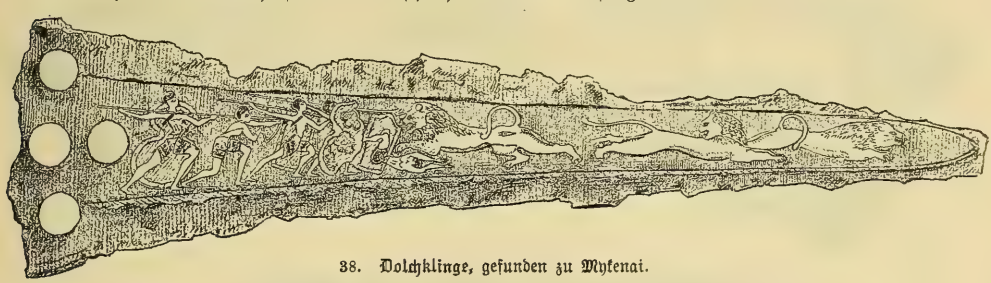
Pindaros.

Geschlechte, dem auch priesterliche Ämter gehörten, und stand zu Delphi besonders in naher Beziehung. Zahlreich waren seine Gesänge für Prozessionen und Götterfeste, Hymnen, Päane, Dithyramben, Parthenien für Jungfrauenchöre und Hyporcheme für die Tänze der religiösen Feier, Enkomien zum Preise der Männer und Threnen für die Klage der Totenfeier; aber vollständig haben wir nur Siegeslieder, die zur Feier eines Sieges in einem der großen nationalen Spiele gedichtet sind und nach der Heimkehr des Glücklichen von einem Chore vorgetragen wurden. So seltsam es für unsre Anschauung immer bleibt, daß für einen Sieg im Ringen, Wettlauf, Rennen die höchste Kunst der größten Dichter in Anspruch genommen wurde, so führt doch gerade diese Sitte uns recht in die Welt hellenischen Empfindens, das mit Begeisterung die Übung körperlicher Kraft betrachtete und in solchem Thun sich von der Huld der Götter geleitet glaubte. Götter und Heroen hatten einst die Kampfspiele geordnet und für den heiligen Bezirk selbst die schattenden Bäume gepflanzt. Pindar faßt den Sieger in seiner ganzen Individualität, und mehr des gesamten Strebens der gefeierten Person gedenkt das Lied als des einzelnen Erfolges, und den Menschen sieht er im Zusammenhang mit der Heimat und mit seinem Geschlecht, aus dem er hervorgegangen ist und in dem er wurzelt. Das findet seinen Ausdruck im Mythos, der für die Ereignisse der Gegenwart ein ideales Gegenbild in den Thaten und Schicksalen der Götter und Heroen aufstellt. Aber auch Mahnung und Warnung wird durch die heilige Geschichte gegeben. In der lyrischen Erzählung dieser Mythen entfaltet sich die ganze erhabene Kraft des Dichters, der seine Gesänge leuchtenden, goldenen Hallen vergleichen durfte. Hier zeigt sich auch seine hohe religiöse Haltung, wenn er Götter und Helden mit verklärendem Glanze umgibt und sie von den niedrigen Zügen befreit, die der volkstümlichen Anschauung und dem Homerischen Olymp anhafteten. Nicht bloß zur Erheiterung erscheint der Sänger am Feste, sondern ihm ward das hohe Amt, die Überlieferungen in Glaube und Sage festzuhalten und edler wiederzugeben. Bei ihm trifft man auch auf den Einfluß orphischer und pythagoreischer Lehren, wenn er das Leben nach dem Tode verkündet, und „niemals ist unter Griechen von dem Wonnedasein der geheiligten Seele mit solcher Majestät und in solcher Fülle des Wohllautes gesungen worden", wie es Pindar gethan. Tiefsinnige Sprüche streut er oft in seine Mythen: „Werde, der du bist", „Was ist Gott? das All". — Die große Zeit der Perserkriege fand ihn nicht in begeisterter Stimmung, sondern eher verzagt; das delphische Orakel verhielt sich ja lau und kleinlich, Theben focht in den Reihen des Feindes. Nach dem Siege pries er mit Überwindung eines schmerzlichen Gefühles über das Schicksal der Vaterstadt die Vorkämpfer der Griechen, vor allem das veilchenbekränzte Athen. Auch den Siegen der sizilischen Griechen über Karthager und Etrusker hat er manchen Sang gewidmet, an den Höfen von Syrakus und Agrigent war er oft gesehener Gast, wenn er auch nicht lange dort weilen mochte, er wollte nur für sich und nicht für andre leben. Dort beobachtete er auch den Ausbruch des Ätna, den er ganz in der Auffassung der Mythen schildert. Bemerkenswert sind auch seine Skolien, jene Tischgesänge, die zum Genusse auffordern, zum Genusse der süßen Reize der Jugend, der Gaben der Aphrodite; denn diese Art, den Lebensgenuß in religiösem Lichte zu sehen, ist unserm Gefühle so fremdartig geworden. Im ganzen meinen wir bei ihm denselben ernsten Geist dorischer Männlichkeit zu treffen, der so andachterweckend aus den Tempeln dorischer Ordnung spricht.

Die älteste Kunst bis zum Jahre 470 v. Chr.

Die Anfänge der Kunst.

Während die Dichtung in Griechenland im Epos und in der Lyrik schon die Höhe der Vollendung erreicht hatte, war die bildende Kunst noch längere Zeit bemüht, die Schwierigkeiten der Technik zu überwinden, um das, was sie geschaut, in voller Naturwahrheit darzustellen, ihre Gedanken in Farbe und Figur zu verkörpern und mit sicherer Hand ihre Werke nach den Gesetzen der Schönheit zu formen. Erst seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. erwächst in Griechenland jene Selbständigkeit, die aus starrer Gebundenheit zu freier Bewegung und vollendeter Herrschaft führte. In der Architektur entstehen die Steintempel, die in ihrer Einfachheit so mächtig wirken, in der Plastik die Götterbilder und die Statuen der Wettkämpfer, die mit ihrem herrlich entwickelten Körper das schönste Modell boten, die Malerei läßt sich in dieser Zeit nur noch als die Gehilfin des Töpferhandwerks verfolgen.



38. Dolchklinge, gefunden zu Mykenai.

Bei aller Unbehilflichkeit gewährt doch das naive Streben nach Naturwahrheit in der Wiedergabe der Tiere und Vögel einen anziehenden Reiz. Dieselben Vorzüge bietet auch die Darstellung der Löwenjagd auf unsrer Klinge. Fünf Männer im Kampf gegen drei Löwen. Zwei derselben fliehen davon, der dritte mächtigste wendet sich den kühnen Gegnern trotzig entgegen. Einer ist schon zu Boden gestürzt, drei schwingen ihre langen Lanzen gegen den gefährlichen Feind, der zunächst stehende deckt sich dabei mit seinem gewaltigen Schild, die beiden andern haben ihn auf den Rücken geworfen. Der schildlose fünfte Genosse ist im Begriff, einen Pfeil auf den Löwen zu entsenden. Die Lebhaftigkeit der Bewegungen zeigt nichts Gekünsteltes und Erstarrtes, das Kampfgetümmel ist mit großem Geschick veranschaulicht, das Gesetz der Raumfüllung trefflich gewahrt (Milchhöfer, „Anfänge der Kunst", S. 146).

Einfluß des Orients.

Ehe wir zu dieser Periode uns wenden, werfen wir einen Blick auf die Anfänge der Kunst, in denen der bestimmende Einfluß des Orients, das Haften an dem erreichten Schema und an bestimmten Typen und dabei doch auch die Freude lebendiger Naturbeobachtung und das Gefühl für den Zwang der Stilgesetze sich zeigen. Den Griechen selbst war die Entwickelung ihrer Kunst in die Dämmerung der Sage gerückt, und willkürliche Phantasie suchte die Geschichte in einfachen, großen Linien zu zeichnen. Von Lykien — so hieß es — waren riesige Kyklopen gekommen und hatten die Mauern von Tiryns aus gewaltigen Quadern gefügt; Apollon und Poseidon, der Sänger und der starke Held, hatten an den Mauern zusammen gearbeitet, Harmonie war im Gesang und in der Fügung der Steine. Kunstfertige Dämonen aus Phrygien und Kreta, Telchinen und Daktylen, waren geschickte Metallarbeiter. Man hatte Götterbilder, aus Holz geschnitzt, denen es Freude machte, wenn ihnen ein neues Gewand gespendet wurde; manche waren vom Himmel gefallen. Daidalos hatte diesen Puppen die Augen geöffnet, die Beine auseinandergerückt und die am Körper festangeschlossenen Arme losgelöst. Allerdings war damit der erste Schritt der künstlerischen That der Griechen bezeichnet. Uns haben die mannigfachen Ausgrabungen ein andres Bild gegeben. Die älteste Kunst dient der Dekoration, sie schmückt den menschlichen Körper, Waffen, Kleider, Geräte und manche Teile des Hauses. Schon im I. Bande ist die „mykenische" Kultur kurz geschildert. An dem glänzenden Sitze der mächtigen Fürsten des goldreichen Mykenai ward allerlei kunstfertige Arbeit

Sagen von den ersten Künstlern.

Dekorative Kunst in Mykenai.

gefördert. An die kolossalen Dimensionen ägyptischer Königsbauten erinnern die kyklopischen Mauern und die Kuppelgräber, die durch Überkragen der Steine ihre bienenkorbartige Gestalt erhielten, namentlich das sogenannte Schatzhaus des Atreus. Der Palast selbst war nur aus Luftziegeln und Balken erbaut, Holzsäulen auf steinernen Basen stützten das Dach. Säulenhallen umgaben den großen Hof, aus dem man in die offene Halle trat, die in den großen Männersaal führte. Zahlreiche Gemächer und Korridore enthielt der Bau. Friesartig geordnete Rosetten aus Bronze, Alabasterplatten mit ähnlichen Mustern und blauem Glasfluß, auch Malereien auf dem Kalkverputz der Wände sowie teppichartige Musterung der Fußböden zierten die Haupträume. Kupfer und die Edelmetalle wurden vielfach bearbeitet, man verstand sie in Drähte zu ziehen, zu löten und zu hämmern; aus den Spiralen der Drähte und durch Treiben

39. Goldene Becher von Vaphio.

Gefunden 1889 in einem Kuppelgrabe bei Vaphio in Lakonien, jetzt im Nationalmuseum zu Athen befindlich.

des dünnen Blechs stellte man artige Muster her, die an Filigranarbeit erinnern: Schmetterlinge und polypenartige Wesen, Blattwerk und Blumen. Dann erscheinen die orientalischen Mischgestalten, Greife, Sphinxe, die auf den Siegelsteinen der Inseln — die Sitte stammte aus Babylon und war durch Kleinasien verbreitet — noch durch die seltsamsten Ungetüme vermehrt erscheinen, auch die Astarte mit Tauben. Eine hochentwickelte Technik zeigt sich in Dolchklingen, die mit verschiedenfarbigem Metall in eingelegter Arbeit Jagd auf Löwen darstellen; Lotospflanzen auf denselben weisen nach Ägypten. Das Hauptstück dieser Kunst sind zwei goldene Becher von Amyklai (gefunden bei Vaphio), die in fast blendender Energie und Lebendigkeit Stiere darstellen, die grasen, eingefangen werden sollen, fliehen u. s. w., aber auch hier ist noch vieles schablonenhaft, ohne genügende Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze behandelt. So groß schon die Fertigkeit der Kleinkunst ist, so unbeholfen ist noch die Steinskulptur, die keine Vorbilder benutzen konnte. Surrogate für die Metallgeschirre waren die Thonkrüge

und Thonbecher. Epochemachend ist für die Töpferei die erste Anwendung der Drehscheibe, sodann die Bemalung mit Zieraten in glänzender Firnisfarbe, die im Orient nicht üblich war. Auch in seinem Ornamente, das fast durchweg der Umgebung des Strandes entnommen ist (Fische, Wasserpflanzen, Seegetier, Wellen), zeigt dieser Kunstzweig Selbständigkeit. Die Bilder aus dem täglichen Leben (Kriegswagen) sind freilich nur rohe Andeutungen der Wirklichkeit.

Der geometrische Stil der Thongefäße.

Nach der Zeit der dorischen Wanderung erstarb die mykenische Kultur. An andern Orten Griechenlands hatte sich ein geometrischer Stil der Vasenbemalung gebildet (Gefäße dieser Art gefunden besonders in Athen am Thore der Gräberstraße, Dipylon), der auf Vorlagen des Stickens und Flechtens zurückgeht und außer Hakenkreuzen, Rauten, Zickzacklinien u. dgl. in monotonen Reihen Pferde, Böcke, Hirsche u. s. w., dann Darstellungen aus dem Totenkult, auch Schiffskämpfe bietet; die auf ein mathematisches Grundschema gepreßten Menschenleiber entbehren nicht einer gewissen Komik.

Bronzearbeiten von Kreta und Cypern.

In den Bronzearbeiten, die in Kreta und in Cypern, wo neben Griechen Phöniker wohnten und neben den ägyptischen Kultureinfluß seit dem 9. Jahrhundert v. Chr. immer mehr der assyrische trat, gefunden worden sind, auf Schalen und Schilden treffen wir einen Mischstil, der die fremden Elemente verbindet und auch den Drang nach selbständigem Schaffen verrät. Solche Arbeiten hatte der Homerische Dichter im Sinne, als er von dem kunstreichen Schilde erzählte, den Hephaistos für den Achill geschmiedet und mit reichem Bildwerk geschmückt hatte (Friede und Krieg, Hirtenleben und Ackerbau, Land und Stadt, Gericht und Hochzeit), aber an Stelle der trockenen assyrischen Chronik setzte er ein lebendiges Gedicht, das die einzelnen Bilder zu einer künstlerischen Komposition verband. — In der Keramik wurde ein gewisser Abschluß in Rhodos erreicht, das die Erzeugnisse dieser Industrie im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. weithin vertrieb. Hier treffen wir neben mancherlei orientalischen Gestalten auch die Wirkung des Epos. Zwei Helden kämpfen um den am Boden liegenden Leichnam eines dritten; die beigeschriebenen Namen verlangen, daß wir sie uns als Menelaos, Hektor, Euphorbos denken sollen. Der Vorstellungskreis der Heldensage erfüllte nunmehr so die griechischen Köpfe, daß er mehr und mehr die fremden Elemente zurückdrängte, wenn er sie nicht mit dem eignen Inhalte verschmolz.

Töpferei in Rhodos.

Die Baukunst des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr.

Bauten der mykenischen Kultur.

In der Zeit der mykenischen Kultur hatte sich das fürstliche Machtgefühl in großen Burganlagen und in großen Grabgewölben genug gethan; in der folgenden Zeit war kaum Raum für glänzende Privatbauten, und für die Art des öffentlichen Lebens bedurfte der Staat keine großen Regierungsgebäude. Monumentale Bauten wurden aber jetzt für die Götter errichtet, die den Boden des Landes segneten und schirmten, die heiligen Ordnungen des Lebens gestiftet hatten und über ihnen wachten, an die das Volk in festlichem Gebete sich wandte. Steinerne Heiligtümer gab es zwar schon früher, auf Delos und auf dem Berge Ocha in Euböa sind noch primitive — Blockhäuser mehr als Tempel — erhalten, aber im allgemeinen war die Cella, welche das Götterbild in sich schloß, wie der Männersaal der Fürsten gebaut: die Wände aus Lehmziegeln, welche durch steinerne Fundamente und Bretterplanken gegen Feuchtigkeit geschützt waren; Holzsäulen auf steinernen Basen dienten als Stütze des Daches. Später waren das Holzgebälk und Säulen zum Schutz und zum Schmuck wohl mit Terrakottaplatten bekleidet, die auch den ersten Steintempeln nicht fehlten. Aber erst im 7. Jahrhundert v. Chr. ist man zum völligen Steinbau übergegangen, an dem

Älteste Heiligtümer.

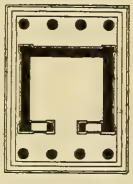
Der Steinbau.

alten Heratempel in Olympia sind nach und nach die morschen Holzsäulen durch verschiedene Säulen aus dem festeren Material ersetzt worden. Anfänglich hat man geringere Steinsorten benutzt, bis man das kostbarste Gestein Griechenlands, den Marmor, auch diesem Zwecke dienstbar machte.

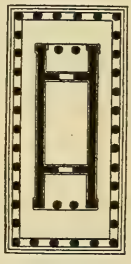
Die Tempelformen.

Die Grundzüge der Tempel sind immer dieselben geblieben; wir stellen sie kurz zusammen. Der Kunst fiel hier nicht die Aufgabe zu, weite Räume zu schaffen, in denen sich eine andächtige Menge zu Opfer und Gebet versammeln konnte. Denn vor dem Tempel stand der Altar, dort standen die festlichen Chöre, die in Gesang und mit Musik und Tanz den Gott feierten, dort endeten die Prozessionen, die ein Weihgeschenk darbrachten. Seiner Anlage nach war der griechische Tempel ein einfaches, von glatten Wänden umschlossenes Haus, in welchem die Gottheit thronte; es zerfiel gewöhnlich in drei Gelasse (Pronaos, Naos, Opisthodomos), von denen das vordere und hintere meistens zur Aufbewahrung des Tempelschatzes an Weihgeschenken dienten. Der Vorraum erscheint wie im Homerischen Fürstenpalast meist als offene Halle, die Längswände enden in vorspringenden Eckpfeilern (Anten) und die Schmalwand ist durch Säulen vertreten (templum in antis); oder er wird völlig zur säulengetragenen Halle

40. Themistempel in Rhamnus (templum in antis).



41. Niketempel in Athen (Amphiprostylos).



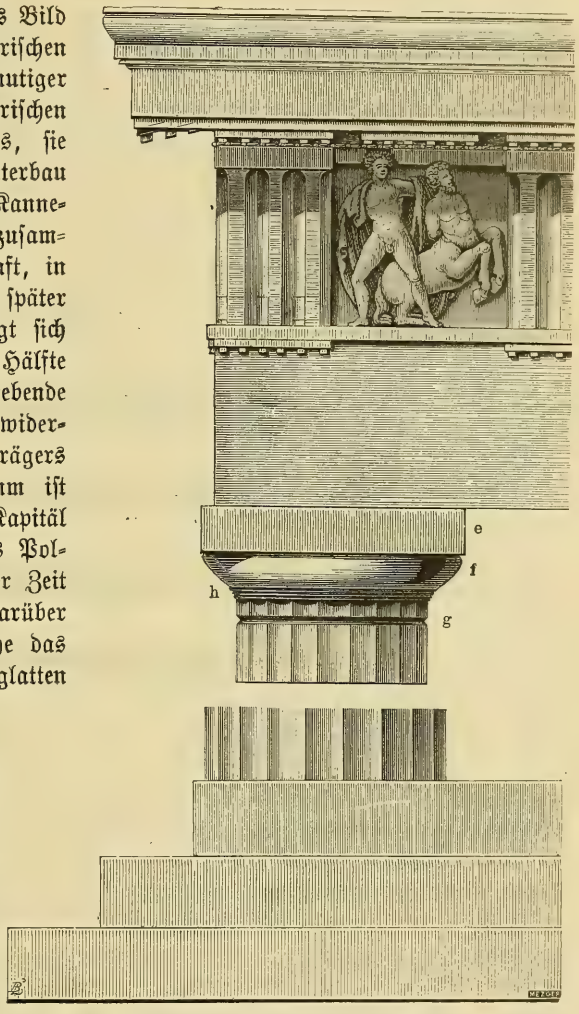
42. Theseion in Athen (Peripteros).

(Prostylos; wenn auch das letzte Gemach so angelegt ist, heißt der Tempel Amphiprostylos). War das Innere geräumiger, so gliederte man es durch zwei Säulenhallen, die, in zwei Stockwerken aufgebaut, das Dach trugen. Kein Fenster führte Licht in die Cella, noch etwa Oberlicht — man hat wohl mit Unrecht solche von oben erleuchtete Tempel, Hypäthraltempel, angenommen — sondern durch eine mächtige Thür strömte bei der energischen Kraft der südlichen Sonne genug Licht ein, um über den Raum ein feierliches Helldunkel zu verbreiten. Seine Vollendung erhielt das ganze Haus erst, als die Anlage von einer Säulenhalle (Peripteros) umgeben wurde „und wie ein Baldachin, das urälteste Symbol irdischer und himmlischer Hoheit, sich das mächtige Schirmdach über Umgang, Cella und Götterbild spannte“. Die Verdoppelung der Säulenreihen im Dipteros war im dorischen Stil eine späte Neuerung, die bereits eine Abschwächung des Gefühls für die Maßverhältnisse ankündet. Das Dach war ein flaches Satteldach, das Giebelfeld trug plastischen Schmuck und sprach durch bedeutsame Bilder den Charakter des Ganzen aus. Nicht auf kolossalen Verhältnissen beruht die Wirkung dieser Bauten wie die der riesigen Gotteshäuser Ägyptens und des Orients, nur Ausnahmen sind die gewaltigen Tempel von Selinunt, Agrigent und Ephesos, sondern das schöne Maß der Verhältnisse, die Klarheit, mit der die Funktionen jedes Baugliedes zum Ausdruck kommen, der ruhenden und lastenden, der aufstrebenden und tragenden Teile, die Übersichtlichkeit der Gliederung, die doch nirgend in trockenen Schematismus ausartet, die Erfüllung des Ganzen mit einer Idee versetzen die Betrachter in eine erhöhte Stimmung.

Innerhalb der angegebenen architektonischen Formen haben sich in Griechenland zwei Formen entwickelt, die dorische und die ionische Bauweise, deren verschiedener Charakter sich besonders in der Säule ausspricht und denen man darum noch die anmutige Zierform der korinthischen Säulenordnung als dritte hinzufügt. Die Säulenordnungen.

Der dorische Stil.

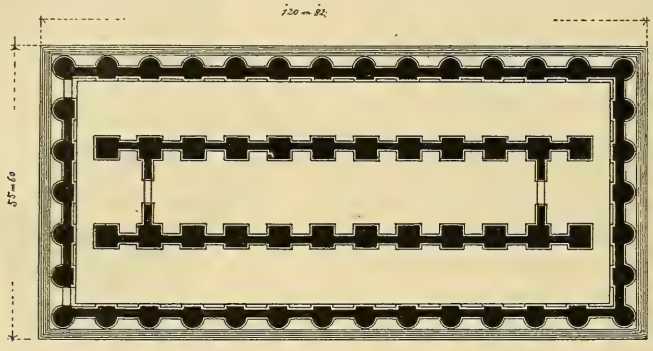
Der dorische Stil ist schwer und gedrungen, streng gesetzmäßig, das Bild eines fest auf sich ruhenden dorischen Mannes; leichter, beweglicher, anmutiger tritt der ionische auf. Der dorischen Säule fehlt die besondere Basis, sie ruht auf dem gemeinsamen Unterbau (Stylobates), sie ist von 16—20 Kanneluren, die in scharfen Rippen zusammenstoßen, durchfurcht; der Schaft, in älterer Zeit kurz und stämmig, später etwas schlanker gestaltet, verjüngt sich stark und schwillt in der unteren Hälfte etwas an (Entasis), das aufstrebende Moment des Stammes und die widerstandsfähige Kraft des belasteten Trägers glücklich bezeichnend. Der Stamm ist zusammengeschnürt, ehe er zum Kapitäl ausladet, das hier die Form des Polsters (Echinos) hat und mit der Zeit straffere Konturen annahm. Darüber ruht eine viereckige Platte, welche das Gebälk aufnimmt. Über dem glatten Architrav (Epistylion) ruht der Fries, der in Triglyphen und Metopen gegliedert ist, die ersteren mit ihrem Dreischlitz $\left(2+\frac{2}{2}\right)$ sicherlich die Nachbildung der Köpfe der einstmaligen hölzernen Deckbalken; die Metopen waren mit Rosetten oder Reliefs geschmückt. Auf dem Fries liegt das weit vorgekragte, stark unterschnittene Dachgesims (Geison). Die Tropfen unter den Triglyphen und an den Platten des Dachgesimses, eine Dekoration, deren Motiv den Balkennägeln des Holzbaues entnommen sein wird, zeigen mit ihren verwandten Formen den Zusammenhang der einzelnen Teile auf. Die Rinne, welche als Borte das Dach umsäumte (Sima), bestand in älterer Zeit ebenfalls häufig aus Terrakotta, Löwenköpfe am Ende der Rinne dienten als Wasserspeier. Giebelecken und Giebelscheitel waren besonders charakterisiert und geschmückt, die sogenannten Akroterien, welche die Umrißlinien des Baues anmutig beleben, waren durch phantastische Tiergestalten, kleine Figuren, Dreifüße, Palmetten und andre Pflanzenornamente hergestellt. Der Mäander, die dorische



43. Dorische Säule vom Parthenon
(447—434 v. Chr. von Iktinos und Kallikrates erbaut).

a Sima, Traufrinne. b Geison, Kranzgesims. c 1 Triglyphe, 2 Metope. d Epistylion, Architrav. e Plinthus, Abacus. Echinoskapitäl. g Einschnitt. h Riemchen (Hypotrachelion). i Stylobat.

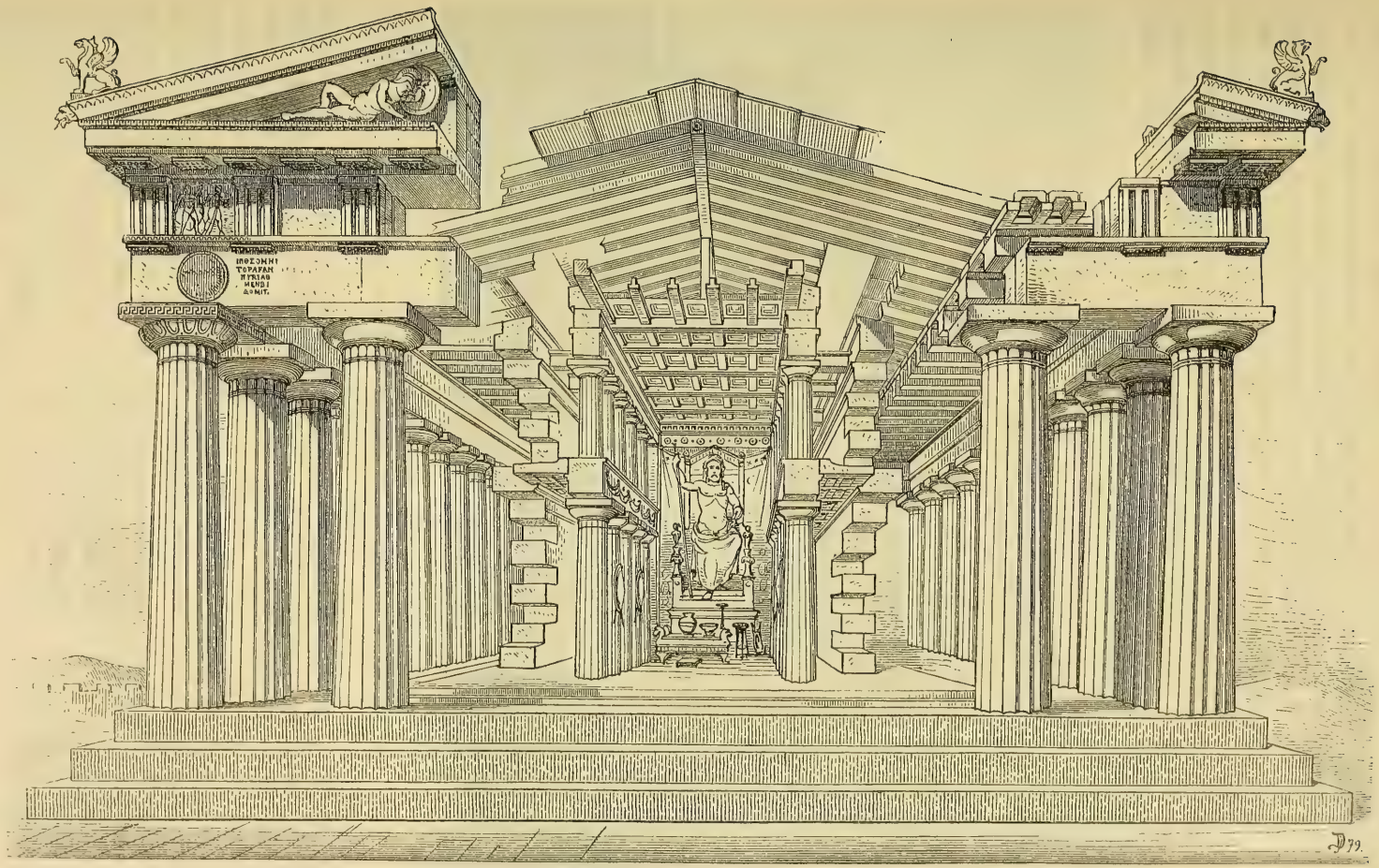
Welle (einem überfallenden Blatte vergleichbar), der Perl-, der Eierstab (oder ionische Welle), die lesbische Welle (ein herzförmiges Blatt), im dorischen Stil oft nur im Profil skulpiert und aufgemalt, im ionischen ganz ausgemeißelt, dienen sinnreich als Verbindung oder bezeichnen die Funktion des Baugliedes einfach und natürlich: gerade in der Gestaltung dieser einfachen Ornamente zeigte sich der feine, künstlerische Sinn der Griechen, welche die überlieferten Formen stilgemäß umbildeten. Die Decke über dem Umgang der Säulenhallen war mit kassettierten Feldern, die auf lasurblauem Grunde goldene Sterne zeigten, ausgefüllt. Die langgehegte Anschauung, die griechischen Tempel hätten gerade durch den strahlend weißen Marmor mit der vergeistigten Reinheit der Linienführung die Herzen bewegt, ist stark erschüttert worden. Denn es scheint festgestellt, daß die Griechen nicht minder wie die Asiaten und die Ägypter vielfarbige Malereien angewendet haben, um die Architektur zu heben. In einer Landschaft, deren Formen in so tiefleuchtende Farben getaucht sind, würde die Vorliebe für grellweiße Mauermassen unbegreiflich sein. Solange man Lehmwände oder minderwertigen Haustein verwendete, war ein Stucküberzug notwendig, um die Malerei



44. Grundriß des großen Tempels zu Agrigent (Pseudoperipteros).

aufzutragen. Inwieweit später der Marmor selbst farbig behandelt wurde, gehört indes noch immer zu den Streitfragen, welche eine endgültige Lösung nicht gefunden haben, da die Konstatierung der Farbreste am Marmor besondere Schwierigkeiten bietet. Cellawände, Säulen, Architrav und Gesimse, wird behauptet, leuchteten in hellgelblichem Tone, während die übrigen Teile, namentlich die zur Verbindung und Hervorhebung dienenden, Fries und Giebel, in lebhafteren Farben erglänzten; blau waren die Triglyphen, rotbraun die Metopen, golden die Tropfen u. s. w. behandelt. — Dem Innern verlieh reicher Schmuck von Terrakotten, Edelmetallen oder Malereien, in späterer Zeit auch von Elfenbein und musivischer Arbeit, von Statuen und Werken der Kleinkunst das Gepräge heiteren Glanzes, wie er sich für das Wohnhaus des Gottes ziemte. Welche Fülle von Kostbarkeiten manchmal hier aufgespeichert sein mochten, lehrten die Inschriften, die über den Besitz des Apollon auf Delos Aufschluß geben; ungefähr 1600 Schalen sind registriert, die meisten waren schwer aus Silber geformt, aber auch goldene, vergoldete, mit Edelsteinen verzierte, fanden sich darunter; 266 Trinkbecher und andre Kleinode von ähnlichem Werte gehörten zum Eigentum der Artemis. Diese Herrlichkeiten waren wohl auf Regalen gruppiert, während goldene Kränze, Waffen, Schilde an den Wänden aufgehängt waren.

Denkmäler. Denkmälern der ersten Periode begegnen wir besonders auf dem Boden Siziliens, wo in den dorischen Kolonien mit dem wachsenden Wohlstande eine großartige



45. Bau eines griechischen Tempels: Der Zeustempel zu Olympia. Rekonstruktion von Chipiez. Nach Durm, Baukunst der Griechen.

Bauthätigkeit begann, so daß in Selinunt allein mehr als sechs Tempel errichtet wurden, von denen ein Apollontempel 51,5 m breit und 117,5 m lang war, aber unvollendet blieb, als karthagische Siege das hellenische Wesen im Westen der Insel zertraten. Auch in Agrigent, wo an dem gewaltigen, ebenfalls unvollendeten Zeustempel die Kannelüren eine Spannweite von 55 cm haben, dann in Syrakus und sonst erhoben sich eine Reihe riesiger Tempel, Zeugen der dorischen Kraft. Den ältesten Werken haftet noch eine gewisse Schwerfälligkeit an, drückend lastet das massige Gebälk auf den gedrungenen Säulen, denen die aufstrebende Kraft fehlt. Erst allmählich bildeten sich die strengen Verhältnisregeln aus, die dem dorischen Sinne genügten; die Säulen wurden straffer

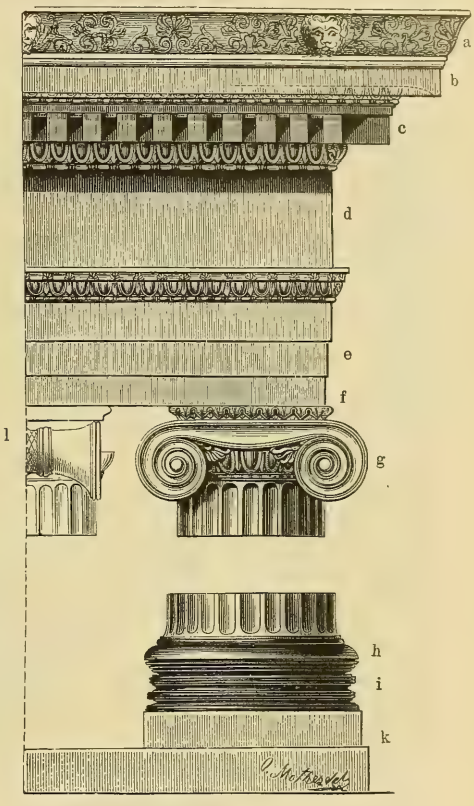
46. Der Poseidontempel zu Paestum.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

und schlanker, Beispiele hierfür sind der Zeustempel zu Selinunt und der wuchtige Artemistempel zu Syrakus. Erst seit Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. kam der dorische Stil zu seiner völligen Reife und streifte alle Unvollkommenheiten, alles Fremdartige ab. Die Säulen werden leichter in ihrem Wachstum, aber sie behaupten die gediegene Würde, das Kapitäl zeigt „edle, spannkräftige und männliche Muskulosität". Hervorragende Bauwerke dieser Art finden sich wieder in Unteritalien und in Sizilien, neun in Agrigent allein, das seinen Herrschern einen allgemeinen Aufschwung zu danken hatte. Der schon erwähnte Zeustempel war in zu großen Dimensionen angelegt, um eine Überdeckung der Zwischenräume zwischen den Säulen zu ermöglichen, die man deshalb durch Wände verbinden mußte. Abb. 46 zeigt den Poseidontempel von Paestum, dessen Ruine schon manchen Besucher Italiens mehr zur Andacht gestimmt hat als irgend ein Gotteshaus sonst auf der Halbinsel. Dazu wirkt auch seine Lage

in der feierlichen Stille der verödeten Landschaft, durch die Säulenreihen glänzt das Meer herüber, in kühnen Linien schwingen sich die Vorgebirge hinab in die Flut. Die Stimmung tiefer Religiosität ruht auf dem erhabenen, fest und streng gefügten Bau.

Der ionische Stil.

Während die dorische Säule auf ägyptische Vorbilder zurückzuführen ist, weist die ionische wahrscheinlich auf kleinasiatische Kunstübung. Ihr Hauptmerkmal ist das Kapitäl, das in zwei Voluten ausläuft. Ursprünglich wohl mit den Spiralen zusammenhängend, die in Assyrien vielfach auch als Knaufzierde gedient haben, und auch in Griechenland anfänglich aus zwei selbständigen und unverbundenen Spiralen gebildet, wurde es von den Jonern wie ein Polster geformt, das sich unter der Last, die es tragen muß, biegt, während in den Voluten „die federkräftige Thätigkeit der Kurven versinnlicht ist". Gerade in der Darstellung dieser Spirale konnte sich das lebendige Gefühl des Baumeisters für das Zusammenwirken der einzelnen Glieder zeigen. Die Säulen standen nun nicht mehr auf dem gemeinsamen Grunde des Tempels, sondern jede auf einer besonderen, reich gegliederten Basis, von der sie sich leicht und schlank aufschwang. Zahlreicher sind die Kannelüren (24), die durch schmale Stege getrennt sind. Die Seitenansicht zeigt die zusammengerollten Polster, welche eine Binde oder Flechtschnur festhält. Eine besondere Bildung verlangten die Kapitäle der Eckſäulen, hier stoßen an den beiden nach außen gewendeten Seiten die Voluten zusammen. Die verbindenden Glieder sind plastisch gebildet und verleihen mit ihren feinen, dem Stein so glücklich angepaßten Formen dem Ganzen den eigentümlich graziösen Charakter. Der Architrav ist hier ebenfalls weniger wuchtig als im dorischen Stil, dreifach abgetreppt steigt er empor, und über ihm liegt noch der lange, ungeteilte Streifen des Frieses. Unter dem Kranzgesimse treten die Zahnschnitte hervor, die aus der Holzarchitektur herübergenommen sind. Von den alten Bauten ionischen Stiles in Kleinasien ist nur wenig erhalten. Die Kriegsstürme, die über das Land hingebraust sind, haben gerade auf dem heimatlichen Boden des Stiles nur wenig übrig gelassen. In Samos, Ephesos, Milet erhoben sich vor allem mächtige Tempel. Von dem berühmten Heiligtum der ephesischen Artemis, das der Wahnwitz des Herostrat in Flammen aufgehen ließ, sind Säulenreste erhalten, die, einst mit Reliefs geschmückt, ein Geschenk des Königs Kroisos sind.



47. Ionische Säule vom Pallastempel zu Priene (340 v. Chr. von Pythias erbaut).

a Sima. b Geison. c Zahnschnitte. d Zophoros, Fries. e Epistylion. f Abacus mit lesbischer Welle. g Fascia mit Voluten, darunter Echinus mit Eierstab, darunter Perlstab (Astragal). h Torus. i Trochilos. k Plinthus. l Seitenansicht des ionischen Kapitäls.

Die Plastik.

Dekorative Bronzearbeiten.

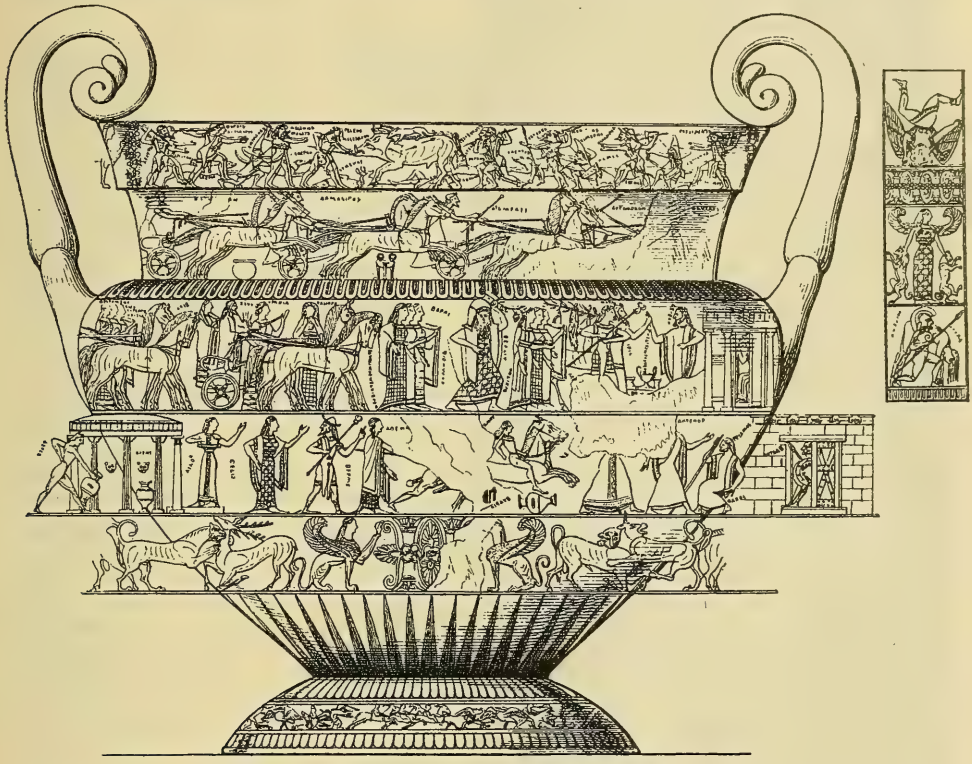
Von den Werken der bildenden Kunst aus dieser Periode verdienen zunächst Arbeiten Erwähnung, die mit der dekorativen Kunst noch im Zusammenhange stehen. Sessel, Throne, Truhen wurden gern mit Metallinkrustation nach Art des Orients verziert. Ein solches Bronzeblech, das sich in Olympia fand, zeigt merkwürdig verschiedene Behandlung: wo fremde Muster nachzubilden waren, fast elegante Sicherheit der Formengebung, und daneben eine gewisse Unbehilflichkeit bei den Versuchen, eigne Erfindung darzustellen. Die geflügelte persische Artemis, welche mit beiden Händen Löwen gepackt hält, ist von der ersten Art, der Kentaur, welchen Herakles schießt, von der zweiten. Doch wurde schon die Kunst geübt, aus der Fülle der Überlieferung die wesentlichen Momente herauszuarbeiten und mit wenigen Figuren im gegebenen Raume die Hauptsachen zu erzählen. Die berühmtesten Werke dieser Art waren die Kypselos-lade und der Thron des Apollon zu Amyklai, der schon einer jüngeren Stufe der Entwickelung (nach 550 v. Chr.?) angehörte. Als Basis diente ihm der Grabaltar des Hyakinthos, außerdem war er von vier Stützen und zwölf Figuren getragen. Dies großartige Prachtwerk war einem kleinasiatischen Künstler, Bathykles von Magnesia, übertragen worden, der die in Jonien entwickelte Kunst nach dem Peloponnes brachte. Der Thron selbst war von Holz, eine Fülle von Mythen schmückte die Lehne, aber die Einheit in der Zusammenstellung der Reliefs ist schwer zu erweisen. Die Bilderfreude, die sich hier äußert, wird am besten durch die schwarzfigurige, aus Attika stammende François-vase illustriert, die in vielen Streifen das Thema von Versöhnung und Streit durch eine Reihe von verschiedenen Geschichten nach Art der Chorlyrik entwickelte. Die Hochzeit des Peleus mit der Meergöttin Thetis, die feierliche Prozession der Götter zu dem Feste wird im Hauptstreifen geschildert. Auf dem obersten Bildstreifen sehen wir, wie Theseus nach der Tötung des Minotaur mit den geretteten Jünglingen und Jungfrauen den Reigen tanzt, darunter seinen Kampf gegen die wilden Kentauren. Die Kehrseite bringt die kalydonische Jagd und ein Wettrennen, wie es bei Leichenspielen üblich war. Ferner wird geschildert die Heimkehr des Hephaistos in den Olymp unter dem fröhlichen Geleite des Weingottes, des schlauchtragenden Silen und flöteblasender Genossen, und der Tod des jungen Troilos. Der Schlußstreifen enthält dekorativ Greife, Sphinxe und Tierkämpfe, am Fuße endlich zieht die ergötzliche Balgerei von Däumlingen und Kranichen an uns vorüber. Dies der reiche Inhalt des einen Gefäßes. Von einem feinen Gefühle für Kontrast und Symmetrie hat der Maler Klitias, der sich neben dem Töpfer Ergotimos als Bildner der Vase angibt, sich leiten lassen. Auch indem er auf dichtgedrängte Figurenreihen immer klar geschiedene, einzelne Gestalten folgen ließ, befriedigt er die Forderung einer übersichtlichen Anordnung.

Älteste Götterbilder.

Auf dem Throne von Amyklai stand das zum Teil vergoldete Idol des Apollon, altertümlich in seiner Gestalt; nur Zehen, Gesicht und Arme hatten menschliche Formen. Zur Zeit des Bathykles hatte die bildende Kunst allerdings schon viele Schritte über diese rohe, puppenhafte Wiedergabe der Körper gethan, von welcher sie allerdings ausging. Die Manier der alten holzgeschnitzten Götterstatuen (Xoana) wirkte noch lange nach, als an die Stelle des Holzes schon Marmor und an die Stelle der Perücken und Gewänder, mit denen die Frömmigkeit diese Bilder geschmückt hatte, steinerne Nachbildung und bloße Bemalung getreten waren. Die Grundformen des viereckigen Balkens und der runden Holzsäule, die der Vorzeit genügt hatten, um an die Gottheit zu erinnern, blieben zunächst noch bewahrt, als man die Ähnlichkeit mit menschlicher Gestalt immer mehr heraustreten ließ.

Im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. herrschte auch im Gebiete der Plastik eine außerordentlich rege Thätigkeit; der Trieb, zu formen und zu gestalten, machte sich immer mächtiger geltend, Tempel und heilige Bezirke erhielten mit edlem Bildwerk den weihevollsten Schmuck, mit dem je ein Volk die Stätten seiner frohen Verehrung über die Sphäre des alltäglichen Treibens erhoben hat. Zumal in den kleinasiatischen Städten und auf den vorgelagerten Inseln wurden die Fortschritte, welche von der Industrie und der Kunst in den großen Kulturländern schon länger gemacht waren, aufgenommen und weitergebildet. Aber wenn auch die älteste Kunstübung in

Ausbildung der Technik.



48. Die sogenannte Françoisvase. (Zu S. 80.)

Diese hochberühmte Vase in der Form eines Mischkruges (Krater) wurde 1846 von Alessandro François in den Gräbern von Clusium gefunden und ist jetzt in Florenz aufgestellt. Sie ist durch Größe (Höhe 1 tosc. Elle 3 Soldi = 67 cm 7 mm) wie durch Bilderreichtum das ausgezeichnetste uns gebliebene Thongefäß (Baumeister).

den verschiedenen Landschaften Berührung zeigt, noch stärker ist der Eindruck der Verschiedenheit, den die Entwickelung an den einzelnen Orten genommen hat, bis der wachsende Verkehr dazu beitrug, die Bekanntschaft mit den Fortschritten der Kunstschulen auch über den Kreis ihrer lokalen Beschränktheit hinauszutragen. Die alte Holzschnitzkunst und die Fertigkeit im Metalltreiben erhielten sich fort und übertrugen ihre Technik und ihre Formen auch auf die neuen Kunstweisen andern Materials, die erst allmählich ihren eignen Stil fanden. In Korinth, wo eine schwungvolle Fabrikation schöngeformte Thongefäße mit orientalischen Bildmustern bedeckte und neben den Darstellungen epischer Kampfszenen allmählich auch dazu überging, das tägliche Leben in Arbeit und Spiel zu schildern, soll ein Töpfer das Thonrelief erfunden haben, als er seiner Tochter den Schattenriß ihres Geliebten in Thon modellierte. In Chios erfand Glaukos die Kunst des Eisenlötens, in Samos Theodoros und Rhoekos den Erzguß, oder sie

49. Apollon von Tenea.
Marmorstatue in der Glyptothek zu München.

übernahmen vielmehr diese Fertigkeiten aus Ägypten, dem Wunderlande des Nils, das unter Psamtik und Amasis den Griechen seine Pforten weiter öffnete. In Chios wurde der Marmor bearbeitet. In Naxos und Paros wurden die Marmorbrüche erschlossen, die das kostbare Material, aus dem allmählich die lebensvollsten Gestalten herausgelöst wurden, weithin versandten. Ephesos und Milet wurden Zentralwerkstätten, von denen wandernde Künstler nach dem eigentlichen Griechenland hinübergingen und zu Lehrmeistern der alten Gaue wurden. Im Peloponnes und in Attika treffen wir die Spuren ihrer anregenden Wirksamkeit, Delphi und Olympia bringen die sprechenden Zeugen ihrer Kunst und ihrer erziehenden Arbeit. Aus den Handwerkern wurden Künstler, und wenn auch die Macht der Tradition, die innerhalb der Familien oder der Innungen weitererbte, ihre Bedeutungen nicht verloren hatte, so erhoben sich doch kräftiger die Individualitäten der Künstler, die mit stolzem Bewußtsein ihren Namen auf ihre Werke schrieben. Wunderbar vielseitig sind diese alten Meister gewesen, die große Bauten entwarfen und ausführten, die verschiedenen Arten der Plastik beherrschten und auch auf Arbeiten der Kleinkunst ihre Kraft verwendeten.

Altertümliche Gewandstatuen.

Zu den altertümlichsten Werken gehören eine Anzahl Gewandstatuen, Bilder von Göttinnen. Ihre Gestalt erinnert noch an die viereckigen Balken oder die Rundstämme, die symbolisch die Gottheit hatten vertreten müssen oder das Grundschema der puppenhaften, roh zubehauenen Xoana bildeten. Der Versuch wird gemacht, die Falten des Gewandes anzudeuten, an deren symmetrischer Anordnung sich das wenig entwickelte ästhetische Gefühl erfreut. Das Kleid bleibt meist eine Hülse, die den Leib

versteckt, oder es verliert seinen eignen Charakter, indem es gefügig die Körperformen hervortreten läßt. Farben mußten das ausdrucksvoller machen, was der Meißel nur notdürftig geleistet hatte. Das Weihgeschenk einer Nikandre auf Delos, eines Cheramyes auf Samos und ähnliche zählen hierher. Bei Milet fanden sich an der alten Prozessionsstraße, die zum Apollotempel führte, große Sitzbilder von Männern und Frauen, steife, bewegungslose Gestalten, welche die Arme fest am Körper und die Hände auf den Knieen haben, nur wenig tritt die Gliederung des Körpers bei dieser massenhaften Behandlung aus den Gewändern hervor. In Ephesos trugen die Säulen Reliefs, die eine fortgeschrittene Kunst vertreten. Eine Heramaske in Olympia zeigt schmale, starre Lippen, die durch eine gerade durchgezogene Kerbe gebildet sind, gewaltsam auseinandergesperrte Augenlider und vorgebogene Ohren, und doch fehlt ein Anfang von Leben und Anmut nicht.

50. Perseus tötet die Medusa.
Metope vom Tempel zu Selinunt, jetzt im Museum zu Palermo.

Sogenannte Apollonstatuen.

Die Versuche, statt dieser regungslosen Ruhe auch das bewegte Leben zu schildern, führten zunächst zu fast drolliger Beweglichkeit oder naturwidriger Verzerrung, so bei einer geflügelten Nike (Siegesgöttin) auf Delos; die laufenden Gestalten sind so hingestellt, als ob sie mit dem einen Beine knieten. Wichtiger ist eine Reihe nackter, männlicher Statuen, die man als Apollon bezeichnet hat. Sie stehen auf der Vorstufe zu jener großen Fülle von Darstellungen körperlicher Schönheit, die die Nachwelt ewig zur Bewunderung hinreißt. Eigentümlich ist der griechischen Kunstentwickelung, daß die aufeinander folgenden Meister nicht in der Erfindung neuer Formen, sondern in der vollkommeneren Durchbildung und in der leicht umformenden Weiterführung der überlieferten Typen ihren Ruhm suchten. Gerade diese Stetigkeit im Zusammenarbeiten der Generationen leitete auf sicherer Straße zur Höhe. Der Typus jener Jünglingsgestalten, deren vollkommenstes Beispiel der sogenannte Apollon von Tenea (s. Abb. 49) ist, schließt sich vermutlich an ägyptische Vorbilder an, die ein naturwahres und leichtfaßliches Schema boten (beide Füße platt auf den Boden gesetzt, das linke Bein etwas voran, die Arme eng an den Körper geschlossen, zierlich das Haar in Wellen gelegt); aber es ist keineswegs in einer konventionellen Auffassung stecken geblieben, sondern ein genaues Naturstudium, das immer mehr den Aufbau und

Darstellung der Bewegung.

die Gliederung des Körpers verstand, trug den griechischen Künstler vorwärts, bis er das vorschwebende Ziel erreichte. In der Palästra, wo der Grieche seine Kraft übte und im Ringen mit dem Gegner jede Bewegung beobachtete, lernte auch das Auge des Künstlers, scharf jede Regung und Form der menschlichen Gestalt zu erspähen. An der Organisation der Brust, der Bildung der Kniee kann man an dem Apollon von Tenea die glücklichen Erfolge dieser Arbeit schätzen, das Gesicht aber behielt noch länger das blöde Lächeln, mit dem allein die archaischen Künstler ihren Werken den Reiz der gehobenen Feststimmung verleihen konnten. Die altpeloponnesische Kunst begnügte sich mit einer scharfen, fast geometrischen Wiedergabe des Grundschemas der Körper, bis sie mächtigen Anstoß von den ionischen Ateliers erhielt. Einzelne Reliefs in Sparta, die noch in den Banden der Holzschnitzarbeit stecken, verraten die Neigung

Peloponnesische Reliefs.

51. Poroskopf vom Giebel des alten Tempels der Akropolis zu Athen.
Nach „Denkmäler des deutsch. Arch. Inst."

für derbe, fast plumpe Körperformen, die dem gedrungeneren, untersetzten Bau der Peloponnesier entsprachen. Die alten Holzbilder erhielten neuen Schmuck, indem mit Elfenbeinplatten die nackten Teile und mit Gold die Gewänder gebildet wurden; in dieser Verbindung diente die „chryselephantine" Technik, die Verbindung von Gold und Elfenbein, zur Herstellung der erhabensten Götterbilder, welche die griechische Kunst geschaffen hat. Mit Reliefs wurden nun auch die Tempel ausgestattet, das Giebelfeld und die Metopen boten einen wohleingerahmten Hintergrund, von dem sich bedeutungsvolle Darstellungen aus der Götter- und Heroensage abheben konnten. Wir erwähnen nur die merkwürdigen Reliefs von Selinunt, der im 7. Jahrhundert v. Chr. gegründeten sizilischen Stadt (s. Abb. 50). Neben Herakles erscheint hier Perseus, der die zähnefletschende Meduse abmordet; schon ist der Pegasos sichtbar, aber er entspringt nicht aus dem Blute der Gorgone, sondern die Mutter trägt ihn unter dem Arme, starr und blöde steht Athene dabei. Die massigen Schenkel, die den Unterleib zu ersetzen scheinen, das Mißverhältnis in der Haltung der Körper, deren Beine in Profil gestellt sind, während der Oberleib nach vorn gekehrt ist, und in der Größe der einzelnen

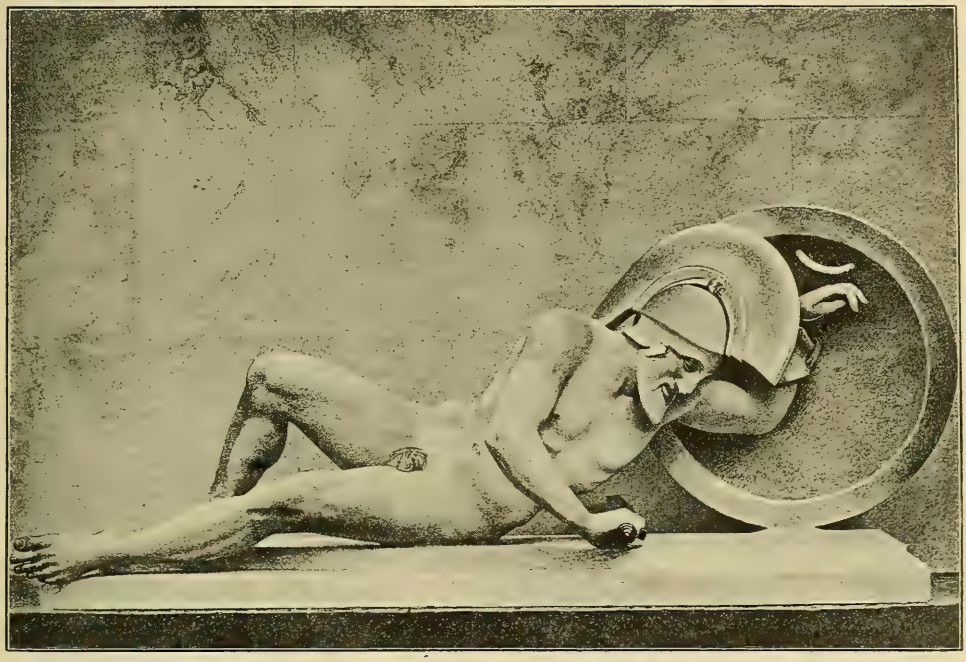
Goldelfenbeintechnik.

Metopen von Selinunt.

Glieder, die stumpfsinnig glotzenden Gesichter entsprechen einer fast assyrischen Freude an dicken und muskulösen Formen, indessen in Einzelheiten eine ehrliche Nachbildung wirklicher Gestaltung überrascht. Naiv wollte der Künstler die kräftig thätigen Glieder recht deutlich zeigen.

Bildwerke in Attika.

Die sizilischen Werke entbehrten der regelrechten Schulung, in Attika dagegen, das wir noch nicht erwähnt haben, können wir am besten die Entwickelung der archaischen Bildnerei verfolgen. Als nach den Perserkriegen der Schutt der zerstörten Burg dazu verwendet wurde, um neue Bauflächen zu gewinnen, da wurden auch die Überbleibsel alter Tempelskulpturen und Statuen rücksichtslos in den Boden versenkt, der die Herrlichkeit der neuen Bauten tragen sollte. Was dieser Schutt Jahrtausende



52. Sterbender Troer vom Ostgiebel des Athenetempels zu Ägina.

bewahrt hat, gewährt uns ein Bild von der künstlerischen Arbeit in Athen bis zum Jahre 480 v. Chr. Das Giebelfeld eines Tempels war mit der Darstellung des Kampfes geschmückt, den Herakles gegen die vielköpfige Hydra führte. Diese Arbeit aus schlechtem Kalkstein (Poros) erinnert ebenfalls an die alte Holzschnitzerei, die mit Säge und Schnitzmesser ihr Material behandelte. Geschickt sind die Figuren in den Raum hineinkomponiert, der geringelte Schlangenleib auf der einen und die geneigten Köpfe des Rossegespannes auf der andern Seite. Einen seltsam furchtbaren Eindruck muß das Bildwerk gemacht haben, zumal die schwarzbemalte Schlange, deren hellgrüner Kopf in dem roten Rachen eine schwarzgefärbte Zunge sehen ließ. An der Stelle des Erhabenen stand noch das Schreckliche. Eine spätere Arbeit zeigte den Herakles ringend mit einem Meerungetüm, dessen Leib in einen Fischschwanz endete, während das letzte Werk dieser Porosskulptur, das bereits den Charakter der Reliefarbeit verließ und die Gestalten fast in völliger Körperlichkeit zeigt, den gleichen Kampf des Herakles mit einem Meerungetüm und außerdem Szenen aus der Gigantenschlacht darstellte. Mit dem Blitzstrahl bewaffnet, begegnet Zeus dem dreiköpfigen Typhon, von dem ein blau-

bärtiges, furchtbar lächelndes Haupt Abb. 51 abgebildet ist. In der Bewältigung riesiger, grauenhaft gestalteter Geschöpfe durch die Götter, die im Olympos thronen, wurde der Sieg der harmonischen Ordnung der Welt und edler Satzung über die wilden Mächte roher Elementarkräfte erkannt, und diesen suchte die religiös gestimmte Phantasie der Künstler zu veranschaulichen.

Zweite Periode archaischer Kunst.

Andre Werke, die im Perserschutt gefunden worden sind, führen uns bereits in eine zweite Periode archaischer Kunst, die etwa in der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. einsetzt und durch eine Reihe von Meistern bezeichnet ist, die zwar noch nicht zu voller Freiheit, zur Durchdringung des Stoffes mit einem Gedanken sich erheben, aber schon eine kräftige Individualität verkünden und, wenn auch vielfach noch etwas schüchtern, sich der Natur nähern. Vorherrschend ist der Zug einer konventionellen Eleganz, die sich in die Regel einer vornehmen Mode zwängte, um sich über ungesittetes Volk zu erheben. Noch dauern die Impulse Joniens fort, aber in dem alten Mutterlande selbst erstehen Schulen, die fortan die Führung übernehmen. Im Peloponnes wurde der

Die Werkstätten derselben.

Erzguß bevorzugt, der mit besonderer Schärfe und Bestimmtheit die Umrisse der Glieder hervortreten ließ, Holz und Elfenbein wurden daneben verwendet, in Attika auch der Marmor. In Argos, Sikyon, Ägina, Athen waren Ateliers, aus denen zahlreiche Arbeiten hervorgegangen sind und deren Thätigkeit bis in die Zeit des großen Pheidias hineinreicht.

Argivische Schule. Hagelaidas.

Die argivische Schule, die im 6. Jahrhundert v. Chr. namentlich mit Athletenstatuen beschäftigt war, hatte ihren Hauptmeister in Hagelaidas, sie schuf für ihre Aufgaben einen Kanon ruhigstehender Gestalten, deren Schwergewicht auf dem linken Fuße ruhte, ohne daß dem andern eine freiere Bewegung gegeben wäre. Neigung zum Abstrakten und Schematischen ist die Eigenschaft dieses argivischen Typus, der fast etwas Düsteres und Dumpfes in seiner Ruhe hat und zwar der toten Monotonie entgeht, aber kein individuelles Lebensgefühl erreicht. Die reine Schönheit der Form jugendlich männlicher Gestalten herauszubilden, ist das Streben dieser Richtung, die allmählich auch das Schwerfällige und Dumpfe abstreifte, aber das kräftig pulsierende, geistig erfüllte Leben nicht zum Ausdruck bringen konnte. Die jüngsten Entdeckungen der Franzosen auf dem Boden des alten Delphi führen uns ein überraschend lehrreiches und vollständiges Bild jener altargivischen Kunst vor Augen. Die solide Bildung eines Kanon übte einen weitgehenden, erziehenden Einfluß auf die übrigen Schulen.

Sikyon. Kanachos. Ägina.

Verwandt ist die Manier der Schule in Sikyon, deren Haupt Kanachos war, und der Schule in Ägina, die ihr Ende mit der Unterwerfung der Insel durch die Athener fand (456 v. Chr.). Hier waren Kallon und noch mehr Onatas die hervorragendsten Persönlichkeiten. Der letztere bildete in Erz Götter, manche in kolossalischen Formen, Heroen und historische Persönlichkeiten in Gruppen vereinigt, endlich Rennpferde. Denn die begeisterte Teilnahme, die den großen nationalen Spielen zugewandt war, wollte die Sieger verewigt sehen, und wie man an der elastischen Kraft der Ringer und Diskoswerfer sich freute, so wollten die adligen und fürstlichen Herren, die ihre Rosse auf die Rennbahn sandten, auch die siegende Kraft der Tiere, die ihnen Ruhm in ganz Hellas gebracht, im Abbild festhalten. Für König Hieron von Syrakus schuf Onatas ein Viergespann. Die beste Vorstellung der äginetischen Kunst geben uns immer noch die berühmten Skulpturen vom Athenetempel in

Athenetempel in Ägina.

Ägina, die vielleicht nach dem Siege bei Salamis (480 v. Chr.) geweiht worden sind (1811 aufgefunden und 1812 für München erworben). Die Äakiden Telamon und sein Sohn Aias, die in jener Schlacht den Äginеten die Waffen gesegnet hatten, sollten verherrlicht werden, und so finden wir auf beiden Giebeln ähnliche Kampfszenen

Aias. Achill. Athene. Aineias.

53. Kampf um die Leiche des Achilleus, Mittelgruppe vom Westgiebel des Athenetempels zu Ägina. Nach der gegenwärtigen (nicht richtigen) Aufstellung in der Glyptothek zu München. (Achill soll in der Mitte zu Füßen der Athene liegen.)

dargestellt, in denen diese Helden den Preis der Tapferkeit gewannen. Ein Krieger ist gefallen, um ihn tobt der Streit, Freund und Feind suchen den Toten zu ergreifen, mit erhobenen Lanzen rücken auf beiden Seiten zwei Helden heran, ein dritter Speerkämpfer kniet, hinter ihm ein Bogenschütze, der zielend seinen Pfeil auf einen Feind abschnellen will. Von den aufrecht stehenden Gestalten senkt sich zu den knieenden rhythmisch die Linie. Die Ecke der Giebel nimmt ein Verwundeter ein, in der Mitte der Gruppe steht Athene, den Speer in der Hand, fast so unbeweglich wie auf den alten Kultbildern, von ihr hängt das Schicksal des Kampfes ab. In der Komposition herrscht strenge Symmetrie als Gesetz, beide Giebelgruppen wiederholen das gleiche Schema. Erstaunlich ist das Verständnis für die ganze Organisation und für die Bewegung des Körpers. Aber so naturwahr die Gestalten modelliert sind, sie sind nicht von atmendem Leben erfüllt, namentlich auf die Köpfe und den Gesichtsausdruck hat sich die Aufmerksamkeit der Künstler nicht erstreckt. Welcher Art auch die Teilnahme am Kampfe ist, das Gesicht zeigt nur das konventionelle Lächeln. Am stärksten ist diese altertümliche Gebundenheit bei der Athene. Manche Figuren, die offenbar von einer jüngeren Hand herrühren, zeigen schon den Fortschritt zu seelischem Ausdruck, besonders der Sterbende (s. Abb. 52) und der Bogenschütze des östlichen Giebels, wo auch die elastische Beweglichkeit des fleischigen Körpers mehr wiedergegeben ist. Im ganzen haben diese Künstler, die mit dem Meißel so meisterhaft den Marmor bearbeiteten, keinen Trieb gehabt, den menschlichen Leib zu idealisieren; nur was sie gesehen haben, stellen sie dar, obwohl ihre Gestalten Heroen sein sollen. Darum erregen sie mehr die Bewunderung über das Können, als daß sie der Phantasie Flügel verleihen. Mit geduldigem Fleiße sind alle Partien bearbeitet, die geniale Leichtigkeit, mit der die späteren Perioden schaffen, ist das Ergebnis solch gewissenhafter Arbeit.

Athen.

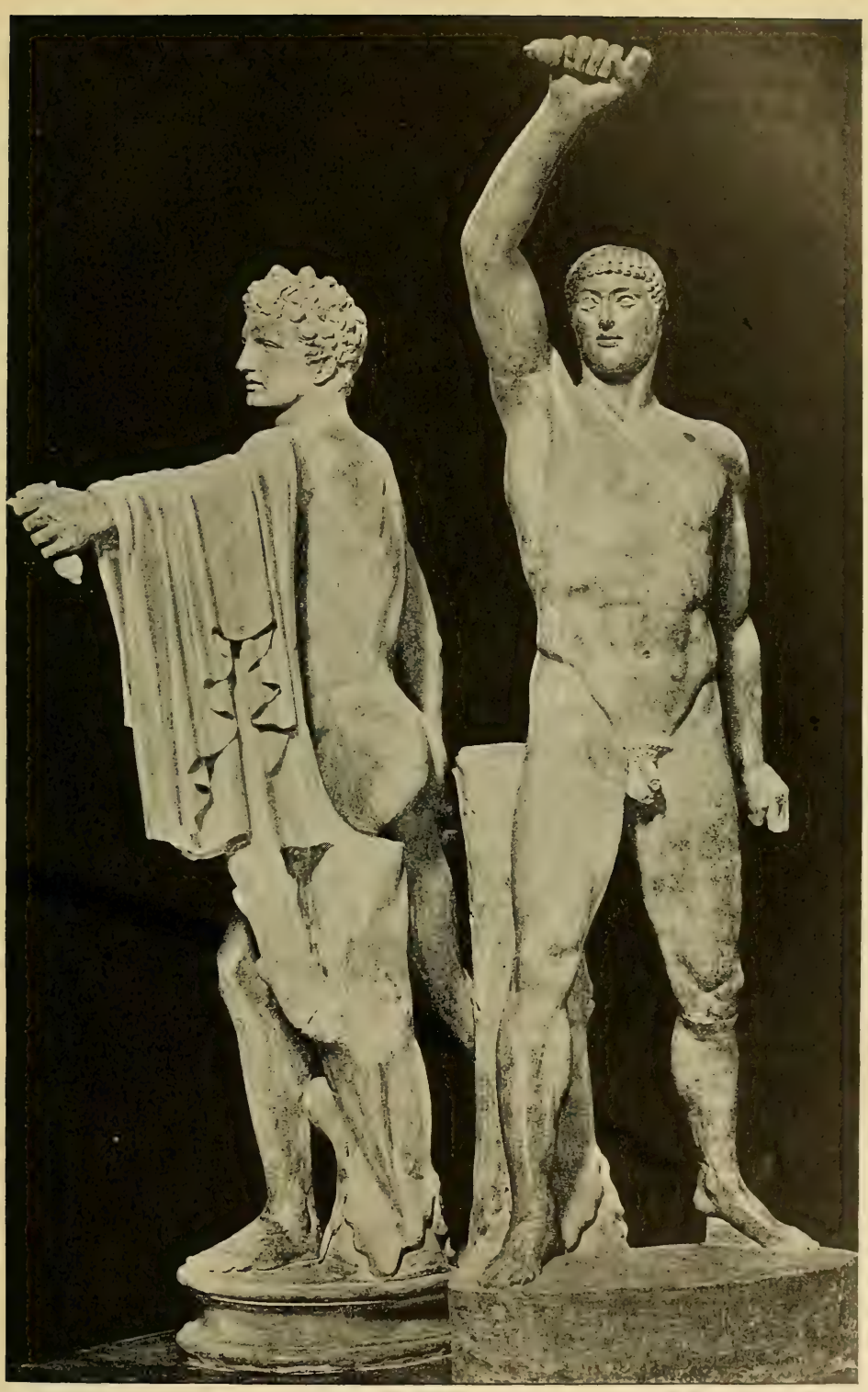
In Athen wurde die Herrschaft der Tyrannen für die Entwickelung des künstlerischen Lebens epochemachend. Wie unter der klugen Regierung des Peisistratos der Wohlstand wuchs und fruchtbare Handelsverbindungen angeknüpft wurden, so wurden auch fremde Poeten ins Land gerufen, um die glänzenden Feste der erblühenden Stadt reizvoller zu machen. In großen Bauunternehmungen wollte der fürstliche Sinn seine Macht verkünden. Am Fuße der Burg wurde dem olympischen Zeus ein Tempel begonnen, der mit den großen ionischen Tempeln zu Ephesos und Samos in majestätischer Größe wetteifern sollte und den erst der größte Bauherr Roms, Kaiser Hadrian,

Einfluß Joniens.

650 Jahre später zur Vollendung geführt hat. Aus Jonien kommt der Sinn für verfeinerte, fast üppige Lebensweise nach Athen, die langen, wollenen Schleppgewänder, die orientalischen Muster, die zierliche, fast unmännlich anmutende Haartracht mit ihren Löckchen und Flechten, der goldene Schmuck, mit dem auch der Mann seine Zöpfe zusammenfaßte, die künstliche Bartfrisur. Von dort her kommen auch die Künstler, aus Samos, Naxos, Paros, Chios; sie bringen auch die Vorliebe für den Marmor, namentlich den parischen, der einstweilen die heimischen Gesteine verdrängt. Später erscheinen auch die Meister von Ägina und aus dem Peloponnes und stellen ihre Werke auf der Akropolis auf, die schon vor den Perserkriegen einen festlichen Charakter mit ihrem Reichtume an Bildwerken erhielt. Die strenge Zucht dieser Schule drängte die attischen Künstler von der etwas weichlichen Manier der Joner zu festerer Formengebung, so daß sie Anmut und Kraft, inneres Leben und bestimmtes Gesetz in ihren

Frauenstatuen aus dem Perserschutt.

Gestalten vereinigten. Vierzehn Frauenstatuen sind in dem Schutte der Akropolis gefunden, die, von rohen Barbarenhänden verstümmelt, doch in dem frischen Glanze der Polychromie einen Begriff einer sich entwickelnden Kunstübung gaben. Es sind ruhigstehende Figuren mit fest aneinander geschlossenen Beinen, bekleidet mit einem



45. Die Tyrannenmörder.

Marmornachbildungen der Erzstatuen von Kritios und Nesiotes. Jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.
Der Kopf des Aristogeiton rechts gehört nicht zu der ursprünglichen Statue.

Untergewande, über dem sie zum Teil noch eine Art wollenes Jackett tragen, regelmäßig aber das Obergewand. Die eine Hand trug eine Frucht oder Blume, während die andre zierlich das Gewand gefaßt hat. Mit großer Sorgfalt sind die Frisuren behandelt, die sich wie eine elegant gekräuselte Haube über den Kopf legen und in langen, bänderartig über die Schultern hängenden Flechten enden. Mit peinlicher Symmetrie sind die Falten des Mantels geordnet, und den Eindruck dieser etwas affektierten Mode vollendet das sonderbare Lächeln, das die Nachgeborenen zur Heiterkeit stimmt. Auch die schräge Stellung der Augen gehört zu den typischen Eigenheiten dieser Gestalten.

Antenor. Die Arbeit des athenischen Künstlers Antenor ist noch ganz in diesem Stile gemacht. Abgelöst wird derselbe durch Köpfe, die an der Stelle des konventionellen Lächelns einen beinahe verdrossenen Zug tragen, aber durch die größere Natürlichkeit in der Haltung, die individuelle Formung des Gesichts und ihre vornehme Herbigkeit unsre Achtung erzwingen. Die gleiche Entwickelung läßt sich auch in der Bildung der männlichen Köpfe verfolgen, deren regelmäßige, reine Züge, deren tiefer Ernst von einem kernhaft gesunden Geschlechte erzählen. Geistiges Leben ist allerdings in den Gestalten kaum noch zu verspüren.

Kritios und Nesiotes. Von den Künstlern dieser Periode, die uns bekannt sind, ist bereits Antenor genannt; ihm wurde nach der Vertreibung der Tyrannen (510 v. Chr.) der Auftrag, Statuen der beiden Tyrannenmörder, Harmodios und Aristogeiton, in Erz zu bilden. Xerxes entführte aber 480 dieses Werk nach Ekbatana, von wo es erst 280 nach Athen zurückkam. Ersatz wurde dafür geschaffen durch die beiden Künstler Kritios und Nesiotes, die von ihnen geschaffene Gruppe ist nach der gewöhnlichen Annahme in einer Kopie zu Neapel erhalten. Etwas Unwiderstehliches liegt in dem mächtigen Andrange, mit dem beide Freunde herantreten, eine heroisch sieghafte Gewalt in den kraftvollen Leibern. Der jüngere der Genossen hat das Schwert erhoben, und es wird sicher treffen und sicher vernichten; der ältere streckt den einen Arm, mit einem Mantel geschützt, vor, während die Hand des andern, nach hinten gestreckten Armes die Schwertklinge trägt. So ist er gleich gerüstet zur Deckung des Freundes wie zu festem Stoße. Mag man auch in dem Gesicht noch den Ausdruck der bewegenden Leidenschaft vermissen und gerade hier den Rest altertümlicher Steifheit bedauern, durch das Ganze geht doch ein Zug heldenhaften Wollens, den man bewundern muß: es ist der Geist der Marathonkämpfer. Neben der Strenge der Formen haben die Künstler Leben und Bewegung ihrem Gebilde verliehen. Die Schüler des Kritios erscheinen noch an den Skulpturen des Theseion und Parthenon beteiligt, überragt wurden sie durch Pheidias, den Schüler eines andern Meisters dieser Art, Hegias, der bereits von Hagelaidas gelernt hatte, aber, wie man wohl mit Recht annimmt, „eine weichere, vollere, sinnlichere Schönheit zu entwickeln suchte“.

Grabsteine mit Reliefs. Zu den erhaltenen Denkmälern gehört noch eine Reihe Reliefs, die einst Gräber schmückten. Ein Teil besteht aus jenen meist schmalen, hohen, mit Palmetten verzierten Steinpfeilern, die man Stelen nannte. In den Raum ist eine aufrechtstehende Gestalt hineingefügt, wie die des Hopliten Aristion, welchen der Parier Aristokles nachbildete. Das Streben nach Naturwahrheit, die peinlich minutiöse Arbeit und eine Neigung zu steifer Symmetrie ist auch diesem Werke eigen. Männer im Waffenschmuck und im einfachen Mantel, Jünglinge mit Speer oder Diskos, welche auf solchen Stelen der Meißel zeigen mußte, verraten die Vorliebe des Zeitalters für Krieg und kriegerische Übung. Polychromie verstärkte auch auf diesen Denksteinen den Eindruck der Skulptur. Der Typus mit stark hervortretendem Kinn und spitzer, langer Nase, wie er bei den Gestalten dieser Gruppe erscheint, wird einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen.

Zuletzt erwähnen wir noch Werke der ionischen Schule, die infolge der politischen Ereignisse, welche für das hellenische Kleinasien Krieg und Unterwerfung brachten, in ihrer ruhigen Entwickelung gestört wurde. Vertreter dieser Schule trafen wir mehrfach in Attika, aber auch in Böotien schaffen ionische Künstler Grabdenkmäler. Von den asiatischen Ländern öffnete sich dem ionischen Einfluß besonders Lykien, das gleichfalls von den Persern erobert war (540 v. Chr.). Ein viereckiges, pfeilerartiges Grabmal in der Nähe des alten Xanthos trug unter dem Sims Marmorreliefs, an denen am meisten geflügelte, in einen Vogelleib endende Mädchen aufgefallen sind, die eine kleine Menschengestalt davontragen, die Harpyien, jene unheimlichen Sturmgeister, welche die Menschen in ein unbekanntes Land entraffen. Thronende Männer und Frauen, denen andre huldigend mit Geschenken nahen, weisen auf Erinnerungen aus dem Leben

Ionien.

Harpyiendenkmal in Xanthos.

55. Archaischer Zeuskopf von Bronze, gefunden zu Olympia, jetzt in Athen.

56. Archaistischer Zeuskopf (sogenannter Zeus-Talleyrand), jetzt im Louvre zu Paris.

der Bestatteten. Verwandt ist ein andres Relief (jetzt in Villa Albani), wo die Verstorbene auf ihrem Sessel sitzt und ihr Kind umfaßt hält, das ihr das eine Ärmchen entgegenstreckt, während eine stehende Frau ihr eine Binde bringt, wie sie zum Schmucke der Totenmäler dienten: ein Werk von einem gewissen Reiz sinniger Empfindung. — An die ionische Schule reihen sich nordgriechische Werke von Thasos, der Kolonie der Parier, von Abdera, aus Thessalien und Makedonien an. Ein reges, geistiges Leben war auch in den Ansiedelungen der Griechen an der thrakisch-makedonischen Küste zu Hause, und hervorragende Denker und Künstler, denen wir in der folgenden Periode begegnen, haben von hier ihren Lauf begonnen. An den Fürstenhöfen der Aleuaden, die so gern Gönner verfeinerten Genusses waren, und der makedonischen Könige waren die Dichter und Bildhauer ebenso beliebte Gäste wie in den Residenzen der Tyrannen. Ein gewisser Ausdruck natürlichen, sinnlichen Lebensgefühles erfüllt oft die Gestalten dieser Schule, und in der Anordnung der Gewänder hat man Sinn für malerische Wirkungen gefunden. Sehr anmutend sind zwei Mädchen auf einem Grabdenkmal,

Nordgriechische Kunst.

die mit gesenktem Kopfe einander zugewendet sind und sich Blüten entgegenhalten. Der Schnitt des Auges, die steife Haltung des Kleides sind zwar noch Zeichen eines archaischen Stiles, aber der Meister hat doch verstanden, einen Hauch traulicher Empfindung über das Ganze auszugießen. Das berühmteste Werk dieser Richtung ist ein Relief, das den Apollon und ebenso Hermes mit vier Frauengestalten an den Seiten einer Nische darstellt.

Archaistische Kunst.

Auch als sich die Kunst in Griechenland zu völliger Freiheit erhoben hatte, liebte man für Kultstätten solche Darstellungen der Götter, die in ihrer Gebundenheit die feierliche Ruhe altertümlicher Werke wiederholten. Die gläubige Verehrung trennte sich nicht gern von Bildern, die durch die heiligende Kraft der Jahre eine besondere Weihe erhalten hatten und unberührt geblieben waren von dem unruhigen Geiste einer späteren Zeit, die auch die Welt der Gottheit nach subjektivem Belieben modelte. Und als die griechische Kunst sich ausgelebt hatte, als die Mode und die Caprice die Herrschaft antraten, da wendete sich eine übersättigte Zeit gern zu den ältesten Kunstwerken, die in ihrer Naivität und ehrlichen Herbigkeit gerade das besaßen, was dem neuen Jahrhundert fehlte. Man übertrieb in den Nachbildungen die Züge der Frühkunst. Weil diese die symmetrische Zierlichkeit geliebt hatte, so gab man nun den Göttern einen fast tänzelnden Schritt neben der alten Frisur und Gewandung, aber die Eleganz der Technik verrät doch das Zeitalter ihrer Entstehung sehr deutlich. Die bekanntesten Werke dieser altertümelnden (archaistischen) Richtung sind eine Artemis in Neapel, eine Athene (deren Kopf und Arme verloren sind) und eine marmorne Dreifußbasis, auf welcher der Raub des delphischen Dreifußes durch Herakles dargestellt ist (die beiden letzteren Werke in Dresden). Wir stellen hier nebeneinander einen Kopf des Zeus aus Bronze, der in Olympia gefunden worden ist und etwa der Zeit der äginetischen Skulpturen angehört, und eine spätere Arbeit (Zeus-Talleyrand). Wie verschieden ist der fast verdrossene Ernst des alten Kopfes, der das Knochengerüst kräftig hervortreten läßt und einen fast „zünftlerischen Fleiß" in der Ausarbeitung des Details zeigt, von der matten Glätte der Modellierung der Formen und der gesuchten Zierlichkeit in der Frisur, die man in dem späteren Werke findet.

Die Malerei.

Wir haben schon öfter erwähnt, daß sich die Architektur und die Plastik mit der Malerei verbanden, um ihren Formen reicheres Leben zu geben oder die plastische Wirkung zu liefern. In selbständiger Arbeit können wir sie nur wenig entdecken.

Bemalte Thonsarkophage.

Ein bemalter Thonsarkophag (Klazomenai, ion.) zeigt eine Kampfszene, eine weidende Hirschkuh, der sich Löwen nähern, Sphinxe und Krieger in symmetrischer Ordnung; wie Schattenbilder wirken die einfarbig ausgeführten Figuren, die nicht einmal mit Innenzeichnung behandelt sind. Reicher in der Verwendung der Farben ist ein athenisches Denkmal aus Marmor, das mit dem Aristion (s. Bd. I, Abb. 367) nahe Verwandtschaft besitzt. Auch diese Kunst wird aus Jonien nach Attika gebracht worden

Vasenmalerei.

sein. Von dort erhielt auch die Bemalung der Vasen neuen Anstoß, die seitdem in Athen eine besondere Ausbildung erfuhr und die Wandlungen der großen Kunst getreulich abspiegelt. Solange die Industriestädte Kleinasiens und die neuen Kolonien im Norden Afrikas den Markt beherrschten, war von dort aus auch beliebte Thonware mit Darstellungen der Heldensage, mit Szenen des alltäglichen Lebens, mit allerlei Ornamenten, die der Metalltechnik und der Teppichweberei des Orients entlehnt waren, in den Handel gekommen. Mit diesen Artikeln war dann das eigentliche Hellas in Konkurrenz getreten. Nach Chalkis und Ägina trat besonders beherrschend Korinth

in den Vordergrund, das seine massenhaft hergestellten Fabrikate weithin vertrieb. Auf diesen Waren sucht man zunächst vergebens eigne Gedanken, vielmehr findet man nur einen neuen, stärkeren Import von orientalischen Mustern, die ebenso wie das Zwiebelmuster des Meißner Porzellans lange als äußere Marke gedient haben. Die praktische Form der Dosen, Tassen und Kannen, der Öl- und Salbgefäße, und die Güte des Thones sicherten ihnen die Gunst des kaufenden Publikums. Tierborten mit allen möglichen Bestien, wie Löwen und Panthern, mit den fabelhaften Mischgestalten, wie Greif und Sphinx, finden sich als Hauptschmuck, alles ist mit Rosetten übersäet. Aber der Versuch, von dieser Methode loszukommen, wird gemacht. Die beliebten Geschichten von Herakles, von den Kentaurenkämpfen, vom Trojanischen Krieg werden erzählt, und die beigeschriebenen Inschriften müssen das Ihrige thun, um den Inhalt verständlich zu machen. Mit einer gewissen Frische und Naivität des Schaffens wird der bedeutsame Moment der Handlung herausgehoben, nicht ohne Selbstgefühl haben die Meister, die sich schon als etwas Höheres fühlten, ihren Namen hinzugefügt. Nun führen sie auch in die Werkstätten ein, burleske Tänze sind mit drolligem Humor gezeichnet, und die Freude an der Tierwelt führt zu unsrer Überraschung auch einmal einen Hasen, eine Eidechse, einen Igel, einen Krebs, eine Schlange, eine Eule in den ernsten Auszug eines Helden als Staffage.

Korinth.

57. Korinthische Vase,
Lekythos (Salbgefäß) ältester, kugelförmiger Gestalt, wie sie die Athleten in der Palästra zu gebrauchen pflegten.
Original in der Vasensammlung zu München.

Das Erbe der mannigfachen Kunstübungen, wie sie in den verschiedenen Lokalfabrikationen gediehen sind, hat sodann Attika angetreten, wo am meisten die Kraft vorhanden war, die anderwärts gemachten Fortschritte gründlich zu verarbeiten und weiterzuführen. Der Periode des 6. Jahrhunderts v. Chr. gehören zum großen Teile die schwarzfigurigen attischen Vasen an, die zumeist in etruriſchen Gräbern gefunden worden sind und deshalb lange als Erzeugnisse des altetruriſchen Kunstfleißes gegolten haben. Nicht mehr mit friesartigen Streifen wie die Françoisvase sind diese Gefäße geschmückt, sondern ein einzelnes, abgeschlossenes Bild hebt sich aus dem herrlichen, tiefschwarzen, leuchtenden Firnis hervor, der an sich schon eine Zierde war. Die Formen der Amphoren und Hydrien und Schalen sind selbst auf eine künstlerische Höhe gebracht. „Sie sind tektonische Kunstwerke, in denen das Ganze seinen Zweck klar ausspricht, die Teile in wohlerwogenem Verhältnisse zu einander stehen und das Ornament mit feinem Gefühle verwendet ist, die Funktionen der einzelnen Glieder auszusprechen.“ Für die Ornamente und die Bilder ist auf

Schwarzfigurige attische Vasen.

58. Attische Vase
(Hydria) des ausgebildeten schwarzfigurigen Stiles.
Original im österreichischen Museum zu Wien.

dem roten Thongrund ein Raum freigelassen. Vieles ist in diesem Stile konventionell behandelt, mit der Zeit riß sogar eine gewisse Verwilderung der Zeichnung ein, die nur eine bestimmte Anzahl fertiger Typen handwerkmäßig wiederholte. Die Augen der Männer werden kreisrund, die der Frauen länglich gehalten. Meist sind die Figuren Silhouetten, auch wo der Rumpf nach vorn gewendet ist, erscheinen Kopf und Beinbewegung in Profil. Weiße Farbe macht das Frauengesicht kenntlich. Die Figuren werden zu einem Bilde oft gedankenlos zusammengestellt, indem man von einer Vorlage nach Bedürfnis einzelnes fortließ, andres hinzufügte. Es herrschen die mythologischen Stoffe vor, unter denen Dionysos mit seinem weinseligen, tanzfrohen Gefolge jetzt erscheint. In der späteren Zeit dieses Stiles thun sich manche, die ihren Namen auf das Gefäß geschrieben haben, durch Feinheit der Zeichnung und Sinn für zierliche Formen hervor, wie sie im Geschmacke der archaischen Kunst lagen (wie Exekias, Amasis, Skythes). Ein Mann von industrieller Findigkeit war Nikosthenes, der wahrscheinlich aus Jonien eingewandert war. In Odessa wie in Naukratis, in Etrurien wie in Sizilien haben sich seine Waren gefunden. Immer war er bedacht, etwas Neues zu bieten, und jede Erfindung machte er sich nutzbar. Von ihm ist die Schale (Bd. I, S. 446), welche den Landbau darstellt. — Unter den attischen Gefäßen nehmen einen besonderen Rang die Bestattungsvasen ein, die auf Gräbern aufgestellt wurden und mit Bildern der Hochzeit, der Totenklage geschmückt sind, und dann die panathenäischen Preisvasen (Bd. I, S. 533), die auf der einen Seite in kriegerischer Rüstung und mit dem Speer die Göttin des Festes zeigten, auf der andern Seite eine Darstellung der Kampfart, in welcher der Sieg gewonnen war. Hier wurde die alte Bemalung mit schwarzen Figuren beibehalten, auch als schon die Kunst über diese Mode hinweggegangen war; die dargestellte Vase mit den überschlanken Formen der Athene weist auf das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., der Schild zeigt die Gruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton.

Bestattungs- und Preisvasen.

59. Attische Prothesis- oder Bestattungsvase.

Aus der Sammlung Sabouroff, jetzt in Berlin.

Das Hauptbild auf dem Bauche dieser als Grabschmuck dienenden Vasen stellt stets die Prothesis, die Totenklage vor der ausgestellten Leiche, dar. Auf der Rückseite naht etwa wie hier der Zug der klagenden Männer, oder man sieht dort die Leiche ins Grab senken.

Epiktets Schule.

Den Übergang zur folgenden Periode macht Epiktet und sein Kreis, der die Schale bevorzugte und an Stelle der schwarzen Figuren, die auf dem ausgesparten roten Thon aufgetragen waren, die Figuren allein rot ließ und sie nun viel lebensvoller auf dem dunklen Hintergrunde in Bewegung setzte. Dazu kam ein frischer Zug, der von der unmittelbaren Beobachtung des Alltagslebens ausging und einen eignen Reiz darin fand, auf den Grund der Schalen Menschen oder die possierlich frechen Silene mit ihren Pferdeschwänzen in allen erdenklichen Stellungen festzuhalten, die so glücklich den gegebenen Raum ausfüllen. „Da wird getragen, gehoben, geschlichen, gelaufen, geduckt, getanzt, gesprungen. Das ist ein Schießen und Werfen, Meißeln und Schnitzen, Schöpfen und Musizieren, und alles nur, um jene Beugungen des menschlichen Leibes zu begründen, deren das Rund der Schale zu bedürfen schien.“ Hat auch erst die folgende Periode von dem Ungeschick und der Steifheit, die den ersten Versuchen anhaften, sich losgemacht und zu immer größerer Freiheit sich erhoben, so war doch hier schon der Weg zu dieser Entwickelung gewiesen.

Die Zeit der Perserkriege bis zu Alexander dem Großen.

Die attische Bildung.

Allgemeine Charakteristik der Periode von den Perserkriegen bis zum Peloponnesischen Kriege.

Das Hellas von Hellas hat man im Altertume Athen genannt, so sehr schien in der einen Stadt das hellenische Wesen seine vollkommenste Ausprägung gefunden zu haben, wie die Hellenen die Lehrer und Erzieher der Barbaren wurden, so strahlte von Athen Licht und Leben auf die Geister in Hellas. Nach den Perserkriegen begann Athen diese Stellung einzunehmen, die es zum geistigen Mittelpunkt der griechischen Welt machte. Wie früher von Jonien jeder Fortschritt ausgegangen war, so vollzog sich nun in dem stammverwandten Athen die weitere geistige Entwickelung. Jonien war immer weit geöffnet für die Aufnahme fremder Gedanken, Kunstweisen und Moden, aber es hatte immer das Fremde umgemodelt, bis es dem heimischen Wesen gemäß war. Phrygische Musik, ägyptische und assyrische Kunst und Weisheit, lydischen Lebensgenuß hatte der höchst bewegliche, geistig regsame Stamm aufgenommen, ein gewisser Hang zur Leichtlebigkeit und Weichheit hatte sich bei gesteigertem Wohlstand eingestellt. Auch Athen hat sich nicht spröde den fremden Gedanken und Erfindungen gegenüber verhalten, es bewies seine Kraft in der innerlichen Vertiefung und Vervollkommnung des Überkommenen. Das Drama ist erst unter dem attischen Himmel zur Blüte gereift, die Beredsamkeit ist auf dem athenischen Marktplatze zur bewußten Kunst geworden, im Getriebe der politischen Kämpfe ist dort der Blick zum tiefsten Verständnis der Geschichte geschärft worden, seit Sokrates waren die Hallen und Haine Athens die Heimat philosophischen Denkens. Auch in der bildenden Kunst und Malerei war Athen in die Schule bei den Jonern und bei den Peloponnesiern gegangen, es lernte hier ernste Naturbeobachtung und strenge Verehrung von Ordnung und Gesetz, aber es folgte dabei gern seiner natürlichen Neigung für feine Anmut, für das Sinnvolle und Zweckmäßige, das Harmonische, es durchdrang seine Gebilde mit Leben und Geist. Es wird schwer halten, das Maß der sittlichen oder künstlerischen Durchschnittsbildung des athenischen Volkes zu bestimmen, aber wenn auch Züge von Derbheit und Roheit, von Aberglauben und Unbildung dem Volksleben nicht fehlten, so ist doch attische Feinheit im geselligen Verkehr, attisches Salz, die unersättliche Lust am Gespräch und der rastlose Trieb, neues zu erfahren, das rasche Verständnis für fremde Gedanken und die rege Teilnahme am künstlerischen Schaffen ein unbestreitbarer Vorzug dieses seltenen Volkes gewesen.

Jonischer Charakter.

Attischer Charakter.

Diese Bedeutung erringt Athen mit den Perserkriegen. In Opferwilligkeit, Heldenmut und hoher nationaler Gesinnung war es in den Kämpfen um die Unabhängigkeit Griechenlands allen vorangegangen; nach dem Kriege war die Führung der Griechen auf den Inseln und an den Küsten ihm zugefallen, es hielt die begeisterte Stimmung der Kämpfe mit den Persern am längsten fest. Die erste Seemacht im östlichen Becken des Mittelländischen Meeres wurde naturgemäß die wichtigste Stätte für Industrie und Handel. Anfangs mußte es sein Ansehen noch mit andern Orten teilen. Syrakus, dessen König Hieron die Insel Sizilien vor der Unterjochung durch die semitischen Karthager bewahrt hatte — mit Söldnergarden, nicht mit einem Volksheere — war unstreitig die größte und die glänzendste griechische Stadt in dieser Periode. Und wie die Tempelbauten von Selinunt und Agrigent auch in dieser Zeit von großer Gesinnung zeugen, so war gesteigerte Bauthätigkeit jetzt in Syrakus die Folge seines

Hellas nach den Perserkriegen.

mächtigen Aufschwungs. An dem Hofe verkehrten gastlich die ersten Dichter der Nation, die großen Lyriker Simonides und Pindar, hier wurde die Komödie zuerst zu kunstvollen Kompositionen, hier hat Aischylos, der große Tragödiendichter aus Athen, seine letzten Tage verlebt. Aber mit dem Untergang der Königsherrschaft zerstob auch diese Poetenherrlichkeit aus Syrakus, und in den wüsten Streitigkeiten der neuen Demokratie kam nur die Kunst Prozesse zu führen auf, die in scharfsinniger Zergliederung und in der Berechnung psychologischer Wirkungen sich auszeichnete, aber statt klaren, juristischen Denkens nur eitel Rabulisterei gab. In den dorischen Städten am saronischen Meerbusen blühten Handel und Gewerbe. Indes Ägina, dessen Kunst wir schon erwähnten, fiel der Handelseifersucht Athens zum Opfer, das die betriebsame Insel wie Augenbutter an seinem Auge betrachtete; Korinth war eine Stadt des Erwerbes und des Genusses, eine Stadt von höheren geistigen Interessen war es nicht. Jedoch die argolische Landschaft hat immer wieder künstlerische Kräfte hervorgebracht, die eine bedeutsame Stellung in Griechenland einnahmen. Die Verehrung der Hellenen blieb auch ferner den großen religiösen Stätten zugewandt. Delphi, dessen Orakel im Perserkriege eine so zaghafte, laue Haltung eingenommen, blieb dennoch auf lange hinaus der Berater der Nation, und eine Fülle von Weihgeschenken wurde nach den Siegen bei Salamis und Platää wetteifernd von den einzelnen Städten dorthin gesandt. Und ebenso war Olympia, wo mehr als sonstwo die Festspiele die Nation versammelten, ein heiliger Bezirk, den man nicht müde ward mit Kunstwerken aller Art zu schmücken. Hier soll Herodot, der die großen Erinnerungen der Befreiungskriege in seinem Geschichtswerke festhielt, Teile seiner Erzählung vorgelesen haben, hier trat der erste große Festredner Gorgias auf, um mit dem Preise der Vorfahren auch den einmütigen Sinn der alten Zeit neu zu beleben. Aber wenn hier die ersten Männer aus allen Gauen gelegentlich Bekanntschaft machen mochten, nach Athen trieb es sie zu längerem Aufenthalt, um zu lehren und um zu lernen, um in der Wechselwirkung des Gedankenaustausches die Bildung der eignen Ideen zu fördern.

Athen. Kimons Zeitalter.

An Athen knüpft sich also die weitere Entwickelung des geistigen Lebens. In dem Geschlechte, das bei Marathon und Salamis gekämpft hatte, dessen Gesinnung in der Politik des Kimon am längsten sich bethätigt hat, war die Richtung auf Großes und Erhabenes, religiöse Stimmung, Neigung zu strenger Lebensordnung treu erhalten, und der Festlaune blieb ehrliche Derbheit und die Lust an den grotesken Späßen der Satyrn. Die Burg Athens wurde neubefestigt, und auf ihrem Boden begann man, nachdem die Trümmer der vergangenen Zeit als Schutt beiseite geräumt waren, die Denkmäler einer neuen Zeit zu errichten. In der Dichtung gewann die Tragödie die erste Stelle; in dem wundergleichen Verlaufe der Perserkriege hatte ein frommer, ernster Sinn das Walten höherer Mächte geahnt, weit auseinander liegende Ereignisse schienen nur die Glieder einer engverketteten Schicksalsfügung, Schuld und Sühne schienen deutlich erkennbar in dem Leben ganzer Geschlechter. Der eigentliche Schöpfer der Tragödie ist Aischylos. Dazu gesellte sich die Komödie, die im Rausche dionysischer Lust die Vorgänge des öffentlichen Lebens in phantastisch verzogenen Bildern zeigte und das Recht der Demokratie auf freie Kritik mit fesselndem Spotte übte. In der Malerei stimmt zu Aischylos die in hohen Gedanken sich bewegende Richtung Polygnots, der mit Kimon von seiner Heimatinsel Thasos kam. Die Plastik war thätig, den Körper in seiner ganzen Lebendigkeit zu fassen, und schon erschien mit seinen Erstlingswerken Pheidias, der der beste Berater des Perikles wurde, dessen Name das glänzendste Zeitalter des griechischen Kunstlebens bezeichnet. Welche Fülle von Schöpfungen in der Spanne weniger Jahre entstand, erregte schon das Staunen der griechischen Epigonen, wie es der fromme Bewunderer der Vorzeit,

Tragödie.

Malerei.

Perikles' Zeitalter.

der Biograph Plutarch, ausspricht: „Die meiste Bewunderung verdient die Schnelligkeit, mit welcher Werke von außerordentlicher Größe, unerreicht an Schönheit und Anmut errichtet worden sind. Von jedem einzelnen dieser Werke glaubte man, daß es nur in mehreren Regierungsfolgen und Menschenaltern zum Ziele gelangen könnte, und sie alle kamen in der Blütezeit einer einzigen Staatsleitung zur Vollendung. Wenn sonst Geschicklichkeit und Raschheit den Werken bleibenden Wert und die Schönheit des einzelnen nicht zu geben vermögen, vielmehr nur die der Arbeit gewährte Zeit die Kraft zu dauern verleiht, so verdienen die Werke des Perikles um so größere Bewunderung, daß sie in kurzer Zeit vollbracht, dennoch solange Dauer erlangt haben. Denn schon damals war jedes derselben durch seine Schönheit alt, durch die Höhe seiner Kunst aber neu und eben vollendet. Unberührt von der Zeit, bewahrt ihr Aussehen den Duft der Frische, als ob ihnen ein ewig blühendes Leben und eine niemals alternde Seele eingehaucht wäre.“ Aber die Pflege der Kunst war nur eine Seite der Thätigkeit des Perikles, dessen Genialität gerade darin sich zeigt, daß er ein hohes Ideal menschlicher Bildung überhaupt erfaßt hatte, und dies nicht nur in unablässiger Arbeit an sich selbst zu verwirklichen suchte, sondern in der staatsmännischen Thätigkeit eines kampfreichen Lebens auch im athenischen Volke verkörpern wollte. Dies Ideal schildert uns Thukydides in jener Leichenrede für die Gefallenen des ersten Jahres im Peloponnesischen Kriege, die er den Perikles zu Ehren der Gefallenen halten läßt. Die Liebe zur Schönheit, die nicht zur Prunksucht wird, die Liebe zur Wissenschaft, die nicht zur körperlichen Verweichlichung führt, die ruhige Berechnung, die nirgends die Thatkraft lähmt, die Arbeit für den Erwerb, die der Teilnahme am öffentlichen Leben nicht entfremdet, eine Entfaltung aller persönlichen Kräfte und Neigungen, die doch dem Ganzen nicht schadet, ein heiteres Genießen, das den düsteren Ernst einer starren Lebensweise nicht aufkommen läßt — das sind die wesentlichsten Züge in diesem Bilde, das zum erstenmal in der Geschichte ein wahrhaft vergeistigtes Wesen im Menschen offenbart.

Sophokles.

Im Hause des Perikles verkehrten die verschiedenartigsten Geister, sie alle wußte er zu nutzen. Wenn Pheidias mit seinen idealen Gestalten die Götter dem Glauben verehrungswürdiger machte, wenn Sophokles ein harmonisches, geläutertes Bild von den göttlichen Mächten gab, so traten neben sie ionische Männer, welche unbekümmert um Sagen und Märchen die Gesetze der Welt zu erforschen suchten, die von den Göttern nichts wußten und wo andre Wunder sahen, nur den gleichmäßigen Verlauf der geregelten Natur erblickten. Sie thaten die ersten Schritte, die alte Welt der Mythologie zu zerschlagen, und manche, wie der milesische Baumeister Hippodamos, vermaßen sich, nach vernunftgemäßen Prinzipien alles neu aufzubauen, die Städte wie die Staaten. Dieser Geist der Aufklärung wohnte besonders in den Räumen, wo die schöne, geistvolle Milesierin Aspasia als Hausfrau des Perikles herrschte, die nach dem engen athenischen Recht nicht seine gesetzliche Gattin werden konnte. Aber hervorragende Männer Athens mit ihren Frauen verkehrten in ihrem Kreise, und so machte Perikles auch den Versuch, die Bildung in seiner Stadt dadurch zu heben und inniger zu machen, daß er die Frauen, welche gerade das demokratische Zeitalter recht in die kleinen Sorgen für das Hauswesen bannte, an allen edlen Bestrebungen der Männerwelt teilnehmen ließ. Aus den wenigen Bruchstücken, die uns die Gespräche der Aspasia zeichnen, kann man die starkgeistige, emanzipierte Art einer klug beredten Frau erkennen, die lieber den Witz ihrer scharfen Dialektik spielen ließ, wo das einfache Gefühl des Herzens anders entscheidet. Perikles erntete nicht viel Dank für diese Bemühung, den alten Glauben mit der neuen Wissenschaft zu verbinden und das gesellige Leben Athens auf eine höhere Stufe zu führen. Die Angriffe der

Zeitalter der Aufklärung.

Volksführer gegen sein Regiment trafen zuerst die kühnen Neuerer im Reiche des Denkens und Aspasia. Auch später hat das athenische Volk von Zeit zu Zeit die Philosophen verfolgt, Sokrates mußte den Schierlingsbecher trinken und Aristoteles fliehen, bis Athen zur Universitätsstadt wurde und zugkräftige Lehrer als eine wohlthätige Einrichtung für die Finanzen der Stadt wie des Bürgers schätzen lernte. Und doch die Erscheinung der Sophisten mußte für das Volksleben auch Gefahren bringen. So wohlthätig ihre vielseitige Aufklärung sein konnte, so anregend sie auf das Denken gewirkt haben, so notwendig ihr Zweifeln an der Wahrheit der Überlieferung für das Finden der Wahrheit selbst gewesen ist, es war doch unverkennbar, daß sie zunächst alles erschütterten, worauf man als sicher gebaut hatte. Es erschienen Leute, welche die alte Moral verwarfen, eine neue verkündeten und keine hatten, welche das Recht der Individuen, sich nach ihrer besonderen Art zu entfalten, zu schrankenlosem Subjektivismus steigerten, die keine Wahrheit anerkannten, als die eigne Meinung, keinen Grundsatz des Handelns auffinden konnten, als die Rücksicht auf das persönliche Wohl und im öffentlichen Leben die Kunst lehrten, die schwächere Sache zur siegenden zu machen. In der Spannung des Peloponnesischen Krieges, der die mächtigen Dämonen des Kampfes ums Dasein, Gewalt und List, wieder entfesselte, siegte zudem oft ein Egoismus, der alle Bande der Sitte und der Sittlichkeit abstreifte. Männer wie Alkibiades mit seiner genialen Vielseitigkeit und seinem zügellosen Temperament, wie der Führer der Dreißig Tyrannen, Kritias, der für sein terroristisches Junkerregiment moralische Floskeln erfand, kennzeichnen die Zeit neben der harten Brutalität Spartas, die keine Schminke gebrauchte.

Niedergang der Moral.

Unter den geistigen Größen, die aus Athen selbst hervorgingen, ragen außerdem Euripides und Sokrates hervor, die in ernstem Ringen um Wahrheit und edle Menschlichkeit sich begegnen, wie sie im Leben freundschaftliche Neigung verband. Der große Tragiker, der den alten Stoff der Sage neugestalten sollte, trat unvermeidlich hierbei in Widerspruch mit den sittlichen Anschauungen, von denen die Helden- und Göttergeschichten getragen waren; dieser Widerspruch stört ihm oft die Einheit des Kunstwerks, wenn es die großen Gestalten der Vorzeit in Menschen der eignen Gegenwart umwandelt. Aber oft konnte er doch dem Zauber der alten Vorstellungen sich nicht entziehen, der seinen künstlerischen Sinn gefangen nahm, und die Weisheit des Verstandes ward ihm Thorheit, und die schwärmende Thorheit echte Weisheit; die Freude an erschütternder Bühnenwirkung, an der packenden Darstellung entfesselter Leidenschaftlichkeit war ihm oft wichtiger als die Forderung eines beruhigenden, philosophischen Ergebnisses. Zu dieser erhabenen Heiterkeit gelangte Sokrates, der die friedlose Zerrissenheit sophistischer Denkweise überwand, sicher geleitet von der dämonischen Stimme seines Gewissens und von religiöser Zuversicht; eine Aufgabe Apollons glaubte er zu erfüllen, wenn er zu bewußter Weisheit zu gelangen strebte.

Euripides. Sokrates.

Mit Euripides endete die Herrschaft der Poesie im geistigen Leben, die Werke der Prosa treten an ihre Stelle. Wer neues zu sagen hatte, sprach es in Dialogen aus, in denen die athenische Lust am Disputieren und Konversieren zur Kunst gemeinsam geführter Gedankenentwickelung geführt ward. Der Meister dieser Dialoge ist Platon, dem die Natur zu philosophischem Tiefsinn poetische Gestaltungskraft verliehen hatte. Neben der Königin der Wissenschaften, der Philosophie, gedieh auch die exakte Wissenschaft, die in Demokrit von Abdera ihren größten Vertreter hatte, bis Aristoteles, ebenfalls aus Nordgriechenland stammend, die Summe alles griechischen Wissens seiner Zeit systematisch zusammenfaßte, den letzten großen Jahrhunderten griechischer Kultur die Organisation einer vielseitigen wissenschaftlichen Arbeit hinterließ und auf manchen Gebieten für mehr als ein Jahrtausend grundlegend und abschließend gewirkt hat.

Die Prosa.

Mehr noch als die Philosophie stand die Rhetorik im Vordergrunde des Interesses, die zunächst für die Forderung des Tages kämpfte. Mit ihrem Streben nach effektvoller Darstellung und nach hinreißendem Klange des Wortes hat sie bei den Griechen oft das ehrliche Suchen nach Wahrheit und nach bedeutungsvollem Inhalte zerstört, zumal seit die Rede kein Mittel politischer Macht mehr war und nicht mehr im Dienst des thätigen Lebens stand. Aber die letzten Kämpfe der Griechen um ihre Freiheit und Selbstbestimmung haben ein unvergängliches Denkmal in den Reden des Demosthenes gefunden, die den leidenschaftlichen Sinn des Patrioten, die unentrinnbar scharfe Logik mit der vollendeten Kunst der Sprache verbinden.

Entwickelung von Litteratur und Kunst.

Die wahrhafte Ausgeburt der demokratischen Freiheit aber war die alte Komödie, die ihre lustigen Zerrbilder des öffentlichen Lebens mit toll ausgelassener Phantasie entwarf. Sie verlor ihren Glanz mit dem Niedergange der athenischen Macht, aber sie wandelte sich um in eine Darstellung des Privatlebens, in der sie alle Feinheit und Bildung des attischen Geistes zeigen konnte. Und nicht bloß mit dem modernen Lustspiel unterhielt Athen die von makedonischen Herren regierte Welt, auch die zweite attische Schule der bildenden Kunst, der die Erhabenheit und die hohe Einfalt der perikleischen Zeit nicht mehr gehörte, entzückte mit ihrer Anmut und mit ihren beseelten, empfindungsvollen Schöpfungen Auge und Sinn, als kraftvolle politische That dem Griechenvolke mehr und mehr abhanden kam. Aber die Kunst geht nach Brot, und Athen konnte trotz des rasch zunehmenden Wohlstandes nach dem Peloponnesischen Kriege nicht mehr soviel für Bauten, Statuen und Gemälde aufwenden, um die Künstler dauernd zu fesseln. Wir treffen sie überall, wo man sie begehrt; sie schmücken die Grabmäler kleinasiatischer Fürsten, sie bringen in die Privathäuser einzelner reicher Bürger Glanz und Pracht, aber noch immer verlangen aufstrebende Gemeinden ihre Heiligtümer durch Werke der ersten Künstler zu weihen, und noch immer wird für religiöse Aufgaben die erste Kraft derselben beansprucht. Die ernste Größe fehlt zwar diesen neuen Schöpfungen, aber unendlicher Liebreiz und bestrickende Schönheit ruhen auf allem, was diese Periode hervorgebracht hat. — In der Malerei tritt wieder Jonien in die erste Reihe, aber noch sendet es seine Leute nach Athen, und auch Sikyon, die argivische Stadt, bewahrt den Ruhm hoher künstlerischer Begabung.

Wenn auch diese Periode die Spuren des Niedergangs zeigte, wenn dem politischen Leben der große Zug fehlte und aus dem Bürgertum die opferwillige Hingabe an das Ganze verschwand, wenn in dem Privatleben die Lockerung der alten Sitte immer weiter um sich griff, auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft war die Zeit reich an schöpferischen Geistern, welche den Einfluß des hellenischen Volkes auf die kommenden Jahrhunderte und Jahrtausende gesichert haben.

Die Dichtung.

Epos und Lyrik. Musik.

Das athenische Drama.

Die politische Erhebung Griechenlands in den Perserkriegen brachte die dritte große Dichtart, das Drama, zur vollen Entfaltung. Zwar hatte man schon vorher an manchen Orten damit begonnen, die alten Geschichten von den Göttern und Helden sichtbar vor das Auge der Festgenossenschaft zu stellen, und in froher Laune hatte das lebendige, zur Nachbildung alles Geschauten rasch bewegliche Volk auch drollige Szenen des Alltagslebens in Handlungen verkörpert. Aber der entscheidende Schritt, der zur Kunstform des ernsten Schauspiels führte, wurde in Attika gethan, das eben auch in den Kämpfen um die griechische Freiheit die Führung übernahm. Und die Erlebnisse einer Zeit, welche die Menschen aus dem ruhigen Kreise der gewohnten Beschäftigungen

und Interessen herausriß und in einen Kampf drängte, der die Anspannung aller Kräfte forderte und mit der glänzendsten Behauptung aller hohen Güter des nationalen Lebens endete, führten zu einer tieferen Auffassung der Menschenschicksale, die auch der Vergeistigung der Mythen zu gute kam.

Nachblüte des Epos in Jonien.

Darum verschwanden nicht ganz die Kunstformen der Lyrik und des Epos. Wir haben schon gesehen, wie die größten Vertreter der Chorlyrik, Pindar und Simonides, den Siegern von Salamis und Platää, den Toten in den Thermopylen ihre Kränze flochten. Eine Nachblüte erlebte auch das Epos in dem erzählungsfrohen Jonien, aber die Dichter, die mit bewußter Kunst dem alten Inhalt neue Seiten abzugewinnen suchten oder mit der Geschichtschreibung in der Darstellung der großen Vergangenheit wetteiferten, hatten selbst das verstimmende Gefühl, Epigonen zu sein, und klagten, daß auf der Musenau die Blumen alle schon gepflückt seien. Auch waren ihre Werke nicht mehr von der Gunst des Volkes getragen, das doch noch immer gern den Homerischen Gesängen lauschte, sondern sie mußten sich manchmal mit der Teilnahme einzelner Feinschmecker begnügen. Von Herakles, dem dorischen Helden, erzählten der Rhodier Peisandros und der Halikarnassier Panyasis, ein Oheim oder Vetter des Historikers Herodot; in einer Zeit, wo der geographische Horizont sich für die Griechen erweiterte, hatten die romantischen Züge des wandernden Helden in alle Fernen und Weiten besonderen Reiz, und dieser rüstige Kämpfer war nach anstrengenden Tagen ein ebenso rüstiger Zecher und spann am Rocken der Omphale — so träumte der genußreiche Joner sich gern das Leben. Der Samier Choirilos, der für Herodot besondere Verehrung hatte und am Musenhofe des makedonischen Königs Archelaos eine Zeitlang weilte (um 404 v. Chr.), suchte einen neuen Weg und dichtete eine Perseïs, die den von der Volksphantasie schon mannigfach verklärten Stoff der Kriege gegen Xerxes darstellte. Eine weitausgesponnene Thebais schuf der Kolophonier Antimachos, der mit dem Beifall des ernsten Philosophen Platon sich über die laue Teilnahme des Volkes trösten mußte. Mehr Ruhm brachte ihm seine

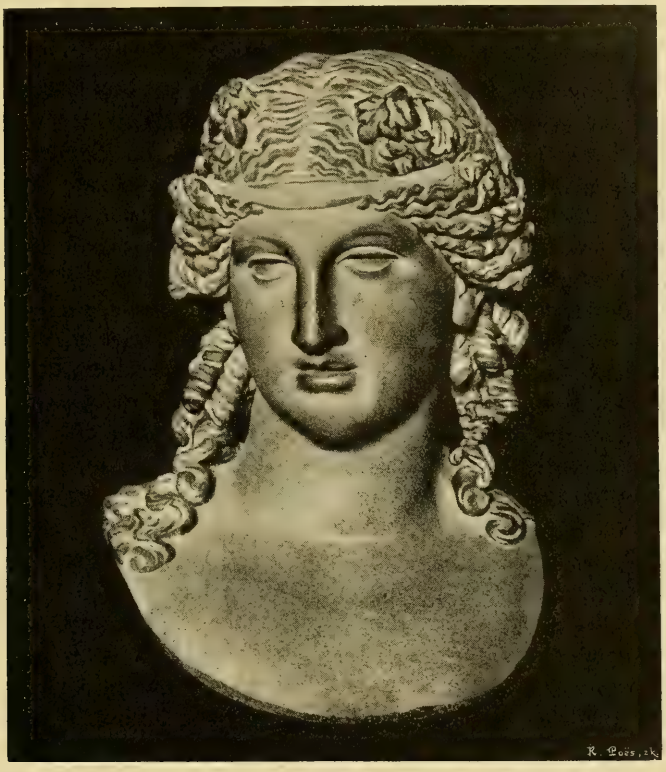
Elegie.

Liebeselegie, er sang rührend unglückliche Liebesgeschichten aus der Vorzeit, um den Schmerz über den Verlust seiner Geliebten zu verewigen. Erst in der Zeit nach Alexander, die den freien Hellenen ein großes öffentliches Leben nahm, wurde diese sentimentale Liebesklage zur Modedichtung. Die attische Gesellschaft bediente sich gern der elegischen Form, um bei den Gastmählern der gehobenen Stimmung und der gesteigerten Lebensfreude Ausdruck zu geben, und schweifte dabei gern hinüber auf das Gebiet der politischen Tagesfragen, wofür Solon den Ton angegeben hatte. Namentlich Kritias, der terroristische Führer der Dreißig Tyrannen, der litterarisch mannigfach thätig war, ist hier zu nennen.

Der Dithyrambos und die neue Musik.

Nur der Dithyrambos, das dionysische Festlied, hat auf attischem Boden im Leben des Volkes eine wichtige Stelle errungen, an ihn knüpfen sich die Umwälzungen auf dem Gebiet der Musik, die uns im einzelnen so wenig verständlich sind. Zum Chorgesange war das Weinlied von Arion, dem Dichter aus der lesbischen Stadt Methymna, umgestaltet worden, dem Freunde des Periander, des weisen Tyrannen von Korinth, und diese Stadt war immer stolz darauf, daß von ihr der brausende Jubel des Dithyrambos ausgegangen war. Nach Athen brachte die Kunst Lasos von Hermione, der zu der Tafelrunde des Peisistratidenhofes gehörte. Bürgerchöre, zu denen jede der zehn Phylen fünf Sänger stellte, führten um den brennenden Altar des Gottes die Festgesänge auf. Perikles ordnete die musischen Wettkämpfe aufs neue, er bestimmte selbst die Weise, wie Sänger und Musiker bei dem Feste auftreten sollten, und baute für diese Veranstaltungen das Odeion, das wie die Theater einen treppenartig im Halbkreise aufgebauten Zuschauerraum besaß und mit seinem Dache eine Abbildung und Nachahmung

vom Königszelte des Xerxes gewesen sein soll. So wurde Athen der Mittelpunkt für diese lyrisch-musikalische Kunst, wenn auch die Virtuosen wie Dichterkomponisten meist aus andern griechischen Gauen stammten. Nicht ohne heftige Opposition drang die neue Musik durch, aber weder der Spott der Komödie, noch der ernste Tadel schadete ihr in der begeisterten Teilnahme des Publikums, das sich gern dem reizenden Genuß einer in Tönen schwelgenden Musik hingab. Die alte Zeit hatte von der Musik wesentlich verlangt, daß sie das Lied begleite; dem klaren, für feste plastische Formen gestimmten Sinne der Griechen schuf es Mißbehagen, wenn das, was die Seele im Innern bewegte, nicht im anschaulichen Bilde und in der deutlichen Vorstellung der



60. Dionysos.
Marmorbüste im Museum des Kapitols zu Rom.

Worte zum Ausdrucke kam, und von dem bloßen lockeren und üppigen Spiel der Töne fürchteten sie Verweichlichung und Verwilderung für das Gemüt; von einer musikalischen Revolution schien eine Revolution der Sitte und Sittlichkeit untrennbar. Nichtsdestoweniger hielt die neue Musik ihren Siegeszug durch ganz Griechenland, und in den Bergkantonen war sie nicht minder zu Hause als in den Kreisen großstädtischer Genußmenschen, und es half auch nichts, wenn man in Sparta dem Timotheos vier von seinen elf Saiten durchschnitt. Einer ähnlichen Umbildung wie der Dithyrambos, der von Flöten vorgetragen wurde, unterlag der alte Nomos, dessen herkömmliches Instrument die Zither war. Die hervorragendsten Dichter des Dithyrambos waren Melanippides (gest. 412 v. Chr.), der als der erste Musikverderber verschrieen wurde, später Philoxenos, welcher der Gast des in der Musik dilettierenden Tyrannen Dionys (I.) von Syrakus war und wegen seiner freimütigen Kritik von diesem einst

in das Gefängnis der Steinbrüche geschickt wurde, aber gar nicht gebessert aus dieser Haft herauskam. Denn als der Tyrann ein neues Produkt seiner Muse vorlesen wollte, verlangte mit munterem Witz der Gestrafte sofort in seine Steinbrüche zurück. Die Liebesgeschichte des Kyklopen Polyphem zur schönen Galatea war ein Sujet seiner Gedichte, in einem andern hat er mit allem Raffinement die Genüsse eines Diners besungen. Zu den gefeiertsten und gescholtensten Musikern, die die neue Richtung weiter entwickelten und namentlich durch reichen Wechsel der Rhythmen, durch glückliche Tonmalerei und durch ein die Seelen in der Tiefe ergreifendes Pathos immer neuen Beifall entfesselten, gehörten noch Phrynis, der aus dem sangreichen Lesbos stammte, und der Milesier Timotheos (gest. 357 v. Chr.).

Das Drama. Tragödie. Satyrspiel. Komödie.

Entstehung der Tragödie.

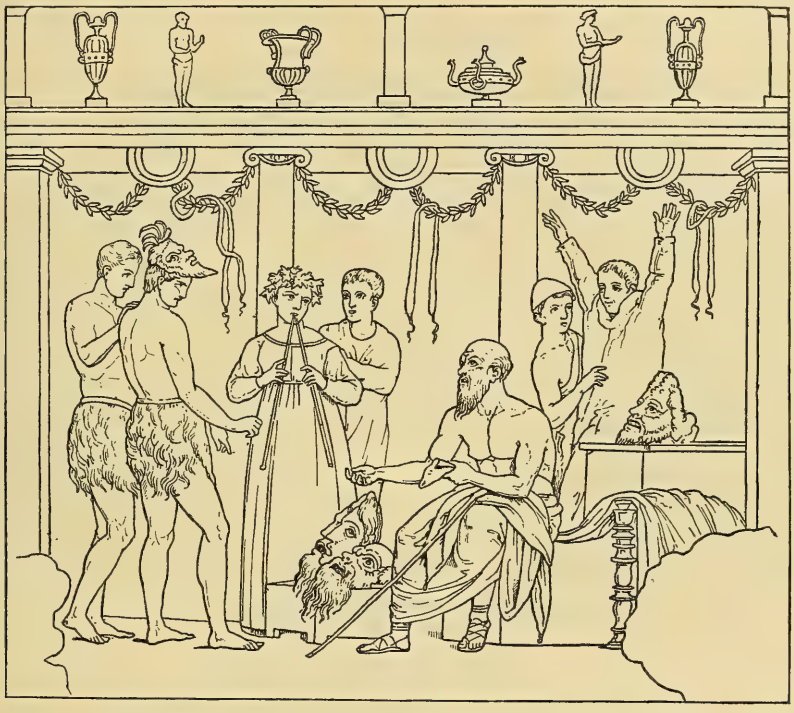
Wie der Dithyrambos, so hing auch die Tragödie mit dem Chorgesange an den Festen des Dionysos zusammen, der als Spender des begeisternden Trankes der Rebe, als dämonischer Schützer alles Wachstums und Gedeihens im Pflanzenreiche und der ganzen Natur, als göttliche Verkörperung des ganzen Umfangs und Reichtums natürlicher Lebensfülle, als Vorbild gesteigerter Lebensfreude gefeiert wurde. Die Kunst, als höchste Blüte des Mutes und Übermutes zum Leben, gewann ins unermeßliche Anschauung und Anregung aus dem Kult dieses Gottes, der aus Thrakien eingewandert war und mit seinem orgiastischen Dienst die Gemüter überschwenglich erregt, dann aber allmählich dem heiteren Charakter hellenischer menschlicher Sitte sich anbequemt hatte. Die Anfänge der tragischen Kunst sind nicht deutlich erkennbar, sie weisen uns jedenfalls nach dem Peloponnes, wo der Chor die Begleiter des Gottes, die Satyrn, darstellte, welche, in Bocksfelle gehüllt, nach der halbtierischen Art ihres Charakters selbst Böcke genannt wurden, wonach dann ihr Vortrag der Gesang der Böcke (Trag-odia) hieß. Diese Bezeichnung blieb auch, als ernstere Stoffe den Inhalt der Gesänge bildeten und andre Chöre an die Stelle der Böcke traten. Aber das Volk, das an den tollen Sprüngen und Späßen der Satyrn unbändig sich ergötzte, wollte sich das burleske Element seiner Festfreude nicht rauben lassen, und neben der ernsten Tragödie nahm das Satyrspiel seine feste Stellung ein, und die Einfälle dieser drolligen, feigen, lüsternen, nichtsnutzigen Gesellen des Dionysos, in denen außerhalb des Kreises menschlicher Sitte der ungezügelte Naturtrieb herrschte, erheiterten nach dem erschütternden Ernste der tragischen Dichtung die Zuschauer und führten sie auf den Boden der Karnevalsstimmung, die für die Bakchosfeste in den gesegneten Weinorten sich schickte. Nach Athen kamen die Bockstänze wohl in der Zeit des Peisistratos, der seinem Regiment durch Entfaltung von Pracht Glanz und Ansehen zu geben suchte und die volkstümlichen Feste besonders pflegte, wie ja seine Machtstellung zunächst in der Opposition gegen den herrschenden Adel begründet war. Er stiftete ein neues Fest mitten in der Zeit des Frühlings, die großen Dionysien, zu deren Belebung die Tragödie von ihm eingeführt ward.

Thespis.

In Attika hatte einen Schritt vorwärts zur eigentlichen dramatischen Entwickelung Thespis (aus Ikaria) gethan, der im Jahre 536 v. Chr. in Athen selbst im Wettkampfe mit andern tragische Chöre zur Aufführung brachte. Der sprichwörtliche Thespiskarren, auf dem ihn die Tradition nach Art der Wandertruppen unsrer Jahrmärkte umherziehen läßt, um seine Maskenspiele aufzuführen, gehört freilich ins Reich der Fabel, aber sicher ist, daß er neben den Chor schon einen Schauspieler stellte, daß er den Wechsel von Vortrag und Gesang ordnete. Der Schwerpunkt der Dichtung lag zunächst noch in den Chorliedern, die Worte des Schauspielers dienten eigentlich mehr dazu, neue Stimmungen und neue Motive zu Gesängen dem Chor zu geben.

Charakter der alten Komödie.

Bald in der Gestalt eines Boten erzählend, bald in der Gestalt eines Gottes oder Heroen Entschlüsse und Absichten oder Empfindungen äußernd, wurde er der Träger der Handlung, deren Fortschreiten mehr in der Weise des Epos berichtet als lebendig vergegenwärtigt wurde. Der gleiche Schauspieler mußte mehrere Personen darstellen, der Gebrauch der Maske wurde dadurch notwendig, den das griechische Drama nicht wieder aufgegeben hat. Jedoch ein regelrechter Dialog und der Anfang einer wahrhaft dramatischen Darstellung wurde erst möglich, als ein zweiter Schauspieler hinzugefügt wurde, als dem Spiel das Gegenspiel gegenübertrat, als ein Konflikt, der die Seele des Dramas ist, zur äußeren Veranschaulichung gelangte. Diesen Schritt that



61. Einübung eines Satyrnchores. Nach einem pompejanischen Mosaik.

Der wie gewöhnlich als bejahrter Mann dargestellte Chorlehrer sitzt, seinen Stab im Schoße, auf einer Kline; in der Linken hält er die Schriftrolle, aus welcher er die beiden vor ihm stehenden, an Schurz und Maske kenntlichen Choreuten überhört oder vielmehr überhört hat.

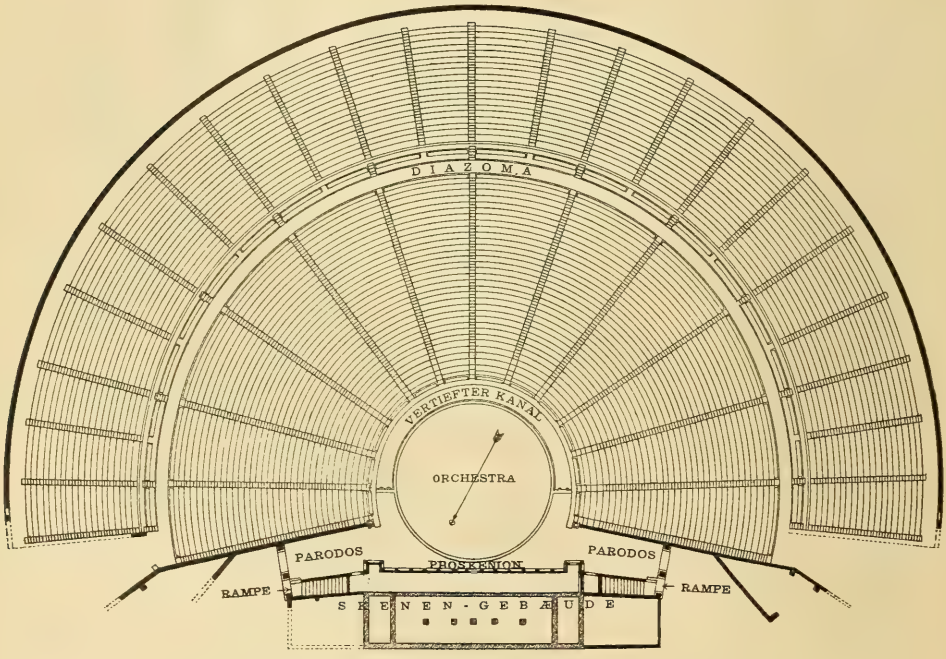
Aischylos

Aischylos, der erste im leuchtenden Dreigestirn der atheniſchen Tragödie. Er bestimmte auch den tragischen Gehalt, indem er die Heldensage zu ihrem Stoffe nahm, der Erbe Homers, von dessen reichem Tische, wie er bescheiden sich ausdrückte, seine Stücke nur Brosamen waren. Der Chor nimmt bei ihm noch oft an der Handlung teil, er ist der Berater der Helden des Stückes, später wurde er mehr, wie A. W. Schlegel gesagt hat, der idealisierte Zuschauer, er gab den Stimmungen Ausdruck, welche durch das Drama naturgemäß in dem teilnahmsvollen Betrachter erregt wurden, oder lenkte zu tieferer Betrachtung über den Weltlauf und seine Mächte hin. Von Vorgängern des Aischylos nennen wir nur noch Pratinas, der aus Phlius das Satyrspiel nach Athen brachte, und Phrynichos, welcher die Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart dramatisch zu behandeln wagte. „Die Eroberung Milets“ durch die Perser erschütterte aber die Herzen der stammverwandten Athener so, daß sie die Wiederaufführung des Stückes verboten und den Dichter in eine hohe Geldbuße verurteilten. Mehr Glück hatte er

mit den „Phönikerinnen", in denen der Chor aus den Witwen der bei Salamis gefallenen Seeleute gebildet war. Ehe wir aber die Geschichte des Dramas weiter verfolgen, müssen wir die äußeren Verhältnisse desselben kurz besprechen.

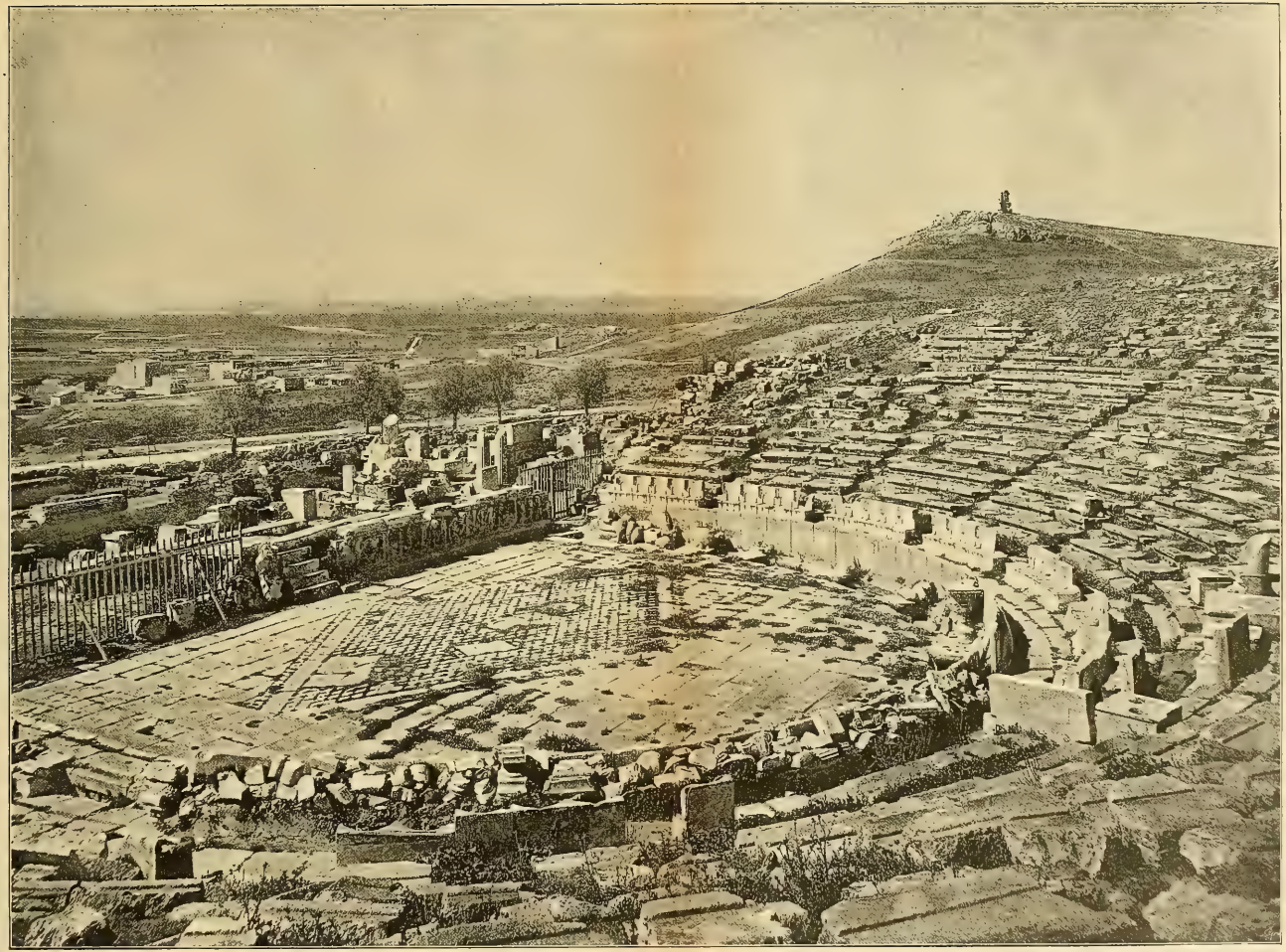
Einrichtung der Theatervorstellungen.

Für die Kostümtänze des Chors, der die Takte der Lieder und die Rhythmen der Musik mit Tanzbewegungen begleitete, war ein kreisrunder Raum abgesteckt, die Orchestra (Tanzplatz), in deren Mitte der Altar des Gottes stand, an dessen Stufen der Chorführer oder der Schauspieler selbst gestanden haben wird, während um ihn herum der Chor sich bewegte. Rings im Kreise standen die Zuschauer. Als aber neben dem Gesang der Choreuten sich das eigentliche Drama immer stärker entwickelte, da mußte das Schauspiel der darzustellenden Handlung an einen Abschnitt des Kreises verlegt werden,



62. Grundriß des Theaters zu Epidauros.

um allen sichtbar zu sein. Dort stand das Zelt oder die Bude (Skene) des Schauspielers, vor demselben wurde etwa eine bretterne Wand errichtet, welche die Fassade eines königlichen Palastes darstellte (Proskenion). An die Stelle dieser ärmlichen Dekoration ist später ein festes Bühnengebäude getreten, das seine Front der Orchestra zukehrte und vor das die bewegliche Dekoration gesetzt wurde. Auch als vor dem Gebäude sich säulengeschmückte Proskenien erhoben, wurde zwischen den Säulen desselben die Dekoration eingespannt oder vor dieselbe geschoben. Wann man dazu überging, die Schaubühne vor der Orchestra zu erhöhen, die immer der Platz des Chores blieb, erscheint heute unsicher. Um den Zuschauern einen besseren Überblick über die Handlung zu geben, benutzte man in Athen den zufälligen Umstand, daß das Dionysostheater an die südöstliche Felswand der Burg sich anlehnte, und ließ nun die Sitzreihen an den Abhängen aufsteigen. Wo der Felsboden nicht leicht zu verwenden war, schlug man hölzerne Sitzreihen auf. Der Zusammenbruch eines solchen Gerüstes soll Anlaß zur Anlage des Theaters mit steinernen Stufen geworden sein; aber die erhaltenen Reste des Dionysostheaters gehören erst dem 4. Jahrhundert v. Chr. an. Die Sitze stiegen



Blick auf Zuschauerraum und Orchestra des Dionysos-Theaters zu Athen.

Nach einer photographischen Naturaufnahme.

in konzentrischen Kreisen um die Orchestra auf, durch hinaufführende Treppen wurde der Raum in eine Anzahl Keile, durch breitere Umgänge (Diazoma) in verschiedene Ränge geteilt. Zunächst der Orchestra standen marmorne Ehrensessel, z. B. für den Dionysospriester; später trat reicher plastischer Schmuck hinzu, um dem Bühnengebäude festlicheren Charakter zu verleihen. Als von Athen aus die Freude an dramatischen Vorstellungen sich verbreitete, wurden allenthalben Theater gebaut. Zu den schönsten gehört das in Epidauros, das aus der Blütezeit der griechischen Baukunst stammt; am besten erhalten ist auf kleinasiatischem Boden das Theater in Aspendos und in einzelnen Teilen das zu Patara. 30 000 Zuschauer faßte das Theater in Athen, 44 000 das in der arkadischen Hauptstadt Megalopolis.

Schauspielkunst.

Um die Schauspieler über den Chor hervorragen zu lassen, gab man ihnen höhere Schuhe (die Kothurne) und wendete sonstige Mittel an, um die Arme, den Leib, den Kopf größer erscheinen zu lassen. Uns würden gewiß die alten Schauspieler in ihren

63—65. Tragische Masken.

63 „Blasse Jungfrau mit herabfallendem Haar", ihr Haar war schwarz, der Blick betrübt, der Teint entsprechend dem Namen. 64 „Lockiger Jüngling", blond, mit mächtigem Haaraufsatz, emporgezogenen Brauen, stolzer, schreckhafter Miene (Pollux). 65 Maske eines Mannes.

ausgestopften Kostümen einen höchst fremdartigen Eindruck machen. Denn zu allem trugen sie eine mächtige Gesichtsmaske, über der ein großer Haaraufsatz sich auftürmte; reichgestickte, oft golddurchwirkte Gewänder wallten wie ein Priesterornat über die so verlängerten Gestalten herab. Auf die Wirkung des Gebärdenspieles, auf die eindrucksvolle Belebung des Wortes durch die Mimik mußte der griechische Schauspieler verzichten; die Charakteristik ließ sich nicht ausbilden, da er eine Maske mit typischen Zügen trug. Für die möglichen Formen der Personen stellte sich ebenso ein fester Gebrauch ein, wie in unsrer Bühnenpraxis für die einzelnen Schauspielerklassen (also „trauernde Jungfrau", „lockiger Jüngling" u. dergl.); auch die Frauenrollen wurden von Männern gegeben. So lästig diese Fesseln auch für die Schauspielkunst sein mochten, so bethätigte sich doch auch auf diesem Gebiete die künstlerische Kraft und Gestaltungsfähigkeit der Griechen, so daß sie mit feiner Deklamation und Modulation der Stimme hohe Wirkungen erreichten; die Masken selbst waren zum Teil wahre Kunstwerke und wurden von der Plastik und der Malerei gern verwendet.

Der Chor.

Der Chor wurde durch Gesang und Tanz außerordentlich lebendig, in der Tragödie bestand er in der Regel aus zwölf, später aus fünfzehn Mitgliedern, unter denen der Chorführer eine hervorragende Stellung einnahm; er stimmte die Gesänge

an, er tanzte vor, er führte das Gespräch mit den Helden des Dramas. Einfach abgemessene Tanzschritte, die auf den im Boden der Orchestra gezogenen Quadraten die vorgezeichnete Bahn hatten, mimisch ausdrucksvolle Bewegungen und lebhaft erregter Tanz begleiteten die Gesänge. Eine vielseitige Bildung mußte der Tragödiendichter sich erwerben, um ein solches Gesamtkunstwerk zu gestalten; er sollte nicht bloß die Musik zu den Chorgesängen erfinden, auch neue Tanzweisen hatte er zu erdenken: er sollte nicht bloß auch Komponist sein, sondern dazu noch Ballettmeister. Ja es gab Meister, deren Tanzfiguren noch lange beliebt waren, als man ihre altmodisch gewordenen Verse vergaß. Aischylos und Sophokles waren geniale Erfinder auch im Ballett. Später traten hier Trennung und Arbeitsteilung ein. Dem Chorlehrer überließ man das Erfinden und Einstudieren der Tänze, und für die Komposition der Lieder wendete sich der Dichter an einen bedeutenden Musiker, wie Euripides schon es that. Auch verlor sich die Sitte, daß der Dichter selbst die Hauptrolle spielte, den Chor einübte (Chorodidaskalos) und die Regie führte.

Aufführung der Dramen.

Die theatralischen Aufführungen waren ein Teil der gottesdienstlichen Feier, und wie bei andern Götterfesten Knaben und Männer wetteifernd vor den Augen der Himmlischen ihre Kraft und Gewandtheit erprobten, so wurden auch die Dramen im Wettbewerb um den Siegespreis auf die Bühne gebracht. An drei Tagen hintereinander wurden je vier Stücke von einem Dichter, drei Tragödien, ein Satyrspiel, dargestellt. Schon in der Frühe des Morgens versammelte sich das Volk auf den Sitzreihen des Theaters, nicht zur Unterhaltung für ein paar Stunden nach des Tages Mühe, sondern um andachtsvoll die Geschichten der Heroenzeit zu betrachten, in welcher die Götter noch sichtbar in das Schicksal der Sterblichen eingriffen, ihre Macht und ihren Willen deutlich verkündeten. Die Aufführung der Dramen war eine wichtige Angelegenheit der Stadtgemeinde. Reicheren Bürgern fiel in bestimmtem Turnus die Pflicht zu, die Chöre einüben zu lassen, für ihre Kostüme zu sorgen und sie dann feierlich zur Orchestra zu geleiten. Einen Preis vom Wettkampf der Dramen erhielt vor allen der Bürger, der den Chor ausgerüstet hatte, einen Ehrenlohn der siegende Dichter, einen Preis auch der beste Schauspieler.

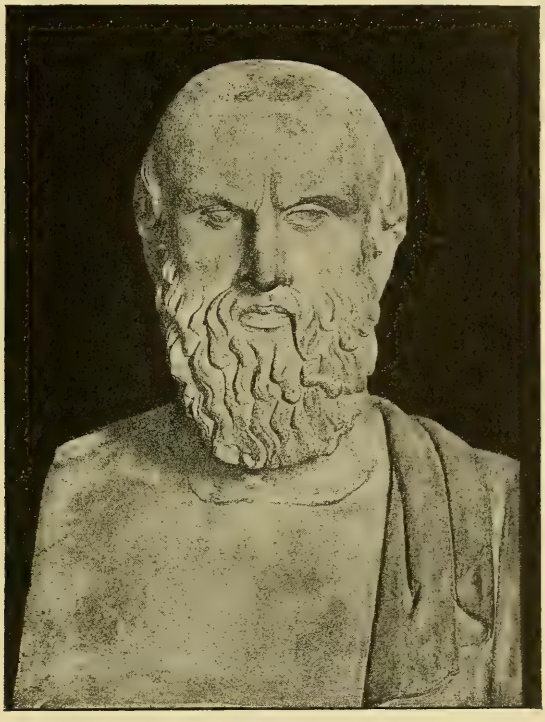
Technik.

Für die Produktion war es ein großer Vorteil, daß es den führenden Dichtern gelang, den Stil und die Technik der Tragödie in feste Formen zu gießen. Auch das hat zu der Ausbildung einer klassischen Formgebung mitgewirkt, daß mit weiser Selbstbeschränkung der antike Dichter sich völlig der Gattung widmete, die seiner Anlage zuhöchst entsprach, und daß wie in der bildenden Kunst so in der Dichtung in der steten Zucht der Schule die Art des Meisters auf die Jünger übertragen wurde. Die Gliederung des Stückes, die Verwendung der einzelnen Versarten, der Charakter der Chor- und Sologesänge — alles wurde mit künstlerischer Weisheit unter sichere Regeln gebracht. Die Klarheit über die Grundgesetze der Dramatik ermöglichte den Dichtern jene fast üppig schöpferische Thätigkeit, die darin hervortritt, daß manche alle zwei Jahre, ja zum Teil jedes Jahr vier neue Stücke liefern konnten. Und auch Talente zweiten Ranges konnten für die Bühne manch brauchbares Drama schaffen. Ihre Originalität hatten die Dichter dadurch zu beweisen, daß sie den Sagen, die schon die Vorgänger bearbeitet hatten, neue interessante Seiten abgewannen.

Die litterargeschichtliche Legende stellte bedeutsam die drei großen attischen Tragiker mit dem Tage von Salamis zusammen. Aischylos, ein 45jähriger Mann, war unter den Streitern, der 15jährige Sophokles wurde wegen seiner Anmut ausgewählt, den Knabenchor anzuführen, der den Siegespäan erhob, und während der Sturm der Schlacht am Eiland widerhallte, wurde Euripides geboren. In keinem der letzteren aber lebte der große Sinn des kernhaften Geschlechts, das den Kampf mit der Übermacht

der Perser bestanden, so mächtig wie in Aischylos, dem Sohn des Euphorion. Aischylos.
In der Grabschrift, die er sich selbst verfaßte, bezeichnete er nicht seinen Dichterruhm als den Stolz seines Lebens, sondern seine Teilnahme an der Schlacht bei Marathon.

Er stammte aus einer alten Adelsfamilie in Eleusis, dem uralten Sitze heiliger Weihen, die auf seine Geistesrichtung offenbar tief eingewirkt haben. Nicht der verschlagene Themistokles, sondern der gerechte Aristeides war der politische Freund des Dichters, und ihn und seine Gesinnung pries er an einzelnen Stellen seiner Werke. Vierzig Jahre war er für die tragische Bühne thätig als Dichter, Chorlehrer und Regisseur, aber nicht in der Heimat fand er sein Ende, sondern in Sizilien, wohin



66. Aischylos.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

ihn die Einladung des kunstsinnigen Hieron geführt hatte. Nachdem er schon einmal am Hofe zu Syrakus geweilt, führte ihn im Alter wohl die Mißstimmung über den Verlauf des politischen Lebens in Athen, in welchem die alten, von der Religion verklärten Institutionen mehr und mehr abgetragen wurden, noch einmal über das Meer. In Gela starb er 456/455 v. Chr. Eine spätere Zeit, welche dem Dichter ein tragisches Ende bereiten wollte, erzählte mit wenig Witz und geringer Pietät, ein Adler habe aus der Höhe eine Schildkröte fallen lassen, die das kahle Haupt des Dichters zerschmetterte.

Über 70 Dramen hatte er hinterlassen, nur sieben sind uns erhalten. Die reiche Charakteristik.
Entwickelung der Kunstform liegt zwischen seinen Anfängen und dem Schluß seiner schöpferischen Thätigkeit, sein letztes Werk war sein vollkommenstes. Wie ungeheure Schicksale sich vor seinen Augen begaben, so strebte auch sein Geist das Ungeheure und Gewaltige zu erfassen; wie seine Zeit das leidenschaftlichste Wollen großer Thaten entfesselte, so erfüllte auch er seine Gestalten mit echter Heldenkraft. Oft weht ein

Atem kriegerischen Feuers aus seinen Dramen, daß es den Zeitgenossen war, als hörten sie den Klang der Speere und das Dröhnen der Schilde, das Schreiten helmbuschumflatterter Männer. Seine Phantasie reichte zu Gestalten auf, die trotzig gegen eine Welt im Kampfe stehen, ja gegen die Götter selbst unbeugsam sich auflehnen, um in aller Not des Daseins doch den Eigenwillen zu behaupten. Auch die göttlichen Wesen wagte er zu bilden, die der griechische Glaube an den Anfang der Weltentwickelung gerückt hatte, und die von Zeus in die zweite Stelle gedrängt worden waren, die Töchter der Nacht, Gorgonen und Erinyen; und selbst die Götter brachte er auf die Bühne als handelnde Personen, nicht bloß als entscheidende Mächte, die durch ihr Wort den Konflikt in der Menschenwelt zu Ende führen. In der Wucht seiner Sprache, in den mächtigen Rhythmen seiner Chorgesänge, in den großartigen Naturbildern, die er entwirft, spricht die Erhabenheit seines Denkens zu uns. Diese Größe verkündet sich auch in der tiefernsten Weltanschauung, mit der er es unternahm, die überlieferten Mythen mit edlerem Inhalte zu erfüllen, die herkömmliche Moral weiterzubilden und der Idee der Gottheit reinere und höhere Züge zu verleihen. In dieser großartigen Auffassung des Dichterberufes steht er seinem Zeitgenossen Pindar nahe, ihm ist er auch verwandt in der religiösen Richtung des Denkens, dem kühnen Schwunge der Phantasie, in der tiefsinnigen Verknüpfung der Gegenwart und der Vorzeit, die einzelne Zeit und den einzelnen Menschen sehen beide im großen Zusammenhange der ganzen Geschichte und des gesamten Geschlechtes oder Volkes. Denn der Dichter fühlte sich berufen, am Feste des Gottes als Lehrer und Erzieher vor sein Volk zu treten. Er liebte es, die Geschichte großer Herrschergeschlechter darzustellen, in deren Schicksale er das Walten sittlicher Mächte zeigen konnte. Schon die Sage hat den Ausgang mancher Königsfamilien in erschütternden Bildern erzählt, die das blutige Ende der hochgefeierten, die Mitwelt überragenden Herren enthüllten; uralt war der Glaube, daß der Frevel der Ahnen an den Kindern sich räche, daß ein Fluchgeist durch das Geschlecht wandere, bis es vernichtet sei; denn der Mensch erbt die Güter der Vorfahren, trägt aber auch ihr herbes Geschick. Aber der religiöse Sinn des Dichters ertrug es nicht, Sohn und Enkel nur deshalb untergehen zu lassen, weil der Vater gesündigt, sondern er sah in dem Sohne selbst Triebe lebendig wirken, die ihn zur Überhebung und zu verhängnisvoller That drängten, denen er nicht widerstehen konnte. Die Gerechtigkeit der Weltordnung schien zu fordern, daß jedem sein Schicksal aus dem eignen Charakter erwachse, wenn auch dieser mit den Eigenschaften der Ahnen zusammenhängt, wenn auch die Umstände, die das menschliche Thun bestimmen und in den verderblichen Konflikt hineinreißen, durch den Zusammenhang mit Familie und Welt gegeben sind. Um diese Verkettung der Geschicke überblicken zu lassen, faßte Aischylos drei Stücke zu einer Einheit zusammen, einer Trilogie, zu welcher nach dem Brauche des Festes noch ein Satyrspiel hinzukam, mit dem zusammen die Komposition Tetralogie hieß.

Stoffe der Dramen.

Welt-anschauung.

Eine dieser Trilogien ist vollständig erhalten, die Orestie. Das erste Stück, der „Agamemnon", zeigt die Heimkehr dieses Fürsten von Troja, das er nach zehnjähriger Belagerung zerstört hat. Seine Gemahlin, erbittert darüber, daß der König seinem Ehrgeiz ihre Tochter Iphigeneia geopfert, hat sich seinem Vetter Aigisthos hingegeben und erwartet die Ankunft des Gatten nur, um ihn zu töten. Feuerzeichen, von Bergwarte zu Bergwarte aufflammend, melden Trojas Fall. Im Chor, der aus argivischen Greisen gebildet ist und an die Ausfahrt der Helden gedenkt, steigen ahnungsdüstere Bilder auf, in Ilions Schicksal erkennt er die Strafe der Gottheit. „Die böse That zeugt wuchernd und erzeugt sich ein Geschlecht böser, dem Vater gleicher Thaten." Heuchelnd und gleißnerisch empfängt Klytaimnestra den König, mit Götterehren, gegen die sein ängstlich vor jeder Überhebung zurückbebender Sinn vergeblich sich sträubt, betritt er seinen Palast. Aber der Seherin Kassandra, der trojanischen Königstochter, die ihm als Gefangene folgt, enthüllt sich in grausigen Visionen die Vergangenheit des Tantalidenhauses und die Zukunft, sie weigert sich über die Schwelle zu schreiten, um die schon der Dunst des

Inhalt der erhaltenen Dramen. „Agamemnon."

aufdampfenden Mordblutes schwebt. Auch ihr eignes Ende sieht sie nahen und weiter die Leichen der Mörder selbst. So geht sie durch die Pforte, die sie ins Schattenreich führt. Während die Greise noch in banger Ungewißheit harren, dringt der Weheruf des zu Tode getroffenen Königs aus dem Palaste. Mit ihm wird auch Kassandra erschlagen, weil die Sklavin seine Buhle gewesen sei. Neben den Leichen erscheint jubelnd über den Erfolg Klytaimnestra, sie erzählt ihre heimtückische That wie ein Werk rächender Gerechtigkeit. Der Chor sieht darin nur das furchtbare Walten des alten Dämons im Hause des Tantalos, während frech und frevelnd Klytaimnestra ihr Rabengekrächz über den Leichen erhebt. Mit tyrannischer Härte bedroht der feige Aigisthos die Greise, die prophetisch die Heimkehr und Rache des Orest verkünden.

„Choephoren."

Im zweiten Stücke bilden troische Sklavinnen, die mit Elektra, Klytaimnestrens Tochter, an Agamemnons Grabe Spenden ausgießen sollen, den Chor (Choephoren, Grabesspenderinnen). Dort hat sich Orest, begleitet von Pylades, eingefunden, das furchtbare Pflichtgebot der Blutrache, das Apollon unter entsetzlichen Bedrohungen ihm auf die Seele gelegt hat, zu erfüllen. Er ruft die Hilfe des Vaters an, der in der Tiefe weilt; er findet Elektra mit dem Chor, welche Klytaimnestra, durch furchtbare Träume geängstigt, den Trauerguß auszugießen gesendet hat. Die Arme hat ein gequältes Leben im Hause der Mutter, wie eine niedere Sklavin, wie ein böser Hund führen müssen, und tief hat sich ihrer Seele das schmachvolle Treiben der Mutter an der Seite des neuen Gatten eingeprägt. Der Erkennung der Geschwister folgt die Mitteilung des Planes, wie Klytaimnestra und Aigisth fallen sollen. Mit der falschen Nachricht, Orest sei gestorben, dringen die Freunde in das Haus Aigisths; wir erfahren von der trostlosen Amme des totgemeldeten, wie Klytaimnestra, die entmenschte Mutter, sich im Herzen über die Kunde freut und nur vor dem Gesinde ihr Lachen in finsteren Augen birgt. Aigisth geht ahnungslos in die Falle, nach einem Schlachtbeil ruft die Mutter, als sie von seiner Ermordung erfährt. Einen Augenblick schwankt Orest, ob er sie töten darf, aber Pylades erinnert ihn an den Spruch von Delphi, und in diesem Konflikt der Pflichten gegen Vater und Mutter entscheidet er sich für die Rache, wie der Traum der Nacht es der Schuldigen schon verkündet. „Wer thut, muß leiden." Zum Gebet wendet sich der Chor in dem entsetzlichen Moment, wo Orest drinnen der Mutter das Leben raubt, er findet in dem Schicksale des Herrscherhauses des gleichen Gesetzes Erfüllung, das einst der Priamiden Haus zerstörte. Aber der Wunsch, das Glück möge nun einziehen, ist vergebens. Denn während Orest, das Fangnetz in den Händen, mit dem man einst den Vater tückisch verstrickte, seine That rechtfertigen will, regen sich quälende Bedenken in seiner Seele. Er will zu seiner Entsühnung nach Delphi ziehen, da erheben sich schon vor seinen Blicken grausige Gorgonen, „der Mutter blutempörte Hunde", und jagen ihn von dannen.

„Eumeniden."

Im dritten Stücke, den „Eumeniden", treffen wir den Flüchtling mit bluttriefenden Händen im Heiligtume des Apollon; um ihn lagern in tiefem Schlafe die Erinyen. Doppeltes Wesen haben sie, sie sind die Hüter des Rechtes, die Rächer des Mordes, aber sie haben eine teuflische Freude an ihrem Henkeramt und lechzen nach Blut. Apollon weist seinen Schützling, der auf sein Geheiß gehandelt, nach Athen vor das Gericht der Pallas; die Göttinnen, die Klytaimnestrens Geist aus dem Schlafe zur Verfolgung aufscheucht, treibt er aus seinem Tempel, in rasender Hast ziehen sie über Land und Meer dem Blutbefleckten nach. Vor dem Areiopag, dessen Richter Athene aus Bürgern der Stadt beruft, führt Apoll die Sache Orests gegen die Erinyen, der jüngere Gott gegen die uralten Töchter der Nacht, ein neues Recht, das Recht der Sühnung jeder Schuld. Nicht im Herzen des Menschen vollzieht sich der erschütternde Kampf um sittliche Rechtfertigung, die sittlichen Mächte erscheinen sichtbar vor uns und tragen ihre Gründe und Forderungen vor. Wie die Meinung der Götter, so ist auch die der Richter geteilt, die eine Hälfte verurteilt, die andre spricht frei. Athene wirft einen weißen Stimmstein zu den übrigen und bestimmt, fortan soll bei Stimmengleichheit Freisprechung erfolgen. So hat die mildere Ansicht des jüngeren Gottes über die finstere, erbarmungslose Strenge der Alten gesiegt, sie drohen zornige Rache am Lande Attika zu nehmen, aber Athene weiß sie zu versöhnen, indem sie ihnen am Burghügel ihrer Stadt Ehren und Opfer für alle Zeiten verheißt. Die Erinyen werden Eumeniden, Segensgöttinnen (die Frevler werden sie ausrotten, aber die Gerechten werden sie hegen, daß Fluren und Herden gedeihen, der jähe Tod nicht die Mannesstraft niedermäht, nie in wütendem Aufruhr Bürgerblut den Staub tränkt), und mit Fackeln in den Händen, in Purpurfestgewande gekleidet, geleiten athenische Frauen und Mädchen die Gottheiten zu dem unterirdischen Gemach, das ihr Heiligtum sein soll. Orest aber ist entsühnt, voll Dank gegen das glückbringende Land, nach der Heimat gezogen. Uns kann allerdings die gegebene Lösung des Problems nicht befriedigen; namentlich die Benutzung alter Mythen, wie der von der Geburt der Athene, die keine Mutter hat und nur dem Haupte des Vaters entsprungen ist, um nachzuweisen, daß der Vater für das Kind eine ganz andre Wichtigkeit habe als die Mutter, daß darum die Mörderin des Vaters von dem Sohne getötet werden dürfe, befremdet uns stark bei einem so sittlich empfindenden Dichter, wie Aischylos es ist.

„Die Sieben gegen Theben."

In mancher Beziehung war die Orestie der Trilogie verwandt, welche die Geschicke des Oidipus und seines Geschlechtes behandelte, von der aber nur das Schlußdrama erhalten ist, die „Sieben gegen Theben". Nachdem Oidipus sein Schicksal erfüllt, haben seine Söhne sein Erbe angetreten, des Vaters Fluch ruht auf ihnen. Eteokles ist König des Landes, Polyneikes will ihn verdrängen und zieht mit den durch Verschwägerung gewonnenen Bundesgenossen gegen die Vaterstadt; woraus der Streit zwischen den beiden Brüdern entstanden,

erfahren wir aus dem Stücke nicht mehr. Eteokles ist von thätiger Sorge für die teure Stadt erfüllt, die er vor dem Joch der Knechtschaft bewahren will, und fromm gelobt er den stadtschirmenden Göttern Opfer und Trophäen, wenn sie Theben retten. Er weist den Chor der Jungfrauen, die in banger Seele schon alle Schrecknisse einer Eroberung voraus empfinden, zur Ruhe und zum Gebet. Von den Kundschaftern erfährt er, wie die feindlichen Scharen, die über das Gefild heranbrausen, sich auf die sieben Thore verteilen; er trifft treu und besonnen seine Anordnungen dagegen. Sobald er vernimmt, daß Polyneikes selbst auch gegen ein Thor heranstürmt und den Bruder im Streit erschlagen will, daß er auf seinem Schild das Zeichen des Rechtes führt, da faßt ihn wilder Grimm, er denkt der Flüche des Oidipus. Vergeblich will ihn der Chor vom entsetzlichen Bruderkampfe abhalten, er überläßt sich den finsteren Gedanken und der Verzweifelte, „dem des lieben Vaters feindseliger Fluch mit trockenen, thränenlosen Augen zur Seite sitzt", ruft: „Weil doch zum Ausgang unentrinnbar drängt der Gott, so fahr zum Strom Kokytos, seinem Teil, der Stamm des Laios ganz hin, den Apollons Haß verfolgt." So hat auch in ihm der heiße leidenschaftliche Sinn des Geschlechtes gesiegt, ein Bote vom Schlachtfelde meldet den Untergang der zwietrachteinigen Brüder im Wechselmorde, und keiner hat mehr Land, als ein Grab bedeckt. Der Schluß kündet einen neuen Konflikt an. Den Schwestern, die um die Gefallenen die Totenklage erhoben haben, verkündet ein Herold den Beschluß des Rates, Polyneikes solle nicht bestattet werden; aber Antigone wird nicht gehorchen, sie ist unerschütterlich in ihrem Entschlusse wie ihre Brüder.

Die „Perser".

Die „Perser" sind wie ein großes nationales Festspiel für den Sieg bei Salamis. Aber nicht der Siegesjubel der Athener, nicht die Vorgänge im Griechenheere selbst werden dramatisch dargestellt, sondern nach Susa, der persischen Königsstadt, führt die Dichtung und zeigt die tiefe Wirkung der Niederlage auf die besiegten Gebieter des ungeheuren Reiches in Asien. Voll banger Ahnungen ist die Mutter des Xerxes, Atossa; Träume haben sie erschreckt, sie hält mit den greisen Vornehmen des Landes Beratung. Da naht in atemlosem Laufe ein Bote und erzählt das Entsetzliche, den Untergang der persischen Flotte bei Salamis. In ihrer Not ruft Atossa mit dem Chore der Perser den König Dareios aus der Totengruft, sie hören, daß die Überhebung des Xerxes die Ursache seines Falles ist, daß bei Platää noch ein weiteres Strafgericht für den Hochmut und die frevelnde Verbrennung der hellenischen Heiligtümer bevorsteht. Endlich erscheint der König Xerxes selbst in elendem Aufzuge und bejammert sich und das Geschick der Seinen. Keine dramatische Entwickelung einer Handlung, aber das Bild des übermütigen Frevels, den die Götter in den Staub niederwerfen, tritt uns in großen ergreifenden Zügen im Stücke entgegen, und lebendig wird auch der große Sinn der Athener geschildert, der einer solchen Gefahr gewachsen war. Eine Steigerung, ein Wachsen der dramatischen Spannung fand der Dichter jedoch in der kunstvollen Führung der Szenen, von der Ahnung bis zur Gewißheit, vom epischen Bericht bis zum wirklichen Erscheinen des Königs enthüllt sich der ganze Jammer der persischen Niederlage. — Mit den Persern waren wohl zwei andre Stücke zu einer Trilogie vereinigt, die den großen Kampf zwischen Hellenen und Barbaren als den uralten Streit betrachten lehrte, der schon in der Zeit der Sage anhob und auf verschiedenen Punkten der Erde gleichzeitig ausgefochten wurde; denn im dritten Stücke, dem Glaukos, prophezeit dieser Meergott den Sieg, der im westlichen Meere bei Himera die karthagische Flotte vernichtet. So rückte der Dichter die ort- und zeitfernen Ereignisse mit großartiger Phantasie zu einer Einheit zusammen, in der ihr Sinn und ihre Bedeutung für den Verlauf der Geschichte klar hervortritt.

„Prometheus."

Zu den gewaltigsten Schöpfungen gehörte die Trilogie „Prometheus", von der auch nur ein Stück erhalten ist. Nicht die Phasen des beginnenden Kampfes bekommen wir zu sehen, sondern die Leiden des Titanen, den Zeus an die öden Felswände des skythischen Gebirges am Saum der Erde schmieden läßt, der aber durch keine Qualen, durch kein drohendes, Jahrtausende dauerndes Geschick zu bewegen ist, von dem stolzen Gefühle, den Menschen, seinen Menschen, die Segnungen der Kultur geschenkt zu haben, abzulassen und den Trotz gegen Zeus zu beugen. Als ihm kein Zuspruch, keine Drohung den Urweltwahrspruch ablockt, der das Geheimnis einer schweren Gefahr für die Herrschaft des Zeus enthält, da wird er unter Donner und Blitz in die düstere, lichtlose Tiefe des Tartaros hinabgeschleudert, von der er nur wieder aufwärts ans Licht gehoben wird, damit ein wilder Aar ihm Tag für Tag die Leber zerfleische. Zu Prometheus kommen mitfühlend die Töchter des Okeanos, Okeanos selbst, die in eine Kuh verwandelte Jo, die ein gräßliches Schicksal zu wahnsinngetriebener Wanderung durch die Welt verurteilt hat; riesenhaft schreiten sie hin zwischen Himmel und Erde; und auch die Urelemente, die Fluten des Meeres und die schnellbeschwingten Winde, der leuchtende Äther und die weite Erde, sind in ihrem weltbewegenden Schaffen und Weben mit einer unvergleichlichen Frische und Großartigkeit der poetischen Auffassung hingestellt, die unsre Phantasie mächtig mit sich fortreißt.

Die „Schutzflehenden"

Das siebente Stück, die „Schutzflehenden", ist besonders einfach gebaut, von sehr geringer Bewegung in der Handlung, durch die Chorgesänge aber ausgezeichnet. Die Töchter des Danaos sind, weil sie die Ehe mit den blutsverwandten Vettern, den Söhnen des Aigyptos, verschmähen, mit ihrem Vater an den Strand von Argos geflüchtet. Die Verhandlungen mit dem Könige des Landes und der Volksversammlung, die Ankunft des fremden Herolds, der die Auslieferung der Jungfrauen fordert, und der Widerstand dagegen sind die Stufen der mäßig ansteigenden Entwickelung, die mehr eine Exposition ist als ein eigentliches Drama.

67. Sophokles. Marmorstatue im Lateran zu Rom.

Sophokles. Sophokles (496—406 v. Chr.) war eine durchaus harmonische Natur, rührige Gewandtheit und geistige Frische begleiteten ihn in ein liebenswürdiges Alter. Der Künstler der herrlichen Porträtstatue des Dichters wollte „die Sicherheit hoher geistiger Bedeutung, den Adel ungetrübter männlicher Schönheit gestalten. Die Stirn trägt die Spuren der Erfahrung, auch des Schmerzes; milde und phantasievoll schauen unter ihr die Augen hervor. Von hoher Anmut ist der Mund, in dem der Ausdruck reinen Wohlwollens und einer schönen Sinnlichkeit lebt." In edlem Selbstgefühl des freien Mannes tritt die Gestalt vor den Betrachter, die anmutige Bildung des kräftigen Körpers verrät sich unter den Falten des schön drapierten Mantels. Glückliche äußere Verhältnisse haben den Sonnenschein gegeben, alle Anlagen des Gemüts und des Genies in dem Dichter reich zu entwickeln. Er war der Sohn eines Fabrikherrn, alle Kunst machte er sich früh zu eigen, als Kithara- und als Ballspieler hat er gelegentlich auf der Bühne geglänzt; nur seine feine, schwache Stimme nötigte ihn, seine Stücke nicht auch als Schauspieler auf die Bühne zu bringen. Er war aber auch als Bürger angesehen, neben Perikles hat er das Feldherrnamt bekleidet — von dem großen Staatsmann allerdings keine sehr günstige Zensur für seine soldatischen Fähigkeiten bekommen — auch als Schatzmeister des großen attischen Bundes treffen wir ihn an. Seine Weltanschauung war noch nicht durch Zweifel an die Götter getrübt; er predigte fromme Ergebung in ihren Willen, und Legenden wußten von der Begnadung des Dichters durch Gottheiten zu erzählen, wie auch ein sinniger Einfall die Fabel erfand, er sei beim Genuß einer Weinbeere gestorben, der letzten Gabe des Dionysos. Sein späteres Alter scheint durch Familienverhältnisse gestört worden zu sein; dem Verstorbenen erwies man heroische Ehren.

Charakteristik seiner Kunst. Epochemachend wirkte sein erstes Auftreten als Dichter, als er mit Aischylos in Wettstreit trat; das öffentliche Urteil entschied sich für den jüngeren Kunstgenossen. Er war allerdings bei Aischylos in die Schule gegangen und hatte sich dessen Technik angeeignet, ehe er daran ging, sie weiterzubilden. Wenn Aischylos dem instinktiven Kunstgefühl seiner schöpferischen Phantasie sich überließ und wie im dionysischen Rausch dichtete, nahm Sophokles seinen klaren Kunstverstand zum Berater und auch theoretisch behandelte er manche Frage der Dramaturgie. Er führte den dritten Schauspieler ein und setzte an die Stelle der geradlinig fortschreitenden Handlung eine verwickeltere, die durch das Zusammenwirken mehrerer Personen möglich wurde. Die Bangigkeit ungewisser Stimmungen ergoß sich über die Hörer, wenn sie den Spannungen und Lösungen der planmäßig gesteigerten Vorgänge in seinen Dramen folgten. So gewaltige, in das Titanische ragende Gestalten, wie sie Aischylos sah, offenbarten sich der Phantasie des Sophokles nicht, aber mächtiges Wollen, der kraftvolle Adel hochsinnigen Denkens, der starke Pulsschlag leidenschaftlich bewegter Seelen ist auch seinen Charakteren eigen, die nirgends ins Schwache, Gemeine, Niedrige verfallen. Reicher ist ihr Innenleben geworden, nicht bloß eine Eigenschaft tritt in ihnen hervor, sondern auch die schroffen, stolzen Helden, deren herbe, unbeugsame Willenskraft dem athenischen Zuschauer imponierte, erhalten einen Zug warmherziger Liebe, der sie uns näher rückt und der doch mit ihrem übrigen Wesen in der Wurzel zusammenhängt; gerade in der Enthüllung solch scheinbarer Widersprüche zeigte sich bei Sophokles die tiefe Kenntnis der menschlichen Seele. Vielbewundert ist auch die Sicherheit, mit der er zu seinen Gestalten Kontrastfiguren erfand: neben die fast heroisch männlichen Frauengestalten stellte er zartweibliche empfindungsvolle, aber thatenscheue Mädchen, neben die geraden, offenen Helden die sophistische Schlauheit andrer. Er war eine gläubige Natur, aber er streifte von den Bildern der Götter fort, was mit dem hohen Adel der Himmlischen sich nicht verträgt, und seiner heiteren Klarheit fehlt der düstere Zug abergläubischer Mystik und die

Welt- anschauung.

begeisterte Raserei des Dionysos. Ahnungen, Träume und Orakel verkünden das Zukünftige, gewitterschwüle Stimmung lagert über dem Hause, in das der Blitz tragischer Vernichtung fahren wird; um so schärfer kontrastiert das verblendete Sicherheitsgefühl, in welchem der kurzsichtige Mensch sich wiegt. Oft wendet der Dichter schneidende, tragische Ironie an und läßt die Menschen gerade auf das vertrauen, was sie verdirbt. Manchmal scheinen bei Sophokles die Menschen als Spielball eines launischen Geschicks wie in der Sage; „und um die Nichtigkeit und das Leid des Lebens, um sein kurzes Glück und die Unsicherheit seines Friedens" tönt seine Klage wieder und wieder, aber er weiß doch den Eindruck hervorzurufen, daß des Menschen Schicksal sein Charakter ist, und in der Eigenschaft, die seine Größe ausmacht, die ihn zu heldenhaftem Thun erhebt, wurzelt auch die verderbliche Neigung, vermessener Trotz, thörichte Überhebung, leidenschaftliches Fortstürmen, die zum Untergang unentrinnbar führen. Aus dieser Notwendigkeit, die des Menschen Wesen bei aller Freiheit des Willens bestimmt, ergibt sich sein Handeln, und lange vor der Katastrophe hat die Gottheit das Kommende erkannt. Von 123 Dramen, die Sophokles gedichtet haben soll, sind sieben erhalten. Obwohl drei von ihnen dem Sagenkreise des Oidipus angehören, haben sie doch nicht die Verbindung zur Trilogie. Nicht mehr in dem Zusammenhang eines Schicksals der ganzen Familie erscheint hier der Mensch, so sehr er auch durch die ererbte Art mitbestimmt ist, sondern sein Thun allein interessiert uns.

Inhalt der erhaltenen Dramen. „König Oidipus."

Im „König Oidipus" entdeckt der Held mit ängstlich wachsender Gewißheit, daß er, der einst aus Korinth forteilte, um über seine Abkunft die Orakel zu fragen, der dann dem Orte seiner Kindheitsjahre ferngeblieben ist, um den Warnungen des Orakels zu entrinnen, der hellen Geistes das Rätsel der Sphinx gelöst und Theben dadurch von schrecklicher Plage befreit hat, der zum Dank dafür König des Landes und Gemahl der verwitweten Königin geworden ist, daß er es war, der den letzten König erschlagen hat, daß er der Sohn dieses Königs war, daß er seine Mutter geheiratet hat, und seine Kinder auch seine Geschwister sind. Pest hat die Stadt getroffen, weil des erschlagenen Laios Tod nicht gesühnt worden ist, Oidipus hat in Erfüllung königlicher Pflicht die schweren Thaten ans Licht gezogen; die Anklagen, die der leidenschaftlich Erregte gegen den Bruder der Königin, gegen den Seher geschleudert hat, haben nur zur Erkenntnis der Wahrheit geführt, daß die furchtbaren Orakel, denen sie haben ausweichen wollen, gerade deshalb in Erfüllung gegangen sind. Ihrem Stoffe nach enthielt die Fabel eine Schicksalstragödie, aber der Dichter lenkt von dem grausamen Verhängnis den Blick ab auf die jähzornig rasche Art, mit der der König die Enthüllung herbeiführt, auf die erschütternde Klage, mit der der Arme von der Heimat Abschied nimmt. Der „König Oidipus" hat den kunstvollsten Bau von allen Tragödien des Dichters.

„Oidipus auf Kolonos."

Im „Oidipus auf Kolonos", dem letzten Werke des Sophokles, ist ein halbwegs versöhnender Abschluß gegeben; der blinde Greis, der an der Hand der Töchter bettelnd umhergeirrt, findet Ruhe und Tod im attischen Lande, dem sein Grab Sicherheit bringt. Wundervoll ist das Lied, in dem der Chor die Naturherrlichkeit des Gaues und die weihevolle Stille des Eumenidenhaines preist, ein verklärender Schimmer liegt auf der Dichtung. Aber schneidend scharf fallen die Flüche, die der Todmüde den lieblosen Söhnen und der grausamen Heimat zusendet.

„Antigone."

Die Söhne des Oidipus, Eteokles und Polyneikes, geraten in Streit um das Erbe, und sie fallen im Zweikampf. Der neue König Thebens, Kreon, verbietet den einen zu bestatten, der gegen sein Vaterland feindliche Heere herangeführt hatte. „Antigone", der das dritte Stück dieses Cyklus geweiht ist, in schmerzlichen Gedanken um das Schicksal ihres Hauses, achtet nicht das Machtgebot des neuen Stadtherrn, sie kennt nur die ungeschriebenen Satzungen der Götter; in der Familie wurzelt ihr Dasein, nicht im Staate; mitzulieben, nicht mitzuhassen fühlt sie als Bestimmung ihrer Natur. Sie bestattet den Bruder, und hart verurteilt sie die treue Schwester, die ihre Hilfe versagt und schüchtern sich dem Mächtigen fügt. Die heldenhafte Jungfrau wird gefangen, mit Hohn und Verachtung tritt sie dem König und Oheim entgegen, der für sie persönlich — so meint sie — seinen Erlaß bestimmt hat. Nicht die Bitten der Bürger, nicht die seines Sohnes Haimon, der mit Antigone verlobt ist, stimmen den herrischen König von gestern um, er beharrt bei dem Todesurteil gegen die edle Jungfrau. Da muß er erleben, daß der eigne Sohn gegen ihn das Schwert zückt, daß dieser dann im Grabgemache, wo Antigone sich entleibt hat, sich ebenfalls den Tod gibt, daß unter furchtbaren Verwünschungen auch sein Weib in den Tod geht. Jetzt ist der strenge Herrscher gebrochen, zu spät lernt er Besonnenheit und Ergebung in die göttlichen Fügungen. Keine antike Tragödie übt heute eine so tiefe Wirkung auf den Zuschauer als die „Antigone", die durch Mendelssohns Kompositionen

zu den Chorliedern neuen Reiz bekommen hat. Die edle Menschlichkeit in der ganzen Anschauung des Dichters, die sittliche Hoheit der Antigone erregen unsre volle Sympathie, wenn uns der Zusammenbruch des ganzen Fürstenhauses erschüttert. Von besonderer Schönheit sind die Chorgesänge: die Strophen über die Errettung der Stadt, aus aufatmender Brust gesungen, die tiefen Betrachtungen über Macht und Grenzen des Menschengeistes, über die Gewalt der Liebe, die schmerzlichen Ahnungen von der Vernichtung des ganzen Herrscherstammes haben eine unvergängliche Anmut.

„Aias." Der „Aias", der uns in das Heerlager vor Troja und in den Widerstreit der Helden führt, bietet ein Bild der gekränkten Ehrsucht, die voll Rachegefühl den Gegnern den Tod zugedacht hat; aber von der Gottheit mit Wahnsinn geschlagen, wütet Aias gegen die Herdentiere und befleckt untilgbar seine Heldenehre. In der Tiefe der Seele wühlt dem tapferen, rauhen Manne der Schmerz, sobald er zu klarem Bewußtsein zurückkehrt; er beschließt zu sterben und täuscht die besorgte Tekmessa, die Kriegsgefangene, die sein Weib geworden ist, und den Chor seiner Schiffsgesellen über seine Absichten, um ungestört von hinnen zu gehen. Rührend ist seine Klage um das geschändete Leben, die Sorge um die Seinen, die er in feindlicher Umgebung zurückläßt, der Abschied von der Welt, die er geliebt, aber ohne Reue und ohne Änderung des Hasses geht der Starke zum Hades.

„Philoktet." Auch im „Philoktet" wird unversöhnlicher Haß gegen den Feind als hohe Charaktereigenschaft gefeiert. Zehn Jahre hat der Unglückliche, den eine nie heilende Wunde, ein Götterverhängnis, mit unsagbaren Qualen verzehrt, ohne ihn zu vernichten, auf einsamer Insel ohne menschliche Hilfe, ohne jedes Behagen weilen müssen. Jetzt bedarf Agamemnon, der ihn wegen seines Leidens erbarmungslos auf der Insel ausgesetzt hat, seines Beistandes für die Eroberung von Troja. Offene Aufforderung zu kommen kann hier nicht helfen — man kennt seine schroffe Art und ahnt seinen grimmigen Haß — er soll getäuscht werden und so unvermerkt nach Troja gebracht werden. Aber den schlauen Plan des skrupelfreien Odysseus macht die gerade Natur des Heldenjünglings Neoptolemos zu schanden, der den schrecklich Leidenden nicht täuschen kann. Keine Aussicht auf Heilung und Pflege, keine drohende Not, keine Bitte bestimmen den verbitterten Mann, nachgiebig mit denen sich zu verbinden, die ihn so tief unglücklich gemacht haben; nur ein Gott, Herakles, der ebenfalls durch Leiden und Thaten zum ewigen Glück gelangt ist, ändert seinen Entschluß. Hier wendet Sophokles nach der Manier des Euripides den in der Höhe auf einer Theatermaschine erscheinenden Gott (den Deus ex machina) an, um die Handlung zu dem Ziele zu führen, das aus den Charakteren der Personen nicht zu motivieren war. Dies Mittel ist ein Verzicht auf die natürliche Lösung des Konflikts, von dem die Sage erzählte; nur die großartige Haltung des Helden in seinem Leiden bildet das höchste Interesse des Dramas.

„Elektra." In der „Elektra" handelt es sich wie im Mittelstück der „Orestie" um die Bestrafung des Aigisth und der Klytaimnestra. Der Dichter hat den Vorteil aufgegeben, den Aischylos mit der Darstellung der Ermordung des Agamemnon im ersten Stück der Trilogie gewonnen hatte; im Schauspiel selbst muß die Haltung der Elektra und die That des Orest ausreichend erklärt werden. Die harte Behandlung, die Elektra von der stiefgewordenen Mutter erdulden muß, das frevelmütige und sittenlose Treiben des neuen Königspaares im Palaste des ermordeten Agamemnon motivieren hinlänglich den Haß der Tochter, die in unwandelbarer Liebe ihres unglücklichen Vaters gedenkt, und die Rachethat des Orest. Der Wechsel der Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen verzweifelnder Klage und aufjauchzender Freude, die grausige Szene der Ermordung der Klytaimnestra machen das Drama zu einem der ergreifendsten der Litteratur. — Aus der bewegten Klage Elektrens und des Chors argivischer Jungfrauen erfahren wir von der entsetzlichen Zerrüttung im Königshause. Die Ärmste hat Tag für Tag mitansehen müssen, wie der Mörder ihres Vaters auf seinem Throne sitzt, in seinen königlichen Gewändern prunkt, das Erbgut der Väter verpraßt, als Gemahl der Mutter sich zeigt; sie selbst ist knechtisch behandelt, in ärmlichen Kleidern muß sie einhergehen, Scheltwort und Drohung der argen Mutter ertragen. Unergründlich wie der Haß gegen dieses Paar ist die treue Liebe zu dem Vater, dem sie ewige Erinnerung bewahrt, für den sie die Rache der Ewigen begehrt. Vergeblich hat sie Orest zur Heimkehr gemahnt, nun ist er gekommen, aber Apollon hat ihm geboten, mit heimlicher List sein Rachewerk zu vollziehen. So ahnt auch Elektra nicht, wie nahe die Rettung ist. Nur der Mutter deutet ein Traum den geheimnisvollen Schritt des Verhängnisses an. Elektra soll in ein unterirdisches Gemach gesperrt werden, das Maß der Leiden zu füllen und ihren Unglücksrabengesang zu unterdrücken. Noch einmal treten sich Mutter und Tochter gegenüber, harte und häßliche Worte im Streite der Frauen verkünden die unversöhnliche Entfremdung der Herzen. Die falsche Nachricht vom Tode des Orest wirkt bald Freude bei der geängsteten Mutter, Verzweiflung bei der hoffenden Schwester. Sie glaubt auch nicht, als die weicher organisierte Chrysothemis ihr ein Zeichen von der Ankunft des Bruders meldet, zur Ermordung Aigisths will die finsterentschlossene Elektra jetzt der Schwester Beihilfe, aber vergebens. In höchster Gemütsbewegung muß sie die Urne empfangen, welche die Asche des über alles geliebten Bruders enthalten soll. Mächtig ist der Überschwang des höchsten Schmerzes in höchste Freude, als der totgeglaubte Bruder lebend vor sie tritt. Ohne viel Bedenken wird nun der Mordplan beredet, ohne Regung des Erbarmens tötet Orest die Mutter im Hause, Elektra ruft ihm von der Thür her zu, nur noch einmal zuzuschlagen. Eine Szene von grausiger

Wirkung, uns vergeht das Mitgefühl mit solchen Helden des Dichters. Aigisth muß der Klytaimnestra in den Tod folgen. Nichts deutet an, daß Orest einer läuternden Sühne für seine That bedarf.

„Trachinierinnen.“

Das siebente Stück, die „Trachinierinnen“, behandelt den Ausgang des Herakles, doch ist die Heldin seine Gemahlin Deianeira. Wieder verkünden Orakel das Unheil, das dem lange entfernten Herakles sein baldiges Ende bringen wird. Die geängstigte Frau wird aber rasch in Freude versetzt, als ein Bote die Ankunft des Helden meldet; und brausend ist der Jubel der Jungfrauen, die den Chor bilden. Gefangene Frauen künden den Zug des Herakles an, und man sagt, er liebe eine derselben. Die eifersüchtige Deianeira beschließt, sich die Neigung des Gatten zu sichern, indem sie ihm ein Gewand sendet, das in das Blut des Kentauren Nessus getaucht ist. Aber wieder schlägt die Stimmung in jähem Wechsel um, ihre Hoffnung wird von Angst, von Verzweiflung abgelöst, als sie erkennt, daß der tückische Kentaur, den Herakles erschossen hat, ihr einen unheimlichen Zauber gegeben hat, als sie hört, daß das Gift in Herakles' Leib gedrungen ist und ihm die furchtbarsten Qualen bereitet. Sie tötet sich selbst, Herakles' Jammer erfüllt die Bühne, bis er sich zum Feuertode auf dem Ötaberge rüstet.

Euripides.

In dem Jahre, in welchem Aischylos starb, trat Euripides zuerst als tragischer Dichter hervor, zwei Zeitalter lösten sich ab. Jener hatte die Perserschlachten mitgeschlagen, die hochsinnige Begeisterung und die fromme Sitte dieser Zeit blieb immer in ihm lebendig. Die harten Kämpfe mit Sparta, die leidenschaftlichen Debatten der Rednerbühne, die Rabulistik der Gerichtshöfe, die aufklärende Forschung, welche den alten Götterglauben, die alte Sittlichkeit, die alte Gesellschaftsordnung mit ihren Verneinungen und Zweifeln zersetzte, wirkten auf den letzten der drei großen Tragiker. Unbefriedigend und innerlich zerrissen, wie die Zeit, erscheint auch die Dichtung des großen hochbegabten Mannes. Der grübelnde Denker und der schwermütig ernste Pessimist reden besonders aus den Zügen seiner Porträtbüste.

Von seinem Leben wissen wir wenig Sicheres. Der Sieger im Wettkampf der Dramen soll in der Jugend zum Athleten bestimmt gewesen sein, auch im Atelier eines Malers soll er gelernt haben. Seine Mutter wurde von der Komödie als Gemüsehökerin verspottet, er galt als Weiberfeind, und böse Nachrede traf sein eheliches Leben. Seine Werke schon sind ein redendes Denkmal seines freundschaftlichen Verkehres mit den ersten Denkern der Zeit, mit Anaxagoras, Protagoras, dem jüngeren Sokrates. Des Dichters Figuren philosophieren wie er, und selbst Wärterinnen suchen in Büchern Bildung, wie der Dichter als einer der ersten eine Bibliothek besaß. Er nahm am öffentlichen Leben nicht persönlich Anteil, aber jede Frage, welche die Gemüter beschäftigte, zog auch ihn in ihre Kreise. Er war ein Freund des Alkibiades und stellte seine Poesie ihm zur Verfügung, der Haß gegen Sparta und der Zorn gegen die Maulhelden der Demagogie bestimmten zuweilen unzweideutig die Tendenz seiner Dramen. Die Verzweiflung hat ihn gegen Ende des Peloponnesischen Krieges aus Athen fortgetrieben, der makedonische König Archelaos rief die glänzenden Persönlichkeiten der athenischen Bildung an seinen Hof, wo sie für die zügellose Redefreiheit der Heimat die Bosheiten höfischer Intrige finden mußten. Für den König schrieb er ein makedonisches Drama zur Verherrlichung des Gründers der Dynastie, fühlte aber auch sonst zu frischem Schaffen sich angeregt. Doch starb er schon $1^1/_2$ Jahre nach seiner Ankunft, molossische Hunde sollen ihn zerrissen haben. — Dies Ende gab wohl nur ein fabelnder Litterarhistoriker dem atheistischen Dichter.

Gegenstände seiner Dichtung.

Nur langsam gewann Euripides beim Publikum Boden, von den 92 Stücken, die er geschrieben haben soll, errangen nur wenige den Preis. Aber allmählich ward er der Lieblingsdichter des heranwachsenden Geschlechtes, seine Sentenzen waren in aller Munde, die gefangenen Athener in Sizilien konnten sich retten, wenn sie den Feinden Stücke aus seinen Dramen recitierten. Keiner der griechischen Dichter nächst Homer und Menander ist soviel citiert worden wie er, so sehr fand man in ihm den Ausdruck der geistigen Kultur, die Griechenland im Laufe der Jahrhunderte erreicht hatte. Auch er behandelte für seine Tragödien den schon vielfach bearbeiteten Stoff der Heldensage, und er hatte die Aufgabe, ihr neue Seiten abzugewinnen und für die alten Probleme eine neue interessante Lösung zu finden. Aber das Verhältnis des Dichters wie des Publikums zu dem Stoffe war ein andres geworden. Die erhöhte Stimmung war verschwunden, welche in den weihevollen Stunden des Dionysosfestes die Gestalten einer Übermenschenwelt in sich aufnahm; die Seelen waren beschäftigt mit dem, was der Markt und der Tag brachte. Die Leidenschaften, die verzehrende

Unruhe, die Konflikte, die an den wirklichen Menschen zu beobachten waren, nahmen das Interesse mehr in Anspruch als die ideal geträumten Heroen der Vorzeit, denen im Leben so gar nichts entsprach. Diese müssen es sich gefallen lassen, daß sie zu Spiegelbildern der Gegenwart werden. Die Könige verlieren den kraftvollen Adel ihrer Heldennatur, sie werden oft kläglich schwankende Charaktere, und neben ihnen steht das souveräne Volk, das mit besonderer Kunst und Vorsicht gelenkt sein will und leicht zur Empörung übergeht. Die Thersites werden nicht mehr mit Prügeln zur Raison gebracht, sondern haben die Leitung der Dinge in den Händen. Orestes, der seinen Muttermord vor dem Volksgerichte verantworten soll, sinkt zum gemeinen Verbrecher herab, und ein schreiender Widerspruch kommt dadurch in den Mythus, dem die Blutrache noch eine heilige Pflicht, ein anerkanntes Gebot der Gottheit war. Orest ist selbst überzeugt, daß Agamemnon die Tötung der Klytaimnestra nicht gewünscht hätte, wenn man ihn hätte fragen können, aber er vollzieht die That, weil Apollon sie gefordert hat. So mag Apollon die Verantwortung für seinen unweisen Rat tragen.

Die Behandlung der Religion.

Euripides behält die Götter bei als die Urheber alles Geschehens, ja er benutzt sie häufiger als seine Vorgänger. Als Poet liebte er die Geschöpfe der alten Phantasie, welche für die Kräfte, die in der Natur walten wie über die Menschenbrust gebieten, leibhafte, augenscheinliche Gestalten hervorgebracht hatte, aber als Denker mußte er sie verneinen. Er verwarf die Moral, nach welcher Götter und Helden in der alten Sage handelten, er vermochte sie auch nicht mehr zu läutern wie Aischylos und Sophokles, er verzichtete aber auch nicht auf die poetische Behandlung der Geschichten, die mit der alten Moral untrennbar verbunden waren. In denselben Stücken, in denen die Götter die Regierung über die Menschen behalten, wird dem Zweifel an ihrem Dasein Raum gewährt, und nicht selten machen die handelnden Personen, die durch die Gottheit zu einer bestimmten That und in eine bestimmte Situation geführt werden, ihnen wegen ihrer Immoralität Vorwürfe. Im „Hippolyt" ist Aphrodite die schlechteste Person des ganzen Stückes, und im „Ion" wagt Apollon am Ende gar nicht mehr zu erscheinen, sondern sendet Schwester Athene, um Aufklärung zu geben, weil er sich schämt, sein gar nicht zu rechtfertigendes Betragen selbst vor den Menschen zu beichten. In andern Stücken erklärt der Dichter es selbst für undenkbar, daß Götter Böses thun; denn er neigt zu einer idealen Auffassung des Göttlichen und Religiösen. Die pessimistisch gereizte Stimmung, die in dieser Welt der Not und des Elends keinen Halt mehr im positiven Glauben an die Gottheit findet, vernichtet auch die Einheit des Kunstwerkes. Rastlos hat Euripides die Wahrheit gesucht, wir treffen ihn auf diesem und jenem Wege; aber ratlos stand er am Ende den quälenden Fragen seines Denkens und den verzehrenden Wünschen seines Herzens gegenüber. Keiner der Tragiker steht dem modernen Menschen so nahe wie er.

Bewundern wir an den Helden der übrigen zumeist die machtvolle Einheit ihrer Natur, die unwandelbar dem gewaltigen Grundzuge ihres Wesens folgt und damit siegt oder untergeht, so zeigt uns Euripides häufig den Kampf um den Entschluß, er verlegt den Konflikt aus der äußeren Welt in die Seele des Menschen, wo Leidenschaft und Vernunft, Pflicht und Pflicht, Selbstliebe und Hingabe um die Herrschaft den tragischen Kampf ausfechten. Der Zeit des Dichters, die dem Zweifel so oft in sein blasses, durchfurchtes Antlitz geschaut, war die Darstellung dieser seelischen Qualen wohl verständlich.

Die Frauengestalten des Euripides.

Mehr als seine Vorgänger forschte er nach den Geheimnissen der Frauenseele. Die Leidenschaften, denen keine sittlichen Bedenken die Triebe der entzügelten Natur mehr bändigen, verfolgte Euripides bis in die Tiefen, aus denen sie emporsteigen, solche pathologische Vorgänge enthüllte er mit meisterhafter Sicherheit. Die Liebe der Stiefmutter (Phaidra) zu ihrem Stiefsohn und der Kampf zwischen der brennenden Glut ihrer Neigung und dem Schamgefühl, die

68. Euripides. Marmorstatue im Vatikan zu Rom.

Rache der eifersüchtigen Gattin (Medeia), die, um den ungetreuen Gatten zu vernichten, ihm nicht bloß die Verlobte tötet, sondern auch die eignen Kinder nicht schont, die Rache einer Mutter (Hekuba), die wie eine rasende Löwin für den ermordeten Sohn den Feind in kannibalischer Weise büßen läßt, die verzückte Raserei der Bakchantinnen, die auf Bergeshöhen in wildem Tanze sich schwingen, junge Rehe zerreißen und junge Wölfe säugen, und unter ihnen das wahnbethörte Treiben der Mutter (Agaue), die den eignen Sohn, den Gottesverächter, der die geheime Feier belauscht hat, mit grausamer Wollust zerfleischt — das sind Probleme, die er mit packender Lebenswahrheit zu behandeln verstanden hat. Auch die raffinierte List des Weibes, das in ihrer Verstellungskunst und Lügenschlauheit noch einen Ausweg findet, wo Männerverstand versagt, hat er mehr als einmal in Tragödien zum Hebel der Handlung gemacht und ihnen dadurch den Charakter von Intrigenstücken gegeben. Häufig begegnen wir Schmähungen gegen das weibliche Geschlecht, die Frauen bezeichnen sich selbst als unnütze Wesen, Meisterinnen in allen Ränken und Tücken, unfähig zum Guten, die Quelle aller Leiden der Menschheit. Die Frage der Frauenerziehung war damals ein Gegenstand der Diskussion, aber Euripides gibt durch seine Personen wohl das Urteil ab, die wohl unterrichteten Frauen seien noch die schlimmsten, und die Nullen die besten, die für das männliche Regiment eben ungefährlich waren. Unter den Zofen ist die Gesinnung häufig, die über Schwächen und Sünden den Trost einer gefälligen Allerweltsmoral breitet, welche in bequemer Klugheit sich mit allen Bedenken abfindet. Doch wird auch das harte Los der Frauen beklagt, das sie mit der Hochzeit ganz dem Willen eines fremden Mannes unterwirft, und goldene Worte preisen das Glück einer rechten Ehe. Auch zeichnen sich manche Frauencharaktere bei Euripides gerade durch den reinen Adel edelsten Gemütes aus. Alkestis ist bereit, in die Unterwelt hinabzugehen, um Admet, ihren Gatten, zu retten; um so rührender mutet uns diese opferwillige Treue an, als Admet mit seinem Vater einen peinlichen Zank darüber aufführt, daß nicht der greise Mann vielmehr dem Sohne den Todesweg erspart hat. Iphigeneia, die liebliche Jungfrau, soll in Aulis geopfert werden, damit die griechische Flotte nicht mehr widrige Winde von der Fahrt nach Troja zurückhalten, Achill will sie schützen, auch gegen den Vater, der sie für das Gemeinwohl und den eignen Ehrgeiz hat hingeben wollen; da entschließt sie sich, heldenmütig für Griechenland zu sterben, und doch hat sie noch eben den Vater mit rührender Gewalt angefleht, ihr junges Leben nicht hinzuschlachten. Und so opfert sich auch Makaria für ihr Geschlecht, Euadne folgt in schwärmerischer Liebe dem gefallenen Gemahl in den Tod im brennenden Scheiterhaufen. Gerade das Heldentum des Duldens und der freiwilligen Hingabe des Lebens hat Euripides lieber dargestellt als das Heldentum trotziger und kühner That, des Kampfes gegen ein übermächtiges Schicksal. Auch den jungen Sohn des Kreon, einen zarten Jüngling, läßt er in schöner Begeisterung den Opfertod für das Vaterland willig ergreifen, während der Vater ihn dem grausamen Schicksal entziehen will; um so tiefer wirkt dieser hochherzige Entschluß, als rings in Theben alles erfüllt ist von dem herzverwildernden Kampfe des Egoismus um die Herrschaft.

Wirkungen seiner Tragödie.

Rührung zu erzeugen, ist Euripides' höchste Kunst. Aber wenn er so sanfte, Thränen weckende Regungen erzielen wollte, so braucht man seine Werke noch nicht Birchpfeiferiaden zu schelten. Freilich um ein starkes Mitgefühl herauszulocken, müssen die Helden oft in armseligem Gewande auftreten und bettelnd durch die Welt ziehen. Damit Elektra, die von der Mutter hart behandelte Tochter, recht unglücklich erscheint, wird sie vom Dichter an einen armen Mann verheiratet, und der Zuschauer sieht sie in den kleinlichen Sorgen eines niedrigen Bauerndaseins darben. Damit ging freilich die hohe Poesie zum Teil verloren, und die attische Komödie spottete über die Bettlerkostümgarderobe, die Euripides für seine Tragödien auf Lager habe, wie über die Leierkastendudelei seiner Chorlieder, die Unsittlichkeit seiner Frauen und die sophistische Kunst seiner Männer, jeder Unmoral den Mantel des Rechtes umzuhängen. Manchmal greift aber der Dichter auch zum *Entsetzlichen* und *Gräßlichen*, um die Nerven seiner Hörer zu erschüttern, so wenn er das Bild der grausigen Teufelin Medeia über die Bühne führt oder wenn er uns an das Krankenlager des wahnsinnigen Orest stellt, der in Fieberträumen die Erinyen zu sehen glaubt, oder wenn derselbe ruchlos von Mordplan zu Mordplan schreitet, um sich und den Freund zu retten. Der *Mangel an Naivität*, den seine leidenden Helden in ihrem Pathos haben, wirkt oft erkältend auf unser Gefühl; sie rücken sich in eine theatralische Pose, damit man ihr Leiden ja von der rechten Seite sieht. Einen neuen Effekt brachte er ferner, wenn er das *Idyllische* und das *Romantische* in seine Dichtungen verwob. Der Knabe, der in der heiligen Stille des Apollontempels aufgewachsen ist und nun in die große Welt hinausgefordert wird (Ion), oder Helena, die im fremden Lande weilt, indes um ihr Scheinbild vor Troja gekämpft wird, haben diesen eignen Reiz, der die Gemüter auf ihrer Flucht von dem lauten Getriebe der großen Stadt mit seinem Zauber ergreift. In den *Naturbildern*, die er in seine Chorgesänge mit lebhaftem Sinn für malerische Wirkung einstreut, überrascht er uns zuweilen mit zarten innigen Stimmungen. Gern lag der grübelnde, von Zweifeln zerrissene Denker am frischrieselnden Quell im sprossenden Grün, oder er lauschte der melancholischen Klage der Nachtigall, oft saß er dichtend in seiner Grotte auf Salamis und horchte den Melodien des rauschenden Meeres. Kypris sieht er aus dem Kephisos lichten Tau schöpfen, ihn über die Fluren zu gießen, und sie drückt sich das duftende Gewinde der Rosenblüte in das Haar, und Eros und Weisheit thronen nebeneinander. Mit wunderbarer Frische schildert er in den „Bakchen" das Leben der Tierwelt in der unentweihten Berg- und Waldeinsamkeit.

Die Technik.

Euripides verstand das dramatische Handwerk wie einer: mit raffinierter Kunst wußte er den Effekt zu steigern, um den Hörer in atemloser Spannung zu erhalten, und diese dann in thränenvolle Rührung aufzulösen. Namentlich die Wiedererkennungsszenen erhielten durch ihn ihre feste Stelle in der Theatertechnik. Die griechischen Helden waren ja ein schweifendes, viel umhergetriebenes Geschlecht; vom Wiedersehen getrennter Verwandter und Gastfreunde unter seltsamen Umständen wußte die Sage genug zu erzählen. Euripides weiß diese Szenen so zu führen, daß der Zuschauer fürchten muß, die nahestehenden, einander Suchenden werden ahnungsvoll durch einander ins größte Leid kommen. Der Sohn kehrt nach Hause, um den Thron seiner Väter einzunehmen, die Mutter muß ihn aber gerade für den Mörder des Sohnes halten, sie muß selbst gegen ihn die Axt schwingen, um gegen ihn den tödlichen Streich zu führen — da endlich kommt es zur Erkennung. Iphigeneia, die Priesterin im Heiligtume der Artemis im taurischen Lande, kommt in Gefahr, nach der Sitte ihren Bruder, der das Bild der Göttin zu seiner Entsühnung entführen soll, zum Opfer zu weihen. Träume müssen ihr die Vorstellung erweckt haben, ihr Bruder sei tot, und die Trauer um den Toten muß sie gegen alle Hellenen erbittern; so muß sie bereit sein, gerade in diesem Augenblick den Bruder zu töten. Mit solch ausgesuchter Kunst behandelte Euripides besonders einzelne Situationen. Nicht in der sorgfältigen Durchführung eines Planes suchte der rasch arbeitende Dichter die Aufgabe seiner Thätigkeit, sondern in der Erfindung und Zusammenfügung effektvoller Szenen, die mitunter nur lose verknüpft sind. In einem Prolog teilt bei ihm meist eine Person alles dasjenige mit, was zum Verständnisse der Handlung erforderlich ist, und häufig läßt er durch einen deus ex machina den Schluß herbeiführen, weil er ihn aus den Charakteren nicht ableiten konnte. Auch der Chor ist bei ihm oft nur äußerlich mit der Handlung in Verbindung gesetzt, und nach Art einer Zwischenmusik muß er die Pausen zwischen den Akten ausfüllen.

Sentenzen.

In den zahlreichen Sentenzen, in der philosophischen Durchdringung des Standpunktes, den die einzelnen Personen einnehmen, in der Reflexion über Probleme, moralische und religiöse, politische und soziale kommt die reiche Gedankenbildung des Dichters zum Vorschein. Mit scharfer Dialektik wissen die Gegner im Spiel ihre Sache zu führen, als hätten sie in dem athenischen Gerichtshof oder in den Debatten der Volksversammlung ihre Studien gemacht, und die Sophistik der Leidenschaft, die von der willigen Vernunft Gründe leiht, um sich vor der Sittlichkeit zu rechtfertigen, wird von seinen Gestalten mit Virtuosität geübt. Manche seiner Sätze, die gar nicht den Sinn des Dichters selbst aussprachen, haben viel Entsetzen erregt: „Was ist denn schnöde, wenn's dem Thäter anders scheint?" „Muß Unrecht sein, so sei's um eine Krone, in allem andern sei man tugendhaft." „Die Lippe schwur's, der Sinn weiß nichts davon." In schärfster Zuspitzung pflegte er das auszudrücken, was seine Gestalten bewegte. Daneben waren seine Gedichte reich an tiefsinnigen Sätzen: „Wer weiß, ob Leben nicht ein Tod, das Sterben Leben ist", und fast kein Gebiet menschlichen Wirkens gibt es, dem er nicht ein treffendes Wort gewidmet.

Einfluß auf spätere Zeit.

Mochte er auch nicht ein Lehrer seines Volkes sein, wie seine Vorgänger, weil es ihm an innerem Frieden gebrach, so übte er doch auf das Leben und auf die Richtungen der Kunst den tiefsten Einfluß, die von ihm die Neigung zum Pathetischen und Sentimentalen, zum Idyllischen und Romantischen, wie zum Wirklichkeitswahren übernahm. Von Euripides lernte der römische Tragiker, der am meisten das spätere Drama beeinflußt hat, Seneca; an ihn hat die Tragödie der Renaissance angeknüpft. Racine und Goethe ließen sich von Euripideischen Stücken zu eignen Schöpfungen begeistern, indem sie nach dem Geist und dem Empfinden ihrer Zeit die alte Dichtung umbildeten. Schiller lernte an der Übersetzung Euripideischer Szenen die Grundsätze der Technik des antiken Dramas, aus der Beschäftigung mit der Medea erwuchs Grillparzer seine gewaltige Trilogie.

* * *

Die Anfänge der Komödie.

Aus den lustigen Umzügen, die an den Weinorten zu Ehren des Bakchos gehalten wurden, erwuchs die Komödie, der Gesang des schwärmenden Haufens. Vermummungen, bei denen Beschmieren des Gesichts mit Hefe manchem genügte und auch die drollige Nachahmung der Tiere eine Rolle spielte, ausgelassene Lieder zu Ehren des Gottes zeugender Naturkraft, Redewettkämpfe, bei denen der Chorus den Kampfordner und Kampfrichter machte, drollige Neckereien gegen einzelne und Darstellung lächerlicher Figuren des Orts bilden die Elemente, aus denen sich die neue dramatische Gattung gebildet. Das Mimische ergab sich so leicht bei der Verehrung eines Gottes,

der in allerlei Gestalten der Welt erschien, dessen Verehrer in wilder Lust sich in die Stimmung versetzten, daß sie in andre Wesen sich umgewandelt wähnten.

Komödie in Megara und Sizilien.

Es dauerte länger, bis die künstlerische Ausbildung, welche die Griechen all ihren Erzeugnissen zu geben wußten, auch diesen Gegenstand ergriff und adelte und eine eigentlich dramatische Form gefunden wurde. Die witzigen Bewohner der kleinen Stadt Megara und die Sizilier, bei denen Spottlust und Nachahmungstalent zu Hause waren, haben hier den Vorrang. Unter der glänzenden Herrschaft der Tyrannen Gelon und Hieron, die ja auch die Dichter durch den Reiz freier, behaglicher Muße anlockten,

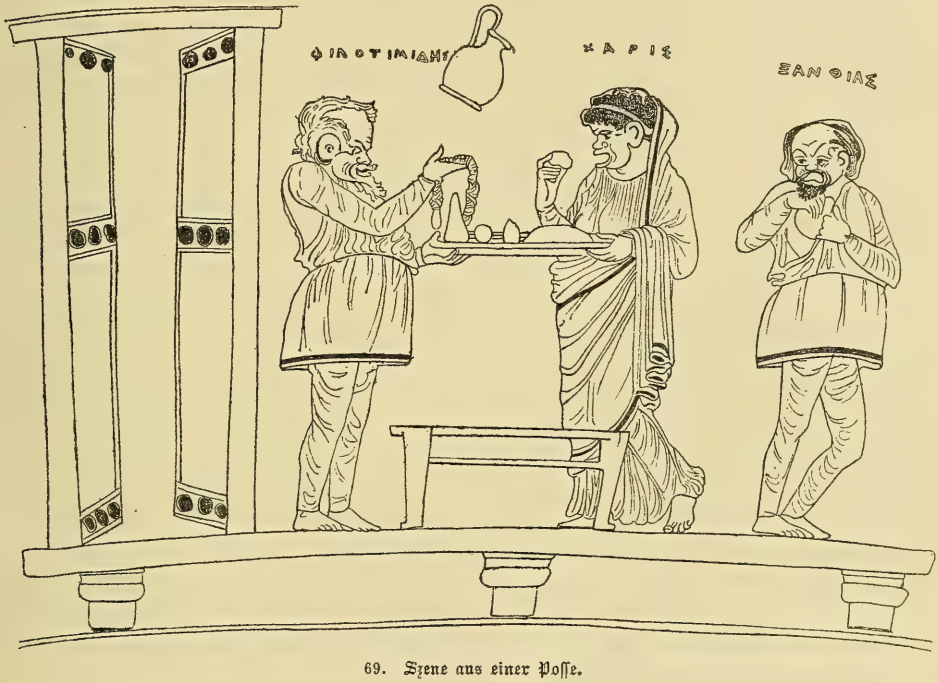
Epicharmos.

fand in Syrakus die Komödie einen hervorragenden Vertreter in Epicharmos, der von Kos stammte und für seine lustigen Schöpfungen die Formen von der attischen Tragödie entlehnte. In der Tyrannenstadt war freilich eine satirische Behandlung der öffentlichen Zustände nicht möglich; die heitere Travestie der Göttergeschichten, eine Vermenschlichung der erhabenen Gestalten bis ins Lächerliche, wie sie schon Homer begonnen hatte — die unendlich schmausenden Götter, der starke Herakles als gewaltiger Fresser und Trinker — daneben scharf aufgefaßte Szenen des täglichen Lebens und manche typische Gestalten, wie der Schmarotzer, der Bauer, boten dem Dichter den Stoff. Den Späteren blieb Epicharm durch die tiefsinnigen Sprüche wert, die sein philosophisches Denken und die Bekanntschaft namentlich mit dem Gedankenkreise des Pythagoras verrieten; er verstand aber auch die Widersprüche, in welchen die paradoxen Sätze der neuen Bildung mit dem gewöhnlichen Weltlauf gerieten, in heiterer Weise aufzudecken. Wenn alles in ewiger Veränderung begriffen ist, wenn der Mensch im nächsten Augenblick schon ein andrer ist, dann braucht man auch Schulden, welche man gestern gemacht hat, nicht zu bezahlen; denn man ist heut schon ein andrer Mensch. Die dialektische Gewandtheit des Zeitalters und die rhetorische Schulung der sizilischen Großstadt kamen seinen Personen zu gute. — Zu gleicher Zeit etwa kamen in Syrakus die sogenannten Mimen auf, welche nur einzelne Szenen des wirklichen Lebens in markanten Zügen festhielten und das Charakteristische einzelner Volkstypen, der Fischer, der Boten, oder die interessante Haltung der Frauen als Schwiegermutter, ihre andeutungsreichen Gespräche bei der Ausstaffierung der Braut zur Heirat u. dergl. mit der realistischen Kraft der Volkspäße und mit komischer Wahrheit veranschaulichten.

Die Komödie in Athen.

Erst in Athen fand die Komödie ihre klassische Ausbildung, großgezogen von dem freien Geiste der attischen Demokratie, die an ihren Festtagen nicht bloß die Gestalten und Leidenschaften der großen Heroenzeit betrachten und über Satyrnspäße lachen wollte, sondern auch ein Spiegelbild der eignen Gegenwart mit allen Schwächen und Thorheiten forderte, die Entfesselung toll ausgelassener Laune, die sonst schweigen muß, die heitere Verzerrung von Verhältnissen, die sonst drücken, oder die Erhebung in ein Märchenreich der Phantasie, in dem man sich zu Hause fühlen kann und doch alle Not und Trübsal des gemeinen Tagewerks vergißt. Mit leidenschaftlicher Teilnahme stand der athenische Bürger im öffentlichen Leben, darum brachte auch der Dichter nicht die Intrigen und die komischen Verwickelungen des Privatmannes, sondern die Zustände des Staates, das Treiben der Parteien, die Fehler und Schwächen der Staatsmänner und andrer hervorragender Persönlichkeiten auf die Bühne. Erst seit 472 v. Chr. etwa wurden die Komödien in die offizielle Festfeier der Dionysosfeste aufgenommen, nicht bloß an den großen Dionysien, sondern auch am Kelterfeste (Lenaien) fanden Aufführungen statt, vom Staate aus wurde der Chor bestellt, und die aufzuführenden Stücke wie die Chöre traten in einen Wettkampf, wobei Preise den Siegern verliehen wurden. Eine locker gefügte Reihe von Szenen, die eine einfache Handlung mit allerhand Zwischenfällen darstellen, mehr die einzelne Situation mit aller Phantasie des Humors ausgeführt als ein Ganzes kunstreich entworfen, dabei

fast immer ein großer Redekampf — das sind die dramatischen Elemente der ältesten Komödie, der Chor nimmt viel mehr als in der Tragödie an der Handlung selbst teil, dazwischen aber singt er Lieder zum Preise der Götter und lustige Tanzweisen und wendet sich dann ohne weiteres zur herkömmlichen Verhöhnung einzelner Personen und spricht auch im Namen des Dichters zum Publikum (Parabase). In phantastischem Kostüm trat der Chor auf als Wespen, Frösche, Vögel, als Wolken, Mysterienfeiernde, Bergkobolde, als allerlei Volk von nah und fern, durch das Kostüm ihre eigentümliche Rolle nur andeutend (Schnabel, Wespenstachel); die Masken der Schauspieler waren ganz fratzenhaft, wie auch ihre sonstige Tracht etwas grotesk und für unseren Geschmack eher abstoßend war.



69. Szene aus einer Posse.
Darstellung auf einem aus Nola stammenden Mischkrug.

Die ältere Komödie.

Man hat bei der älteren Komödie wohl Märchenkomödie und politische Komödie unterschieden, aber auch die erstere streift immer die Tagesfragen, und auch in der letzteren entfernt sich die Dichtung von der Wirklichkeit, und im freien Spiel werden die Dinge verknüpft wie im Märchen, das einen phantastischen Kausalzusammenhang erfindet; eher burleske Posse als Lustspiel in unserem Sinne war die älteste Komödie. Namentlich seit Kratinos (gest. zwischen 423 und 421 v. Chr.), der mit Eupolis und Aristophanes dem großen Dreigestirn der Tragödie entspricht, wandten sich die Dichter der großen Politik zu und übten oft mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit das Zensorenamt, das heute die Presse als ihr Recht beansprucht. Keiner der früheren Staatsmänner, wie Perikles, Nikias, Kleon, Hyperbolos, Alkibiades, ist dieser Satire entgangen, die in seltsamen Karikaturen die Porträts der Verspotteten darstellte und zu oft aus niedrigen Motiven die Thätigkeit der Personen herleitete. Man begreift, daß es nicht an Versuchen der Angegriffenen fehlte, diese Pasquillanten, welche auch den auswärtigen Staaten gegenüber die athenische Politik herabsetzten, mundtot zu machen

oder ihnen wenigstens Beschränkungen aufzuerlegen; aber Athen war kein Polizeistaat, das souveräne Volk ergötzte sich viel zu sehr an der witzigen Verspottung der politischen Meister und ließ der Redefreiheit und -frechheit ihren zügellosen Lauf. Von Frauen wurden die Aufführungen der Komödie nicht besucht, die in den derbsten Witzen und in unflätigen Situationen schwelgte und jede Kraftäußerung des animalischen Lebens mit einer Wonne behandelte, daß daneben die Späße, mit welchen Shakespeare die Gründlinge des Parterres belustigte, noch zart sind. Daß die Frauen in der attisch-ionischen Gesellschaft so wenig galten, ist auch für den Ton der komischen Dichtung bedeutungsvoll gewesen, aus der eine ganz unbändige Sinnlichkeit spricht, die mit unverhüllter Offenheit alle Heimlichkeiten des Lebens dem Gelächter hinzeigt.

Kratinos. Kratinos war durch seine grandiose Phantasie, durch die Kühnheit der Bilder, durch die mächtige Schlagkraft des Witzes berühmt, der Aischylos der Komödie. Der Wein war sein heiliger Geist, als aber der jüngere Poet Aristophanes ihm darum mitleidigen Spott widmete, als ob im Wein seine Kraft untergegangen sei, dichtete er noch in alter Frische die „Flasche", in der des Dichters rechtmäßiges Eheweib, die Komödie, sich beklagt, daß der ungetreue Gatte in wilder Ehe mit der Flasche lebt; aber vor dem Richter geht er in sich und kehrt zur alten Liebe zurück, die Freunde müssen ihm fast den Mund stopfen, daß er nicht alles mit Versen überschwemmt. Mit dieser Dichtung schlug der alte Poet den jüngeren Bewerber noch einmal.

Aristophanes. Aristophanes (ungefähr 450—385 v. Chr.) trat erstaunlich frühreif hervor, um im Theater die Sitten der Zeit zu geißeln. In der ersten Zeit war er verbündet mit Eupolis, der durch die Bitterkeit seines Spottes wie durch die reiche Erfindung berühmt war und die schmeichlerischen, schmarotzenden Sophisten des Kallias ebenso an den Pranger stellte wie das frivole Treiben im Hause des Alkibiades. Aber die gemeinsame Arbeit der jungen Dichter ward bald zur litterarischen Fehde, der frühe Kahlkopf des Aristophanes war auch eine Zielscheibe des Witzes. Den schärfsten Ton der Polemik führt Aristophanes gerade in den frühesten Werken, wo die Heftigkeit seines Temperaments mit sprudelndem Witze sich äußerte; er stand auf der Seite der konservativen, aristokratischen Opposition, die nach jeder Schwäche der Gegner spähte und sie unbarmherzig persiflierte; im Peloponnesischen Kriege gehörte er der Friedenspartei an, welche die Verlängerung des Kampfes mit Sparta als ein Manöver der herrschlustigen Demagogen hinstellte.

„Ritter." In den „Rittern" (429 v. Chr.), in denen der Chor eben aus den Vertretern der ersten Klassen genommen ist, kämpfte er gegen Kleon, der als Sklave dargestellt wird und mit niedriger Schmeichelei, alle Mitsklaven schnöde behandelnd, den alten, jähzornigen, leichtgläubigen Demos (das Volk) beherrscht; aber seine ganze Gemeinheit wird überwunden durch einen Wursthändler, der ihn durch bodenlose Gemeinheit und Frechheit noch übertrumpft; der Demos wird schließlich

„Wespen." durch ein besonderes Kochverfahren verjüngt. — In den „Wespen" (422 v. Chr.) wendete sich Aristophanes gegen die Prozeßwut der Athener, die kein größeres Vergnügen kannten, als in den Geschworenengerichten als Richter zu funktionieren und für diese unterhaltende Thätigkeit ihren Sold einzustreichen. Der Chor stellte Wespen dar, die mit ihrem wütenden Stachel den verurteilungslustigen Bürgern glichen. Hassekleon, der Sohn, sucht den Vater, Kleonfreund, von seiner Krankheit zu kurieren, er etabliert ihm zunächst im Hause einen Privatgerichtshof, und von unvergleichlicher Komik ist es, wie mit allen Formen und Förmlichkeiten des attischen Rechts, mit den gewohnten Finessen der Prozeßredner jetzt der Rechtsstreit zweier Hunde verhandelt wird, bei dem schließlich auch die um Mitleid winselnden Kleinen nicht fehlen und das Urteil durch Betrug mit den Stimmsteinen gemodelt wird. Der Prozeß ist eine possierliche Parodie auf einen schwebenden Staatsprozeß. Der Alte wird nun weiter von seinen altfränkischen Gewohnheiten weg zu einer vornehmen Trinkergesellschaft gebracht, wo er in modischer Weise sich betragen, sich unterhalten, sich betrinken muß; aber der Alte artet aus, und verschiedene Prozesse drohen ihm, ein fröhliches Ballett, in dem er nach Thespismode tanzt, schließt das unendlich drollige Stück. Die heftigsten Angriffe gegen die volksbethörende Demagogie, den Unfug der Besoldung für die Ausübung bürgerlicher Pflichten, gegen die Sitten einer liederlichen, ränkesüchtigen Jugend sind eingestreut.

Für den Frieden tritt Aristophanes in den „Acharnern“ ein (425 v. Chr.), wo ein Bauer Dikaiopolis sich einen Separatfrieden stiftet und nun mitten im Getümmel des Krieges sein köstliches Bakchosfest feiert, in der „Lysistrate“ (411 v. Chr.), wo die Frauen in unsagbarer Weise die Männer zwingen, Frieden zu machen, und im „Frieden“ (421), wo der friedliche Bauer auf einem mächtigen, mit eigentümlichen Kuchen herangefütterten Mistkäfer auf zum Himmel sich erhebt, um von dort den Frieden zu holen. Er kehrt zurück mit der Festfeier und der Herbstfreude; die Gegensätze von Frieden und Krieg werden in anmutigen und scherzenden Bildern schön geschildert. Alte und neue Sitte hat der Dichter wiederholt einander gegenübergestellt, schon in seinem frühesten Stücke kam ein Redeturnier zwischen Junker Sittsam und Junker Liederlich vor; mit dem alten, kernfesten Marathonkämpfergeschlecht und seiner ehrbaren Familiensitte und schlichten Bildung vergleicht er das neumodische, schwatzende, tüftelnde, kraftlose, geckenhafte Volk mit seinen unnatürlichen Lastern und mit seinen unmoralischen Grundsätzen, die es so redefertig zu verteidigen weiß. Dem Kampfe gegen diese verderbliche Bildung der Sophistik sind die „Wolken“ gewidmet (423 v. Chr.), als Vertreter derselben wird aber Sokrates hingestellt, bei dem ein verschuldeter Bauer erst selbst die Kunst lernen will, wie man seine Schulden nicht zu bezahlen braucht, wie man die schwächere Sache zur stärkeren macht, dann seinen Sohn schickt, der aber nur lernt, den Vater schlecht zu behandeln. Auf die Gestalt des Sokrates sind hier alle Studien, alle Konsequenzen der entarteten Sophistik zusammengetragen, und so köstlich auch viele Szenen erfunden sind, welche die Naturforschung, die Grammatik und Rhetorik lächerlich machen, so zeigt uns doch gerade der Erfolg der Komödie, die für immer Sokrates dem Volke verdächtig machte, die verderblichen Folgen einer blind gehässigen Kritik, die um einen Lacherfolg die Wahrheit verketzerte.

Komödien zur Feier des Friedens.

„Wolken.“

Das vollendetste Stück des Dichters sind die „Vögel“ (414 v. Chr.), von einer Originalität der Erfindung, lustiger Phantastik, geistreichem Witz und gemütvollem Humor und einer so anmutig empfundenen Darstellung der Vogelwelt, daß es immer wieder das Entzücken hervorruft. Zwei athenische Projektenmacher, denen es in Athen nicht mehr gefällt, Beschwatzefreund und Hoffegut, wandern aus in eine Welt, wo es keine andern Sorgen gibt als eine Einladung zu einem Hochzeitsschmaus und Liebesgenuß. Von dem weitgereisten Kuckuck, der einst eine Tochter Athens zur Frau genommen, hoffen sie das Land zu erfahren; eine Krähe zeigt ihnen den Weg zu ihm. Sie bleiben bei den Vögeln, und diese gründen unter der Einwirkung der neu angekommenen Intelligenz eine neue Stadt, Wolkenkuckucksheim; denn die Vögel sind allen neuen Projekten gerade so zugänglich wie die Athener, und neuen Theorien, die alles auf den Kopf stellen, glauben sie gerade so vorschnell wie die Athener. Die Abweisung von allerlei unnützem Volk, das der neuen Gründung zuströmt, Wahrsagern, Dithyrambenpoeten, Sykophanten, die Verhandlung mit den Göttern, denen die Vögel den Opferdampf von der Erde absperren, und andres sind in der köstlichsten Weise durchgeführt.

„Vögel.“

Aristophanes hat nicht bloß in Sokrates die neue sittenverderbende Bildung bekämpft, auch die neue Musik und vor allem Euripides, den neuen Tragiker, trifft immer wieder sein Hohn. Die Bettelhaftigkeit seiner Helden, die Unmoral seiner Sentenzen, die Leierkastenmelodien seiner Chöre, die Windigkeit seiner Spekulation über die Götter u. dergl. wird er nicht müde zu verspotten, und seine Lachlust muß wunderbar erregt worden sein durch das sentimentale Pathos des Euripides, das er fort und fort parodiert und auf die gemeine Wirklichkeit anwendet. Die genialste litterarische Kritik übt er in den „Fröschen“ (405 v. Chr.), in denen er den Dionysos in die Unterwelt gehen läßt, um für die verwaiste tragische Bühne einen der verstorbenen Dichter heraufzuholen. Dort unten entsteht ein Wettstreit zwischen Aischylos, der bisher den tragischen Thron eingenommen hat, und dem neuangekommenen Euripides, Dionysos selbst wird Schiedsrichter. In einer meisterhaften Szene wird bei aller Komik der Kunstcharakter der beiden Rivalen doch aufs treffendste gezeichnet.

Angriffe auf Euripides.

„Frösche.“

Die Weiberfeindschaft des Euripides wurde Anlaß zu den „Thesmophoriazusen“ (411 v. Chr.). Die Frauen haben beschlossen, Euripides am Demeterfeste der Thesmophorien zu ächten, dieser sucht es zu hintertreiben und schickt zu seiner Verteidigung dorthin seinen Schwager, der sich als Weib verkleidet. Dessen Erlebnisse in der Versammlung und schließliche Befreiung bilden den weiteren Inhalt des Stückes, das, voll übermütiger Frechheit, von den Frauen ein noch viel schlimmeres Bild entwirft, als es je Euripides gethan. Das dritte Weiberstück des Dichters sind die „Ekklesiazusen“ (389 v. Chr.). Die Frauen schleichen sich verkleidet in die Volksversammlung und setzen es durch, daß ihnen das Regiment gegeben wird. Güter- und Weibergemeinschaft wird proklamiert. Das gibt zu den derbsten Szenen Anlaß. Die Ideen zu Zukunftsstaaten, die damals auftauchten, wie der platonische, werden hier zu einer ausgelassenen Posse benutzt. — In seinem letzten Stücke (388 v. Chr., Neubearbeitung eines älteren), dem „Plutos“ (Reichtum), hat Aristophanes noch mehr von der politischen Polemik abgelenkt, in allegorischen Gestalten läßt er den Reichtum, der blind ist und nun geheilt wird, und die Armut auftreten. Allgemeine soziale Zustände werden hier beleuchtet; nicht mehr bestimmte Individuen der Stadt, nur allgemeine Typen, der Sykophant und der Schmarotzer, die alte Kokette mit ihrem leichtfertigen Burschen, der Priester des Asklepios, der mit seinem Traumorakel betrügerische Geschäfte treibt, werden in leibhafter Charakteristik gezeigt, aber der alte übermütige Witz prasselt nicht mehr auf die öffentlichen Verhältnisse. Der Peloponnesische Krieg war zu Ende gegangen, die Kraft des Volkes war erlahmt, und auch die Geldmittel fehlten, um die ausgelassenen

Weiberkomödien.

„Plutos.“

Chöre der Komödie auszustatten. Hier mußte Einschränkung eintreten. Auch die Komödie ist zahmer geworden, die überschäumende Lustigkeit der alten Tage mit dem kühnen, fliegenden Schwung der Phantasie ist vorüber; noch fehlt es nicht an der Kunst, die Situation und die Charakteristik komisch auszugestalten; aber man geht immer mehr der Besprechung der politischen Fragen aus dem Wege. Philosophische und andre litterarische Interessen werden wichtiger. Die kleinen Miseren des Hauses nehmen einen breiten Raum in den Gedanken des Bürgers in Anspruch. Die Gesellschaft wird unpolitisch, wird zahmer, gebildeter, feiner im Ton, nicht besser in der Moral, verliert an Derbheit und Kraft, an Roheit und Gesundheit, glaubt nur noch an den Zufall und das Geld und hat für jede Sünde ein gutes Wort, aber auch die Sünden sind bescheidener, mehr Intrigen als zugreifendes Handeln.

Mittlere Komödie.

Den Übergang zur neuen Komödie, welche in der Zeit nach Alexander dem Großen ihre Blüte gehabt hat und die Ahne des modernen Lustspiels geworden ist, bildet die mittlere. Der „Plutos" des Aristophanes gehörte schon einem veränderten Geschmacke an. Die Chöre, für die der Bürger die Kosten nicht mehr aufbringen konnte, fielen fort, die dramatische Handlung wurde dafür kunstvoller ausgebildet, die Politik

70. Charaktermaske der neueren attischen Komödie: Polternder Vater.

wurde nur ausnahmsweise noch gestreift, die Darstellung einzelner Personen hörte auf. Anfangs wurden noch mit Vorliebe sagenhafte Stoffe behandelt, die rationalistische Deutung der Mythen fand oft einen seltsamen, sehr irdischen Zusammenhang als geschichtlichen Kern heraus. Die Tragödie des Euripides hatte daran gewöhnt, die erhabenen Gestalten der Heroen ihres Schimmers entkleidet und in alltägliche Menschen verwandelt zu sehen, der derbe Humor der Festtage hatte schon früher auch Götter und Helden in ihren lustigen Kreis gezogen; jetzt wurde es ein Hauptspaß, die Situationen der Sagenerzählung, in denen ein Keim von Komik stak, auszubeuten und auch die Tragödien parodisch zu behandeln. Athen war der Mittelpunkt des geistigen Lebens geblieben, auch als es seine politische Macht eingebüßt hatte, die litterarischen Persönlichkeiten standen an Rang jetzt den politischen gleich. Philosophen, Dichter, Musiker und Künstler in ihren Produktionen und in ihrem Privatleben wurden gern kritisiert und karikiert, das Stutzertum der Akademie, die sogenannte Natürlichkeit der Kyniker, die Hungerleiderei der Pythagoreer. Auch Legenden der Litteraturgeschichte, wie die Liebe und der Selbstmord der Sappho, wurden ausgenützt. Mit scharfer Beobachtung wurden die Eigenheiten der einzelnen Stände und Berufsarbeiten ins Auge gefaßt und für

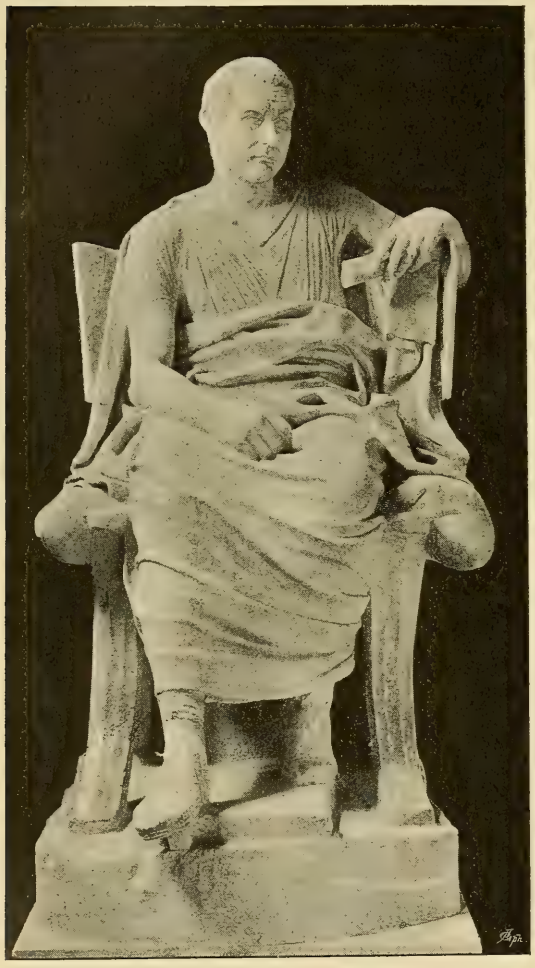
die Bühne gewonnen, die Charlatanerie der Ärzte und Apotheker, der Humbug der Wahrsager, die Thorheiten der Schuster und Bauern; Narren wurden entdeckt, der Musiknarr, der Euripidesnarr, der Gerichtsnarr, und auch die zum Spott reizenden Besonderheiten fremder Städte und Völker gelangten auf die Bühne der Böoter und der Korinther, der Ägypter und der Karthager, worin sich schon ganz der kosmopolitische Zug verrät, den die griechische Gesellschaft durch Alexanders Eroberungen erhält. Dann traten die Typen hervor, welche die jüngere Komödie beherrschen, darunter noch der reklametolle Koch (dessen Kunst in der sinkenden Zeit immer wichtiger wurde), der unverschämte Fischhändler (mit dem man um das liebe unentbehrliche Fischgericht kämpfen mußte), der Parasit, der als Lustigmacher für geistlose Tafelrunden diente, amüsant bei Tisch, dann zum Hinauswerfen gut, die Offiziere, die in der Zeit des Söldnertums nach einem beutereichen Feldzuge sich amüsieren wollen, arg aufschneiden und männlich thun, aber manchmal recht feige sind. Vor allem gewannen die Hetären die Herrschaft auf der Bühne wie im Leben, wo sie die hervorragendsten Männer, Politiker, Dichter, Künstler in ihre Netze zogen, die bei ihnen alle Reize des weiblichen Verkehrs genießen konnten, ohne die Sorgen einer ehelichen Verpflichtung zu übernehmen. Die typischen Erscheinungen wurden oft so auf die Spitze getrieben, daß man eher Ausgeburten des abstrakten Schulwitzes als poetisch gefaßte Individuen gab.

Die beiden Hauptvertreter der mittleren Komödie sind Antiphanes, der kein geborener Athener war und 388 v. Chr. etwa zuerst in Athen auftrat, und Alexis, der aus Unteritalien stammte und zwischen 390—285 v. Chr. lebte. Beide besaßen eine unerschöpfliche Produktivität, und schon die Titel ihrer Stücke zeigen die Jagd nach immer neuen Stoffen und Motiven, die Kraft, alle möglichen Gestalten in Bewegung zu setzen. Die ausgebildete Technik der Gattung wurde bei den Talenten zweiten Ranges zur handwerksmäßigen Routine, welche den alten Situationen und Charakteren nur ein neues Mäntelchen umhängt. Von dem ersteren zählte man 206 oder gar 365 Stücke, von dem zweiten 245. In ihrer Zeit und ihren Arbeiten treffen sie schon mit der neuen Komödie zusammen, welche fast ausschließlich in das Privatleben greift und ihre Stücke gewöhnlich mit einer Hochzeit oder Verlobung abschließt.

Neue Komödie. Menander.

Der gelesenste Dichter der späteren griechischen Zeit, Menander (342—291 v. Chr.), war der Schüler des Theophrast, der Jugendfreund des Epikur (s. später), mit dem er in der Auffassung der Welt so vielfach zusammenstimmt; sein Leben spann sich fast ganz in Athen ab, das er selten verließ, vergebens wollte ihn Ptolemaios an seinen Hof in Alexandreia ziehen. Er liebte sein behagliches Landgut, wo ihm das Leben zwischen Arbeit und Genuß verging, die seelenvolle Glykera und die muntere Thais verschönten sein Dasein; elegant und zierlich war sein Auftreten. So erscheint er auch in der sitzenden Statue, behaglich, bequem, nicht ohne Selbstgefühl, ein Kenner des Lebens. Er vor allem wußte die Handlung eines Lustspieles geistreich zu erfinden und glücklich durchzuführen, er schrieb Charakterdramen und Intrigenstücke, in denen bald die Entfaltung der Charaktere, bald die Verwickelung, wie sie List und Schlauheit anrichtet und der Zufall verwirrt, den Zuschauer fesselten. Derbe Witze liebte Menander nicht, sein Konversationston war fein und artig, belebt von Ironie und geistreicher Laune, oft rhetorisch gesteigert. Berühmt waren seine Sentenzen, die man sammelte, keine tiefe Sittlichkeit sprach aus ihnen, aber Lebensklugheit und humane Gesinnung, manchmal verriet ein pessimistischer Zug, daß all das Genießen doch kein Genüge dem unruhigen Gemüt gab.

Die Stücke der neueren Komödie spielten in Athen, aber sie hätten ebensogut überall in der griechischen Welt spielen können. Darum fanden sie allenthalben den gleichen Beifall und übten sie später auf das römische Publikum die gleiche Anziehung aus wie auf das griechische, gerade die allgemein menschlichen Züge, wie sie sich mit dem Alter, dem Geschlechte, der sozialen Stellung in den einzelnen Temperamenten notwendig entwickeln, wurden von dem Dichter aufgefaßt. „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd", ein Wort des Terenz, war überhaupt der Spruch der neueren Komödie. Das alltägliche Leben studierten Menander und seine Dichtergenossen, um in einem getreuen Spiegel die Bilder desselben aufzufangen. Sie prägten bestimmte Rollen aus, wie es die Vorgänger schon begonnen hatten, aber sie beschränkten sich mehr auf den Kreis von Typen, die im Familienleben hervortreten. Sie liebten es, Kontrastfiguren nebeneinander zu stellen, um die verschiedenen Charaktere dadurch schärfer zu beleuchten oder die möglichen Schattierungen desselben Grundcharakters zu zeigen. Männer im kräftigen Alter fehlen ganz, nur Greise und Jünglinge werden in ihren Konflikten zusammengeführt. Denn was der Sohn erstrebt, sagt dem Familienvater oft gar nicht genug. Unter den Greisen der Komödie gibt es wohl auch liebenswürdige, humane Naturen, die noch nicht vergessen haben, daß auch sie einmal jung gewesen, aber noch häufiger ist die Klasse der gestrengen Haustyrannen, geiziger, mürrischer, schwarzsichtiger Alten, die ihre Jahre oft nicht vor einem Rückfall in die Jugendthorheit schützt. Ihre selbstgefällige Eitelkeit, die gern mit Klugheit prunkt, wird aber leicht auf den Leim gelockt, und diese alten Böcke und Hämmel zu prellen, gehörte zu den Hauptspäßen der Komödie. Auch die Jugend hat ihre verschiedenen Typen, neben den kreuzbraven stehen leichtsinnige, verschwenderische Burschen, neben den melancholischen die lebenslustigen, neben dem vornehmen Städter der reiche dumme Bauer. Alle Stadien der Verliebtheit werden an dieser Jugend rührend oder ergötzlich entwickelt. Denn die Liebe, die das Feuer der Jugend entzündet und die Alten oft noch zu Narren macht, war die vorherrschende Leidenschaft der Komödie. Aber nicht um eine Liebe, die zur bürgerlichen Ehe führte, handelte es sich in den meisten Stücken, denn anständige Mädchen waren für die Bühne zu langweilig, und das Heiraten wird als höchste Last, eine Herkulesarbeit regelmäßig beklagt und derjenige verflucht, der es in die Welt gebracht hat: die Launen der reichen Frau und die Sorgen um die Kinder bilden ein stehendes Thema der ehelichen Lamentationen.



71. Menander.
Marmorstatue im Vatikan zu Rom.

Im Mittelpunkte des Interesses standen in der Komödie die Hetären, und der Dichter besang so „ein Frauenzimmerchen, — Verwegen, doch Zutrauen erweckend und hübsch dabei, — Unbillig, die Thür verschließend, begehrlich in einem fort, — Die keinen liebt und doch sich so anstellt allezeit." Manche entzückend graziöse Figuren haben die Dichter aus ihnen geschaffen, und auch solche fehlen nicht, die wie die moderne Kameliendame ein gutes Herz haben. Den Hebel der Intrige führten die Sklaven, auch sie in zwei Klassen geschieden, die ehrlichen und die verschmitzten. Die letzte Art wurde mit unendlicher Erfindungsgabe variiert, ihre Zungenfertigkeit

und Verlogenheit, ihre Frechheit und verwegene Schlauheit, die so oft im Interesse der leichtfertigen Söhne die leichtgläubigen Alten prellt, ihre grundsätzliche Gemeinheit wie die triumphierende Überlegenheit ihres Verstandes wurden von dem Publikum höchlichst bewundert, sie vertraten oft das derbkomische Element im Lustspiel. Auch rührende Familienstücke werden gedichtet: ein Kind ist ausgesetzt worden oder von Sklavenhändlern gestohlen, die Jungfrau kehrt in die Heimat unerkannt zurück, ein Jüngling verliebt sich in sie, die Erkennung löst allen Konflikt.

Die übrigen Lustspieldichter.

Neben Menander steht **Philemon** von Soli (361—263 v. Chr.), der wirklich für eine Zeitlang nach Alexandreia ging, in seinem Schaffen durchaus gleichartig, lebensvoller und anschaulicher in einzelnen Szenen, mannigfaltig in der Handlung,

72. Der erzürnte Hausherr.

Szene aus einer neuattischen Komödie.

aber nicht so fein und geistreich wie sein Rivale. Zu diesen beiden sei noch genannt **Diphilos** und **Poseidippos**, dessen Porträt uns in dem Pendant zur Menanderstatue bekannt ist. Gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. hat sich die Komödie in Griechenland erschöpft, was später noch gedichtet wurde, erregte nicht mehr die Achtung der Zuschauer, man griff immer wieder zu den älteren Dichtern zurück. Kein Stück der mittleren oder neueren Komödie ist erhalten, aber von beiden gibt es Nachbildungen durch die römischen Lustspieldichter Plautus und Terenz. Durch die Vermittelung derselben hat die griechische Komödie auf die Entstehung der modernen eingewirkt, Molière verdankte nur wenig dem Aristophanes, sehr viel dem Menander.

Die Prosa.

Während noch die griechische Lyrik und das Drama mit seinen glänzendsten Schöpfungen das Leben der Nation auszufüllen schienen, trat immer mehr eine andre Betrachtung der Welt hervor, die nicht die Erscheinungen in freigestaltender Phantasie verband oder die Regungen des Gemütes in melodischen Versen ausschwingen ließ, sondern mit nüchternem Verstande und unbefangen beobachtendem Blick die Kräfte der Natur und die Geschehnisse der Menschenwelt zu erforschen strebte, Philosophie und Geschichtschreibung. Wie die Probleme der wissenschaftlichen Untersuchung auch die Dichter ergriffen, haben wir an Euripides gesehen. Immer mehr wurde die Reflexion, die nach Aufklärung strebte, die geistige Macht im Leben. Das Große, was die Nation erlebte, wollte sie in der Erinnerung festhalten, so wie es gewesen war; die Achtung vor der Wahrheit und Wirklichkeit erlaubte der Phantasie nicht mehr, frei mit geschichtlichen Thatsachen zu spielen und ein buntes Gewebe aus ihren Fäden zu wirken.

Anfang des wissenschaftlichen Denkens.

Jonien mit seinem weithin reichenden Handelsverkehr, seinen Kolonien, dem vorwärtsdrängenden Leben seiner Gemeinden, den mannigfachen politischen und sozialen Gegensätzen ist auch die Heimat der griechischen Wissenschaft. Die Gedichte Hesiods enthielten den Versuch, ein Bild der Welt zu geben, indem sie von der Entstehung der Götter erzählten, welche mächtig in aller Natur geboten, und dem Verlangen nach Erkenntnis der Vorzeit wollten sie genügen, indem sie die Helden in genealogische Reihen brachten. Die Kykliker hatten gerade in der Aufreihung der Sagen an einem geschichtlichen Faden gleiche Ziele verfolgt. Die Lyrik, die das persönliche, individuelle Gefühl auslöst, war begleitet von einer Reflexion, die über das praktische Leben, seine Forderungen und seine Gefahren, Klarheit suchte. Die satirische Dichtung wie die äsopische Fabel gehen aus einer scharfen Beobachtung des wirklichen Lebens hervor, und ein Bild von dem, wie es sein sollte, schwebte ihnen vor, wenn sie die Schwächen der Menschen in Zerrbildern zeigten. Wie sehr das Interesse den charakteristischen Äußerungen der einzelnen Personen zugewandt war, zeigen die novellenartigen Erzählungen von Kroisos, von griechischen Tyrannen und Weisen, von Junkern und Dichtern. Vorläufer der philosophischen Denker, welche eine Erklärung der Weltvorgänge suchen, waren auch die sogenannten sieben Weisen (um die Wende des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr., ihre Zahl und ihre Aussprüche erst im 4. Jahrhundert v. Chr. aufgestellt), Thales von Milet, Pittakos aus Mitylene, Bias aus Priene, Solon aus Athen, Kleobulos aus Lindos, Periander von Korinth, Cheilon aus Lakedaimon, Männer, die durchaus im praktischen Leben standen und in staatsmännischer Arbeit, vielfach als Gesetzgeber, gereifte Einsicht und Menschenkenntnis bewährten. Was sie sagten, war im Grunde nicht neu, aber eigentümlich in der Form. In kurzen Sätzen stellten sie Lebensregeln auf, die aus klarer Einsicht in den Weltlauf, nicht aus dunklem Gefühl oder aus bloßer Beobachtung ihnen zum Bewußtsein gekommen waren. Vor allem empfahlen sie die echt hellenische Tugend, maßzuhalten, nicht nach Unmöglichem zu greifen, sich zu beherrschen. Die Zeit lebendiger Bildung und nachdenklicher Stimmung spricht aus der dringenden Mahnung, alles zu üben, Bildung zu lieben, sich selbst zu erkennen; und die Macht des demokratischen Staatslebens tritt in der Forderung auf, allen zu gefallen. Weist Solon auf die gnomischen Dichter, so führt uns Thales in den Kreis der ionischen Naturphilosophen. Die Bekanntschaft mit den mathematischen und astronomischen Entdeckungen, welche in den alten Kulturländern des Euphrat und des Nil gemacht worden waren, trieb nicht bloß zu weiteren Beobachtungen der Natur, sie führte auch zu einer ganz originalen Auffassung der Welt,

Die sieben Weisen.

Die ionischen Naturphilosophen. Thales.

welche der alten mythischen entgegengesetzt war. Man entwöhnte sich, überall die eingreifende Gewalt der Gottheiten in den Bewegungen der Welt zu sehen, man fand die ewig gleiche Regelung der Dinge, und der Verstand konnte sie berechnen wie die Sonnen- und Mondfinsternisse. Den kühnen Schritt zu einer solchen Auffassung, die der religiösen Phantasie ihr Spiel verkürzte, ohne sich ganz ihrer Macht zu entziehen, thaten die Denker von Milet. In der Stadt des rastlosen Erwerbes war es möglich, auch andre als die bloß nützlichen Dinge zu bedenken; die unermüdliche Begier des Joners, zu fragen, stellte sich nun selbst Fragen und verlangte von dem eignen Denken die Antwort. Hier wurde die Sonnenuhr verwendet und der Tag wie in Babylon in zwölf Stunden geteilt, hier wurde eine Erdkarte entworfen. Die Betrachtung dieser milesischen Philosophen war der äußeren Natur zugewandt, und namentlich die Frage stellten sie, aus welchem Stoffe ist die Welt gebildet, da das Nachdenken in der ewigen Umbildung der Stoffe nach der Einheit eines zu Grunde liegenden Stoffes suchte. Thales, der bekannt war mit der Weisheit Ägyptens und Babylons und auch als Politiker Einsicht und Energie besaß, bezeichnete das Wasser, das Flüssige, mit seinen wandelbaren Zuständen als einen solchen Grundstoff; ein Unbestimmtes, aus dem die Bildungen sich ausscheiden, Anaximander, die Luft Anaximenes. In dem Stoffe lag ihnen unzertrennbar die treibende Kraft, Seele hat der Magnet wie die Pflanze und der Mensch.

Bedeutung Milets.

Die Zerstörung Milets durch die Perser (494 v. Chr.) war für den Bestand dieser wissenschaftlichen Arbeit verhängnisvoll, in einer andern ionischen Stadt wurde sie fortgesetzt. Der Kolophonier Xenophanes, der mit den Lehren der Milesier vertraut war, wanderte schon 545 infolge der persischen Invasion aus der Heimat und starb nach 67jährigem Wanderleben im großgriechischen Elea. Von Bedeutung ist sein philosophisches Lehrgedicht, in dem er namentlich gegen die herkömmliche Auffassung der Volksreligion, welche den Göttern menschliche Gestalt und menschliche Schwäche beilegte, die schärfsten und treffendsten Angriffe führte. Das philosophische Denken führte er weiter, indem er einen Ausgangspunkt der Weltbewegung suchte; diesen Anfang fand er in Gott, der eines ist und einheitlich, unentstanden und unvergänglich, er enthält alle Dinge, er ist das All, das Eine. Aber indem er an dem Einen festhielt, war er unfähig, die Vielheit der Erscheinungen in der Welt zu erklären; und so kam Herakleitos von Ephesos ([?] 535—475 v. Chr.) vielmehr zu der Auffassung, aus einem Beharrenden ist das Entstehen gar nicht abzuleiten: wie soll etwas, das ist, übergehen in ein andres, das noch nicht ist? Ursprünglich und ewig ist die Veränderung, alles ist im Flusse begriffen, in jedem Augenblick; und weil Temperaturveränderungen in dem Werdeprozesse zu bemerken sind, so kam er auf ein Urfeuer, ein rastlos bewegtes. In dem Wechsel der Dinge entdeckte er sich wiederholende Veränderungen, die ihn zur Auffindung des naturgesetzlichen Verhaltens (Schicksal, Recht, Vernunft der Welt nennt er es) führten. In einem Widerstreit von Gegensätzen vollzieht sich die Entwickelung; der Krieg ist der Vater, der König aller Dinge, aber unsichtbare Harmonie herrscht doch, da alles aus der allgemeinen feurigen Lebensfülle hervorgeht. Eine Reihenfolge von Weltbildung und Weltzerstörung ist in diesem Werdegange das Ergebnis der Übergänge in immer andre Zustände. Im menschlichen Leben forderte er bewußte Unterwerfung unter das Weltgesetz wie unter die Gesetze des Staates. An die Unsterblichkeit der Einzelseele glaubte er nicht, aber der Tod war ihm keine völlige Vernichtung, jedes Sterben ist ein Werden. Ein aristokratisch gesinnter Mann, verbitterte er sich gegen die Willkür der aufkommenden Demokratie. Wegen seiner Sprache hieß er der Dunkle; dem tiefsinnend mit dem Weltinhalt ringenden, phantasiegewaltigen Denker war es schwer, für jedermann verständlich zu reden, mehr wie rätselhafte Prophetie klangen seine mächtigen Worte.

Xenophanes aus Kolophon.

Herakleitos.

Die Eleaten. Aber wenn Heraklit selbst klagte, daß nichts in der Welt von Dauer sei, hielten andre um so fester an der Idee des Einen und Unveränderlichen, wie sie von Xenophanes, wenn auch unvollkommen, gefaßt war. Parmenides (geb. um 510 v. Chr.) und Zeno (geb. um 490), die Eleaten, fanden von diesem Einen, das ihr Denken für notwendig hielt, keinen Weg zum Veränderlichen, sie leugneten den Weltprozeß und erklärten ihn für Schein, den die menschlichen Sinne uns vortäuschen. Mit Scharfsinn deckte Zeno Widersprüche im natürlichen Denken auf; und seine Beweise dafür, daß die Bewegung eigentlich unbegreiflich sei, haben eine große Geschichte („Der fliegende Pfeil ruht", „Achill kann eine kriechende Schnecke nicht einholen"). Die kühne Entschlossenheit dieser Männer konnte aber nicht befriedigen; die Thatsache, daß etwas geschieht, mochte unbegreiflich sein, aber sie war darum doch nicht wegzudisputieren. So kam man dazu, mehrere Grundstoffe anzunehmen und alles Entstehen und Vergehen als Verbindung und Trennung, als mechanische Vorgänge zu verstehen. Empedokles, Anaxagoras und die Erfinder der Atomenlehre haben in dieser Richtung den Ausgleich gesucht.

Empedokles. Empedokles aus dem sizilischen Agrigent (geb. um 490 v. Chr.) ist der erste Dorer in der Geschichte der Philosophie. Er nahm vier Elemente an (Feuer, Luft, Wasser, Erde), deren Teile sich mischen oder trennen. Stoff und Kraft sind nicht in den gleichen Elementen vorhanden, Liebe und Haß wirken in der Welt, jene erregt die Weltbildung, dieser die Trennung, das Vorwalten der Liebe führt zu einem Zustande höchster Seligkeit. Seine Naturauffassung hat manches glückliche Aperçu; auch über die Bildung der organischen Wesen trug er einzelne Gedanken vor, die an Darwins Ideen von der Erhaltung des Zweckmäßigen erinnert haben. Aber indem er mit diesen Vorstellungen ein Bild des Ganzen entwarf, verfiel er in eine fast kindliche, phantastische Weltdichtung; ein Fehler vieler griechischen Philosophen, mit wenig Bausteinen ein ganzes Weltgebäude aufführen zu wollen. In seinem Wesen vereinigten sich merkwürdig der Naturforscher und der Theologe, der an die persönliche zaubermächtige Einwirkung auf die Dämonen des Erdenlebens glaubte und wie ein Wunderarzt und Sühnepriester, geehrt wie ein Gott, die Städte Siziliens durchzog. Er rühmte sich der Gewalt über Wind und Regen und die Verstorbenen im Hades, er ließ sich fragen, wo die Straße zum Heil sei, und wies über alle Zeit und Zeitlichkeit auf ein seliges Gottesdasein. So glaubten die Menschen, er sei entrückt zu göttlichem Leben, durch einen Sprung in den Feuerschlund des Ätna sollte er sich selbst entfernt haben. Er stand in manchen Dingen den noch zu erwähnenden Pythagoreern nahe, in der Wanderung der Seele durch viele Gestalten, in dem Glauben an die Verwandtschaft alles Bestehenden, in der reinen Gottesanschauung. Nicht Prosa faßte seine Gedanken, in der begeisterten Sprache eines schauenden Poeten trug er sie in zwei Dichtungen vor.

Anaxagoras. Während die beiden Eleaten Parmenides und Zeno nur vorübergehend in Athen waren, um die glänzende Entfaltung der neuen Herrscherin zu sehen, welche die ersten Geister von Hellas anzog, hat Anaxagoras von Klazomenai (geb. um 500 v. Chr.) lange dort Aufenthalt genommen und auf Perikles großen Einfluß geübt. An Stelle der vier Elemente setzte er Stoffe, die, soweit man sie zerlegt, immer wieder in gleichartige Teile zerfallen, eine bestimmte Eigenschaft also schon besitzen. Sie würden sonach eine Ähnlichkeit mit den chemischen Elementen haben, aber nach seiner Kenntnis der Natur mußte Anaxagoras allerdings auch Knochen, Fleisch und Mark dazu rechnen. Er fand in der Welt Ordnung und Zweckmäßigkeit, namentlich in den Erscheinungen am Himmel, die von jeher in ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit den Beobachter in Staunen gesetzt haben, aber auch die Entwickelung der Pflanzen schien sich nur zu erklären, wenn in der ganzen Welt eine belebende und ordnende Kraft war. Einem Teile der Stoffe, den leichtesten und feinsten, wies er die Aufgabe zu, Ursache der Bewegung für die übrigen

zu sein und dem Ganzen jenen einheitlichen Charakter zu geben, der für das Denken sich offenbart. Ein rein geistiges Wesen kannte er wohl noch nicht, wenn er auch den weltgestaltenden Stoff Nus (Verstand) nannte. In der Erklärung der Naturdinge ging er nicht der Aufsuchung der Zweckthätigkeit dieses Nus nach, sondern leitete die Erscheinungen aus physikalischen Gesetzen ab. Die Gestirne sah er als Weltkörper ähnlich der Erde an, den Mond dachte er sich bewohnt. Eine so unbefangene wissenschaftliche Art konnte in dem frommen Athen dem Rufe der Ketzerei nicht entgehen, und als die Maulwürfe an Perikles' Sturze arbeiteten, brachten sie zunächst seinen aufgeklärten Freund zu Falle (434 v. Chr.). In Lampsakos wurde er wieder Mittelpunkt eines wissenschaftlichen Kreises und starb in hohen Ehren (428).

Pythagoras.

In der Welt die Grundform und ihre Ordnung zu bestimmen, waren besonders die Pythagoreer bemüht, deren Meister allerdings schon einem früheren, religiösen Zeitalter angehört. Pythagoras stammte von der Insel Samos (geb. um 580 v. Chr.), Abneigung gegen das Tyrannenregiment des Polykrates trieb ihn fort. Nach vielen Reisen durch griechische Städte und Ägypten gelangte er nach Unteritalien, in dem aristokratischen Kroton sammelte er eine Genossenschaft um sich, die er zu einem sittlich religiösen Leben nach strengen Grundsätzen vereinigte. Mächtig wirkte seine reformatorische Persönlichkeit, der Nachwelt erschien er wie ein Gott, manche Züge über seinen Verkehr mit der Natur erinnern an Franz von Assisi. Reinheit des Glaubens und Reinheit des Gemüts und der Lebenshaltung machte er den Seinen zur Pflicht, mit Askese und mystischen Weihen wollte er die Seele erheben. Erwähnt ist schon seine Lehre von der Seelenwanderung, die man auf ägyptische Weisheit zurückführte, Buße der Vergehen und Läuterung zu einem göttlichen freien Dasein erwartete er von ihr. Seinen Anhängern gab er die Richtung zur Beschäftigung mit Mathematik und Musik. In den wilden Parteikämpfen zwischen Aristokratie und Demokratie, die gegen 500 v. Chr. Unteritalien erfüllten, ist sein Bund gesprengt worden, der über mehrere Städte sich ausgedehnt hatte, dabei sollte er selbst in wunderbarer Weise den Tod gefunden haben. — Die Arbeiten des Lehrers, der keine Schrift hinterlassen hat, wurden von den Schülern weitergeführt. Wertvoll ist seine Entdeckung, daß manche Naturgesetze sich auf ein Zahlenverhältnis zurückführen lassen, er machte diese Beobachtung an den arithmetischen Verhältnissen der Saitenlängen des Heptachords, auch die Bewegungen der Gestirne erschienen als regelmäßig und durch Zahlen bestimmbar. So wurde dem Pythagoras die Zahl dasjenige, was in den Dingen formbestimmend wirkt, ja die Zahlen die Urbilder aller Dinge. Die phantastische Zahlenmystik, die weiter ausgesonnen wurde, um den Zusammenhang der Welt zu erklären, lassen wir beiseite, sie wurde allerdings in der Geschichte des Aberglaubens und der schwarzen Künste sehr bedeutungsvoll. Wichtig wurden noch ihre astronomischen Forschungen, auch die Bewegung der Erde nahmen sie an. Sie glaubten, daß die Planeten sich in Sphären in bestimmten Absätzen umschwingen, damit hing ihre Annahme einer Sphärenmusik zusammen. Sogar die Drehung der Erde um ihre Achse wurde von ihnen schon behauptet. Aber wenn sie auch namentlich in der Mathematik manchen Fund gemacht haben, woran der pythagoreische Lehrsatz noch heute erinnert, schließlich hat ihre Phantastik ihre Naturforschung sehr beeinträchtigt.

* * *

Anfänge der Geschichtschreibung.

Neben Anaxagoras treffen wir in Athen auch den Vater der Geschichte, Herodot. Wir besprechen kurz die bisherige Entwickelung der Geschichtschreibung. Auch ihre Anfänge weisen uns nach Jonien und nach dem Mittelpunkte des großen kleinasiatischen Handelsverkehrs, Milet, wo gegen Ende des 6. Jahrhunderts der Wissenstrieb auch die geschichtlichen Überlieferungen sammelt und sichtet. Bisher hatte das Epos den

Griechen die Geschichte der Ahnen erzählt, die Stammherren der alten Königsfamilien und der alten Häuser des Adels verherrlicht. In die überströmende Fülle von Sagen, die sich in den einzelnen Landschaften gebildet hatten, brachte die Dichtung um die Mitte des 7. Jahrhunderts einen gewissen Zusammenhang. Daneben kamen nirgend jahrbuchartige Aufzeichnungen der Stadtgeschichte auf. Nur magere Listen, in denen merkwürdig genug die Sieger der olympischen Spiele, weiter die Priester an hervorragenden Heiligtümern, endlich die Regenten in einzelnen Fürstenhäusern aufgezählt waren, wurden abgefaßt und sind ein sprechendes Zeugnis, wie stark noch der poetische Trieb der Sagenbildung, wie gering das Verlangen nach sicherer Kunde von den Ereignissen früherer Zeiten war. Den Griechen fehlte ein großer Mittelpunkt, wo das nationale Leben sich zusammenfaßte, sie haben nichts aufzuweisen, was sich mit den großen Denkmälern und Inschriften der orientalischen Königreiche vergleichen ließe. An das Epos knüpfte die erste prosaische Erzählung an: die Logographen, d. h. die Aufzeichner der Geschichten, erzählten von den Stammbäumen der vornehmsten Geschlechter und von den Gründungen der wichtigen Städte Kleinasiens und schlossen daran die Berichte von den Geschicken der asiatischen Völker, mit denen dieselben freundlich oder feindlich in Berührung gekommen waren. Der hervorragendste dieser Schriftsteller ist Hekataios von Milet, der zu den entschlossensten Führern der ersten ionischen Erhebung (510 v. Chr.) gehörte und seine Landsleute auf den Flottenkrieg hinwies, für den alles, auch das heilige Tempelgut eingesetzt werden sollte. Mit entschiedener Kritik trat er der ganzen Flut der Überlieferung entgegen, als er sein Geschichtswerk mit den Worten begann: „Hekataios spricht so: das Folgende schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint, denn die Sagen der Hellenen sind mannigfaltig und lächerlich.“ Er unternahm es zuerst, die Genealogien aller Stämme und Landschaften zu verbinden, und wenn er auch den Mythos keineswegs scharf von der Geschichte trennte, so versuchte er doch schon, rationalisierend in fabelhaften Mythen einen geschichtlichen Kern zu entdecken. Bedeutend war er auch als Geograph, er verbesserte die Weltkarte des Anaximander und erläuterte sie in einer Erdbeschreibung, zu der er eine außerordentliche Fülle von Thatsachen durch Erkundigungen und weite Reisen zusammengebracht hatte. Von Spanien, das ihm durch phönikische Seefahrer gut bekannt war, bis zum Kaspischen Meere reichte seine Kenntnis. — Zusammengefaßt wurden die Arbeiten der Logographen in einem chronologischen System von Hellanikos von Lesbos (485—400 v. Chr.), der auf seinem Wege allerdings wunderliche Entdeckungen machte, z. B. daß Troja im 18. Regierungsjahre des Agamemnon 1209 erobert sei, ja er rechnete sogar den Tag der Eroberung heraus. Er schrieb auch eine Chronik von Athen und behandelte die persische Geschichte. Aber der rechte Erzähler des großen nationalen Kampfes wurde Herodotos (484—425; Abb. s. Bd. I, S. 442).

Logographen.

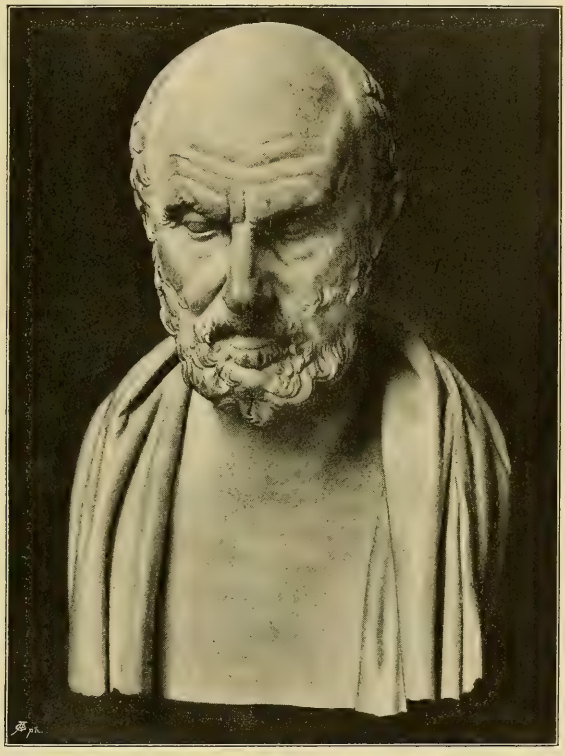
Hekataios.

Hellanikos.

Herodotos.

Herodot war geboren zu Halikarnaß, das zum Vasallenstaate der Königin Artemisia gehörte. Er hat mit seinem Oheim Panyasis, dem Epiker, an den Kämpfen gegen die Fremdherrschaft teilgenommen; aber zunächst erfolglos. Später half er die Heimat wirklich befreien, ohne sich aber im neugegründeten Gemeinwesen auf die Dauer wohl zu fühlen. In Athen, im Kreise des Perikles, wo ihn nahe Freundschaft mit Sophokles verband, hat er sein Werk großenteils geschrieben, auch an der Kolonie Thurii, einer gemeingriechischen Gründung (443 v. Chr.), hat er sich beteiligt. Einen großen Teil seines Lebens füllen die Reisen aus, die der wißbegierige Forscher unternahm, um Erkundigung (Historia) einzuziehen; bis zum Asowschen Meer und bis zur Südgrenze Ägyptens ist er gewandert, auf den Straßen des Persischen Reiches ist er weit nach Osten gezogen und hat die Bauten der alten Königsstädte betrachtet, aber auch in Griechenland und in Unteritalien hat er schauend und fragend die Stätten durchzogen, die neue Anschauungen und neue Kenntnisse versprachen. Mit offenem Blick und rastlosem Forscherdrang hat er alles Merkwürdige der damaligen Welt in sich aufgenommen, mit gleicher Anschaulichkeit spricht er von den Pyramiden wie von den Rosengärten Makedoniens. Alles Große und alles Kleine umfaßt sein Auge, wenn es eine interessante Seite des Lebens enthüllt, und ehe Kulturgeschichte erfunden wurde, hat er manchen Zug des Kleinlebens in seine Geschichte ver-

woben. Den Reiz anmutig erzählter Novellen haben manche seiner Geschichten („Schatz des Rhampsinit", „Die Werbung des Hippokleides", „Kroisos" u. a.), denen eigentliche Wahrheit nicht zukommt. Mit besonders warmem Anteil des Gemütes hat er über die Geschichte der heiligen Kriege gegen die Barbaren sich erkundigt, jeder Name, jede Einzelheit ist ihm hier denkwürdig und geweiht. In großem Zusammenhange faßte er die Ereignisse auf, der Zug des Xerxes war ihm nur ein Glied in einer großen Kette, die bis in die mythische Zeit reichte, wo auch schon Asien mit Europa rang und Frauenraub den Krieg entzündete. Er verfolgt diesen Kampf zwischen Orient und Occident in historischer Zeit, erzählt von Kroisos, Kyros, Dareios, die den kleinasiatischen Küstensaum unterjochten. Wie ein Epos ist sein inhaltreiches Werk angelegt, in Episoden behandelt er, vorwärts und rückwärts schreitend, die Geschichte der großen, alten Reiche, nur die des assyrischen hat er nicht mehr einfügen können. In dem Gange der Geschichte sah er das Walten der dunklen Schicksalsmächte, der Überhebung folgt strafende Nemesis (Xerxes).



73. Hippokrates.
Marmorbüste im Britischen Museum zu London.

Aber die Götter sind auch neidisch, nichts Hohes und nichts völlig Glückliches können sie neben sich ertragen (Polykrates). Ahnungen, Prophezeiungen, Orakel, Wunderzeichen verkünden das Kommende. Mit dem gesunden Takt des Vielerfahrenen unterscheidet er Wahres und Falsches, aber bewußte Kritik übt er noch nicht, die Dolmetscher in Ägypten und Babylon haben ihm manchmal tolle Dinge aufgebunden. Mild ist sein Urteil, und von der häßlichen Verkennung der Barbaren ist er frei. In erdichteten Gesprächen enthüllt er die bewegenden Gedanken der Menschen, in Rede und Gegenrede treten die entscheidenden Personen einander gegenüber. Wie ein persönliches Erlebnis des Erzählers mutet uns der Bericht an, wie es oft bei Mitteilungen vielgereifter Männer der Fall ist. Mit dem Jahre 478 v. Chr. endet sein Werk, aber den Anfang der Wirren, die sein geliebtes Athen stürzen sollten, mußte er noch erleben. So nahe grenzten Erhebung und Fall in der griechischen Geschichte aneinander.

Naturwissenschaft.

Herodot und Sophokles sind noch gläubige Menschen, aber die Studien der Naturforscher und Philosophen, die ihre Zeitgenossen waren, führten oft weitab von den herkömmlichen Anschauungen. In der Mitte des 5. Jahrhunderts hatte eine Naturwissenschaft, die nicht zu den ersten Gründen alles Seins hinaufstrebte, in

Einzelforschung manche Ergebnisse zu Tage gefördert, in Mathematik, Astronomie, in Erkenntnis der Pflanzen und des tierischen Körpers. Diese anatomischen Kenntnisse kamen
Hippokrates. der Medizin zu statten, die damals in Hippokrates von Kos (460—377 [?] v. Chr.) ihren ersten großen Vertreter hatte.

Schärfe der Beobachtung zeichnete ihn aus, sicher faßte er das Bild der Krankheiten auf; als eine seiner Beobachtungen bekannt ist der „hippokratische Zug" der Sterbenden. Er verstand es, der Natur Antworten auf schwierige Fragen abzulocken, und philosophische Reflexion trat ergänzend zu den Entdeckungen des Auges. Die Funktionen des Gehirns, die Unterschiede der Adern waren ihm bekannt; die physiologische Erklärung des Lebens aber ist ihm mißlungen. Glänzend war er in der Diätetik, der Kunst, Krankheiten zu verhüten, und mit großer Weisheit wollte er in der Therapie vor allem die natürliche Heilkraft des Körpers walten lassen. Auch als Operateur soll er glänzende Erfolge gehabt haben. Das Ideal eines rechten Arztes war er in der unerschrockenen Opferwilligkeit, mit der er in der großen athenischen Pest helfend und lindernd eingriff. Genial ist ein Büchlein über die Einwirkung von Luft, Wasser und Ortslage auf die Bewohner, das man ihm zuschreibt. Er wahrt hier dem Glauben sein Recht, aber er arbeitet nur mit den Thatsachen der Natur und Geschichte, die der wissenschaftlichen Beweisführung allein zugänglich sind. So einseitig er hier manchmal aus den Einflüssen des Klimas die Verschiedenheit der Völker ableitet, so hat er doch auch ein Gefühl dafür, daß die Menschengeschichte auf die leibliche Natur zurückwirkt, daß durch Sitte und Gesetz Mängel des Volkscharakters, Wirkungen der bloßen Natur ausgeglichen werden können.

Sophisten. Von dieser regen wissenschaftlichen Thätigkeit wurden auch weitere Kreise angezogen, die nach Bildung verlangten, und mit Recht hat man das Zeitalter ein Zeitalter der Aufklärung genannt. Dem Bedürfnis desselben kam eine Reihe von Weisheitslehrern entgegen, welche die Bildung auf den Markt trugen und zum Teil selbständige Forschungen anstellten: die Sophisten. Von Stadt zu Stadt wanderten sie und hielten ihre Lehrvorträge, nicht selten unter großer Reklame, als ob sie Geheimmittel für alles menschliche Thun besäßen. Sie nahmen Honorar für diesen Verschleiß der Wissenschaft, was in Griechenland damals vielfach Ärgernis erregte; denn das Wissen des einzelnen sollte Gemeingut sein. In den widersprechenden Ansichten der Philosophie, die bis dahin geäußert waren, nahmen die Sophisten die Stellung des Skeptizismus ein, menschliche Erkenntnis erschien unmöglich, mochte man wie Heraklit oder wie die Eleaten die Welt betrachten. Eine allgemeine Wahrheit gibt es nicht; nur eins ist sicher: die Wahrnehmung von den Dingen, und zwar nur die einzelne Wahrnehmung, aber die Dinge sind nicht minder wie der Mensch in fortdauernder Veränderung begriffen; für den einzelnen Menschen ist also wahr, was ihm so erscheint, was ihm heute so erscheint, d. h. „der Mensch ist das Maß aller Dinge". Eine wichtige Stelle in der Geschichte der geistigen Entwickelung haben sie sich damit erobert, daß sie nicht die äußere Natur zunächst betrachteten, sondern das empfindende Subjekt. Nicht der Dinge sind wir sicher, sondern der Bilder, die von ihnen in unserm Innern entstehen. Ehe wir uns vermessen, etwas über die Dinge, die außer uns sind, zu sagen, müssen wir klar sein über die Art, wie sie uns erscheinen. Die hervorragendsten
Protagoras. Gorgias. Sophisten waren Protagoras von Abdera (485[?]—411) und Gorgias aus dem sizilischen Leontini (427 als Gesandter in Athen), der vom Zweifel zur Verneinung überging. Im Leben der Gesellschaft oder des Staates ist es sicher notwendig, daß ich meiner Auffassung der Dinge zum Siege verhelfe. Da erschienen nun die Sophisten mit der Kunst, auch „die geringere Sache zur stärkeren zu machen", die Sache des Gegners herabzusetzen, die eigne in ein rechtes Licht zu rücken, den Hörer zu blenden. Die Vorteile der Advokatenkniffe wurden kunstmäßig aufgesucht. Diese Sophisten sind die Lehrmeister der Rhetorik, zur politischen Wirksamkeit wollten sie vorbereiten. Ist es im allgemeinen schlimm, wenn der Sinn für Wahrheit verwirrt ist, so ist es besonders für das Gebiet schlimm, auf dem Zweifel nicht sein darf, wenn nicht alle menschliche Ordnung zerstört werden soll, das Gebiet des Sittlichen. Leicht fanden die Sophisten, daß sich die Gesetze der einzelnen Staaten oder die Sitten

der Völker einander widersprachen: also auch hier herrscht keine Übereinstimmung, sagten sie, alles ist nur konventionell, niemand ist an solche willkürlichen Satzungen gebunden, er mag dem Triebe seiner Natur folgen. Staatlich mußte eine solche Lehre zur Anarchie führen. Nicht alle haben so geredet; Recht und Gewissen nannte der Freund des Perikles, Protagoras, die Gaben der Götter, er verkannte nicht den Wert der herkömmlichen Moral und die Notwendigkeit der Staaten; manche unvernünftige Einrichtung haben andre bekämpft, wie die Sklaverei und die gewöhnliche Stellung der Frauen, Gleichheit der Menschen nach der Natur behauptete Hippias von Rhegion. Aber es wirkte doch höchst unheilvoll, daß der einzelne jetzt von der Sophistik die Mittel erhielt, das Recht seiner Leidenschaft als oberstes Gesetz zu verteidigen. In der Geschichte des Peloponnesischen Krieges, wie sie Thukydides erzählt, finden wir Beispiele genug, wie der entfesselte Egoismus und die Verwirrung der sittlichen Begriffe mit der sophistischen Bildung zusammenhängen.

Rhetorik.

An die Sophistik reiht sich die Rhetorik. Im öffentlichen Leben der alten Völker nahm ja überhaupt die Rede einen weiten Raum ein. Da in den Demokratien die großen Angelegenheiten in der Volksversammlung, die Prozesse in Geschworenengerichten ohne Beihilfe gelehrter Juristen entschieden wurden, so war früh die Wichtigkeit des Wortes anerkannt. In den Homerischen Gedichten schon ist der Sprecher ein angesehener Mann, und die Figur des Demagogen, der die schlimmen Leidenschaften des Volkes aufregt und gegen den Höheren und Reicheren hetzt, ist in Thersites verkörpert. In demokratischen Staaten hing der Einfluß eines Mannes wesentlich davon ab, wie er seine Sache zu vertreten wußte. Die geistige Ausbildung und die Zunahme der sprachlichen Gewandtheit wurden rasch für die öffentliche Rede verwertet; die Kraft der Griechen, auch theoretisch die verschiedensten Gebiete zu durchdringen, und ihre Neigung, alle Äußerungen künstlerisch zu gestalten, wirkten zusammen, um die Blüte der Rhetorik herbeizuführen, welche in mehr als einer Hinsicht für die geistige Entwickelung der Griechen verhängnisvoll wurde. Das klingende Wort wurde wichtiger als der geistige Inhalt, der blendenden Phrase jagte man mehr nach als der Wahrheit, was besonders in der Geschichtschreibung oft genug zu Tage tritt.

Anfänge der Rhetorik in Sizilien.

Die neue Kunst wurde in Sizilien erfunden, auch hier geht das Kolonialland mit rascherem Schritt dem langsamer sich entfaltenden Althellas voraus. Die Vertreibung der Tyrannen aus Syrakus (465 v. Chr.), heißt es, habe eine Menge Privatprozesse mit sich gebracht, die der Nährboden für die Lehren eines klugen Mannes geworden seien, welcher Mittel suchte und fand, auf den Richter zweckmäßig einzuwirken. Korax ergänzte den Thatsachenbeweis, der oft schwer zu erbringen ist, durch den Wahrscheinlichkeitsbeweis, indem er mit allgemeinen Erfahrungssätzen, psychologischen Beobachtungen, den Lebensverhältnissen des Prozessierenden zu operieren lehrte. Die scharfsinnigen, oft verzwickten Unterscheidungen des Korax kennzeichnet eine Anekdote von dem Rechtsstreit desselben mit seinem Schüler Tisias. Dieser sollte sich verpflichtet haben, das Honorar zu zahlen, wenn er den ersten Prozeß gewinne; allein er zögerte nach Beendigung des Unterrichts absichtlich mit einer solchen Kraftprobe. Darüber kam es zum Streit. Tisias sagte: Ich brauche nicht zu zahlen; denn entweder gewinne ich den Prozeß, dann brauche ich als Sieger nicht zu bezahlen, oder ich verliere ihn, dann brauche ich es nach dem Vertrage nicht. Nein, sagte umgekehrt Korax, entweder gewinne ich den Prozeß, dann muß er von Rechts wegen zahlen, oder ich verliere ihn, so muß er nach dem Kontrakte zahlen. Die Richter wiesen das edle Paar ab, mit den Worten: Böse Raben (Korax), böse Eier. Der schon genannte Gorgias wandte sich weniger der Entwickelung der Beweisformen zu als der sprachlichen Darstellung, indem er die Kunstmittel der Poesie auf die Prosa übertrug oder

Korax.

Tisias.

Gorgias.

durch Symmetrie des Satzbaues, feine Antithesen, Klangeffekte das feinfühlige Ohr der Griechen bezauberte. Für jeden andern ist die fast musikalische Wirkung dieser Virtuosenstückchen schwer nachzuempfinden. In glänzendem Gewande hielt er prunkvolle Reden an den Orten der Nationalspiele, in Olympia forderte er die Griechenstämme zur Eintracht und zum Kampfe gegen die Barbaren auf. Die früher genannten Prosaiker schrieben in ionischer Mundart. Gorgias wurde der Schöpfer der künstlerischen attischen Prosa, die er bevorzugte, weil sie ihm den weitesten Leserkreis und die größte Wirksamkeit versprach.

Attische Beredsamkeit.

In Attika fand die neue Kunst die volle Entfaltung, hier fand sie die größte geistige Regsamkeit, den Mittelpunkt großartiger politischer Debatten, eine sich steigernde Freude an Prozessen, Sykophanten und Richter. Nicht ein Stand redegewandter Advokaten kam in Athen auf, da jeder vor Gericht seine Sache selbst führen mußte, aber es wurde ein Gewerbe, für die Prozessierenden Reden zu schreiben, die von vornherein den Charakter der schriftstellerischen Arbeit erhielten; und da in dem Gerichtshof der Geschworenen niemand die Prüfung des Streitfalles streng nach sachlichen, juristischen Gründen vornahm, so war dem Redenschreiber Schulung in der sicheren Kenntnis und Anwendung des positiven Rechts weniger wertvoll als die Kunst, den Gegenstand geschickt zu behandeln und die Richter zu überreden. Hier trat eben die Sophistik ein, welche jeder Sache die verschiedensten Seiten abzugewinnen und das Für und Wider scharf herauszufinden lehrte, „die schwächere Sache zur stärkeren zu machen". Die Redenschreiber sind häufig auch Lehrer der Beredsamkeit gewesen, und die Reden in den einfachsten Prozessen sind von ihnen veröffentlicht, um als Musterstücke zu dienen; nicht mehr der große Inhalt, sondern die geschickte Mache sollte die Leser anziehen. Zehn unter den Rednern Attikas haben die Auszeichnung erfahren, in den Kanon der Klassischen aufgenommen zu werden; Antiphon, einer der Oligarchen des Jahres 411 v. Chr., Andokides, Lysias, Isaios; Isokrates, Aischines, Demosthenes, Hypereides, Lykurg, Deinarchos. Den höchsten Preis erkannte selbst sein großer Gegner Aischines dem Demosthenes zu.

Lysias.

Unter der ersten Gruppe tritt Lysias (etwa 450—380 v. Chr.) hervor, dessen Vater aus Syrakus stammte und zu Perikles freundschaftliche Beziehung unterhielt, er selbst mußte vor den Dreißig Tyrannen flüchten und wirkte bei der Wiederherstellung der Demokratie mit. Sein Stil war schlicht, die bewußte Kunst der natürlichen Erzählung und die fast dramatische Art, wie er Ton und Inhalt der Rede dem Charakter des Klienten anzupassen verstand, zeichneten ihn aus; nicht den einen Verfasser glaubt man in seinen Reden zu hören, sondern verschiedene Sprecher, die bisweilen köstlich mit ihrer ganzen Eigenart sich enthüllen.

Perikles.

Die großen Staatsmänner Athens hatten eine naturwüchsige Beredsamkeit, die Klarheit ihrer Gedanken und die Energie ihres Willens hatten ihnen auch das rechte Wort auf die Lippen gelegt, und was sie der Bildung im allgemeinen und dem Umgange mit den erleuchtetsten Geistern ihrer Zeit, wie Perikles, verdankten, das war auch ihrer Darstellung zu gute gekommen. Jetzt wird es üblich, sich zur öffentlichen Thätigkeit in der Rednerschule vorzubereiten. Eine solche eröffnete 390 v. Chr. der

Isokrates.

große Lehrer der Beredsamkeit Isokrates (436—338), den seine schwache Stimme und seine Schüchternheit abhielten, in der Volksversammlung aufzutreten, der aber durch seine Schüler und als Publizist weitreichenden Ruhm gewann.

Sein Unterricht wollte den ganzen Menschen ergreifen und ihn zu praktischer und politischer Kenntnis heranbilden und vor allem zu künstlerisch anmutender Darstellung erziehen. Selbst von ausländischen Fürsten wurden die Söhne zu ihm gesandt. Nicht mit nichtigen Themen, wie Lobreden auf Insekten u. dergl., beschäftigte er wie manche Vorgänger die Lernenden, sondern mit den Fragen der hellenischen Politik. Er selbst schrieb „epideiktische" Prunkreden, die wie

Broschüren wirken und seine Ideen verbreiten sollten. Immer wieder sprach er für Einigung aller Griechen zum Kampfe gegen die Barbaren, die damals die kleinasiatische Küste besaßen. Als er die Hoffnung aufgeben mußte, Athen werde diese Führerrolle übernehmen, wandte er sich an Philipp und verteidigte ihn gegen die athenischen Redner, welche von dem makedonischen Könige nur das Ende der griechischen Freiheit erwarteten. Nach der Schlacht bei Chaironeia soll der 98jährige Greis aus Kummer gestorben sein, als er gesehen, daß die Einheit Griechenlands nicht ohne die Vernichtung seiner Freiheit zu erringen war. Athen hat er den Verzicht auf jede Großmachtstellung angeraten, den Spartanern ihr Anrecht auf Messenien verteidigt. Für manche Redner waren seine Schriften das Arsenal ihrer politischen Gedanken. Man hat ihn mit Macchiavelli und mit Fichte (Reden an die deutsche Nation) verglichen, aber es fehlte ihm die politische Leidenschaft des ersten und das sittliche Pathos des zweiten. Seine Reden sind formell außerordentlich gefeilt, am Panathenaikos hat er zehn Jahre unermüdlich gearbeitet, aber uns ermüdet der trippelnde Schritt seiner Antithesen, die Monotonie seiner wohlkadenzierten Perioden, der kraftlose Idealismus seiner Gedanken, durch welche niemals der stürmische Pulsschlag eines kämpfenden, innerlich erregten Lebens zuckt.

Demosthenes.

Die Logik, welche von Leidenschaft durchglüht ist, bezeichnet gerade die Reden des **Demosthenes**, der all seine Kraft und sein Können in den Dienst der großen patriotischen Idee stellte, um die er mit ganzer Seele kämpfte. Sein Porträt (s. Bd. I, S. 712) zeigt fast fanatische Energie und die Verbitterung eines Mannes, der mit gesenktem Blicke auf das Grab seiner Hoffnungen sieht. Von der geistigen Gewalt, mit der er alle Hindernisse seiner Natur, die Sprachfehler, die Schüchternheit im Anblick der tosenden Volksmenge, die Mängel des Vortrags überwand, erzählten viele Anekdoten; auch sein emsiges Studium war berühmt, seine Reden röchen nach der Lampe, sagten seine Gegner. Uns aber scheinen sie wie aus dem Kampfe selbst geboren. Machtvoll reißt er die Hörer in den Strom seiner Gedanken, und am Ende müssen sie fürchten, was er fürchtet, und wollen, was er will. Die Kunst ist hier wieder zur Natur geworden, und für jede Regung des Denkens und der Leidenschaft ist das schärfste, treffendste Wort bereit. Als Athens Macht schon für immer vorbei war, traten sich im Kampfe seine beiden größten Redner gegenüber, Aischines und Demosthenes. Ihm war ein Kranz auf Antrag des Ktesiphon (337 v. Chr.) zuerkannt. Aischines hatte das als ungesetzlich durch seine Einsprache vereitelt, aber erst sieben Jahre nach dem Vorfalle kam es zum Prozeß gegen den Antragsteller, in dem die ganze Politik des Demosthenes gegen Philipp verhandelt wurde. Demosthenes war der eigentliche Angeklagte, seine ganze Meisterschaft entwickelte er noch einmal in seiner Verteidigung wie in der Vernichtung der Gegner. Die Athener sprachen den Mann frei, der sie zum verhängnisvollen Kriege getrieben, aber nur Athens alte historische Ehre verteidigt hatte. Aischines ging in die Verbannung, und in grimmiger Bewunderung sagte er zu den Verehrern, die seine Verurteilung nicht begreifen konnten: „Hättet ihr die Bestie erst reden hören, ihr würdet euch nicht wundern über meine Verurteilung.“ Uns scheint die große Redeschlacht wie eine große Angelegenheit, in der That war sie es nicht; Griechenlands und Athens Schicksal lag dort, wo Alexander im Osten mit seinem Heere stand. Aber etwas Versöhnendes hat es für unser Gefühl, daß der Patriotismus des großen Redners in seinem Volke treue und dankbare Herzen besaß.

Auch nach dem Untergange der Freiheit fehlte es den Griechen nicht an gebildeten Rednern, aber sie verkamen oft in öder Formenspielerei und schellenlautem Phrasengeklingel, hier wenn irgendwo gilt der Satz, daß nur der große Inhalt echte Kunstwerke schaffen kann.

Geschichtschreibung in Athen. Thukydides.

Für die Form seiner Darstellung hat der größte Geschichtschreiber, den Athen, ja das gesamte Altertum hervorgebracht hat, **Thukydides** (um 450—400 v. Chr.; Porträtbüste s. Bd. I, S. 443), von der aufkommenden Rhetorik gelernt, aber sein Geist ist unberührt geblieben von der Sucht, durch glänzende Worte zu berauschen oder die geschichtlichen Thatsachen zu blendenden Effekten umzugestalten. Der strengste Wahrheitssinn hat ihn geleitet, er suchte überall die sichere Thatsache festzustellen,

und wo sein Blick sich den alten Überlieferungen der nationalen Geschichte zuwandte, suchte er durch den Nebel poetischer Phantasie den festen Boden der Wirklichkeit zu gewinnen. Er übte mit Bewußtsein Kritik an den Erzählungen der Menschen über das Geschehene, und weil er die Neigung seiner Griechen kannte, Wahrheit in Dichtung umzuwandeln oder in leidenschaftlicher Parteisucht die Thatsachen zu verzerren, so machte er sich zur ersten Aufgabe, durch besonnene Untersuchung aus dem Gewirr widerstrebender Berichte zu einem getreuen Bilde der Begebenheiten zu gelangen. So konnte man von seinem Geschichtswerk sagen: es ist als ob die Geschichte selbst spräche, nicht Thukydides; und da er sich an Geister wendete, die aus der Vergangenheit ernste Belehrung über den Verlauf menschlichen Wollens und Handelns suchen, nicht an solche, die an den bunten Bildern der Welt flüchtig sich ergötzen wollen, so nannte er mit Recht seine Arbeit einen dauernden Schatz für alle Zeit, kein prunkendes Redekunststück für den Augenblick.

Dies sichere Verständnis für das Getriebe der Menschen und Völker verdankte er dem öffentlichen Leben Athens, wo vor Gericht und in der Volksversammlung alle politischen Fragen mit so viel Geist und so scharfer Begründung verhandelt wurden. Niemand hat die hohen Ideen, mit denen Perikles die Leitung des Staates führte, so tief verstanden wie Thukydides. Wie dieser war er ein durchaus freier Geist, auch er hatte aus dem Umgang mit Anaxagoras gelernt, daß es eine höhere Macht gibt, die in der gesetzmäßigen Notwendigkeit der Welt sich offenbart; aber wie der Naturforscher für die Naturerscheinungen eine natürliche Erklärung suchte und das Eingreifen persönlich und willkürlich handelnder Götter abwies, so hielt sich Thukydides an die Erforschung der menschlichen Natur, der wirkenden Kräfte und Mächte. Das reiche politische Leben, das sich vor seinen Augen abspielte, hatte ihn gewöhnt, im Kampfe der Parteien wie in den Beziehungen der Staaten zu einander den Gegensatz der Bestrebungen sowohl einzelner wie größerer Vereinigungen als die schaffende Kraft der Ereignisse zu bemerken, er kannte aus der eignen Mitarbeit am staatlichen Leben die Berechnungen des Politikers, wieweit Pläne Aussicht auf Erfolg haben, er kannte die fortwährende Nötigung, die Mittel, die zur Verwirklichung der Entwürfe führen können, und die Bedingungen des Erfolges wie des Mißerfolges zu betrachten. Er bewundert vor allem die staatsmännische Einsicht, die für die Ziele auch die Mittel findet und in der Zukunft die Linien der Entwickelung noch entdeckt, wo der einfache Menschenverstand nichts mehr bemerkt. Aber er weiß auch, daß menschliche Berechnung nicht ausreicht, um alle kommenden Ereignisse, aus denen die Geschichte resultiert, vorauszubestimmen; das Reich des Unberechenbaren, das Spiel des Zufalls, die Fügungen des Geschickes entziehen sich unserm Auge, mit männlichem Mute soll der Mensch das Unabänderliche ertragen.

Wie Thukydides mit ganzer Seele den Gang der Dinge in der Gegenwart verfolgte, der sich zu einem Kampfe der beiden griechischen Großmächte zuspitzte, so mochte er sich nicht in der Erforschung einer fernen Vergangenheit verlieren; sobald der Peloponnesische Krieg begann, faßte er den Plan, diesen denkwürdigen Streit, der über die Geschicke Griechenlands auf lange hinaus bestimmen mußte, darzustellen. Und als der Mißerfolg, den er als Flottenbefehlshaber in den nordischen Gewässern hatte, wo er das bedrohte Amphipolis hätte entsetzen sollen, ihn zu freiwilliger Verbannung nötigte, faßte er den Entschluß, auf seinen thrakischen Besitzungen, der Erbschaft des thrakischen Königshauses, dem er vom Vater her verwandt war, zu verweilen; aus der Ferne, als unbefangener Beobachter, verfolgte er jetzt die Entwickelung des Krieges, immer um neue Nachrichten bemüht und unermüdlich Erkundigungen einziehend. Objektiv steht er den streitenden Parteien gegenüber, und nur wenige, wie Kleon, der plebejische Nachfolger des geistig vornehmen Perikles, haben vielleicht ein unbilliges Urteil von ihm erfahren. In Unteritalien und Sizilien muß er selbst gewesen sein, um an Ort und Stelle die Landschaften zu studieren, wo die große Tragödie der sizilischen Expedition der Athener sich abgespielt hatte. Eine Eigentümlichkeit seines Werkes, die für die antike Historie maßgebend geworden ist, sind die eingeflochtenen Reden. Dieser Zug seines Werkes entspricht recht dem antiken Leben, wo nicht in amtlichen Aktenstücken der Sinn der leitenden Personen sich aussprach, sondern in dem lebendigen Wort auf dem Markte. Er gibt hier keine urkundlich sicheren Abschriften der wirklich gehaltenen politischen Reden, aber in dieser lebendigen Form trägt er die Gedanken vor, welche in den entscheidenden Momenten in den einflußreichen Persönlichkeiten vorwaltend waren; und er gibt diesen Überzeugungen die schärfste Ausprägung, die klarste Gestalt, die tiefste Begründung. So charakterisiert er die handelnden Männer wie der Dramatiker es thut; die Stimmungen und die Denkweise der Parteiführer wie der einzelnen Volksgemeinden lernen wir unmittelbar kennen, und auch eine fein individualisierende Kunst fehlt nicht, wenn auch in der Sprache aller die Eigenart des Thukydides unverkennbar ist. So schlicht und trocken manchmal die Erzählung ist, so erreicht sie doch durch die streng sachgemäße, immer scharf bezeichnende Darstellung aller Umstände den Reiz einer fast dramatischen Anschaulichkeit. Berühmt sind die Schilderung der Pest, der Eroberung Platääs, der Belagerung von Syrakus. Aber vielleicht noch gewaltiger ist die

Kraft, mit der er die moralischen Veränderungen, die der Krieg brachte, in tiefer psychologischer Analyse beschrieben hat; wie ein Pathologe sieht er hinter den äußeren Vorgängen die inneren Krankheitszustände der Volksseele.

Nach dem Ausgange des Peloponnesischen Krieges durfte er in die Heimat zurückkehren, aber er fiel durch Mörderhand in Thrakien, wo man später noch eine Platane zeigte, unter der er an seinem Werke geschrieben haben sollte; seine Asche wurde in dem Familiengrabe zu Athen beigesetzt. Sein Buch blieb ein Torso, nur bis zum Jahre 411 v. Chr. hat er den Krieg erzählt, und auch an die letzte Partie hat er die vollendende Hand nicht anlegen können.

Xenophon.

Die Fortsetzung übernahm der Athener **Xenophon**, der Sohn des Gryllos (um 454—359), freilich nicht mit dem großen Geiste seines Vorgängers, er führte in seinen „Hellenika" die geschichtliche Erzählung weiter bis zur Schlacht bei Mantineia (362).

Von seinen Lebensumständen erwähnen wir, daß er einer wohlhabenden athenischen Familie angehörte und im Sinne Altathens wahrhaft ein schöner und guter Mann war. Entscheidend wurde für sein inneres Leben seine Bekanntschaft mit Sokrates, dem er immer die treueste Verehrung bewahrt hat. Die Neigung, sich mit moralischen Fragen zu beschäftigen, erhielt er aus diesem Umgang für alle Zeit, aber nicht zu hohen Spekulationen fühlte er in sich Antrieb, sondern zu verständiger Ordnung des Lebens in allen Verhältnissen. Humane Milde und liebenswürdige Einfachheit, ein schlichter Wahrheitssinn, der weder sich noch andre mit Phrasennebel täuscht, zeichnen ihn aus. Mit andern Sokratikern teilte er die Abneigung gegen die unruhige, zuchtlose Demokratie. Nach Wiederaufrichtung der Volksherrschaft in Athen, gegen die er mit gefochten hatte, folgte er gern dem Rufe eines böotischen Freundes, sich dem Zuge der Söldnertruppen, die in den Dienst des Kyros traten, anzuschließen, obwohl Sokrates Bedenken äußerte. Es ist Bd. I, S. 693 schon erzählt, daß er nach der Schlacht bei Kunaxa durch die Überlegenheit seines Geistes wesentlich zur Rettung der Zehntausend beigetragen hat, welche nach dem Tode des Kyros führerlos waren. Aber die Athener verurteilten den Parteigänger des Kyros, des Freundes der Spartaner, zur Verbannung; er schloß sich jetzt enger an die alten Gegner seiner Heimat an, denen er als Söldnerführer gute Dienste in Asien leistete. An der Seite des Königs Agesilaos, den er innig verehrte, nahm er an der Schlacht bei Koroneia (394 v. Chr.) Anteil und erhielt von den dankbaren Spartanern ein kleines Landgut in Elis, wo er seine Beschäftigung zwischen Schriftstellerei und den körperlichen Übungen des Landedelmannes teilte; namentlich dem Weidwerk huldigte er, das ihm die beste Vorbereitung für den Kriegsdienst war. Wie er als Soldat den sicheren Gehorsam und die Wehrhaftigkeit im Felde schätzte, so war ihm die Staatsordnung die liebste, welche diese Tugenden erhielt. Dem Vaterlande entfremdet, wurde er in der Beurteilung politischer Fragen kleinlich und engherzig und sah den Verlauf der griechischen Angelegenheiten als Spartaner an, wenn er auch manchen Mißgriff und manche Sünde der Lakedämonier nicht verschwiegen hat. Mit Genugthuung erfüllte ihn die Verbindung Athens mit Sparta gegen Theben; sein Sohn Gryllos, den er in Sparta hatte aufwachsen lassen, erlitt im Reiterkampfe bei Mantineia den Heldentod. Bald darauf ist Xenophon selbst gestorben.

Die erfreulichste seiner historischen Arbeiten ist die Erzählung des **Zuges der Zehntausend**; der offene, klare Blick des tüchtigen Militärs in der Beobachtung der Menschen und in der Auffassung der geographischen und topographischen Verhältnisse, die frische Anschauung, wie sie der Schilderung des persönlichen Erlebnisses eigen ist, ein gewisser Humor, der mit Überlegenheit die Personen und Umstände behandelt, geben dem noch immer anziehenden Buche seinen eignen Reiz neben der Bewunderung, die uns der Anblick der kleinen unverzagten Schar, ihrer heldenhaften und so taktvoll führenden Offiziere und des hellenischen Wesens mit all seinen Vorzügen und Schwächen abnötigt. Die „**Hellenika**" sind zuverlässig, soweit die Erkundigungen und persönlichen Erfahrungen ihres Verfassers reichen, aber unvollständig und darum verkehrt ist das Gesamtbild der Zeit, in dem er für die großen politischen Entwürfe eines Epameinondas und Pelopidas keinen Raum hatte. Auch hier ist das Verständnis für militärische Dinge größer als für die staatlichen, und individuell persönliche Eigenschaften haben ihn mehr als allgemeine Zustände interessiert.

Xenophon hat auch rein politische Schriften verfaßt, mit Sicherheit kann man ihm aber nur die Arbeit über die **lakonische Verfassung** zuschreiben, worin er das alte spartanische Königtum empfiehlt. Ebenso ist die **Kyrupädie** (Erziehung des Kyros) in der Absicht geschrieben, gegenüber den ewig revolutionierten Staaten Griechenlands das Bild eines Herrschers zu verherrlichen, der ein so weit ausgedehntes Reich, so vielsprachige Völker unter seinem Zepter vereinigte, ohne daß der Gehorsam jemals geschwankt hätte. Aber die Erzählung ist mehr ein Staatsroman als eine streng geschichtliche Arbeit, da Kyros' Leben und Regierung durch frei erfundene Züge ein besonderes Aussehen erhalten haben, und Orientalisches mit Hellenischem, Altes mit Modernem verschmolzen ist. Welche Eigenschaften es einem Fürsten ermöglichen, seine Herrschaft dauernd zu behaupten, ist die Frage, die den Verfasser wesentlich beschäftigt; aber mit starkem Befremden liest man, wie der Sohn des freien Athen für die Verteidigung des Eunuchenwesens oder der persischen Hoftracht seine Worte verschwendet. Nicht für einen großen Kulturstaat sind seine Betrachtungen geschrieben, sondern für recht primitive staatliche Ordnungen. Mit dem beschränkten Blick eines Mannes, der mit den Erfahrungen seines häuslichen Lebens

an die Beurteilung politischer Organisationen herantritt, will er große Fragen lösen. Soviel ihn die allgemein hellenischen Angelegenheiten noch beschäftigen, dieser Historiker beginnt die Reihe der Schriftsteller, die mehr Privatmenschen waren als Bürger des Staates.

Wenn Xenophon in den Reden, die er nach dem Vorgange des Thukydides eingeflochten hat, auch die rhetorische Bildung seiner Vaterstadt nicht verleugnet, so war er doch im Grunde der Rhetorik fremd. Aus solcher Schulung gingen aber die beiden Historiker hervor, welche an ihn sich anschließen, Ephoros von Kyme (um 400—340) und Theopompos von Chios (geb. 380), beide Schüler des Isokrates, der in seinen Festreden wirkungsvolle, nicht immer wahrheitsgetreue Geschichtsbilder gegeben und die beiden auf den Weg der historischen Darstellung verwiesen hatte. Nicht die politische Teilnahme, nicht Forschungseifer trieb sie zunächst zu ihrer Arbeit, sondern der Wunsch, hier stilistische Kunst zu entfalten. Doch haben beide ein so reiches Material auf verschiedenen Gebieten des Wissens zusammengetragen und in ihren Werken niedergelegt, daß diese in der Folgezeit lange als Handbücher und fast als eine Art Encyklopädie benutzt wurden.

Ephoros. Theopompos.

Die ältere Geschichte nahm Ephoros vor, er schied zwischen mythischer Zeit und der sicher beglaubigten; hinter der Wanderung der Herakliden in den Peloponnes zog er einen dicken Strich, an den er sich leider selbst nicht gekehrt hat. Wo er Mythen vortrug, behandelte er sie gern rationalistisch; der Drache Python, den Apollon erschlägt, ehe er sein Orakel zu Delphi gründet, wird zu einem Manne mit dem Namen „Drakon", die Giganten zu einem rohen Menschenfresservolk u. dergl. Die wissenschaftliche Arbeit hat bei ihm einen universalistischen Zug, die Geschichten der gesamten bekannten Welt faßte er zusammen; er führte die Erzählung bis 340, die Fortsetzung bis 336 fügte sein Sohn hinzu. Nicht Krieg und politische Veränderungen interessierten ihn allein; die Beschreibung der Länder, die der Schauplatz der Begebenheiten waren, die Schilderungen der Sitten, Gebräuche, Verfassungen der Völker, die in den Vordergrund traten, ja die Darstellung von allem Merkwürdigen in Natur und Menschenwelt verflocht er in sein Werk, und gerade dieser Teil seiner gelehrten Studien gewann ihm großes Ansehen. Aus den Reden sprach der Rhetor, ihnen fehlte der Anhauch eines kräftigen öffentlichen Lebens, meist boten sie nur in verkünstelten Perioden die leeren Allgemeinheiten der geistigen Zimmergymnastik. Lob und Tadel, nach dem Muster der Rhetorik bei den Nekrologen hervorragender Menschen verteilt, vertrat eine lebensvolle Charakteristik. Die Kleinlichkeit seiner ganzen Anschauungen von Menschen und Staaten spricht aus der Vorliebe für Ableitung großer Vorgänge aus erbärmlichen, selbstischen Motiven. Nicht minder gering war sein Verständnis für militärische Unternehmungen, nach einer fertigen Schablone wurden alle Landschlachten von ihm inszeniert. Er erreichte alles, was der Gelehrte erreichen kann; nicht in der Agora wurzelte sein geistiges Wesen, sondern in der Bibliothek.

Lebhafter, leidenschaftlicher, ganz von den heißen Parteikämpfen der Zeit ergriffen war sein mitstrebender Schulgenosse Theopomp, der erst eine Fortsetzung zu Thukydides schrieb, dann aber die einzige Bedeutung des Philipp von Makedonien erkannte und ihn zum Mittelpunkte seiner Geschichtswerke machte (Philippika). Unruhen auf der Heimatinsel trieben seinen Vater und ihn von Chios fort, nach dem Tode Alexanders des Großen mußte er aufs neue in die Verbannung ziehen, am Hofe des Ptolemaios in Ägypten wurde der bittere, schmähsüchtige Mann nur eben geduldet. Seine zahlreichen Exkurse machten ihn später zu einem Liebling gelehrter Forschung, seine oft großartige rhetorische Sprache empfahlen ihn den Rednerschulen, seine Vorliebe für skandalösen Klatsch den Anekdotenjägern, aber eine objektive Geschichtschreibung sagte mit Recht, daß er nicht im Tone des Richters, sondern im Tone eines giftigen Anklägers und Parteimannes von den handelnden Persönlichkeiten gesprochen, mag auch sein spürender Haß oft tiefer in die Seelen der Menschen hineingeblickt haben als menschenfremde Gelehrsamkeit.

Die geschichtliche Forschung hat später Aristoteles in seiner Schule organisiert, alle Quellen der Erkenntnis aufspürend und in bewußter Methode erschöpfend. Er wendete sich an die Denkmäler als unumstößlich wahrhafte Zeugen vergangener Zeiten.

Neben der Rhetorik gewann die dramatische Poesie einen steigenden Einfluß auf die Geschichtschreibung. Man wollte mit der Erzählung erschüttern, wie es die Tragödie in ihren Pathosszenen gethan hatte, die Momente eines jähen Glückswechsels wurden zu Rührstücken umgearbeitet. So schon bei den Historikern Alexanders. Die effektvolle Inszenierung geschichtlicher Ereignisse gehörte zu den Künsten des Duris (seit 301 v. Chr. Tyrann von Samos), der neunzig Jahre griechischer Geschichte (370—281) erzählt hat und oft auf Kosten der Wahrheit dem theatralischen Zuge, der seiner Zeit

Spätere Geschichtschreiber.

schon anhaftete, noch stark nachhalf. Die Individualitäten traten in den Umwälzungen der Diadochenkämpfe sehr hervor, man hörte gern Anekdoten und geflügelte Worte aus dem Kreise der hervorragenden Persönlichkeiten, dann kamen die Porträts in der Litteraturgeschichte auf. Thränenfeuchte Rührseligkeit suchte der anschaulich erzählende Phylarchos, der in seiner Geschichte der fünfzig Jahre von 272—222 auch der Frauenwelt einen größeren Platz einräumte. Ein gelehrter Historiker war der Sizilier Timaios von Tauromenion (340—256), der viele Jahre die Bücherschätze von Athen ausnützte und auch durch Reisen nach dem Westen seine Kenntnisse erweiterte. Er brachte die Rechnung nach Olympiaden in Aufnahme. Seine stubengelehrten Reden, sein Sammeln von allerlei Wundergeschichten, seine abergläubisch-theologische Weltbetrachtung, die in kleinlichster Weise das Wirken der Gottheit aufzufinden vermeinte, gehören ebenso zur Signatur der Zeit wie das endlose Gerede über die Macht des Zufalls, dem andre huldigten.

Philosophie.

Die Philosophie in Athen.

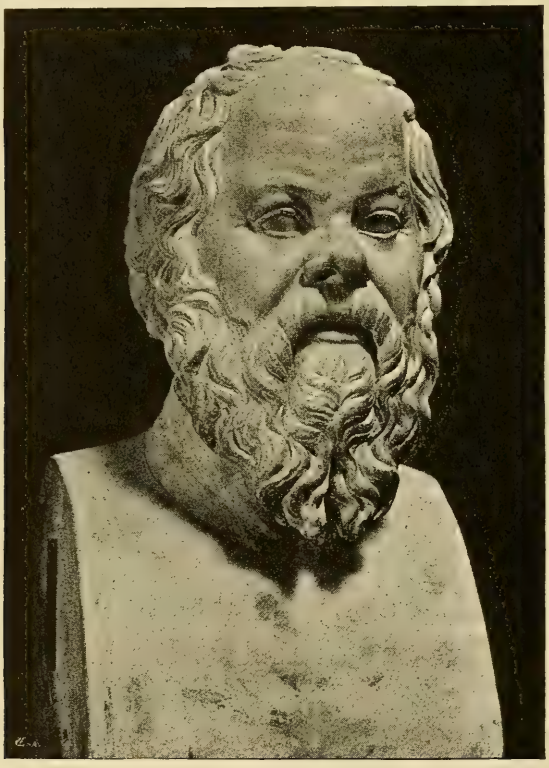
Geschichtschreibung und Beredsamkeit in großem Stile können sich nur da entwickeln, wo Geschichte gemacht wird, an den Mittelpunkten eines stark pulsierenden öffentlichen Lebens; aus der perikleischen Zeit ging Thukydides hervor, der letzte Atem athenischer Freiheit weht aus den Reden des Demosthenes. Erst mit dem Niedergang seiner politischen Bedeutung trat in Athen die Philosophie hervor, die sich naturgemäß in kleineren Kreisen weiterbildete, aber durch den Reichtum der Ideen und die Macht weltumspannenden Denkens nur in den Zeiten sich auszeichnete, wo sich noch die Selbständigkeit Griechenlands behauptete. Wir haben schon gesehen, welche Zersetzung der herkömmlichen Vorstellungen durch die Sophisten herbeigeführt wurde, Männer, die von auswärts nach Athen gekommen waren. Mit den Waffen des Spottes trat ihnen die Komödie entgegen, mit den Waffen der Polizei die Anhänger des frommen Altathens, geistig suchte sie wahrhaft zu überwinden mit Auffindung eines sicheren Pfades durch die Irrgänge der Meinungen Sokrates (um 469—399), ein athenischer Bürger, diese ganz eigenartige Persönlichkeit im Bereiche der Philosophie.

Sokrates.

Der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und einer Hebamme, in der Jugend selbst Bildhauer, von dem man später noch eine altertümlich strenge, wenig anmutsvolle Gruppe von Grazien zeigte, wurde er von der geistigen Bewegung seiner Zeit so erfaßt und durch die göttliche Stimme in seiner Brust, die er sein Daimonion nannte, von dem bisherigen Wege so abgezogen, daß er sein Leben nur der Aufgabe weihte, zu untersuchen: wie komme ich aus dem Zweifel, aus dem Widerspruche der Meinungen, aus dem Nichtwissen heraus zu klarer Erkenntnis. „Ich weiß, daß ich nichts weiß", von dieser sicheren Selbsterkenntnis, die den Schein nicht für Wahrheit, die Meinung nicht für Weisheit hielt, trieb es ihn auf den Weg der Selbstprüfung, und er sah seine Mission darin, seine Mitbürger auf den gleichen Weg zu treiben. Die Untersuchungen über kosmische Erscheinungen schienen ihm müßig, die Bäume konnten ihn nichts lehren; aber er sagte sich: der Mensch muß wissen, wie er handeln soll, nur so kann er glücklich werden. Nicht im engen Kreis einer festgeschlossenen wissenschaftlichen Genossenschaft, nicht in der Stille der Studierstube nahm er seine Denkarbeit vor; man sah den sonderbaren Mann mit dem Silenengesicht, der knolligen Nase und den dicken Lippen, den starr blickenden Augen und dem stolzierenden Gang überall auf Markt und Plätzen mit jedem anbinden, der seiner Unterredung standhalten wollte. Von trivialen Dingen, von Schustern, Gerbern, Zimmerleuten, von Pferden und Kälbern ging seine Unterhaltung aus; die selbstbewußte Meinung des andern verstand er scheinbar nicht und wußte sie dann durch wißbegieriges Weiterfragen in ihrer Haltlosigkeit nachzuweisen — das war seine Ironie. Durch Zergliederung und Scheidung gelangte er weiter zu klarem Begriffe, zu sicherer Definition, so wollte er das Wesen der Sache fest packen. In gemeinsamer Unterredung wurde die Wahrheit gefunden, so galt sie für alle, nicht bloß für den einen oder den andern. Die Kunst solcher Unterredung, die Dialektik, nannte er den Weg, die Wahrheit zu finden, und scherzend nannte er seine Kunst, in andern die schlummernden Gedanken zu wecken, seine Hebammenkunst (Maieutik). Nicht ein zusammenhängendes Lehrgebäude hat er aufgerichtet, aber mit genialem Blick erzog er zu wissenschaftlicher Methode.

„Die Tugend ist lehrbar", sagte er; ihm war es zweifellos, daß wer richtig erkannt hat, wie er handeln soll, auch danach handeln wird. Für einen so energischen Geist wie Sokrates

existierte der Unterschied zwischen Wissen und Wollen nicht, wie es sich ähnlich bei Männern findet, die aus den unteren Ständen hervorgegangen sind und die geistige Arbeit nur unternehmen, weil es ihnen Ernst ist, dadurch ihr Leben zu regeln. Sich selbst zu erziehen, war für ihn die erste Pflicht des Menschen, er fing sie mit der Selbstbeherrschung an, der Körper sollte das immer dienstbereite Werkzeug des Geistes sein. Solch ausdauernde Bürger bedarf auch der Staat. Sokrates sah den Menschen noch als den Bürger des Staates an, für den er sich zu bemühen hat. Er selbst hat als Soldat (bei Potidaia, Amphipolis, Delion), als Richter, als Mitglied des Rates tapfer und furchtlos seine Pflicht gethan und ist auch vor dem Lärm der aufgeregten Volksmenge nicht einen Schritt zurückgewichen, so wenig wie ihn das Wort der Dreißig Tyrannen eingeschüchtert hat. Aber seine Thätigkeit übte er nicht in der Volksversammlung, sondern als Reformator der Sittlichkeit in unermüdlichem Zwiegespräch mit seinen Mitbürgern.



74. Sokrates.
Herme im Museum des Kapitols zu Rom.

Dabei blieb er arm, er heiratete nur, weil er es für seine staatsbürgerliche Pflicht ansah. Aber seine Ehe mit Xanthippe war eine echte Philosophenehe; da er wohl neue Gedanken, aber keine Drachme ins Haus brachte, so wird er der besorgten Hausfrau manchen Kummer bereitet haben. Darin lag für spätere Geschichtschreiber der Grund, sie zum Typus des zänkischen Weibes zu machen.

Für die Jugend hatte Sokrates' Person den größten Reiz, und sie drängte sich zu seinen dialektischen, immer lebendigen Untersuchungen. Darunter waren auch solche, die später ganz andre Wege gegangen sind, wie Alkibiades und Kritias, der extremste der Dreißig Tyrannen. Verschieden ist seinen Schülern die Gestalt des Lehrers erschienen; neben dem idealisierten Bilde, wie es Platon entwarf, steht die trocken gemalte Figur des nüchternen Xenophon (Denkwürdigkeiten des Sokrates), der in die Tiefe des sokratischen Geistes nicht völlig eingedrungen war. Sokrates war kein strenger Asket, er war gern in froher Gesellschaft, wo seine ausdauernde Kraft im Trinken ihm ebenso Bewunderung gewann wie seine heitere Laune und seine siegreiche Dialektik. So zeigen ihn namentlich die Symposien (Gastmähler) Platons und Xenophons, der wunderbar geistreiche Dialog des ersteren zumal gibt in scharfausgeprägten Charakteren ein Bild von dem feinen Scherz, der sprudelnden Redelust und den lebendigen Bildungsinteressen

der Zeit, in die Sokrates als einer der Führer eintrat. Wie eine verklärte Gestalt, die im Angesichte des Todes das Denken in die lichteren Regionen des Reingeistigen erhebt, voller Gleichgültigkeit gegen das irdisch Vergängliche, erscheint Sokrates in Platons Phaidon.

Es gehört fast zu den notwendigen Zügen im Bilde des Sokrates, daß er den Schierlingsbecher für seine Überzeugungstreue trinken mußte. Hatte schon 423 v. Chr. Aristophanes in seinen „Wolken" Sokrates verspottet und verfolgt, als wäre er einer der Sophisten, ja der Typus der neuen Bildung, die durch stubenblasse Grübelei die Jugend von der guten alten Sitte entferne, so traf den fast 70jährigen Mann eine gerichtliche Anklage 399 v. Chr. bald nach der Restauration der Demokratie. Den leitenden Staatsmännern waren die Männer widerwärtig, die bei der herrschenden Verfassung eine gedeihliche Wirksamkeit für unmöglich hielten — wie Sokrates that, die die Jugend obendrein dahin führten, statt zu handeln, mit ewigem Kritisieren und Räsonnieren ihr Dasein auszufüllen und nicht in zweifelloser Hingabe den Satzungen und den Göttern des Staates zu gehorchen. Persönlicher Mißmut der drei Ankläger mag außer den allgemeinen politischen Motiven mitgewirkt haben. Nur mit geringer Majorität wurde Sokrates für schuldig befunden, „daß er nicht an die Götter des Staates glaube, neue dämonische Wesen einführe und die Jugend verderbe"; zum Tode wurde er erst verurteilt, als er verschmähte, an das Urteil der Richter zu appellieren, und fast höhnend nicht nach dem gerichtlichen Brauche eine Strafe für sich beantragte, sondern als Lohn für sein Leben die Speisung im Prytaneion auf Staatskosten, die herkömmliche Auszeichnung für hochverdiente Bürger, begehrte. Verteidigungsreden des Sokrates verfaßten später Platon und Xenophon, sie wollen aber nicht den wirklichen Vorgang darstellen, sondern die erste verteidigt ihn gegen die Anklagen der Komödie, die zweite gegen die des rhetorischen Sophisten Polykrates, der nachträglich — zur Übung — alles zusammenstellte, was sich gegen Sokrates sagen ließ.

Die Sokratiker in Megara u. Elis.

Sokrates hatte kein System hinterlassen, er hatte nur zur Untersuchung getrieben, nicht immer war er in seinen Gesprächen zu einem sicheren Resultate gelangt; so konnten seine Zuhörer nach verschiedenen Richtungen auseinander gehen und sophistischen Anregungen anheimfallen. In Megara und Elis haben Schüler von ihm besonders dialektische Fragen behandelt; dort brachte man es zu der öden Kunst, mit allerhand Kniffen einen Gegner niederzudisputieren, und man glänzte in Erfindung absurder Sätze, die ein ungeschulter Verstand nicht sogleich zu widerlegen wußte. Man bewies jemand, daß er Hörner habe, weil er doch noch haben müsse, was er nicht verloren habe; daß er einen Haufen Körner nicht fallen höre, denn das einzelne Korn mache ja kein Geräusch, und die Addition von nichts ergebe nichts. Ein Denken, das sich nicht auf würdige Gegenstände richtet, wird notwendig zum tüftelnden Schulwitz.

Die Kyniker. Antisthenes.

Recht auf das Leben wollten einwirken Antisthenes von Athen und Aristippos von Kyrene, jener der Vorläufer der Stoiker, dieser des Epikur. „Die Tugend schafft allein Glückseligkeit, alles andre verwirf und verachte, es ist gleichgültig oder schlecht. Unabhängig und frei ist nur, wer nichts bedarf und niemand braucht; dann bist du Gott nahe." So Antisthenes, der im Kynosarges, einem der athenischen Gymnasien, lehrte, und seine Anhänger hießen Kyniker mit offenem Hohn auf ihre Lebensweise (Kyon, der Hund). Denn in ihrer Selbstherrlichkeit verschmähten sie alles, was die Kultur geschaffen hatte. In zerrissenem Mantel, mit Knotenstock und Ranzen sah man sie wandern; ein Faß genügte als Obdach, die hohle Hand als Becher, und mit groben Worten polterten sie gegen die konventionelle Sitte, hinter der nur Heuchelei und Schwächlichkeit stecke. Denn schon hatte die Verfeinerung der Kultur auch den Verderb kraftvoller Menschennatur im Gefolge. Aber die Natur, zu der die Kyniker zurückkehrten, war die rohe Natur eines „Schweinestaates", wie Platon sagte; Scham und Sitte, Familie und Vaterland waren nach ihrer Lehre nur für Schwächlinge vorhanden, roh predigten sie die wilde Ehe, und ihr Kosmopolitismus entsprang der Teilnahmlosigkeit gegenüber jeder Staatsordnung, für die alte Religion hatten sie nur Hohn. Sie traten aber anderseits für die Sklaven ein und kämpften für den Adel der Arbeit. Die Karikatur dieser Weisen, der Philosophen des Proletariats, war der originelle Diogenes von Sinope, des großen Alexander Zeitgenosse, von dem viele Anekdoten kursierten. Die Moralpredigten dieser Bettelmönche des Altertums über die Eitelkeit der Welt haben auch manchen besseren Mann gefesselt.

Aristippos. Den Gegensatz zu ihnen bildete die Schule des Aristipp. Genieße den Augenblick, sagte er, das ist das einzige, was dem Menschen sicher ist. Ergreife klug, was dir Lust bringt, und erhebe dich über die Vorurteile der Gesellschaft, aber laß nichts Herrschaft über dich gewinnen, damit du dich nicht selbst verlierst und dem Schmerze verfällst; deiner selbst sicher, laß das Leben an dir vorübergleiten. Sitte und Religion, Hingabe für Familie und Vaterland sind nur nichtige Erfindungen des Menschengeistes, so sprach Aristipp mit den Kynikern, aber als vollendeter Weltmann, der allen sich anzupassen wußte, ging er durch das Leben, alle Genüsse der Kultur schlürfend, während der Kyniker plump auf sie schalt. Aristipps Nachfolger betonten mehr die Genüsse der Freundschaft.

Beide Schulen lösten sich von den Grundlagen des griechischen Lebens, sie entwickelten sich erst völlig, als in Griechenland das staatliche Leben verödete. Zunächst stehen noch die Denker im Vordergrunde, in denen die griechische Wissenschaft ihr Höchstes erreicht hat, Demokrit, Platon, Aristoteles, der erste der Vater des Materialismus, der zweite des Idealismus, der dritte der Vollender der griechischen Philosophie.

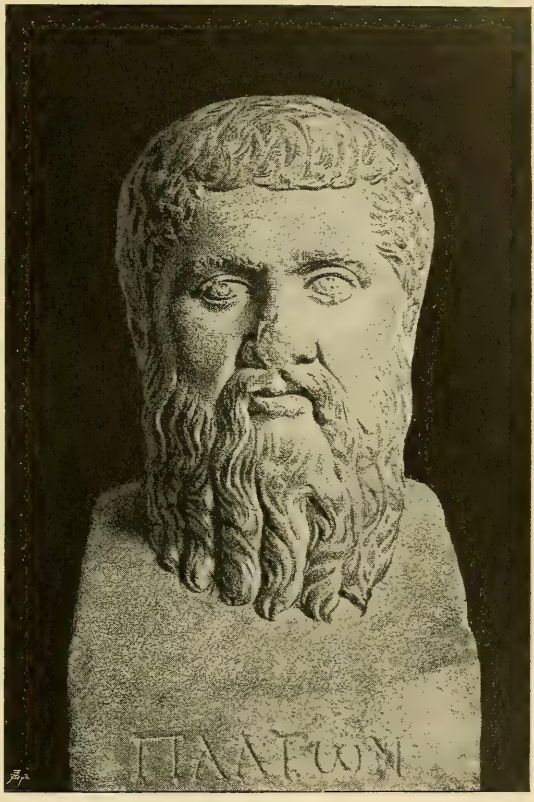
Demokritos. Demokrit von Abdera (460—370 [?]), aus jenem nördlichen Kulturgebiete stammend, von dem das griechische Leben so manche hervorragende Kraft bekommen hat, war ein rastloser Forschungsreisender, der sich lange Zeit in Ägypten und im Orient aufhielt, um Kenntnisse zu sammeln und Beobachtungen anzustellen. In Athen war für ihn kein Platz, seine Schriften schrieb er ionisch wie Herodot, der letzte große Denker, der nicht die Herrschaft des attischen Dialektes anerkannte. Auf seinen naturwissenschaftlichen Forschungen beruhen vielfach die Werke des Aristoteles, der über das Mittelalter hinaus für die Naturerkenntnis von Wichtigkeit war. Er ist der Hauptvertreter der Atomenlehre, die er von Leukippos übernahm: Aus kleinen Körperchen, die nicht weiter teilbar und nur durch ihre Gestalt verschieden sind, ist alles zusammengesetzt; ihre Bewegung im Raume hat zur Weltbildung geführt. Keine zweckmäßig gestaltende Kraft fand Demokrit in der Welt, sondern nur die Wirkungen der mechanischen Naturnotwendigkeit. Die Eigenschaften der Dinge beruhen auf der Anordnung der Atome. Wie kommt es, fragte er, daß wir von den Dingen, die doch ganz außer uns sind, etwas wahrnehmen, und er fand, daß sich von den Dingen etwas loslösen muß, das zu uns kommt, Abbilder derselben, bewegliche Atome. Auf den Einwirkungen derselben beruhen die Vorstellungen von Farbe, Geschmack, Wärme; das sind keine Eigenschaften der Dinge, sondern Zustände der Wahrnehmung. Auch die seelische Thätigkeit erklärte Demokrit durch die Bewegung der Atome.

Er heißt der „lachende" Philosoph neben dem „weinenden", Heraklit. Die heitere Gemütsruhe war ihm das höchste Gut; er erwarb sie durch geistige Arbeit, durch Unterwerfung unter die klar erkannten Gesetze der Natur. Echt griechisch ist es, wenn er Maßhalten in allem Thun forderte, die Herrschaft der Vernunft über die Triebe; aus Selbstachtung sollte sittliches Handeln entspringen, nicht aus Rücksicht auf allerlei äußerliche Motive. Das Recht des Stärkeren ist das Naturrecht, die Bedürftigkeit der Menschen hat den Staat gegründet. Er verkannte den Wert des staatlichen Lebens für den Menschen nicht, die Freiheit der Heimat zumal gegenüber den dynastischen Reichen schätzte er hoch, aber am liebsten fühlte er sich als Weltbürger in der großen Gemeinschaft aller edlen Seelen. An eine göttliche Weltregierung glaubte er nicht, noch an eine Schicksalsgewalt noch an die Fratzen des Hades, ganz im Diesseits bewegten sich seine Gedanken. Diese sind erst in unsrer Zeit, der Zeit der Maschinen, wieder völlig aufgenommen worden. Im künstlerischen Griechenland siegte die Philosophie des Idealen, und der Atomisierung der Gesellschaft widerstrebte noch lange die lebendige Gemein-

Platon. schaft der Stadt. Diese Philosophie wurde ausgebildet von Platon, dem Schüler des Sokrates (427—347).

Durch seine Geburt gehörte er den vornehmsten Geschlechtern Athens an, die Ahnen seines Vaters führten auf den letzten attischen König, Kodros, zurück, seine Mutter entstammte dem Hause des Solon. Frühe regte sich in ihm die Neigung zur Poesie, aber mächtiger wurde der Drang zu philosophischer Welterkenntnis. In sein zwanzigstes Lebensjahr fällt die Bekanntschaft mit Sokrates. In der Nacht vor der ersten Begegnung träumte diesem, ein junger Schwan lasse sich auf seine Kniee nieder und fliege, nachdem ihm die Fittiche gewachsen, zum Himmel empor, so schmückte die Sage das Verhältnis der beiden Männer sinnvoll aus. Acht Jahre dauerte ihr Umgang, nach dem Tode des Sokrates begannen die Wanderjahre Platons. An die Sitze der neuen Philosophie und die Stätten uralter Weisheit ist er gepilgert; er besuchte Ägypten, in Unteritalien trat er in Verkehr mit der pythagoreischen Schule, deren Gedanken im Laufe der Jahre immer mehr Gewalt über ihn bekamen; in Sizilien knüpfte er mit dem Tyrannen Dionysios I. an, den er vergebens für seine staatlichen Pläne zu gewinnen suchte. Später ist er noch zweimal an den Hof des jüngeren Dionysios gereist, aber immer mußte er mit tiefer Enttäuschung heimkehren. Nach den Wanderjahren trat er selbst als Lehrer auf und wurde der Meister einer begeisterten Schar, an einem der schönsten Punkte der attischen Landschaft, im Haine des Akademos, begann er seine Thätigkeit. Er faßte in sich die ganze Gedankenmasse der griechischen Philosophie zusammen; indem er die Lehren der früheren weiterbildete, untereinander ausglich oder bekämpfte, baute er seine eigne Gedankenwelt auf. Nicht systematisch hat er sie vorgetragen; wie Sokrates in lebendigem Gespräche, von der Mitarbeit der Genossen begleitet, seine Begriffe entwickelte, so hat Platon in Dialogen ein getreues Abbild solcher Unterredungen gegeben. Hier bewährte er hohe dramatische Kunst, mit schärfster Beobachtung ihrer Eigenart läßt er die einzelnen Persönlichkeiten hervortreten, mit dem wechselnden Tone der Sprache führt er in die Stimmungen der Redenden ein, mit feiner Ironie nötigt er sie, ihre Schwächen zu enthüllen, und wie ein wohl abgewogenes Kunstwerk fügen sich die Abschnitte seiner Dialoge zu einem Ganzen zusammen. Fast in allen ist Sokrates die Hauptperson, und wir erhalten ein idealisiertes Bild seiner geistigen Art. Außer den schon genannten sind die berühmtesten seiner Dialoge der „Phaidon“, in dem die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele besprochen werden; der „Protagoras“ und „Gorgias“, welche den nichtigen Schein der sophistischen Weisheit, ihrer Tugendlehre und ihrer Rhetorik, polemisch aufdecken und auf echte Wahrheit und echte Sittlichkeit drängen; der „Theaitet“, in welchem die Verschiedenheit des Wissens von der bloßen Wahrnehmung und der richtigen Vorstellung nachgewiesen wird; der „Phaidros“, eines der anmutigsten Werke, das Programm der Lehrthätigkeit des Philosophen, der hier die rhetorische Bildung der Zeitgenossen einer vernichtenden Kritik unterwirft, ihr die dialektische Erziehung entgegenstellt und zugleich den Eros, die Liebe des Philosophen, als das sehnsüchtige Streben nach dem Urschönen und der Welt der Ideen erfaßt; der „Philebos“, in dem der Inhalt wahrer Glückseligkeit und die Idee des Guten entwickelt wird; der „Timaios“, die Naturphilosophie Platons, der hier gerade manches von den Ansichten der Pythagoreer angenommen hat, und endlich die beiden umfassendsten Werke, der „Staat“, dessen Teile in verschiedenen Perioden entstanden sind, und das Werk des Greisenalters, die „Gesetze“.

Platons Leben.



75. Platon.
Herme, früher in der Sammlung Castelani, jetzt im Königl. Museum zu Berlin.

Seine Werke.

Nicht durchweg trug Platon in der Form logischer Untersuchung seine Gedanken vor, sein ahnungsvoller Tiefsinn entwarf oft in poetischen Mythen das Weltbild, wie es vor seiner Seele

Seine Darstellung.

stand. Wie die Form seiner Schriften den Zug einer ästhetisch gestimmten Zeit trägt, so sind auch seine Gedankendichtungen das Werk eines Genius, der mit der kühlen Nüchternheit dialektischer Zergliederung eine gewaltige poetische Phantasie verband. Und wie ein Seher und Prophet erscheint er, wenn vor seinem Auge die höchsten Wahrheiten plötzlich aufleuchten, zu denen ihn die mächtige Erhebung seiner religiös bewegten Seele emporträgt.

Seine Philosophie.

Der Mittelpunkt seiner Philosophie ist die Ideenlehre. Die Welt, die unsern Sinnen erscheint, ist in ewiger Veränderung begriffen, so dachte er mit Heraklit, aber den Gesetzen dieser Veränderungen nachzuspüren war nicht das Ziel seiner Forschung. Von dem ewig Wechselnden ist eine Erkenntnis unmöglich, darum drängte es ihn nach dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, wie die Eleaten ein ewig Unveränderliches gefordert hatten, welches ein wahrhaftes Sein hat, nicht bloß wird und vergeht. Mit Sokrates hatte er die allgemeinen Begriffe gesucht, in denen unser Denken und unsre Sprache die Vielheit der Erscheinungen zusammenfaßt. Sie wurden

Ideenlehre.

ihm zu den ewigen Ideen, den Urbildern, die vollkommener sind als alles, was unsre Augen wahrnehmen. Sie allein sind wahrhaft, in einer übersinnlichen Welt müssen wir sie suchen. Vor der Seele des Künstlers steht ein geistiges Bild des Schönen, das über allen irdischen Gestaltungen erhaben ist, er versucht es im Stoffe auszuprägen; aber es ist ihm unmöglich, es so rein darzustellen, wie sein Geist es empfangen, auf dem Wege zwischen Auge und Hand geht viel verloren. So ist es auch mit der Weltschöpfung. Auf der einen Seite die unkörperlichen, rein geistigen Ideen, auf der andern die Materie, die ewig unruhig bewegliche, formlose, bestimmbare Masse. In diesem widerstrebenden Stoffe sollen die hohen Urbilder nachgebildet werden, nur mit mannigfachen Trübungen und Verunstaltungen können sie in ihr erscheinen. Aber die denkende Seele wird durch die Betrachtung der irdischen Erscheinungen an jene vollkommenen Wesen erinnert. Das wäre nimmermehr möglich, wenn nicht die Seele, die rein geistig, unsterblich ist, sie einst selber geschaut hätte. Am ehesten offenbart sich die Idee des Schönen wieder in den irdischen Gestalten, daher lieben wir die Schönheiten der Erde als einen Abglanz des Ewigen, des Göttlichen. Schwerer ist es, die Idee des Guten zu erfassen, aber sie ist das Höchste, der Ursprung alles Denkens und Seins, sie ist Gott, sie gibt wie die Sonne allem Sein das Leben. Eine Zeitlang nahm Platon von allen Gattungsbegriffen solche für sich bestehende Ideen an, und man spottete, er kenne nicht bloß Tische, sondern eine Tischheit; später beschränkte er sie auf die Grundformen aller Dinge und alles dessen, was wertvoll ist. Immer schwebte ihm eine Welt höherer Vollkommenheit vor, welcher die Seele, ja auch die Materie zu nähern sich sehnt — das ist platonische Liebe. Gerade hierin erscheint er so hoheitsvoll, daß er mit unmittelbarer Gewißheit die Richtung auf die Ideale, die nach seinen Ideen genannt sind, gezeigt hat, jene Bilder eines höheren Vollkommenen, das bei unserm Schaffen und Streben als Ziel uns vorschwebt, das wir in unsern Handlungen und Arbeiten verkörpern möchten, ohne daß es uns in dieser Welt der Unvollkommenheit je gelänge.

Wesen der Seele.

Platon faßte zuerst die Menschenseele als ein rein Geistiges, das einst in der Gemeinschaft des Göttlichen gelebt hat, das eine persönliche Unsterblichkeit hat. Die Seele ist in den Körper eingegangen — sei es nach dem Willen des Weltschöpfers, sei es infolge eines sündigen Falles, wie es Platon mit den orphischen Mystikern anzusehen liebte. Aber nur die Vernunft ist das unsterbliche Teil an dem Menschen, Mut und Begierde kommen ihr erst aus der engen Verbindung mit dem Körper, diese reißen sie zum dumpfen, zügellosen Sinnenleben hinab. Aber sie muß sich auf ihre wahre Natur besinnen, sie muß sich wegwenden von der Berührung mit der unlauteren Welt. „Sterben ist Leben.“ Freilich nicht immer huldigte er dieser weltflüchtigen Askese, aber immer stärker wurden in ihm die pessimistischen Betrachtungen von dem Tand des Erdenlebens, das unter den glänzenden Idealen seines Geistes so weit zurücklag, daß er die

Ethik.

Weltfreudigkeit des alten Hellas verlor. Gerade für die Ethik hat sich Platon besonders bemüht, hier tritt seine sittliche Hoheit am leuchtendsten hervor: aus der Tiefe eines edlen Gemüts kamen seine Gedanken, die logische Arbeit sollte sie befestigen. Die alte Moral hatte befohlen, den

Freund zu lieben und dem Feinde soviel als möglich zu schaden; er wies es ab, irgend ein Unrecht zu thun, und sei es zur Vergeltung, denn damit befleckt sich die Seele. Vier Kardinaltugenden setzte er an: Weisheit, Tapferkeit (Willensenergie), Besonnenheit (Selbstbeherrschung) entsprachen ihm den drei Grundkräften der Seele, zum Akkord zusammengefaßt wurden sie durch das Rechtthun (Gerechtigkeit), und in religiöser Stimmung forderte er, der Weise solle fliehen aus der Welt, die Seele solle streben, Gott ähnlich zu werden, d. h. gerecht und fromm mit klarer Einsicht.

Staatsideal.

Als echter Hellene bewährte er sich, wenn er die Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit im Staate allein zu verwirklichen hoffte. Der Staat ist der Mensch im großen, an das Allgemeine soll sich der einzelne hingeben, in dem Gesamtwillen und dem Gesamtwesen des Staates soll der Mensch verschwinden. Die gleichzeitigen Staaten boten dem Beobachter oft kein erfreuliches Bild, die Gegensätze zwischen arm und reich, die rastlose Neuerungssucht der zügellosen Demokratie, die Ausbildung der individuellen Freiheit bis zur Entwickelung eines schrankenlosen Egoismus und einer Verhöhnung aller Sitte, die Habgier Spartas und andres erschienen dem Denker als die großen Schäden am Körper des Volkes. Eine Reform des Staates sollte Hilfe bringen, mit der Erziehung im Staate sollte eine bessere Zukunft gesichert werden. Er entwarf das Bild eines idealen Zukunftsstaates, eine Utopie, die in Zeiten großer politischer und sozialer Gegensätze viel Nachfolge gefunden hat bis auf Bellamy und Herzka. Die Herrschenden wollte er bewahren vor der gefahrvollen Neigung, immer mehr Besitz in ihre Hand zu bringen und zu nutzlosen Drohnen zu werden, und vor dem ruchlosen Frevelsinn, der in der alten Heimat der Tyrannis so leicht in den Gemütern entstand. Eine Einrichtung sollte geschaffen werden, die nicht von jedem Windhauch öffentlicher Meinung umgeblasen wurde oder der ungezügelten Begehrlichkeit zum Opfer fiel. In dem ersten Staatsideal, das Platon entwarf, verteilte er die Rechte und Aufgaben im staatlichen Leben. Die Seele hat drei Teile, in den Menschen herrscht bald der eine, bald der andere vor; nur klein ist die Zahl, die zur Weisheit sich erhebt, ihre Vernunft soll im Staate gebieten, wie im einzelnen Menschen ihr die Herrschaft zukommt. Eine Aristokratie des Geistes bildet den Stand der Regierenden; der Staat ist der beste, wo die Könige Philosophen und die Philosophen Könige sind. Der Schutz des Staates nach außen und die Sorge für die Sicherheit im Innern kommt dem zweiten Stande zu, den Wächtern, die zur wahren Tapferkeit die Anlage haben. Damit die Herrscher und Wächter völlig im Dienste des Staates aufgehen, nimmt ihnen Platon alles Privateigentum, ja er zerstört der Staatsidee zuliebe Ehe und Familie. Die beiden ersten Stände haben Frauen und Kinder gemeinsam; die Jahresehen der einzelnen Paare werden staatlich geregelt. So hoffte Platon den Egoismus, den Quell alles bürgerlichen Streites, abzugraben. Dem dritten Stande, der Klasse der Arbeiter, wurde die große Menge der Menschen zugewiesen, welche den sinnlichen Trieben folgen und der Regierung bedürfen. Genaue Vorschriften gab Platon über die Erziehung der beiden ersten Stände, die indes keine erbliche Kaste bilden sollten; denn wer sich untauglich bei dem Unterrichte zeigte, verfiel der arbeitenden Klasse. Durch Gymnastik und Musik, durch Kenntnis der Dichter und Philosophen sollte stufenweise der Bürger zu der vollkommenen Tugend geführt werden, die zur Regierung befähigte. Alle sittengefährlichen Schriften sollten ausgeschieden werden, u. a. die Werke Homers und der Tragiker, weil sie unwürdige Vorstellungen von den Göttern der Seele einflößten, und positiv wollte Platon die Anfertigung zweckmäßiger Gedichte angeordnet haben. Einen solchen Geisterzwang konnte der Philosoph empfehlen, um das Kunstwerk eines Staates aufzubauen, der in seiner Harmonie unbeweglich beharren sollte. Man hat gefunden, daß am ehesten den platonischen Träumen die mittelalterliche Hierarchie entsprechen würde, die dem Priesterstande alle Weisheit verlieh und damit das Recht, das Leben und das Denken der übrigen zu regeln, die dem Ritterstand mit seinen Abstufungen das Schwert gab, um geistliche Befehle zu vollziehen, und endlich unter ihnen die große Masse der arbeitenden Unterthanen dahin leben ließ.

Die „Gesetze".

Später gab Platon in seinen „Gesetzen" einen neuen Entwurf, der mehr auf die bestehenden Verhältnisse Rücksicht nehmen sollte. Aus einer Mischung der drei typischen Staatsformen, der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, sollte eine neue gefunden werden, welche das friedliche Zusammenwirken der verschiedenen Volksklassen verbürgen sollte. Privateigentum und Familie wurden hier wieder in ihre Rechte eingesetzt. Aber der Landbesitz des Staates sollte gleichmäßig verteilt und peinlich darüber gewacht werden, daß keine Verschiebung der Besitzverhältnisse eintreten könne; selbst das Maximum der beweglichen Habe wurde festgestellt, Ungleichheit des Besitzes war ja die Wurzel alles sozialen Übels. Dem Bürger wurde die geordnete Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten gewährt wie im freien Hellas. Dorische Strenge und ionische Beweglichkeit sollten sich in dem neuen Staate ausgleichen. Aber nur unter besonderen klimatischen und geographischen Bedingungen konnte ein solches Staatsgebilde gedeihen, seitab von der See und der Sittenverderbnis des großen Handelsverkehrs. Viele Züge dieser Lebensordnung sind dem historischen Leben der Griechen entnommen, namentlich dem der Spartaner; die Tempel auf heiteren Berghöhen, die freundlichen Ringschulen am Fluß, die lieblichen, sorgsam bewässerten Gefilde, die frohen Feste und Wettkämpfe, die freie Muße der Bürger zur glücklichen Entfaltung aller Kräfte, die Begrenzung des Staates auf ein kleines Gebiet. Die ganze Herrlichkeit dieser unter so künstlich geschaffenen Verhältnissen gezüchteten Elitemenschen war doch nur möglich, wenn für die niedere Arbeit des Ackerbaues der Sklavenstand beibehalten wurde und auch Handel

und Gewerbe den Fremden und Schutzbürgern verblieb. Ein freies hellenisches Menschentum war also nur bei aristokratischer Lebenshaltung möglich, die Barbaren taugten für grobe Verrichtungen, die banausischen, verbildenden Handwerksgeschäfte für geringere Sorten der Griechen selbst. Auch die Frauen fanden in Platons Staat keine würdigere Sphäre; das Höchste, was er ihnen bot, war eine Erziehung wie die des männlichen Geschlechts, körperliche Gymnastik bis ins höchste Alter und Teilnahme an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Männer. Der Philosoph durchbrach hier nicht den Bannkreis hellenischer Lebensanschauungen, noch auch erkannte er die Notwendigkeit und den Segen der Entwickelung menschlicher Dinge. Die große Bedeutung Platons ist aber immer in Perioden hervorgetreten, in denen sich neue Ideen im menschlichen Geiste erhoben, welche die Ordnung der Gesellschaft durchdringen sollten, in denen sich glänzende Ideale in der Seele des Denkers oder des Künstlers bildeten oder der Zug zum Ewigen die Menschen tief ergriff. Mit richtiger Charakteristik hat Raffael auf der Schule von Athen, jener Versammlung der alten Weisen, Platon in den Mittelpunkt als einen greisen Seher gestellt, der aufwärts zum ewigen Lichte weist, der wahren Heimat der Menschen, neben ihn Aristoteles, der auf die Erde, das Arbeitsfeld unsres Geschlechtes, die Blicke richtet.

Die Schule Platons.

Platons Lehre wurde in der von ihm gegründeten Genossenschaft, der Akademie, weiter gepflegt. Nach ihrem Muster bildeten sich später noch mehrere Philosophenschulen, die sich in der Form religiöser Vereine konstituierten und neben dem Unterricht vor allem gemeinschaftliches Philosophieren zu ihrer Aufgabe machten. Ein Schulhaupt stand an der Spitze. Platons eigne Nachfolger ließen sich besonders von den Neigungen seiner späteren Jahre leiten, pythagoreische Gedanken, mystisch-religiöse Richtung und im Laufe der Zeit immer mehr populäres Moralisieren gewannen die Herrschaft. Sein Neffe Speusippos, der sittlich-strenge Xenokrates, der berühmte Astronom Eudoxos von Knidos, der den Athenern den Kalender neu einrichtete, sind hier zu nennen. Von der älteren Akademie, die etwa ein Jahrhundert wirksam gewesen ist, unterscheidet man eine mittlere und neuere. Der Streit um die philosophische Wahrheit, der seit der Zeit der Sophisten nicht geruht hat, führte zu einem Skeptizismus, der in der mittleren Akademie bedeutende Vertreter fand; nicht Wahrheit, nur Wahrscheinliches galt als erreichbar. Die Nachfolger in der jüngeren Akademie lenkten zu dogmatischer Lehre zurück und suchten die herrschenden großen Systeme zu verschmelzen, wobei sie eklektisch aus jedem das Zusagende heraussuchten. Des Streites müde und unfähig, mit neuen Gedanken den Zusammenhang der Welt zu erklären oder ein neues Glück dem menschlichen Herzen zu zeigen, die Wege menschlichen Thuns anders abzustecken, begnügten sie sich, den herrschenden Systemen die Spitze abzubrechen, die extremen Folgerungen, welche in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande kamen, abzuweisen und um so lebhafter das Gemeinsame, das schließlich in aller hellenischen Denkart enthalten war, zusammenzufassen. Dies eklektische Verfahren fand besonders in Rom seinen Markt, wo man weniger auf prinzipielle Begründung sann, als die praktische Verwertung auch der Philosophie forderte.

Geschichte der Akademie.

Aristoteles.

Der größte Schüler Platons war Aristoteles, der aber eine eigne Schule begründete: die peripatetische.

Sein Leben.

Geboren in Stageira an der thrakischen Küste 384 v. Chr., Sohn des frühe gestorbenen makedonischen Leibarztes Nikomachos, kam er in jungen Jahren nach Athen, wo er der Schüler Platons wurde, der ihn als den Geist der Schule bezeichnete, später wegen seiner Gelehrsamkeit als den Leser. Den nüchternen Wirklichkeitssinn und die Freude an naturwissenschaftlicher Forschung verdankte er wohl der Heimat, aber seine Erstlingsschriften trugen auch in der künstlerisch geformten Sprache den Stempel der akademischen Bildung. Nach dem Tode Platons ging er an den Hof des engbefreundeten Tyrannen von Atarneus, Hermias, wurde später von Philipp berufen, um den jungen Alexander zu erziehen (343—340 v. Chr.). Im Jahre 335 gründete er in Athen seine Schule im Lykeion (Lyceum), einem der athenischen Gymnasien, von dessen Laubgängen (Peripatoi) sie ihren Namen erhielt. Die feindseligen Beziehungen zwischen Athen und Makedonien, die nach Alexanders Tode (323) eintraten, trieben ihn fort aus seinem Wirkungskreise, 322 schon ist er in Chalkis gestorben. — Die sitzende Statue, die man als sein Porträt angesehen hat, trägt einen Kopf, der wohl einen Römer vorstellt.

Charakter und Wirksamkeit.

Sein hohes Ansehen verdankt er vor allem der Universalität seines Geistes, der die gesamte Forschung der Griechen auf den Gebieten der Natur, der geschichtlichen Kultur, der Ästhetik, Rhetorik und Philosophie beherrschte und zu der gelehrten Bearbeitung der einzelnen Wissenschaften den Anstoß gab, welche das folgende Zeitalter erfüllt hat. An ihn knüpfte die Forschung und die Spekulation der mohammedanischen Völker an, welche die griechischen Wissenschaften weiter fortpflanzten, als das christliche Abendland nur weniges von seinen Schätzen lebendig erhielt; und von hier fand er seinen Weg in die Schulen der lateinischen Christenheit; wie Johannes der Täufer der Vorläufer Christi in göttlichen Dingen war, so galt er als der

Vorläufer in den natürlichen. Erst mit der Renaissance, mit der erwachenden künstlerischen Kraft kam auch das Verständnis für Platon zurück, und man riß sich von der Autorität des Aristoteles los, dessen Wort man bisher als Wahrheit verehrt hatte. Er ist als der erste eigentliche Grieche bezeichnet worden, aber auch ungriechisch hat man ihn gefunden; er ist nicht mehr der Bürger einer einzelnen Stadt, die Eigenart eines einzelnen Stammes gibt ihm nicht das Gepräge, und so fehlt der echt griechische, künstlerische Zug, der Platon auszeichnet, zuletzt diesem großen Sammler und Klassifikator fast gänzlich.

Schriften.

Seine Schriften zerfallen in die populären Dialoge (exoterische Schriften), die für das große Publikum berechnet waren und verloren gegangen sind, Sammelwerke, in denen von ihm und seinen Schülern eine ungeheure Masse wissenschaftlichen Materials aufgespeichert wurde, und wissenschaftliche Lehrschriften (esoterische). Hervorragend ist darunter zunächst die Logik, die, wie Kant sagt, nach ihm weder Fortschritte noch Rückschritte zu verzeichnen hatte. Mit der Klarheit und dem Scharfsinne, mit dem er die Grundzüge des wissenschaftlichen Denkens und die Methode der Forschung aufstellte, verband er eine außerordentliche Sammlung der Thatsachen, von denen er zu allgemeinen Prinzipien aufstieg. Das Grundproblem seiner Philosophie ist das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen. Hier trat er in Gegensatz zu Platon, von dem er doch ausging. Ihm schien es unmöglich, Stoff und gestaltende Form so zu trennen, wie jener es in seiner Ideenlehre gethan hatte. Für ihn waren Stoff und Form untrennbar verbunden, so daß in dem Stoffe der Möglichkeit und der Anlage nach (dynamisch, potenziell) bereits die zukünftige Gestalt vorhanden ist, die eben durch Entwickelung zur Verwirklichung (Entelechie) gelangt und damit den inneren Zweck erfüllt. Die Analogie mit der Entwickelung der Pflanzen und Tiere aus dem Keime liegt hier klar vor, aber auch die Verwandtschaft mit einer künstlerischen Auffassung. Wie es mancher Bildhauer ausgesprochen hat, daß er in dem Steinblock die zukünftige Gestalt angedeutet sehe, die nur die Herauslösung verlange, so war für Aristoteles im Erz der Möglichkeit nach schon die Hermensäule vorhanden. Die Dinge in ihrer Gesamtheit erschienen dem Philosophen als eine Reihe solcher Formen, deren niedere immer die Anlage zu der nächst höheren enthält, das Gewordene wird immer wieder Stoff und Material zu höheren Bildungen. Diese Leiter der Entwickelung führt von den Anfängen der Lebendigkeit hinauf zur höchsten Gestalt, welche reine Form ist, zum absoluten Geist, Gott. Nicht als Schöpfer, als thätig in der Welt oder auf die Welt wirkend wird Gott gedacht, sondern als unbewegt, unveränderlich, ein seliges Leben in der ewigen Betrachtung des Seienden führend, rein geistig. Nach ihm sich sehnend und verlangend, entwickelt sich das Materielle, das demnach ein Gutes, Zweckmäßiges zu verwirklichen trachtet (Teleologie). Die Vorstellung eines solchen Gottes konnte nur einem Philosophen kommen, der selbst im Innern weit von der Neigung zu praktischer Thätigkeit entfernt war und das höchste Glück irdischen Lebens in der fortschreitenden Erkenntnis fand.

Logik.

Grundproblem.

Metaphysik.

Außer Stoff und Form unterscheidet Aristoteles auch noch die mechanischen Gesetze, denen die Dinge gehorchen, von der organisatorischen Kraft (Zweckmäßigkeit), welche die Entwickelung der organischen Wesen in bestimmter Richtung zum Ziele führt. Aus dem Widerstreben des hemmenden Stoffes erklären sich die Unvollkommenheiten der wirklichen Erscheinungen. Die Seele baut sich aus den Stoffen den Leib als ihr Organ oder als ein System von Organen. In den Seelen gibt es einen Artunterschied von der vegetativen Form der Pflanzen zur empfindenden der Tiere bis zu der Seele des Menschen, welche die niederen Entwickelungsstufen zusammenfaßt und die Vernunft hinzuerhält, die als das unsterbliche Teil das Dasein des sich auflösenden Leibes überdauert. Hier ist Aristoteles zu demselben Dualismus gelangt, den Platon aufgestellt hatte.

Seele.

In der Ethik will er nichts wissen von der bei Platon aufkommenden mystischen Erhebung des Menschen zur Idee des Guten, er stellt ihn mitten in die Forderungen dieses Lebens.

Ethik.

Wie hat er es anzufangen, daß er die Glückseligkeit erreicht? Er soll die echt menschliche Thätigkeit wirklich erfüllen; erfüllt er, was in ihm liegt, so ist Lust und Freude die selbstverständliche Folge, die vollkommenste Lust ist mit der Einsicht erreicht. Nicht das Wissen macht schon die Tugend, wie Sokrates meinte, sondern die dauernde Beschaffenheit des Willens, der die Begierden beherrscht. Ganz im Umkreise des hellenischen Lebens liegt seine Erklärung der Tugend als einer glücklichen Mitte zwischen zwei falschen Extremen, zwischen Mangel und Übermaß, weise Sparsamkeit liegt in der Mitte zwischen Geiz und Verschwendung. Einen nüchtern verständigen Zug hat diese wohltemperierte Regelung der Naturtriebe, doch liegt etwas Liebenswürdiges in der Zeichnung der einzelnen Tugenden, wie sie Aristoteles nach der Beobachtung des wirklichen Lebens entwirft, ohne mit einer großen sittlichen Idee den Menschen ergreifen zu wollen. Aristoteles wandte sich gern der wissenschaftlichen Arbeit zu, aber er war doch noch zu sehr von den Impulsen des griechischen Lebens ergriffen, als daß er nicht in der staatlichen Gemeinschaft mit andern Menschen hätte die Vollendung alles Lebens finden sollen; denn „von Natur ist der Mensch zur Geselligkeit bestimmt".

Aristoteles' Politik.

An die Ethik schließt sich die Politik. Berühmt ist seine Lehre von den drei Verfassungsformen und ihren drei Ausartungen. Fern dem Idealismus Platons, ging er nirgends über die bestehenden Zustände hinaus; immer knüpfte er an die realen Verhältnisse an, aber persönlich waren ihm Monarchie und Aristokratie die zusagendsten Formen staatlichen Lebens. In 158 Büchern hat er die Verfassungen der einzelnen griechischen Staaten behandelt; erhalten ist davon nur die Schrift vom athenischen Staate, die uns ein Papyrus eines ägyptischen Grabes jüngst wieder beschert hat. Verfassungsgeschichte und eine Übersicht über die bestehenden Zustände Athens wird uns hier geboten. Wie ein Botaniker sammelte er die einzelnen Erscheinungen auf dem politischen Gebiete, klassifizierte sie, beschrieb sie und untersuchte ihr gesundes wie ihr krankes Verhalten. Sklaverei ist auch ihm die unentbehrliche Grundlage für die Entwickelung freier, bürgerlicher Tugend, die der Muße bedarf; begründet ist sie ihm in der geringeren Naturanlage, welche die Barbaren zu Knechten geschaffen hat. Kommunismus ist Aristoteles kein Universalheilmittel der menschlichen Gesellschaft, er verteidigt eifrig Ehe und Privateigentum. Von Erziehung und Gewöhnung zur Tugend hat er die höchste Meinung. Von der Geschichte hat er nicht hoch gedacht, sie war ihm nur eine nicht zu bewältigende Summe von unübersehbaren einzelnen Begebenheiten, die sich unter keine vernünftige Ordnung bringen lassen, vielmehr nur die unwesentlichen einzelnen Fälle allgemeiner Naturbedingungen bilden.

Kunstlehre.

Endlich schuf Aristoteles neben der Philosophie des praktischen Handelns noch die des künstlerischen Schaffens. Nach den Mustern der großen Dichterwerke entwickelte er das Wesen und die Gesetze der Dichtarten in der Poetik, die indessen nur bruchstückweise erhalten ist. Es ist bekannt, daß Lessing seine Sätze über die Tragödie für ebenso sicher gehalten hat wie die geometrischen Elemente des Euklid.

Naturforschung.

Die Vielseitigkeit des Philosophen zeigt sich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten; überall eignete er sich die Kenntnis an, die sein Zeitalter bereits erreicht hatte, und es gibt kaum ein Gebiet der Naturforschung, das er nicht um eine Entdeckung bereichert hätte. Die größte Schärfe zeichnet seine Beobachtungen aus, namentlich hat in der Zoologie manche seiner Behauptungen, die von späteren Gelehrten als Märchen bespöttelt ist, erst durch die moderne Wissenschaft, die mit viel feineren Hilfsmitteln ausgestattet ist, ihre Bestätigung erhalten. Oft war er genötigt, durch logische Spekulation zu ersetzen, was mit den Augen nicht zu erfassen war, aber er hatte die richtige Einsicht von den Grenzen seiner Naturerkenntnis. „Noch sind die Erscheinungen", sagte er, „nicht hinreichend erforscht, wenn sie aber dereinst es sein werden, alsdann ist der Wahrnehmung mehr zu trauen als der Spekulation und letzterer nur insoweit, als sie mit den Erscheinungen übereinstimmendes hat." Wir nennen hier die Schriften des Philosophen über den Himmel, die meteorologischen Erscheinungen, mechanische Probleme, die Tiergeschichte, die Erzeugung und den Gang der Tiere.

Geschichte der peripatetischen Schule.

Ein ähnliches Schicksal wie die akademische Schule hatte die peripatetische. Nur in den ersten Zeiten nach dem Tode des Stifters traten unter seinen Schülern originelle Denker auf, die das überlieferte System zu ergänzen oder abzuändern die Kraft hatten, während die Späteren sich völlig auf die Auslegung beschränkten. Der erste Vorsteher der Schule war der gelehrte,

Theophrast

durch glänzende Darstellung ausgezeichnete Theophrast aus Lesbos (373/2—288/7 v. Chr.), der durch seine botanischen Werke bis über das Mittelalter hinaus der Lehrer der Pflanzenkunde geblieben ist. Berühmt sind auch seine Charakterschilderungen, die er indes nicht nach dem Leben entwarf, sondern nach den typischen Gestalten der attischen Bühne, besonders seines Freundes Menander, gab. Die philosophische Analyse wollte vielleicht auch der dichterischen Produktion einen Dienst erweisen. Ungeheuer war der Zulauf, den seine Vorträge fanden, 2000 Hörer sollen zu seinen Füßen gesessen haben. Dies schützte ihn auch gegen die Anklage, die ein Vertreter der attischen Demokratie erhob, die wieder einmal die freie philosophische Diskussion über Sittlichkeit und Religion knebeln wollte. Allein im damaligen Athen überwog jetzt die Bedenken über die gefährdete Moral die kluge Berechnung, wie viel Geld ein solcher Studentenzudrang nach Athen bringe. Fortan blieb die Philosophie in Athen unbehelligt, und den letzten Glanz, den der alte Mittelpunkt des geistigen Lebens behielt, verdankte er seiner Universität. Nicht philosophische Spekulation war in der peripatetischen Schule die Hauptsache (man gewöhnte sich mehr und mehr, die kodifizierte Philosophie zu erläutern), sondern die Fort-

führung der empirischen Beobachtung und der gelehrten Thätigkeit, die Aristoteles schon begonnen hatte. Die Geschichte der philosophischen Systeme, Biographien hervorragender Schriftsteller und andre historische Arbeiten nahmen einen breiten Raum ein; was Alexandreia später geleistet hat, knüpft vielfach an die großartigen Anfänge der Peripatetiker an. Dem Zuge der Naturforschung, der in dieser Zeit lebhaft hervortrat und zu den materialistischen Anschauungen des Demokrit zurückführte, entzogen sich auch die Mitglieder dieser Schule nicht. Der große Musikschriftsteller Aristoxenos und der Kulturhistoriker Dikaiarch bestritten die Unsterblichkeit der Seele und sahen in ihr kein selbständiges Wesen, sondern nur die Harmonie des Körpers. Der Physiker Strato wollte den Weltgang lediglich aus den Kräften erklären, die in der Natur selbst unbewußt wirken, und fand den außerweltlichen Gott des Aristoteles entbehrlich; die Thätigkeit der Seele war ihm eine wirkliche Bewegung körperlicher Art. Eine neue Periode für das Studium der aristotelischen Werke begann mit der neuen Ausgabe, welche Andronikos von Rhodos (50 v. Chr.) veranstaltete, wobei er manche bisher nicht veröffentlichte Schriften, die ein abenteuerliches Schicksal gehabt hatten, hervorzog.

* * *

Die Philosophie nach Aristoteles.

Die großen Veränderungen im Leben Griechenlands seit den Tagen des Aristoteles mußten besondere Forderungen an das philosophische Denken stellen. Es kam der Untergang der griechischen Freiheit, der jähe, imponierende Sturz des kolossalen Perserreiches, die glänzende Heldenlaufbahn Alexanders, dann die wechselvollen Jahre der Diadochenkämpfe. In diesen Wirbel wurden die hellenischen Staaten mit hineingezogen, da noch immer ihre geistige Höhe, ihre bewunderte Kultur, ihr alter Ruhm und ihre materiellen Kräfte ihnen Bedeutung gaben. So wanderten die Städte an beiden Gestaden des Ägäischen Meeres aus einer Hand in die andre; unfähig, ihre Freiheit und Selbständigkeit zu wahren, folgten sie allen Phasen des Kampfes als unwilliger Spielball. Da verzweifelte mancher an der Fähigkeit der menschlichen Kraft, das Schicksal sich zu bestimmen, und der Glaube an eine gerechte Weltregierung schwand leicht in den Gemütern, denen der Zweifel am Dasein der Götter schon lange vertraut war. Nur der Zufall schien das Regiment in der Welt zu führen, der auf seinen Wellen die Menschen hebt und senkt, bis sie versinken, der in unermüdlichem Wechselspiel von Zerstörung und Wiederaufbau sich gefällt. In der Komödie und im Volksmunde war oft die trostlose Phrase zu hören: Alles lenkt der Zufall. Diese trübe Stimmung ergriff auch die philosophischen Kreise, bei denen der Hang zu stiller wissenschaftlicher Beschäftigung und Abwendung von aller praktischen, politischen Arbeit zunahm. Theophrast seufzte mit der Komödie: „Zufall ist alles Menschenwerk, nicht kluger Rat." Sein Schüler Demetrios von Phaleron, der zehn Jahre (317—307 v. Chr.) der Verweser Athens gewesen war und es nach den Weisungen Kassandros' unter Wahrung demokratischer Formen regiert hatte, schrieb eine besondere Schrift über die Tyche, jene Schicksalsmacht, die sich in einem launenhaften Spiel behagt und mit unerwarteten Schlägen den Menschen überfällt. Seine Prophezeiung von dem einstigen Untergange der makedonischen Reiche erregte Staunen bei späteren Historikern. Wo sollte der Mensch in diesen Tagen schwankender Bewegung eine Stütze finden? Nur der rohe Aberglaube des ungebildeten Volkes konnte im alten Kult oder bei den Göttern, die aus dem Orient importiert wurden, Trost suchen; der Gebildete forderte den Rückhalt von der Philosophie. Diese hatte weniger die Aufgabe, von einem neugewählten Standpunkte die Welt zu betrachten, als Lebensweisheit zu geben, wie es Sokrates gewollt und wie es die Kyniker in ihrer Weise versucht hatten. Die Philosophie vertrat für den Gebildeten die Religion.

Der Glaube an den Zufall.

Stoiker und Epikureer.

Zwei Schulen erboten sich, den Weg zum Glücke zu führen und jenen Frieden der Seele zu geben, den die stürmische Welt so selten noch hatte, die stoische Schule und die epikureische. Das Ideal der einen war der Weise, der nur seiner Tugend lebt und unerschüttert im Leben steht wie ein Fels in wütender Brandung, das Ideal

der andern die Lust, die soviel Freude aus dem Dasein gewinnt, als nur möglich ist, aber nicht mehr voll heißen Verlangens nach allen Früchten greift, sondern frei von dem thörichten Wahn und Aberglauben der Menge in feingestimmtem geistigen Behagen und froher Geselligkeit die Stunden hinbringt. Im Leben der Gemeinde sucht weder die eine noch die andre ihr Heil; beide sind individualistisch. Seit Alexander die Schranken der Stämme und Staaten niedergerissen hatte und in Griechenland selbst kein großer politischer Gedanke mehr die Geister weckte, wandte sich die Philosophie einem Weltbürgertum zu, das nirgend recht zu Hause war und für eine ideale Gemeinschaft der Menschen schwärmte, oder zog sich in die Stille der Privaträume zurück. Nicht mehr aus dem eigentlichen Hellas allein kamen die Führer der neuen Richtungen, sondern gerade die einflußreichsten aus den östlichen Gegenden, wo vor alters schon phönikische Elemente mit griechischem Wesen sich berührt hatten. Etwas von dem Geiste der Semiten drang in die geistige Kultur ein, namentlich die großen Satiriker bis auf den Spötter Lukian gehörten der syrischen Rasse an, die für die Zustände des zerfallenen Griechenlands beißenden Witz und frechen Hohn hatten, nicht die wehmütige Stimmung natürlichen Mitgefühls.

Weltbürgertum.

Zeno, Begründer des Stoizismus.

Der Gründer der stoischen Philosophie ist Zeno aus der cyprischen Stadt Kition (336 [?] bis 264 v. Chr.); er war der Sohn eines Kaufmanns und selbst in Handelsgeschäften betriebsam, bis ihm die geistige Atmosphäre in Athen zur Lebensluft wurde. Was er suchte, fand er zunächst bei dem kynischen Philosophen Krates, dem trotzigen Charakter, dem Verächter der Kultur, dem Prediger der Natürlichkeit. Sein Lebensideal war Sokrates. Dann suchte er auch in den anderen Philosophenschulen Belehrung, so daß man ihm später den Vorwurf machen konnte, er habe als echter phönikischer Händler überallher seine philosophischen Gedanken zusammengestohlen. Seine Schule gründete er um 310 v. Chr.; nicht in die schattigen Gänge der Gymnasien an der Peripherie der Stadt, sondern mitten in das bewegte Treiben Athens führte er seine Jünger, in die „bunte Halle" (Stoa Poikile), nach der die Schule ihren Namen erhalten hat. Was er lehrte, lebte er; auf eine große Propaganda sah er es ab, mehr als die aristokratischen, feinen, älteren Schulen. Seine strenge Selbstbeherrschung, seine sprichwörtliche Enthaltsamkeit errangen ihm die höchste Verehrung des Volkes, auch der makedonische König Antigonos Gonatas schenkte ihm achtungsvolle Gunst. Seine absolute Unabhängigkeit glaubte er zu bewähren, als er freiwillig sich den Tod gab. Sein Nachfolger war Kleanthes von Assos, einer Stadt in der Troas (331—232 v. Chr.), der ein wenig produktiver Kopf war; erhalten ist von ihm ein schwungvoller Hymnus auf Zeus, der christlichen Geist atmet. Die Vollendung erhielt das System durch den dritten großen Stoiker, Chrysippos (282—209 v. Chr.) aus dem halbgriechischen Soli oder aus Tarsos, der Heimat des Apostels Paulus. Ein dialektisch gewandter Vielschreiber, weitschweifig und formlos, aber ein sehr eindringlicher Lehrer; er gab dem System eine genaue, schematisierte Darstellung, die für den Unterricht vielleicht zweckmäßig war.

Kleanthes

Chrysippos

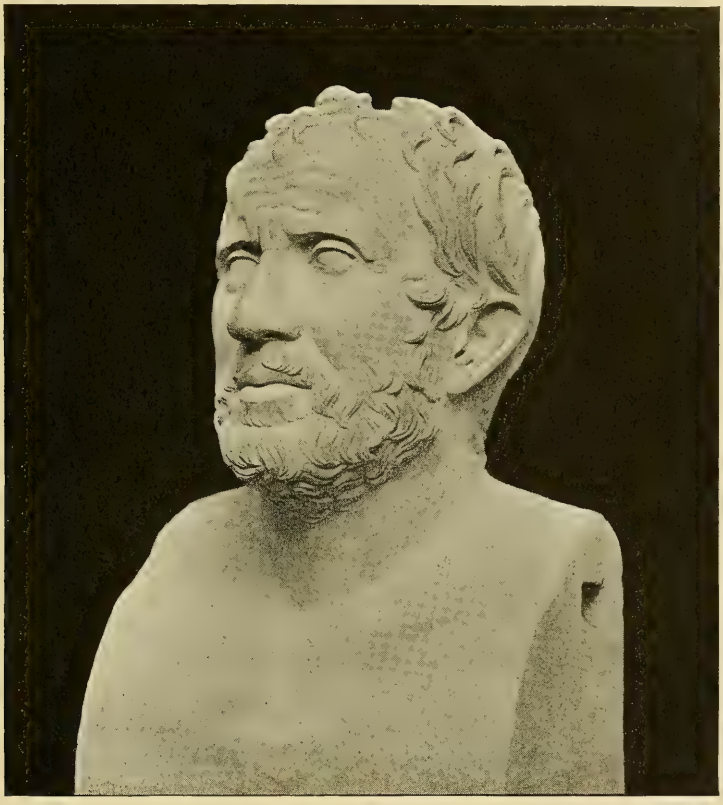
Die Richtung der Stoiker ging auf die Ethik, aber sie versuchten auch den ganzen Umkreis menschlicher Interessen zu umfassen und ihre sittliche Haltung auf sicheren Überzeugungen zu begründen. In der Logik wollten sie über Aristoteles hinausgehen, ein Verdienst erwarben sie sich dabei um die Grammatik, deren Terminologie wesentlich ihr Werk ist. Ein großartiger Zug zeichnet ihre Naturphilosophie aus, welche auf die Gedanken des Heraklit zurückgriff, sich aber in die ärgsten Seltsamkeiten verlor, weil sie zu wenig von positiver Naturerkenntnis geleitet wurde. Über den Dualismus, den Platon anerkannt und Aristoteles nicht überwunden hatte, wollten sie sich erheben; die Einheit der Welt haben sie fast begeistert gepriesen. Im Naturlauf und im Leben der Menschen und Völker herrscht das gleiche Gesetz, Naturnotwendigkeit und Verhängnis sind nur verschiedene Äußerungen desselben Gebotes; die Schönheit und Zweckmäßigkeit in den Erscheinungen in der Natur entsprechen der Güte und Vernünftigkeit in den menschlichen Handlungen. Die Menschen gewahrten zuerst die herrliche Ordnung in den Bewegungen der himmlischen Körper, ihre strahlende Schönheit; und dieselbe Ordnung, dasselbe schöne Maß suchten sie den Bewegungen ihrer eignen Seele zu verleihen. So stark war noch bei manchen Stoikern der

Logik. Grammatik.

Naturphilosophie.

künstlerische Zug ihres Volkes, daß ihnen die Ethik nur eine angewandte Ästhetik wurde. Die Einheitlichkeit in allem, was da ist, führte sie mit Notwendigkeit zum Pantheismus. Der Hauch des Göttlichen erfüllt mit schöpferischer Gewalt das ganze Weltall. Die Gottheit dachte man sich als etwas Körperliches, freilich unendlich ätherisch, fein, feurig wie die belebende Sonne; durch die Verdickung und Wiederverdünnung dieses Urstoffes geht die Welt hervor, die wiederum die göttliche Urkraft als Weltseele völlig durchdringt. Die leitende Materie und die wirkende Seele sind untrennbar verbunden, zwei Seiten desselben Wesens. Einst wird kommen ein Weltbrand, wo alles in das

Pantheismus.



76. Zeno der Stoiker.

Herme im Nationalmuseum zu Neapel.

Urfeuer zurückkehrt. Dann beginnt die Weltbildung von neuem, die aber genau dieselben Erscheinungen wie in der vorhergehenden Periode hervorbringt, da sie von dem gleichen Naturgesetz beherrscht ist. Das Seltsame dieser Ideen, die auf die ungleich genialere Auffassungsweise Heraklits zurückgehen, leuchtet von selbst ein. Aber die Stoiker entnahmen ihnen eins, das auch für ihre Lebenshaltung von höchster Bedeutung war, die Vorstellung eines großartigen Welt- und Naturgesetzes, das auch dem vernünftigen Menschen seine Bestimmung und seine Ziele zuweist. Der Natur gemäß zu leben, war die erste Forderung der Moral; und hier klingt noch die Verwandtschaft mit den Kynikern hindurch, die alles das Natur nannten, was der bestehenden Kultur mit ihren künstlichen Satzungen Hohn sprach. Der Mensch ist

Ethik.

vernünftig, das unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen; also ist seine Bestimmung, in dieser Eigenschaft Vollkommenheit zu erreichen. So stellten die Stoiker ein Ideal des Weisen auf, ihre Heiligen waren Sokrates, Diogenes, Antisthenes. In paradoxen Worten haben sie dies Ideal gefeiert, der Weise allein ist gesund, ist schön, ist reich, ist ein König, ist gut und weise, alle übrigen sind Thoren und Narren, sind Bettler und Sklaven, Bösewichter und Elende. Es ist in manchen Zeiten notwendig, die Ideale wieder höher zu stellen und ihre Erfüllung nicht bequem zu machen. Das Ideal der Stoiker stand so hoch, daß sie später selbst erklärten, es sei für Menschen unerreichbar; und doch hatten sie mit eigentümlicher Schroffheit betont, man erreiche das Ideal, oder sei von ihm völlig fern; sie wollten keinen Gradunterschied in Sünde und Schlechtigkeit, in Güte und Weisheit anerkennen. Aber wer im stoischen Sinne weise geworden war, der konnte von seiner stolzen Höhe gleichmütig auf die ewige Unruhe des Menschenlebens herabblicken, auch auf der Folter des Tyrannen trug er sein unzerstörbares Glück in sich so fest, daß es für ihn eine Qual nicht gab. Später haben die Stoiker selbst die Starrheit dieser moralischen Anschauungen etwas gemildert und eine Stufenleiter der Güter wie der ansteigenden moralischen Vollkommenheit angenommen. Aber immer blieb es ihre Absicht, den Menschen durch eine Tugend, die auf Einsicht, Pflicht sich gründet, unabhängig und frei von allen äußeren Umständen zu machen und ihn zum absoluten Herrn über alle inneren Regungen zu erziehen.

Stoisches Ideal.

Der Individualismus lag im griechischen Wesen, die griechischen Staaten wachten eifersüchtig über ihre Autonomie, und selbstgenügsam (mit Autarkie) sich gegen die Nachbarn abschließen zu können, war ein staatliches Ideal, das ja auch Platon festhielt. Jetzt, wo nach dem Sinken des Gemeindelebens das Individuum auf sich gestellt werden mußte, sollte ihm diese Autarkie verliehen werden. Und gewiß ist, daß die stoische Schule eiserne Charaktere erzogen hat in einer Welt, wo künstlerisch geniale Verlotterung und grundsatzlose Liederlichkeit alltägliche Erscheinungen wurden. Solche Charaktere empfahlen sich auch den Königen als Ratgeber, und manche Stoiker sind als Staatsmänner, wenigstens solche von doktrinärer Strenge, aufgetreten. Hatten sie eigentlich auch kein Herz für das staatliche Leben, so wollten sie doch auch nicht einsiedlerische Sonderlinge, gallsüchtige Menschenfeinde werden. Die Natur wies sie hin auf die Verwandtschaft und auf die innere Sympathie alles Seienden und damit auf die große Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes, sie waren überzeugte Kosmopoliten und verbreiteten jene Gedanken, an die der hellenistische Apostel des Christentums anknüpfen konnte, weil sie die Grundzüge einer Weltreligion in sich trugen. Aus der Stoa sind auch solche Historiker hervorgegangen, welche für die großartige Zusammenfassung der Mittelmeerländer im Römischen Reiche ein Verständnis hatten und es als eine Schöpfung des Weltgesetzes ansahen, das die Dinge aus der Vereinzelung zu einer organischen Ordnung berief. Die übrigen Griechen mußten sich zwar der harten Thatsache beugen, daß sie den minder gebildeten Römern unterlegen waren, aber sie verurteilten sie gern als ein Machwerk des leidigen Zufalls, das eben auch dem Verdienstlosen seine Gunst schenke.

Individualismus.

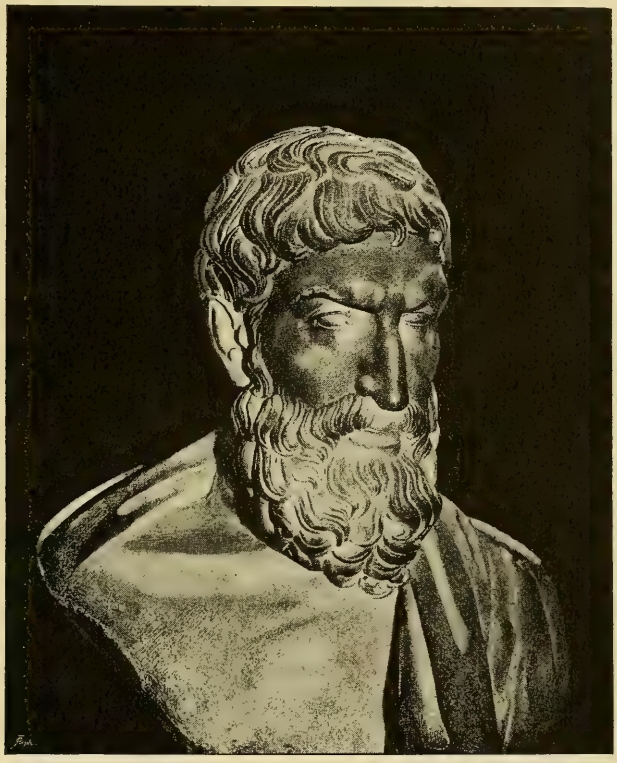
Kosmopolitismus.

Die Unsterblichkeit der Einzelseele haben die Stoiker nicht als Dogma anerkannt, aber sie gaben ihr doch eine Fortdauer über das körperliche Leben hinaus, spätestens bei jenem Weltbrand aber sollte sie in das All zurück verschwinden, aus dem die ganze Schöpfung sich ableitet. Wenn die Stoiker lehrten, daß die Seele nach dem Tode zu den ätherischen Regionen emporsteige, wo die Gottheit, die doch auch die Welt durchdringen sollte, ihre separate Wohnung habe, so zeigte sich auch da das Abstruse ihrer Naturauffassung. Sie traten nicht in Kampf mit der Volksreligion, suchten sie für

Die Seele.

den Gebildeten annehmbar zu machen, indem sie zu einer allegorischen Umdeutung der Mythen schritten, wobei sie vor keinem Unsinn zurückschreckten. Auch die altherkömmliche Mantik haben sie mit viel theologischem Scharfsinn zu stützen gesucht, kein Aberglaube saß in den Herzen der Hellenen so fest wie der Glaube, daß die Zukunft sich durch allerlei Zeichen offenbare. Im Zusammenhange aller Dinge schien den Stoikern die Notwendigkeit solcher andeutenden Erscheinungen begründet zu sein: die Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Verhältnis zur Religion.

In bitterer Fehde mit der Stoa lebten die Anhänger Epikurs, in deren System für die Begriffe Ehre und Pflicht kein Raum war. Aristipps Weisheit hatte in den Epikur.



77. Epikur.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Stürmen der Diadochenzeit nicht standgehalten, Hegesias fand die Lage so trostlos, daß er geradezu den Selbstmord als einziges Rettungsmittel empfahl. Seine Vorlesungen wirkten so stark auf die Hörer, daß Ptolemaios in Alexandreia sie untersagte. Zeitgemäß wurde die Lehre Aristipps umgestaltet und neubegründet von Epikuros (341—270 v. Chr.).

Epikur war auf der Insel Samos geboren, Sohn eines armen Schulmeisters und in einfachen Verhältnissen herangewachsen. Obwohl er sich mit verschiedenen Systemen bekannt machte, so kann er doch als Autodidakt gelten, der gern seine eignen Wege ging und eine gewisse Abneigung gegen die gelehrte Bildung seiner Zeitgenossen hatte. Auf das Leben wollte er vor allem einwirken, und die rein wissenschaftliche Arbeit war ihm gewiß nicht das Höchste. In Athen, wo er schon vorübergehend als Hörer geweilt hatte, begründete er als gereifter Mann eine eigne Schule (306 v. Chr.); er kaufte hier einen Garten, in dem er mit seinen Anhängern Leben.

lebte. Der Garten soll die Aufschrift getragen haben: „Fremdling, hier wird dir's wohl sein; hier ist das höchste Gut die Lust." In seinem Testament vermachte er das Grundstück seiner Schule, die noch lange dort ihren Mittelpunkt fand.

Philosophie. Das Zusammenleben der Epikureer bildet die anmutigste Seite in ihrer Erscheinung. Daß das Streben nach Lust das berechtigte Ziel menschlichen Wollens ist, stellte er als ersten Satz seiner Ethik auf; und natürlich haben Lebemänner aller Art diesen Satz in ihrer Weise befolgt. Aber Epikur kam mit der Durchführung seines Prinzips zu einer Lebensweise, die sich von der stoischen höchstens durch die größere Heiterkeit unterschied. Nicht im Strudel der Welt die Genüsse, die sie uns entgegenwirft, aufzusuchen, war sein Sinn, wie es Aristipp noch gewollt; die bleibenden Lüste waren ihm Seelenruhe und Schmerzlosigkeit; er riet solche Vergnügungen zu meiden, die am Ende nur Leid und Reue bringen. So gelangte er zu quietistischer Weltentsagung. Die sittlichen Gesetze sind nach seiner Auffassung aufgekommen, weil es der Nutzen der Gesellschaft so forderte. Aber er erkannte ihre Gültigkeit an und erklärte, daß nur wer edel, gerecht, weise lebe und die Tugend übe, die Lebensfreude erreichen könne, aber er suchte die Tugend nicht auf, weil sie an und für sich das Glück begründe, sondern weil sie dazu helfe, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren, und weil ihre Übung vor der brutalen Unterbrechung eines ästhetisch gestimmten, friedvollen Daseins schützen mochte. Höher als sinnlicher Genuß stand ihm die seelische Lust, die in Erinnerung schöner Stunden und in froher Hoffnung den Menschen erwächst. Alles kommt darauf an, daß man Lust und Unlust richtig gegeneinander abwägt. So wurde seine Moral zur Klugheitsmoral eines verständigen Egoismus. Selbst die Freundschaft wurde im Prinzip aus dem Gedanken ihrer Nützlichkeit erklärt: aber die geselligen Epikureer pflegten sie besonders und sie haben viel dazu beigetragen, den Ton des Verkehrs zu verfeinern und milde Rücksicht auf Mitmenschen zu erziehen. Im staatlichen Leben fand Epikur so viel unselige Leidenschaft, so viel Störung der Gemütsruhe, daß er das Glück nur in der Flucht vor dem Staate zu finden glaubte: „lebe im Verborgenen", rief er seinen Jüngern zu. Sie verzichteten auf die großen Anregungen, welche dem einzelnen aus der Teilnahme an einem großen Ganzen zuströmen, sie ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und nur im engen Bezirke ihrer Gärten schufen sie sich ein sicheres Behagen. Der Staat bedeutete ihnen nichts mehr, das Individuum alles. Furcht vor dem Tode und abergläubische Angst vor dämonischen Einwirkungen verwirrten in dieser Zeit vielen die Köpfe. Dagegen fand Epikur Rettung in der Klarheit und Sicherheit, welche die Einsicht in den gesetzmäßigen Naturverlauf verleiht; er verwarf den Wust mythologischer Lehren. Wie die Stoiker von Heraklits Ansichten ausgingen, so ergriff Epikur den Materialismus des Demokrit. „Den Grund der ewigen Ordnung in der Welt zu erforschen, ist das Geschäft des Naturforschers, und in dieser Erkenntnis finden die vergänglichen Wesen ihre Glückseligkeit." Wer den Wechsel der Dinge als notwendig erkannt hat, der ist erhaben über die Erschütterungen, welche denjenigen treffen, der auf die stetige Dauer der Dinge vertraut. Das Dasein der Götter leugnete er nicht, weil ihm die Vorstellung der Menschen von ihnen sich nur aus einer wirklichen Thatsache zu erklären schien. Aber er entzog ihnen jede Einwirkung auf die irdischen Verhältnisse. In den Zwischenräumen zwischen den unendlichen Welten, die es gibt, verweilen sie; sie führen ein seliges Leben, darum müssen sie frei sein von Sorgen und Geschäften, wie es die Weltregierung wäre. Sie sind die vollkommensten Epikureer. Um ihrer Vollkommenheit willen verdienen sie Verehrung. Epikur mied einen Konflikt mit der Volksreligion, vielleicht hielt ihn die Freude an der Schönheit der Feste ab, sie aus dem Leben zu streichen, das für den reinen Materialismus nur eine traurige Öde geben kann. Die Seele ist sterblich, sie verfliegt wie Rauch in der Luft; nur ihre Stoffteile sind unvergänglich, aber der Mensch, das Einzelwesen ist im Tode endgültig vernichtet. Der Tod betrifft den Menschen nicht, der Mensch ist dann nicht mehr, wozu diesen Zustand fürchten? Altersmüde schlummert der Epikureer in die Auflösung hinüber.

Skeptiker. In ihrer Weise suchten Gemütsruhe auch die Skeptiker zu gewinnen; um die Unruhe des Geistes loszuwerden, verzichteten sie von vornherein auf eine sichere Erkenntnis, alles Äußere im menschlichen Leben ist gleichgültig. Im Handeln folgt man dem Herkommen, das nicht gut und nicht schlecht ist. Ihren Scharfsinn wandten sie an, um den Dogmatismus der Philosophenschulen zu zersetzen, aber es fehlte ihnen die Energie des rastlos suchenden Wahrheitsdranges. Der Begründer dieser Richtung war Pyrrhon von Elis (um 360—270 v. Chr.), der an Alexanders Feldzügen als Begleiter des Demokriteers Anaxarch teilnahm. Unter seinen Nachfolgern ragt Timon aus Phlius (um 325—235 v. Chr.) hervor, der in seinen Spottgedichten die große Menge der Philosophen als Schwätzer verhöhnte. Schon früher ist erwähnt, daß dieser kraftlose Skeptizismus auch in die Akademie Eingang fand. Skeptische, eklektische und allmählich mystische Richtungen waren die drei Erscheinungsformen der absterbenden Philosophie.

Die Kunst in der Zeit von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Großen.

Mit den Perserkriegen beginnt auch in der Kunst eine neue Periode, nicht als ob plötzlich ganz neue Bahnen sich öffneten, mit einem Male ein Fühlen und ein Können erwachte, das bisher geschlummert; aber der gewaltige Aufschwung der Kraft in einem überwältigend herrlichen Kampfe beflügelte auch die freudige Arbeit des Künstlers, und es wuchsen ihm in dem kommenden Zeitalter Aufgaben von monumentaler Größe zu, die dem gesteigerten Lebensgefühl des hellenischen Volkes Ausdruck geben sollten. Athen hatte das meiste im Befreiungskriege ertragen und geleistet, es wurde der Mittelpunkt des nationalen Lebens auch für die Kunst. Schon in den Zeiten, wo die Perser die kleinasiatische Küste erobert hatten, waren manche Künstler hinüber nach dem freien Athen geflüchtet, um so mehr rief sie jetzt dorthin die rege Thätigkeit, welche an die Stelle der alten zerstörten Stadt eine neue aufbaute und den Peiraieus zum verkehrreichsten Hafenplatze des Ägäischen Meeres machte. Mit der wachsenden politischen Macht Athens nahm auch seine Bedeutung für die Kultur zu, seine reichen Mittel hat der republikanische Staat unter der Führung hochgebildeter Männer aus altadligen Geschlechtern mehr zur Förderung der Kunst verwendet als je ein monarchisches Reich. Im Anfang standen neben Athen im Vordergrunde Sizilien, wo die Tyrannen von Syrakus und Agrigent nach ihren Siegen über die Barbaren edle Pracht pflegten; dann die alten Mittelpunkte griechischer Religion, Delphi und Olympia. Die großen Künstler stammten nicht bloß aus Athen, die alten Kulturbezirke bewiesen ihre schöpferische Kraft auch damit, daß sie der Kunst bahnbrechende Genies schenkten. Im Athen Kimons geht die größte Anregung von dem Maler Polygnotos aus, der auf der nordgriechischen Insel Thasos geboren war. Und gerade in der Entwickelung der Kunst behielt immer die argivische Landschaft ihre besondere Stellung, hier fand das dorische Wesen mit seinem Sinn für Ordnung und Gesetz und ehrliche Naturbeobachtung seinen getreusten Ausdruck, die Schule von Sikyon übte in Plastik und Malerei mehr als einmal einen erziehenden Einfluß aus. Die Malerei erhielt ihre Kräfte vielfach aus dem üppigen Jonien, wo die Gemüter am weitesten sich dem bunten Reiz des sonnigen Lebens öffneten.

Hauptstätten der Kunstübung.

Im Zeitalter des Perikles ist die Blüte der Kunst in Athen gänzlich entfaltet. In unglaublich rascher Weise wurden in wenigen Jahrzehnten die letzten Schritte zur Vollendung gethan, selbst das Kunsthandwerk wurde in dieses lebhafte Vorwärtsdrängen mit hinein gezogen; an Vasenmalern kann man wohl beobachten, wie derselbe Meister von dem ängstlichen Schematisieren des Archaismus zu natürlich freier Darstellung des Lebens und der Schönheit mehr und mehr sich erhebt. So nahe wohnte die alte Zeit, die alte Kunstweise und die neue nebeneinander. Im Peloponnesischen Kriege büßte Athen seine Macht und seinen Reichtum ein, es blieb nicht mehr der Mittelpunkt und die wichtigste Stätte der Kunstübung, aber auch im 4. Jahrhundert beherrschten sein Geist und seine Empfindung die Phantasie der Schaffenden. Für monumentale Werke bot das politische Leben, das im eigentlichen Griechenland immer ärmlicher und kleinlicher wurde, weder die Anregung noch das Geld; die Künstler haben darum auch die Aufträge übernommen, zu denen die prachtliebenden Fürsten Kleinasiens, persische Satrapen oder Vasallen, sie gerufen haben, bis endlich der erste Maler und der erste Bildhauer der Zeit in den Dienst Alexanders gezogen wurde und bei den Männern, die seine ungeheuren Eroberungszüge miterlebten, auch riesenhafte Baugedanken sich regten.

Entwickelung der Kunst.

Kunst und Litteratur.

Es ist hier nicht möglich, in fortlaufender Darstellung zu schildern, wie Dichten und Bilden aus dem gleichen Sinne des Volkes und des Zeitalters hervorsproßten, wie die einzelnen bildenden Künste fruchtbar aufeinander gewirkt haben. Es mag genügen zu sagen, daß neben dem Helden der Perserkriege Kimon Aischylos und Polygnot gelebt haben und in der gleichen Zeit die Plastik sich völlig befreit hat, daß neben der derben Kraft der alten Komödie auch auf den alten Vasenbildern sich eine ungezügelte Lebenslust geäußert hat, daß im Hause des Perikles Sophokles und Pheidias verkehrten, beide noch religiös empfindende Menschen, erfüllt von hoher Idealität, daß aus den Tragödien des Euripides die bildenden Künstler des 4. Jahrhunderts ihre Nahrung zogen und am Rührenden, am Pathetischen, am Idyllischen, auch am Effektvollen ihre Freude hatten, während die zunehmende Weichlichkeit der Sitte an die Stelle der edlen Hoheit und sicheren Kraft feine Grazie und üppigere Form setzt, daß endlich das Zeitalter der Reflexion auch in das künstlerische Schaffen eindringt und der berechnende, ja der klügelnde Verstand die mächtige Triebkraft der Phantasie und des naiven Empfindens ablöst. — Die Geschichte der griechischen Kunst leidet immer an dem besonderen Mangel, daß so wenige Originalwerke aus der Blütezeit auf uns gekommen sind. Aus den spärlichen Notizen alter Schriftsteller und aus der Betrachtung späterer Nachbildungen, die doch mannigfach verändert sind und die lebensvolle Eigenart des Urbildes nur ahnen lassen, muß allmählich in festeren Zügen die geschichtliche Darstellung entstehen. Wer außerhalb der eigentlichen Forschung steht, hat heute nur zu oft noch den Eindruck, als ob die wissenschaftliche Arbeit nur ein Hin- und Herschieben der Fragezeichen sei.

Schwierigkeiten einer griechischen Kunstgeschichte.

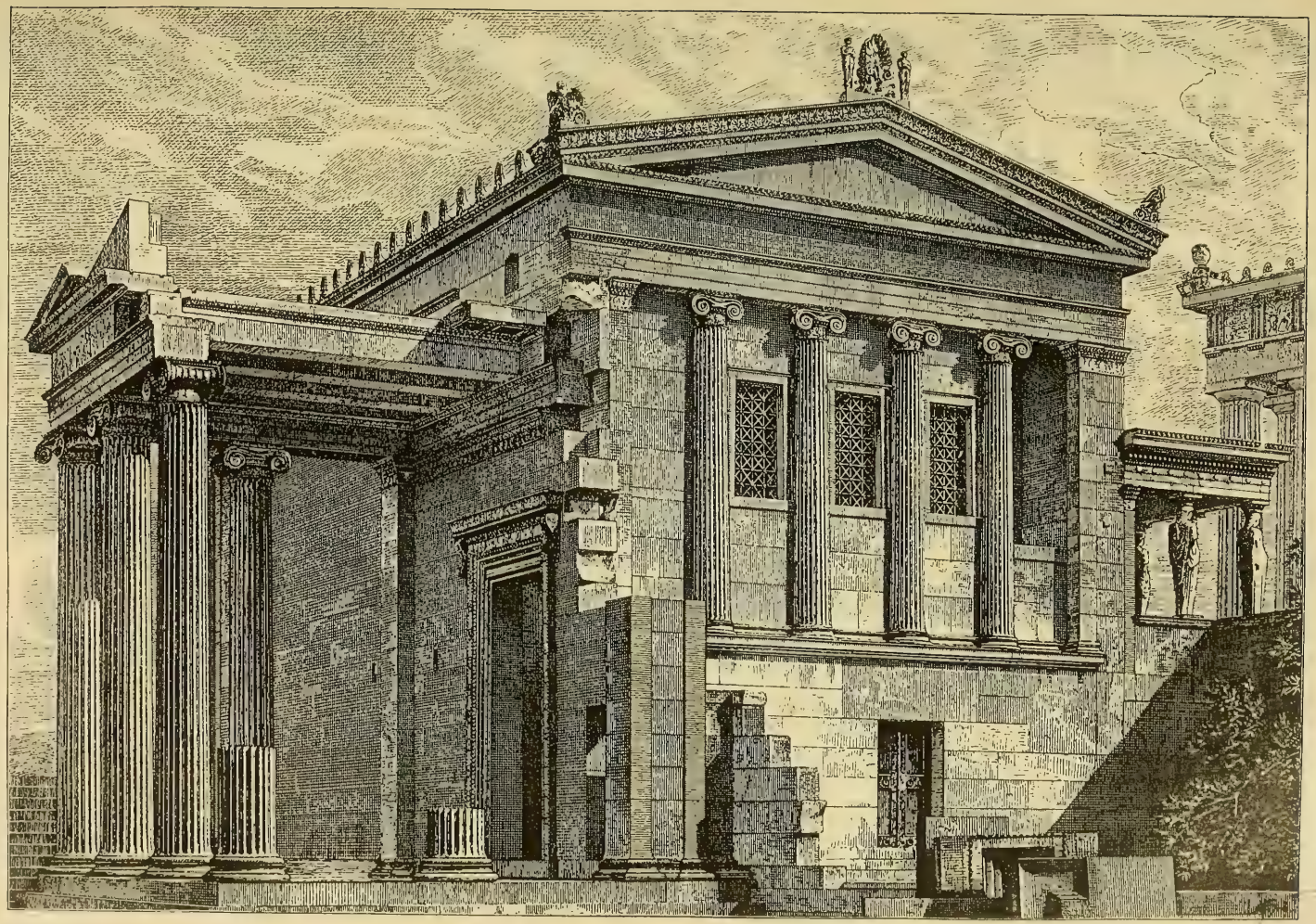
Die Baukunst.

Bauten in Athen.

Vor allem in der Geschichte der Baukunst knüpft sich jeder Fortschritt nach den Perserkriegen an den Namen Athens. Themistokles konnte nur an solche Bauten denken, welche die Sicherung und das erste Bedürfnis des friedlichen Lebens forderten; er sorgte für Mauern und die Hafenwerke des Peiraieus. Die Stadt selbst wurde in aller Eile wieder aufgeführt und behielt in ihren älteren Teilen immer den Charakter einer winkeligen, schmutzigen Anlage. In der Zeit des Kimon wurde es möglichst verschönert. Zunächst wurde der Markt, die Hauptstätte des politischen Lebens, planmäßig geschmückt; nach ionischer Sitte wurde er rings mit Säulenhallen umgeben, in denen auch der Handelsverkehr sich abspielte. Schattige Platanen wurden am Markte und sonst angepflanzt, das Gymnasium der Akademie mit Laubgängen ausgestattet, Ringschulen und Badehäuser für das Volk auf Staatskosten errichtet, neue Heiligtümer geweiht oder die alten wiederhergestellt, Gemälde und plastische Werke der Erinnerung an die große Zeit des Krieges gewidmet. Zu den Tempeln, die auf Kimons Veranlassung entstanden, gehörte ein Theseion; aber es ist gewiß, daß der lange Zeit so genannte Bau (s. Bd. I, S. 609, Abb. 378) nicht derjenige ist, in dem die Gebeine des Theseus beigesetzt wurden, die man auf der Insel Skyros gefunden haben wollte. Wahrscheinlicher stammt auch dieses edle Bauwerk, das die Verwendung als christliche Kirche vor der Zerstörung geschützt hat, aus der perikleischen Zeit; die Vollendung der technischen Ausführung wie die Feinheit der Verhältnisse (13 Säulen auf den Längsseiten, 6 auf den Schmalseiten), die Schönheit der gliedernden Ornamente sichern ihm seine Stelle unter den herrlichsten Denkmälern dieser Periode.

Perikleische Zeit.

Was Kimon begonnen hatte, führte Perikles mit weitumfassenden Plänen aus. Besonders die Burg wurde zu einem Sammelplatze der wundervollsten Schöpfungen. Die zerstörende Wut der Perser hatte hier besonders schlimm gehaust und nicht viel



78. Das Erechtheion, westliche Ansicht. Rekonstruktion. Nach Niemann, „Wiener Vorlegeblätter“.

von den Werken verschont, die seit der Königszeit die beherrschende Höhe gekrönt hatten. Perikles schuf den Künstlern seiner Zeit Gelegenheit, hier ihre großen Baugedanken zu verwirklichen. Sein Freund Pheidias, dessen Genius für jede Art künstlerischer Thätigkeit Verständnis besaß, übernahm eine gewisse Oberaufsicht; an den entstehenden Werken sollten ja alle bildenden Künste harmonisch zusammenwirken, und die glückliche Vereinigung der verschiedenen Meister von gleich idealem Zuge konnte es erreichen, daß die malerische Ausschmückung und die plastische Zier dem einheitlichen Grundgedanken sich unterordneten. Was von den Trümmern der alten Burg vorhanden war, war teils zur Herstellung der Nordmauer verwendet worden, um dauernd an die Zerstörung der Barbaren zu erinnern, teils hatte man Statuen und Reliefs aus den Giebelfeldern bei den Aufschüttungen zur Terrassierung des Bodens benutzt, im Süden wurde an den abschüssigsten Stellen eine neue Mauer aufgeführt und der Zwischenraum zwischen ihr und dem natürlichen Felsabsturz mit Schutt ausgefüllt, um Terrain zu gewinnen. Auf dieser so erweiterten Baufläche wurde der neue Reichstempel der Athene errichtet, neben dem wohl die notdürftig hergestellte Tempelcella des alten „hundertfüßigen" für die Gottesdienste noch weiter benutzt wurde. Erst unter Perikles wurde der Bau, der eine Unterbrechung erfahren hatte, wieder aufgenommen und ausgeführt (448—434 v. Chr.). Iktinos und Kallikrates sind die Architekten des Parthenon (s. Bd. I, S. 624, Tafel), der als Schatzhaus des delischen Bundes dienen sollte. Der erstere hat auch sonst berühmte Bauten geschaffen, den Mysterientempel in Eleusis, den herrlichen Tempel zu Phigaleia in der Einsamkeit des arkadischen Berglandes. Auch der Parthenon verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß er als christliche Kirche benutzt wurde; noch die Türken haben ihn geschont, und erst die Kriege der Venezianer und die Habgier europäischer Völker haben ihn zur Ruine gemacht. Bei der Belagerung 1687 traf eine Bombe den Tempel, in dem man das Pulvermagazin der Türken vermutete, die Explosion eines kleinen Pulvervorrates, der sich allerdings dort befand, riß den mittleren Teil des Baues auseinander. Für die Plünderung der Skulpturen ist der englische Lord Elgin verantwortlich, diese Elgins marbles finden sich seit 1816 im Britischen Museum.

Die Baumeister des Parthenon.

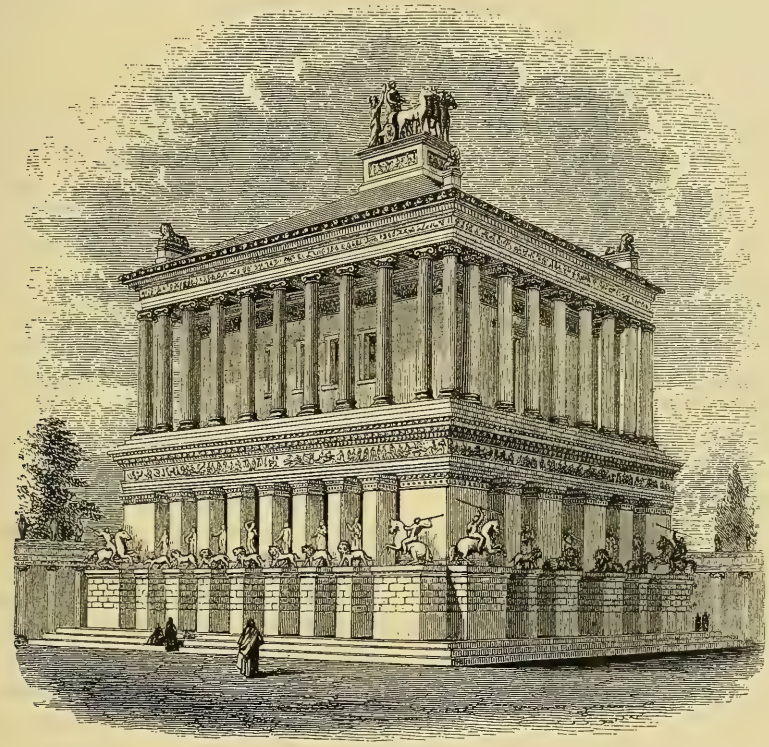
Der Parthenon.

Immer noch wirkt der mächtige Tempel, in dem die Formen des dorischen Stils ihre edelsten Verhältnisse erhalten haben, auf jeden Besucher der Akropolis gewaltig; die goldbraune Patina, welche die Säulen aus pentelischem Marmor auf der Wetterseite überzogen hat, verleiht ihnen einen besonderen Schimmer, der im Scheine des Abendhimmels einen eignen Zauber hat. Es ist ein Peropteros; Langseite und Schmalseite stehen im Verhältnis von 70 : 31 m, 8 Säulen stehen in der Front der Ringhalle, 17 an der Langseite, je 6 besetzen die Wände der Vorhallen; an die Cella war ein weiterer Raum angefügt, welcher als Schatzkammer diente, der eigentliche Parthenon, das Gemach der Jungfrau Athene. Die 92 Metopen waren sämtlich mit Bildwerken geschmückt und trugen Darstellungen aus den Kämpfen der Götter und Helden mit den Giganten, den Kentauren, den Amazonen und aus der Zerstörung Ilions.

Das Erechtheion.

Ursprünglich war, wie es scheint, der Tempel dazu bestimmt, das altheilige Holzbild der Athene aufzunehmen, zu welchem an dem Feste der Gesamtathener in feierlicher Prozession der Peplos, das reichgestickte Prachtkleid, gebracht wurde, und darum zeigte der Fries, welcher um die Cellawand sich herumzog, gerade die Überreichung dieses Gewandes. Als aber der Haß der Altfrommen die Politik des Perikles und seinen Freundeskreis traf, wurde an der Südseite der Burg ein neuer Bau begonnen, in welchen die heiligen Zeichen der Göttergunst einbezogen wurden, der Ölbaum der Athene, der nach dem Brande der Perserzeit neu aufgegrünt war, der Salzquell und die Spalte, an welcher der Stoß des Dreizacks, der Waffe Poseidons,

ſichtbar war. An dem Erechtheion (420—408, Weſtanſicht S. 159, die Ruinen ſ. Bd. I, Tafel bei S. 640), in welchem der alte Heros des Landes, der erdgeborene, von der Landesgöttin ſelbſt aufgezogene Erechtheus neben der Athene eine Kultſtätte hatte, iſt der joniſche Stil zur Herrſchaft gelangt und mit einer Fülle anmutigſter Dekoration ausgeführt; und noch einen Schritt weiter gingen hier die Baumeiſter, indem ſie als Freiſtützen menſchliche Geſtalten verwendeten, Mädchen, wie ſie auch im Feſtzuge erſchienen, Gefäße auf dem Kopfe tragend (jetzt Karyatiden genannt). Auf der Südſeite des zierlichen Prachtgebäudes war jene Korenhalle (Kore, Mädchen), welche als Vorraum und Treppenhaus gedient hat, von wo man in den tiefer liegenden, dreifach Korenhalle.



79. Das Grabmal des Königs Mauſſollos zu Halikarnaß. (Zu S. 162.)
Reſtauration von Ferguſſon.

geteilten Tempel gelangte. Auf einer Brüſtung ſtehend, tragen die Mädchen das Gebälk; neben der edlen Bildung wird man beſonders bewundern, wie ihre Haltung, ohne ſteif zu ſein, der Aufgabe des Tragens angepaßt iſt und wie in den Steilfalten des Gewandes etwas von der Natur der Steinſäule, die durch die Statue erſetzt wird, zu erkennen iſt. Die Anlage des Tempels, die durch das Terrain bedingt war, weicht von der gewöhnlichen ab; vor der Oſtſeite, der Front des Baues, ſpringt eine Halle vor, die Wand der Weſtſeite iſt durch joniſche Halbſäulen gegliedert, der Korenhalle an der ſüdlichen Längswand entſpricht eine Halle im Norden. Der Hauptſchmuck des Innern war eine goldene Lampe, die immer ein ganzes Jahr brannte, über ihr ſtand ein eherner Palmbaum als Rauchfang. Sie war das Werk des Kallimachos, der wohl auch als Architekt am Bau beteiligt war.

Wie die ganze Burg mit ihren Tempeln, Standbildern und Weihgeſchenken aller Art als ein Bezirk erſchien, der mit Andacht und mit dem Gefühle der Schönheit

Die Propyläen.

und Herrlichkeit der Götterwelt den Eintretenden erfüllte, so mußte naturgemäß der Gedanke kommen, auch dem Eingang schon den Charakter des Weihevollen zu geben. Diese Aufgabe erfüllte Mnesikles, der Erbauer der Propyläen, jenes Prachtthores mit anstoßenden Säulenhallen (436—431 v. Chr.), das seitdem Vorbild für alle ähnlichen Bauten geworden ist (s. Abb. Bd. I, S. 646). Neben dorischen Säulen, die das äußere Gebälk tragen, kamen im Innern, wo leichtere Träger schon genügen, ionische Säulen zur Verwendung, deren Kapitäl der Künstler zu voller Schönheit entwickelte. Finanzielle Schwierigkeiten und religiöse Bedenken traten der Ausführung des ursprünglichen Planes in den Weg, so daß der Bau nur einen Notabschluß fand.

Niketempel.

Dort am Aufgang zur Burg, wo ein Turm (Bastion) den Aufgang zu verteidigen hatte, wurde ein kleiner Tempel der siegenden Athene errichtet (gewöhnlich Niketempel genannt, nach 425 v. Chr. erbaut, Abb. Bd. I, S. 647), der einst in eine türkische Festungsanlage verbaut, in unserm Jahrhundert wiederhergestellt ist. Zierlich und voll Reiz sind die ionischen Formen dieses kleinen Tempels. Der leider arg zerstörte Fries, welcher die Kämpfe der Griechen bei Platää und die anteilnehmenden Götter darstellt, zeigt schon malerische Behandlung, mehrere Figuren stehen hintereinander; hohe Feinheit bei aller Heftigkeit der Kampfmotive ist charakteristisch für das attisch-ionische Wesen, das ebenso sehr von der derben Schwere des Dorischen wie von der weibischen Weichlichkeit des eigentlichen Jonien sich fernhält.

Von den dorischen Tempeln dieser Zeit erwähnen wir noch den kleinen Tempel der Nemesis zu Rhamnus (um 450 v. Chr.), den Weihetempel von Eleusis und den Apollontempel zu Phigaleia (s. oben), der im Innern ionische Halbsäulen hat, den Athenetempel auf dem Kap Sunion, nach dessen noch aufrecht stehenden elf Säulen das Vorgebirge Kap Colonna genannt wurde. Im ionischen Stil wurde erbaut der Athenetempel in Tegea, berühmt als Werk des Skopas, der den Bau mit Gebilden seiner plastischen Kunst schmückte.

Kleinasiatische Bauten im 4. Jahrh. v. Chr.

In der folgenden Periode, die wir hier vorausnehmen, entstanden auf kleinasiatischem Boden eine Reihe glänzender Denkmäler dieses Stils. Dem 354 v. Chr. gestorbenen Fürsten von Karien, Mausollos, errichtete seine Witwe Artemisia in Halikarnaß jenes staunenswerte Grabmal, das zu den sieben Weltwundern gezählt wurde. Auf hohem Unterbau, das die Grabkammer enthielt, erhob sich eine säulenumgebene Cella, über dem Gesims eine Stufenpyramide, auf deren Plattform das Kolossalbild des Fürsten mit einem Viergespann stand. Vielleicht war dieses Bauwerk ebenfalls von Pythios entworfen, der um 340 v. Chr. den Athenetempel zu Priene mit reichanmutigen Formen erbaute. Ein Prachtwerk des gleichen Stils ist ferner der Apollontempel in Milet, das hochberühmte Heiligtum der Artemis in Ephesos, nach dem herostratischen Brande (356) in riesigem Maßstabe von dem Hofbaumeister Alexanders Deinokrates entworfen; die Säulen waren 18 m hoch und zum Teil das Geschenk frommer Verehrer der Göttin, eine Anzahl trugen über der Basis Reliefs in Mannesgröße, an welchen so hervorragende Künstler wie Skopas mitgearbeitet haben, während Praxiteles den Altar mit Bildschmuck versah. Auch sonstige herrliche Bautrümmer beweisen den Wohlstand, der in der hellenistischen Zeit in den wieder aufblühenden Griechenstädten und in den Kolonien Kleinasiens sehr rasch zunahm und zu dem freudigsten Schmucke der Heimat verwandt wurde.

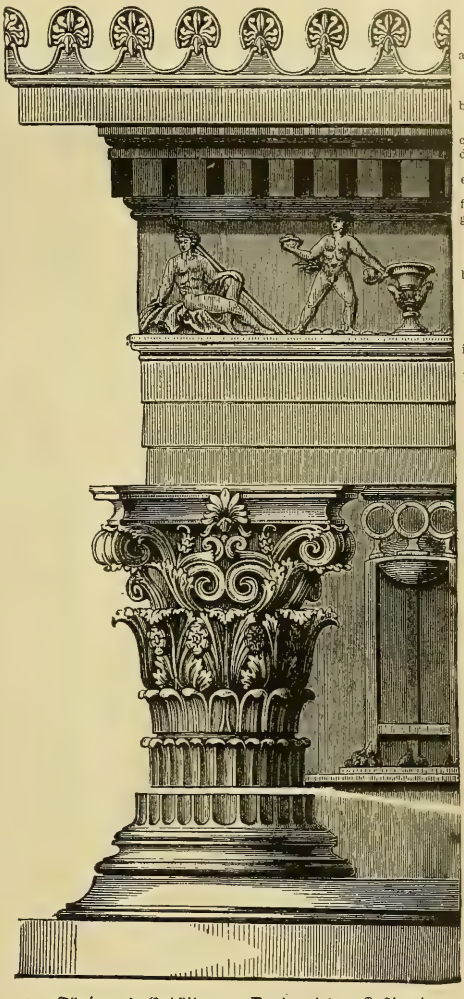
Korinthische Säulenordnung. Kallimachos.

Schon im Tempel von Phigaleia, der im Innern nur ionische Säulen von altertümlicher Form zeigt, steht eine Säule korinthischer Ordnung, aber schwerlich stammt sie bereits vom Erbauer des Parthenon Iktinos, vielmehr wird diese Erfindung dem vielseitigen Künstler zugeschrieben, der für das Erechtheion manches geschaffen hat, Kallimachos. Er schmückte das Kapitäl mit den tiefausgebuchteten, feingezahnten

Akanthusblättern. Dies Motiv ist indessen nicht, wie die Legende zu erzählen wußte, aus lebendiger Naturnachahmung entstanden, sondern durch Entwickelung des Palmettenornaments, das schon in Jonien und in der asiatischen Kunst solche Umgestaltung erfahren hatte; es dauerte auch hier lange, bis die Umbildung der wirklichen Pflanze zu einem Ornament der Steinkunst völlig gelang.

Auf das Grab ihrer Herrin, so erzählte man, trug eine Amme einen Korb, in den sie alles gethan, woran das Mädchen im Leben Freude gehabt, und zum Schutze legte sie über den Korb einen Ziegelstein. Im Frühling trieb ein Akanthus, dessen Wurzel unter dem Korbe sich gerade befand, seine Blätter hervor und umrankte diesen ringsum, unter der Last des Steines bogen sich die Spitzen des geschwungenen Blattes reizend hernieder. Kallimachos bemerkte zufällig vorübergehend diesen anmutig umkränzten Korb mit dem Stein und kam auf den Gedanken, danach das Kapitäl der Säulen zu schmücken. Die Idee der aufrankenden, von der Last sich niederbeugenden Blätter schien für die tragenden Säulenhäupter zu passen. In Korinth, der prachtliebenden Handelsstadt, soll dann Kallimachos diese Säulenordnung zunächst angewandt und viel Anklang damit gefunden haben.

Einfacher sind die Kapitälkelche noch (100 v. Chr.) an dem sogenannten Turm der Winde in Athen, reicher gestaltet am Apollontempel zu Milet, namentlich aber am Denkmal des Lysikrates in Athen (334 v. Chr.), einem Rundbau, dessen Dach von dem Dreifuß gekrönt war, den er als Sieger mit einem Chor gewonnen hatte. In späterer Zeit ging man noch weiter in dem Bestreben, den Kreis von Naturformen zum Schmucke des Säulenkelches phantasievoll zu verwenden; Tiergestalten und Köpfe springen aus dem Akanthuskranze hervor. In geistvoller Weise wurde der Übergang von der tragenden Säule zum lastenden Architrav ausgesprochen. Eine neue Konstruktion der übrigen Bauteile hat der korinthische Stil nicht gefunden, aber mit reicherer Pracht, mit einer Fülle von feinen Ornamenten aus der Pflanzen- und Tierwelt umrankt er die steinernen Glieder. In der Umwandlung der ionischen Zahnschnitte in geschwungene, die Last aufnehmende Konsolen schuf die letzte griechische Zeit noch „das in edler Pracht unübertroffene herrlichste Kranzgesims der Kunst." An den Höfen der hellenistischen Könige und in der großen Bauzeit des kaiserlichen Rom hat dieser glänzende Stil seine glücklichste Periode.



80. Säule und Gebälk vom Denkmal des Lysikrates zu Athen (korinthische Ordnung).

a Stirnziegelkranz. b bis g Kranzgesims: b Kranzleiste, c Karnies, d Band, e Zahnschnitte, f Viertelstab, g Stabchen. h Fries. j bis m Architrav: j Karnies, k, l, m erster, zweiter und dritter Streifen. n Kapitäl. o Säulenschaft. p bis r Basis wie in der attisch-ionischen Bauweise: p Pfühl, q Hohlkehle, r Pfühl. s Plinthe. t Pfühl. v Sockel.

Der Dreifuß, der Siegespreis in einem musischen Wettkampfe, wurde von dem glücklichen Choregen dem Dionysos geweiht und oft auf einem prachtigen Unterbau aufgestellt. Aus der Kuppel, welche das Denkmal des Lysikrates abschloß, erhob sich ein reich ausgebildetes Akroterion, das den Dreifuß trug.

Plastik.

Zeit des Überganges (erstes Drittel des 5. Jahrhunderts v. Chr.).

Drei Meister bezeichnen den Übergang von der archaischen zur freien und reifen Kunst, Kalamis, Pythagoras und Myron. Während die beiden letzteren sich an die Schulung der dorisch-peloponnesischen Kunst angeschlossen und dann eine selbständige Richtung eingeschlagen haben, nimmt Kalamis, obwohl er vielleicht nicht von Geburt Attika angehörte, den höchsten Gipfel des altfränkischen attischen Stils ein, der in Zierlichkeit der Körperform und Haltung, in der sorgfältigen Symmetrie der Haarlocken und Flechten und der Gewandfalten, in minutiöser Genauigkeit bei der Durchbildung aller Einzelheiten seine Meisterschaft bekundete, aber zu freier Größe sich nicht erhob. In dem Stil des Praxiteles kommt später der Zug zu feiner Anmut in vollkommenerer Weise wieder zur Herrschaft. Kalamis war ein erstaunlich vielseitiger Künstler, der die Technik des Marmors, der Bronze wie der Goldelfenbeinbilder mit Meisterschaft handhabte und auf Bestellung Werke nach verschiedenen Teilen von Hellas geliefert hat. Besonders begehrt waren seine Götter- und Heroenstatuen, daneben war er ausgezeichnet in der Darstellung von Pferden und Viergespannen, die als Weihgeschenke für Siege in Wettrennen nach Olympia gestiftet wurden; dergleichen arbeitete er für die Fürsten von Syrakus. Zarte Frauengestalten sind dem Künstler bei seinen Neigungen besser gelungen, als die kräftiger Männer, berühmt war später die am Aufgang zur Burg in Athen stehende Aphrodite (Sosandra), an der die verschämte Züchtigkeit, das ehrbare und unbewußte Lächeln, die feine Ordnung und der Anstand des Gewandes, die liebliche Verhüllung des Hauptes einer Zeit besonders gefiel, die in der Frauenemanzipation das Erdenkliche erlebt hatte. Die Werke des Kalamis sind alle verloren, und auch Nachbildungen derselben sind nicht mit Sicherheit festgestellt.

Kalamis.

81. Der Marsyas des Myron.
Marmorwiederholung im Lateran zu Rom.

Pythagoras und Myron haben den Grundzug gemeinsam, daß sie den männlichen Körper nicht bloß in der typischen Reinheit seiner Proportionen darstellen wollten, sondern ihn in besonderen Situationen erfaßten, in denen alle Glieder von

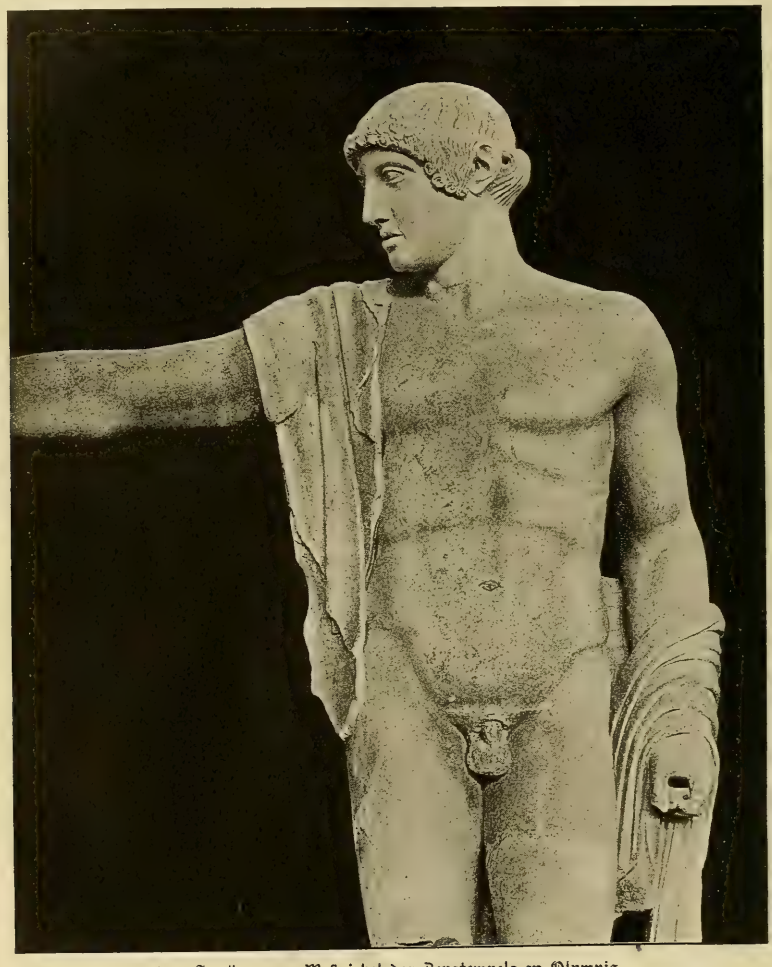
Pythagoras. Myron.

Killas. Hippodameia. Pelops. Zeus. Oinomaos. Sterope. Myrtilos.

82. Ostgiebel des Zeustempels zu Olympia.
Nach Treus Restauration.

83. Die Hochzeit des Zeus und der Hera.
Metope vom Heratempel zu Selinunt, jetzt im Museum zu Palermo.

einer Empfindung, von einer absichtsvollen Bewegung ergriffen sind. Beide wollten nicht die konventionellen Formen und Stellungen wiederholen, sondern studierten in den Gymnasien und Palästren die Natur selbst; jede Biegung des Körpers, jede Verschiebung der Muskeln erspähte ihr Auge, die Anatomie des Körpers war ihnen völlig vertraut. Aber nicht nach Modellen und Akten haben sie ihre Werke geschaffen, sondern mit dem sicheren Gefühle, das aus der Einheit der Grundstimmung die auf alle Teile übergehende Bewegung nachempfindet, ihre Statuen belebt. Zu gleicher Zeit war auch



84. Apollon vom Westgiebel des Zeustempels zu Olympia.

die Malerei bedacht, den Menschen in allen denkbaren Bewegungen zu bilden, die kühnsten Verkürzungen wurden gewagt, und an manchen Vasenzeichnungen kann man die regsame Lust bemerken, mit der die Künstler jede frische, kräftige Äußerung eines gesunden, manchmal überschäumenden Lebensgefühls beobachtet haben. Auch die rhythmische Bewegung einer Gruppe, die unter dem Takte der Musik vorwärtszieht, beherrscht von der einen Melodie, haben sie glücklich nachgebildet. Wenn diese Künstler Realisten genannt worden sind, so verdienen sie den Namen nicht, weil sie etwa die Wirklichkeit mit allen Zufälligkeiten kopierten, sondern weil sie von getreuer Naturbeobachtung ausgingen, das Wesentlichste in ihren Erscheinungen accentuierten und immer individuelle

Verhältnisse, das eigentliche Leben in der Kunst, auffaßten. Der kühnere der beiden Meister ist Myron, der einen nachhaltigen Einfluß geübt hat.

Pythagoras stammte aus Samos, war aber mit einer Auswandererschar von Jonern (494 v. Chr.) schon in der Jugend nach Großgriechenland gekommen, wo er in Rhegion unter dem Tyrannen Anaxilas gewohnt hat. Er arbeitete besonders Siegesstatuen für Olympia, und, wie es scheint, die Athleten in heftiger, charakteristischer Bewegung, einen Faustkämpfer mit der Linken parierend, mit der Rechten zum Schlage ausholend. Von andern Werken war gefeiert namentlich sein Philoktet. Der unglückliche Held, der an einer immer eiternden Wunde krank in der Einsamkeit der Insel Lemnos von seinen Genossen zurückgelassen wurde, war dargestellt, Pythagoras.

85. Sinnender Greis vom Ostgiebel des Zeustempels zu Olympia.

wie er hinkend dahinging; so wunderbar war der Schmerz, der den ganzen Körper durchzuckte und in dem behutsam auftretenden Fuße zumal sich kundgab, wiedergegeben, daß der Betrachter ihn mitzuempfinden meinte.

Myron stammte von dem kleinen attischen Orte Eleutherä an der böotischen Grenze, sein Lehrer war Hagelaidas, aber sein eignes Atelier war in Athen; seine Schule, die an seinen Traditionen festhielt, hat noch nach seinem Tode längere Zeit bestanden. Er war nur Erzbildner. Die körperliche Bewegung faßte er auch im flüchtigsten Moment, der uns mitten in die lebendigste Handlung hineinführt und uns unwillkürlich bewegt, die Veränderung des nächsten Augenblickes zu erwarten. Von solcher Lebenswahrheit ist vor allem der Diskoswerfer, dessen Gesicht nach der Scheibe zugewendet war und in Bd. I, Abb. 349 falsch ergänzt ist. Die höchste Anspannung aller Körperkräfte ist hier dargestellt, wie sie dem Wurfe vorausgeht. Die Wendung des Körpers, die Haltung der beiden Arme und Beine zeigt bis in das Kleinste, wie wahr vom Künstler die

ganze Situation empfunden ist. Von ähnlicher Art war die Statue des Läufers Ladas, dem der Atem in der größten Anstrengung des Laufes auf die Lippen gedrängt schien. Wenig Werke haben die bewundernde Poesie der Epigramme so erregt, wie die Kuh Myrons, ein Höchstes von packender Lebenswahrheit, welches die Dichter in immer neuen Wendungen auszudrücken suchten. Erhalten sind Nachbildungen des Satyrs Marsyas, der in dem Momente gedacht ist, wo er vor der Göttin Athene, die ihm plötzlich die verhaßte Flöte aus der Hand geschlagen hat, heftig zurückprallt (s. Abb. 81). Der Gesichtsausdruck hat in Myrons Werken wenig Beseelung, wie bei dem Diskobol, aber der Künstler verstand doch wohl zu individualisieren; verschieden ist der Jüngling, dessen Körper in der Palästra sorgfältig gebildet ist, und „der verwilderte, sehnige, magere Waldmensch, den ungezügelte Leidenschaft plagt", und auch in den Götterbildern, die er gearbeitet hat, scheint er den Nachfolgern in dem Bemühen, den Charakter der einzelnen Götter scharf zu bestimmen und über das Menschliche hinauszuheben, verständnisvoll den Weg gewiesen zu haben.

Einzelwerke der Periode.

Von Einzelwerken, die dieser Periode angehören, aber keinem Künstler bestimmt zuzuweisen sind, nennen wir noch den Dornauszieher im Museum des Kapitols, der einen Knaben, der im Laufe gesiegt, in dieser zufälligen Beschäftigung vorführte, die alle Gedanken und alle Bewegungen ganz dem einen Zwecke unterordnete, eine Wettläuferin, die zum Laufe gerade ansetzt, die Penelope, die in sehnender Trauer, den Kopf leicht auf die rechte Hand gestützt, auf einem Felsen sitzt, die Darstellung mehrerer Apollongestalten, die nicht mehr den lächelnden Gesichtsausdruck der archaischen Zeit haben, sondern ernst, fast verschlossen den vornehmen Stolz des Aristokraten zur Schau tragen. Der Zusammenhang in den Arbeiten der Zeit würde deutlich hervortreten, wenn sich zeigen sollte, daß manche dieser Figuren auf die Schule in Argos hinweisen.

Tempelskulpturen. Selinunt.

Der Übergangszeit gehören ferner die Skulpturen mehrerer großen Tempelbauten an. Am sogenannten Heratempel von Selinunt haben sich Metopen erhalten mit Gruppen, die aus je zwei Figuren gebildet sind; das Nackte der weiblichen Figuren ist aus parischem Marmor eingesetzt. Steif ist hier noch die Haltung, steif die feingefältelten Gewänder, auch die Gesichter haben etwas Starres, doch ist der Fortschritt zu größerer Freiheit unverkennbar, die Gestalt des Zeus (s. Abb. 83) hat etwas Mächtiges, und die Art, in der der Göttervater sehnsüchtig zu Hera den Blick emporwendet und ihren Arm faßt, während die Göttin züchtig sich entschleiert, ist von einem Hauche Homerischer Poesie belebt. „Wer diese Figuren erfand, dem lag die Mythenwelt der Griechen offen." Eine gewisse Verwandtschaft mit diesen sizilischen Metopen haben die berühmten Skulpturen vom Tempel des olympischen Zeus, dem großen nationalen Heiligtume der Griechen, das nach dem völligen Verfall der hellenischen und heidnischen Kultur durch ein Erdbeben zerstört und weiter durch die Fluten des Kladeos, der einst am heiligen Bezirk vorübergeleitet war, mit Schlamm und Geröll bedeckt wurde, bis erst eine französische, dann die deutsche Expedition (1875—81) das alte Terrain wieder freilegte und die Trümmer der alten Kunst hervorzog. Die Platten der zwölf Metopen, welche an der Ost- und Westseite sich befanden, waren mit den zwölf Arbeiten des Herakles geschmückt, dem die Sage einen großen Anteil an der Stiftung der Olympischen Spiele zuschrieb. Der Ostgiebel (s. Abb. 82, S. 165) erinnerte an den Wettkampf des Pelops und des Oinomaos, der seine Tochter Hippodameia nur demjenigen Freier überlassen wollte, welcher ihn im Wagenrennen besiege, während das ungleich belebtere Bild des Westgiebels Szenen aus dem leidenschaftlichen Streite der Kentauren und Lapithen bot. In beiden Giebelfeldern herrscht eine strenge Responsion der beiden Seiten. Dort steht Zeus in der Mitte, rechts und links die Kämpfenden, ihnen zur Seite die Frauen, die den Streitern Sieg wünschen (Hippodameia und Sterope), dann die Gespanne, von hockenden Dienern gehalten; in den Ecken liegen behaglich die Flußgötter, die den kommenden Ereignissen entgegensehen. Die Gruppen sind gänzlich ohne dramatische Handlung, wie zur Parade aufgestellt; doch sind die Figuren kunstvoll in den Raum hineinkomponiert, und die gegenüberstehenden Parteien sind mit einer gewissen Feinheit charakterisiert. Der Westgiebel, in dessen Mitte Apollon (s. Abb. 84, S. 166) steht, ist mit

Zeustempel in Olympia.

beinahe übermäßig wilden Kampfbildern erfüllt, ein Kentaur packt eine Frau, die sich gewaltig sträubt und mit beiden Händen in Haar und Bart des Unholdes faßt, ein heraneilender Jüngling schwingt gegen ihn die Waffe. Wütendes Zerren und Beißen sind die rohen Mittel dieses Krieges. Neben der peinlichen Symmetrie in der Erfindung und Anordnung der Gruppen treffen wir einen Naturalismus, der auch ganz zufällige, dem täglichen Leben gerade abgelauschte Züge gern verwendet. Der beißende Kentaur und der gebissene Grieche, die traurigen alten Dienerinnen und der sinnende Alte (s. Abb. 85), die fast drollige Neugier des Flußgottes, der einem Naturburschen

86. Die lemnische Athene des Pheidias. Kopf in Bologna (Statue in Dresden).

aus den Bergen gleicht, tragen vielfach solche Spuren einer Naturbeobachtung, die sich nicht um edlere Motive kümmert. Häßlich sind die Kentauren geformt, die breiten, mit ausgedehntem Bartwuchs umsäumten Gesichter dieser Waldmenschen haben etwas abstoßend Tierisches, das durch keinen Zug von Schönheit gemildert ist. Die Verbindung zwischen dem Menschen- und Tierleib ist noch nicht gelungen, die künstlerische Phantasie vermochte noch nicht die verschiedenen Elemente zu einer organischen Einheit zusammenzufügen. Bei andern Gestalten erfreut die feine, edle Form, wie bei dem Kopfe des sogenannten Theseus, dessen ruhige Miene freilich wenig zu dem erregten Kampfe stimmt. Die Ausführung ist vielfach grob, sie rechnete auf die Mitwirkung der Farbe, namentlich bei dem Haare und den Gewändern, sie mag gewählt sein, weil auf der Höhe des Tempels doch alle feineren Details verloren gingen. An der Metope z. B., wo Atlas

mit den Hesperidenäpfeln an Herakles, der das Himmelsgewölbe stützt, herantritt, sieht man, wie die steife Symmetrie früherer Zeit überwunden ist, aber noch ist das Ganze nur in wenigen großen Zügen ausgeführt. Eine alte Nachricht schreibt das Werk dem Alkamenes und Paionios zu, aber gewiß mit Unrecht; peloponnesische Künstler, die manches von der ionischen Stilart angenommen hatten, werden das Ganze gebildet haben, das von der künstlerischen Läuterung und Beseelung der großen attischen Kunst noch nicht berührt ist.

Die Blütezeit der Plastik.

Die großen Meister in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts.

Attische Schule.

Trat in der vorhergehenden Periode das Bemühen um die treue Wiedergabe der Natur und um die kräftige Auffassung des körperlichen Lebens hervor, so gelang es nun, was still und unausgesprochen in der Tiefe der Seele geruht hatte, mit den Mitteln der plastischen Form zum Ausdrucke zu bringen. Auf allen Erzeugnissen der Zeit liegt eine erhabene Schönheit, die fern davon ist, das Wohlgefallen des Sinnenreizes erregen zu wollen, sondern ihre Gestalten so durchgeistigt, daß der Abglanz eines Göttlichen auf ihnen ruht.

Pheidias.

Alles Große dieser Epoche faßt man in dem Namen des Pheidias, des geistesverwandten Beraters des Perikles, zusammen, dem wir schon bei der Ausführung der großen Baupläne des Staatsmannes begegneten.

Von seinem Leben wissen wir wenig; er stammte aus einer Künstlerfamilie und übte in seiner Jugend die Malerei, der sein Bruder oder Neffe Panainos sich dauernd gewidmet hat. Sein Lehrer in der Bildhauerkunst war Hegias, der wieder bei Hagelaidas seine Kunst gelernt hatte. Nach der gewöhnlichen Annahme arbeitete er zunächst im Auftrage des Kimon mehrere Werke, um die Erinnerung an die Perserkriege festzuhalten: eine Erzgruppe, in der Miltiades, der Sieger von Marathon, sich befand, wurde nach Delphi geweiht, auf der athenischen Burg eine hochragende Athene aufgestellt, von der man später behaupten konnte, der Seemann sehe dies Wahrzeichen der Stadt schon, wenn er vom Kap Sunion nach dem Peiraieus steuere. Dann trat Pheidias an die Seite des Perikles, und als am Ende seines Lebens dieser von vielen Seiten angefeindet wurde und die Angriffe zuerst seine Freunde trafen, da entging auch Pheidias einer solchen Anklage nicht. Man warf ihm vor, er habe Gold veruntreut, das ihm zur Herstellung der Athenestatue im Parthenon gegeben sei, und als er sich hier rechtfertigen konnte, war man mit einer Anklage auf Gotteslästerung bei der Hand, weil er auf dem Schilde der Göttin unter den Kämpfern auch sein und seines Freundes Bild angebracht hatte. Im Gefängnis ist er gestorben (432 v. Chr.).

In allen Zweigen seiner Kunst war er gleich groß, als Erzgießer, als Marmorbildner und in der Herstellung jener Werke, die eine Eigentümlichkeit Griechenlands geblieben sind, der Goldelfenbeinstatuen, bei denen er die Technik des Ziseleurs beherrschte. Unbestritten am größten war er in der Darstellung der Götter, und vor allem hat er zwei Gottheiten dem andachtsvollen Blick gezeigt, Athene, in welcher das Leben des athenischen Volkes seinen ideellen Mittelpunkt fand, und Zeus, die höchste nationale Gottheit. Für den Parthenon schuf er ein Athenebild aus Gold und Elfenbein, von dem Nachbildungen vorhanden sind, die uns im ganzen fremdartig anmuten, da sie in der Haltung wie im Ausdruck sehr an die altertümlichen Kultbilder erinnern. Die Statue fügte sich mit ihren Linien in die strengen regelmäßigen Formen des dorischen Tempelbaues, und jede Nachbildung hebt die Wirkung auf, welche die Figur, die als Koloß gedacht und ausgeführt war, gemacht haben muß. Nicht weniger als siebenmal hat Pheidias die Athene überhaupt dargestellt, wegen ihrer Schönheit war die lemnische berühmt, die von den Kolonisten von Lemnos auf die Akropolis geweiht war. Es war hier nicht die kriegerische Göttin gebildet, die mit Helm, mit Speer und Schild die kämpfenden Heere geleitet, sondern die friedliche; in dem Kopfe (Abb. 86), der uns eine Vorstellung von dem Urbild gibt, ist der Zug edler, ernster, sinnvoller Schönheit, der alles Niedre und Gemeine ferne steht, an dem Munde der Zug herber Jungfräulichkeit zu bemerken. In der Gewandung war die Statue schlicht und einfach im Gegensatze

Athenastatuen.

87. Aphrodite im koischen Gewande (sogenannte Venus genetrix).
Marmorstatue im Louvre zu Paris (Kopie nach Alkamenes).

zu jener im Heiligtum selbst, die in reichstem Schmucke festlicher Pracht den Eindruck strahlender, siegfreudiger Majestät machte. Für jede Erscheinungsform der Gottheit schuf Pheidias den entsprechenden Ausdruck. Die folgenden Generationen hielten an dem Ideale fest, das Pheidias gefunden, sie haben nur nach dem Stile und der Sinnesart ihrer Zeit dasselbe weitergebildet, aber überall bleibt eine Erinnerung an das Bild des Pheidias erkennbar. Denn nicht aus subjektiver Phantasie erdachte er seine Gestalten, sondern mit dem Zwange eines Naturtriebes erwuchs ihm aus den Andeutungen der Dichtung und Sage wie aus den Vorstellungen der religiösen Verehrung das überirdische Bild der Gottheit. Von Pheidias soll auch das Wort stammen: ex ungue leonem, er getraute sich nach der Kralle den ganzen Löwen zu erschaffen; so sehr fühlte er, daß die Natur ihre Geschöpfe einheitlich bildet, und wetteifernd mit der Natur unternahm er es, aus der einzelnen Vorstellung der Dichtung die Idee des Ganzen zu erfassen und diese dann in alle Teile seines Werkes hineinzubilden.

Olympischer Zeus.

Besonders am olympischen Zeus erkennen wir diese Arbeit der Phantasie, die nirgend aus dem Kreise der volkstümlichen Anschauungen heraustrat. Man erzählte, er selbst habe gesagt, einige bekannte Verse der Homerischen Dichtung hätten ihm die Idee zu dem Bilde des Zeus gegeben:

88. Münze von Elis mit dem Zeuskopf. Nach Pheidias.

„Sprach der Kronide und winkte ihr zu mit den dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt, es erbebten die Höh'n des Olympos."

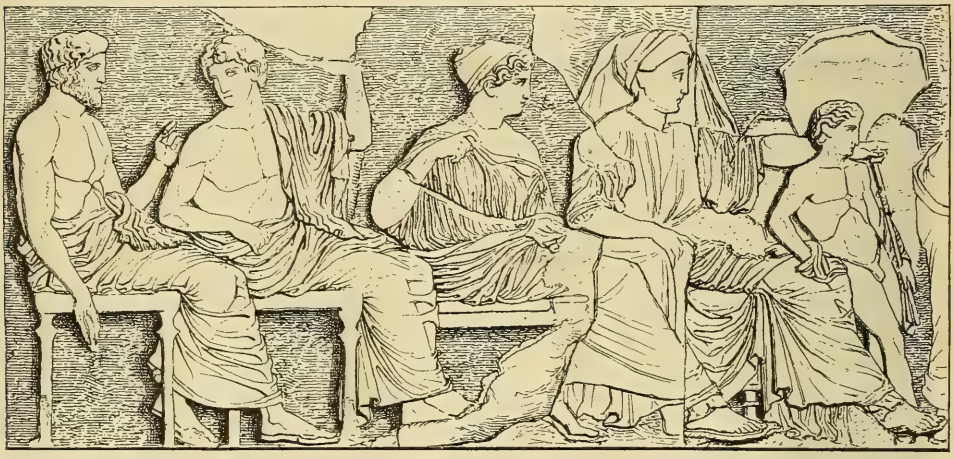
Das gnädig gewährende und das machtvolle Wesen, das schon in der Bewegung der Brauen und im Wallen des Haares zur Geltung kam, die erhabene Ruhe gaben die Grundzüge für das Bild des Götterkönigs. Dies Zeusbild, das er nach dem Goldelfenbeinwerk der Athene in sechs Jahren aus gleich kostbarem Material geschaffen hat, erscheint als die größte seiner Leistungen. Sein Name muß schon der gefeiertste in Griechenland gewesen sein, als die Eleer ihn riefen, mit seinen Schülern für das große nationale Heiligtum die Gestalt des Gottes herzustellen; die Werkstätte, in der er gearbeitet, wurde immer in Ehren gehalten. Groß und mächtig thronte im Tempel der Vater der Götter und Menschen, der Hüter des befriedeten Hellas, friedselig und milde; bis zur Decke ragte das erhabene Bild. Aus Elfenbein waren die nackten Teile hergestellt, um das goldene, lang herabwallende Haar war ein grüner Ölzweig geschlungen, ein goldener Mantel, der mit Figuren und Blumen verziert war, fiel von den Schultern herab und umhüllte den Unterkörper. Die rechte Hand hielt mit ruhiger Würde das adlergekrönte Zepter, die linke eine Siegesgöttin. Ein Prachtwerk der Architektur und Dekoration war der Thronsessel, der ebenfalls aus den kostbarsten Materialien, Ebenholz, Elfenbein, Gold und Schmelz, verfertigt war. Rundbilder, Reliefs und Gemälde, die an den tragenden Pfeilern des Thrones, den Querriegeln, den Armlehnen und der Rücklehne, dem Schemel und der Basis, auf der das Ganze ruhte, mit verschwenderischer Fülle angebracht waren, erhöhten den weihevollen Eindruck des Bildes nicht minder durch den Inhalt der dargestellten Sagen wie durch den Reichtum der Formen und Farben. Göttinnen des Sieges, der Jahreszeiten und anmutiger Huld zeigten die segnende Macht des Gottes, andre Szenen seine sicher treffende Strafgewalt; Bilder der athletischen Wettspiele, der sagenhaften Kämpfe des Herakles und Theseus gegen die Amazonen, jene wilden asiatischen Frauen, ferner die Gestalten einer Hellas und einer Salamis verrieten den Zusammenhang dieser religiösen Kunst mit den Erlebnissen der Nation. Aber über all der feierlichen

Pracht zog doch das Antlitz des Zeus selbst immer wieder die Betrachtung an, und aus verschiedenen Jahrhunderten sind Stimmen laut geworden, welche die ungeschwächt fortwirkende Kraft dieses beseligenden Götterbildes bezeugen: „Geht nach Olympia, und achtet es für ein Unglück, den Zeus nicht gesehen zu haben.“ Von dem Kopfe der pheidiasischen Statue gibt am ehesten eine elische Münze eine Vorstellung. Lange sah man als die getreue Nachbildung die Büste des sogenannten Zeus von

89. Metope vom Parthenon: Kentaur von einem Lapithen bezwungen.
(Jetzt im Britischen Museum zu London.)

Otricoli an, welche gewiß mit den mächtig hervorquellenden Wellen des Bartes und Haares, das des Herrschers Haupt umwallt, der gedankengewaltigen Stirn, dem milden Lächeln das schönste aller erhaltenen Zeusbilder ist, aber doch nur eine Umformung aus der Zeit nach Alexander bietet und sich schon von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ der ersten Blütezeit entfernt hat. Auch noch andre Götterbilder sind von der Hand des Pheidias ausgegangen, so die „himmlische“ Aphrodite, der er wohl ebenfalls jenen Geist übersinnlicher Hoheit mitgeteilt hat. In seinen Schülern lebte die Richtung des Meisters fort, der bedeutendste war wohl Alkamenes, Schüler des Pheidias. Alkamenes.

der die von Pheidias gefundenen Ideale weiterbildete, einzelne Eigenschaften in lebendig charakteristischer Weise accentuierend. Er wurde ein besonderer Liebling des athenischen Volkes, weil er die Idealbildungen der hohen Kunst über den engen Kreis der Burggottheiten erweiterte und für echt volkstümliche Gottheiten herrliche Bilder schuf. Auf ihn geht wahrscheinlich das Urbild einer Aphrodite (Venus Genetrix im Louvre, s. Abb. 87, S. 171) zurück, die von seltener Anmut ist, aber keine Spur von jenem



Poseidon. Apollon oder Dionysos (?). Artemis oder Peitho (Überredung)? Aphrodite. Eros.

90. Vom Ostfries des Parthenon: Götterversammlung. (Jetzt im Britischen Museum zu London.)

91. Vom Ostfries des Parthenon: Ältere und jüngere Athener.
Nach Michaelis.

Sinnenreiz der späteren Kunst in ihrem lieblichen Antlitz trägt; gerühmt war an ihr die Feinheit und Zartheit der Hände. Auch Ares und Hephaistos, Dionysos und Asklepios sind von ihm in charakteristischen Typen geformt. Der Liebling des
Agorakritos. Pheidias war der Parier Agorakritos, von seiner für Rhamnus gearbeiteten Statue der Nemesis galt als zweifelhaft, ob nicht der Meister der eigentliche Urheber sei, jedenfalls war er minder selbständig und produktiv als Alkamenes. (In Olympia war der Gehilfe des Pheidias Kolotes.) Aus der Werkstätte der Giebelskulpturen stammt auch eine Aphrodite, die eine Zeitlang in Venedig gestanden hat und jetzt in Berlin

sich befindet, ausgezeichnet durch mächtige und edle Formen, einfache und lautere Natürlichkeit und jugendfrische Wahrheit und Einfalt; frei und schön umwallen die Gewänder die herrlichen Glieder.

Die Skulpturen des Parthenon.

Wenn wir am unmittelbarsten die schöpferische Kraft dieser großen Zeit ermessen wollen, müssen wir uns an die erhaltenen Skulpturen des Parthenon wenden, die unter der Leitung des Pheidias und zum Teil durch seine eigne Hand entstanden sind.

92. Vom Ostfries des Parthenon: Athenische Jungfrauen.

93. Vom Nordfries des Parthenon: Reitergruppe.
Nach Michaelis.

Die Metopen.

Von den Metopenplatten sind am besten diejenigen erhalten, welche Szenen aus den Kämpfen der Lapithen mit den Kentauren darstellen, denen wir schon bei dem olympischen Tempel begegnet sind. In Athen war die Darstellung der Sage auch deshalb beliebt, weil der Heros des Landes der treue Gefährte des Lapithen Peirithoos war, an dessen Hochzeit eben jener Streit unter den trunkenen Gästen ausbrach. Mannigfach mußte für die einzelnen Metopen die Stellung der Kämpfer und das Stadium des Kampfes erfunden werden; „der Kentaur schmettert auf den Gegner den wuchtigen Weinkrug, der Lapithe bricht den Kentaur, mit dem Knie und der

nachdrücklichen Wucht seinen Rücken niederzwingend (Abb. 89) oder mit kräftiger Faust das Haupthaar packend, dazwischen suchen sich Lapithenfrauen den räuberischen Händen der Wilden zu entreißen." Verschiedene Künstler haben an den Metopen gearbeitet nach den Traditionen der Schule oder dem eignen Maße künstlerischer Freiheit. Schüler des Kritios, welche Metopen am Theseustempel mit Darstellungen der Abenteuer dieses Helden geschmückt haben, sind unter den Mitarbeitern gewesen; steife, ungeschickte, harte Bildungen mögen ihnen angehören, während uns andre Leistungen durch hinreißenden Schwung und malerische Wirkung entzücken. Prächtig ist z. B. der Kentaur geformt, der, über seinen Gegner triumphierend, davoneilt; „durch den ganzen Körper des unbändigen Geschöpfes zuckt das Gefühl des wilden Siegesjubels." Eine herrliche Gestalt ist jener edelgebildete Jüngling, dessen kraftvolle und geschmeidige Glieder sich von dem Mantel im Rücken leuchtend abheben. Einheitlich in Stil und Ausführung sind der Fries, der die Cellawand umgibt, und die Giebelgruppen. Die Gliederung in Metopen und Triglyphen, die sonst an der Cellamauer wie am Architrav dorischer Tempel üblich war, ist hier am Parthenon fortgefallen und damit jede Beschränkung für die Darstellung größerer Gruppen. Der Künstler wählte als Gegenstand für das lange Band des Frieses den Zug, der sich an den großen Panathenaien, dem Hauptfeste der Göttin und des Landes, zur Burg hinauf bewegte, um der Gottheit ein neues Gewand für ihr uraltes Holzbild zu überbringen und Geräte und Tiere für das große Opfer hinaufzuschaffen, das den Schluß der Burgfeier bildete. So konnte Pheidias das ganze Volk erscheinen lassen, wie es seinen Göttern nahte. Denn zwölf Götter, die Gäste der Göttin an ihrem hohen Tage, sind als die unsichtbaren Zuschauer gedacht, „in lässiger Haltung, ernstfreudig sehen sie dem kommenden Zuge ihres frommen und edelgestalteten Volkes entgegen". Schon ist bei ihnen der Priester angelangt, der dem Knaben das Gewand abnimmt. Dann der Zug selbst; Männer im Gespräch ihn erwartend, Festordner, sittige Mädchen, in stiller Anmut die Köpfe gesenkt; die Opfertiere, Stiere, Kühe und Widder, bald ruhig vorwärtsschreitend, bald unruhig sich drängend; Jünglinge, die Tiere geschickt bändigend, andre mit allerlei Gerät, Musiker, die Viergespanne mit ihrer Begleitung. Den Schluß bildet die athenische Reiterei, die Freude und der Stolz des Bürgers, die kraftvoll die Rosse zügelnd, in kurzem Paradegalopp dahinzieht: Gruppen erfüllt vom freudigsten Leben, ohne jede Monotonie, durch die verschiedene Haltung der Pferde und der Reiter aufs glücklichste gegliedert. Ein Zug ungestüm vorwärtsdrängender Bewegung erfüllt diese Geschwader, in denen uns oft die ernsten, edlen Jünglingsgesichter länger fesseln. Am Westfries ist die Prozession noch nicht zur Entwickelung gekommen, dort finden wir die Reiter noch in Vorbereitung, ihre Tiere aufzäumend, bändigend, sich ankleidend und wappnend. Das gewaltige Bildwerk, das 160 m lang war, ist von einem Geiste belebt, dem Geist ernster, feierlich gestimmter Frömmigkeit, es gibt uns die würdigste Vorstellung von dem tüchtigen Sinne des damaligen Athen.

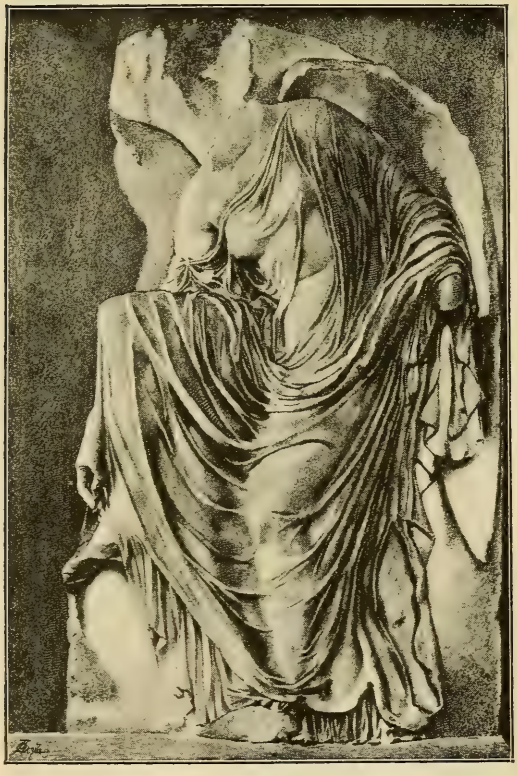
Der Fries.

Die Giebelskulpturen

Die beiden Giebel, deren Mittelgruppen nur aus früheren Zeichnungen (aus dem Jahre 1764) notdürftig bekannt sind und in denen die Köpfe überhaupt fast sämtlich verloren gegangen sind, wiesen auf die Geschichte der Göttin hin, der das Heiligtum gewidmet war. Der Ostgiebel, dessen Mitte in christlicher Zeit ausgebrochen worden ist, erinnerte an die Geburt der Athene. Die Göttin stand wehrhaft neben dem Vater Zeus, aus dessen Haupte sie eben gekommen war. Der Schauplatz der Handlung ist der Olymp, links taucht aus dem Meere der Sonnengott empor, dessen Rosse wiehernd emporstürmen, rechts senkt die Mondgöttin ihr Gespann hinab. Auf beiden Seiten finden sich Gruppen sitzender und lagernder Frauengestalten (Schicksalsgöttinnen und Horen), herrliche Gewandstatuen, die nichts mehr von der steifen Symmetrie früherer

94. Sogenannte Moeren oder Tauschwestern vom Ostgiebel des Parthenon. (Jetzt im Britischen Museum zu London.)

Zeit haben, sondern mit ihrer Fülle kleiner Falten, die wieder zu großen Massen vereinigt sind, sowohl der Natur des Stoffes gerecht werden, als die Grundformen der Glieder glücklich herausheben. Von frischer Naturwahrheit und Größe ist auch die männliche Figur, die auf dem Fels gelagert dem aufgehenden Tagesgestirn ruhig sich zuwendet, der Torso der Siegesgöttin und der Hebe. Der Westgiebel führte den Moment vor, wo auf der Burghöhe Athens beide Götter plötzlich zusammentreffen, die von dem Lande Besitz nehmen wollten, Athene, die ihm den Ölbaum spendete, und Poseidon, der mit dem Dreizack die Salzquelle öffnete. Der Meergott, eine machtvolle Gestalt, wich vor der Göttin zurück. Hinter ihnen standen die Viergespanne, mit denen sie angekommen. Hier ist die ganze Mittelgruppe verloren gegangen. Dannecker sagte bewundernd gerade von diesen Schöpfungen des Giebels, sie seien wie nach der Natur geformt, obwohl wir niemals so glücklich seien, im Leben Ähnlichem zu begegnen. Die Deutung der meisten Figuren ist höchst unsicher, und so können wir auch nicht bestimmt angeben, wie Pheidias, der in seinen Giebelgruppen die Elemente der äußeren Handlung nicht aneinander reihte, sondern mit seinen Gestalten den ganzen Sinn des Mythus offenbaren wollte, diese hohe Aufgabe ausgeführt hat. Hierin war er dem großen Maler der Epoche, Polygnot, verwandt, dessen Kompositionen sicher auf die innerliche Auffassung der Mythen und wohl auch auf den Reliefstil eingewirkt haben.



95. Nike eine Sandale nestelnd.
Relief vom Niketempel zu Athen, jetzt im Museum der Akropolis.

Andre attische Skulpturen.

Die attische Marmorbildnerei ist von Pheidias erzogen und zu der Höhe emporgeführt, die wir an den Figuren des Giebels bewundern, sie wirkte sofort auf die Skulpturen, mit denen andre Tempel der Stadt geschmückt sind. Der Fries an der Cella des sogenannten Theseion, welcher die Kentaurenkämpfe darstellt, erinnert in manchen Gruppen an die neuen Motive und an die Fortschritte, die wir auf den Parthenonmetopen wahrnehmen, während der schön komponierte Westfries, der den Kampf des Theseus und seiner Freunde gegen irgend welche Landesfeinde vorführt, die Künstler an dem Parthenonfries mannigfach angeregt haben kann; die Feinheit der attischen Formgebung, die Lebendigkeit in der Vergegenwärtigung der Vorgänge, einzelne kühne Wagnisse, die mit der Malerei wetteifern, sind diesem Werke eigentümlich. Über Pheidias weisen die Skulpturen am Erechtheion und am Niketempel hinaus. Dort sind außer dem wunderbar feinen Ornamentschmuck die Koren ein glänzendes Beispiel „großer und schöner Frauen", wie die Griechen gern ein Ideal

weiblichen Wuchses bezeichnen. Der in kleinen Maßen ausgeführte Fries des Niketempels, welcher wahrscheinlich ein Bild der Schlacht der Griechen gegen persische Reiter und ihre griechischen Bundesgenossen bei Platää geben sollte und auf der einen Seite die Versammlung der hilfreich anwesenden Götter zeigte, hat schon viel mehr malerische Behandlung der Figuren; die lebhaft bewegten Kämpfe entzücken durch die Schönheit der Linien, die nirgend das edle Maß durch heftige Verzerrung entstellen. Noch

Fries am Niketempel.

96. Orpheus' Abschied von Eurydike.
Marmorrelief in der Villa Albani in Rom.

köstlicher sind die Erscheinungen der Siegesgöttinnen, welche die Balustrade, die den Bezirk des Niketempels abschloß, umgeben; in munterem Thun, Sandalen bindend, eine Opferkuh führend, sind sie aufgefaßt und enthüllen so die jugendliche Grazie ihrer zarten Körper, die unter dem anschmiegenden Gewande lieblich sich verraten (s. Abb. 95).

Einzelne Reliefs.

Während diese Werke schon dem Geschmack einer neuen Zeit huldigen, sind ganz in dem Stil stiller Größe zwei Reliefs, eines aus Eleusis, das die Göttinnen Demeter und ihre Tochter mit dem Heros des Ortes Triptolemos darstellt, und die Gruppe Orpheus' Abschied von Eurydike. Orpheus hat es durch sein Spiel erreicht, daß Eurydike, seine Gattin, aus dem Bann der Unterwelt entlassen wird; aber Sehnsucht und Neugier bewegen ihn endlich, sich umzusehen, ob sie ihm wirklich folgt.

Damit hat er das Gebot der Gottheit gebrochen. Er sieht die Gattin wieder, aber sie muß nun unabwendbar zurück in das Reich der Nacht. Nicht stürmischer Jubel über das Wiedersehen, nicht rasender Schmerz über die neue Trennung ist in den Zügen ausgesprochen, sondern leise treten die Gatten aufeinander zu, die Köpfe in Liebe und Trauer gesenkt, aber schon hält Hermes Eurydike an der Hand, um sie rückwärts zu geleiten. Zögernden Schrittes ist er gekommen, und mit dem peinlichen Gefühl verlegener Stimmung faßt er sein Gewand. Nicht in bewegten Mienen, sondern in der ganzen Haltung der Körper ist der Zug stiller Wehmut, der so ergreifend durch das Werk geht, zu empfinden.

Eine Weiterbildung myronischer Kunst, die den lebendigen momentanen Bewegungen und Kraftäußerungen nachging, ist ein Diskoswerfer, der vor dem Wurfe das Ziel ermißt. Diese geistige Thätigkeit offenbart sich sprechend in den Reflexbewegungen der Finger, des vornübergebeugten Oberleibes, in den Beinen, die bereits den festen Stand wählen; so führt uns der Künstler mitten in die Stimmung der Palästra.

Andre Künstler. Kresilas.

Neben Pheidias und seiner großen Schülerschar erhielten sich auch die andern Richtungen; Myrons Sohn Lykios wird erwähnt, mit ihm in Zusammenhang steht auch Kresilas (aus dem kretischen Kydonia), der im Porträt sich auszeichnete. Auf ihn gehen wohl die erhaltenen Büsten des Perikles zurück, die den geistig vornehmen Charakter, die klare Selbstbeherrschung, die feine Beredsamkeit des Mannes ahnen lassen, aber die mehr individuellen Züge abgestreift haben. Er habe die Edlen so gebildet, daß sie noch edler erschienen, war später das Urteil über ihn; damit ist sein Idealisieren, das stärkere Herausholen der vorhandenen Eigenschaften aus dem Gesichte, treffend bezeichnet. Wenn er einen sterbenden Verwundeten geschaffen hat, so hat er wohl nicht bloß das letzte Verzucken der Lebenskraft schildern wollen, sondern auch das Pathetische eines solchen Vorwurfes aufgefaßt und damit einer kommenden Periode vorgearbeitet.

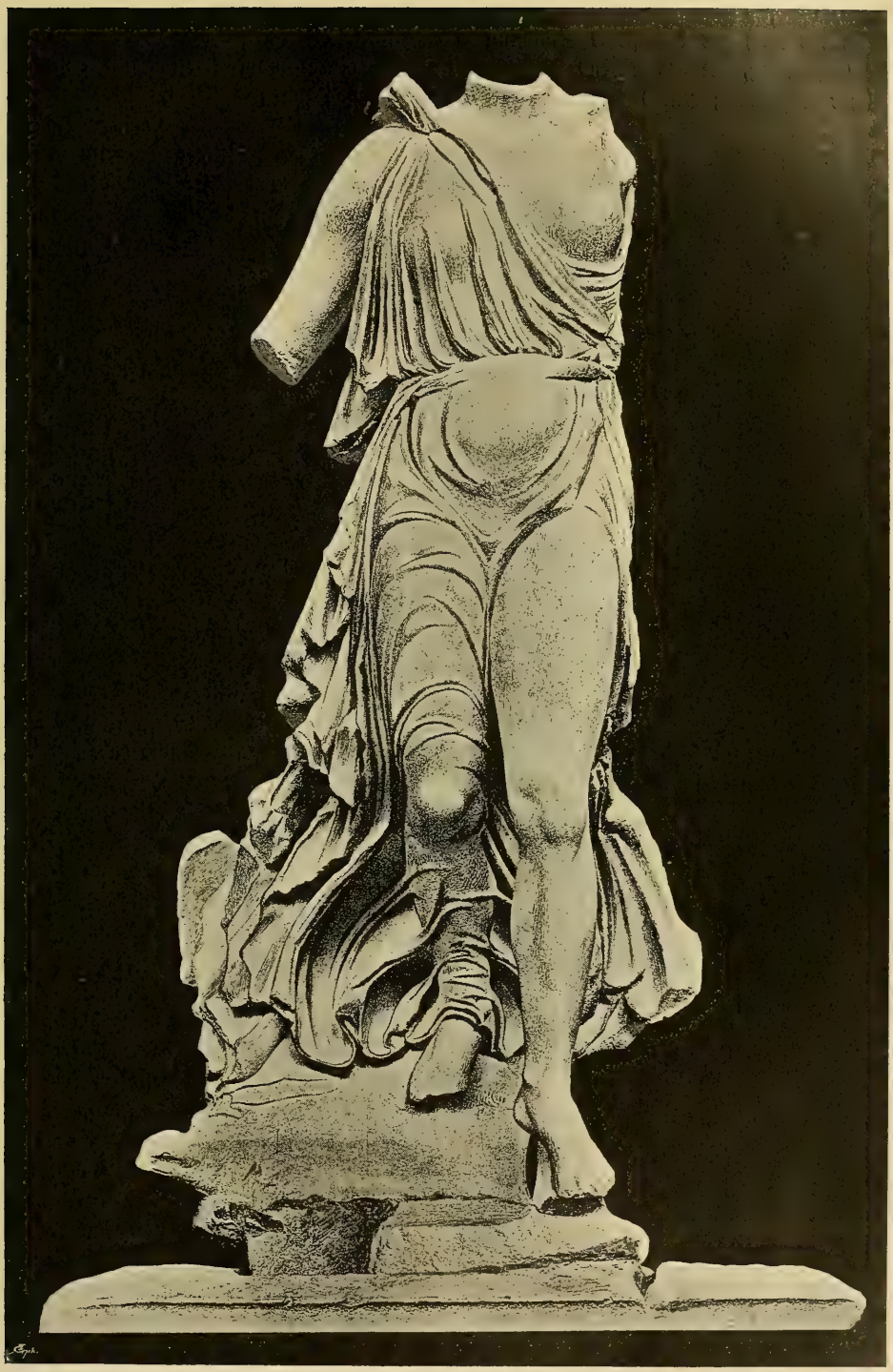
Nike des Paionios.

In loserer Verbindung mit der attischen Kunst stand der aus dem nordthrakischen Mende stammende Paionios, der im Altertume als der Künstler des Ostgiebels am olympischen Tempel genannt wurde. Die Ausgrabungen in Olympia haben von ihm eine Komposition von erstaunlicher Kühnheit und malerischer Wirkung zu Tage gebracht, eine Siegesgöttin, die wahrscheinlich 422 v. Chr. von den Messeniern geweiht wurde. Auf einem dreieckigen Pfeiler, der als Trophäe gedacht war, schwebte die Nike in mächtigem Fluge herab, umrauscht von dem flatternden Gewande, das der Wind weit zurücktrieb, so daß die kraftvollen Glieder der Jungfrau hervortraten. Die Illusion war verstärkt durch den Flug des Adlers, der am Deckgesims unter den Füßen vorüberzog.

Die ältere peloponnesische Schule.

Polykleitos

Neben dem Athener Pheidias nennt Platon den Argiver Polykleitos, um die beiden größten Bildhauer des perikleischen Zeitalters, die ersten Lehrer ihrer Kunst anzugeben. Er stammte aus Sikyon und schloß sich der Schule zu Argos an, wo er zwar nicht mehr Schüler des Hagelaidas gewesen ist, aber sicher die Technik und die Formen, die dieser ausgebildet hatte, sich aneignete. An ihn knüpfen seine Neuerungen an. Er war Erzbildner, seine Thätigkeit fällt etwa in die Jahre 460—420 v. Chr. Nicht Geistiges und Göttliches in den Körperformen auszusprechen, war sein Gedanke, man hat ihn gefeiert, weil er den menschlichen Formen eine über die natürliche hinausgehende Schönheit gegeben habe. Im Peloponnes stak eine ungebrochene körperliche



97. Die Nike des Paionios.
Gefunden zu Olympia im Jahre 1876.

Kraft, die sich auf den Schlachtfeldern der Perserkriege so siegreich bewährt hatte, wenn ihr auch der begeisterte Schwung des attischen Volkes gebrach; dort lebte auch die Gesinnung, die des Lebens herrlichste Ehre in einem olympischen Siege sah. In solcher Gesinnung wuchs Polyklet auf, der nicht müde wurde, den jugendlich männlichen Körper, der in der Palästra zu jedem Wettspiel wie zur ernsten That der heißen Männerschlacht erstarkte, aufs tiefste zu ergründen. Diesen Körper in voller Entfaltung, in der Schönheit ebenmäßiger Proportionen, im rhythmischen Spiel der Linien darzustellen, war sein erstes Bemühen; eine Reihe schöner Motive hat er gefunden oder aufgenommen, in denen „die in geschlossener Ruhe vollendete Harmonie" erreichbar war.

98. Amazone des Polyklet.
Marmorwiederholung im Museum zu Berlin.

Sein Kanon.

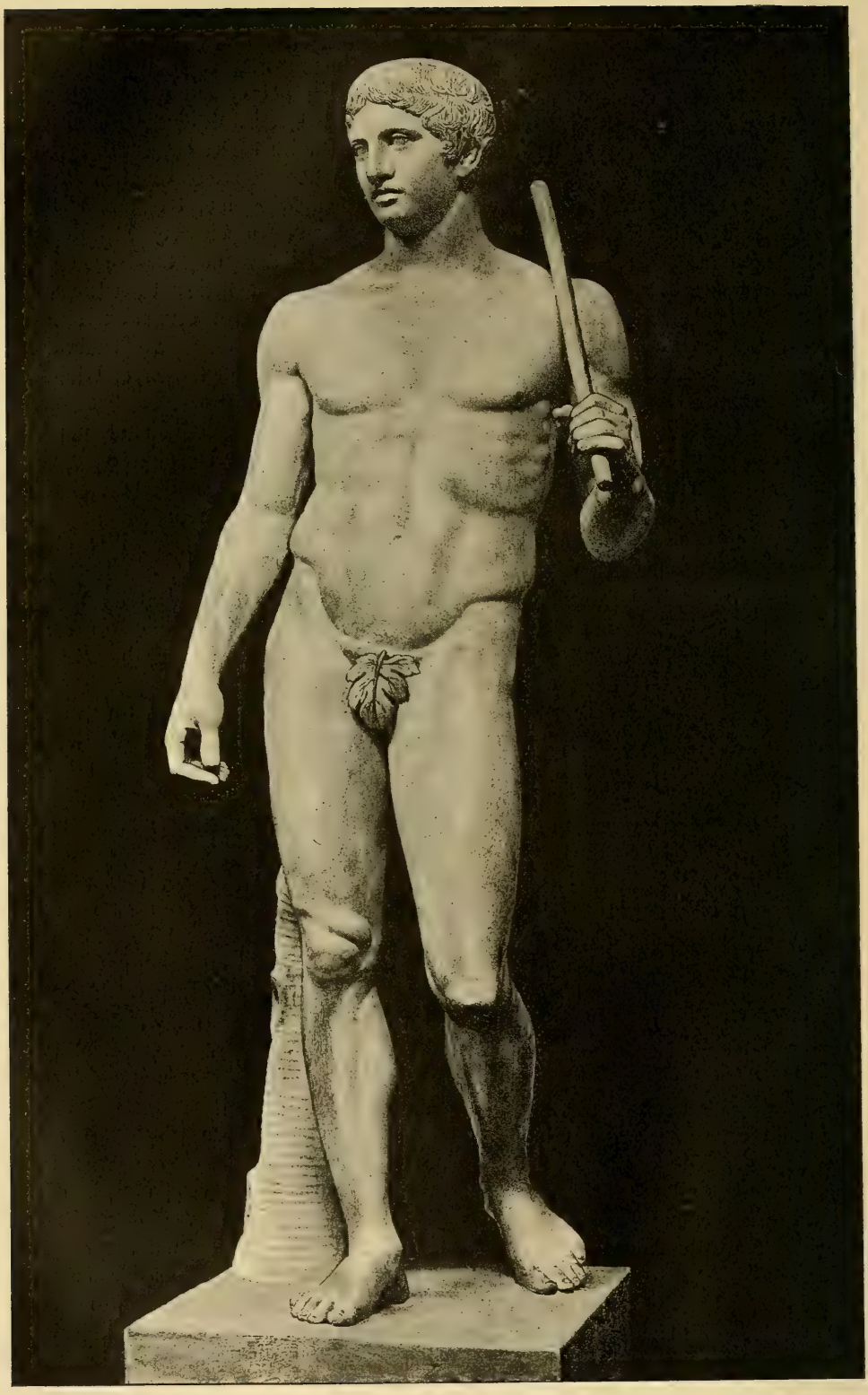
Ein Jüngling, der mit dem Speere daherschreitet, ein Athlet, der sich die Stirnbinde um das Haupt schlingt, ein andrer, der sich mit einem Schabeisen den Staub vom Arme reibt, wieder ein andrer, der Öl aus einem Fläschchen sich in die Hand gießt, sind die Lieblingsgegenstände seiner Kunst, nicht in lebhaftester Bewegung wollte er die Körper zeigen wie Myron oder Pythagoras, sondern in der gemessenen Ruhe vor oder nach der That. Schon Hagelaidas hatte die Figuren nicht mehr gleichmäßig auf beiden Füßen ruhen lassen, aber der entlastete Fuß war mit voller Sohle aufgesetzt, im ganzen machten seine Werke den Eindruck des Schwerfälligen, das durch die dumpfe Ruhe im Gesichtsausdruck nur verstärkt wurde. Polyklet verlieh den Statuen eine freiere Haltung, er ließ sie im Schreiten innehalten und auf dem einen Fuße (dem „Standbein") ruhen, ein Motiv, das er auch in manchen andern Situationen anpassend verwandte. Das Geheimnis der körperlichen Schönheit fand er in einem bestimmten Zahlenverhältnis der Glieder, und diese Erkenntnis legte der reflektierende Künstler in einer besondern Schrift nieder, dem „Kanon", der die verpflichtende Richtschnur den Schülern geben sollte. Neben dieser Grammatik gab er ein praktisches Modell für den Bildhauer, den schon genannten „Speerträger". Seine eignen

Statuen schienen nur eine Wiederholung dieses Modells zu sein, doch zeichnete die späteren Werke eine größere Weichheit aus. Nur „glatte Wangen" hat er gebildet, aber die Nüancen der Entwickelung vom Knaben zum Jüngling hat er mit größter Feinheit behandelt, sie alle haben den Charakter eines stolzen, freien, edlen Geschlechts, wenn auch die Züge nicht eben vergeistigt sind. Auch weibliche Gestalten hat er dargestellt, berühmt war seine Amazone. Im Artemision zu Ephesos fanden sich vier Amazonenstatuen, die vier Künstler im Wetteifer geschaffen haben sollten, Pheidias, Kresilas, Polyklet und Phradmon; alle Mitbewerber sollten nächst der ihren die des Polyklet für die schönste erklärt haben. Als eine Nachbildung derselben gilt noch immer fast allgemein die Berliner Statue. Er hat in ihrem starken und breiten Knochenbau die Natur dieser Mannweiber dargestellt, sie ist an der rechten Seite verwundet, aber sie beherrscht sich und wahrt die feste Haltung. Auch ihr ist die vollendete Reinheit der Formen eigen. Von den Götterbildern, die von Polyklets Hand herrührten, besaß den größten Ruhm das Goldelfenbeinbild der Hera im Tempel zu Argos, das man neben die Werke des Pheidias stellte. Es war ebenfalls eine sitzende Kolossalstatue, auf dem Zepter, das ihr in die eine Hand gegeben war, saß ein Kuckuck, die andre hielt einen Granatapfel. Beide Symbole erinnerten an die Hochzeit des Zeus und der Hera in der Frühlingszeit, wo der Kuckuck ruft. Man hat häufig die sogenannte farnesische Hera als eine spätere Kopie angesehen, und als eine weitere Umbildung dieses älteren Ideals die Hera Ludovisi (s. Bd. I, Abb. 334). Aber sicher ist nur, daß jenes Bild voll tiefen Ernstes und fester Strenge, voll Kraft und Majestät der Zeit des Polyklet nahe steht; eine imponierende Auffassung der hoheitsvollen Götterkönigin, der würde- und anmutreichen Gemahlin des Zeus, gibt die andre Büste, die auf die Zeit der zweiten Blüteperiode zurückgeht.

Tempelfries in Phigaleia.

Polyklets Werke waren durch die höchste Sorgfalt und Feinheit der Formengebung ausgezeichnet. Mit feinem Tastgefühle, das bei großen Bildhauern fast die Schärfe des Auges gewinnt, gab er mit dem Nagel seinen Thonmodellen die letzte Vollendung. Eine große Schülerschar umgab ihn, keiner ragte durch Selbständigkeit hervor, aber sie erhielten durch mehrere Generationen den künstlerischen Ruhm von Argos.

Die Eigenart peloponnesischer Kunst ist in dem Marmorfries, der im Tempel zu Phigaleia, dem Werke des Iktinos, über den ionischen Säulen der Cella am Architrav hinlief, deutlich erkennbar, wenn er schon nicht mit Polyklets Schule direkt zusammenhängt. Wieder sind es Amazonenschlacht und Kentaurenkämpfe, die den Künstler beschäftigt haben, und sie erinnern uns mannigfach an die verwandten Skulpturen von Attika, aber noch mächtiger wie dort ist das wogende Kampfgewühl geschildert. Die wilde Wut der Kentauren, welche Frauen, auch Frauen mit ihren Kindern rauben und selbst durch die Nähe des Götterbildes sich nicht hemmen lassen, das Drängen und Stürmen der Streiter, die ihnen entgegentreten, die unbändige Leidenschaft der Amazonen sind mit erfinderischer Phantasie erfaßt. Aber auch rührende Szenen fehlen hier nicht: Freunde, die den toten Gefährten aus dem Kampfe tragen oder den verwundeten fortgeleiten, Gegner, die Mitleid mit dem niedergesunkenen Feinde empfinden, wechseln mit Gruppen heftigsten, gewaltsamsten Ringens. Gerade dieser Mangel an maßvoller Schönheit wird uns abhalten, diese Schöpfung, die in manchem Zug mit den attischen Werken der Zeit sich berührt, als eine wirklich attische anzusehen. Dazu sind die Proportionen der gedrungenen, stämmigen Jünglinge und der derben, oft plumpen Mädchen mit den ausdruckslosen Gesichtern nicht von attischer Feinheit erzogen, sondern ihre Vorbilder waren eher unter den arkadischen Bauern zu finden.



99. Der Speerträger des Polyklet. Marmorkopie, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.

Die jüngere Blütezeit (etwa 400—330).

Die politischen Verhältnisse nach dem Peloponnesischen Kriege.

Der Peloponnesische Krieg zerstörte die Machtstellung Athens, und das bildungsdürftige Sparta, das freilich den großen Vorzug hatte, seine Menschen so gut in Zucht zu halten, bekam für einige Jahre wieder unbestritten die Führung der Hellenen. Zur Siegesfeier wurde noch manches Kunstwerk bestellt, aber weder die Schlacht bei Aigospotamoi, die die letzte athenische Flotte vernichtete, noch etwa der Triumph der Apolloniaten über Thronion und die Abanten auf Euböa waren etwas so Herrliches, daß der schaffende Künstler daraus Begeisterung oder Erhebung des Gemüts hätte schöpfen können. Der monumental großartige Zug, welcher der Kunst nach den Perserkriegen eigen ist, geht verloren. Als Theben durch Epameinondas und Pelopidas sich einen Ehrenplatz eroberte, und als die arkadischen Gaue zu einer Einheit sich verbanden, da hatten sie auch das echt hellenische Verlangen, ihren so rasch wieder zerflatternden Träumen von Einheit und Größe durch Künstlerhand Gestalt zu leihen. Aber eine urwüchsige Kunst war nicht so schnell zu schaffen, auswärtige Kräfte mußten vielfach den Thebanern ihre Gedanken verkörpern. Epameinondas wollte die Propyläen von Athen an die Kadmeia versetzen, im richtigen Gefühl, daß der führende Staat der Griechen durch geistige Größe hervorragen müßte, aber kein staatsmännischer Genius konnte aus Böotiern Athener machen. In Athen blieb doch der geistige Mittelpunkt Griechenlands, die attische Bildung die Blüte griechischer Kultur. Im Gastmahl Platons oder in den Komödien Menanders herrschte jener geistreiche, witzsprühende, ästhetisch verfeinerte Attizismus, der auch die bildenden Künstler ergriff. Man hatte gelernt, für jede Stimmung den Ton, für jeden Gedanken das Wort, für jede Vorstellung das klare Bild zu finden, man hatte gelernt, jede Leidenschaft zu verstehen, jede seelische Bewegung zu zergliedern. Das Beobachten solcher Regungen wurde auch dem Künstler zur Natur. Hatte die frühere Zeit die Götter als die mächtig wollenden und kraftvoll waltenden dargestellt, so gelang es nun, auch diejenigen Wesen zu verkörpern, zu deren Eigenschaften ein vorherrschendes Gefühl gehörte, die Liebe, mütterliches Empfinden, die trunkene Begeisterung des Gesanges, Schmachten und Schwärmen u. a. Die Gesellschaft war feiner, aber auch weicher geworden, keine athletische Strammheit ist mehr das allgemeine Lebensideal. Aber noch ist in der Nation viel Frische und Mut vorhanden, wir treffen oft Figuren von einer so strahlenden Heiterkeit, als seien sie Bilder eines ewigen Frühlings, gewachsen im sonnigsten Licht. Wir empfinden an dieser Auffassung zugleich, daß nicht mehr fromme Andacht den Meißel führte, daß der poetische Reiz, welcher den mythischen Erzählungen innewohnte, oft auch dem Künstler das Liebste an den göttlichen Wesen war. Pheidias und seine Zeit hatten lieber etwas von der altertümlichen Strenge und Herbigkeit ihren Statuen gelassen, als frevelhaft zuviel von den wechselnden Stimmungen der Menschenkinder den Unsterblichen anzudichten. In der Periode des Individualismus kommt das Porträt stärker zur Geltung, alles subjektive Lebensgefühl bis zum höchsten Pathos liegt in der Sphäre der neuen Kunstrichtung. Noch ist die schöpferische Kraft nicht erlahmt, wir begegnen so manchem Werk, das die Natur der Elemente und der großen Lebensmächte wunderbar in einem menschlich gestalteten Körper zu formen weiß. Aber die Unruhe der Zeit drang auch in die Ateliers und in die Seelen der Künstler. Der Hader der Städte und Stämme, die gärende Leidenschaftlichkeit der Parteien, die nervösere Art des Jahrhunderts hat auf die Stimmung manches Bildes gewirkt. — Die Marmortechnik kam jetzt erst zu virtuoser Ausbildung.

Athens Bedeutung in dieser Zeit.

Charakter der Kunst.

Kephisodotos.

An dem Anfang der neuen Richtung stehen Künstler wie Kephisodotos, der in einer Gruppe Eirene und Plutos, der Personifikation des Friedens, die das Kind

100. Eirene mit dem Plutosknaben.

Marmorgruppe in der Glyptothek zu München. (Nach dem richtig restaurierten Gipsabgusse im Museum zu Berlin.)

101. Niobe mit ihrer jüngsten Tochter.
Mittelstatue der Niobidengruppe, gefunden 1583 bei Porta S. Giovanni zu Rom,
jetzt im Museum der Uffizien zu Florenz.

Reichtum auf den Armen trägt, zwar in der Anordnung des Gewandes zu strengeren Grundsätzen pheidiasischer Kunst zurückkehrte, aber in das Antlitz einen seelenvolleren Zug liebender Freundlichkeit hineinlegte. Demetrios und Silanion waren hervorragend im Porträt, ihre lebendige Auffassung des Charakteristischen in den einzelnen Persönlichkeiten war ein neuer Gewinn. Der erste sollte den Oberst Pellichos mit Schmerbauch und Kahlkopf bis zur sprechenden Leibhaftigkeit der Wirklichkeit gebildet haben, von dem zweiten stammt wohl die Büste Platons, deren Kopien wir haben, andre werden von ihm erwähnt, auch die Porträts vergangener Persönlichkeiten, wie Sappho, suchte er phantasievoll nach dem Grundzuge ihres Wesens zu gestalten.

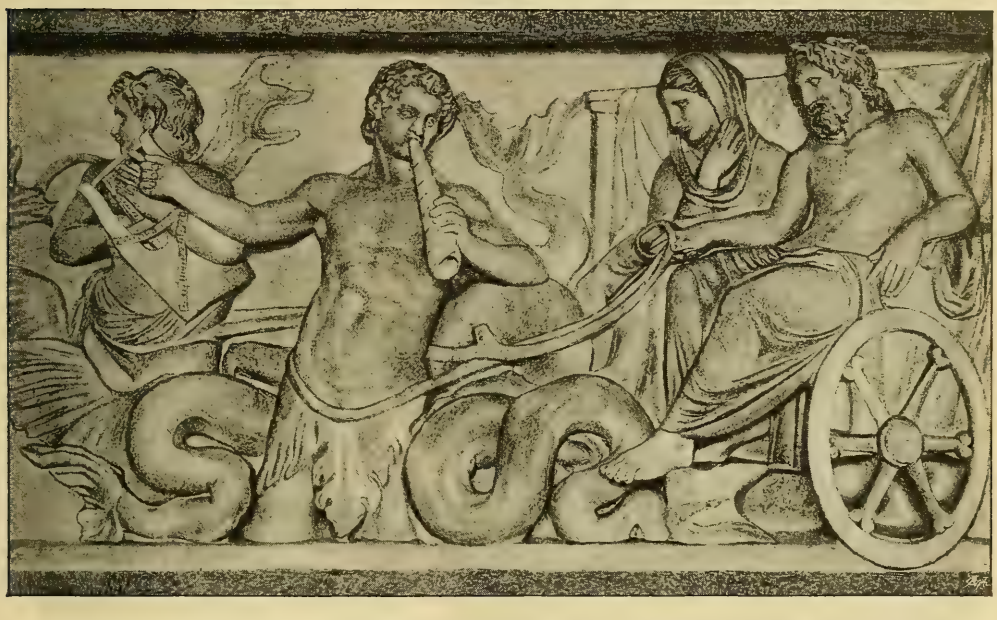
Die beiden großen Meister dieser Periode waren Skopas und Praxiteles, vertrauter und besser bekannt ist uns nur der zweite.

Skopas. Skopas von Paros hat in der argivischen Schule gelernt und war in der ersten Zeit seiner Thätigkeit mannigfach im Peloponnes beschäftigt, ging später nach

102 u. 103. Jünglingskopf von der Hand oder nach dem Entwurf des Skopas vom Athenetempel zu Tegea. Nach „Antike Denkmäler".

Athen, dessen Sinnesart dem geborenen Joner nahe verwandt war, arbeitete für Theben und folgte dann den lockenden Bestellungen, die man in Kleinasien machte; von ihm stammt ein Teil der Skulpturen, die zum Mausoleum gehörten. Von dem arkadischen Athenetempel zu Tegea, dessen Giebelfelder er mit Gruppen versah, sind ein paar verstümmelte Köpfe erhalten, die Eigentümlichkeit der Schädelbildung, der klagende Blick der tiefliegenden Augen mögen seine Richtung bezeichnen. Statuen, die man auf ihn zurückführt, entzücken uns durch sinnvollen Ausdruck und durch feurigen Schwung; unruhige Lebendigkeit erfüllt sie statt der Ruhe der alten argivischen Kunst. Bedeutungsvoller ist sein Apollon Kitharōdos, der im langherabwallenden Talar der Zitherspieler in der lebendigsten Begeisterung des Gesanges erschien; nahe steht seiner Schöpfung der Typus des Apollon Kitharōdos im Vatikan. Leidenschaftliche Empfindung hatte er seiner rasenden Bakchantin eingehaucht, die vom Taumel der Dionysosfeier ergriffen schien, der in jedem Zuge des zurückgeworfenen Hauptes, in den

fliegenden Haaren, in der heftigen Bewegung der Hände, in den Falten des Gewandes zu spüren war. Seine schöpferische Phantasie muß in der umfangreichen Marmorgruppe, welche Poseidon, Thetis und Achill, Nereiden auf Delphinen, Seetieren und Hippokampen sitzend, und ein ganzes Gefolge von Meeresdämonen mit Seestieren, Seepferden, Seekentauren und Seedrachen umfaßte, ihre wunderbare Kraft entfaltet haben. Die Tiere, die in einen Fischleib enden, haben eine Umgestaltung erfahren, die völlig dem Elemente entspricht, in dem sie ihr Dasein führen, von dem sie ihre eigentümliche Form empfangen; schon von den Köpfen an ist der Charakter der Tiere, der sie so deutlich von jedem Landtiere unterscheidet, klar ausgesprochen. Es ist, als ob der Künstler sich in die schaffende Natur hineinempfunden und nach ihrem Gebot und Gesetz solche Wesen gebildet, die nirgend ein Auge geschaut hat. Eine Vorstellung wenigstens von dem Werke des Skopas gibt vielleicht ein in München befindlicher Fries „der Hochzeits-



104. Hochzeitszug des Poseidon und der Amphitrite.
Hauptgruppe aus einer Kopie nach dem Marmorfries von Skopas (?), jetzt in der Glyptothek zu München.

zug des Poseidon und der Amphitrite", der die Stimmung der leichtbewegten Meerflut in den graziös gelagerten Nymphen, die bizarren Formen der Meeresfauna in den Seeungetümen so naturwahr veranschaulicht und über alles den Hauch froher Festlichkeit breitet. Nicht minder stimmungsvoll ist der Hypnos, der Dämon des Schlafes, gebildet, den man ihm zuschreiben will. An seinem Kopfe trägt er Flügel, die leise, geräuschlos ziehenden Schwingen eines Nachtvogels, so weich und sacht wie die Bewegung der Flügel ist sein Gang, und nach der einen Idee ist sein ganzer Körper einheitlich geformt.

Die Niobegruppe, die berühmteste Gruppe dieser Periode, ist man in neuerer Zeit geneigt, als ein Werk des Skopas zu betrachten. Im Altertum war man ungewiß, ob sie von Praxiteles oder Skopas stamme; das tiefe Pathos in den Mienen und die leidenschaftliche Erregung in den Bewegungen mögen für Skopas sprechen. Das Original ist aus Kleinasien nach Rom gebracht worden, wo es in einem Tempel

Aufstellung fand, und ist verloren gegangen. Nachbildungen einzelner Figuren geben eine bessere Vorstellung von der Vollendung des Urbildes als die in Florenz befindliche Gruppe. Den Mittelpunkt bildete die Mutter selbst, mit heroischer Gestalt über die Ihren emporragend; eine Tochter, die jüngste, ein Kind von rührender Hilflosigkeit, hat sich an den Schoß der Mutter geflüchtet, die vergebens ihr Gewand um sie schmiegt; mit tiefem Schmerz, der sich in den Brauen und Augen mit wunderbarer Macht malt, blickt sie zum Himmel, dem Sitze der strafenden Götter, die mater dolorosa des Altertums, die doch die hoheitsvolle Königin nicht verleugnet. Keine Verzerrung stört in den Gestalten die den Schmerz verklärende Schönheit des ganzen Werkes. In der angstvoll davoneilenden Niobetochter bewundert man die vorzügliche Behandlung des Gewandes (s. Abb. 105).

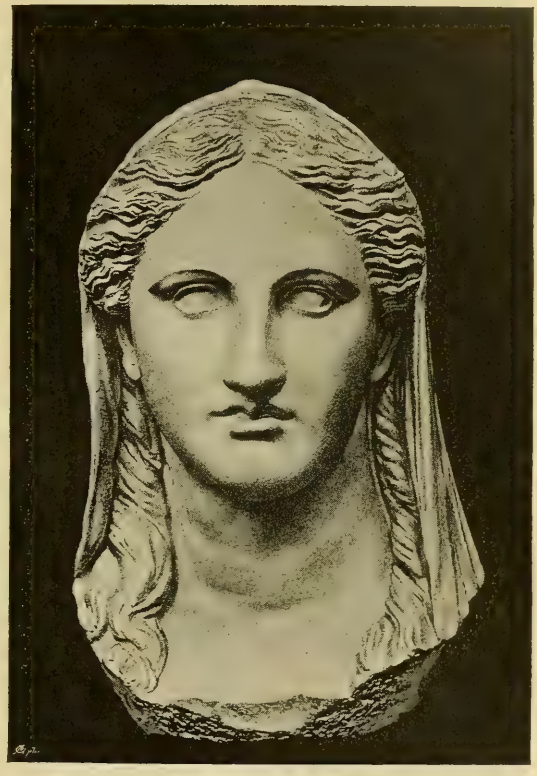
105. Fliehende Niobide.
Marmorstatue im Museo Chiaramonti des Vatikans zu Rom.

Praxiteles

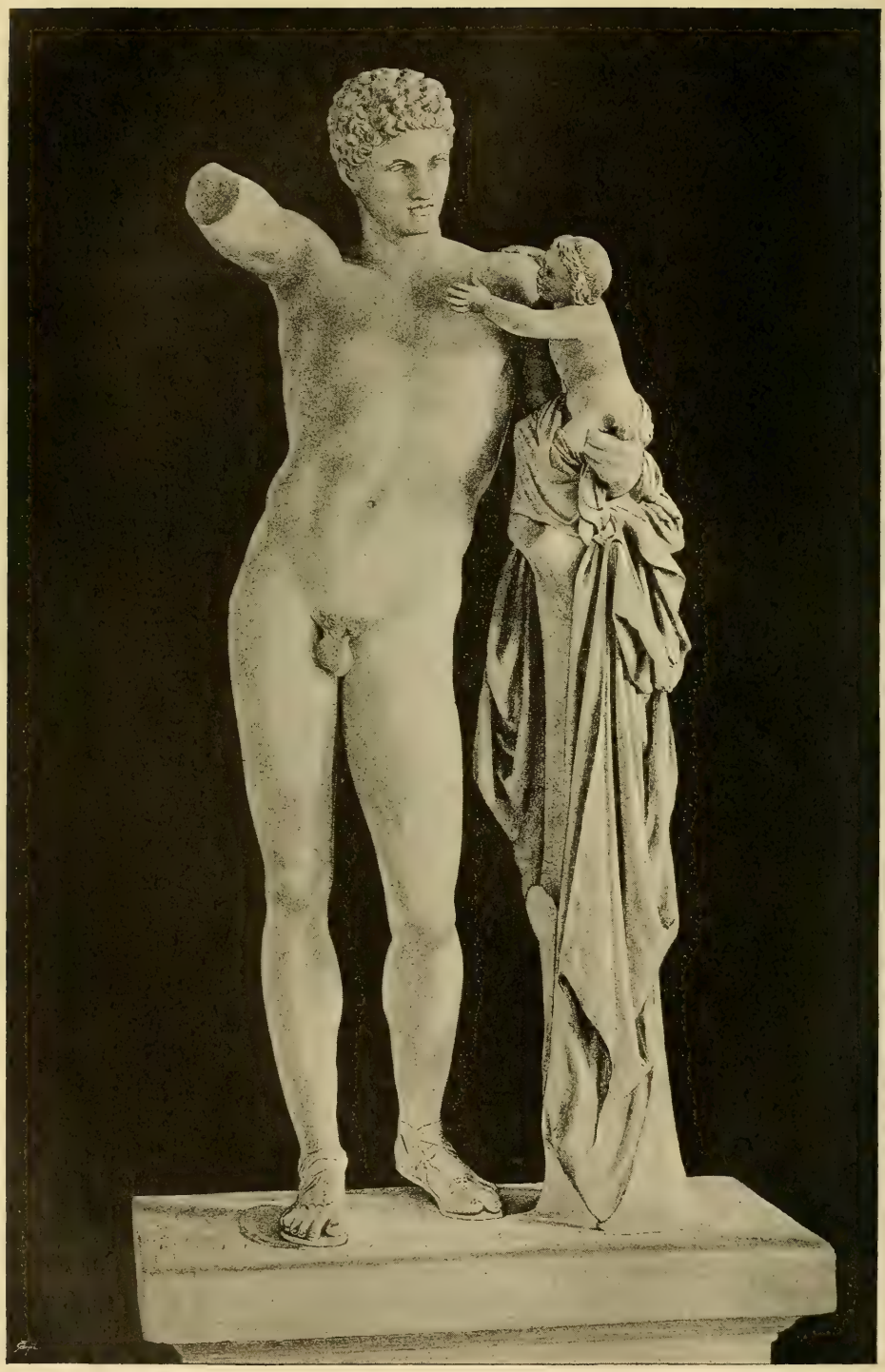
Praxiteles war ein Athener, vielleicht ein Sohn und Schüler des vorgenannten Kephisodotos, aber auch von den Überlieferungen der polykleitischen Schule hat er manche formale Elemente sich angeeignet. Seine Thätigkeit fiel in die Jahre 370—334 v. Chr., seine zahlreichen Werke sind nach allen Teilen Griechenlands gekommen, eine Reihe von Jahren hat er in Kleinasien zugebracht, wo er z. B. an der Ausschmückung des neuen Artemistempels in Ephesos mitbeteiligt war. Er liebte es, die ruhige Schönheit des menschlichen Körpers in der Blüte der Jugend darzustellen, nur wenig bewegt ist die Haltung, die er seinen Statuen gab. Seinen höchsten Ruhm erreichte er mit der Darstellung der weicheren und lieblicheren Gestalten der Götterwelt; denn seine Phantasie schwelgte in Bildern heiterer Anmut lieber als in ernsten und hohen Vorstellungen. Aphrodite mit ihrem Geleite, der jugendliche Apollon und die frohe Schar des Dionysos und seines Kreises treten unter den Werken des Praxiteles hervor, daneben hat der vielseitige Künstler einen weiten Umfang des Lebens beherrscht. Seinen Köpfen wußte er Seele einzuhauchen, warmes Leben seinen Körpern, mit feiner und reicher Modellierung alle Übergänge sanft zu bilden, so daß der Marmor unter seiner Hand die weiche, zarte Hautoberfläche erscheinen läßt, die um das feste Gerüste des Leibes sich spannt.

Die olympischen Ausgrabungen haben uns (1877) ein Originalwerk des Praxiteles, das einzige sicher bezeugte eines der großen Meister, gegeben, seinen Hermes (s. Abb. 107). Vor allem die Feinheit und Anmut des geistvollen Kopfes, das Lächeln, das den freund-

lichen, zu graziösem Worte sich öffnenden Mund umspielt, haben die höchste Bewunderung gefunden; es ist der Gott kluger Rede und sinniger Gedanken, der Gott der Palästra, der heitere Beschützer alles Verkehrs. Der Leib ist an einen Baumstamm angelehnt, auf den der Arm sich stützt, welcher das Dionysoskind trägt. Dies Motiv gewährte die Möglichkeit, das eine Bein noch mehr zu entlasten und in schönen Konturen die Elastizität zu zeigen, mit welcher dieser in dem Gymnasion kraftvoll und gewandt gebildete Körper sich bewegt. Ein Strom atmenden Lebens umzieht die ganze Gestalt. Dem Kinde ist der Kopf zugeneigt, ohne es anzuschauen; dafür bietet er sich der Betrachtung von der besten Seite. Das berühmteste Werk des Praxiteles war seine Aphrodite, die im Tempel zu Knidos stand. Die Göttin legt eben das Gewand zur Seite und will in das Wasser zum Bade gehen, in diese Situation hat der Künstler sie gestellt, um ihre Nacktheit zu erklären. Den holden Reiz dieser Gestalt haben die Alten immer wieder gefeiert, den feuchten, aphrodisischen Schimmer der Augen, den sonnigen Glanz der Stirn, das leise Lächeln, bei dem selbst der lockende Reiz eines Grübchens nicht vergessen ist; kein niedriger Zug, kein Verlangen und Schmachten entweiht diese edel natürliche Schönheit. Eine vatikanische Kopie erscheint als die beste, eine herrliche Münchener Statue ist ihr nahe verwandt. Es ist von Bedeutung, daß Praxiteles sein Studium der Frauenschönheit in der Gesellschaft von Hetären machte; Phryne war seine Freundin und Gönnerin. Ein Standbild dieser geistreichen Schönen von seiner Hand stand in Delphi zwischen zwei Königen — zum großen Ärgernis der Kyniker. — Auf Knidos ist eine Statue der Demeter (s. oben) gefunden, die mit unserm Meister in Zusammenhang stehen wird. Demeter erscheint immer verbunden mit der Tochter, die ihr geraubt wird, die sie in aller Welt sucht, die ihr wieder gegeben wird mit dem Beding, daß jedem Wiedersehen immer wieder Tage der Trennung folgen. So ist Demeter das Ideal der Mutter; seelische Güte, reine mütterliche Liebe, der ein leiser Schatten wehmütiger Trauer beigesellt ist, sprechen aus ihrem Antlitz, und durch ihre entwickelteren Formen unterscheidet sie sich klar von den jüngeren Frauengestalten des Olymps, das Vorbild einer Madonna. Den Apollon Sauroktonos erwähnen wir noch, weil hier die Vorliebe der Zeit für genreartige Auffassung und für idyllische Szenerie ersichtlich ist; der eidechsentötende, plageabwehrende Gott wird hier zum Knaben, der zum Spiel eine Eidechse belauert.



106. Kopf der Demeter von Knidos (jetzt im Britischen Museum zu London). Von Praxiteles oder einem Künstler seiner Schule. Nach Brunn, „Götterideale".



107. Hermes mit dem Dionysosknaben.

Marmorstatue des Praxiteles, gefunden zu Olympia im Jahre 1877.

Mit weicher Hand ist die schmiegsame Zartheit des halbkindlichen Leibes gebildet, die Ausnützung des Motivs ist das künstlerische Verdienst des Meisters. Eine weiche, durch keine Arbeit gehärtete Bildung hat er auch dem jugendlichen Satyr gegeben, bei dem nur noch die zierlichen Spitzohren an den einstigen Zusammenhang mit tierischen Formen erinnern. Er ist kein alter Sünder, wie seine Vorfahren aristophanischer Zeit, aber wir glauben gern von ihm, daß er mit Schelmenlaunen den Genuß des Lebens sich erhöht. Vielmals ist dieser Satyrtypus nachgeahmt und umgegossen, später ist in ihn die niedere Freude am Dasein mit ihrem schnalzenden, schmatzenden Behagen hineingelegt.

Neben den beiden größten Vertretern der zweiten Blüteperiode treffen wir noch eine Reihe namhafter Künstler, auf deren Schöpfungen viele Statuen zurückgehen, die der größte Stolz unsrer Museen sind. Von dem Athener Leochares ist besonders bekannt der Ganymed, der schöne Knabe, der von dem Adler, dem Boten des Zeus, hinauf zum Olymp getragen wird, um der Mundschenk des Göttervaters zu werden. Die Situation ist durch die Hirtenflöte am Fuße des Baumes gezeichnet, der aufschauende Hund nötigt auch den Betrachter, der emporsteigenden Bewegung der Gruppe zu folgen. Das Emporschweben war mit den Mitteln einer Kunst, die eigentlich nur das Ruhende darstellen kann, kühn und sinnreich ausgedrückt. Demselben Meister möchte einer der tüchtigsten Kenner der alten Kunst auch zwei der berühmtesten Werke, den Apollon von Belvedere (Abb. Bd. I, Tafel bei S. 464) und die Diana von Versailles (s. Abb. Bd. I, S. 478), zuschreiben, die durch den schlanken Wuchs, den schwebenden Gang, die leidenschaftliche Erregung in den Mienen die gleiche Herkunft vermuten lassen. Andre rücken den Apollon gerade wegen des Baues seiner Glieder in die Zeit nach Lysipp; von diesen Kunstgelehrten wird jener vielerzählte Vorgang, nach dem die eingedrungenen Gallierschwärme (279 v. Chr.), durch die wunderbare Erscheinung des grollenden Gottes geschreckt, von seinem Heiligtum Delphi zurückgewichen sein sollten, als Anlaß für die Entstehung angesehen, der Gott schreite eben heran, um die Barbaren fernzuhalten. Die vatikanische Statue ist eine sorgfältige römische Kopistenarbeit, das Original war von Bronze, die Linke trug ursprünglich den Bogen. Bekannt ist Winckelmanns Hymnus, der in der Göttergestalt Apollons das Ideal einer über alle menschliche Bedürftigkeit erhabenen Bildung verherrlichte, heute ist bei manchen Mode, in dem Werke eine starke Neigung zu theatralischer Wirkung zu finden, doch wird jeder unbefangene Beobachter sich angezogen fühlen von dem herrlich sieghaften Haupt, auf dessen Stirn der himmlische Friede leuchtet, wenn auch um den stolzen Mund und die Nase Unmut und Leidenschaft zucken. Zu den bedeutendsten Meistern dieser Periode gehörte ferner Euphranor, der auch als Maler eine hohe Stellung einnahm und die polykletischen Typen umbildete, was später noch wirksamer Lysipp gethan hat. Bevor wir zu diesem übergehen, betrachten wir noch einige Denkmäler und ihre Skulpturen.

Leochares.

Apollon von Belvedere. Diana von Versailles.

Euphranor

Das Denkmal des Lysikrates, die sogenannte Laterne des Demosthenes, ist als Beispiel des korinthischen Stiles schon erwähnt, unter dem Kranzgesims findet sich ein anmutiger Fries, der in praxitelischer Weise mit Geist und froher Laune einen Mythus des Dionysos erzählt. Seeräuber haben den Gott als gute Beute für den Sklavenmarkt erhascht, aber alsbald trifft sie die Strafe. Durch das Zauberwort ihres Gefangenen verwandelt, springen einige schon ins Meer, und ihr Leib trägt schon den verdrießlichen Kopf eines Delphins, an den andern nehmen Satyrn Rache, indem sie kräftig die Rücken der habgierigen Seemänner bearbeiten oder wenigstens Äste für das Strafmandat abbrechen. Die Angst der Menschen und der zornige Diensteifer der Satyrn sind ergötzlich geschildert, in der Mitte aber sitzt heiter, sorglos, vom Gelärme unberührt der Gott, mit seinem Panther spielend, und andre Genossen der bakchischen Zecherrunde sorgen bereits für den Bringer der Lust, den Mischkrug. Das alles ist

Lysikrates-Denkmal.

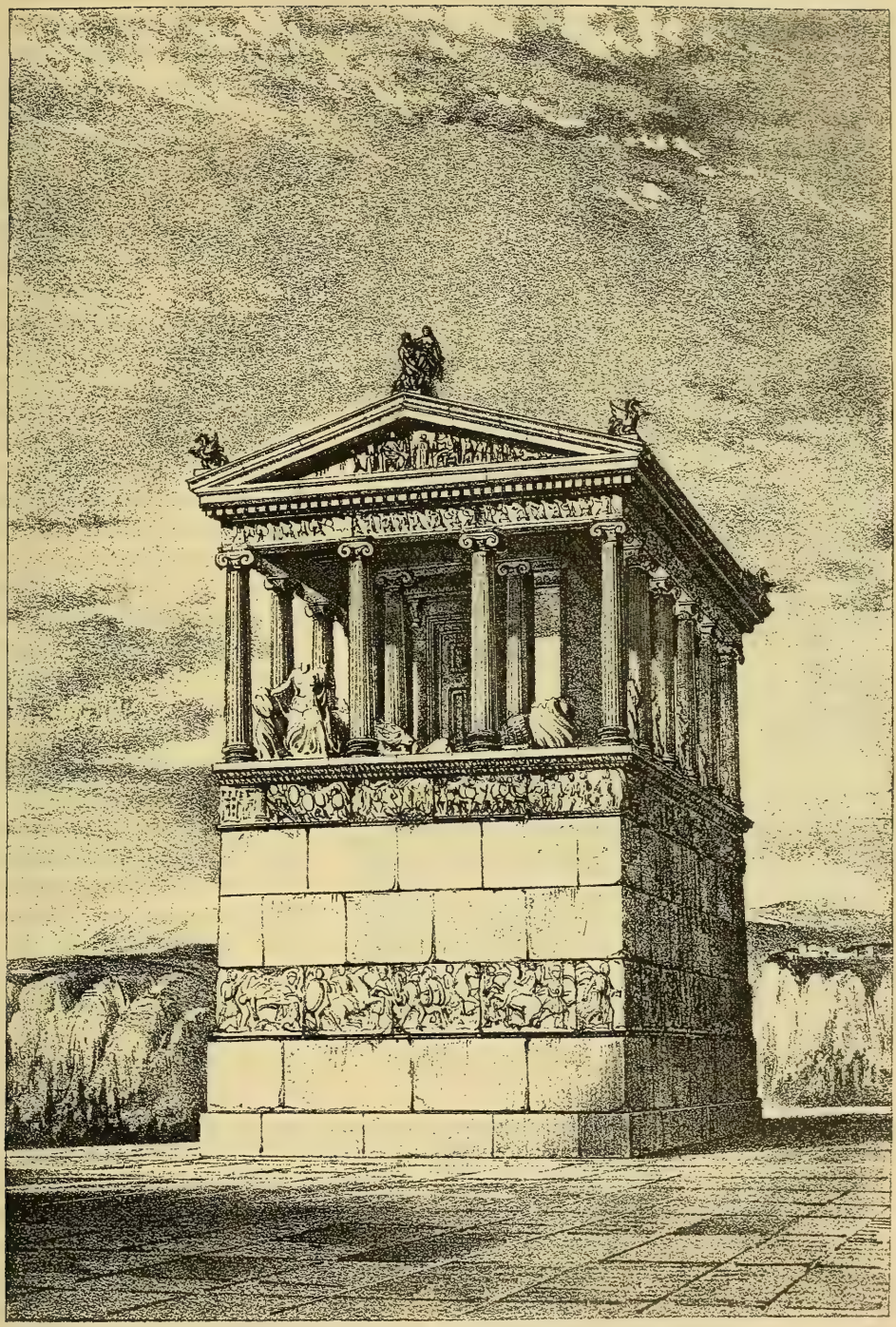
leicht, frisch und flott hingeworfen, klar sind die Figuren getrennt, ohne doch die Komposition auseinanderfallen zu lassen, und das Ganze so übersichtlich gehalten, daß es einen guten Begriff von der vielverbreiteten Meisterschaft der Periode gibt.

Mausoleum

Die größeren Denkmäler finden sich auf kleinasiatischem Boden, wo zahlungsfähige orientalische Fürsten die leistungsfähigsten griechischen Künstler beschäftigten, um stolze Erinnerungen an ihre Herrschergröße zu hinterlassen. Für das Mausoleum arbeiteten Skopas, Leochares, Bryaxis und Timotheos, die den Prachtbau mit Statuen und Reliefs überreich ausgestattet haben; selbst der große Saal im Innern, aus dem man zur Grabkammer hinabstieg, trug herrliches Bildwerk an seinen Wänden. Am Eingang standen Löwen als Wächter, reitende Amazonen an den Ecken, in den Nischen zwischen den ionischen Pfeilern Statuen. Aber in der Türken- und Mongolennot ist diese Herrlichkeit zu Grunde gegangen, und erhalten sind nur dreizehn Reliefplatten, von denen einige eines Meisters wie Skopas würdig erscheinen. Wie Furien stürzen sich die Amazonen, denen wir hier wieder begegnen, in den Kampf, ihre runden, aber nicht weichen Formen entsprechen ganz dem Charakter ihres rauhen Kriegslebens, in den Wirbel der Schlacht wird die Phantasie mächtig hineingerissen durch Gestalten wie die Reiterin, die auf dem dahinstürmenden Rosse umgewendet sitzt; demütig erscheinen andre in der Schwäche des Unterliegens. Der pathetisch erregte Ausdruck unterscheidet das Werk glücklich von dem Fries zu Phigaleia, die Glieder sind schlanker gewählt, und fast wild flattert hinter ihnen das Gewand. Die Künstler verstanden, den oft behandelten Gegenstand immer wieder interessant zu machen, mit hinreißendem Schwung der Phantasie sind die neuen Motive aus der Gesamtauffassung der Kämpfe und der Parteien erschaffen worden. Auch die Statuen des Herrscherpaares haben sich gefunden, von denen die des Königs Mausollos aus einer Menge Stücken sich vollständig hat erneuern lassen. Der barbarische Typus des asiatischen Fürsten ist mit naturalistischer Treue gegeben, die noch weiter geht, als es in den Büsten hellenischer Männer der Fall ist, die Kraft der Charakteristik und die großartige Behandlung der Gewandung sind außerordentlich wirkungsvoll. — Den Einfluß griechischer Kunst gewahren wir in dem sogenannten Nereidenmonument, das in der lykischen Stadt Xanthos aufgefunden wurde und das Grabmal eines lykischen Fürsten gewesen sein wird. Zwischen den Säulen des tempelartigen Baues, der auf hohem Sockel errichtet war, standen Meerjungfrauen, die über die tanzende Flut dahineilten. An dem Unterbau, dem Architrav und der Cella ziehen sich Reliefstreifen hin, welche Kampf- und Jagdszenen, Belagerung und Übergabe einer Festung, Huldigung vor dem thronenden Fürsten und Tributablieferung, endlich auch ein großes Gastmahl darstellen. Einzelne Teile erinnern stark an athenische Vorbilder, andre haben mit ihrer nüchternen, realistischen Erzählungsweise Verwandtschaft mit den Bilderchroniken assyrischer Paläste und weisen auf einheimische, in griechischen Kunstschulen erzogene Kräfte. — Mehr hat griechischer Geist an einem andern lykischen Grabmal, das in Gjölbaschi (Trysa) gefunden worden ist, mitgeholfen. Einen viereckigen Hof umschließen die Mauern mit doppeltem Reliefstreifen, dessen Material vielfach verwittert ist, so daß viele Einzelheiten verloren gegangen sind. Die Arbeiten geben uns eine Vorstellung von der Kunst, mit welcher der Maler Polygnot (s. unten) die Vorgänge, von denen Epos und Sage erzählten, in den Hauptsachen zu fassen und die Andeutungen der Dichtung zu benützen verstand, um mannigfache Gruppen zu erfinden und das entzückte Auge von Situation zu Situation, von einer bewegten Gestalt zur andern zu führen. Außerordentlich ist die Meisterschaft unsrer Künstler gewesen, in den verschiedensten Stellungen den Körper zu zeigen, hockend und knieend, kletternd und lagernd, oder auch die taktmäßige Bewegung vorwärtsschreitender Männer wiederzugeben. Eine Bilderreihe stellt den Freiermord nach der

Nereidenmonument.

Heroon von Gjölbaschi.



108. **Das sogenannte Nereidendenkmal zu Xanthos in Lykien** (Restauration).
Nach Falkener, „Mus. of class. Antiquities“.

Odyssee dar, den Polygnot in der Vorhalle eines Tempels in Platää gemalt hatte. Auch die andern Reliefs scheinen Gemälde Polygnots als Vorbild benützt zu haben.

Athenische Gräber.

Kleiner sind die Denkmäler, die auf den Gräbern der Griechen selbst aufgestellt waren, aber gerade jene Steine, die sich an der Gräberstraße Athens erhalten haben, gehören zu den schönsten Erinnerungen aus der klassischen Zeit und erfreuen das Auge mit dem Anblick edelster Menschen. Die Darstellungen zeigen den Toten in seiner Lieblingsbeschäftigung, den eifrigen Freund der Palästra mit Schabeisen und Ölfläschchen, von einem Sklaven bedient, den Krieger mit Waffenschmuck neben dem Rennpferd, oder in lebendiger, der Geschichte entnommener Szene, auf den niedergeworfenen Feind vom sich bäumenden Roß die Lanze stoßend; die Frauen im anmutigen Stillleben des Hauses, im Lehnstuhl sitzend, spinnend oder in Gedanken versunken, bei der Toilette, wobei wohl eine Dienerin das Schmuckkästchen reicht oder die Sandale bindet; Kinder lehnen sich an das Knie der Mutter oder spielen mit Vögeln. Häufig sind Gruppen, wo die Familienglieder sich die Hand reichen, doch nicht zum Zeichen des Abschiedes für ewig, sondern der Liebe und Zuneigung, welche die Lebenden umschloß und niemals aufhören wird. Andre mit gesenktem Haupte stehen im Hintergrunde und sind trauernd Zeuge dieser Liebe, die nun doch hat scheiden müssen. In späteren Denkmälern liegt häufiger der Zug stiller Wehmut über der Gruppe, neben dem blühend stattlichen Jüngling steht tief trauernd der Vater, das dahingeschwundene Bild des Lebens betrachtend. Nur selten ist der Tod, das sterbende Ermatten selbst zum Gegenstande gewählt, wo die Genossin der Kranken unter das Kinn faßt, sie aufzurichten, oder mit stiller Gewalt Hermes die Verstorbenen an der Hand in den Hades geleitet.

109. Die Grabstele des Dexileos zu Athen (gest. 394 v. Chr.).

Öffentliche Urkunden.

Für die künstlerische Neigung der Griechen sprechen vielleicht besonders eindringlich die Reliefs an öffentlichen Urkunden. In glücklicher Symbolisierung ist der Inhalt der Verträge leicht angedeutet. Zwischen Athen und Kerkyra wird ein Übereinkommen getroffen, und die Stadtgöttinnen treten vor Zeus, den Hüter der Eide, um vor ihm den Vertrag zu bekräftigen, oder Athene reicht der fremden die Rechte, wobei der Unterschied der Städte naiv durch die erhöhte Gestalt der Athene bezeichnet ist. Über Ehrendekreten sehen wir wohl die Göttin selbst oder ihre Begleiterin Nike einen Sterblichen bekränzen.

Kunsthandwerk.

Seit im Privathause der Luxus überhandnahm, konnte auch das Kunsthandwerk Aufschwung nehmen. Reicher und phantasievoller wurden die Metallgeräte, alles was sonst den Bedürfnissen des Tages dient, wurde durch sinnvolle Form und durch bildnerischen Schmuck geadelt und in das Reich der Schönheit erhoben. Aber es fehlt hier an Raum, um diese Seite der antiken Kultur nur einigermaßen im Rahmen der geschichtlichen Darstellung zu schildern. Wir erwähnen nur jene reizend anmutigen Figuren von Tanagra, die praxitelischen Geschmack verraten, aber wohl erst in der Zeit nach Alexander entstanden sind. Hatte man früher Bilder einer mütterlichen segnenden Göttin den Toten ins Grab gelegt, so wurde es mit der Zeit Sitte, ihnen alle möglichen Gestalten mitzugeben, die ein freundliches oder angenehmes Geschenk brachten, und endlich wurden ihnen in einem Zeitalter, das alles Ernste gern in heiteres Spiel verwandelte, als letztes Geschenk Bilder jener Frauen und Mädchen dargebracht, denen man auch im Jenseits zu begegnen wünschen mochte. Frauen in Straßentoilette mit geschmackvoll geordnetem Kleid, entzückend fein und lebendig im Ausdruck, mit dem Fächer bewaffnet oder den Spiegel in der Hand, oder einfach zur Promenade bereit, lieblich frische Mädchen, in süßem Sinnen versunken oder bei kindlichem Spiel, lustige Eroten oder auch einmal der behagliche dicke Silen sind in diesen liebenswürdigen Nippfiguren mit bewundernswerter Sorgfalt der Modellierung dargestellt. Verwandt sind Terrakotten, die man in Athen und Korinth gefunden hat, ausgezeichnet durch den edlen Wuchs und geistig vornehmen Gesichtszug stolzer Frauen, und andre aus den kleinasiatischen Städten, in denen das Leben im üppigen Genuß bei Aphrodite und Dionysos, bei Eroten und Silenen gern verschwelgt wurde.

Terrakotten von Tanagra u. a.

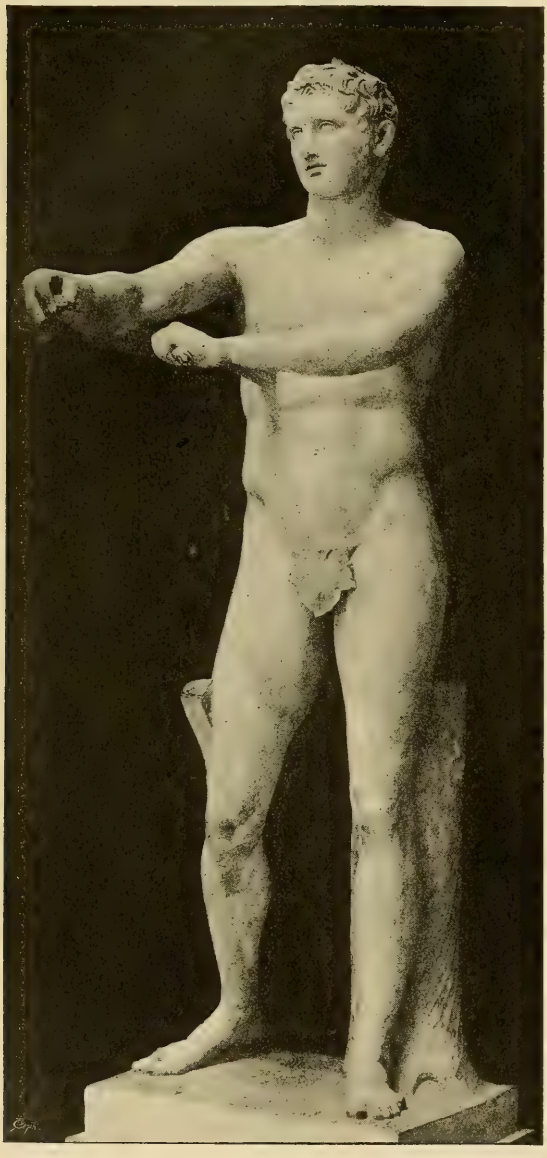
110. Terrakotte aus Korinth: Gruppe zweier Mädchen.

Die Gruppe (Höhe 0,275 m) stellt in traulich enger Vereinigung zwei Mädchen dar. Es sind zwei nah und innig verbundene Wesen. Und doch welche Verschiedenheit des Charakters! Die eine steht fest und aufrecht da, stolz in sich selbst gegründet; die andre dagegen lehnt sich und schmiegt sich an die Genossin. Die Gesichter sind aufs feinste individualisiert und die Charaktere doch völlig frei von der Beimischung zufälliger Natürlichkeit. — Der Stil der Korinther Terrakotten ist von dem der Tanagräer nicht unwesentlich verschieden; namentlich haben die Gesichter einen längeren Schnitt und sind zwar weniger anmutig, dafür aber von ungleich großartigerem, edlerem Stile.

Nach Furtwängler, Sammlung Sabouroff.

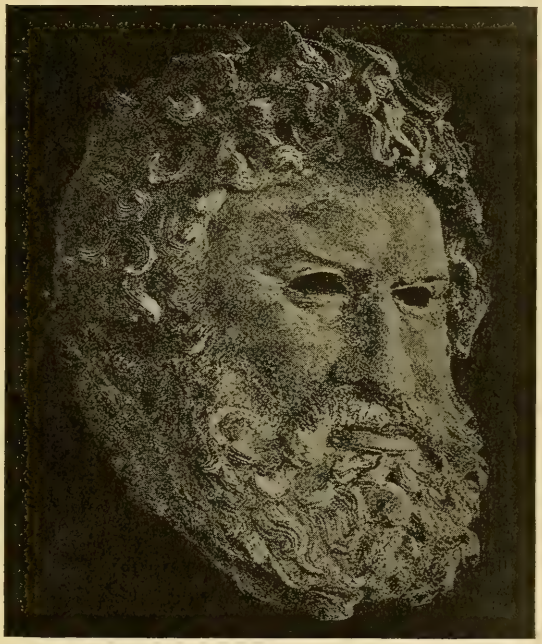
Die jüngere peloponnesische Schule.

Lysippos. Der letzte große Meister der hellenischen Zeit, der schon in den Dienst der Epoche Alexanders trat, war Lysippos von Sikyon. Er war Kunstschmied gewesen, ehe er sich dem höheren Berufe zuwandte, und blieb immer dem Erzguß treu. Der Maler Eupompos, den er um die Wahl eines Lehrers fragte, wies ihn auf das Leben der Straße, und eine neue selbstständige Beobachtung der Natur zeichnete ihn immer aus, aber dabei studierte er eifrig die Vorgänger, namentlich lebten in ihm die Kunstgedanken Polyklets wieder auf. Hatte Polyklet ein festes Schema der Proportionen im Speerträger gegeben, nach denen der vollkommene männliche Körper gegliedert sein sollte, so schuf Lysippos eine Umgestaltung dieses Kanons. Die gedrungenen Gestalten der alten Zeit erschienen jetzt vierschrötig, man liebte feingliederige, schlanke, bewegliche Formen. Eine Kopie der Gestalt des Lysippos, die den neuen Typus am besten wiedergibt, ist der sogenannte Apoxyomenos, ein Jüngling, der nach den Übungen der Palästra mit dem Schabeisen Staub und Öl von sich entfernt. In behaglicher Stellung, in der die Freude über die körperliche Kraftanstrengung noch nachwirkt, steht er vor uns, schlank und geschmeidig, der Kopf ist kleiner und feiner als die Köpfe der alten peloponnesischen Schule. Mit großem Verständnis sind aber auch hier die Verhältnisse der Glieder zu einander und zum Ganzen abgemessen. Die Götterstatuen, die Lysippos schuf, wurden zum Teil in kolossalen Formen ausgeführt, entsprechend der Neigung für das Unermeßliche, Riesige, die in Alexanders Zeit aufkam. Für manche Gottheiten hat er den idealen Typus gefunden, der von der Folgezeit festgehalten wurde, z. B den des Poseidon, der, einem Seemann mit breiter, gewaltiger Brust gleichend, den einen Fuß auf einen Felsen stützt, um in die Weiten des Meeres



111. Der Apoxyomenos des Lysippos.
Schöne Marmornachbildung im Vatikan zu Rom.

zu spähen, wobei die eine Hand den Dreizack hält. Herakles in energischer That wie in ruhigem Genuß war nicht minder eine Lieblingsfigur der Zeit, der Herakles Farnese, eine Arbeit des Bildhauers Glykon, mit seiner mächtig entwickelten Muskulatur weist auf ein Originalwerk des Lysippos, der diesen Heroen mit besonderer Vorliebe dargestellt hat. Dem realen Sinne der Periode, in welcher der Blick für das individuell Charakteristische sich schärfte, wie wir an den Werken der Litteratur gezeigt haben, kam er mit seinen Porträts entgegen, die berühmtesten waren die Alexanders des Großen, der nur von ihm in Erz dargestellt sein wollte. Er zeigte die leise Neigung des Kopfes nach der linken Seite, dem Auge gab er den feuchten Schimmer, der das träumende Schwärmen des jungen Helden verkündete, und daneben männliches, löwenhaftes Wesen. Fein in der Charakteristik war auch sein Aisop, sein Sokrates u. a. Er wußte auch für Männer, deren Züge zu ihren Lebzeiten niemand im Bilde aufbewahrt hatte, eine völlig individuelle Gestalt zu erfinden, die ganz zu der Eigenart ihres Wesens stimmte. Hierbei kam seine klare Naturbeobachtung zu Hilfe, jedoch versagte ihm manchmal die schöpferische Phantasie, die einem Gedanken wie mit innerem Zwange den Körper gibt. Den rechten Augenblick zu erfassen, das war in dieser unruhigen Zeit, wo alte, feste Ordnungen im Spiel des Zufalls versanken, doppelt notwendig. Das Bild des Kairos, des rechten Augenblickes, gab Lysippos, aber in einer frostigen Allegorie, indem er äußerlich einer Gestalt die Eigenschaften anheftete, die der reflektierende Verstand gefunden hatte. Nach vorn fällt dem mit geflügeltem Fuß dahineilenden Knaben das Haar, denn vorn am Schopf muß man das Glück fassen, ist er vorbei, dann läßt das kahle Hinterhaupt sich nicht mehr packen. Eine Wage trägt er in der Hand, deren Zünglein sich fortwährend ändert, endlich ein Schermesser, auf dessen dünner Schneide die Entscheidung ruht. Diese Bildung erinnert schon an die Jahrhunderte synkretistischer Religion, wo die ermattende Gestaltungskraft die zusammengetragenen Eigenschaften nicht mehr in einem einheitlichen Bilde zusammenfassen konnte. Indessen hat in der hellenistischen Zeit diese große Phantasie durchaus noch nicht gefehlt, wir treffen noch manches hohe Götterbild. Lysipps Bruder Lysistratos trieb das Naturstudium soweit, daß er die lebenden Gesichter mit Gips nachformte. Einer solchen Kunst steht das Porträt eines verwegenen, fast brutalen Faustkämpfers nicht fern, das sich in Olympia gefunden hat (s. Abb. 112).



112. Bronzekopf eines Faustkämpfers.
Gefunden zu Olympia

Lysistratos.

Malerei.

Anfänge der Malerei.

Erst nach den Perserkriegen erhob sich die Malerei zu dem Range einer selbstständigen Kunst. Die Lust an farbigen Bildern hatte sich bisher damit beschieden, die Reliefbilder und Marmorstatuen zu bemalen oder auf den Marmor selbst die Umrisse aufzutragen und diese dann farbig auszufüllen. Dazu kamen die Malereien auf Thon, die von der Farbe einen konventionellen Gebrauch machten. Vor den Perserkriegen war schon die Mode aufgekommen, vom roten Thongrund, der mit schwarzglänzendem Firnis überzogen wurde, den Platz für die Figuren auszusparen; an Epiktet schließen sich die Meister des strengeren rotfigurigen Stiles an, die besonders Schalen mit ihren Zeichnungen bedeckt haben. Unter ihnen ragt durch frische Originalität und künstlerisches Gefühl Euphronios hervor, dessen Namen wir aus seinen Aufschriften kennen. Naturbeobachtung und Sinn für Perspektive führen ihn über seine Vorgänger, ja über sich selbst hinaus. Bald sind es mythische Bilder, die er erzählt, wie Herakles dem Geryoneus die Rinder forttreibt und den dreileibigen Riesen bekämpft, wie er dem Eurystheus, der sich ängstlich in ein Faß verkriecht, den mächtigen Eber überbringt, wie er mit dem Riesen Antaios ringt; oder er führt uns in die Meerestiefe, wo Theseus, von einem Triton getragen und von Athene begleitet, die Amphitrite besucht. Erscheint hier der attische Landesheros fast jungfräulich zart, höchst zierlich und artig in Antlitz und Tracht, so tritt er männlicher, aber immer noch fein attisch im Kampf mit allerlei Bösewichtern auf. So ist auch die Geschichte von der Zerstörung Ilions behandelt. Dann hatte der Meister auch seine helle Freude an Szenen des täglichen Lebens, er sucht die Palästra auf und beobachtet die Bewegungen der Übenden, vergißt auch den bedrohlichen Stock des Aufsehers nicht, oder er sieht der kriegerischen Rüstung zu, mit rechtem Behagen aber ist er bei der Schilderung lüsterner, gemeiner Satyrn oder der Heimkehr trunkener Bürger, die im Takt nach der Flöte marschieren und sich um die Flötistin prügeln; und den unästhetischen Abschluß eines Gelages und andre sinnliche Züge meidet er ebenso wenig wie die niederländischen Maler, die nach den Freiheitskriegen ihres Volkes die tolle Festlaune der niederen Stände schilderten. Mit naiver Unbefangenheit und mit Freude an jeder robusten Lebensäußerung sah Euphronios in die Welt, so war die Stimmung seiner Zeitgenossen, neben idealem Sinn derbfröhliche Lust. — Von seinen Nachfolgern seien nur noch Duris, Brygos und Hieron genannt, die durch Feinheit der Zeichnung und zierliche Symmetrie gefällig wirken.

Kimon.

Euphronios' Kunst führt uns auf den Maler Kimon von Kleonai, der die Erscheinungen der Körper in allen Wendungen und Bewegungen für das Auge festhielt, durch kühne Verkürzungen der Glieder den Eindruck wiederzugeben suchte und auch die Bedeutung des beweglichen Blickes in ihren Unterschieden zeichnete. Aber er wurde

Polygnotos.

in den Hintergrund gedrängt durch Polygnot, den Sohn eines Malers von Thasos, der an der Seite Kimons in Athen auftritt und der Schöpfer des großen Stiles in der Malerei geworden ist. Seinen Ruhm begründeten die großen Fresken in der Lesche der Knidier in Delphi, einer Art Konversationshalle, deren lange Wände den Raum für seine Gemälde boten: die „Zerstörung Ilions“ und die „Unterwelt“. Eigentliche Perspektive kannte er noch nicht, kein gemeinsamer Hintergrund verband die Gruppen seiner Bilder, sondern reihenweise übereinander standen sie auf sich erhebendem Terrain, ein Haus, ein Baum, die Linien eines Hügels deuteten die Lokalität an; dafür entschädigte die „vollkommene formale und geistige Entsprechung der Gruppen und Einzelfiguren, wie es die strenge Gesetzmäßigkeit hellenischer Kunst verlangte“. Die Namen waren den Figuren beigeschrieben. Die „Unterwelt“ war nicht in Elysium und

Tartaros geschieden, sondern an den Ecken waren die Bilder der ewig Büßenden angebracht: Tantalos, Sisyphos, Tityos, die Danaiden, dazu Oknos, der Zauderer, der in ewig vergeblicher Arbeit ein Seil dreht, dessen Ende ein Esel immer wieder abfrißt. Auch wer den Vater geschlagen, die Tempel beraubt, wird mit entsprechender Strafe gezüchtigt. Aber über den Acheron trägt Charons Kahn zu fröhlicher Hoffnung diejenigen, welche in die Mysterien eingeweiht sind. In der Mitte des Bildes saß, die Leier spielend, Orpheus, an eine Weide gelehnt, hinter ihm Marsyas, mit der Flöte den Olympos lehrend. Flöte und Leier waren beide in den apollinischen Kult aufgenommen. Die Helden, namentlich die feindlichen Kämpfer von Troja, sind gruppenweise einander gesellt, einzelne von ihnen vergnügen sich am Brettspiel, Frauen am Knöchelspiel. Die Darstellung knüpfte an die „Odyssee" an. Odysseus mit seinen Gefährten war gemalt, wie er einen schwarzen Widder schlachtete, um dessen Blut vom Seher Teiresias trinken zu lassen, aber Polygnot beschränkte sich nicht auf die in der Sage gegebenen Züge, sondern mit dichterischer Phantasie erweiterte er das Bild der vorhandenen Vorstellungen. In Athen war er berufen, zusammen mit Mikon und Panainos die neuentstandenen Hallen und Heiligtümer mit Wandgemälden zu schmücken. In der bunten Halle war die berühmte Darstellung der Schlacht bei Marathon; im Vordergrunde drangen die Athener auf die Perser ein, im Mittelgrunde wandten sich diese bereits zur Flucht oder drängten sich gegenseitig in die Sümpfe; im Hintergrunde endlich waren die phönikischen Schiffe sichtbar, ehe die Perser sich dahin retteten, wurden sie von den Griechen niedergemacht. Die Führer der beiden Heere waren deutlich gemacht, dort Datis und Artaphernes, hier Miltiades und Kallimachos. Von den sonstigen Gemälden heben wir nur einen Amazonenkampf und die Ermordung der Freier der Penelope hervor, beide haben auf Vasengemälden und Reliefs ihre Nachbildung gefunden. Nicht der Reiz der Farbe war das Hauptverdienst dieser Kunstrichtung, nur vier Farben mit ihren Tönen wurden benutzt, und das Ganze machte wohl nur den Eindruck eines mäßig ausgeführten Aquarells, aber die Zeichnung war meisterhaft, und überaus mächtig wirkte der ernste Zug von Erhabenheit, der die Werke dieses großen, edlen Künstlers charakterisierte, die geistige Tiefe und die sittlichen Ideen, die seine Gemälde neben die Tragödien des Aischylos stellten. Polygnotisch nennt man eine Gruppe von Vasen, die sich bereits freierer Schönheit genähert haben und über die Fläche hin die Figuren verstreuen. Auch in der Darstellung selbst spürt man den Einfluß des großen Malers. „Er malte weniger Handlung als Zustand, weniger äußere Vorgänge als Stimmungen", das innere Wesen der Figuren, nicht bloß die äußere Bethätigung wollte er zum Ausdruck kommen lassen. Solche stimmungsvolle Bilder treffen wir auch auf den Vasen seiner Zeit (Orpheus singend in einem Zuhörerkreis); ferner mögen poetische, ganz im mythologischen Geist aufgefaßte Darstellungen von Naturvorgängen auf seine Vorbilder zurückgehen. Die Gestalten selbst werden größer und hoheitsvoller. In den lebhaften Kampfszenen, denen wir auf Vasenbildern dieser Periode begegnen und die viel mehr Naturbeobachtung und feurigen Schwung haben als die früheren, finden wir eher die Spuren seines Kreises als den Einfluß des Polygnot selbst. Wie weit die Malerei in dieser Periode die Plastik bestimmt hat, indem sie ihr in der Komposition größerer Gruppen voranging und durch Bemalung die Wirkung der Reliefs verstärkte, läßt sich kaum ermessen, sicher ist nur die harmonische Verbindung der beiden Schwesterkünste zur Hervorbringung großer Kunstwerke.

Schlacht bei Marathon.

Polygnotische Vasen.

Wenn Polygnots Nachfolger sich in akademischer Wiederholung des von ihm aufgestellten Ideals gefielen, so trat mit entschlossenem Naturalismus Pauson hervor, der das Charakteristische scharf, bis zur Häßlichkeit wahr malte; andre suchten den

Pauson.

Fortschritt darin, daß sie nicht mehr Zeichner bleiben wollten, sondern mit der Farbe die plastische Rundung der Gestalten und die schöne Illusion richtiger Perspektive zu gewinnen suchten. An Agatharch von Samos, der das Haus des Alkibiades ausmalte und Dekorationen für das Theater herstellte (von dem übermütigen Aristokraten durch eine Art Zwangshaft dazu genötigt), schloß sich Apollodor von Athen, der „Schattenmaler", der eben durch Schattierung seinen Gemälden höhere Illusion gab. So „öffnete er die Thür, in welche dann Zeuxis eintrat", mit ihm beginnt auf dem Übergange vom 5. zum 4. Jahrhundert v. Chr. die ionische Schule, die nicht mehr mit den großen Entwürfen der alten Monumentalmalerei wetteiferte, sondern im kleineren Rahmen der Tafelmalerei ihre feiner durchgebildeten, durch neue stoffliche Reize interessanten Bilder bot. Für die Eigenart dieser Künstler, die dem Publikum viel zu reden gaben, sprechen die zahlreichen Anekdoten.

Die ionische Schule.

Zeuxis.

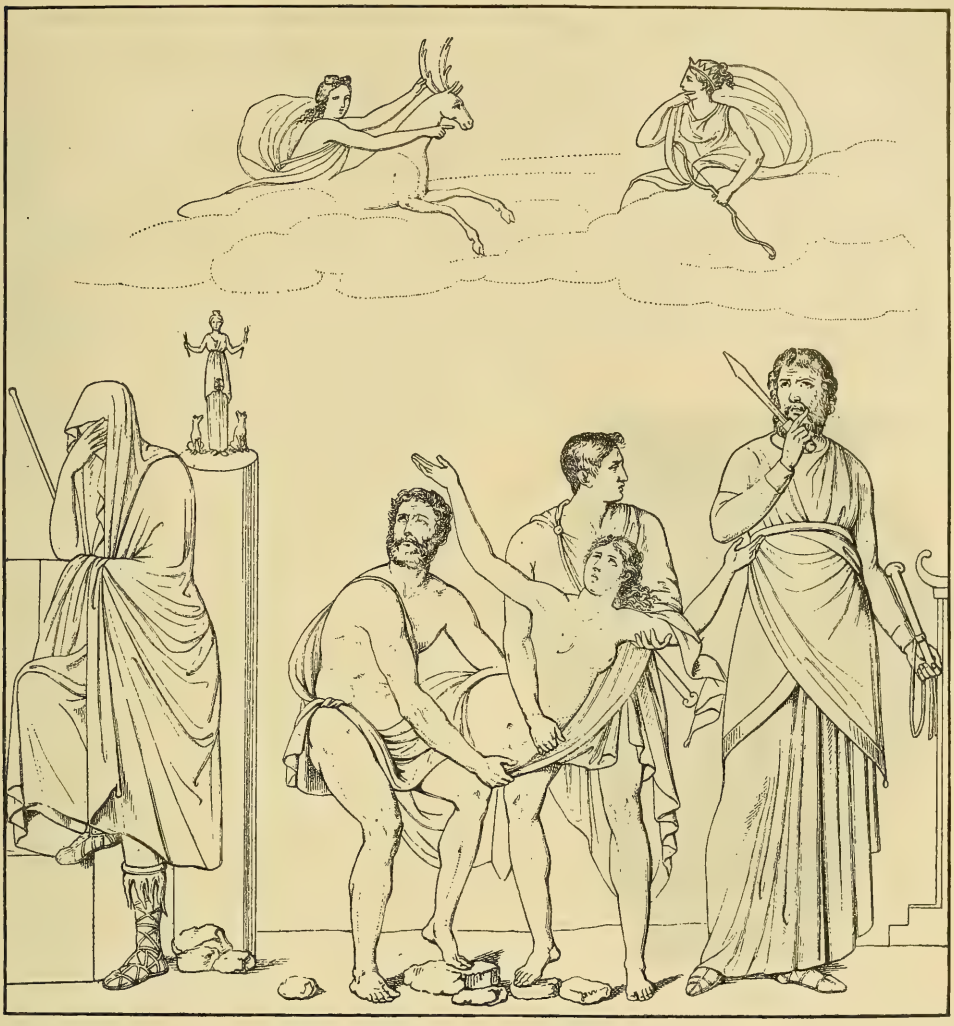
Zeuxis von Herakleia hat in Athen seine Studien vollendet und später ein zerstreutes Wanderleben geführt. Den Krotoniaten in Süditalien malte er eine Hera und schenkte ihnen obendrein eine Helena. Für dieses Bild erlaubten ihm die Bürger, sich die schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle auszuwählen; ihm selbst schien das Werk so vollendet, daß er die Verse Homers darunter schrieb:

„Nicht verarg' ich's den Troern und den wohlumschienten Achäern,
Wenn sie um solch ein Weib so lange Schmerzen ertragen."

Wenn der Dichter die Phantasie der Hörer reizen wollte, nach diesen Versen sich die höchste Schönheit vorzustellen, so hatte der Maler die Empfindung, die höchste Schönheit nun selbst gezeigt zu haben. In einer Kentaurenfamilie wußte er aufs glücklichste das eigentümliche Empfinden dieser Doppelnaturen zu zeigen. Die lachende Freude des Vaters, der seinen Kindern einen jungen Löwen entgegenhält, um sie mit diesem rauhen Spaß zu schrecken, die Jungen, die sich an die Mutter anschmiegen und doch nach dem Löwen blicken, die zartere Schönheit der Mutter erfreuten durch die Schilderung eines uns sympathischen Gefühlslebens in so seltsamen Gestalten. Auch an andern Figuren derart hatte er seine Lust, an Tritonen des Meeres, ziegenfüßigen Panen und an dem rauhen Nordwinde, dem Boreas. Mit den Tragikern suchte er interessante psychologische Probleme auf, die Sehnsucht der Penelope, die Trauer des Menelaos am Grabe seines Bruders. Mehr noch liebte er, den sinnlichen Reiz der Schönheit mit allem Glanz seiner Kunst zu malen, wie er es an seiner „Helena" gethan. Daß er auf Illusion hinarbeitete, zeigt die bekannte Anekdote von seinem Wettstreit mit Parrhasios. Zeuxis malte Früchte und Trauben, die so täuschend geraten waren, daß Vögel danach pickten, allerdings ohne durch den Knaben, der die Früchte trug, eingeschüchtert zu werden. Parrhasios malte einen Vorhang, und sein Rivale war selbst so getäuscht, daß er den Vorhang wegzuziehen verlangte, um das Bild zu sehen.

Parrhasios.

Parrhasios war in Ephesos geboren. Nach möglichst getreuer Wiedergabe der Natur strebte auch er, man lobte bei ihm die Feinheit der Konturen und die täuschende Modellierung der Körperformen, daß sie noch etwas hinter sich zu verheißen schienen und das verrieten, was sie nicht mehr zeigten. Wie die Zeit es liebte, wählte er, wetteifernd mit Zeuxis aus den Mythen solche Momente, die sich zu rührender Darstellung eigneten: Odysseus, welcher Wahnsinn heuchelt, Philoktet auf seiner Insel einsam jammernd. Charakteristisch war eine Personifikation des athenischen Volkes, in der er die launenhaften, widerspruchsvollen Züge des Originals geistreich vereinigte. Auch das Leben, wie er es auf der Straße beobachtete, hat er im Bilde festgehalten, einen Knaben mit der ganzen Dummheit, einen andern mit der ganzen Dreistigkeit, die dieser Altersstufe möglich sind; und zur Erholung hat er lascive Bildchen gemalt.



113. Das Opfer der Iphigeneia. (Pompejanisches Wandgemälde.)

Nach dem Stiche im Museo Borbonico.

Iphigeneia, die voll Todesgrauen Artemis um Hilfe anfleht, wird von zwei Männern mit Mühe zum Altar getragen. Rechts Kalchas bekränzt, mit dem Opfermesser in der Rechten, bereit den Dienern zu folgen, links neben der Säule mit dem Bilde der Artemis steht der Vater ganz verhüllt, das Gesicht mit den Händen bedeckend. Darüber in den Wolken wird die Göttin sichtbar, welche die Rettung der Jungfrau beschlossen.

Timanthes.

Der dritte große Meister der ionischen Schule ist Timanthes von der kleinen Insel Kythnos, ein denkender Künstler, der sich durch geistreiche Erfindung auszeichnete. Berühmt war sein Opfer der Iphigeneia, auf dem er die verschiedenen Steigerungen des Schmerzensausdruckes darstellte, dem Vater Agamemnon verhüllte er das Haupt, um den höchsten Grad der Betrübnis nur ahnen zu lassen, weil er über allen Ausdruck sei. Ein Nachklang dieses Bildes ist in einem pompejanischen Wandgemälde gefunden worden, auf dem der Vater in gleicher Weise erscheint (Abb. 113).

Vasenmalerei des schönen Stils.

Unmittelbarer ist die Erziehung, welche diese großen Maler übten, an den Gefäßen zu spüren, welche der fromme athenische Brauch bei Aufbahrung der Leichen, mit Wohlgerüchen gefüllt, aufstellte und dann als Liebeszeichen in das Grab folgen

ließ (Lekythen). Sie waren mit weißem Pfeifenthon überzogen, und im Laufe des 5. Jahrhunderts wurde es üblich, sie mit polychrom ausgeführten Darstellungen zu schmücken, die sich auf den Totenkult bezogen. Der Schlaf und der Tod, die geflügelten Zwillingsbrüder lassen den Verstorbenen sanft zur Erde, oder ein Mädchen naht mit Laubgewinden und Binden, um die Grabsäule zu zieren, trauernde Begleiter umstehen sie, oder die Verstorbene sitzt selber an den Stufen ihres Grabmales, und mit Fächer und Salbgefäß nahen sich die Freundinnen, oder die Seelen umflattern ihre Ruhestätte, der opfernd und huldigend die Verwandten sich nahen. Mit sicherer Pinselführung und feinem Formgefühl sind die reinen, graziösen Umrisse gezogen, Tiefe und Wahrheit schöner menschlicher Empfindung hat diese Gestalten erfunden, ein zarter Hauch von Wehmut liegt auch auf ihnen. In den übrigen Vasenmalereien ist allmählich der Sinn einer neuen Zeit zu beobachten, nicht bloß daß der Zeichner jetzt mit sicherer Herrschaft über die Mittel der Technik verfügt, daß andre Vasenformen bevorzugt werden und neue mit zierlicher Eleganz erdacht werden, auch der Inhalt der Gemälde ändert sich: die Freude an den heroischen Kämpfen tritt zurück, die derben Späße des alten Handwerkerhumors, die Szenen der Palästra verschwinden allmählich, das ruhige, stimmungsvolle, manchmal nichtssagende Situationsbild, das einfach gefällige Motiv rückt in den Vordergrund. Mit Vorliebe werden wir in das Gemach der Frauen geführt, die altväterische vielgefältelte Tracht und die steifen Frisuren haben sie abgelegt, einfacher und natürlicher treten sie auf, bei der häuslichen Arbeit und namentlich bei dem Vergnügen der Toilette dürfen wir sie sehen. — Aber weiter auf den „schönen" Stil der Vasen einzugehen, ist hier kein Anlaß.

114. Rotfigurige attische Vase (ein Weinbehälter, Stamnos).

Peloponnesische Schule.

Auch in der Malerei tritt im 4. Jahrhundert der ionischen Schule eine peloponnesische mit dem Sitze in Sikyon gegenüber, ebenfalls mit der bestimmten Richtung, der Technik eine feste, gesetzmäßige Grundlage zu geben. Förmlicher Unterricht wurde erteilt, in dem mathematische Belehrung und Zeichnen nach Akten methodisch getrieben wurden; von hier aus bürgerte sich das Zeichnen in den griechischen Knabenschulen ein. Zur Fresko- und zur Temperatechnik, die für Wandgemälde und Tafelbilder auf Holz üblich waren, wurde die Enkaustik erfunden, ein Verfahren, das im Einbrennen von Wachsfarben mittels glühender Eisenstäbchen bestand und den Vorzug größerer Leuchtkraft und Haltbarkeit den Farben verlieh. Durch sein künstlerisches Wissen ragte Pamphilos hervor, das bedeutendste Können besaß Pausias, der in der enkaustischen Manier feine Kabinettsstücke lieferte, die gern auch frische Szenen aus dem Kinderleben behandelten. Goethes bekannte Elegie „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" erinnert an seine Kranzbinderin, ein Bild seiner Geliebten, das zu den gefeiertsten des Künstlers gehörte. Pausias' Thätigkeit reichte bis in die Zeit Alexanders; er arbeitete nicht für die weihevollen Räume der Tempel, sondern die Wände und die Felderdecken des Privathauses schmückte sein Pinsel mit anmutigen

Technik.

Blumengewinden und lieblichen Figuren. Der Umschwung im Leben des griechischen Volkes spricht deutlich aus dieser Thatsache.

Thebanisch-attische Schule.

Während der Schule von Sikyon über der akademischen Korrektheit vielleicht manchmal die Leichtigkeit und Frische verloren ging, legte die etwa gleichzeitige thebanisch-attische gerade auf den Inhalt der Darstellung Wert. Nikomachos und sein Sohn Aristeides von Theben, Euphranor von Korinth, der als Bildhauer schon erwähnt worden ist, und sein Enkel Nikias von Athen sind die Hauptvertreter dieser Richtung. Aristeides malte unter anderm den Todeskampf einer Mutter inmitten einer eroberten Stadt: ihr kleines, dürstendes Kind kroch zu ihr heran, ein rührendes Bild nach dem Geschmacke einer Zeit, die thränenvollen Jammer mit raffiniert erdachten Szenen zu erregen liebte, wie sie etwa durch Euripides und seine Nachtreter mit Erfolg auf die Bühne gebracht waren. Daneben erfrischte er seine Phantasie mit der Darstellung einer behaglich im Waldesgrün gelagerten Jagdgesellschaft, die beim Becher des kommenden Mahles sich freute. Wie Euphranor hielt auch Nikias wieder auf die Größe des Gegenstandes, denn nicht im kleinen, sagte er, könne sich des Malers Kunst entfalten. Heroische Frauen hat er mit Vorliebe in seinen Gemälden gebracht, aber der Hang zur empfindsamen Idylle fehlte auch ihm nicht. Zwei seiner Werke, Io, die vom hundertäugigen Argos bewacht und von Hermes befreit wird, und Andromeda, die Perseus vor dem Meerungetüm rettet, haben spätere Maler zu Nachbildungen veranlaßt, wie sie in einem römischen und einem pompejanischen Gemälde wahrscheinlich erhalten sind. Praxiteles schätzte an Nikias besonders sein Geschick, plastische Werke durch die Farbe noch mehr zu beleben; er stellte diejenigen seiner Werke besonders hoch, an denen dieser Maler mitgewirkt.

Apelles.

Den Höhepunkt der Malerei erreichte Apelles, ein Joner (Blütezeit um 330), der in Ephesos seine erste Ausbildung erhielt und dann in Sikyon das Wissen der dortigen Malschule sich aneignete, unbestritten der erste Kolorist der Griechen. Niemand hat ihn in dem Fleiße übertroffen: „keinen Tag ohne eine Linie“ (zu zeichnen), war sein Sprichwort. Aber keines seiner Werke trug den Stempel mühsamer Arbeit; wie Schöpfungen der Natur selbst, so leicht und frei schien alles geworden, wie es etwa an Raffaels und Mozarts Kompositionen gerühmt wird. Doch fehlte ihm die machtvoll schaffende Phantasie, wie sie Polygnot besaß; wie bei Lysipp war bei ihm eine verstandesmäßige Reflexion thätig, welche für den Begriff mit seinen einzelnen Merkmalen ein Bild suchte, das nicht mehr in unbewußt wirkender Triebkraft in der Seele entsteht. Er war ein geistreicher Mann, der durch manches kurze Schlagwort berühmt war. „Hand von dem Bilde“, rief er seinem allzu peinlich nachpinselnden Kollegen zu, „Schuster, bleib bei deinem Leisten“, einem Schuhmacher, der Anwandlungen von höherer Kunstkritik bemerken ließ. In einem allegorischen Gemälde stellte er Verleumdung, Neid, Reue und Wahrheit dar. Seine Aphrodite Anadyomene, die aus dem Meer emporsteigende, war mit dem höchsten Reiz sinnlicher Formenschönheit begabt, vor dessen bezaubernder Wirkung man den Mangel geistigen Adels nicht empfand. Berühmt haben ihn die Porträts Alexanders des Großen gemacht, von dessen Vater schon er an den makedonischen Hof gezogen war. „Zwei Alexander gibt es“, pflegte der König zu sagen, „den unbesiegten Sohn des Philipp, und den unnachahmlichen des Apelles.“ Viele Anekdoten preisen die wahrhaft plastisch wirkende Modellierung seiner Figuren: die rechte Hand des Alexander, die einen Blitz trug, schien aus dem Bilde hervorzutreten, Pferde wieherten einem gemalten Pferde des Künstlers zu, an der auftauchenden Venus bewunderte man den feuchten Schimmer des Haars. Die feinsten Nüancen der Farbe und der Lichtwirkung waren seinem Pinsel kein Geheimnis. — In späteren Jahren ist Apelles nach Alexandreia gegangen, denn von den neuen Höfen

begehrte die Kunst Arbeit und Lohn, aber die Intrigen eines Nebenbuhlers, der für sich die Stellung des Hofmalers begehrte, haben ihn bald verdrängt.

Neben Apelles war wohl der bedeutendste Maler der Zeit der Rhodier Protogenes, dessen Werke erst durch die Anerkennung des andern in Aufnahme kamen. Eine Anekdote erzählte, wie Apelles seinen Besuch durch eine feine Linie auf der Staffelei des Protogenes angekündigt, woran sich ein artiger Wettstreit in Zeichnung knüpfte. Protogenes konnte sich in der realistischen Wiedergabe des einzelnen nicht genug thun und erreichte eine fast erschreckende Naturwahrheit, büßte aber die leichte Anmut darüber ein. Auf dem Bilde eines Heroen war ein Rebhuhn so erstaunlich gelungen, daß der geärgerte Künstler es selbst übermalte. Es gab ein Bild Alexanders des Großen von ihm, das ihn als Dionysos darstellte, Pan als Unterfeldherrn, damit begann jene Richtung, welche die Könige, die fast mühelos in erobernden Zügen den Osten durchwanderten, um dann im Rausche des Genusses auszuruhen, dem Dionysos verglich, von dem die Sage Züge in den fernen Orient erzählte, den man auf einem Wagen mit Löwen und Panthern zu zeigen liebte, dem Gotte zaubergewaltiger That und dem Spender rauschender Freude.

Kriegswesen. Marine.

Bewaffnung der mykenischen Periode. Nach Homer.

Nicht die Homerischen Gedichte geben uns das älteste Bild der hellenischen Kultur, das unserm Blicke erreichbar ist, sondern die Funde der mykenischen Periode, die auch im Kriegswesen ihre Eigentümlichkeit zeigt. Der Streitwagen war damals schon von Kleinasien bekannt geworden, mit Schild und Lanze, mit Dolch und Schwert sind die Kämpfer ausgerüstet, aber was später das Kennzeichen der griechischen Streiter war, die Vollrüstung mit Harnisch und Beinschiene, tritt kaum hervor. Hiermit erschienen im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. die ehernen Männer seltsam den Augen der Assyrer und Ägypter. Joner und Kreter waren die Stützen der saitischen Dynastie, Karer des Assarharddon, als eherne Männer erscheinen die Griechen auch in der Ilias. Nicht die großen Massen der bewaffneten Volkshaufen brachten die Entscheidung der Schlacht, sondern die Führer, die als Vorkämpfer miteinander sich maßen und mit höhnender Rede den Streit eröffneten. Der Bogen wurde nur vereinzelt noch von den Helden geführt, sie waren im Speerkampfe berühmt. Ein mächtiger, mit Bügeln bewehrter Helm mit flatterndem Roßschweif deckte auch das Gesicht, von dem oft nur Auge und Bart hervorsahen, doch fehlten nicht lederne Sturmhauben, die noch an die alte Sitte, den Rachen der wilden Tiere über dem Kopf zum Schutz und zum Schrecken zu tragen, erinnerten und wenig metallene Stücke hatten. Ein ungefüger Panzer, der aus zwei Platten für Brust und Rücken bestand, schützte den Oberleib, ein Gürtel hielt ihn um die Hüften fest, darunter trug man noch einen erzbeschlagenen Gurt. Doch sind diese Punkte nicht völlig sicher, hat doch jemand neuerdings geradezu bestritten, daß die homerischen Helden Panzer getragen hätten. Die Männer im „Erzgewand", die „haupthaarumwallten" heißen die Helden, und auch die „wohlgeschienten". Diese Beinschienen waren aus Leder oder aus biegsamem Metall (Zinn) hergestellt (seit dem 6. Jahrhundert wurde ihr Gebrauch spärlicher). Der Schild, aus Rindshäuten zusammengenäht und mit Metallstücken beschlagen, war oft groß genug, den ganzen Mann zu schützen.

Kampfweise der historischen Zeit.

Diese Art der Rüstung, die zum Teil von den Landsknechten der früheren Jahrhunderte, den Karern, erfunden sein mag, ist in der historischen Zeit im wesentlichen beibehalten; aber der Streitwagen blieb nur noch für die Wettrennen der adligen Herren in Gebrauch, wie er schon bei den Spielen, die Homer schildert, benutzt worden war. Die fortschreitende Technik machte Panzer und Helm bequemer, und der Schild, der seinen Träger einst zum Turm in der Schlacht gemacht hatte, mußte kleiner und beweglicher werden,

seit die Wucht des Kampfes in dem Heerbann der zu Fuß kämpfenden bürgerlichen Männer lag. Die allmähliche Ablösung der Könige mit ihren Streitwagen und der adligen Reiterheere durch andre militärische Formationen läßt sich nicht verfolgen. Als die Meister der neuen Kampfweise erstanden die Spartaner, die den einzelnen Mann vorzüglich zu leiblicher Kraft und Gewandtheit allseitig schulten und das ganze Heer mit einem Geiste erfüllten und wie einen Körper leiten lernten. In langer festgeschlossener Linie, gewöhnlich acht Mann tief aufgestellt, schritten sie zum Angriffe, taktmäßig nach dem Klange der Flöten und mit Gesang, auch bei den taktischen Manövern wahrte der einzelne fest seinen Platz. Aus den Worten des Tyrtaios spricht die spartanische Kriegsweise. Hinter der Schildreihe der Schwerbewaffneten (Hopliten) folgten Leichtbewaffnete, aus der Unterthanenbevölkerung und den Sklaven der Gemeinde, den Heloten, gebildet. Mit Wurfspeeren und mit großen Feldsteinen halfen sie im Kampf, so primitiv war noch die Ausbildung der andern Truppengattungen. Wenig galt die Reiterei, gerade die Schwächsten setzte man auf das Pferd; die „Ritter" kämpften zu Fuß. Von kluger Wahl des Terrains war noch nicht die Rede, mehr wie zu einem feierlich angesagten Wettkampf rückten die feindlichen Heere vor, auch an eine nachdrückliche Verfolgung, um den Feind vollends zu zerschmettern, ward noch nicht gedacht. Erst führten beide Könige, seit 507 v. Chr. (?) nur ein König das Heer mit unbeschränktem Oberbefehl, bis die königliche Macht auch im Felde immer mehr durch den Adel eingeschränkt, ja in der rechten Aktionsfreiheit gehindert wurde. Unter ihren Königen siegten die Spartaner als die Führer aller Hellenen bei Platää über die Perser, nachdem sie schon bei den Thermopylen von der Überlegenheit des griechischen Streiters den einzig großen Beweis geliefert. Die Perser waren im Fernkampf überlegen, aber der Spartaner lachte nur, wenn die Wolken der Pfeile die Sonne verdunkelten. Im Handgemenge waren nicht bloß die schweren Schutzwaffen der Spartaner im Vorteil; es zeigte sich vor allem, daß die Griechen Männer waren, die Perser nur Menschenherden, denen die Peitsche ihrer Offiziere den Mannesmut nicht geben konnte.

Kampfweise der Spartaner.

Das Aussehen der griechischen Hopliten lernen wir am besten aus Denkmälern und Vasen kennen, welche athenische Männer im kriegerischen Schmuck oder mit dem Anlegen der Rüstung beschäftigt zeigen. Die Vasenbilder, welche ein so getreues Bild des täglichen Lebens und seiner Interessen geben, reden deutlich von dem kriegerischen Sinn der Zeit der Perserkämpfe, der später vor den Liebesszenen den Platz räumt. Das kurze, hemdartige Gewand, die Beinschienen, an Stelle des ehemaligen ganz ehernen Harnisch ein lederner Koller oder Linnenpanzer, der mit Metallbeschlägen und Schuppen versehen ist, mit Haften auf der Brust geschlossen und durch zwei Schulterstücke befestigt wird — die Lederstreifen zum Schutze des Unterleibes, der Helm, der in Attika bewegliche Wangenstücke bekam, der Schild, der mit Arm und mit Handriemen regiert wird — dazu das kurze Schwert, eine 3 m lange Lanze, endlich ein Mantel machen die Rüstung aus. Uniformierung gab es nicht. Auch in Athen wurden Übungen während der Friedenszeit abgehalten. Die demokratische Abneigung gegen das Gehorchen machte sich auch hier laut, mit strenger Strafgewalt durfte ein athenischer Feldherr nicht ausgestattet werden, oder er durfte sie als kluger Politiker nicht anwenden.

Bewaffnung in der Zeit der Perserkämpfe.

Änderungen im Kriegswesen brachte der Peloponnesische Krieg. Athen benutzte seine reichen Mittel, um durch Anwerbung von Söldnern für die verschiedenen Kriegsschauplätze genügend Truppen zu gewinnen, da die attische Volkskraft schon anfangs zur Behauptung des Reiches nicht hinreichte; Sparta folgte nach, als es persische Subsidien erhielt. Arkadien und andre Bergkantone wurden das Heimatland der „Reisläuferei". In der Verwendung leichter Truppengattungen gingen die Athener, die rascher neuen Verhältnissen sich anpaßten, ebenfalls voraus. Aus den Skythen-

Kriegswesen im Peloponnesischen Kriege. Die Söldner.

ländern, aus Kreta und Rhodos, aus Thrakien und Ätolien bezogen sie Bogenschützen, Schleuderer, endlich Peltasten mit kleinen Schilden und Wurfspießen. Nach dem großen Kriege waren die Athener um so eher geneigt, den Söldnern die Führung der Kriege anzuvertrauen, als ihre eigne Kraft erschöpft war. In der Zeit der Pest waren 4300 athenische Soldaten der Krankheit erlegen, vor Syrakus kam ein ganzes Heer um. Die Erhaltung des zusammengeschmolzenen Stammes und die Sehnsucht der Bürger, in friedlichem Erwerb den vernichteten Wohlstand wiederaufzubauen, führten zur ferneren Entwickelung des Söldnertums. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste dauerte vom zwanzigsten bis mindestens zum fünfzigsten Jahre, Sokrates hat zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahre vier Feldzüge mitgemacht. Da schien es hinreichend, wenn der Bürger lediglich zur Verteidigung der Vaterstadt aufgeboten wurde; und er wollte jetzt sogar lieber auf der Flotte rudern als den Speer tragen. In Griechenland fehlte es nicht mehr an unruhigen, verwilderten Elementen, die lieber im Felde lagen, als einem ruhigen Handwerk nachgingen, das für Sklaven gut genug war. Sie nahmen Dienst, wo man sie brauchen konnte, auch dem Feinde aller Hellenen liehen sie ihr Schwert, der beste Zahler hatte ihren Arm.

Werbeoffiziere erschienen in den Gegenden, wo man hoffen durfte, reichlichen Zuzug zu einem lockenden Kriege zu bekommen, die Behörden des Landes mußten zu diesen Anwerbungen die Erlaubnis geben. Oder die Söldner fanden sich an einem Platze ein, wo die Condottiere ihren Bedarf an Leuten decken konnten, Korinth und das Vorgebirge Tainaron werden als solche Werbeplätze genannt. Bekannt ist das Heer, das auf Rechnung des jüngeren Kyros von zehn Führern zusammengebracht war. Wie eine wandernde Heergemeinde, welche nach den demokratischen Formen der griechischen Städte über gemeinsame Angelegenheiten beriet und beschloß, erscheint diese Truppe, die unter so viel Mühseligkeiten sich tapfer durch das weite Perserreich bis in die Heimat durchschlug. Ganze Scharen dieser Söldner blieben zusammen und suchten neue Dienste, wenn sie irgendwo abgelohnt waren; sie wurden nicht selten zur furchtbaren Landplage für die Gebiete, die sie durchwanderten, auch ihren Führern gegenüber waren sie oft unbotmäßig und zwangen diese, zunächst lohnende Beutegelegenheiten aufzusuchen, statt das Ziel, welches ihr Soldherr ihnen gestellt hatte, zu verfolgen. Angesehene Söldnerführer waren mitunter eine politische Macht, mit welcher die Staatsmänner auch der größeren griechischen Gemeinden rechnen mußten; sie traten gern in persönliche Beziehung zu auswärtigen Fürsten.

Reformen des Iphikrates und des Epameinondas.

Die Söldnerführer, deren werbendem Rufe die Mietlinge folgten und die den Krieg als förmlichen Beruf trieben, gelangten naturgemäß zu Reformen. Iphikrates führte weiter durch, was die Erfahrungen des Peloponnesischen Krieges an die Hand gaben, er bildete die Peltasten geschickt aus, und die Hoplitenlinie wurde in kleinere freibewegliche und selbständig manövrierende taktische Einheiten aufgelöst, wozu schon die Beschaffung des Proviants aus Feindesland nötigte, der Krieg mußte nunmehr den Krieg ernähren. In den Schlachten des Epameinondas, der in Böotien ein kraftvolles Fußvolk und auch eine gute Reiterei mit alten Traditionen vorfand, lag in der Phalanx der Hopliten noch einmal die Entscheidung. Der große thebanische Feldherr zerlegte das Heer in einen Offensiv- und einen Defensivflügel und brachte damit die sogenannte schiefe Schlachtordnung zur Geltung, indem er den linken Flügel verstärkte und zu kräftigem Angriffsstoße vorgehen ließ, während der rechte Flügel und das Zentrum ein hinhaltendes Gefecht führten. Die Reiterei schützte die Flanken vor Überflügelung und beschäftigte den Feind. Den Gedanken einer kraftvollen Offensive, die die Niederwerfung des Feindes zum Ziel hatte, trägt auch die Strategie des Epameinondas, in der makedonischen Periode ist sie verwirklicht.

Stehende Heere.

Allmählich sind die griechischen Bürgerheere durch die monarchischen stehenden Heere abgelöst worden. Den Übergang zu dieser Umbildung machten die großen Söldnerheere, welche in den Dienst von Tyrannen traten. Epochemachend hat hier der ältere Dionysios von Syrakus gewirkt (401—367 v. Chr.), der auf verschiedenen Gebieten des Heerwesens ein glänzendes Organisationstalent entfaltete. Als

Erklärung der Tafel: Des Epheben Ausrüstung.

Schale (Kylix) mit rötlichen Figuren.

Diese durchgängig mit Rüstungsszenen griechischer Epheben bedeckte Schale zeigt uns zuvörderst als Innenbild einen Epheben, der unter Beistand eines älteren Mannes, seines Lehrmeisters oder Vaters, sich rüstet. Der Ephebe selbst ist mit einem zierlichen Harnisch (Mode aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts) bereits bekleidet, seine Stirn ist mit einem breiten Bande geschmückt; er ist im Begriff, sich die Beinschienen anzulegen, und harrt mit Ungeduld auch des Augenblicks, in welchem er den ihm dargebotenen Helm und den ihm zu Füßen liegenden epheubekränzten Schild wird ergreifen können. Ähnliche Szenen finden wir in den Außenbildern derselben Schale.

1) Oberes Bild: links aufgehängter Sack mit daneben gelehntem Speer. Drei Figuren sind um einen Epheben beschäftigt: links vor ihm eine auf ihren Stab gestützte Mantelfigur, die ihm eine Chlamys vorhält, rechts vor ihm ein bärtiger mit Stirnband geschmückter und mit einem Chiton bekleideter Mann, der rechts ein Wehrgehenk gegen den Jüngling, links ein minder verständliches langes und breites Gerät (vielleicht Beinschienen) hält; dann eine aufgestützte mit Stirnband versehene unbärtige Mantelfigur. Der Ephebe selbst ist nur noch mit kurzem Chiton und Stirnband angethan und hält vorgebückt seine Blicke nur gegen ein zweites Wehrgehenk gerichtet. Unabhängig von dieser vierfachen Gruppe erscheinen endlich die beiden noch übrigen Figuren dieser Reihe, bestehend aus einem bärtigen Manne mit kurzem Chiton und Stirnband, der sich soeben den über der Schulter noch aufgeklappten Harnisch anlegt. Ein großer Schild steht zu seiner Linken am rechten Ende des Bildes; zu seiner Rechten aber hält ein freundlichst von ihm angeblickter, nackter Knabe eine Binde ihm entgegen und scheint zugleich den neben ihm angelegten Speer zu stützen.

2) Unteres Bild: wieder mit einer aufgehängten Tasche beginnend, unter welcher ein Sessel mit daraufgelegtem Gewandstück steht. Für die sechs demnächst zusammengestellten Figuren ist eine Einheit der Handlung nicht nachzuweisen; vier Jünglinge sind mit der Rüstung beschäftigt, zwei sind von Knaben unterstützt. Hervorragend unter ihnen ist an dritter Stelle die Figur eines bärtigen Mannes mit Stirnband und kurzem Chiton, über welchem er den Harnisch trägt; er ist im Begriff, ein Wehrgehenk sich umzugürten. Deutlich zu erkennen sind die Schulterklappen des Lederkollers, welche durch einen Haken geschlossen sind, der Panzer endet unten in einzelnen ledernen Streifen. (Vielfach war diese Art Lederkoller mit Metallschuppen bedeckt.) Auf einem ähnlichen Vasenbilde des Duris erscheint ein Mann beschäftigt, sich den Panzer wie ein Korsett vorn zuzumachen (vgl. Bd. I., Abb. 367, wo gleichfalls die aufgemalten Ornamente des Panzers sichtbar sind). Ein kleiner Knabe, nackt und mit Stirnband geschmückt, trägt von rechtsher einen Helm und einen großen Schild herbei, welcher mit einem Kentaur, der einen Baumstamm trägt, verziert ist. Weiter rechts wischt ein geharnischter Jüngling, der die Chlamys auf dem Arm trägt, seinen Speer mit einem Lappen ab. Unabhängig hiervon ist die am linken Ende befindliche Gruppe eines zugleich von einem ebenso geharnischten Jüngling und wiederum von einem dienenden Knäblein gehaltenen Schildes, an dem man die inneren Handhaben bemerkt, und am rechten Ende der Darstellung die Figur eines ähnlichen Jünglings, der vorgebückt eine Beinschiene sich anlegt, während hinter ihm sein Helm, auf einem gewölbten Schild ruhend, am Boden liegt, über ihm ein Wehrgehenk angebracht ist, und oberwärts niedergelegt ein andrer Helm für den nebenstehenden Krieger bereit ist.

Des Epheben Ausrüstung.

Schale (Kylix) mit rötlichen Figuren. Nach Gerhard.

Festungsbaumeister, als kühner Neuerer in der Marine und in der Gestaltung einer Artillerie nimmt er einen hervorragenden Platz in der Geschichte des Kriegswesens ein. Auch aus den kriegerischen Hirtenstämmen der Samniten, der Kelten, der Iberer gewann er ein treffliches Material für seine Truppen, die, losgelöst von der Heimat, nur in der Anhänglichkeit an ihren Fürsten, welcher Sold gab und Beute verhieß, wetteiferten und durch die regelmäßige Waffenübung den Bürgerheeren überlegen waren. In Griechenland sammelte Jason von Pherä (374—370 v. Chr.) ein starkes Söldnerheer um sich, das er mit thessalischer Reiterei verstärkte, an der Spitze einer solchen Macht konnte er daran denken, der Protektor Griechenlands zu werden. Mit größerem Erfolge übernahm dann diese Aufgabe Philipp von Makedonien, welcher die Erfahrungen und die Ergebnisse der griechischen Taktik und Strategie benützte, wie er sie in der Schule des Epameinondas gelernt hatte. Ein stehendes Heer von Söldnern und eine Leibwache aus Landeskindern war der erste Kern seiner Militärmacht, dazu führte er die ungebrochene Volkskraft der Makedonier in den Kampf. Die Aufgebote der „Genossen" (Hetären) zu Pferd und zu Fuß, die Abteilungen der freien, nicht adligen Männer, der Bauern und Hirten, und die Geschwader der Ritterschaft, von dem Könige in regelmäßigen Sommerübungen in allen Exerzitien geschult und zu einem einheitlichen Truppenkörper verbunden, wurde die schlagfertige Waffe für seine Eroberungspläne. Neben der schweren Infanterie der Pezetären marschierte die leichte der Hypaspisten, an deren Seite in der Schlacht die sonst berittenen „königlichen Knaben" zu Fuß kämpften, dazu kamen aus den barbarischen Völkern der nördlichen Berglande Schleuderer, Speer- und Bogenschützen. Die wuchtige Waffe des schweren Fußvolkes war die Sarisse ($5\frac{1}{2}$ m lang, später auf $4\frac{1}{2}$ m verkürzt), eine mit beiden Händen geführte Stoßlanze; acht Mann tief aufgestellt, in dichtgeschlossenen Reihen wirkte die lebendige Lanzenmauer der Phalanx unwiderstehlich, zumal wenn sie einen bereits wankenden Gegner niederdrängte. Mit der schweren Kavallerie, der makedonischen und thessalischen (sie trug jene bekannten bronzenen Brustharnische, welche die Körperformen genau nachbildeten), war vereinigt eine leichtere Gattung, die mit ihren Stoßlanzen den Kosaken geglichen haben wird. Dieser leichteren Kavallerie fiel besonders die Aufgabe des Aufklärungsdienstes zu, der schweren der entscheidende Schlag in der Schlacht selbst. Sie tritt namentlich in den Schlachten Alexanders hervor, der seines Vaters Reformen genial aufgenommen und geschickt nach den wechselnden Umständen verwendet hat. Auch er zerlegte die Schlachtreihe in einen Offensiv- und einen Defensivflügel wie Epameinondas, aber nicht das Fußvolk, sondern den energischen Ansturm der Reiterei warf er auf den einen feindlichen Flügel, worauf der nachdrückliche Vorstoß des Fußvolkes das feindliche Zentrum sprengte. Hatte in den früheren Kämpfen sich der Sieger mit der Behauptung des Schlachtfeldes begnügt, wo er das Siegeszeichen errichtete und seine Toten begrub, so galt seit Alexander als Ziel des Sieges die Zertrümmerung und Vernichtung der feindlichen Armee, und der letzte Hauch von Mann und Roß wurde darangesetzt, den Gegner zu verfolgen, bis er zersprengt war und sich nirgend zu erneutem Widerstande sammeln konnte. Alexanders Genialität zeigte sich allen Aufgaben des Feldzuges gewachsen, die großen Massen der persischen Heere wie die einzelnen Haufen der undisziplinierten Barbarenhorden, die in ihren einzelnen Landschaften sich erhoben, wußte er in der geeignetsten Weise zu bekämpfen. Den Übergang über verschneite Pässe im Hindukusch wie über breite Ströme angesichts der Feinde, die Belagerung umfassender Inselfestungen wie aus unzugänglichen Schluchten aufsteigender Bergfesten hat er glücklich gelöst.

Das makedonische Kriegswesen. Philipp.

Alexander.

Im Jahre 324 v. Chr. erfolgte die letzte große Umwandlung des Heeres, die Herstellung des eigentlich hellenistischen Heeres, in welchem neben makedonisch-griechischen Truppen die orientalischen Völker Verwendung fanden. Diese Buntscheckigkeit

Hellenistische Heere.

ist die Signatur der syrischen und ägyptischen Heeresmassen in den folgenden Jahrhunderten. Dazu kamen die Elefanten, Alexander verfügte über 200, König Seleukos über 500 indische, die ihm König Tschandragupta geschenkt hatte, König Ptolemaios über 300 afrikanische, welche allerdings den indischen nicht gleichkamen; drei bis vier Leichtbewaffnete saßen in dem Holzturme, den der Rücken des Tieres trug, während auf dem Nacken der dirigierende Inder saß. Die Elefanten hatten das Zentrum inne, bei ihnen fand die ungeheure Masse des leichten Fußvolkes Verwendung, das schwere Fußvolk diente als Reserve. Auf den Flügeln stand die Reiterei, die schwere hatte den Offensivstoß zu führen, die Entscheidung lag bei den Elefanten und der Reiterei. Die Ptolemäer wie die Seleukiden hielten große stehende Heere, die an einem Orte gewöhnlich in Garnisonen konzentriert waren, wo man Zeughäuser und Magazine für sie hatte; Drillmeister sorgten für die Dressur der Truppen. Eine gewisse Uniformierung war die natürliche Folge des Unterhalts stehender Heere wie im Zeitalter Ludwigs XIV. Wie die Heere der hellenistischen Reiche und die berühmte, aber zur mechanischen Geschlossenheit erstarrte Phalanx der Makedonier der römischen Legion erlag, ist in der römischen Geschichte erzählt.

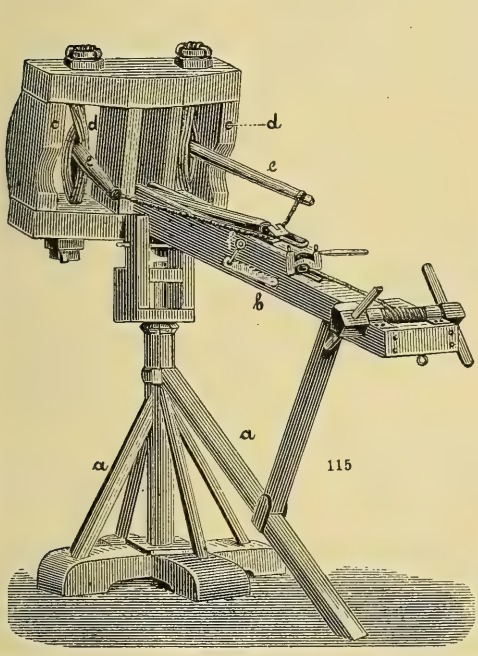
Befestigungen.

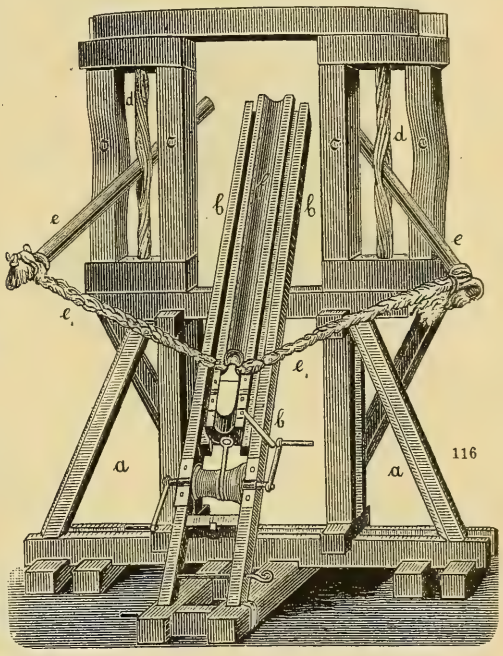
Auf beherrschenden Höhen sind die ältesten Befestigungen angelegt, welche wir in Griechenland antreffen, in Tiryns, Mykenai, auf der Akropole von Athen und der von Theben, der Kadmeia; mächtige Fürstengeschlechter, die über zahlreiche Arbeitskräfte geboten und Werkmeister von auswärts berufen konnten, haben hier ihre weit ins Land ragenden Burgen errichtet. Wenig Raum umschließen die meisten, außer dem umfangreichen Palast mit den Nebenhäusern, wie sie für Gesinde und Tiere notwendig waren, war immer noch Platz, um im Notfall das flüchtende Landvolk mit ihren Herden aufzunehmen. Wunderbar sind die Mauern aus riesigen Blöcken aufgeschichtet, die Arbeit der Kyklopen, wie später das Volk glaubte; eine deutliche Vorstellung gibt Abb. 330 Bd. I, welche die Galerien zeigt, die kasemattenartig in die Mauern hineingearbeitet waren und zu Magazinen führten, und Abb. 331, welche den Weg zu dem Eingangsthor von Mykenai darstellt. Polygonale und oblonge Steine sind nach der verschiedenen Bruchart des Materials verwendet. Die Mauern schlossen sich an den natürlichen Boden an, manchmal wurden die abfallenden Felswände besonders abgeschrofft, um den Aufstieg unmöglich zu machen. Besonders gefährdete Stellen wurden durch vorspringende Bastionen geschützt, solche hatten auch den Zweck, die zum Thore führende Straße zu flankieren, damit die nahenden Feinde genötigt würden, ihre unbeschildete rechte Seite den Geschossen der Belagerten preiszugeben. Die Mauern sind durchschnittlich 5—7 m stark; auch die Mauern von Troja aus der mykenischen Periode, welches das Ilion Homers war, sind etwa 5 m dick, sie sind aus großen flachen Steinen gebildet, die zwar nicht regelmäßig bearbeitet sind, aber ein sehr festes Mauerwerk ausmachen. Außer dem Hauptaufgange zur Burg findet sich noch ein schmaler, besonders geschützter Treppenweg, der an den Fuß des Hügels führte; an der athenischen Akropolis hatte er den besonderen Zweck, zu der wertvollen Quelle am Nordwestfuße zu leiten (der sogenannten Klepsydra). Eine eigentliche Belagerungskunst kannte diese frühe Zeit nicht; wenn nicht Verrat oder ein Handstreich die Thore öffnete, so war eine lange Blockade nötig, um die Einwohner zur Kapitulation zu veranlassen. Von einer derartigen zehnjährigen Belagerung erzählten die Homerischen Epen, am Ende war es nur eine seltsame List, die das Griechenheer in die uneinnehmbare Feste führte.

Stadtmauern.

Die Zeit bis zu den Perserkriegen hatte keine ausreichenden Befestigungen für die Städte, immer noch mußten die alten Burgbauten den besten Schutz gewähren. In gefährdeter Zeit wurden Mauerringe hergestellt, hinter denen man Mannschaft und Habe bergen konnte. Auch sperrte man wohl die Zugänge der Pässe durch Landwehren, wie die Thermopylen und der Isthmus durch solche Mauern abgeschlossen worden sind. Die Einfälle der Perser in den kleinasiatischen Küstenlandschaften führten die Griechen dort zu dem Entschlusse, ihre Städte mit einem Mauerring aus Steinen zu umgeben; im eigentlichen Hellas war es Themistokles, der eine solche Befestigung, die sich nicht bloß mit Schanzwerken und Gräben begnügte, für den Hafen Peiraieus in Angriff nahm; die steile Burghöhe Munychia und die blattartig ins Meer laufende Halbinsel Akte sollte der Mauerring umfassen. Indessen haben die Perser die erste Anlage zerstört, und erst nach 479 v. Chr. konnten die Athener trotz des Widerspruches der Spartaner, die nur offene Städte in ganz Mittelgriechenland dulden wollten, ihre Stadt nach Wunsch befestigen. Die Hafenstadt und die Altstadt wurden später durch lange Mauern verbunden, hinter der festen Mauergasse konnte im Kriegsfall das Landvolk Zuflucht finden. Bei diesen Bauten war nur der Sockel aus Haustein (0,7 m hoch, 4 m breit), zum Hochbau wurden an der Luft getrocknete Lehmziegel, die mit Balken durchsetzt waren, genommen, der oberste Teil aus Backsteinen gebildet. Derartig waren auch die Mauern von Theben und die von Mantineia, welche (393 v. Chr.) dadurch zu Falle gebracht wurden, daß das Wasser eines Baches an ihnen gestaut wurde und

den Lehm aufweichte. Durch besondere Schönheit des Baues zeichneten sich die Mauern von Messene aus, deren stattliche Reste noch heute die Bewunderung der Reisenden erregen (s. Bd. I, S. 704). — Das wesentlichste Belagerungsmittel war in dieser Periode die Blockade, wie sie im Peloponnesischen Kriege bei Platää und Syrakus zur Verwendung kam; eine förmliche Mauer wurde bisweilen zur völligen Abschließung der feindlichen Stadt aufgeführt. Daneben waren bekannt der Widder, ein Balken mit eiserner Spitze, der zur Erschütterung der Stadtmauer in Bewegung gesetzt wurde, Untergrabung durch Minengänge, die Errichtung von Schutzdächern (Schildkröten), unter denen die Belagerer ungestört arbeiten konnten. Über all diese Mittel unterrichtet uns der Arkadier Aineas, der 357/6 v. Chr. sein Buch von der Städteverteidigung verfaßte und „mit besonderer Vorliebe und Virtuosität die Maßregeln eines gemütlichen Belagerungszustandes entwickelt bis zu den Anfängen der Paßschererei und eines schwarzen Kabinetts für Eröffnung der Briefe." Den Listigen zu überlisten, gegen Verschwörertücke im Innern der Stadt mißtrauisch das Auge allezeit offenzuhalten, wird in drastischen Beispielen gelehrt, im ganzen gibt freilich das Buch ein unerfreuliches Bild von den kleinlich zerfahrenen Verhältnissen des damaligen Griechenland. Belagerungen.





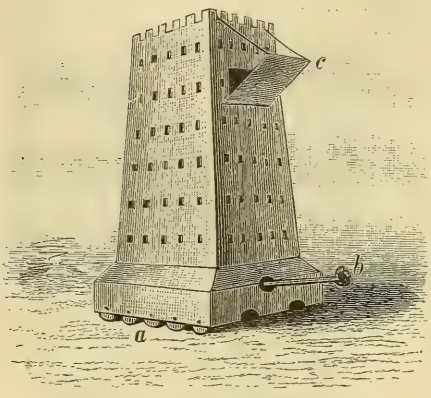
115 und 116. Griechische Geschütze.

115 Katapulte (Euthytonon, Horizontalgeschütz) gespannt. 116 Steingeschütz (Palintonon, Wurfgeschütz) gespannt.

a Gestell, b Geschoßbahn, c Spannkasten, d Sehnen, e Bogensehne, f Läufer.

Eine Änderung kam in den Festungskrieg durch die Erfindung der Belagerungstürme und der Geschütze. Im Jahre 409 v. Chr. hatten die Karthager zur Bestürmung der griechischen Städte in Westsizilien gewaltige, die Stadtmauer überragende Holztürme herangeführt, von denen aus die Verteidiger beschossen wurden, bis sie vom Platze wichen; dann waren die Sturmböcke und die Untergrabungen der Mauer in Anwendung gebracht. Von den Fortschritten der orientalischen Kriegstechnik lernte Dionysios I., der ebenfalls mehrstöckige Belagerungstürme baute, von denen bald auch Fallbrücken auf die feindlichen Mauern herabgelassen wurden, und der außerdem die ersten größeren Geschütze hat konstruieren lassen; er hatte gelegentlich 400 Mechaniker in seinem Lager. Diese weittreffenden Katapulten beruhen auf dem gleichen Prinzip wie der Handbogen und die Armbrust, die den Läufer für den Pfeil hinzugefügt hat; nur daß an Stelle der Elastizität der Bogenarme die Torsionselastizität trat. „Die nicht elastischen Bogenarme erhielten ihre Kraft zum Fortschleudern des Geschosses von Cylindern aus Sehnen- oder Haarsträngen, durch welche sie gesteckt waren, und die beim Spannen des Geschützes und der mit diesem verbundenen Bewegung der Arme um ihre eigne Achse gedreht wurden." Man unterschied Geschütze, welche Pfeile horizontal schossen, und die Steinwerfer, mit welchem man unter einem Erhöhungswinkel von 45 Grad schleuderte (Ballisten). Sie wurden teils zur Armierung der Belagerungstürme verwendet, teils sandten sie vom Boden aus ihre Geschosse, um die Geschütze. Belagerungstürme.

Mauer von Verteidigern zu säubern und für einen Angriff von den Türmen aus die Gelegenheit zu schaffen. In Griechenland führte Philipp von Makedonien diese furchtbaren Erfindungen ein, ihnen verdankte er die rasche Bezwingung der Städte. Vor Byzanz und Perinth erschien er mit 80 Ellen (55 m) hohen Türmen. Auch Alexander hat Großartiges in der Belagerungskunst geleistet, so namentlich in dem Angriff auf die Inselstadt Tyros, wo er einer technisch sehr entwickelten und erfindungsreichen Verteidigung begegnete. Den höchsten Ruhm aber erwarb Demetrios der Städteeroberer in der überraschenden Erfindung von Belagerungsmaschinen. Er übertraf alle bisherigen Leistungen durch die Größe der Entwürfe, seine Türme waren riesiger, seine Geschütze hatten größere Wurfweite als die der Vorgänger, die folgende Zeit hat es aufgegeben, solche Kolosse zu erbauen. Seine Helepolis (Nehmestadt) war ein riesiger Batterieturm; die vor Salamis errichteten (306) waren 75 Fuß (23,5 m) breit und 150 Fuß (47 m) hoch, vier massive Räder oder Rollen zu fast 14 Fuß (4,4 m) Durchmesser trugen die wandelnden Gebäude; in den obersten und mittleren der neun Stockwerke waren Pfeilgeschütze, in den unteren Steinwerfer aufgestellt, von denen die größten bis $1\frac{1}{2}$ Zentner schleuderten; 200 Leute waren zur Bedienung erforderlich. Noch größer waren die Werke, die er vor Rhodos bauen ließ, 30000 Werkleute und Aufseher waren berufen, um die Maschinen in kurzer Zeit anzufertigen; immer neue Erfindungen wurden gemacht, um dieselben gegen die feindliche Zerstörung zu sichern. 3400 Mann waren notwendig, um den einen Turm in Bewegung zu setzen; 1000 wurden aufgeboten, um je einen der ungeheuren, 53 m langen, 2000 Zentner schweren Sturmböcke zu schwingen. Nichtsdestoweniger wurde damals seine Kunst vor der entschlossenen Kühnheit und Gewandtheit der Rhodier zu schanden, die Breschen, die er mit seinen Maschinen in die rhodischen Mauern riß, führten ihn ebensowenig zum Ziel wie der Angriff, den er mit seinen auf Lastschiffe gestellten Türmen gemacht hatte. Was in hellenistischer Zeit erfunden worden ist, haben die Römer übernommen und in ihrer praktischen Weise ausgenützt.



117. Helepole oder Wandelturm (350 v. Chr.).
a Räder oder Rollen. b Sturmbock. c Fallbrücke.

Kriegsmarine. Homerische Zeit.

In der Marine waren die Griechen die Schüler der Phöniker, die vor ihnen weithin das Meer befuhren und auch das Seeschiff für den Kampf zweckmäßig konstruierten. Nur das Ruderschiff kam dabei zur Verwendung, da es notwendig schien, in dem Treffen unabhängig von der Gunst des Windes zu bleiben, wenn auch für die Fahrt das Segel benutzt wurde. Die Homerische Zeit weiß noch nichts von Seeschlachten, die Schiffe dienten auf Heereszügen als Transportmittel, der Soldat war zugleich Ruderer, erst bei der Landung kam es zum Zusammenstoß. Der Unterschied in dem Bau der Kriegsschiffe und der Kauffahrer muß früh ausgebildet sein. Kurz, rundgewölbt, lastfähig war das Handelsschiff gebaut; auf Schnelligkeit und Wucht der Bewegung kam es bei dem Kriegsschiff an, die Zahl der Ruderer wurde darum erhöht und der Schiffskörper verlängert, das lange Schiff ist das Kriegsschiff.

Zeit der Perserkriege. Die Trieren.

Anfänglich saßen die Ruderer hintereinander, wie die ältesten Vasenbilder sie zeigen; bis zu fünfzig wurden an jedem Bord untergebracht, das übliche Fahrzeug blieb aber mit fünfzig Rojern im ganzen ausgestattet (Pentekontoren). Erst fünfzig Jahre vor den Perserkriegen gewann eine andre Konstruktion den Vorzug, auch sie wahrscheinlich eine Erfindung der Phöniker. Die Pentekontoren oder Hekatontoren hatten den Nachteil, daß die Länge zur Breite in ein Mißverhältnis geraten war; so war die Seetüchtigkeit und die Beweglichkeit im Treffen gemindert. Deshalb ist man auf den Gedanken gekommen, die Ruderer übereinander zu setzen, die Aufgabe war nun, diese so einzuüben, daß durch die ungleiche Ruderlänge das gleichmäßige Taktrudern nicht Not litt. Kriegsschiffe mit zwei Ruderreihen heißen Dieren, mit dreien Trieren; über die Anlage der Ruderpforten herrscht noch Meinungsverschiedenheit. Zuerst haben die Westgriechen die neue Erfindung sich angeeignet, im

Mutterland baute das handelsmächtige Korinth zuerst Trieren, in der Schlacht bei Salamis war auf beiden Seiten das Schlachtschiff die Triere. Ein Hochseefahrzeug war diese Triere nicht, sie war leichtgebaut, vielleicht nicht größer als unsre Elbkähne, fast der ganze Raum war für die Rojer ausgerüstet, keine Kajütte, kein Raum zur Bereitung von Mahlzeiten fand sich vor. Der schlanke niedrige Bau verbot den Aufenthalt in starkbewegter See. Vor dem Sturme retteten sich die Trierenflotten ans Land; und auch für gewöhnlich gingen die Leute abends ans Ufer, um zu schlafen und abzukochen, sonst mußten sie auf ihren Ruderplätzen Nachtruhe halten. In Notfällen trug man das Schiff über einen Strand.

200 Mann betrug die Bemannung eines Schiffes, das für 170 Ruderer berechnet und, bei einer Länge von 40—50 m, ungefähr 5 m breit war. Die Mannschaft wurde aus Sklaven, fremden angeworbenen Seeleuten und den ärmsten Bürgern gebildet. Während in der früheren Periode die Besatzungen von den Verdecken aus gegeneinander kämpften und das Manövrieren der Schiffe Nebensache war, bestand seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. die Taktik vielmehr darin, daß die Triere wie ein Wurfspeer sich auf den Gegner stürzte, um ihn durch den vernichtenden Rammstoß in den Grund zu bohren oder wenigstens kampfunfähig zu machen. Den Sporn hatten schon die Phöniker ihren Kriegsschiffen gegeben.

Die athenische Marine.

Der Sporn, die eigentliche Angriffswaffe im Seegefecht, befand sich am Vorderteil, bei den Athenern meist über dem Wasser. Man durchbrach die Aufstellung des Gegners und zertrümmerte dann im Vorbeifahren die Ruder und bohrte den Sporn in die Flanke, oder man fuhr um das feindliche Schiff herum und machte den Angriff von seitwärts. Meister in diesem Manöver waren nach den Perserkriegen unstreitig die Athener. Das Entern des Gegners mit eisernen Händen oder Delphinen wurde nur in besonderen Fällen angewendet. Die Kommandeure der Trieren, die Trierarchen, waren aus den Reichsten genommen, die zugleich für die Auftakelung und Instandsetzung der Schiffe wie für die Dienerschaft zu sorgen hatten. Es beweist große Verbreitung der nautischen Kenntnisse, daß man die Leitung der Trieren so viel Bürgern ohne eigentliche Berufsbildung anvertrauen konnte. Nur wenig Soldaten, Hopliten, Bogenschützen und Schleuderer, fanden ihren Platz auf dem Schiffe.

Wenn die Trieren außer Dienst gestellt waren, brachte man sie in Schiffshäuser (373 solcher Gebäude gab es unter der umsichtigen Staatsleitung Lykurgs 336 v. Chr.); die Kielbahn, auf der sie emporgewunden wurden, senkte sich meerwärts unter den Wasserspiegel. Die Fundamente derselben sind in den großen Kriegshäfen Athens noch heute sichtbar, ebenso kennen wir durch die Bauurkunden genau das Arsenal (Skeuothek) des Philo (erbaut 330 v. Chr.), das nach seiner Konstruktion, der vorzüglichen Ventilation und der ganzen zweckmäßigen Anlage im Altertume als ein Wunderwerk angestaunt wurde. Hier lag in den Seitenschiffen auf Lagerböden und in mächtigen Schreinen das hängende Gerät, Segel, Taue, Takelwerk; das Mittelschiff blieb frei als Durchgang, hier durfte das Volk das aufgespeicherte Gut des Staates mit patriotischem Stolze besichtigen.

Reformen Dionysios' I.

Fortschritte im Seewesen gingen weiterhin von den sizilischen Tyrannen aus, wie ja schon im Peloponnesischen Kriege die Athener vor Syrakus einer geschickten Seetaktik begegnet waren. Dionysios der Ältere baute im Kampfe gegen die Karthager noch größere Fahrzeuge, wobei er griechische und karthagische Werkleute verwendete. Die leichteren, beweglichen Schiffe gab man auf und baute widerstandsfähigere, die mit Türmen und gelegentlich mit Geschützen, wie sie eben damals erfunden waren, armiert wurden. Wie die Ruderer in diesen Tetreren und Penteren ihre Sitze erhielten, daß man von vier und fünf Reihen sprechen konnte, bleibt noch ungewiß. In der

Makedonische Zeit.

makedonischen Zeit, die alle mechanischen Erfindungen für die Kriegstechnik ausbeutete, begegnen wir wahren Kolossen unter den Schlachtschiffen; mit sieben, acht, ja sechzehn Reihen von Ruderern waren diese schwimmenden Städte bemannt, neben denen ganz kleine, leichter bewegliche sich erhielten. Schiffe mit 100 Ruderern in einer Reihe und mit 40 Ruderreihen bezeichnen den Höhepunkt der Entwickelung. Zu den glänzendsten Leistungen der Schiffbaukunst zählen die Vergnügungsfahrzeuge, welche sich König Hieron von Syrakus (275—215) und König Ptolemaios Philopator (222—204) anschafften und mit allem Komfort ausstatteten. In mehreren Stockwerken enthielt das ägyptische Prachtschiff zahlreiche, kostbar eingerichtete Räume, Speisesäle, Schlafgemächer, sogar ein Heiligtum der Aphrodite und des Bakchos, deren Gunst man für das Leben in diesem Bau besonders wünschte, konnte nicht fehlen. Nur auf dem Nil hat dies Wasserpalais seinen Dienst gethan.

Häusliches Leben. Erziehung. Tracht und Wohnung.

Die Frauen in Homerischer Zeit.

Dem griechischen Leben fehlte das Familienhafte; die Stellung der Frau hat in manchen Epochen der griechischen Geschichte eher Verwandtschaft mit dem Haremsleben des Orients als mit der germanischen Sitte. In den Homerischen Gedichten hat allerdings die Frau eine angesehene und freiere Stellung, mit warmem Gefühl sind Gestalten wie Hektors Andromache und Penelope gezeichnet, die Phäakenkönigin gilt etwas auch im Rate der Männer, mit bezaubernder Anmut tritt das naive Königskind Nausikaa, das mit den Freundinnen zur Wäsche am Meeresstrande fährt, dem Odysseus entgegen. Aber der Wirkungskreis der Frau ist doch das Haus, wo sie den Mägden gebietet und das Spinnen und Weben auch selbst besorgt; dorthin weist der Mann die Gattin, Telemach die Mutter, für unsre Auffassung nicht eben artig.

Spätere Stellung der Frauen.

Später erscheint die Sitte geändert, namentlich in den Städten des ionisch-attischen Stammes. Hier ist die Frau streng in das Frauengemach gebannt, das sie nur selten verläßt, von Dienerinnen geleitet und gehütet, etwa bei einer Familienfeier oder bei den Götterfesten, von denen manche nur von Frauen begangen werden. Sogar die Markteinkäufe besorgen die Männer gewöhnlich selbst. In der Gesellschaft der Männer erscheint sie nicht, die ihre Gastmähler für sich feiern und dazu höchstens Flötenspielerinnen brauchen; auch zu regelmäßigen Zusammenkünften durften die Frauen sich nicht vereinigen, und böse Zungen behaupteten, sie neigten zum stillen Trunk im Hause, so daß der Ehegatte den Schlüssel der Vorratskammern in sicheren Gewahrsam nehmen müßte. Die Frauen der niederen Stände, die für den Erwerb mit aufkommen mußten, hatten verhältnismäßig eine gesundere und freiere Stellung.

Heiraten aus Neigung schienen kein Bedürfnis, wie bei fürstlichen Ehen wurde nur nach der Ebenbürtigkeit und nach der Mitgift gefragt; denn bei der schroffen Abschließung der Städte gegeneinander galt die Ehe mit der Nichtbürgerin vor dem Gesetze nicht als voll, sondern als Konkubinat, das zwar keine moralische Verurteilung erfuhr, aber den Nachkommen kein bürgerliches Recht vererben konnte. Die Besorgung des Haushalts, die Herstellung der Kleider, das Spinnen, Weben, Sticken, die Aufsicht über die Kinder, und als Spiel Gesang und Tanz, wie sie für die großen Götterfeste begehrt wurden, füllten das Leben der Frau aus, die oft schon in unmündigen Jahren verheiratet wurde, wenn auch vernünftige Männer als das heiratsfähige Alter des Mädchens 20, als das des Mannes 30 Jahre ansetzten. Die Schildkröte, die ihr Haus nie verläßt, war das Symbol der Frau.

Die geistige Bildung des weiblichen Geschlechts war vernachlässigt, in Athen besuchten sie keine Schule, sie lernten oft kaum notdürftig lesen und schreiben, und nur aus der zufälligen Unterhaltung lernten sie Gedichte und hörten sie von den Göttern,

so daß man sich über die zähe Herrschaft des Aberglaubens in den Frauenköpfen nicht wundern kann. Doch mag alles, was wir zufällig von den athenischen Frauen erfahren, kein treffendes Bild geben: dem Perikles wird das Wort in den Mund gelegt, das seien die besten Frauen, von denen nicht gesprochen werde, und es wird wirklich wenig von ihnen gesprochen. Auf den Grabdenkmälern, welche die Familienglieder in trautem Zusammensein vor dem letzten Abschied zeigen, bemerkt man oft einen

118. Toilettezenen. Darstellung auf einer zu Jouz-Oba gefundenen Vase.

Die Hauptgruppe stellt einen jungen Mann dar, der soeben einer jungen Frau ein Kästchen mit Kleinodien dargeboren hat. Die jungen Mädchen, die die Gruppe umgeben, sind mit ihrer Toilette beschäftigt, andre spielen, eine ist im Begriffe, eine Herme zu bekränzen. Die Beithaten dieses hübschen Gemäldes geben uns eine Vorstellung von der Ausstattung eines athenischen Frauengemachs; man sieht da Coffrets, Vasen, Vogelkäfige, einen Räucherapparat u. a. Auf dem Boden läuft eine Ente herum.

Nach Kondakof.

so freundlichen Zug herzlichen Zusammenlebens, daß wir nicht bezweifeln möchten, daß auch unter den eigenartigen Verhältnissen oft stilles Familienglück erblüht ist. Des Mannes Heimat war allerdings das öffentliche Leben, und bei der Verachtung gegen alle banausische (Handwerks-) Arbeit gab man dem Bürger die Pflicht, in der Palästra den Leib rüstig zu erhalten, zur Marktzeit auf dem Platze sich einzufinden, um in eignen Geschäften oder in öffentlichen Angelegenheiten zu beraten, dann draußen seine Berufsarbeit zu besorgen, so daß er für das Haus wenig Zeit übrig hatte. Die Liebe zur Frau erscheint im Altertum oft ersetzt durch eine innige Freundschaft zwischen Männern; oft begegnen wir einer

schwärmerischen Neigung zwischen älteren Männern und Knaben oder Jünglingen, die zu gemeinsamer, edler That begeistern mochte; aber man weiß, daß mit diesem Verhältnis die häßlichen Auswüchse der Knabenliebe und die Entwickelung eines weichlichen und weibischen Zuges in den Männercharakteren zusammenhingen. Weil die attischen Frauen geistig oft so zurückgeblieben waren, so konnten die Hetären (Freundinnen), die aus den ionischen Seestädten kamen und mit aller Anmut körperlicher Schönheit lebhaften, feingebildeten Sinn verbanden, die sich häufig durch schlagfertigen Witz und Kunstverständnis auszeichneten, schon durch ihre Unterhaltung die Männer fesseln. Perikles fand die Erholung von seinen politischen Mühen in der Gesellschaft der Aspasia, auch Sokrates treffen wir in den Unterredungen mit klugen Frauen dieser

119. Griechisches Familienleben. Darstellung auf einem Grabdenkmale.
Nach Rayet-Collignon.

Art, selbst an den orientalischen Höfen wußten diese „Freundinnen" eine fast herrschende Stellung zu erobern (die weiblichen Gestalten am Klagefrauensarkophag des Königs Straton I. von Sidon mögen Erinnerungen an das Eheleben desselben sein). Aber da die Hetären nicht bloß die Schranken der Sitte, sondern auch echter Sittlichkeit durchbrachen, so war es doch unheilvoll, daß sie immer mehr im Leben einen so entschiedenen Platz einnahmen.

Spartanische Frauen.

Waren die Athener stolz auf die züchtige Sittsamkeit ihrer Jungfrauen, die in klösterlicher Abgeschiedenheit aufgewachsen waren, so begünstigten die Spartaner vielmehr den Verkehr zwischen der heranwachsenden Jugend weiblichen und männlichen Geschlechts, wenn ihre Erziehung natürlich auch getrennt war. Wie der Knabe, so wuchs in Sparta auch das Mädchen in körperlichen Spielen und Übungen heran, und ohne

Prüderie ließ man sie in ihrer leichten Kleidung im Freien sich tummeln. Ihre stattliche Schönheit war in Griechenland berühmt, sie bedurfte nicht der Schminke, mit der die blassen Stubengesichter Athens sich auffrischen mußten. Im Hause war die spartanische Frau die „Herrin", und im übrigen Griechenland spottete man wohl über ihr Pantoffelregiment. Aber manche Äußerung der heldenhaften Gesinnung spartanischer Mütter ist überliefert, die mitunter sogar herb jede Empfindung neben der Vaterlandsliebe unterdrückten, und als es in Griechenland an Männern fehlte, da rettete sich gerade in Frauenherzen mannhafter Geist.

Aber auch außerhalb Spartas erscheinen die Frauen in selbständiger Stellung, und namentlich die lyrische Poesie empfing von tiefempfindenden Frauen glückliche Bereicherung. Dem äolischen Stamme gehörte Lesbos an, wo Sappho sang, und Böotien, wo Pindar von Dichterinnen Anregungen erhielt. Die berühmten Terrakotten von Tanagra zeigen die Frauen nicht bloß in dem Behagen der Häuslichkeit, sondern auch in der graziös gehaltenen Straßentoilette, niemand wird von diesen geistig belebten Gesichtern den Eindruck haben, daß ihre Bildung nicht über den Raum des Frauengemaches hinausreichte.

Die Erziehung von Sparta.

Auch in der Erziehung treten die Unterschiede zwischen dem dorischen und ionischen Wesen hervor. Die Spartaner, welche vor allem in ihren Kindern die Kraft erhalten wollten, mit der sie selbst sich zu den Herren des Eurotasthales gemacht hatten, stärkten und stählten den Körper, um tüchtige Krieger zu bilden, und gaben dem Charakter eine Richtung, daß er ohne Wanken sich in den Dienst der Allgemeinheit stellte, ihren Gesetzen gehorchend, und daß er sich fähig machte, andern zu gebieten. Daneben war eine geistige Bildung, welche das Talent fördert, gleichgültig. Energisches Wollen, rasches Urteil und schlagfertiges Wort in praktischen Lebensfragen war ein Vorzug dieses Herrenstandes; geistige Vertiefung wurde verschmäht. Ein rechter Spartaner sollte der junge Bürger werden, womöglich ein Musterexemplar des Typus; um ihn rein zu erhalten, wurde fremder Einfluß immer mehr vom Lande ferngehalten. „Sei gehorsam und schere den Schnurrbart", lautete noch im 2. Jahrhundert v. Chr. das große Wort, als die lykurgische Verfassung längst ein Petrefakt geworden war. Das einzelne dieser körperlichen Erziehung ist schon früher geschildert. Neben der Gymnastik stand bei den Spartanern als Unterrichtsmittel die Musik, welche notwendig erschien, um das Gemüt vor Verwilderung zu behüten.

Jonische Erziehung.

Führte die spartanische Erziehung in ihrem Verlauf zur Erstarrung, so trieb die ionische eher zu einem schrankenlosen Individualismus, obschon auch hier der Satz galt, daß der Bürger vor allem dem Staate gehöre, und lange die Macht der Sitte ungebrochen die Herrschaft behauptete. Der Knabe, der mütterlichen Rute (oder Sandale) entwachsen, wurde in die Schule geschickt, wo er Lesen und Schreiben, dann Musik, d. h. die Dichtung und den musikalischen Vortrag der Gedichte lernte. Die große Welt der Homerischen Gedichte, die Bauernmoral und die Götterlehre des Hesiod, die äsopischen Fabeln, die Weisheit des Solon und die Klugheit des Theognis, die feierlichen Gesänge und die frohen Lieder der Lyriker wurden der Jugend mitgeteilt, vieles wurde auswendig gelernt und ein lebendiger Schatz für die Zukunft angesammelt; mindestens bis zum Zeitalter der Sophisten, das auch Bibliotheken brachte, fehlte es an Exemplaren, die leicht in jedes Hand gelangten, aber das lebendige Wort wurde auch nicht leicht zum toten Buchstaben. Keine systematische Belehrung über Religion oder über Sittlichkeit konnte dem Knaben ins Leben mitgegeben werden; der griechische Gottesdienst bestand ja großenteils in der Verrichtung gewisser Kultformen und beanspruchte weniger eine geistige Belehrung. Es ist begründet, wenn in dieser Hinsicht die Philosophen beklagten, daß das Denken des Volkes allzusehr von den alten Dichtern

Elementarschule.

abhing, die weder Wahres noch Gutes von den Göttern meldeten. Die Schulen waren Privatsache, das Gesetz machte den Eltern nur zur Pflicht, ihre Kinder nicht ohne Unterricht aufwachsen zu lassen. Eine Eigentümlichkeit der Knabenerziehung ist die Stellung des Pädagogen; ein Sklave, oft ein alter Diener des Hauses, der zu andern Geschäften unbrauchbar war, begleitete den Knaben überallhin, übte die Aufsicht und hielt auf Anstand. Gerade auf ein sittsames, fast schüchternes Betragen der Knaben legte das Geschlecht der alten Athener, der Marathonkämpfer, großen Wert, bis die gelockerte Sitte und die Freiheit der Agora auch den Knabensinn verdarb.

Palästra. Neben der Elementarschule stand in noch höherer Geltung die Palästra, wo die Knaben unter einem Turnlehrer in die Übungen eingeführt wurden, welche den Körper kräftig, geschmeidig und anmutig bilden sollten. Es hat immer als ein Hauptvorzug griechischer Erziehung gegolten, daß sie den Menschen allseitig zu entwickeln suchte und mit der harmonischen Ausbildung des Geistes und Körpers und aller seelischen Kräfte

120. Schulunterricht in Athen.
Darstellung auf einer Schale, gemalt von dem berühmten Vasenmaler Duris.

In Abb. 120 sehen wir zunächst links einen Knaben, der vom Lehrer (kitharistes) im Lyraspielen unterrichtet wird. Rechts davon eine zweite Gruppe: der Lehrer hält hier in beiden Händen eine Schreibrolle, worauf der Anfang eines Hymnus oder dergleichen zu sehen ist, den der Schüler zum Auswendiglernen aufbekommen hat und nun vor dem Lehrer hersagen soll. Der Knabe, der vor dem Lehrer aufrecht steht, hat, wie das ehrbaren Jünglingen zukommt, die Arme ganz in dem umgeschlagenen Himation verborgen. Neben ihm sitzt ein bärtiger Mann im Himation mit dem Knotenstocke: wahrscheinlich der Pädagog (Erzieher), der den Knaben in die Schule zu begleiten pflegte.

einem herrlichen Ideal der Humanität zustrebte. Wie der Adel der früheren Zeit sich des Vorzuges gerühmt hatte, schön und gut zu sein, so wollte das Bürgertum, seit es durch wachsenden Wohlstand zur Herrschaft gelangt war, die Standesvorzüge des Adels zu allgemeinen machen; in Athen war die Zeit der Peisistratiden epochemachend, gymnische Wettkämpfe wurden von den Tyrannen, welche im Volke eine Stütze gegen den Adel suchten, auch für die Söhne der Bürgerfamilien veranstaltet. Die hauptsächlichsten Übungen, das Ringen und Springen, das Laufen und Werfen mit Diskos und Speer, wozu die Orchestik, d. h. das kunstmäßige Tanzen, und allerhand Spiele kamen, welche Geistesgegenwart und Gewandtheit anerzogen, sind schon früher geschildert. Der Faustkampf fiel Athleten von Beruf zu. Die Vorteile einer bestimmten Diät für körperliche Leistungen, des Trainierens, waren den Alten wohl bekannt. Auch in den Knaben wurde Wetteifer geweckt, um sie zur höchsten Anspannung ihrer Kräfte zu führen; wie für die Älteren, wurden für sie an den Göttertagen Agonai veranstaltet; um den Siegeskranz mit gleichstehenden Genossen zu ringen und unter dem Auge des Gottes Kraft und Schönheit des Volkes zu zeigen, blieb immer die frohe Neigung der Hellenen.

Der Jüngling setzte die Übungen des Knabenalters fort, soweit er nicht für Erwerb zu sorgen hatte; ihnen waren die Gymnasien gewidmet, welche ursprünglich in ländlicher Umgebung lagen. In Athen gab es drei, die Akademie, das Lykeion, den Kynosarges, berühmt später durch die Philosophenschulen, die in oder bei den Räumen dieser Gymnasien ihre Heimstätte fanden. Da die allgemeine Wehrpflicht ein Grundsatz der Bürgerstaaten war, so wurden die Epheben vom achtzehnten Jahre ab zwei Jahre hindurch für den Waffendienst herangezogen. Das erste Jahr war der Führung der Waffe und dem Exerzieren bestimmt, im zweiten Jahre wurden die Wohlhabenderen, die noch weiter dienten, zu Besatzungs-, Feld- und Wachdienst verwendet; Schanz- und Belagerungsarbeiten kamen hinzu. Die Reiterei war eine Elitetruppe, in die die Söhne der Reicheren eingereiht wurden, ihre Parade an den Panathenaien war der Stolz der Athener. — Seit dem Peloponnesischen Kriege drängte sich in die Bildung der jungen Leute Rhetorik und Sophistik; die Kunst der Rede und die Schulung des Verstandes, die Teilnahme an der wissenschaftlichen Forschung, die Sammlung der Kenntnisse gewannen einen breiten Raum und verscheuchten die Begeisterung an der Bildung der alten Zeit. Es wurde oft beklagt, daß an die Stelle der alten Zucht mit ihrer kräftigen Durchbildung des Körpers eine lockere Lebensweise trat, welche die Jugend in die Schenken trieb, wo das Würfelspiel und der Gesang und Tanz der Hetären ihren Zeitvertreib bildeten. An den Gymnasien stellten sich auch die Philosophen ein, um mit ihren Anhängern in lebendiger Unterhaltung Fragen zu erörtern oder durch Vorträge in ihre Lehren einzuführen. In der Zeit, wo das griechische Gemeindeleben verfiel, wurde die geistige Beschäftigung oft die Hauptsache, hinter der die körperliche Gymnastik zurücktrat.

Übungen der Jünglinge.

121. Schulunterricht in Athen.
Darstellung auf einer Schale, gemalt von dem berühmten Vasenmaler Duris.

Abb. 121 stellt die Malerei auf der andern Seite derselben Schale dar. Ein jugendlicher Lehrer, auf einem Stuhle sitzend, bläst dem vor ihm stehenden Knaben auf einer Doppelflöte vor; vermutlich handelt es sich um Gesangunterricht: der Lehrer bläst dem Schüler die zu singende Melodie auf der Flöte vor oder gibt ihm einen zu singenden Ton an. Die Gruppe rechts zeigt uns Schreibunterricht. Der gleichfalls jugendliche Lehrer hält auf der Linken ein aufgeschlagenes Triptychon, in der Rechten den Griffel; vermutlich steht er im Begriff, eine ihm eben überreichte Arbeit zu korrigieren. Daneben wieder der Pädagog.

Das Aufkommen wissenschaftlicher Jugendbildung.

Die Periode des Hellenismus hat den Unterricht vielfach neu geregelt, der Staat nahm das Schulwesen selbst in die Hand und besoldete wohl auch den Lehrer. Der Unterricht wurde beeinflußt durch die gelehrte Richtung der Studien, eine encyklopädische Bildung wurde das neue Ideal, neben welchem der Sinn für die körperliche und

Periode des Hellenismus.

sittliche Bildung oft verschwand. Das Virtuosentum der Athleten und der Musiker wirkte nachteilig. Die freiere Gesinnung der Zeit, welche die alten Schranken vielfach niederriß, zeigte sich in der Errichtung von Mädchenschulen.

Griechische Tracht.

Die Tracht der Griechen war durch das südliche Klima bedingt, das sie nicht nötigte, den Körper so ängstlich zu schützen, durch die Freiheit der Sitten, welche sich nicht durch den Anblick nackter Glieder beleidigt fühlten, durch die Natürlichkeit der ganzen Lebenshaltung, die es nicht zu einer Verkünstelung kommen ließ. In der Zeit, wo die Kunst sich zu voller Freiheit entfaltet hatte, mochte jeder nach seinem Geschmack und seinem Charakter sein Gewand drapieren, und man verlangte nicht vom Schneider, daß er der Kleidung ihre eigne Eleganz geben solle, die den glücklichen Besitzer zu einem feinen Manne macht.

122. Epheben beim Pentathlon.

Darstellung auf einer schönen und vorzüglich gezeichneten Schale (Kylix) mit rötlichen Figuren.

Nach Gerhard.

Das Bild zeigt in der Mitte die Gruppe zweier Faustkämpfer, welche, da es sich um keinen ernsten Kampf handelt, nur die (schützende) linke Hand mit Schlagriemen umwunden, die (schlagende) rechte aber unbewehrt haben. Zu diesem Paar tritt mit einer großen Gerte der mit dem Himation bekleidete Aufseher (Gymnasiarch od. dgl.), offenbar in der Absicht, die beiden Kämpfer zu trennen, vielleicht weil einer der beiden sich etwas Regelwidriges hat zu schulden kommen lassen; denn auch der von rechts mit Hanteln in der linken Hand herankommende Jüngling erhebt wie erstaunt die Rechte. Links ein Jüngling mit der Meßkette, einer langen Schnur, deren man sich bediente, um die Weite eines Sprunges oder eines Diskoswurfes damit auszumessen.

Älteste Zeit.

In dem flachsarmen Hellas gab zuerst, so weit wir die Zustände überblicken können, die Wolle den Kleidungsstoff; mit Spangen und Gürteln wurde das Stück Zeug, das für den Bedarf fertig gewebt war, zu einem umschließenden Gewande gemacht. Schere und Nadel brauchten nicht dabei mitzuarbeiten. Aus dem Orient, dem Griechenland so viel für seine erste Kultur verdankt, kamen linnene Stoffe und Kleider. Der Chiton (Ketan, chaldäisch „Lein“, von demselben Worte kommt das arabische Kattun, „Baumwolle“), zugeschnitten und zusammengenäht, wurde das Unterkleid; bei den Vornehmen wallte es bis auf die Füße herab, wenn sie behaglich in ihrem Megaron saßen oder zum Feste der Götter sich begaben; wenn sie zum Kriege oder zur Jagd zogen, so mußte es natürlich kürzer sein (vergl. König Arkesilas Abb. 129). Neben diesem fremden geschlossenen Kleidungsstücke behauptete sich die nationale wollene Chlaina, ein Stück Tuch, das auch als Bettdecke dienen konnte; über der Schulter wurde es mit Spangen zusammengehalten. Die reich gefärbten Stoffe und die kunstreich mit Figuren und geometrischen Mustern bedeckten Gewebe, die man aus dem Orient bezog, machten die Chlaina zu dem glänzendsten Teile der Tracht. Auch ein linnenes, ebenfalls gefärbtes Obergewand wurde von den Männern des Homerischen Zeitalters getragen, der Name desselben „Pharos“ weist auf ägyptischen

Import. Die Träger der neuen Mode waren die Männer: die Frauen nähten ihre Gewänder nicht, sondern blieben bei der Fibel; sie legten den Kleidstoff unter den Armen um den Körper und rafften ihn dann mit Spangen über den Schultern zusammen, auch die offene Seite wurde in gleicher Weise zusammengenestelt. Ein Gürtel, der durch Fransen und Quasten einen besonderen Schmuck erhielt, wurde dann um die Hüfte geschlungen, er gab zu einer schönen Ordnung des Gewandes Anlaß, das bis auf die Knöchel herabreichte, welche der Dichter mit bewunderndem Blicke gepriesen hat, ebenso wie die leuchtenden Arme, die kein Ärmel versteckte. Die linnenen Stoffe ließen auch die Frauen sich nicht entgehen, sie trugen sie als ein mantelartiges Schleiertuch, das über den Kopf gezogen wurde, ja zur orientalischen Verhüllung des Gesichtes führte.

123. Epheben beim Pentathlon.

Darstellung auf einer schönen und vorzüglich gezeichneten Schale (Kylix) mit rötlichen Figuren.

Nach Gerhard.

Das Bild stellt die andre Seite derselben Schale dar. Zunächst links ein Ringerpaar. Beide hatten offenbar versucht, den Gegner zu „unterlaufen"; aber der eine war flinker als sein Gefährte und hat in dem Augenblick, da dieser ihn fassen wollte, dessen Hände fest gepackt; vergebens sucht sich nun jener zu befreien. Auch hier steht ein Aufseher dabei und schaut, den Stock in der Rechten und die Gerte in der Linken, ruhig dem Kampfe zu. Rechts steht ein mit einem Schurz um die Lenden bekleideter Jüngling, welcher mit einer großen Hacke den Erdboden auflockert, was namentlich beim Springen notwendig war. Neben ihm wiederum ein Jüngling mit einer Meßschnur. Bis auf den vorletzten sind alle Jünglinge unbekleidet, da seit 720 Nacktheit Brauch bei gymnastischen Übungen war; haben sie doch daher auch ihren Namen (gymnos = nackt).

Die orientalische Mode des 7. u. 6. Jahrhunderts v. Chr.

Im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. verfielen die asiatischen Griechen, Äoler und Joner, dem Reize der prunkenden zierlichen Tracht ihrer Nachbarn; der wachsende Wohlstand in den Handelsstädten öffnete dem weichlichen Luxus der Lyder die Thore, und auch die Hellenen freuten sich, mit purpurfarbigem Gewande, mit Goldschmuck beladen, mit künstlich frisiertem Haar und salbenduftend über ihren Markt zu stolzieren; wie die Männer fühlten sich die Frauen als höhere Wesen, wenn sie ihre Schleppen über die Straße führten. Besonders der Stadtadel muß in diesen feierlichen Kostümen seine glänzende Stellung und Bildung zur Schau getragen haben. Die Françoisvase (Abb. 48) zeigt die Frauen in engen genähten Kleidern, die durch einen straffen Gürtel eine feine Taille erhalten, darüber tragen sie eine Art Jacke, die durch eine Spange auf der linken Schulter befestigt ist. Männer und Frauen haben über den Chiton einen Überwurf gezogen, dessen schön bordierte Zipfel über die Schultern symmetrisch herabfallen. Noch später zeigen Vasenbilder und Skulpturen die entschiedene Neigung für eine symmetrische Fältelung der Säume, peinlich gepreßte und gekräuselte Zickzackfalten umziehen die Kleider, und die gleichen Parallelen sind in den wohlgesteiften und geplätteten Zipfeln des Überwurfs angebracht, die schwalbenschwanzgleich herunterhängen (so noch bei der Athene auf dem äginetischen Giebel, der Hera in Selinunt). Das

Mutterland folgte dem Siegeswagen der neuen Mode, im dorischen Peloponnes behauptete sich länger das altnationale Kleid, das nun speziell dorisch heißt, die Frauen Athens nahmen den ionischen Chiton nur aus Haß gegen das dorische Ägina an, die S. 88 geschilderten Frauenstatuen der Akropolis sind ganz im Banne der modernen Zierlichkeit der Kleidung. Mit der orientalischen Garderobe kam auch die orientalische Haartracht auf. Männer, denen Rosenknöspchen von Locken die Stirn umkränzen oder Flechten um das Haupt anmutvoll gelegt sind, oder Männer, welchen wohlgebundene Zöpfe oder Haarbeutel über den Nacken hängen, die ihren Bart in sanft gekräuselte Wellen gelegt oder ihn keilförmig zugestutzt haben, die mit goldenen Cikaden das Haar festhalten, waren die Glanzpunkte der aristokratischen Welt (s. Abb. 53, 55, 56 so auch noch 124). Und hinter den Männern standen die Frauen nicht zurück mit ihren elegant gekräuselten und gewellten Frisuren, die, wie schon gesagt, wie Hauben sich über den Kopf legten und in langen wohlgedrehten Flechten endeten. Die Zierlichkeit, mit der diese Damen eine Blume oder eine Frucht zwischen zwei

124. Griechische Trachten. Vasenbild, gemalt von Brygos.

Fingern trugen, mit der sie das Gewand faßten, um es nicht nachschleppen zu lassen, ihr wohlanständiges Lächeln mit affektiertem Liebreiz vollendet das Bild einer Generation, die die Schönheit noch nicht trennen konnte von konventioneller Gebundenheit.

Die Tracht nach den Perserkriegen.

Dem unmännlichen Prunke machten die Kämpfe der Perserkriege ein Ende, die selbständige Erhebung der Kunst führte zu natürlicher Sitte zurück, mochten auch die älteren Leute nur schwer und langsam von der Gewohnheit ihrer Jugend sich trennen. Der altnationale Chiton, der dorische, kam auch in ionischen Gebieten zu Ehren (seit 465 v. Chr.), und wieder gestattet die Plastik und die Zeichnung der Vasen, die

Die Tracht der Frauen.

allmähliche Umbildung der Tracht zu beobachten. Der Chiton hat bei den Frauen meist einen Überschlag, der nicht ein selbständiges Jackett bildet, sondern nur der oberste Teil des verwendeten Stoffes ist; die Parthenos des Pheidias (s. Bd. I, S. 660) hat das Gewand über demselben gegürtet, aber gewöhnlich wurde der Gürtel unter demselben um das Kleid gelegt und der überlange untere Teil des Kleides über den Gürtel emporgezogen, so daß er einen Bausch bildete, dessen Falten anmutig zu ordnen, die Aufgabe der Toilettenkunst war (s. Eirene Abb. 100, Eurydike, Abb. 96, s. auch Abb. 119 S. 216). Die eine Seite blieb entweder offen, wie bei den spartanischen Mädchen, oder wurde bis zur Hüfte und noch weiter zugenäht. Da das Stück Zeug, das man zu dem Kleide verwendete, breit genug war, so raffte man es wohl auch so zusammen,

daß es noch den oberen Teil der Arme wie ein Ärmel bedeckte, doch war er nur zusammengenestelt (s. Abb. 94). Unter diesem wollenen dorischen Chiton trugen die Athenerinnen oft noch einen linnenen ionischen. Ärmel oder keine Ärmel, weite oder enge Ärmel, Überschlag oder kein Überschlag, die Art der Gürtung — das waren die Momente, welche einen Wechsel der Mode gestatteten oder je nach Bedürfnis der einzelnen berücksichtigt wurden. Abb. 118 gibt einen guten Überblick über mehrere Formen der weiblichen Tracht. Über dem Chiton wurde der mantelartige Überwurf getragen, der die verschiedenartigste Drapierung ermöglichte (Abb. 113), ein Fächer, blattartig geformt, vervollständigte die Straßentoilette. Die Formen der Schuhe schließlich waren sehr mannigfaltig, ein Schuhmacher in den Mimiamben des Herondas zählt mit großer Zungengeläufigkeit fast zwei Dutzend auf. In die sonstigen Geheimnisse des Damenboudoirs einzugehen, zwingt uns die Weltgeschichte nicht.

Tracht der Männer.

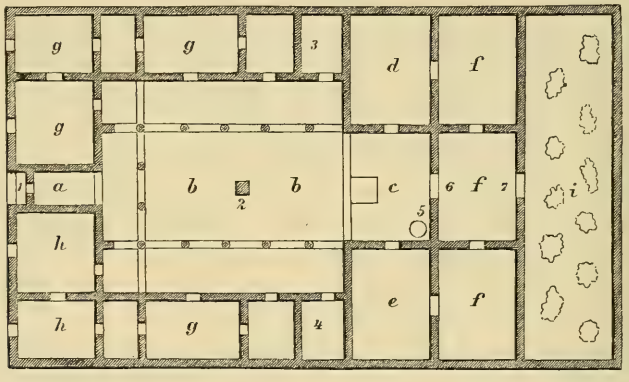
Der Chiton der Männer war kürzer (Abb. 96 [den bis zu den Füßen reichenden tragen noch die Männer, Abb. 124]), Arbeiter knüpften ihn nur über der einen Schulter und ließen ihn unter dem andern Arme frei hängen, um in der Hantierung nicht gehindert zu sein. Jünglinge trugen die Chlamys, einen kurzen runden Wollmantel, den sie mit einer Spange zusammenhielten. Die Tracht stammte aus dem Norden und war wohl zu einer Zeit aufgekommen, wo der griechische Adel dazu überging, in den Krieg als Reiter zu ziehen; die Epheben auf dem Parthenonfries sind mit ihm bekleidet (Abb. 93). Die Knaben hatten einen Mantel (Himation), und die gute Sitte gebot ihnen, die Arme ganz in ihm zu bergen (Abb. 120 S. 218), ebenso wie man von ihnen verlangte, beim Sitzen die Beine nicht übereinander zu schlagen. Die Kunst zeigte die männlichen Gestalten gern im einfachen Mantel, am Parthenonfries kann man sehen, wie der eine Zipfel vorwärts über die linke Schulter geworfen, das Gewand dann unter dem rechten Arm durchgezogen und der andre Zipfel über den linken Arm gelegt oder über die Schulter zurückgeworfen wurde (s. auch S. 204). Die Porträtstatue des Sophokles läßt erkennen, welch herrlicher Linienwurf mit dem Mantel gelingen konnte, so daß man gern das Wort eines Kunstgelehrten wiederholt, daß hier die Leute die Kleider machten, nicht umgekehrt. Auch in der Farbe war diese Zeit einfacher, die Purpurgewänder verschwanden fast gänzlich, und auch die Frauen bevorzugten weiße Kleider, in den buntgemusterten Säumen zeigten sie ihren Geschmack. Bart und Haar der Männer wurde nicht mehr in künstliche Locken und Flechten gedreht, wenn man auch dem natürlichen Gekräusel etwas nachhalf; die Stutzer verbrachten manche Stunde im Friseurladen, dem beliebtesten Konversationshaus, so lange die Unsitte der Kneipstudien die Jugend nicht an sich riß. Die Makedonier hatten glattrasierte Gesichter, aber diese Mode hat in Griechenland nur wenig Anklang gefunden. Die Terrakotten von Tanagra lassen uns auch die Haartracht der griechischen Frauenwelt bewundern. In Athen trugen die Anhänger des aristokratischen Sparta gern den groben Mantel und den rauhen Knotenstock und ließen das Haar lang wachsen, nicht mehr die übertriebene Feinheit unterschied jetzt den Mann aus alter Familie vom gemeinen Volk, sondern gesuchte altertümliche Einfachheit.

Hellenistische Zeit.

In hellenistischer Zeit nahm der Kleiderluxus zu, ein neuer Import von zahlreichen orientalischen Kostümen fand statt, Baumwolle und Seide vermehrten die Stoffe; bis zur Durchsichtigkeit feine Gewebe, die schon die vorige Periode hervorgebracht, wurden jetzt wetteifernd in den Fabriken des Ostens und Westens hervorgebracht. Die Freude an buntgemusterten, reichgefärbten, goldgestickten Gewändern kehrte wieder ein, die Dareiosvase (Bd. I, S. 548) zeigt diese weichlichen Kostüme erst bei den Barbaren, aber auch die hellenischen Kreise nahmen sie an. Die Juwelierkunst that das ihre, um den genußsüchtigen Menschen der hellenistischen Großstädte die Entfaltung höchster Pracht zu ermöglichen.

Wohnung.

Die umfangreichen Bauten, in denen die Herrscher der griechischen Vorzeit wohnten, deren Trümmer in den Burgen zu Mykenai, Tiryns, Athen bloßgelegt worden sind, hat bereits der I. Band geschildert. In der Zeit der bürgerlichen Republiken war für die Entfaltung großer Pracht in der Anlage der Privathäuser kein Raum. Zwischen dem Mauerring eingeengt, hatten die Städte zu behaglich breiter Ausdehnung so wenig Möglichkeit wie die Städte des Mittelalters. Solange in den Bürgern der kraftvolle Gemeinsinn der großen Zeit lebendig blieb, dachten sie mehr daran, ihre Stadt vor den andern durch mächtige Baudenkmäler und Bildwerke zu verherrlichen, als den Mitbürger durch die Entfaltung eines glänzenden Privatlebens in Schatten zu drängen. Dazu bewegte sich der freie Mann in Athen soviel auf den öffentlichen Plätzen, daß kein Verlangen bei ihm entstehen konnte, das Haus zum Behagen eines Familienlebens oder zu epikureischem Genuß einzurichten. Über die Enge der Miniaturkabinetts in den athenischen Häusern würden wir ebenso staunen wie über die winzigen Wohnräume der alten Pompejaner.



125. Plan des griechischen Hauses.

a schmaler Hausflur, b offener, mit Säulenhalle umgebener Hof, c offener Saal, d Schlafgemach des Hausherrn (Thalamos), e Amphithalamos (vielleicht Schlafgemach der Töchter), f Räume für die Mägde, g andre Gemächer für häuslichen Bedarf (Schlafzimmer, Vorratskammern u. s. w.), h Läden oder Werkstätten, i Garten, 1 mit Antensäulen oder Säulen verzierter Vorraum, 2 freistehender Altar, dem obersten Schutzgotte des Hauses geweiht, 3 u. 4 Seitenräume, 5 Cippus für eine Bildsäule, 7 Gartenthür.

Ein genaueres Bild von den griechischen Zuständen können wir in dieser Hinsicht nicht entwerfen, weil die Notizen der Schriftsteller dürftig sind und nicht durch ein griechisches Pompeji ergänzt werden. Die ältesten Ansiedelungen in Athen lagen auf kleineren und größeren Terrassen der felsigen Höhen neben- und übereinander; nicht bloß Keller und Vorratsräume waren in den Felsboden eingegraben, sondern auch die Wohnräume. Aus Lehm waren Wände und das platte Dach errichtet. In der Umgebung der Häuser befanden sich Zisternen. Das Haus war ursprünglich nur ein Raum. Aber diese fast noch höhlenartigen Wohnungen waren in der Blütezeit der Stadt öde und verlassen. Damals hatte die Anlage der Häuser die Grundform, die der antiken Einrichtung überhaupt eigentümlich war: die Mitte bildete ein Innenhof, in welchen Wohn-, Arbeits- und Schlafräume mündeten und von wo aus sie Luft und Licht erhielten. Dort befand sich ein Altar des Zeus Herkeios, wo der Hausvater als der Priester der Hausgenossenschaft Opfer darbrachte. Der Hof, in welchem sich das Familienleben abspielte, war mit Säulenhallen umgeben, und der vornehmste Raum war das Männergemach, in dem der Hausherr seine Freunde empfing, in einem besonderen Gemach saß die Frau mit den Mägden und Kindern. Zum Teil waren vorgekragte

Obergeschosse aufgesetzt, die erkerartig über die Straße hervorragten und nach dieser zu ihre Fenster hatten; die Vasenbilder zeigen die Frauen an denselben sitzend, neugierig auf das Treiben draußen hinunterblickend. Von der Straße aus führten Holztreppen hinauf. Die Dächer waren flach und wurden im Sommer gern als Schlafstätten benutzt. Solon verbot, die Häuser, die auf Steinfundamenten aus Lehmziegeln und Fachwerk leicht aufgebaut waren, auch nur mit Kalkputz auszustatten, der athenische Gesetzgeber wollte die Städter ebenso zu Einfachheit anhalten wie die Spartaner Lykurg, der die Bestimmung traf, beim Hausbau nur die Säge zu verwenden, so daß noch später ein spartanischer König, der eine Kassettendecke in einem modischen Hause sah, ironisch fragte, ob hierzulande die Stämme nicht rund wüchsen. Der Straße kehrten die Häuser die glatten Mauerflächen zu, falls nicht die Vorderräume zu Werkstätten und Läden eingerichtet waren. Auf einem Vorplatze standen Lorbeerbäume, die ein Symbol des Unheil abwehrenden Apollon waren, daneben befanden sich häufig Hermen oder Spitzsäulen. Das freundliche Grün von Gärten unterbrach die eintönigen Häuserreihen, namentlich in den Vorstädten waren schattige Baumanlagen, in denen der Bürger Erholung und Unterhaltung suchte. Vor den Thoren hatten manche Athener villenartige Gütchen, wo sie sich wohler fühlen mochten als in der engen Stadtwohnung. Die Häuser der Landleute waren einfach genug; beim Beginn des Peloponnesischen Krieges nahmen dieselben das Balkenwerk heraus, um sich in Athen damit in der Zeit der Belagerung eine neue Wohnung herzurichten. Stattlichere Häuser erhoben sich in den regelrechten Straßen des Peiraieus, wo der Baumeister Hippodamos sein Haus wie ein Modell für zweckmäßigere Wohnungen hingestellt hatte. Von den kleinen Häusern hoben sich hier und da in den Straßen hohe und breite Häuser ab, Mietkasernen, welche die kapitalistische Unternehmung aufgeführt hatte, um für Fremde (und Metöken) Quartiere zu schaffen.

Mit dem Aufschwunge der Künste, mit der Zunahme des Luxus wurde auch das Privathaus stilvoller ausgebildet. Tonangebend wirkte Alkibiades, der sich von Agatharch seine Zimmer ausmalen ließ und mit prunkvollerem Gerät seine Räume ausstattete. In Häusern, die auf der Insel Delos sich trümmerhaft erhalten haben, fand man eine reichere bauliche Anlage; die Fußböden waren aus Mosaik hergestellt, die Wände mit feinem Marmorstuck überzogen. Erst die Zeit nach Alexander brachte eine glänzende Architektur für das Wohnhaus, in dem das Innere mit großem malerischen Reiz angelegt war. „Die (zwei) Höfe mit säulengeschmückten Hallen, reich verzierten Eingangswänden, die mit Weißstuck, Putz und Malerei bekleideten Wandflächen der Empfangs- und Wohnräume, die Deckenfelder mit ihrem Schnitzwerk, die mit schweren Stoffen behangenen Thüröffnungen, der mit reichen Teppichen belegte Boden, der elegante Hausrat, Blumen und Schlinggewächse, plätschernde Wasser, der tiefblaue Himmel über dem offenen Hofe, die prächtigen Beleuchtungseffekte, die reizvollen Durchblicke und schönen Perspektiven von allen Punkten stimmten zusammen, um den Inbegriff eines glänzenden und doch traulichen Heims hervorzuzaubern."

Die Seitenstraßen Athens waren eng und schmutzig, in den Nebengassen konnte man von Schweineherden überrannt werden, Pfützen und Schutthaufen waren dem nächtlich heimkehrenden Zecher gefährlich. Doch sorgte später eine Behörde für die Reinigung der Straßen. Die Hauptstraßen, die sich nach den Ausgängen der Thore hinzogen, waren breit, gepflastert und gewöhnlich mit Säulenhallen eingefaßt, hier wogte am Tage der Strom des Verkehrs hin und her, und mit unendlichem Geschrei, das dem lebhaften Naturell des Südländers ein Bedürfnis ist, riefen die Verkäufer ihre Waren aus.

Wirtschaftliches Leben.

Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Industrie.

Ackerbau u. Viehzucht in ältester Zeit.

Mit dem Pfluge erschienen die Griechen schon in der neuen Heimat, Weizen und Gerste, Hülsenfrüchte und Zwiebeln wurden von ihnen angebaut, aber lange blieb die Viehzucht die Hauptbeschäftigung, Milch und Fleisch die wichtigste Nahrung, bis endlich die Freude an Baumpflanzungen den Menschen noch stärker an den Boden fesselte. Griechenland bietet nur wenige fruchtbare Flußthäler und weitere Ebenen mit „schwarzer Erde und großscholligem" Ackerfeld, der Grieche mußte in harter Arbeit dem Boden

Wasserregulierung.

die Früchte abringen. Sümpfe mußten entwässert werden, und dankbare Erinnerung schrieb den Heroen diese Arbeit zu. Herakles tötete die Wasserschlange zu Lerna und verscheuchte die Vögel vom stymphalischen Sumpfe. Große unterirdische Abzugsschachte (Katabothren), wie am Ostufer des Kopaïssees in Böotien, wurden als die Arbeit der Minyer von Orchomenos gefeiert; in Arkadien wies die Natur selbst den Weg, das überschüssige Wasser der Hochthäler rascher durch die Risse des Kalkgebirges zu entfernen. Neben der Entwässerung wurde die Bewässerung kunstreich geübt. Danaos machte das dürstende Argos, das von Zeit zu Zeit durch Überschwemmungen der reißenden Gebirgswasser heimgesucht war, zu einem wasserreichen Lande. Den ältesten Bewohnern, den Pelasgern, wurde die Anlegung der Bewässerungskanäle zugeschrieben. Das Wasser der Quellen und Bäche wurde nutzbringend auf Baumpflanzungen und Ackerbeete oder Wiesen geleitet, um dem dürftigen Boden den größten Ertrag abzuringen. Staatliche Beamte sorgten für die richtige Verteilung, um dem Streit der „Rivalen" vorzubeugen. Die reichere Bewaldung der Berge und die perennierenden Gewässer gaben in der alten Zeit höhere Sicherheit, doch klagt schon Platon, daß nur Bienen dort noch Nahrung fänden, wo man vor kurzem noch hohe Stämme geschlagen habe.

Gartenbau.

Anmutige Landschaftsbilder entwirft uns das Homerische Epos, später eingefügte Teile der Odyssee lassen die Verbreitung der Gartenkultur erkennen, deren glänzendes Muster die Gärten des Phäakenkönigs Alkinoos sind, in der auch der alte König

Kulturpflanzen.

Laërtes Trost und Beschäftigung suchte. Der Wein, dessen Heimat südlich vom Südrande des Kaspisees sich befindet, ist von Norden her durch die Thraker und direkt über das Meer als ein Geschenk der Phöniker nach Griechenland gekommen, die im Handelsverkehr mit den Naturvölkern den dämonischen Trank gut verwenden mochten. Zahlreiche Sagen und Märchen von Dionysos melden die allmähliche Verbreitung der Weinkultur, die für das Leben wie für den Handel der Griechen die größte Bedeutung erhielt. Die Schwester der Rebe, die Feige, die eine beliebte Volksnahrung wurde, ist ebenfalls erst aus Kleinasien nach Griechenland gebracht worden, wo altheimisch nur ein wilder Feigenbaum war, dessen Früchte ungenießbar sind. Unter dem Weinstock und dem Feigenbaum wohnen, ist im Alten Testament das Bild ruhig friedlichen Daseins; das gleiche Bild der Menschenkultur gewährte nun auch Hellas, zumal als auch der immergrüne Ölbaum, der die Seeluft und kalkigen Boden liebt, die griechischen Landschaften bedeckte, die bis dahin nur eine wilde, für die Kultur unbrauchbare Art besessen hatten. In Attika ehrte man Athene als die Spenderin der Olive, wie in Eleusis, dem glänzendsten Mittelpunkt des Kultus der Demeter, diese Gottheit als die Lehrerin des Ackerbaues galt. In den Zeiten der Heroen diente das Öl nur zum Gebrauch der Edlen und Reichen, denen das Einreiben damit notwendig zur Pflege und zur Gesunderhaltung des Körpers erschien. Diese Gewohnheit ist später allgemein geworden, das Ölfläschchen spielt eine große Rolle in den Bildern der Palästra. Aber schon früher ersetzte das Öl die tierischen Fette und wurde zur Speisebereitung benützt.

Quitten, Granaten und Äpfel kamen von Kreta her. Die Edelkastanie und die Walnuß, die jetzt weit nach Norden gewandert sind, trafen erst spät von den Ufern des Pontos ein. Die Palme hat nur an wenigen Stellen gedeihen können, und ihre Früchte haben unter griechischem Himmel niemals den Wohlgeschmack der Heimat erreicht.

Art der Bodenbewirtschaftung.

Über die Arbeiten der Landwirtschaft gibt schon Hesiod eine Menge Bauernregeln, die vielfach mit Aberglauben durchsetzt sind. Die Gerätschaften und Werkzeuge sind immer sehr einfache geblieben, der erfinderische Geist der Griechen kam nicht gerade der Technik zu gute. Der Acker blieb ein Jahr um das andre brach liegen, während der Brache wurde der Boden gedüngt und dreimal umgepflügt, beim Untergang der Plejaden (11. November) wurde die Saat vorgenommen. Durch intensive Bearbeitung suchte man den Ertrag zu steigern, tiefes Pflügen wurde an manchen Orten fleißig vorgenommen. Zur künstlichen Bewässerung kam die Anlage von Terrassenbauten, durch die man in gebirgigen Gegenden die Abhänge für den Anbau kulturfähig zu machen suchte. Sklaven und Leibeigene, auch freie Tagelöhner wurden zur Landarbeit herangezogen. Als Zugtier wurde der Ochs verwendet, das Pferd war immer nur Reittier oder wurde für die Sportsneigungen aristokratischer Kreise mit vieler Sorgfalt gezüchtet. Zum Tragen von Lasten auf den Saumpfaden des Gebirgs verwandte man lieber Esel und Maulesel. In Arkadien legte die Bevölkerung immer selbst gern Hand an bei der Bewirtschaftung ihres Bodens, in Attika schwand die Vorliebe für das Landleben mit dem Peloponnesischen Kriege, der die Bauern solange in die geschützte Stadt hineintrieb und der langgeübten Arbeit entwöhnte.

Viehzucht.

Die Viehwirtschaft blieb immer Weidewirtschaft, wobei man zum Teil verschiedene Weideplätze benutzte, indem man im Sommer die Herden in die Gebirge und Waldungen trieb, im Winter in die Ebenen brachte. Viel Sorgsamkeit wurde zum Teil auf die Gewinnung guter Rassen verwendet, die feinwolligen Schafe von Tarent und Attika wurden durch Decken gegen das Verstauben ihres Vlieses geschützt. Ihre Bedeutung trat mit der Zeit stark zurück. Während in der Homerischen Zeit unendliche Mengen von Schafen, Ziegen, Rindern, Schweinen von dem Menschen behaglich verschmaust werden, ist die Lebensweise später bei dem Volke viel frugaler geworden.

Tägliche Lebenshaltung.

Wein und Feigen, Oliven und Gerstenbrot, Käse und Knoblauch sind beliebte Volksnahrungsmittel, und der Fleischgenuß blieb für die Festtage, wo man den Göttern opferte und der Braten den Menschen verblieb. Dazu kamen die frutti di mare, Fische aller Art, welche die Menschen in der Homerischen Zeit fast verschmäht zu haben scheinen. Aus dem Norden erhielt man in Masse die Thunfische, die in dichten Zügen an der Küste des Schwarzen Meeres gefangen und durch die Strömung namentlich in die Bucht des Goldenen Hornes geführt wurden, wo sie nach dem Fange getrocknet und gesalzen wurden, um wie die Heringe und Sardellen dem ärmeren Manne als Zukost zu dienen. Auch auf den Import von Getreide war man angewiesen, aus Sizilien, Ägypten und den gesegneten Strichen Südrußlands bezog man den fehlenden Bedarf. Im 4. Jahrhundert erhielt Attika, das selbst etwa 200000 hl produzierte, den doppelten Betrag aus dem Ausland. —

Verteilung des Bodens.

Der Grundbesitz war verschieden in Griechenland verteilt, in Lakonien und Thessalien herrschte der Großgrundbesitz vor, in Böotien gab es neben den reicheren Herren immer eine zahlreiche Klasse mittlerer Grundbesitzer, während in Attika das Eigentum an Land sehr zersplittert war und die Menge der Zwergwirtschaften schon in Solons Zeit eine schwere soziale Gefahr hervorrief. Im allgemeinen bildete der Mittelstand in Griechenland einen sehr bedeutenden Teil der Bevölkerung, in einem so gebirgigen Lande war im ganzen kein Raum für die Entwickelung von Latifundien.

126. Erzgießerei.

Malerei auf einer rotfigurigen Trinkschale (jetzt im königl. Museum zu Berlin).

Wir sehen zunächst den Schmelzofen von rundlicher Form, unten mit einer Öffnung, in der die Kohlenglut sichtbar ist; ein davorsitzender nackter Arbeiter schürt das Feuer. Hinter dem Ofen ist der Blasebalg angebracht, den ein nur zur Hälfte sichtbarer Arbeiter in Bewegung setzt; rechts vom Ofen hangen zwei Köpfe und vier bemalte Täfelchen. Weiter rechts steht ein Arbeiter, ruhig zusehend, mit der Rechten sich auf seinen Hammer stützend; an der Wand Werkzeuge und Modelle. Weiterhin ein bartiger, mit einem Schurzfell bekleideter Arbeiter, an einer Junglingsfigur beschäftigt. Auf der andern Seite der Schale steht in einem Gerüst die kolossale Statue eines Kriegers in Angriffsstellung; die Politur und Ziselierung der fertigen Statue wird von zwei Leuten vorgenommen. Rechts und links Zuschauer auf den Stock gelehnt. Nach Gerhard, „Trinkschalen".

Kolonisation. Entwickelung des Handwerks.

Im ersten Bande ist bereits von den ersten Seefahrten der Griechen, von den Anfängen des Handwerks, von dem Handel der „sidonischen" Männer, welche die Güter der höher entwickelten Länder des Ostens brachten, von den Ansiedelungen der Griechen an den Küstenländern des Ägäischen Meeres, des Schwarzen Meeres und der westlichen Gebiete des Mittelländischen Meeres erzählt worden. Landnot war es zunächst gewesen, was die Griechen zu dauerndem Aufenthalt über die See getrieben hatte, aber ihre kolonisatorische Thätigkeit machte sie von selbst zu Rivalen der Phöniker, mit denen sie zudem im Westen bei der Besetzung der großen Inseln und Spaniens in feindliche Berührung kamen. Die neugegründeten Orte bezogen aus der Heimat die Gegenstände, an die sie gewöhnt waren, Waffen, Metall- und Thongeräte, Textil-

stoffe, auch Öl, ehe die Olive in den neu besetzten Gebieten ausreichend angepflanzt war. Das Handwerk hatte in Griechenland bereits eine gewisse Höhe erreicht, und wenn es sich auch mit ägyptischen und assyrischen Erzeugnissen nicht messen konnte, so war es doch den Barbaren im Hinterlande gewiß weit überlegen.

Hauptstätten der Industrie.

Die direkte Berührung, in welche die Kolonien mit den großen Industriegegenden Kleinasiens, namentlich Lydien, kamen, wurde für die Entwickelung der griechischen Industrie sehr fruchtbar. Milet, dessen Schafzucht schon erwähnt ist, wurde der Mittelpunkt großartiger Webereien. Von großer Wichtigkeit wurde es, daß das Nilthal, das sonst griechische Seeräuber gern aufgesucht hatten, sich friedlichem Verkehr öffnete, seit der König Psamtik sich der ionischen Söldner zur Stütze seiner Herrschaft bediente. In Naukratis siedelten sich Joner an, und diese Stadt wurde bald zum ersten Handelsplatze Ägyptens, bis die Feindschaft mit Persien die Griechen verdrängte. Aber auch eine reiche Industrie blühte hier auf, an den Produkten der Töpferei läßt sich die Abhängigkeit von den Stilmustern Ägyptens und Assyriens verfolgen, zugleich aber die zunehmende Selbständigkeit des hellenischen Geistes erkennen. Unter den kleinasiatischen Plätzen trat Rhodos mit seiner Keramik hervor, die Tierborten der Weberei mit den aufmarschierenden Gänsen, Steinböcken, Hirschen und den geflügelten Fabelwesen des Orients werden auch hier durch die eignen Erfindungen ergänzt. Kannen und Teller von Rhodos, Amphoren aus Melos und Schalen aus Kyrene fanden guten Absatz. Ebenso werden Fortschritte in der Metalltechnik gemacht, in Chios lernte man Eisen löten, in Samos den Erzguß. Die Griechen sprechen hier von selbständigen Entdeckungen ihrer Künstler, aber es handelt sich gewiß nur um eine Aneignung der in Ägypten schon längst bekannten Verfahrungsweisen.

Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. trat die Industrie des eigentlichen Hellas in scharfe Konkurrenz. Zunächst ist es anspruchslose Ware aus Chalkis, der „Erzstadt", gewesen, die sich ein Absatzgebiet eroberte, Thonware, die an Vorbilder der Metalltechnik erinnert, und verschiedenes Gerät aus Erz. Dann aber übernahm die Herrschaft Korinth, das seine Thongeschirre weithin vertrieb und allmählich Rhodos aus dem Felde schlug. Bezeichnend ist es, daß es zunächst wieder seine Muster massenhaft unmittelbar dem Orient entnahm, der mit seinen Teppichen und Geweben noch lange den Markt beherrschte. Auf der Güte des Thons und der praktischen Form der Dosen und Tassen, Kannen und Ölgefäße beruhte seine Beliebtheit. Aber auch andre Zweige der Industrie kamen in Korinth auf. Megara wurde berühmt durch seine Gewebe; es behauptete, die Tuchwalkerei erfunden zu haben. Auch sonst war am Saronischen Meerbusen regsames Leben; das Töpferviertel in Athen, in dem man Hephaistos verehrte, weist auf den frühen Zusammenschluß eines thätigen Handwerkerstandes.

Entwickelung der Nautik.

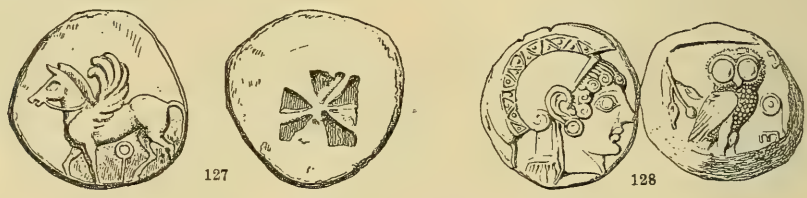
In Ägina und Korinth wurden wichtige Fortschritte in der Nautik gemacht, dort wollte man den Schiffbau erfunden haben, und schon den Heroen schrieb man die Anlage der Molobauten zu, die am Eingange der Häfen die Wellen brachen, hier wurden zuerst Trieren gebaut. Die Kühnheit der normannischen Seefahrer fehlte allerdings den griechischen Stämmen; in der Winterszeit wurde das Ruder in den Rauchfang gehängt, und nur im Spätsommer wollten vorsichtige Leute das tückische Meer befahren. Ängstlich hielt man sich an der Küste; die sichere Etappenstraße, die in dem Ägäischen Meer von Insel zu Insel führte, gab nicht eine erziehende Nötigung zu größerem Wagnis. Der Verkehr über Land ist in Griechenland niemals zu lebhafter Ausdehnung gelangt, wenn sich auch an den Stätten der nationalen Spiele bedeutende Messen zu entwickeln pflegten. Abgerechnet die Berglandschaften, haben die meisten griechischen Orte nur etwa eine Tagesreise bis zur See, die der natürliche

Verkehr über Land.

Verbindungsweg zwischen den einzelnen Gegenden war. Auch die politische Zersplitterung hat die Entstehung eines großen Straßennetzes verhindert. Über die Gebirgspässe führten Saumpfade, in der schmalen Sohle der tiefeingerissenen Schluchten, die auch die Straße der wilden Wasser war, führte der Weg aufwärts. Nur nach den heiligen Orten sind frühzeitig künstlichere Straßen angelegt, wie von Athen nach Eleusis, von Elis nach Olympia, nach Delphi. Die Geleise wurden in den Felsboden eingehauen, an geeigneten Punkten wurden Vorkehrungen zum Ausweichen und Ausruhen getroffen. Selbst in den Städten waren die Wege, auf denen sich die festlichen Aufzüge zu den Tempeln bewegten, die ersten, welche sorgsamer hergerichtet wurden und sich von den zufällig gewordenen Verkehrsstraßen, den Gassen, deutlich unterschieden; die weitstraßigen Städte nennt das Epos mit Auszeichnung. Nur in einigen Landschaften wurden gute Fahrstraßen angelegt. Attika verdankte hier vieles der thätigen Fürsorge seiner Tyrannen, die von Athen aus nach allen Seiten bis an die Landesgrenze die Hauptwege führten und z. B. auch Hermensäulen aufstellten, welche die Entfernung der Demen von Athen angaben und mit Sinnsprüchen geschmückt waren.

Seehandel.

Die größte Betriebsamkeit im Handel entwickelten die Joner, voran Milet, im Mutterlande Ägina, neben das sich Chalkis und besonders Korinth stellten, das durch seine Lage an zwei Meeren bestimmt war, den Verkehr zwischen dem Osten und Westen



127 128

127 u. 128. Ältere griechische Münzen (vor 500 v. Chr.).

Abb. 127. Altertümlicher Stater von Korinth: Auf der Vorderseite das Stadtwappen von Korinth, der gezäumte Pegasos, welcher der Sage nach sich auf dem Gipfel von Akrokorinth zuerst niedergelassen haben sollte, um an der Quelle Peirene zu trinken. Darunter das Koppa, das stereotype Zeichen der korinthischen Münzen. — Fig. 128. Tetradrachmon von Athen: der Athenekopf noch in starrer Strenge, mit Ringellocken um die Stirn, dem kreisförmigen Auge, dem unförmigen Ohre, woran ein kreisrunder, flacher Ohrring hängt. Die Kehrseite trägt im vertieften Quadrat die Eule; links in der Ecke ein Olivenzweig. Die Aufschrift Athe blieb in dieser Form bestehen, solange Athen Silbergeld ausgegeben hat.

zu vermitteln, und durch die energische und umsichtige Thätigkeit seiner Tyrannen Kypselos und Periandros einen weithinreichenden Einfluß gewann, der auch dem Kaufmann die Wege bereitete. Erst später rückte auch Athen zu einer ansehnlichen Stellung auf, auch hier arbeitete der Aufschwung der politischen Macht dem Handel vor.

Münzprägung.

Ein notwendiges Ergebnis des ausgedehnten Handelsverkehrs war die Prägung von Münzen, zu der man in Kleinasien um den Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. übergegangen ist. Die Homerischen Gedichte schätzen die Waren noch nach dem Werte der Rinder ab; daneben war Metall ein Tauschartikel, noch erinnern Münznamen, wie Beile, Spieße (Obolen), eine Handvoll (Drachme) an die Formen dieses Tausches. Abgewogener Metallstücke bedienten sich auch die Phöniker, die Prägung derselben ist von den lydischen Mermnaden erfunden und von den kleinasiatischen Griechen, die den lydischen Handel in Händen hatten, vervollkommnet worden. Nur eine Seite ist zunächst mit einem Bilde versehen worden, das gewöhnlich ein Symbol der Stadtgottheit war und zugleich als Stadtwappen diente, wie das Flügelpferd in Korinth, die Schildkröte in Ägina, die Eule in Athen; später kam auf der Vorderseite das Bild der Gottheit selbst hinzu. Das technische Verfahren blieb hinter der künstlerischen Formengebung lange zurück, an dem einmal gewählten Typus hielt man wohl aus handelspolitischen Gründen fest, wie z. B. in Athen. Stark mit Silber versetztes Gold (Weißgold,

129. Handelsszene auf einer Schale aus Naukratis (?), 6. Jahrhundert v. Chr.

Der mit seltsamem Hut und auffallender Frisur ausstaffierte Fürst ist nach der Beischrift Arkesilas (von Kyrene), er sitzt unter einem Zeltdache und sieht dem Verwiegen zu. Die in den Schalen aufgehäuften Massen weißer Ware sind vermutlich Silphion, der Hauptartikel des Handels von Kyrene, worauf ein beigeschriebener Name hinzuweisen scheint. (Aus den Wurzeln der Staude zog man Milch, die man getrocknet allein oder mit Mehl vermischt als Gewürz oder als Heilmittel verwandte; die Pflanze ist bis heute nicht wieder aufgefunden.) Im unteren Raume tragen Arbeiter in komischer Eile Säcke heran, ein Aufseher beobachtet sie. Die Darstellung ist durch eine wahre Menagerie belebt. Unter dem Sessel ein Panther, auf dem Balken ein Affe, darunter ein Wasservogel, dessen Beine ein Käfer als Sitz benutzt, dazu Tauben und eine Eidechse. Auch die Tiere weisen auf den Orient bezw. Afrika.

Elektron), das man aus dem Paktolos wusch, wurde zunächst benutzt, Kroisos prägte in reinem Gold und Silber, ihm folgte Dareios mit der persischen Reichsmünze. Im Mutterlande, wo nur wenig Gold aus der Erde gewonnen wurde, prägte man fast ausnahmslos Silber aus, und erst durch Philipp von Makedonien kamen mehr Goldmünzen in Umlauf. Viele Städte prägten bis in das 6. Jahrhundert v. Chr. hinein gar nicht, nur langsam ging man von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft über, Solons Verfassung bestimmte das Einkommen noch nach dem Fruchtertrag der Äcker. Die Münze von Ägina war bis ins 6. Jahrhundert das Kurant auf der ganzen Halbinsel südlich vom Olympos. Neben dem äginetischen Talent (= 37 kg) als Münzeinheit kam das euböische von Chalkis (= 26 kg) in Aufnahme, das von Korinth und Athen angenommen und verbreitet wurde.

Großindustrie. Sklavenarbeit.

Die hochentwickelte Industrie führte zu einem Großbetriebe des Handwerks, welcher in größerem Umfange die Arbeitskraft von Sklaven benutzte. In den Webewerkstätten Milets waren besonders Sklavinnen beschäftigt, in den Metall- und

Töpfereifabriken Sklaven. Der erste Sklavenstaat soll Chios gewesen sein, in Korinth beschränkte der bürgerfreundliche Periander die Verwendung unfreier Arbeiter, um den freien Handwerker gegen drückende Konkurrenz zu schützen. Allmählich sind alle großen Industrieorte zu ausgiebiger Verwendung einer solchen Arbeitskraft übergegangen; wir hören, daß Ägina nach den Perserkriegen 70000, um 450 v. Chr. Korinth 60000, um 430 Athen 100000 (nach einer sicherlich falschen Überlieferung 400000) Sklaven besaß, während in Gegenden, in denen Ackerbau und Viehzucht vorherrschten, lange die Zahl der Sklaven klein blieb und auch die Arbeitsteilung im Handwerk, die in Städten wie Athen außerordentlich entwickelt war, oft eine geringe gewesen ist. Sklaven hatte es in Griechenland immer gegeben, Krieg und gelegentlicher Menschenraub hatten den Bedarf gedeckt; erst jetzt wurde der Sklavenhandel ein schwunghaftes Geschäft, und regelmäßig verschaffte man sich aus den Barbarenländern Asiens und dem Norden der Balkanhalbinsel immer neues Material, das zum Teil durch wohlorganisierten Menschenraub barbarischer Stämme zu Markte getrieben wurde. Der Durchschnittspreis wird 200—300 Mark gewesen sein, in manchen Zeiten sank er auf 75—100 Mark herab. Diese Fabrikarbeit erst hat dem emporstrebenden Bürgerstande gegenüber dem altangesessenen Adel (der freilich an manchen Orten auch den Gewinn großkaufmännischer und großindustrieller Thätigkeit nicht verschmähte) seine Stellung gegeben, aber unter

130 131

130 u. 131. Münzen von Syrakus.

Abb. 130. Bronzemünze. Vorderseite: bärtiger Kopf des Ares mit korinthischem Helm; Kehrseite: Pegasus, darunter Delphin. — Abb. 131. Vorderseite: Kopf einer Nymphe, über dem Diadem der Name des Stempelschneiders (Eumenes); auf der Kehrseite eine Frau aufrecht stehend in einem Viergespann, eine Siegesgöttin fliegt ihr entgegen.

dieser Benutzung der Sklaven hatte mehr und mehr der freie Handwerker zu leiden, so daß die Verachtung der körperlichen Arbeit, der „banausischen", eines echten Bürgers unwürdigen, auch in demokratischen Staaten nicht verschwinden konnte.

Handel im 5. und 4. Jahrh. v. Chr.

Die Siege von Salamis und Himera haben Griechenlands Unabhängigkeit gesichert und ihm die Herrschaft im Mittelmeere gegeben, mit dem Rückgange des Perserreiches erlitt der phönikische Handel Einbuße, durch die Niederlagen der etruriſchen und karthagischen Flotten in den italischen und sizilischen Gewässern wurden dem griechischen Kaufmann seine Absatzgebiete erweitert. Die kleinasiatischen Städte hatten zunächst wenig materiellen Vorteil von der neugewonnenen Freiheit, denn die feindselige Haltung der Perser im Handelsverkehr wurde für sie eine schwere Schädigung, da der ruhige Umsatz ihrer Waren durch die Sperrung des natürlichen Hinterlandes erschwert war. Der politische Schwerpunkt ruhte fortan in dem Mutterlande, Athen wurde zur ersten Handels- und Industriestadt. Neben Athen behauptete sich glänzend Korinth, das den Handel mit dem Westen vermittelte; Ägina, dessen Bedeutung nach den Perserkriegen noch gewachsen war, mußte sich 457 v. Chr. den Athenern unterwerfen, 431 wurde die Bürgerschaft ganz vertrieben. In Sizilien war nach Agrigent Syrakus durch seine Fürsten zum wichtigsten Platze des Westens geworden, an Einwohnerzahl übertraf es nach den Perserkriegen alle andern Großstädte der hellenischen Welt. Für den kommerziellen Aufschwung der sizilischen Städte sprechen noch die erhaltenen Münzen,

auf deren Prägung hier mehr Sorgfalt verwendet wurde als anderswo. Ihnen kam die Entwickelung der Kunst zu gute, an vollendeter Technik und Schönheit lassen sich wenige ihnen vergleichen. Die herrlichsten dieser kleinen Kunstwerke sind die großen Silbermünzen von Syrakus, die auf der Rückseite ein siegreiches Gespann darstellen, auf der Vorderseite den anmutigen Kopf der Quellnymphe Arethusa tragen. Auch die Namen der Stempelschneider sind auf ihnen zu lesen.

Athen.

Die Bevölkerung der Seestädte wuchs in dieser Periode rasch an, sie erhielt starken Zuzug von auswärts, besonders in Athen strömten die geschicktesten Werkleute und Industriellen mit handeltreibendem Volk aus aller Welt zusammen, namentlich aus den Städten des Seebundes wanderten viele nach der Hauptstadt des Reiches. Diese ansässigen Fremden traten in die Stellung von Schutzverwandten (Metöken) und wurden sehr liberal in Athen behandelt, da hier jede neue unternehmende Kraft hochgeschätzt wurde. Perikles persönlich zog manchen hervorragenden Mann nach Athen, erst später wurden Maßregeln getroffen, um den Stamm der athenischen Bürgerschaft rein von der Beimischung fremder Elemente zu erhalten. Ein großer Teil des Handels war in den Händen der Metöken, um das Jahr 430 v. Chr. gab es gegen 30000 Fremde dieser Klasse in der Stadt. Die große Bauthätigkeit in Athen setzte eine Menge Arbeiter in Bewegung und schuf die Gelegenheit zur Ausbildung der mannigfachsten Kunstfertigkeit, die mit den Schöpfungen des Pheidias und seines Stabes in Verbindung stand. Bau- und Zimmerleute, Bildhauer, Schmiede, Erzgießer, Steinmetzen, Färber, Gold- und Elfenbeinarbeiter, Maler, Holzschnitzer, Teppichwirker erhielten Beschäftigung und nahmen Anteil an der Veredelung des Geschmackes. Man kann wohl sagen, daß die Werkstätten des Pheidias eine Schule für das ganze Volk waren. Im Peiraieus drängte sich Werkstätte an Werkstätte, und in Athen selbst waren ganze Straßen von einzelnen Gewerken besetzt. Die erhaltenen Nachrichten sind indes zu lückenhaft, um ein vollständig klares Bild zu ermöglichen. Berühmt waren die athenischen feinen Gewebe, die Metallarbeiten, Lederwaren, feine Salben, Schmucksachen für Frauen, Möbel und Schiffbauartikel, besonders gesucht waren Athens Thonwaren, neben denen korinthisches und äginetisches Geschirr sich nur für untergeordnete Sorten erhielt. Über alle Küsten des Mittelmeeres bis zu den Gestaden der Krim und den Nil hinauf bis nach Äthiopien wurde diese Ware vertrieben. In manchen Artikeln haben andre Städte immer ihren Ruf auch auf dem Weltmarkte behauptet. Delisches und korinthisches Erz waren noch in römischer Zeit bei allen Kennern und Sammlern hochgeschätzt, die feinen, weichen Decken von Milet und Korinth, die musselinartigen, durchsichtigen Kleiderstoffe von Amorgos, die buntfarbigen Gewebe von Milet, Korinth und Argos, Schuhwerk für Frauen aus Sikyon, andre Schuhwaren aus Lakonien und Argos, Möbel aus Lakonien, um nur einiges herauszugreifen, werden als vorzügliche, weit in den Handel kommende Artikel erwähnt. Bronze wurde bei den Griechen viel mehr zu Hausgerät benutzt als heutzutage; auch Tische, Sessel, Bettstellen wurden ganz oder in einzelnen Teilen daraus hergestellt. Der Mittelpunkt des Schriftenhandels wurde Athen, von wo auch die Griechen des Auslandes ihren Bedarf an Litteraturwerken bezogen. Manche Waren wurden fast ausschließlich aus dem Auslande bezogen, namentlich Glaswaren, feine Salben und Öle, mit denen im Altertum großer Luxus getrieben wurde, kamen aus Ägypten und Phönikien. Etrurische Bronzearbeiten, die wegen ihrer ausgezeichneten Technik in hohem Rufe standen, feine Leinwand und die buntgewirkten Kleiderstoffe aus Babylonien und Persien waren auch in der glänzendsten Periode der griechischen Industrie auf den Märkten von Hellas zu finden.

Industriezweige.

Der athenische Staat that selbst viel für die Hebung des Handels, der ihm seine Stellung an der Spitze der griechischen Seestaaten verbürgte. Durch Ausfuhrverbote

Fürsorge für den Handel.

sorgte der Staat dafür, daß unentbehrliche Artikel, wie Getreide, Bauholz, Pech, Flachs, nicht verteuert würden; auch Öl, das neben den Feigen und dem Honig zu den besten Erzeugnissen des Landes gehörte, durfte nur mit besonderer Beschränkung ausgeführt werden. Durch günstige Handelsverträge suchte man dem athenischen Kaufmann in auswärtigen Häfen Vorrechte im Ankauf zu sichern, andre Maßregeln hatten den Zweck, die Seegeschäfte im Peiraieus zu konzentrieren, der allein von allen attischen Häfen Stapelrecht besaß. Der Handelspolitik arbeiteten kriegerische Unternehmungen in die Hände; der Zug nach Ägypten (460 v. Chr.) sollte nicht nur dem Großkönig eine wichtige Steuerquelle, sondern auch den Phönikern den Handel mit den Produkten und Manufakturen des Nillandes entreißen. Ebenso wurde frühe die Anlage von festen Plätzen und Kolonien im Norden ins Auge gefaßt, um den Athenern den einträglichen Handel mit dem unkultivierten Thrakien und den Ländern des Schwarzen Meeres zu sichern. Der Befestigung der Handelsbeziehungen diente das ausgezeichnete Zahlungsmittel, das der athenische Staat, in dessen Besitz die Silberwerke von Laurion waren, geschaffen hat; die attische Drachme, mit dem Bilde der Athene und der Eule geschmückt (s. Bd. I, Abb. 360, 379), war durch Reingehalt des Silbers und durch Vollgewichtigkeit andern Münzsorten weit überlegen und wurde auch in Zeiten der Not nicht leicht verschlechtert, um den Athenern den Ruhm der Solidität im allgemeinen Verkehre zu erhalten.

Peiraieus. Musterhaft und in großem Sinne ausgeführt waren die Hafenanlagen des Peiraieus. Die Hafenstadt mit breiten, regelmäßigen Straßen und Quartieren stach glänzend ab von Altathen, das mit seinem elenden Gewinkel von Gassen und Gäßchen oft die fremden Besucher in ihren Erwartungen getäuscht hat. Dort fanden sich die Kontore oder Kommanditen der Kaufleute, da vereinigten sich in Gilden die Reeder und Kaufleute. Der Fremde fand hier Heiligtümer für seine einheimischen Gottheiten: Astarte, Baal, Isis, Bendis, die große phrygische Göttermutter, den karischen Zeus und den afrikanischen Ammon. Mit Stolz und Bewunderung haben die attischen Schriftsteller gerühmt, daß auf dem Markte des Peiraieus alles zu finden, was die ganze Welt an Schätzen bot. Kyrene sandte sein Silphion, die beliebteste Gewürzpflanze der griechischen Küche, und Rinderhäute, der Hellespont Thunfische und sonst gesalzene Fische jeder Art, Thessalien Weizen und Pökelfleisch, Syrakus Käse und eingesalzenes Schweinefleisch, Ägypten Tauwerk und Papier, Syrien Weihrauch und Salben, Kreta bot Cypressen, Afrika Elfenbein, Korinthen und traumsüße Rosinen Rhodos, Euböa Obst, Phrygien und Pagasä Sklaven, Paphlagonien Nüsse und Mandeln, Phönikien Datteln und feine Weizen, Teppiche und gestickte Kopfkissen Karthago. So ein Komödiendichter des 4. Jahrhunderts v. Chr.

Handel. Einer der wichtigsten Einfuhrartikel war das Getreide. Durch gesetzliche Bestimmungen suchte der Staat zu verhüten, daß die Getreidespekulation das wichtigste Lebensmittel verteure; indes der Scharfsinn der Gewinnsucht war oft größer als der Scharfsinn der Gesetzgebung. Am Kai des Peiraieus lagen Hallen und Magazine, wo die Waren unverzollt aufgespeichert waren, bis sie auf den Kaufmarkt gebracht wurden; sie bildeten ein Freihafengebiet für den Transitverkehr. Im Deigma wurden Warenproben ausgelegt, nach denen Kaufgeschäfte abgeschlossen wurden. Hier befanden sich die Handelsgerichte, die jederzeit Prozesse annahmen, die steinernen Tafeln, auf denen die wichtigsten Bestimmungen über Handel und Verkehr aufgezeichnet waren, weiter

Bankiers. die Kontore der Banken. Es gab in den vielbesuchten Handelsplätzen nicht bloß Kontore zum Umwechseln der verschiedenen Münzsorten, sondern es vertraten die Trapeziten (Bankiers) etwa die Stelle der heutigen Lombard-, Depositen- und Girobanken, sie vermittelten Zahlungen, nahmen Depositen, liehen Geld auf Kredit und auf Pfänder; bei ihnen wurden Verträge aller Art geschlossen und wie bei Notaren niedergelegt.

In älterer Zeit hatten Heiligtümer eine ähnliche Stellung im wirtschaftlichen Leben inne gehabt, sie verliehen Kapitalien an Privatmänner wie an Staaten, sie nahmen besonders in Zeiten der Unruhen und der Kriegswirren deponierte Gelder in ihren Gewahrsam. In den Tempeln befand sich auch später noch der Schatz des Staates. Denn wie im vorigen Jahrhundert galt es als weise Finanzmaßregel, für Fälle der Not das Geld anzusammeln. Vor dem Peloponnesischen Kriege hatten die athenischen Tempel 500 Talente (à 4750 Mark) an Weihgeschenken, aus den Barbeständen konnte der Staat 800 Talente entlehnen, abgesehen von den Zwangsanleihen, die bei dem reichsten der Tempelschätze, dem der Athene Polias, gemacht wurden; außerdem enthielt um diese Zeit der Bundesschatz 6000 Talente. Der delphische Tempel, den im Jahre 360 phokische Söldner plünderten, soll damals 10000 Talente besessen haben. Die Tempelschätze.

Kultur des Hellenismus.

Hellenistische Staaten und Städte.

„Alexander lehrte die Hyrkaner ehelich leben, die Arachosier, die Äcker zu bebauen, die Sogdianer bewog er, ihre Väter zu ernähren und nicht zu töten, die Perser, ihre Mütter zu ehren und sie nicht zu heiraten, die Skythen, ihre Toten zu beerdigen und nicht zu verspeisen. Er bewirkte, daß in Asien Homer gelesen wurde und Perser, Sogdianer, Gedrosier die Tragödien des Sophokles und Euripides hersangen. Er gründete mehr als 70 Städte unter barbarischen Völkern, verbreitete über Asien griechische Kultur und gewann den Sieg über rohe und wilde Völker. So erfüllte er den schönen Traum des Zeno, er verlangte, daß wir nicht mehr nach Städten und Gemeinden wohnen sollen, jede durch ihre eignen Gerechtsame getrennt, sondern daß wir alle Menschen für unsre Mitbürger und Landsleute halten sollen, auf daß eine Lebensweise, eine Ordnung herrsche wie bei einer Herde, die gemeinsam nach gleichem Rechte auf einer Trift weidet. Alexander hat diese Lehre zur Ausführung gebracht, indem er nicht, wie sein Lehrer Aristoteles riet, die Griechen als Fürst und die Barbaren als Despot behandelte, für die einen wie für Freunde und Angehörige Sorge trug und mit den andern wie mit Tieren und Pflanzen umging, sondern er betrachtete sich als Versöhner und Friedensstifter in der ganzen Welt. Wie in einem Becher der Liebe waren die Elemente alles Volkslebens gemischt, und die Völker vergaßen der alten Feindschaft und der eignen Ohnmacht, er befahl ihnen, die Erde als ihr Vaterland anzusehen." Alexanders Ziele nach griechischer Auffassung.

Schwerlich hat Alexander diese Gedanken, die ihm ein Schriftsteller des 1. Jahrhunderts n. Chr. leiht, mit aller Deutlichkeit erfaßt, aber allerdings wird damit das Ziel bezeichnet, zu dem er durch die Sorge, eine wahre Reichseinheit herzustellen, hingedrängt wurde. Trotz seiner griechischen Bildung hatte er aber eine andre Stellung zu der bunten Barbarenwelt, die im Persischen Reiche vereinigt war, als der Grieche, der seit den Tagen von Salamis und Platää mit stolzer Verachtung auf die andern Nationen herabsah, welche die Natur zu Sklaven bestimmt habe. Er schonte überall die Eigenart der bezwungenen Völker und erwies ihren Göttern seine Ehrerbietung, an festlichen Tagen trug er das persische Hofkleid, aber in den kolossalen Verhältnissen des Orients verlor er das Verständnis für das einfache Wesen der hellenischen Freistaaten. Der weitgewaltige König wollte in Götterhöhe über der Menschheit emporragen, er verlangte auch von dem Griechen, dessen Wissenschaft alle falschen Größen zertrümmert hatte und die Welt sah wie sie war, die Anbetung und trieb das superkluge, aber energielose Geschlecht bald zu haltloser Schmeichelei, bald zu cynischem Hohn. Vor allem war es vorteilhaft, daß er die Schranken, die bis dahin die Nationen in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit voneinander getrennt hatten, sprengte, daß der griechische Kaufmann in dem weitgeöffneten Freihandelsgebiete Sein Verhältnis zu Barbaren und Griechen. Wirkung seiner Eroberungen.

Vorderasiens bis zu den skythischen Steppen und bis zum Indos sichere Straßen fand und regsames griechisches Leben überallhin drang.

Ausdehnung der hellenistischen Gründungen.

Aus den langen Kämpfen der Diadochen gingen endlich einzelne Staatengebilde hervor, die im wesentlichen nach den Weltteilen geschieden waren. Das Werk der Kolonisation im Osten setzte Seleukos mit großem Eifer fort, nicht weniger als 75 Städte sollen ihm ihren Ursprung verdanken, unter denen viele nach Medien, der Brust von Iran, gehören. Aber die Arbeit des Seleukos und seines Sohnes konnte nicht erreichen, daß der Hellenismus in Iran so tief die Gemüter ergriff wie im Westen Asiens. „Das locker gefügte Makedonisch-persische Reich der Seleukiden, diese genaueste Fortsetzung der Alexandermonarchie, schwang sich nicht zu Höherem auf als zu einer hellenistischen Erneuerung des Achämenidenreiches." Seleukos schon sah sich genötigt, von Seleukeia am Tigris den Mittelpunkt seines Reiches nach der syrischen Stadt Antiocheia zu verlegen. In den östlichsten Kolonien ist jedenfalls frühe das hellenische Element in seiner Bevölkerungszahl stark zurückgegangen und nahm orientalische Gewohnheiten an, so daß der Unterschied zwischen den Herrschenden und Beherrschten dem Fremden nicht mehr ins Auge fiel. An den Fürstenhöfen der neu entstehenden Reiche, in denen die Reaktion des einheimischen Wesens gegen die eingedrungenen Occidentalen hervortrat, wurde doch hellenische Sitte verehrt, und die Träger der Krone nannten sich Hellenenfreunde. Wenn sie auch der Sitte des Volkes nicht entsagten, schon um den Zusammenhang mit den kriegerischen Kräften ihrer Nation nicht zu verlieren, so war doch für ihre Lebenshaltung das Vorbild der hellenistischen Residenzen maßgebend, wie einst Versailles für die Höfe in Deutschland und Rußland. Was die Periode der makedonischen Könige hervorgebracht hat, beschränkt sich wesentlich auf den näheren Umkreis der Mittelmeerländer, und ihre Kultur ist eine Fortsetzung der griechischen.

Wie sich in Athen die Philosophie und die Komödie entwickelte, ist schon in einem früheren Abschnitte behandelt; Epikur und Menandros und die Heiligen der Stoa beherrschen weithin die griechische Welt. Wie sich in den Städten, die in Asien gegründet wurden, das Leben gestaltet hat, läßt sich nicht im einzelnen verfolgen; die Bevölkerung war meist von Handelsinteressen beherrscht, in den Grenzorten erhielt die Sorge vor feindlichem Ansturm der umwohnenden Barbarenstämme die Wehrhaftigkeit der Kolonisten länger.

Das Leben in den neuen Städten.

Überallhin begleiteten die griechischen Lebensgewohnheiten den Ansiedler: Tempel, Palästra und Theater werden erbaut, die Kunst in Lied und Bild, die heitere Freude der Feste mit Wettkampf der Männer und dem Wettrennen der Rosse werden überall gepflegt, rhetorische Gewandtheit in den Verhandlungen der Gemeinde, scharfsinnige Erörterung im philosophischen Disput sterben nicht ab, die allgemeine Bildung erfaßt weitere Kreise. Vier Städte ragen hervor als Mittelpunkte

Mittelpunkte der Kultur im Osten.

der Kultur im Osten, Alexandreia, Antiocheia und Pergamon, und neben diesen fürstlichen Residenzen die freie Stadt Rhodos, wo die Pflege der Kunst mit dem wachsenden Reichtum eine Heimstätte fand, und, wenn auch in geringerem Grade, die übrigen glänzenden Städte Kleinasiens, die sich zum Teil nach der persischen Invasion jetzt erst wieder erhoben. Über Kleinasien war einst die Sonne der griechischen Bildung aufgegangen, dort sang Homer, der ionische Dichter, und die leidenschaftlichen Lyriker der Äolier, dort wurden die Anfänge der Wissenschaft gelegt, dort entwickelten sich zuerst in eignem Stil die bildenden Künste, jetzt erlebte es unter den Attaliden eine neue Blüte in Kunst und in Wissenschaft.

Syrien.

Außerhalb Kleinasiens, das schon lange von hellenischem Wesen durchdrungen war, wurde mehr als ein andres Land Syrien mit seinen Nebenländern Kilikien und Phönikien in die Kreise dieser Kultur hineingezogen. Hier war der Kern der hellenischen

Eroberer angesiedelt worden, die Stadtgemeinden Phönikiens boten einen wohlvorbereiteten Boden für die Aufnahme griechischen Lebens, das mit den Formen städtischer Freiheit eng verknüpft war und durch Alexander gerade in diesen Formen nach dem Orient verpflanzt wurde. Das Griechische wurde die Sprache der Gebildeten und des geschäftlichen Verkehrs, die Münzen erhielten auch in dem alten Handelsgebiete Phönikien meist griechische Aufschrift und kursierten bis nach Innerasien hin, die Landschaften

132. Eutychides' Stadtgöttin (Tyche) von Antiocheia.
Römische Wiederholung des Originales im Museum des Vatikans zu Rom.

und Städte bekamen griechische Benennung, und der Syrer legte sich wohl zum einheimischen Namen noch einen griechischen zu; aber daneben ist die alte Volkssprache niemals verdrängt worden, sie konnte in christlicher Zeit noch eine eigne Litteratur gewinnen. Die heimischen Götter mußten sich gefallen lassen, auch einen griechischen Titel anzunehmen, aber in ihrem Wesen blieben sie unverändert, ja sie erhielten einen Zuzug griechischer Verehrer, die den Respekt vor den Gottheiten der Heimat verlernt hatten. Der Mittelpunkt dieses syrischen Lebens wurde Antiocheia am Antiocheia.

Orontes mit seinen glänzenden Anlagen, der sich fast eine Meile hinziehenden geradlinigen Hauptstraße, die auf beiden Seiten von Säulenhallen eingefaßt war, den großartigen Warenhäusern, in denen die Produkte der heimischen Manufakturen und die Schätze Indiens und Arabiens lagerten. In diesen Fabrikanten- und Kaufmannsstädten verlangte man von der Kunst Steigerung des Lebensgenusses, die Tänzerinnen und Flötenspielerinnen von Antiocheia liefen allen ihren Schwestern den Rang ab.

Kunst und Litteratur in Syrien.

Die Seleukiden waren zu viel mit Krieg beschäftigt, um für die selbständige Pflege der Wissenschaft und Kunst Zeit und Kraft zu finden, erst spät gründeten sie ihre Hofbibliotheken, und der große Antiochos (223—187 v. Chr.) erst gewann in dem Poeten Euphorion einen Bibliotheksvorstand von großem Ruf. In den Palästen und den herrlichen Parkanlagen der Seleukiden muß manches Kunstwerk Aufstellung gefunden haben, besonders gefeiert wird die Schönheit der schattigen Baumgruppen und Rasenflächen des antiocheni schen Praters Daphne, wo auch mit aller Pracht Festspiele nach hellenischem Muster abgehalten wurden. Nach seiner Gartenkunst ist Daphne mit Versailles, nach seiner Bedeutung als Festort mit Olympia zu vergleichen. Eutychides, ein Schüler des Lysipp, schuf ein Bild der Stadtgöttin Antiocheia, welche die Mauerkrone auf dem Haupte trug und Palmen oder Ähren in der Rechten. Am Fuße des Felsens, auf dem die Gottheit saß, tauchte das Bild des Orontesstromes, jugendlich gestaltet, aus seiner Flut auf. In dem Haine Daphne stand manches ansehnliche Werk, ein Zeus nach dem Vorbilde des Pheidias, ein Apollon von Bryaxis. In der Stadt, die durch ihren Wasserreichtum berühmt war, baute man an den Gymnasien großartige Bäderanlagen an, die, wie es scheint, den römischen Thermen als Muster gedient haben. Witz und Spott führten das Zepter in dem rauschenden Treiben der Großstadt. Hatte die Stoa ernste Denker aus semitischen Volkskreisen erhalten, so standen in Syrien selbst Talente auf, welche sich mit Virtuosität die Formen der griechischen Litteratur aneigneten, das Epigramm und die leichte Plauderei, die sich in Vers und Prosa über alle möglichen Gegenstände des Lebens mit witzigen Pointen und ohne Pietät verbreitete. Der Vertreter dieser Mischgattung war Menippos von Gadara.

Pergamon.

Die Zeit der Galatereinfälle brachte für Pergamon den mächtigsten Aufschwung, seine Wissenschaft rivalisierte mit Alexandreia, seine Kunst war nationalgriechisch und erhielt ihre Anregungen großenteils durch die Traditionen der attischen Schule. Wir besprechen beides im Zusammenhange mit andern Richtungen und wenden uns nach Alexandreia, wo die Bildung dieser Zeit ihren glänzendsten und umfassendsten Ausdruck gefunden hat.

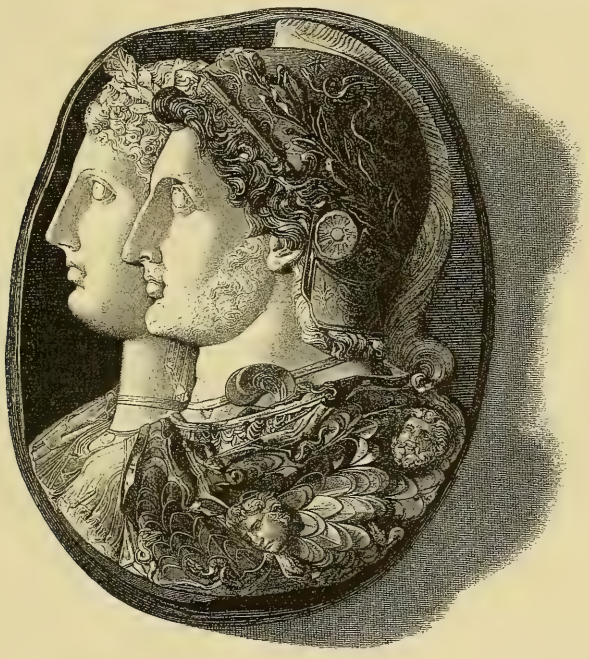
Ägypten.

Völlig anders als in Syrien gestaltete sich in Ägypten die Regierung des Landes, dort wurden eine Menge Städte gegründet, in denen die Bürgerschaft nach griechischer Sitte Selbstverwaltung und hohe Selbständigkeit besaß, hier beschränkte sich die Anlage von Städten auf wenige Plätze, auf Alexandreia in Unterägypten und Ptolemais in Oberägypten, neben denen das alte Naukratis mit geringerer Bedeutung fortbestand; eine bedeutende Militärkolonie war im Fayûm Krokodilopolis, später Arsinoe genannt, wo sich auch viele Griechen ansiedelten. Hier hat man die zahlreichen Papyrusurkunden gefunden, die ein sprechendes Denkmal für das buntgemischte, vielsprachige Volk sind, welches der Welthandel an solchen Punkten zusammenführte. Die Organisation des Reiches, das sich auf das stehende makedonische Heer stützte, in welches allmählich stärkere griechische Elemente eindrangen, die Ordnung des Hofdienstes, wo aus makedonischen, persischen und altägyptischen Gebräuchen das neue Zeremoniell und die feinabgestufte Hierarchie der Beamtenschaft festgesetzt wurde, die Verfassung der griechischen Städte ist bereits in dem Abschnitte der politischen Geschichte dargestellt.

Griechenstädte in Ägypten.

Die Einrichtungen, welche der erste Ptolemäer getroffen, blieben im wesentlichen unter seinen Nachfahren, sie haben dem Leben die Richtung angewiesen, welche durch schlechte Regenten gehemmt, aber nicht ganz verändert werden konnte. Indes nicht bloß in der inneren Verwaltung hat dieser umfassende Geist die Geschicke Ägyptens auf lange bestimmt, auch den Glanz, welcher den Hof von Alexandreia umgibt, verdankt er seinen Schöpfungen und Anregungen. Die Natur hatte ihm einen Sinn verliehen, der nicht bloß im Lagerleben und in der Arbeit der Kanzleien sein Genüge fand, sondern auch für die Erzeugnisse eines künstlerischen Geistes wie für die Forschungen der Wissenschaft ein reges Interesse mitbrachte. Es war eine glückliche Fügung, daß auch in dem entartetsten seiner Nachkommen noch ein Rest von dem idealen Zuge des Ahnherrn fortlebte. Lassen wir noch einige Porträts dieser Fürsten vor unserem Auge

Charakteristik der Ptolemäer und des Hoflebens.



133. Bildnisse des Ptolemaios Philadelphos und der Arsinoe auf dem Cameo Gonzaga (jetzt in St. Petersburg).

vorüberziehen, wie sie Droysens Meisterhand gemalt hat, wir werden in ihren Zügen lesen, wie allmählich Luft und Boden des Landes und der Einfluß der ägyptischen Volkssitte den ursprünglichen Charakter der Einwanderer ummodelte und ihre physische und geistige Kraft bewältigte. Es ist ein wahres Wort: man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Wie den Germanen später Leib und Seele unter dem südlichen Himmel erschlaffte und ihre Spannkraft im orientalischen Genuß erlahmte, so verfiel das makedonische Ptolemäergeschlecht einem allmählichen Niedergange, und manche Griechenfamilie mußte die Verpflanzung in eine andre Zone mit demselben Schicksale büßen.

Philadelphos.

Lehrreich ist schon das Lebensbild des zweiten Ptolemaios Philadelphos (285—246). An seinem Hofe sammelte sich alle Kunst, alle Wissenschaft, jene den Luxus zu veredeln, diese, auch der leichten geistreichen Geselligkeit, die er um sich zu schaffen verstand, Gehalt und Wert zu verleihen. Hier hatten attischer Esprit und attisches Denken eine neue Heimat gefunden, hier bildete sich eine Courtoisie, welche die anmutigsten Formen hellenischer Bildung mit ihren edelsten und tiefsten Schöpfungen zum glänzend vielseitigsten Genuß verband. Wie weit reicht

sein Blick! Seine Gesandten gehen zum Königshofe am Ganges und zum Senat am Tiberstrom, um dem Handel seines Landes neue Quellen und neue Absatzgebiete zu eröffnen, seine Flotten erscheinen in den äthiopischen Meeren und am Gestade des Schwarzen Meeres. Daheim ist er unablässig bemüht, Kanalbauten, Städtegründungen, Hafenanlagen anzuordnen und die Verkehrswege zu sichern; mit den unermüdlichen Fäden der Politik umspinnt er die ganze Welt. Nicht bloß Griechen aller Berufsarten zieht er in sein Reich, um durch ihr rühriges, ewig bewegliches, schaffendes Naturell die erstarrenden Elemente Altägyptens zu beleben, sondern auch dem betriebsamen, intelligenten Juden gewährt er gastfreundliche Aufnahme und die ungestörte Übung der nationalen Sitte und Religion. Aber die vielseitige Thätigkeit gibt seinem Geiste keine innerliche Ruhe, keine feste Lebenshaltung. Nervös sucht er Zerstreuung da und dort, bald ist es ein neues Gemälde, eine kostbare Gemme, bald seltene Tiere für die Menagerie, bald ein fremdes Buch mit seltsamem Kolorit, stets neue Liebeshändel, ein endloses Genießen und doch kein Genüge. In aller Zerstreuung und Thätigkeit kann er des kränkelnden Körpers nicht vergessen, auch der Wissenschaft der Ärzte vertraut er nicht mehr; die geheime Kunst soll Rat schaffen, wie sie in dunklen Tempeln des Landes von geheimnisvollen Priestern bewahrt wird. Wie oft hat Ptolemaios in verschiedenen Zungen hören müssen, daß er Gott sei, sein krankhaft gereiztes Nervensystem läßt ihn auf den Trank der Unsterblichkeit sinnen. Da erinnert ihn das Gliederreißen, das ihn lange Tage an das Schmerzenslager fesselt, an sein irdisches Wesen, und während er durch das Fenster des Palastes hinab auf das Treiben am Kanal schaut, sieht er Matrosen unten im sonnigen Sande hingestreckt ihr dürftiges Frühstück verzehren. Da ruft er: „Ich Armer, daß ich nicht einer von diesen bin."

Aus politischen Rücksichten hat er sich der ägyptischen Sitte gefügt, daß der König die Schwester zur Gemahlin nahm; denn nach ägyptischer Auffassung pflanzte sich nur in den Kindern der Königstöchter der echte Stamm des Geschlechtes fort. Die Griechen und Makedonier skandalisierten sich natürlich über diesen Brauch. Höfische Dichter konnten zwar diesen Akt mit dem alten Naturmythus der Vermählung des Zeus und der Hera rechtfertigen, aber die Moral der Göttergeschichte hatte in der Wirklichkeit keinen Kredit mehr, und fromme Vermittelungstheologen der Stoa verwendeten viel Zeit darauf, einen andern Sinn in diesen Fabeln zu finden. Dagegen kritisierten satirische Dichter das königliche Verfahren mit so cynischer Rücksichtslosigkeit, daß man den Sängern den Mund zu schließen für gut fand. Sotades, der zu sittenlosen Balletts sittenlose Verse schrieb (Kinädologien), wurde in einer bleiernen Kiste ins Meer versenkt. Man mag die Entartungen in der Königsfamilie zum Teil als die Folgen dieser Geschwisterehen betrachten; Ermordungen, wie sie den Palastrevolutionen orientalischer Höfe eigentümlich sind, aber auch in dem alten makedonischen Königshause der entsetzliche Brauch wilder Machtgier waren, gehörten auch bei den Ptolemäern zu den häufigen Erscheinungen.

Euergetes II. Wie widerwärtig ist das Bild des zweiten Euergetes (170—113 v. Chr.). Sieben seiner Verwandten beseitigte er, er heiratete seine Schwester Kleopatra, die vorher schon seinem Bruder gehört hatte, verstieß sie, nahm später ihre Tochter zur Frau und lebte schließlich mit beiden zusammen. In boshafter Selbsterkenntnis nannte er sich selbst den Übelthäter (statt des offiziellen Titels Wohlthäter); die Alexandriner gaben ihm den Beinamen Dickwanst, er konnte seine unförmliche Masse kaum auf eignen Füßen weiterbewegen und hüllte sie in eine besondere Kleidung. Von Natur begabt, disputierte er bis in die Nacht mit den Gelehrten und besserte an den Homerischen Gedichten herum, dann vertrieb er die ganze Gesellschaft der Gelehrten und verödete die Häuser Alexandreias durch Massenmorde. In schriftstellerischem Ehrgeize verfaßte er selbst Memoiren, der Anlage nach eine Art Katalog der Kuriositäten seines Palastes; Skandalgeschichten von benachbarten Höfen und derbe Burlesken bildeten die Würze seiner Darstellung. Immer mehr war die feste makedonische Kraft verschwunden, immer mehr stellte sich neben krankhafte Überspanntheit und unberechenbare Launenhaftigkeit auch die afrikanische Indolenz und eine grobsinnliche Genußsucht, die in ganz Griechenland sprichwörtlich war.

Auletes. Der letzte dieser Könige, deren Leben nur in Essen, Trinken und Liebesgeschichten bestand, ist der Auletes, dessen königlicher Stolz nur den Ruhm suchte, als Flötenvirtuos Bewunderung zu gewinnen, gerade wie der syrische Nachbar es liebte, vor seinen Gästen als Schlußtableau Cancantänze aufzuführen. Da war es wirklich eine Wohlthat für das Land, unter die römische Verwaltung und den geregelten Druck der römischen Steuerschraube zu kommen.

Die Gesellschaft. Das Leben der Höfe gestaltete mannigfach die Gesellschaft um, auch der Sklave, der Fremde, der Abenteurer konnte hier sein Glück machen; die Schranken der Stadt und des Standes hinderten nicht mehr wie früher das Emporkommen. Die Damen spielten an den Höfen eine große Rolle, der Ton galanter Courtoisie kam auf, die Stellung der Frauen wurde eine freiere; sie nahmen an den künstlerischen und litterarischen Bestrebungen der Zeit lebhaften Anteil. Freilich lernten die verheirateten Frauen auch mit den raffinierten Lockreizen der Hetären wetteifern, um die Männerwelt zu beherrschen, und losgelöst von der Erziehung einer festen Sitte, versank mancher weibliche Charakter in grauenvolle Ruchlosigkeit.

Betrachten wir nun das Verhältnis der Ptolemäer zum Volke, zunächst zur eingeborenen Rasse.

Verhältnis der Ptolemäer zu den Ägyptern.

Die Priester des Amun-Ra hatten in der Oase Alexander einen Sohn ihres Gottes genannt und ihm damit die Stellung gegeben, welche die Pharaonen im Lande genossen hatten. Die Ptolemäer waren klug genug, ebenfalls ihren Bund mit dem Priester zu schließen; denn sie erkannten wohl, daß die Volksmasse, fanatisch an der uralten Religion hängend, abergläubisch und roh, nur zu regieren war, wenn der Priester diesem Regiment den Segen der Himmlischen lieh; daß sie nur dann ihrem alten „Berufe, die Kornkammer und die Steuerkasse des Reiches zu füllen", getreu blieb. Sie traten wie die gelehrigen Nachfolger der alten Pharaonen aus heimischem Stamme auf, ja sie machten Alexander den Großen selbst, den Gründer der neuen Monarchie, zu einem Sohne Nektanebos' II. Die königliche Bauleidenschaft, welche das Nilthal mit so vielen kolossalen Werken erfüllt hat, schien in den Ptolemäern wieder aufzuleben. Hatten die Perser ihre Freude daran gehabt, Heiligtümer zu zerstören und heilige Tiere ums Leben zu bringen, so bauten im Gegenteil die neuen Fürsten mächtige Tempel wieder auf; gewaltige Pylonen, die großartigsten von allen erhaltenen, verkündeten dem Volke die Größe der neuen Pharaonen, Inschriften an Säulen und Tempelwänden meldeten in einem überschwenglichen Hymnenstil die Siege über die elenden Völker des Südens und Ostens. An den Pylonen prangt das Bild der Ptolemäer, wie sie Weihrauch opfernd den Landesgottheiten sich nahen, und der widderköpfige Amun-Ra legt seine Hand auf die Schulter des geliebten Sohnes. Der erste Euergetes (246—222 v. Chr.) heißt auf dem Pylonen am Ende der Widdersphinxallee zu Karnak: Sohn der Götterbrüder, welchen die Sonne erkoren hat, und das ewig lebende Bild des Amon, der Sohn der Sonne, der Herr der Diademe, der ewig lebende Ptolemaios, der Liebling des Gottes Ptah. Auch sonst begegnen wir Zeichen der gnädigen Gesinnung gegen den heimischen Kult. Es ist bekannt, wie groß die Verehrung für den Apisstier war, diese irdische Verkörperung der Seele des Osiris. Der religiösen Bedeutung dieses seltsam gefleckten Tieres entsprach die Feierlichkeit der Bestattung; sie erforderte geradezu ein Kapital für die Aushauung und Schmückung der Grabkammer, die Einbalsamierung, die Herstellung des Sarges u. s. w. Es ist gut bezeugt, daß ein frommer Ägypter für diese Prozedur 100 Talente, also gegen $^1/_2$ Million Mark geopfert hat. Welch hochherziger Entschluß des ersten Ptolemäers also, zu Ehren des Apis die Hälfte der Summe herzugeben und sonst Zuschüsse zu dem kostspieligen Dienste der Götter zu machen.

Die Wissenschaft der Priester.

Auch die Wissenschaft der Ägypter wurde geehrt und gefördert und zugleich Sorge getragen, daß die historischen und mannigfachen naturwissenschaftlichen Kenntnisse der ägyptischen Priester nicht länger Kastengeheimnis blieben. Wie in Syrien wohl auf Anlaß des Königs Antiochos Soter (280 v. Chr.) ein Priester des Bel, der Babylonier Berosos, nach einheimischen Tempelchroniken eine babylonische Geschichte schrieb, verfaßte im Auftrage Ptolemaios' II. der ägyptische Erzpriester Manetho aus den alten Tempelarchiven und Monumenten die Geschichte der ägyptischen Königshäuser. Aber auch der griechische Forschungseifer suchte selbst in Theben Belehrung. Schon unter dem ersten Ptolemaios schrieb Hekataios von Abdera eine ägyptische Geschichte, in der er Gemeinsamkeiten in Glauben und Sitte der Ägypter und Hellenen aufzuweisen sich bemühte, womit er des Königs Absicht entgegenkam, die Verschmelzung der beiden Nationen zu befördern. Die ägyptischen Priester rühmten gern die Überlegenheit ihrer alten Kultur, und der Grieche war geneigt, viele Einrichtungen seiner Heimat als eine Entlehnung aus dem Nillande anzusehen. Viele wißbegierige Griechen von Solon bis Platon waren einst dorthin gewandert, jetzt wurde auch Herakles und

andre zu Ägyptern gemacht. Wenn endlich Hekataios in seiner Schrift als das Ideal einer Verfassung ein absolutes Königtum verkündete, das mit seiner Weisheit allein die Stetigkeit der Ordnungen verbürge, so diente er auch damit dem System der Lagiden, die der revolutionären Demokratie Griechenlands die heilige Ruhe des Pharaonenreiches gegenüberstellten. Namentlich die astronomischen Kenntnisse der Ägypter wurden von griechischen Gelehrten hochgeschätzt, denn hier fanden sie eine große Menge von Beobachtungen, die seit unvordenklichen Zeiten über den Lauf der Himmelskörper gemacht waren und eine gute Grundlage für Kombinationen bildeten. So kam in mannigfacher Weise das Material, welches die Priester gesammelt hatten, der Wissenschaft zu statten. Bei genauer Bekanntschaft wurde freilich die Hochachtung vor der Weisheit der Ägypter nicht größer, ein alter Arzt spricht über ihre medizinischen Kenntnisse das Wort aus: „Es sind alles dumme Possen."

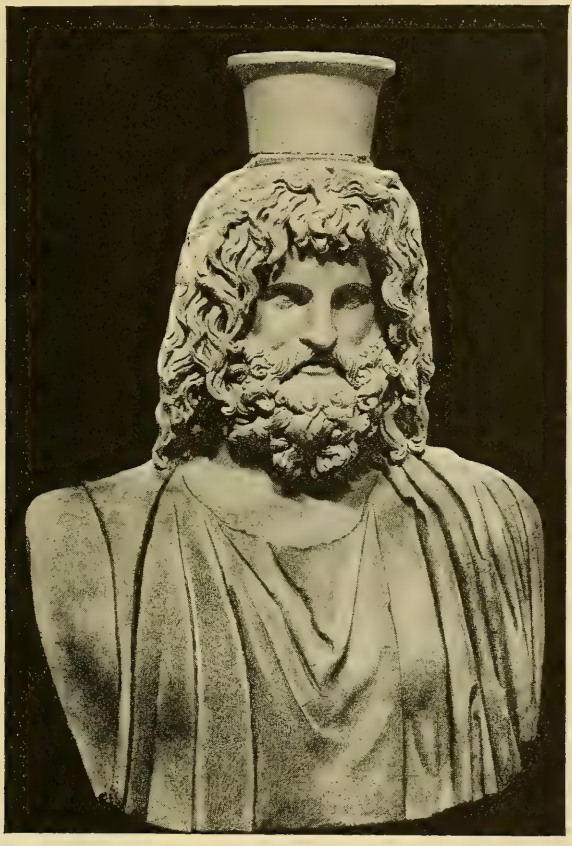
Das ägyptische Volk und der Hellenismus.

Wie in Syrien treffen wir auch hier immer häufiger den Brauch, daß der Ägypter dem einheimischen Namen einen griechischen hinzufügt. Ägypter traten in das stehende Heer und stiegen zu den höchsten Stellen in der Verwaltung auf. Für den Bildungseifer der Eingeborenen reden auch hier am deutlichsten die Grabstätten, denen wir soviel Aufklärung über die Kunde von den ägyptischen Altertümern verdanken. Der alten Sitte getreu, den Toten Papyrusrollen ins Grab zu legen, gaben die Verwandten in dieser Periode ihnen wohl Stücke griechischer Litteratur zur Reise in die Unterwelt mit. Freilich vollzog sich die Hellenisierung im vorderen Asien viel rascher, wo überall zersprengte Völkerreste liegen und keine so geschlossene Nationalität der verlockenden Macht hellenischen Wesens entgegentrat. Die Insassen Kleinasiens stotterten bald in den verschiedensten Unarten die griechische Sprache zum Entsetzen attisch gebildeter Ohren, dagegen in Ägypten dauerte es viel länger, ehe die zähe Masse der in langer Kultur gefesteten Art in Gärung kam, den innersten Kern konnte der Hellenismus niemals durchdringen, nur Brocken fielen dem neuen Volkstume zu und nahmen an der Weltbildung thätigen Anteil, dies erst in den Zeiten der römischen Kaiser, wo in dem langen Frieden die Hellenisierung noch große Fortschritte machte. „Selten bringt Ägypten etwas hervor", sagte der Grieche, „aber dann auch etwas Großes." Gegen die Menge fühlten die eingewanderten Griechen einen nicht geringen Widerwillen oder Verachtung. Mögen die Priester eine achtbare Höhe geistigen Lebens erreicht haben, das niedere Volk, über dem immer die Peitsche des Vogtes schwebte, war sittlich und geistig höchst verwahrlost. In den Aufständen gegen die persische Monarchie wurden sie höchstens als wüste Haufen oder Packknechte verwendet, und nur bei Straßentumulten entwickelten sie einen fanatischen Mut; Tücke und Wildheit, Nichtbeachtung des Eigentums, Neigung zu Raub und heimlichem Mord waren von ihnen geradezu sprichwörtlich. War ein Grieche seiner Barschaft beraubt, war ihm der Mantel abgenommen und mit etwelchen Schlägen bezahlt, so fragte ihn wohl der sachkundige Landsmann: „Es hat wohl einer ägyptisch mit dir gesprochen?" „Sie wollten mich erschlagen, weil ich ein Hellene bin", klagt ein Serapeionswächter von Alexandreia in einem erhaltenen Papyrus.

Serapiskult. Herkunft.

Bei der Macht, welche die Religion gerade in diesem Lande hatte, war es ein sehr glücklicher Fund der Regierungsweisheit, daß man einen Gott herbeischaffte, in dessen Tempel sich die Ägypter wie die Makedonier und Griechen andachtsvoll vereinigen konnten. Dieser neue Gott ist Serapis. Seine Heimat liegt in Kleinasien, in Sinope, der reichsten Handelsstadt an der Südküste des Schwarzen Meeres, wo sich schon früh eine verschiedenartige Bevölkerung, Griechen und Semiten, zusammengefunden hatte. Asien ist die Heimat so mancher Religion. Während in Griechenland die rücksichtsloseste Kritik einer souveränen Aufklärung die alten Götter

immer mehr ihrer Herrlichkeit beraubte oder zu alten, wohlverdienten Königen der Vorzeit herabsetzte, konnte das Bedürfnis, zu glauben und den Beistand der Himmlischen für das irdische Tagewerk zu erlangen, nicht erstickt werden. So machte Griechenland Anleihen in Kleinasien, spekulierende Priester und Propheten durchzogen in späteren Tagen das Land, um ihre dunklen Dienste zu lehren, in ihre Mysterien einzuweihen, Obolen und Drachmen für das Heiligtum ihres Gottes zu sammeln oder die nötigen Maschinerien für ein neues Orakel zu erwerben. Zu diesen Göttern



134. Serapisbüste (in der Rotunde des Vatikans zu Rom).

Diese kolossale Büste von weißem Marmor nimmt den ersten Rang unter den vorhandenen ein. „Der Charakter des Kopfes ist nicht minder edel, als derjenige der besten Zeusköpfe, aber an die Stelle der imposanten Kraft und der himmlisch heiteren Klarheit der Zeusphysiognomie ist eine eigentümliche, fast zur Schwermut neigende Milde getreten, eine unnachahmliche Sanftmut, vereinigt mit Würde und dem Ausdruck eines großen Gedankens, der an den Unterweltsgott Platons erinnert, welcher die Seelen der Verstorbenen nicht durch Fesseln bei sich zurückhält, sondern durch den Zauber seiner weisen und einschmeichelnden Reden." Das Scheffelmaß auf dem Scheitel ist bei dem Gotte der Erdentiefe ein Hinweis auf die Fruchtbarkeit an Getreide.

Asiens gehörte auch der Serapis von Sinope. Er glich dem griechischen Unterweltsgotte, dem Hades; seine Bedeutung lernt man am besten aus der Antwort, die seine Priester dem sterbenden Alexander erteilten, als er fragte, ob es ihm besser würde, wenn er sich zum Altar des Gottes tragen lasse: „Bringet ihn nicht; wenn er dort bleibt, wird ihm bald besser werden." Tags darauf starb Alexander. Dem Lebensmüden verhieß der Gott in seinem Reiche den Frieden, die Ruhe, und danach verlangte in dieser Zeit, in der alle Verhältnisse des staatlichen Lebens wankend geworden waren, manche tiefere Natur; so pessimistisch war ja in einzelnen philosophischen Kreisen Bedeutung.

die Stimmung, daß der Selbstmord geradezu als Universalmittel empfohlen wurde. König Philadelphos untersagte dem Hegesias seine Vorträge, um den zunehmenden Selbstmorden zu wehren.

Verwandtschaft mit ägyptischen, griechischen u. a. Kulten.

Das Bild des Serapis schuf der Karer Bryaxis, es verrät eine gewisse Familienähnlichkeit mit den bekannten Zeusbildern; aber matt, ermüdet fallen dem Serapis die Haare auf den Nacken, ernst geschlossen sind die Lippen, düsteres, schweigendes Brüten verkündet die Stirn. Aber auch der Ägypter konnte bei dem Serapis das Heimische wiederfinden. Osar-hapi ist der Osiris gewordene Apisstier, der in die Unterwelt, das Amenti, eingegangen ist, wo alle Wesen sich mit Osiris vereinigen. Die bloße Namensähnlichkeit, wie Osar-hapi und Sarapis, galt damals auch für den ernsten Geschichtsforscher als Beweis der wesentlichen Gleichheit, auf Sinope wies se-n-hapi, „Sitz des Apis". Aus sieben verschiedenen Stoffen war das Kultbild zusammengesetzt; ihre Abstufung weist auf die Symbolik der chaldäisch-babylonischen Tempel. Die Gottheit verlor allmählich die plastische Beschränktheit der Griechengötter, Serapis ward auch dem Sonnengott, dem Heilgotte Asklepios, dem fruchtspendenden Dionysos verglichen. „Der Himmel ist mein Haupt, das Meer mein Leib, die Erde meine Füße, mein fernschauend Auge das Sonnenlicht", verkündete er einem Könige von Cypern; in das Unendliche des einen Gottes, den die erhabene Phantasie des Orients ahnt, ragt diese Gestaltung auf. Bei der Bestimmung des neuen Kults wurde der ägyptische Priester Manetho und der eleusinische Erbpriester Timotheos zu Rate gezogen, und auf asiatische Züge deutet die Übereinstimmung mit Kulten von Babylon und Seleukeia. Durch Timotheos ward auch der Demeterdienst von Eleusis, der zukunftsreichste von Hellas, eingeführt, man sorgte dafür, daß wie in der attischen Heimat die Eingeweihten dem Rufe folgen konnten: „Zum Meere, ihr Mysten!" Das Serapeion war ein riesiger Bau, dort suchten die Verehrer vor allem auch Heilung von körperlichen Gebrechen, und obgleich die medizinische Wissenschaft in Alexandreia aufblühte, so behielten doch die Kuren der Priester, die mit allem Schwindel geheimnisvoller Erkenntnis und des Wunders arbeiteten, ihre Zugkraft; der Gegensatz der heiligen Medizin und der wissenschaftlichen ging bis in die christliche Zeit fort.

Verehrung ägyptischer Gottheiten durch die Griechen.

Neben Serapis traten Isis, Osiris, Anubis, Horus in den Kreis der Hellenengötter, wobei Ummodelungen und Veränderungen nicht fehlen konnten; Aphrodite glich der Isis, Astarte oder Hathor. Manche Griechen, die länger im Lande ansässig waren, wurden mit der Zeit gläubige Anbeter der blauen, roten, grünen, der widder-, sperber-, kuh- und katzenköpfigen Gottheiten, die man anfangs verspottet hatte. In heiterer Weise läßt ein griechischer Komödiendichter seinen Helden das Abstoßende des ägyptischen Religionsbrauches aussprechen: „Ich kann euer Streitgenosse nicht werden; denn allzu verschieden sind unsre Gesetze und Sitten. Du betest einen Ochsen an, ich aber opfere ihn den Göttern. Den Aal hältst du für einen mächtigen Gott, uns aber gilt er als der beste Leckerbissen. Du ißt kein Schweinefleisch, ich liebe es besonders. Den Hund betest du an, ich prügele ihn, wenn ich ihn Braten fressend ertappe. Wenn du eine kranke Katze siehst, so weinst du; ich aber schlage sie lustig tot und ziehe ihr das Fell ab. Bei euch ist die Spitzmaus ein mächtiges Wesen, bei uns gilt sie gar nichts." Aber ein Jude aus der Zeit des Caligula bemerkte treffend: „Wenn die Fremden zum erstenmal nach Ägypten kommen, wissen sie sich vor Gelächter über die göttlichen Bestien gar nicht zu fassen, bis der allgemeine Aberglaube sich auch ihrer bemächtigt hat." Es war, als ob sie mit der Luft auch den herrschenden Wahn einatmeten. Dazu kam der Respekt vor dem hohen Alter der ägyptischen Religion; Homer und Hesiod, die den Griechen ihre Götter geschaffen, waren wirklich nur Kinder gegenüber den Denkmälern am heiligen Nilstrom. Ferner hatten die Griechen von jeher

die Neigung, in den fremden Göttern die ihren wiederzuerkennen; diese führte jetzt zu der Vermischung und Verschmelzung (Synkretismus) verschiedener Gottheiten, deren Ähnlichkeit manchmal nur eine äußerliche war, was zur Folge hatte, daß die alten Überlieferungen völlig zersetzt wurden. So wurde Osiris dem Dionysos gleichgesetzt, von beiden waren weite Wanderungen in der Sage gemeldet, unter verschiedenen Namen bringt derselbe Gott den Menschen den Segen des (griechischen) Weines und die Wohlthat des (ägyptischen) Bieres. Die Anschauung, die dieser Theokrasie zu Grunde liegt, spricht in philosophischer Form der bekannte Plutarch so aus: „Wir nehmen nicht verschiedene Götter bei den verschiedenen Völkern an, keine ausländischen und keine griechischen, keine nördlichen und keine südlichen, sondern wie Sonne, Mond, Himmel und Erde allen Menschen gemeinsam sind, und nur bei den verschiedenen Menschen verschiedene Benennungen haben, so gibt es auch nur ein vernünftiges Wesen, welches diese Dinge ordnet, eine sie regierende Vorsehung und untergeordnete Kräfte, welche über die einzelnen Dinge gesetzt sind (d. h. die Volksgötter) und bei verschiedenen Völkern herkömmlicherweise verschiedene Verehrung und Benennung haben." Diese weltbürgerliche Auffassung der Religion ist ein notwendiger Schritt zur Weltreligion des einen Gottes.

Der Synkretismus.

Von echter Religion am weitesten entfernt war die Staatsreligion, welche den Herrschern des Landes göttliche Verehrung sicherte. Wie später die römischen Kaiser mit dem Kaiserkult die Einheit des Reiches herzustellen suchten, so auch die Ptolemäer, die, wie früher gesagt, damit an die Stelle der Pharaonen traten und bei den Griechen keinem großen Widerstande begegneten, die nicht mehr die Rechte des Ehrenbürgers, sondern den Rang eines Gemeindegottes Fremden als höchste Auszeichnung verliehen. Selbst fürstliche Mätressen erhielten nach ihrem Tode durch die Gnade ihres Liebhabers göttliche Ehrenbezeugung. In Alexandreia wurde natürlich der große Alexander selbst als Ortsheros verehrt, er hatte seinen Kult und seinen Priester und rückte in die Reihe der Gottmenschen, welche die makedonischen Herrscher gern als ihre Ideale ansahen. Die Ptolemäer nannten sich gern die Nachkommen des Dionysos und des Herakles. Dionysos Bakchos, von dem die Sage siegreiche Wanderungen bis zum Indos zu berichten wußte, war zum Vorbild des Eroberers in Asien geworden, des Eroberers, der mühelos alle Völker und Länder in Fesseln schlägt. So dachten auch diese Epigonen sich gern, wie auf ihren Wink die Völker sich vor ihnen beugen, wie sie von göttlichem Glanze umstrahlt ihr Gebiet durchziehen. Gern ahmten sie die Triumphe des Gottes in stolzen Aufzügen nach, wo unter rauschender Musik die seltsamen Typen und Kostüme ferner Völker, wilde Tiere andrer Zonen das Auge in Staunen setzten; und gern schlossen sich an die mühelos gewonnenen Triumphe üppige Gelage an, wo der Satyr mit der Nymphe tanzte. Auch die Neigung für Herakles, den Ahnherrn des makedonischen Königshauses, ist bedeutungsvoll; kraftvoll zwingt er die Ungetüme nieder, ein Held ist er auch im unendlichen Genießen, und schließlich erhebt er sich in den Kreis der olympischen Götter.

Die Apotheose der Herrscher.

Wenden wir uns nun zu der Stadt Alexandreia, welche der große Eroberer zum Mittelpunkte seines ungeheuren Weltreiches machen wollte, in welcher Orient und Occident am lebhaftesten in Berührung kamen.

Alexandreia.

Der Platz war für sie aufs günstigste gewählt. Sie liegt auf der schmalen Nehrung, durch welche das Meer von dem mareotischen Strandsee, dem heutigen Mariut, getrennt wird. Nicht weit von dem Gestade lag die schmale, langgestreckte Insel Pharos; der Meeresarm zwischen dieser und der Nehrung bot an der ganzen Nordküste Ägyptens den besten Platz für eine Hafenanlage. Während alle östlichen Punkte der Verschlammung ausgesetzt sind, weil die Meeresströmung, die aus der Straße von Gibraltar an der Nordküste von Afrika entlang zieht, die vom Nil bis zur See geführten Schlammmassen ostwärts trägt, ist die Reede von Alexandreia vor dieser Gefahr geschützt und daher noch heute von zahlreichen Schiffen belebt. Bei der Gründung

Stadtanlage.

der Stadt wurden alle die Grundsätze angewandt, welche die Griechen nach ihrer langen Praxis im Kolonisieren schließlich zu einer festen Theorie vertieft hatten; die Kunst der griechischen Ingenieure leistete hier das Höchste. So gewährte schon das Äußere Alexandreias den Anblick der welterobernden hellenischen Gedanken. Die geradlinigen, breiten Straßen werden gerühmt; in den schönen Kolonnaden, mit denen sie zu beiden Seiten geschmückt waren, wo man in offenen Bazaren die Herrlichkeiten der ganzen Welt sah, drängte sich geschäftiges Volk aus allen Erdteilen. Die Hauptstraßen waren etwa 60 m breit, und die eine Straße durchschnitt die Stadt in einer Länge von etwa $5^1/_2$ km. Auch das Straßenpflaster und die Regelmäßigkeit in der Einteilung des Straßennetzes wird als ein Vorzug dieser modernen Stadt genannt. Die Quartiere der Stadt waren mit Buchstaben bezeichnet wie in Mannheim, wo die verständige Aufklärung den einfachsten Straßenplan entwarf. Aber Alexandreia hatte den großen Vorzug vieler prachtvoller Parkanlagen. Denn gerade in den hellenischen Städten treffen wir auf eine vollendete Gartenkunst, die mit allen Mitteln der Wasserkünste, der Grotten und Springbrunnen, mit der Anlage von Terrassen und Hügeln mit reichlicher Benutzung der Plastik, welche den sprudelnden Quell und die Rasenflächen und lauschige Stellen der Haine mit reizvollen

135. Plan von Alexandreia. Nach Kiepert.

Figuren belebte, ein poetisch empfundenes Ganzes schuf. Besondere Sorgfalt war auf die Herstellung der Kanäle verwendet, durch die das Nilwasser in die Häuser geleitet wurde, um dort in Zisternen sich zu klären. Dies Wasser, das ein moderner Reisender den Champagner unter den Wassern genannt hat, war so geschätzt, daß ein Ptolemäer seiner an einem fremden Hofe verheirateten Tochter regelmäßig Sendungen davon zukommen ließ. Die Bauleidenschaft der Könige, der man in ähnlicher Weise bei den andern Fürsten der hellenistischen Zeit begegnet, bethätigte sich in großartiger Weise; mit seinen zahlreichen Nebenanlagen und Hainen umfaßte das königliche Schloß schließlich mehr als ein Viertel des ganzen Stadtterrains. Eine gewaltige Schöpfung war das burgartig emporragende Serapeion, welches monumental eine breite, mit Säulenhallen umsäumte Feststraße abschloß; keine Stadt der Erde hatte ein herrlicheres Bauwerk aufzuweisen. Mit der Anlage der neuen Großstadt war von Alexander Kleomenes betraut worden, der aus ägyptischen Einkünften die Mittel beschaffte; unter seiner Oberleitung waltete der geniale Architekt Deinokrates von Rhodos, ein Mann, der sich mit den großartigsten Entwürfen trug. Er hatte dem König Alexander einst den Riesenplan vorgetragen, den Berg Athos zu einer Statue des Königs auszuarbeiten, die in der einen Hand eine Stadt von 10000 Einwohnern tragen, mit der andern einen Bergstrom in mächtigen Kaskaden ins Meer gießen sollte. Die Insel Pharos war mit dem Festlande durch einen mächtigen Damm aus Quadersteinen verbunden, nach seiner Länge von sieben Stadien (= etwa 1300 m) Heptastadion genannt. Er teilte den Hafen in zwei Bassins, die durch zwei Durchfahrten in Verbindung standen. Auf der östlichen Landspitze, in welche die Insel ausläuft, erhob sich der erste Leuchtturm der Welt, eines der sieben Wunderwerke, welche die Alten aufzählen. Er war in mehreren von Galerien

umgebenen Stockwerken aufgeführt und übertraf die größten Pyramiden an Höhe, seine Flamme warf den Lichtschein 55 km weit über das Meer und zeigte den Weg in den klippenreichen Eingang zum großen Hafen. Trotzdem scheiterten noch viele Fahrzeuge an der Insel, auf der ein altangesessenes ägyptisches Schiffergeschlecht seine Götter um gesegneten Strand bat.

Der Handel Alexandreias.

Frühzeitig zog sich nach Alexandreia der Welthandel, zumal die Ptolemäer selbst eine großartige Handelspolitik trieben. Mit ihrem Getreide versorgten sie die griechischen Landschaften und schlugen die Konkurrenz der südrussischen Handelsplätze, die bis dahin dominiert hatten, aus dem Felde; sie zogen ferner den Handel von Arabien und Äthiopien großenteils nach Ägypten. Ebenholz, Elfenbein, Straußenfedern, Gold und Smaragden aus dem Innern Afrikas, die Gewürze, der Weihrauch, der Balsam, kostbare Hölzer, edle Metalle und Gestein von der Somaliküste, dem Lande Punt, wohin schon unter König Sanchkara der elften Dynastie (Bd. I., S. 110) eine Meerfahrt unternommen war, und von der Küste Jemens wurden nach Alexandreia verladen; aus Indien kamen die reichen Metallschätze, Diamanten, Rubinen, die Wolle der Bäume, der indische Stahl, mit dem man Steine schneiden konnte, die Seidenzeuge, von dem Gespinste der Raupen gemacht. Der direkte indisch-ägyptische Seeverkehr kam erst in der römischen Zeit auf. Unter König Ptolemaios Euergetes II. (146—117 v. Chr.) schon soll ein reicher Mann aus Kyzikos, Eudoxos, die Fahrt über Äthiopien hinaus unter Leitung eines schiffbrüchigen Inders unternommen haben, aber der König beraubte ihn der mitgebrachten Kostbarkeiten; und als ihn unter dem Nachfolger das gleiche Schicksal noch einmal traf, versuchte er von Cadix aus die Umschiffung von Afrika, ungewiß mit welchem Erfolge. Die Vermittelung des Handels zwischen Alexandreia und den europäischen Häfen übernahm Rhodos, von wo auch nach Syrien und den Küsten Syriens regelmäßige Fahrten gingen. Großartige Wasser- und Landstraßen wurden von den Ptolemäern angelegt. Necho hatte bereits an einem Kanal arbeiten lassen, der von dem Nil an das Rote Meer führen sollte; nach Dareios I. stellten ihn Ptolemaios I. und II. her (25 m breit 10 m tief) und schufen eine direkte Wasserverbindung zwischen Alexandreia, dem Hafen des Mittelmeeres, und den südlichen Meeren. Auch wurden die alten Wüstenstraßen, die vom Nilthal an die öde Küste des Roten Meeres führten, erneuert, von Koptos (Kuft) an der äußersten Ostbiegung des Nils nach dem heutigen Kosêr (Weißhafen), nach Myosormos im Nordosten und durch ein wildes Porphyr- und Jaspisgebirge nach Südost, nach Berenike. Adule (Zufa), der natürliche Hafen für Habesch, kam in die Hände der Lagiden. Stationen für die Jagd auf Elefanten, welche man für den Krieg verwenden wollte, lagen sonst noch an der langgedehnten Küste des Roten Meeres. Das arabische Kamel wanderte erst von dieser Zeit an als Lasttier durch die ägyptische Landschaft.

Straßen- und Kanalbauten der Ptolemäer.

Mit Indien scheinen zunächst die Könige Syriens häufiger Beziehungen unterhalten zu haben. So ging Megasthenes wiederholt als Gesandter des Seleukos I. an den Hof des Tschandragupta, Königs des Maurjareiches. In naher Verbindung muß Antiochos II. Theos (261—246 v. Chr.) mit König Açoka, der um 263 zum Buddhismus übertrat, gestanden haben; denn er übernahm von ihm kulturelle Fortschritte, wie Gründung von Heilanstalten, Baumpflanzungen und Brunnenanlagen an den Landstraßen. Aber sonst tritt die Bedeutung des Hellenismus stärker hervor, indem von griechischer Kunst und Dichtung manches im fernen Südlande des Indos Aufnahme fand. Die Gestalten und Erzählungen der Homerischen Dichtung erhielten Eingang in den großen indischen Epen Mahâbhârata und Râmâyana. Sagenstoffe, Erzählungen, äsopische Fabeln wurden von buddhistischen Reisepredigern benutzt; die Achillesferse, Ikaros' Flug, der Raub des Ganymedes, die Bürgschaft des Möros und andres wurde nun Bestandteil der volkstümlichen Weltlitteratur. Die Dramaturgie der Griechen wirkte auf die indische Poesie, die schon selbständig die Nachbildung

Der Verkehr mit Habesch, Arabien, Indien.

menschlicher Handlung erfunden hatte; der Bühnenvorhang heißt der ionische. Griechische Romane und Liebesgeschichten bürgerten sich in Indien ein durch die schönen, musikalisch gebildeten Yavanamädchen, die gern an den indischen Höfen gesehen wurden und mit der Bildung der Hetäre über die altheimischen Künste der Bajadere triumphierten. Wie in Deutschland das französische Adieu, so wurde in Indien der griechische Gruß chairein (in khêran umgeändert) Kennzeichen feiner Gesittung. Ebenso ist die Einwirkung griechischer Baustile und plastischer Gedanken sicher; Eros und Silen haben auch das Herz der Inder gefesselt. In der Wissenschaft sind namentlich griechische Astronomie und Medizin maßgebend geworden. Die Namen für Tinte, Schreibrohr (mela, kalama) und Buch erinnern an die alexandrinische Bücherweisheit.

Industrie in Alexandreia.

Nach dieser Abschweifung über indische Beziehungen erwähnen wir kurz die Bedeutung der Industrie von Alexandreia, dieser Stadt, „wo niemand müßig ging". Leinwand, Glas, Papyrus, Bunt- und Goldwirkerei, Gewebe aller Art, die vielen Erzeugnisse der Kleinkunst, die gerade in Alexandreia zu höchster Blüte kam, glasierte Thonware, Bronzearbeiten, Gefäße aus Silber und Gold bildeten den Ruhm der ägyptischen Fabrikation. Plutos, der Reichtum, ist der Gott von Alexandreia, sagte man im 3. Jahrhundert n. Chr. von der Bürgerschaft: und so ist es in der betriebsamen Stadt wohl immer gewesen.

Charakteristik der griechischen Bevölkerung.

Aber das Leben in der Glut der ägyptischen Sonne wirkte nicht durchaus vorteilhaft auf die Kolonisten. Der Erwerbsinn, der den Griechen seit der Homerischen Heldenzeit eigentümlich war, steigerte sich in Alexandreia zur rastlosen Jagd nach Gewinn. Heißes Rennen und Ringen und Schaffen wechselten ab mit unmäßigem Genuß; diese kaufmännische Gesellschaft verlangte nicht nach edlen geistigen Genüssen, die eine Gedankenarbeit forderten, sondern nach leichter Unterhaltung. Rasend war die Teilnahme für die Rennen, für welche alles vom letzten Mädchen bis zur Königin, vom Stallknecht bis zum König sich aufs höchste interessierte. Tierkämpfe von Hähnen und Wachteln, sprechende Raben und schreibende Elefanten, Affen als Zirkuskutscher fungierend, Akrobaten und andre Spezialitäten, wunderbare Automaten boten der Schaulust immer neue Abwechselung. Nirgends gab es soviel luxuriöse Wirtschaften; der Kanal, der nach dem benachbarten Kanobos führte, einem Hafenorte, wo die Matrosen dreier Weltteile sich ein Rendezvous gaben, war Tag und Nacht von Gondeln belebt, die dorthin zu lärmenden, oft wüsten Gelagen steuerten. Es ist bezeichnend, daß auch die späteren Könige sich gern hierher begaben, um sich von den Strapazen ihres schwelgerischen Hoflebens zu erholen. Polybios läßt uns einen Blick thun in die Seele dieser weltstädtischen Bevölkerung. Der Haß gegen einen allmächtigen Minister und seine Sippe, die unzählige Grausamkeiten und Frevel verübt haben, kommt durch ein zufälliges Ereignis zum Ausbruch. Die Stufen der Tempel, die Dächer, die Straßen und Plätze in der Nähe des königlichen Palastes sind überfüllt von Menschen; auch Frauen und halbwüchsige Jungen beteiligen sich lärmend und schreiend an dem Tumult. Gerade diese Erscheinung rief die Verwunderung der Griechen des Mutterlandes hervor. Altklug und zuchtlos wuchs eine Straßenjugend heran, die in frechem Spott und frivoler Sitte mit den Alten wetteiferte, ihr Witz war ebenso frühreif wie der der Pariser Gamins. Ein trunkener Diener, der die Menge spöttisch haranguiert, wird von zahlreichen Lanzen durchbohrt, der noch zuckende Körper in die Mitte geschleift und unter jubelndem Hohn zerrissen. Die erregte Mordlust verlangt gespannt nach mehr Material. Zuerst wird die Frau des Schuldigen aus einem Tempel, wohin sie sich angstvoll geflüchtet, herangeschleppt und der Masse übergeben. Man beißt und sticht sie, reißt ihr die Augen aus, sie sinkt zu Boden, man reißt die Stürzende in Stücke und zerstreut die Fetzen. Ein andrer Mann wird

mit Steinen und Holzscheiten totgeschlagen, sein junger Sohn von der wütenden Menge erwürgt. So tobten Nachkommen von Hellenen. Freilich besaßen sie auch nicht die heimische geordnete Freiheit, und in unregelmäßigen Stößen mußte sich das angeerbte Oppositionsgefühl Luft machen. Berühmt war die Spottlust der alexandrinischen Bürgerschaft, mit der es in diesem Punkte der Pöbel von Antiocheia allezeit aufnahm. Man ließ sich lieber totschlagen, ehe man einen Witz unterdrückte. Die öffentliche Meinung äußerte sich gern in Mauerinschriften, wie sie in Pompeji zum Vorschein gekommen sind. Hier fand sich die Schmeichelei gegen den König, die der Verfasser vor die Ohren des Herrn zu bringen wußte, ohne auf der Anonymität ängstlich zu bestehen — hier fanden sich kecke, oft cynische Pasquille gegen einflußreiche Männer, köstliche Satiren auf allerlei Narren und Sonderlinge, oft kündete sich hier eine nahende Revolution an.

Die Juden in Alexandreia.

Neben den Griechen trat allmählich stärker das jüdische Element von Alexandreia hervor. Anfangs waren die Juden zwangsweise in der ägyptischen Stadt angesiedelt, dann erfolgten unausgesetzt neue Einwanderungen. Sie bewohnten ursprünglich den Stadtteil Delta, aber man hörte bald klagen, daß sie auch in den übrigen Regionen die besten Geschäftslokale an sich brächten. Die Hafenpolizei gelangte in ihre Hände und somit die Gelegenheit, den eignen Handel zu begünstigen und namentlich die bedeutende Kornausfuhr an sich zu bringen. Ihre rührige Geschäftskunde wird gerühmt, durch ihre Stammesgenossen, die überall verbreitet waren, bekamen sie die besten Nachrichten über die Bedürfnisse des auswärtigen Marktes, und an den Höfen hielten sie bestochene Agenten, um über die Ziele der Politik immer auf dem Laufenden zu sein und danach ihre Geschäfte einzurichten. Jüdische Klugheit war sprichwörtlich, um die Wissenschaft zu bezeichnen, durch künstliche Mittel den Preis eines Handelsartikels in die Höhe zu schrauben. Auf der andern Seite steht die sittliche Strenge, mit der sie am mosaischen Gesetze festhielten, die Zuversicht, mit der sie an ihren Gott glaubten. Das trieb manchen Proselyten in ihre Reihen, ihre Betorte (Proseuchen) und Synagogen erhoben sich stattlich neben den Hellenentempeln. Mancher der vornehmen Juden hielt sich nicht frei von den Modelastern Griechenlands, sie rechneten es sich zur Ehre, an der dionysischen Zechgenossenschaft des Hofes teilzunehmen, die griechischen Tänzerinnen und Sängerinnen wurden ihnen gefährlich, und mochten auch die Weisen über solchen Greuel Jammer erheben, auch die jüdische Jugend drängte sich völlig entblößt zu den griechischen gymnastischen Übungen und gewöhnte sich an die verlockenden Bilder der üppigen fremden Kultur. Das Verhältnis der Juden zu den Eingeborenen war wenig freundlich; hier machte sich der alte Stammeshaß geltend. Die Völker im Osten, die öfter in Ägypten Einfälle gemacht, traf der besondere Abscheu der Eingeborenen. Der Erzpriester Manetho erzählte in seiner Königsgeschichte, unter König Ramses sei aussätziges Gesindel aus dem Lande vertrieben worden, das seien die Väter der Juden. Die jüdischen Schriftgelehrten replizierten, das sei erlogen, bei ihrem Auszuge aus Ägypten sei eine Menge ägyptischer Fellachen und Sklaven mitgelaufen; um sie zur Reinheit zu erziehen, habe Moses vierzig Jahre lang in der Wüste bleiben müssen. Gegen die ägyptischen Religionsbräuche richteten sie ihre Angriffe, die von einer gesunden Intoleranz zeugten, aber mit einem so kalten, verletzenden Spott ausgeführt wurden, daß man den Haß der Gegner begreift. Wie sehr fehlte dem Judentum die warmherzige Humanität der Griechen. Am Hofe wußten sich die Hebräer durch ihre Intelligenz und ihre Fügsamkeit angenehm zu machen. Das war doch eine gebildete Bevölkerungsklasse, die nicht immer wie die Griechen räsonnierte oder wie die Makedonier revoltierte. Am Hofe Philometors treffen wir den flüchtigen Sohn des Hohenpriesters Onia als General, und unter seinem Nachfolger eine Jüdin in der Stellung einer Pompadour.

Annäherung der Juden und Griechen.

Auch zu den Griechen traten die Juden zunächst in freundliche Beziehung, frühzeitig nahmen sie ihre Sprache an, es war eine Notwendigkeit für einen handeltreibenden Stamm; denn am Mittelländischen Meere war Griechisch die Weltsprache und wurde überall in Hafenplätzen verstanden. Ja, viele vergaßen so vollständig ihre Volkssprache, daß es notwendig wurde, ihre heiligen Schriften ins Griechische zu übersetzen, wiewohl die Rabbinen Jerusalems dagegen eiferten, daß die Offenbarung, die Gott auf dem Sinai in hebräischer Sprache gegeben habe, in die Sprache Japhets übertragen und durch die Niederschrift auf die Haut unreiner Tiere entweiht werde. Ich übergehe die Legende von den siebzig Dolmetschern, die unabhängig diese Übersetzung zustande gebracht haben sollen, welche nach ihrer Zahl Septuaginta genannt wird; die ältesten Stücke werden in die Zeit des zweiten Ptolemäers gesetzt (284 bis 247 v. Chr.). Wenn wirklich der erste Ptolemäer, beraten von Demetrios von Phaleron, die Übersetzung selbst angeordnet hat, so hat er den weitsichtigen Geist Alexanders gerade hier bethätigt; in griechischer Sprache sollten die Gedanken aller Welt zugänglich sein, alle Völker sollten in dieser gemeinsamen Sprache miteinander verkehren und ihre geistige Habe austauschen, um den Besitz der ganzen Menschheit zu mehren. Die Dankbarkeit der Juden gegen die Ptolemäer war berechtigt, sie erhellt auch aus der interessanten Rücksicht, welche in der höflichen Übersetzung auf das Herrscherhaus genommen ist. Der Ahnherr der Ptolemäer hieß makedonisch Lagos, was griechisch auch Hase bedeutet. Um nun nicht dies dem Juden unreine Tier mit einem Namen zu bezeichnen, der den Ptolemäern teuer war, erfand man als zoologische Benennung das Wort Dasypus, der Rauhfuß. Aber mochte sich auch so Kleinliches, so falsch Wundersüchtiges an diese Übertragung anheften, sie hat Großes geleistet in der Annäherung der orientalischen und occidentalischen Gedanken. Zunächst waren allerdings die Griechen noch weit davon entfernt, an den einfach großen Psalmen sich zu erheben, der Hymnus, den ein Athener für den Apollon in Delphi dichtete (der Stein mit Text und Notenschrift ist 1894 aufgefunden worden), bewegt sich völlig im alten Geleise des Gottesdienstes, und die Hymnen des Kallimachos, welche die weihevollen Klänge der Nomenpoesie in Alexandreia erneuern wollten, verraten häufig den höfischen Schmeichelton und die Neigung zum Genrebild, welche die Götter in niedere Sphären herabzieht. Viel eher lernten Juden, tadellose Hexameter zu schmieden und glatte jambische Verse aus den Ärmeln zu schütteln. Die Erzählungen des Alten Testaments wurden bald als Epos, bald als Drama behandelt zum Entsetzen der Orthodoxie; und ihr Wunsch wenigstens äußerte sich in dem Gerücht, die Dichter seien für diese Entheiligung mit Blindheit oder Wahnsinn geschlagen worden. Mit besserem Erfolge vertiefte sich der grübelnde Verstand der Juden in die griechische Philosophie. Hier fanden sich genug Berührungspunkte: der Gott, der in reiner Jenseitigkeit die Berührung mit der Welt flieht, der Fall der Seele, die hier im Kerker des Leibes eingeschlossen ist, um alte Vergehungen zu büßen, die Klagen über die Verderbtheit der menschlichen Natur, das stimmte zu den Vorstellungen der jüdischen Bücher; auch die Sehnsucht, unmittelbare Gewißheit von dem Walten und Wesen der Gottheit durch Erhebung des Geistes zu gewinnen, war dem Juden verständlich.

Alexandrinische Religionsphilosophie.

Aus diesen Studien erwuchs eine besondere Religionsphilosophie, die von dem Gedanken ausging, Gott, der selbst getrennt ist von dieser Welt, offenbare sich in der Welt durch eine besondere göttliche Kraft, durch den Logos oder das Wort. Das Schaffen und Wirken Gottes wird in der Bibel nur als ein Reden Gottes bezeichnet, Gottes Wort ist es also, durch welches das Chaos zur Welt wird. Dieses Wort Gottes, der Logos, wird zur selbständigen Persönlichkeit gemacht und erhält die Bedeutung der Weltseele, er ist der Weltbildner und der Mittler zwischen

Gott und der Welt, an ihn wendet sich dann das Erlösungsbedürfnis der Menschen, das aus dieser Welt des Bösen emporstrebt zum heiligen Reiche des Guten, Reinen, Vollkommenen. In dem jüdischen Peripatetiker Aristobulos, der um 160 v. Chr. lebte, im Buche der Weisheit sehen wir eine Weltauffassung heranwachsen, die in Philon (geb. 25 v. Chr.) ihren Abschluß innerhalb des alexandrinischen Judentums erreicht. In den spätesten Versuchen der griechischen Philosophie selbst, deren innerster Grundtrieb eben jenes Verlangen nach Erlösung war, das durch Christus seine Befriedigung erhalten sollte, sind die Einwirkungen orientalischer Denk- und Lebensweise mächtig. Wenn das Judentum die Verwandtschaft seines Glaubens mit den Ideen der Akademie und der Stoa lebhaft herausfühlte, so war es nicht im stande, anzunehmen, daß unabhängig von einander der Glaube in Palästina und der Gedanke in Hellas entstanden seien. Sein Glaube war Offenbarung, er mußte also früher entstanden sein als jede auswärtige Philosophie. So ergab sich von selbst, daß die Juden behaupteten, die griechische Philosophie habe ihre Weisheit aus den heiligen Schriften entnommen, gerade so, wie die ägyptischen Priester in ihrer Eitelkeit alles hellenische Wissen gern als einen Ausfluß ägyptischen Wissens betrachteten. Musaios, der sagenhafte Sänger der griechischen Vorzeit, wurde nun dieselbe Person wie Moses. Die merkwürdigsten Erklärungen wurden aufgeboten, um zu beweisen, daß Homer, der den Griechen ihre Bibel gegeben habe, Moses gelesen habe, und an Moses hatte sich auch Platon gebildet. Ihrem frommen Glauben halfen allerdings die jüdischen Gelehrten mit offenbarer Fälschung nach, indem sie in die umlaufenden Schriften, die man dem Orpheus andichtete, z. B. die Behauptung einschmuggelten: „nur der wassergeborene Moses hat Gott erkannt, den andern ist der Geist vom Nebel verhüllet“. Philon.

Wissenschaft und Dichtung in Alexandreia und Pergamon.

Diese letzten Erörterungen haben uns bereits auf das Gebiet geführt, das den Namen Alexandreia zu einem glänzenden in der Geschichte der Weltkultur gemacht hat: das der wissenschaftlichen Arbeit. Die Wissenschaft in Alexandreia.

Das bedeutendste Institut, das die Ptolemäer an ihrem Hofe ins Leben riefen, war das Museum, womit die Gründung der großen Bibliotheken in Verbindung stand, in denen zum erstenmal in der umfassendsten Weise angesammelt wurde, was Kunst und Wissenschaft bis dahin geschaffen hatten, ein unvergleichlicher Schatz für weitere Studien. Der erste Ptolemäer erkannte mit klarem Verständnis für die Elemente der Kultur, daß er nur dann Alexandreia zu einem Mittelpunkte der neugestalteten Welt machen könne, wenn er die Träger der Überlegenheit Griechenlands, die Gelehrten und Weisen, an seinen Hof fesselte. Die fruchtbarsten Ideen brachte von Athen der flüchtige Demetrios von Phaleron, der universal gebildete Peripatetiker, der dem Könige den Gedanken nahe legte, für die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie Aristoteles als ein großes Ziel vor Augen gestanden hatte, eine gesicherte Stätte zu schaffen. Unter Philadelphos (285—247 v. Chr.) gedieh der Plan zu völliger Reife. Platon hatte seine mitstrebenden Anhänger und Schüler zu einem Vereine zusammengefaßt, der sich in der Form der Religionsgenossenschaft konstituiert hatte und in einem Heiligtum der Musen seine geweihte Stätte besaß. Nach dem Vorbilde der Akademiker hatten die übrigen Philosophenschulen sich eine staatlich anerkannte Ordnung gegeben, und nach dem gleichen Muster wurde das alexandrinische Museum gestiftet. Es war ein Teil der Königsburg, hatte schattige Baumgänge, eine offene Halle zu gemeinsamer Besprechung, Wohnräume und ein großes Speisehaus. Eigne Fonds sicherten den Bestand der Anstalt, die Mitglieder bezogen bestimmte Gehälter, der Vorstand war Musenpriester. Sie waren zu keinerlei Dienstleistung verpflichtet und Das Museum. Die Bibliotheken.

konnten sich ungestört ihren Studien hingeben; die meisten übten aber zugleich eine große Lehrthätigkeit, für manche Zweige der Wissenschaft war die Anstalt lange die hervorragendste oder gar einzige Universität. Der Spott der Satire traf auch die gelehrten Herren des Museums, die in manchem heftigen Streit aneinander gerieten: „dort füttert man eine sonderbare Sorte Vögel, Büchervögel, sie krähen in unendlichem Streit, im Hühnerkorb in Alexandreia." Eine der wichtigsten Aufgaben der Museumsgelehrten war, die angehäuften Buchschätze zu ordnen und zu registrieren. 532800 Bücherrollen wurden zwischen 288 und 240 v. Chr. gezählt, davon kamen 90000 in eine zweite Bibliothek, die zu dem Serapeion gehörte; auf 900000 war die Zahl gekommen, heißt es, als 47 v. Chr. bei der Belagerung Cäsars die große Bibliothek im Brucheion und mit ihr unwiderbringlich viele Schätze antiker Wissenschaft verloren gingen. Zum Ersatz schenkte Antonius der Kleopatra die Bücherssammlung (200000 Rollen), welche die Fürsten von Pergamon zusammengebracht hatten. Das fernere Schicksal der Bibliotheken ist nicht völlig sicher, jedenfalls fand Omar 624 n. Chr. nicht soviel zu verbrennen, wie die geschichtliche Sage gewöhnlich erzählt. An die Arbeit der Katalogisierung knüpfte sich von selbst die litteraturgeschichtliche Aufgabe, die Zeit und die Lebensumstände der Autoren zu erkunden, die unechten Werke auszuscheiden, die der buchhändlerische Betrieb oder der Irrtum einem berühmten Namen zugewiesen hatte, die zeitliche Folge der Dichter und der Dichtwerke u. dergl. festzustellen. Der alexandrinische Katalog war eine Art catalogue raisonné, er enthielt biographische und litterargeschichtliche Angaben, war die erste Litteraturgeschichte und bildete eine reiche Quelle der Belehrung für die späteren Gelehrten.

Der große Katalog.

Die Bibliothekare.

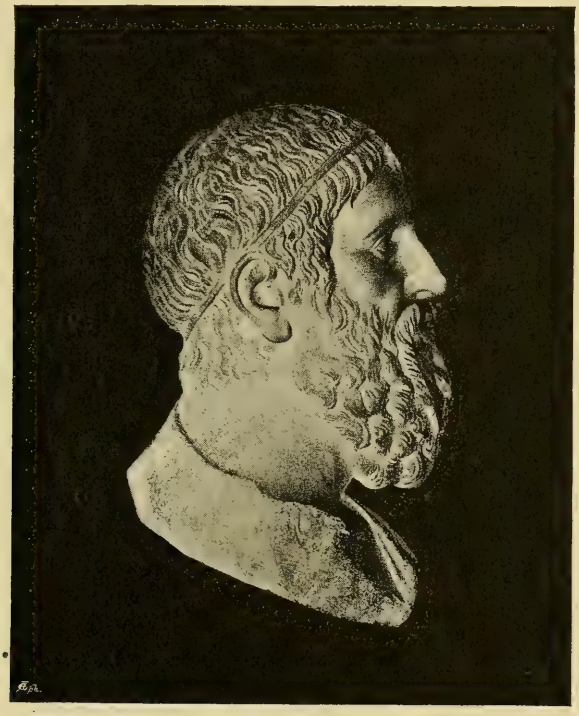
Die großen Bibliothekare sind Zenodot mit seinen Gehilfen Alexander aus Ätolien und Lykophron, welche die epische, lyrische und dramatische Poesie behandelten, nach ihnen der als Dichter besonders gefeierte Kallimachos, der den großen Katalog zusammenbrachte, weiter der vielseitige Eratosthenes von Kyrene, die Philologen Aristophanes von Byzanz (seit 193 v. Chr.) und dessen Schüler Aristarch von Samothrake (230—158 v. Chr.). Die beiden letzten sind die Begründer der eigentlichen Philologie, oder antik gesprochen, der Grammatik, indem sie methodisch die Erklärung der Dichter, voran Homers, gefördert haben. Eratosthenes hatte gelehrt, Homer nur als Dichter, nicht als Lehrer von Geschichte und Geographie und andern wissenswürdigen Dingen anzusehen, Aristarch war überzeugt, daß nur „Ilias" und „Odyssee" homerisch seien, daß die Erzählungen über Homer Fabeleien seien, daß die Homerischen Gedichte im Laufe der Jahrhunderte schwere Entstellung erfahren hätten. Eindringende Kritik verwandte er auf die Herstellung und die Erklärung des Textes. Waren die Vorgänger zugleich Dichter, so waren die letzteren Männer einer nüchternen exakten Forschung ergeben, sie erst erhoben die Grammatik zum Range einer Wissenschaft. Alle diese Männer beschränkten sich nicht darauf, die Formen der Sprache zu untersuchen und dunkle Wörter zu erklären, sondern waren gleich ausgezeichnet in der Erläuterung der verschiedenen Seiten der Kultur in Staat und Religion, in Sitte und Brauch. Aristarch hatte einen großen Schülerkreis um sich versammelt, 40 Gelehrte werden genannt, die von ihm die Anregung zu wissenschaftlicher Arbeit erhielten. Die erste griechische Grammatik verfaßte Dionysios der Thraker.

Die Philologie.

Die Gelehrten in Pergamon.

In Gegensatz zu den Grammatikern von Alexandreia traten vielfach die pergamenischen Gelehrten. Nachdem schon die Gründer des kleinen Reiches von Pergamon Beziehungen zu hervorragenden Philosophen und Schriftstellern, besonders athenischen, unterhalten hatten, kam es schließlich zu der Gründung einer Bibliothek und zur Berufung bedeutender Gelehrter. Nach Pergamon ist das Pergament genannt, aber eine Fabel ist es, daß man zu dieser Erfindung, Tierhäute für Schreibmaterial zu präparieren, gekommen

sei, weil die eifersüchtigen Ptolemäer, die den Attaliden keine große Bibliothek gönnten, den Export des Papyrus aus Ägypten verboten hätten. Wenn man in Alexandreia die gesetzmäßigen Bildungen der Sprache aufsuchte und wohl auch die sprachlichen Erscheinungen in die gefundenen Regeln zwängte, so gingen in Pergamon Männer, die der Stoa angehörten, zu der noch viel mehr einseitigen Behauptung über, in der Sprache führe die Willkür, das Ungleichmäßige die Herrschaft. Der hitzige Vertreter dieser Ansicht war Krates von Mallos, der sich gern als ästhetischen Kritiker bezeichnete und durch die allegorischen Kunststücke berüchtigt ist, mit denen er in Homer, den Lehrer aller Weisheit, die ganze Erkenntnis seiner eignen Zeit und seiner eignen Schule hineindeutete. Krates brachte die grammatischen Studien im Jahre 133 nach Rom.



136. Archimedes.
Büste im Saale der Philosophen des Kapitols zu Rom

Der Geist der Alexandriner, welcher der Phantasie den Spielraum bei der Erkenntnis der Thatsachen einschränkte und Beobachten, Rechnen, Messen und Wägen in ruhiger Besonnenheit sich zum Grundsatz machte, erscheint noch mächtiger in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Die Reihe der großen Mathematiker eröffnet Eukleides, der unter dem ersten Ptolemäer in Alexandreia weilte und die bisher gefundenen Sätze der Arithmetik und Geometrie zu einem Lehrgebäude zusammenfaßte (um 300 v. Chr.), das noch heute nicht ganz sein kanonisches Ansehen eingebüßt hat. Bekannt ist sein stolzer Freimut, den er auch im höfischen Verkehr nicht verleugnete. Ptolemaios Soter bat ihn um ein Hilfsmittel, seine Lehrsätze leichter zu verstehen, da erwiderte er: „In der Mathematik gibt es keine Königsstraße!“, womit er auf eine Straße in Alexandreia anspielte, die nur für die königliche Familie betretbar war. Außerhalb dieses gelehrten Kreises stand Archimedes von Syrakus (287—212 v. Chr.), der

Mathematik und Naturwissenschaft.

Eukleides.

Archimedes.

durch seine Arbeiten über Kreis, Kugel und Cylinder nicht minder den ersten Meistern seiner Wissenschaft sich anreiht, wie durch seine großen Entdeckungen über Statik, hydraulischen Druck, das spezifische Gewicht, die Hebelkraft und durch die Erfindung des Flaschenzuges und der Wasserschraube, durch die Anfertigung eines sehr künstlichen Himmelsglobus, durch die Herstellung von Kriegsmaschinen unsre Bewunderung gewinnt. Bekannt sind seine epigrammatischen Worte: „Gib mir einen Punkt, auf den ich treten kann, und ich will die Erde bewegen", womit er das Gesetz des Hebels in seiner riesigen Tragweite verkündete. Sein Heureka: „Ich hab's gefunden" ist noch immer sprichwörtlich; er rief es, als er im Bade die Gewichtsveränderung der Körper im Wasser auffand. Als Greis leistete er während der Belagerung von Syrakus durch die Römer mit seinen Maschinen die größten Dienste. „Störe mir meine Kreise nicht", waren seine letzten Worte, als ein römischer Soldat wild in sein Zimmer stürmte und sein Leben bedrohte. Das Bild des weltverlorenen Denkers ist er geblieben. In der Mathematik ragte Apollonios von Pergai in Pamphylien durch seine Theorie der Kegelschnitte hervor, als Mechaniker Ktesibios und Heron. Der erstere schuf die hydraulische Presse und Wasseruhr, die Feuerspritze; die Erinnerung an den letzteren hält die Physik im Heronsballe fest, er hatte bereits eine Vorstellung von der Kraft des Dampfes und den Wirkungen des Luftdruckes und glänzte als genialer Erfinder in Kriegsmaschinen und allerhand Automaten.

Apollonios.

Ktesibios. Heron.

Im allgemeinen umfaßte die Wissenschaft der Alten „eine auf Experimente begründete Einsicht" in die Grundlagen der Akustik, der Optik, der Statik, der Lehre von den Gasen und Dämpfen. Daß sie Instrumente benutzte, um zu sicheren Beobachtungen zu gelangen, daß sie das Experiment mit bewußter und induktiver Methode befolgte, macht ihren Ruhm aus vor den früheren Kulturvölkern; damit ist sie königlich der Forschung unsrer Zeit vorangegangen.

Grundzug der Forschung.

Die Fortschritte der Mathematik kamen der Astronomie zu gute, welche auch die langjährigen Beobachtungen, die in den Tiefebenen des Euphrat und Tigris und des Pharaonenreiches am Sternenhimmel gemacht waren, zu ihren Entdeckungen ausnutzen konnte. Euklid schrieb auch die Elemente der Himmelserscheinungen in engem Anschluß an einen Vorgänger. Ein genialer Gedanke Aristarchs von Samos war es, alle die Schwierigkeiten, welche die Erklärung der Bewegungen der Himmelskörper machte, kühn damit zu beseitigen, daß er die Erde aus dem Mittelpunkte der Welt herausrückte und nebst den Planeten um die Sonne kreisen ließ. Schon vorher hatte man die Achsendrehung der Erde angenommen und einige Trabanten wenigstens der Sonne zugewiesen. Aber die Idee Aristarchs gewann nicht die Herrschaft im Altertum, im allgemeinen blieb man bei der Hypothese stehen, für die beweglichen Himmelskörper ein System von Sphären aufzustellen, das der Erde ihren alten Rang beließ. Das lebhafte Interesse, das die hellenistische Zeit an astronomischen Kenntnissen nahm, zeigt uns das Lehrgedicht des Aratos, das vielfach kommentiert wurde. Der genialste aller Gelehrten des Altertums auf diesem Gebiete war Hipparchos von Nikaia (in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr.), dessen Sternkatalog besonders berühmt war und der unter anderm das Vorrücken der Nachtgleichen entdeckte. Das Hauptwerk, welches die alexandrinische Astronomie lieferte, war das große Handbuch des Claudios Ptolemaios, der in der Zeit Marc Aurels (161—180 n. Chr.) lebte. Für das gesamte Mittelalter bis auf Kopernikus blieb seine Darstellung, das Ergebnis der ununterbrochenen Arbeit der Alexandriner, die Höhe des erreichten Wissens; die arabische Übersetzung hat den Namen Almagest für die Leistung der griechischen Forschung populär gemacht.

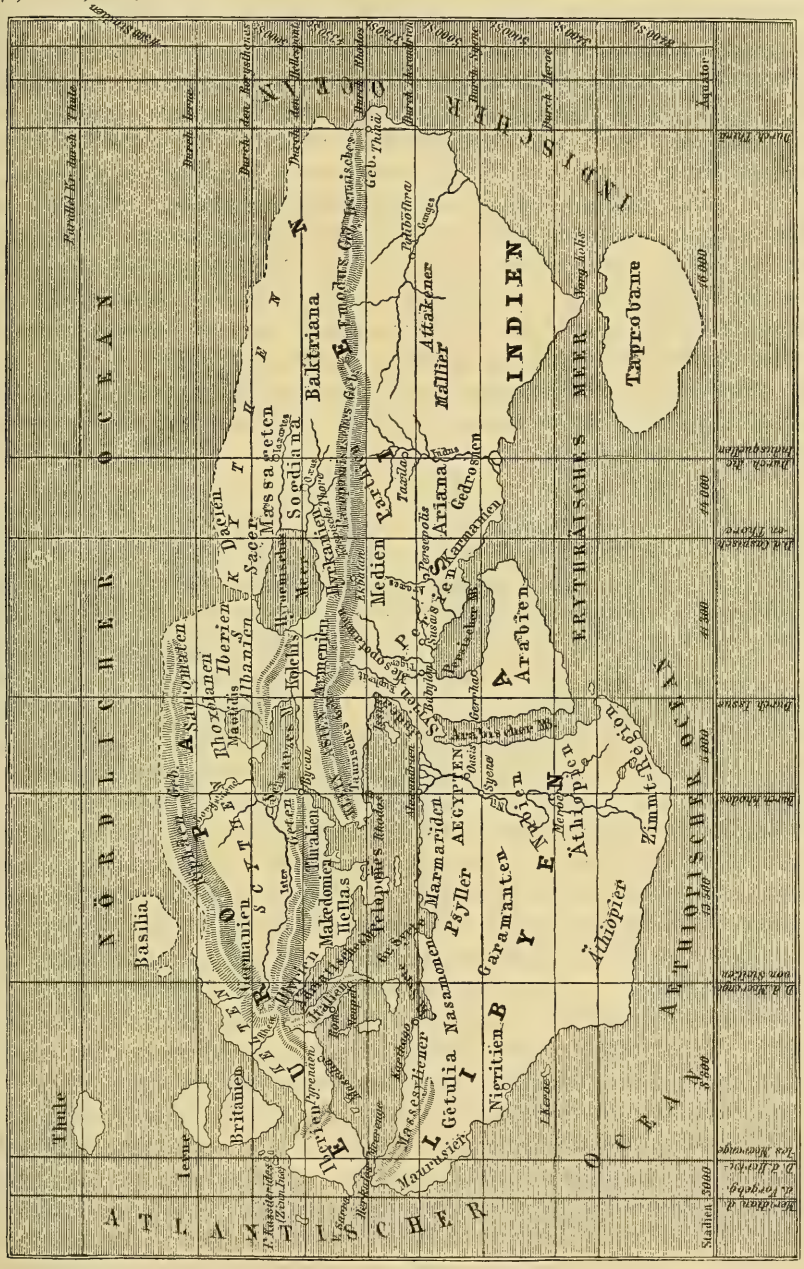
Astronomie.

Aristarchos.

Aratos' Lehrgedicht. Hipparchos.

Ptolemaios.

Von dem Zeitalter Alexanders des Großen datiert ferner der Aufschwung der **Geographie.** Seine Eroberungen hoben den Schleier von den weiten Ländern des Orients, die man bisher nur notdürftig gekannt hatte, jeder Heereszug, jede kaufmännische Fahrt, jede Stadtgründung brachte neue Nachricht und gab dem lebhaft Geographie.



137. Erdkarte nach dem Entwurfe des Eratosthenes.

gesteigerten Interesse für Länder- und Völkerkunde neue Nahrung. Die Begleiter Alexanders hatten die ersten Nachrichten über das innere Asien gegeben, wie Kallisthenes, Nearch, der als Admiral der indischen Flotte über seine Fahrt längs der persischen und indischen Küste berichtete, Onesikritos, dessen Obersteuermann, u. a. Aber diese

Nachrichten wurden in Schatten gestellt, vielfach erweitert und berichtigt durch die systematischen Forschungen, welche von den Seleukiden und Ptolemäern ausgegangen sind und über die Südufer des Kaspischen Meeres, die indischen Länder, über die Gebiete südlich von Ägypten neue Aufschlüsse gaben. Während von dieser Seite das Dasein des östlichen Ozeans verkündet wurde und der Zusammenhang des Weltmeeres im Norden als Möglichkeit auftauchte, förderte ein einzelner unternehmender Mann, der Bürger
Pytheas der Griechenstadt Massilia, Pytheas, die Kenntnis der westlichen und nördlichen Küsten Europas; bis über die Elbemündung dehnte er seine Reisen aus, indem er die Verkehrswege des alten Zinn- und Bernsteinhandels benutzte. Er stellte auch die Umrisse Britanniens fest, an verschiedenen Punkten maß er die Sonnenhöhen, hinter der Nordinsel Thule nahm er eine Region des gefrorenen Meeres an. Alle diese Berichte sammelten sich in der Bibliothek zu Alexandreia, hier konnte der Versuch gemacht werden, die Geographie neuzubearbeiten auf Grund der allmählich zur Herrschaft gelangten Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde. Nachdem schon der Schüler des Aristoteles, Dikaiarch, auf diesem Wege vorausgeschritten war, unternahm die Arbeit
Eratosthenes. der vielseitige Gelehrte Eratosthenes von Kyrene (276—194 v. Chr.), der als Dichter, Grammatiker, Litteraturhistoriker, Chronolog, Mathematiker, Astronom thätig und auf allen Gebieten ein Meister gewesen ist. Bahnbrechend waren vor allem seine Leistungen in Chronologie und Geographie.

Seine erste Aufgabe war der Entwurf einer Erdkarte. Er wußte, daß am längsten Tage die Mittagssonne einen Brunnen in Syene (jetzt Assuan) voll erleuchtete, also keinen Schatten warf; er fand mit Hilfe des in Alexandreia üblichen Stundenmessers, daß zur gleichen Zeit in Alexandreia der Mittagsschatten den 50. Teil eines Kreisbogens betrug; er entnahm aus den sorgfältigen Vermessungen der Landesverwaltung die Thatsache, daß die Entfernung zwischen Syene und Alexandreia 5000 Stadien (= 184,97 m) betrug, und da er beide Orte unter denselben Meridian verlegte, so fand er durch weitere Berechnung, daß diese Strecke der 50. Teil eines Mittagskreises (= 7° 12′, um 5,5′ zu groß) sei. Er nahm also an, daß der ganze Erdmeridian 250 000 Stadien enthalte. Für die Längenberechnung, bei der man auf die Beobachtung von Sonnenfinsternissen angewiesen war, fehlte es aber an hinreichenden Beobachtungen. Immerhin war der Weg für wissenschaftliche Feststellung der Erdoberfläche erkannt. Neben der großen Insel des bekannten bewohnten Landes nahm Eratosthenes noch andre im Weltmeere liegende Festländer an. Namentlich der Süden unsrer Hemisphäre war seiner Zeit noch wenig bekannt, die Zeit des Römerreichs hat die Schranke geographischen Wissens noch erweitert.

Hipparchos und Ptolemaios. Großartige Ziele faßte nach Eratosthenes noch der Astronom Hipparch ins Auge (s. oben), „er muß es für möglich gehalten haben, eine vereinsmäßige Gesamtarbeit anzubahnen, um zu brauchbaren Nachrichten zu gelangen, aus denen sich die Breite der Orte bestimmter ableiten ließ. Aber einen solchen Erfolg haben seine Bemühungen nicht gehabt". Daß auch auf dem Gebiete der Kartographie Ptolemaios einen Höhepunkt bezeichnet, wird später noch angegeben werden.

Medizin. Die wichtigste Förderung erhielt in Alexandreia das Studium der Medizin, nachdem es früher besonders in den Schulen der „Asklepiaden" in Knidos und in Kos, aus welcher der große Hippokrates hervorging, Pflege gefunden hatte. Schon in der Zeit des ersten Ptolemäers begann Herophilos seine Thätigkeit, der sich in seinen Arbeiten gern an Hippokrates anschloß. Er machte die sorgfältigsten Untersuchungen über den Bau des Körpers, menschliche Leichen wurden von ihm zergliedert, während man sich ehedem mit Tierleichen hatte begnügen müssen, um das Innere des Leibes kennen zu lernen. Die Ptolemäer lieferten rücksichtslos dem Forschungseifer der Anatomen sogar Verbrecher zur Vivisektion aus, damit sie an deren lebenden, noch unveränderten Körpern ihre Beobachtungen machen könnten. Man beschrieb und faßte die Bedeutung der einzelnen Körperteile. So kühn war die Chirurgie, daß der Operateur die Bauchhöhle öffnete, um dem leidenden Organ unmittelbar Hilfe zu bringen. Neben Herophilos ragte als Anatom der Leibarzt des Königs Seleukos, Erasistratos, hervor. Beide

Männer begründeten Schulen, die lange im Altertum bestanden haben. Den Dogmatikern, welche aus allgemeinen theoretischen Ansichten die Ursachen der Krankheiten entwickelten, traten die Empiriker entgegen, die auf Anatomie wenig Wert legten und durch Beobachtung und Analogieschluß der praktischen Heilkunde große Dienste erwiesen.

Botanische und zoologische Gärten.

Mit dem Museum in Alexandreia waren auch die ersten botanischen und zoologischen Gärten verbunden. Indische und europäische Pflanzen suchte man zu akklimatisieren. Da staunte man die hochhalsigen Tiere an, die auf den Hinterfüßen zu sitzen schienen, während sie auf den vorderen standen, die Kamelpanther (Giraffen), die Nilpferde mit ihrer schwieligen Haut, wilde Büffel, rasche Antilopen, Gazellen, Löwen, Panther, Elefanten, von deren Fang die Jäger die seltsamsten Geschichten zu erzählen wußten. Das Familienleben und die Streitigkeiten der Affen aus den Urwäldern Afrikas machten auch der Neugier jener Zeit das größte Vergnügen.

Populäre Schriften über Naturgeschichte.

Gerade in der Naturgeschichte machte sich die Vorliebe für alles Wunderbare und Abenteuerliche, die in der Zeit lag, geltend. Neben der exakten Wissenschaft lief eine Unterhaltungslitteratur einher, die allerhand Kuriositäten und Fabeln sammelte und oft dem rohesten Aberglauben diente. Die Naturwissenschaft war nicht im stande, der großen Masse des Volkes oder auch nur der Gebildeten einen festen Halt zu geben; vielmehr blieben die Rhetorik, welche bei dem Mangel an großem politischen Leben oft in leeres Phrasengeklingel ausartete, und die Philosophie, die oft genug einer orthodoxen Dogmatik verfiel und die ethische Seite bevorzugte, im Vordergrunde des Interesses.

Der kosmopolitische Charakter der Wissenschaft.

Die exakte Wissenschaft ist international; sie braucht nicht aus einem kraftvollen Volkstume ihre Nahrung zu ziehen. Reiche Mittel müssen ihr zur Verfügung stehen, wo sie ihre Arbeiten zu großen Zielen führen will. Gern sitzt sie dort, wo die Wellen des großen Weltverkehrs sie erreichen, und sie empfängt auch gern die Anregung aus politisch thätigen Kreisen, die dem Gespräche interessanten Stoff zuführen. Die Gelehrsamkeit scheut die Berührung mit einer großen, verständnislosen Menge, die jeden wie ihresgleichen behandelt, und sonnt sich wohl in dem Lichte hoher, Ehren und Auszeichnungen verleihender, freundlich teilnehmender Herren. Diese Gunst ward der Wissenschaft in Alexandreia. Aber wenn auch das hellenische Altertum ihr bestes Arbeitsfeld war, wenn sie auch jede Erinnerung der hellenischen Geschichte sorglich sammelte und registrierte, sie war doch im ganzen kosmopolitisch gesinnt. Vorurteilslos, wie sie die Erscheinungen der Natur prüfte, betrachtete sie auch die Volkselemente, die sich auf dem Weltmarkte Alexandreia drängten, und Eratosthenes war gewiß nicht der einzige, der bei den Indern und Arianern auch feine Bildung und in Rom und Karthago sogar überlegene politische Klugheit fand. Nicht Barbar und Hellene, sondern gut und schlecht machten für ihn den Unterschied in der Menschheit.

Die Poesie in Alexandreia.

Nicht ebenso günstig war der Boden der Weltstadt für eine Entfaltung der Poesie. Die echte Dichtung wächst nur aus der Wurzel eines starken Volkstums; aber auf dem Neuland von Alexandreia konnte keine urwüchsige Dichtung erstehen. Was das Bedürfnis eines prachtliebenden Hofes, einer feingebildeten Gelehrtenklasse, eines reichen Bürgertums, das nach der heißen Arbeit um Gewinn Unterhaltung suchte, fordern konnte, das ward von den immer noch zahlreichen Talenten befriedigt. Der große Zug war aus dem Leben geschwunden, selbst Alexander hat die Poesie seiner Zeit nicht zu machtvollen Schöpfungen hinzureißen vermocht, und nur in den Märchenträumen des Orients ward er mit dem Zauber poetischen Glanzes umhüllt. Was die griechische Volksseele in sich getragen hatte, war ausgesprochen. Wie die Griechen nicht mehr von dem politischen Leben angezogen wurden, so nahm auch das Privatleben die Dichtung in Anspruch; das beste, was sie noch zu geben hatte, war die

Die Komödie. jüngere attische Komödie. Dramatische und musikalische Aufführungen erhöhten auch in Alexandreia den Genuß des rasch dahintreibenden Lebens. Zur Staffage der Zeit gehören die dionysischen Künstler, die sich zu Genossenschaften vereinigt hatten und auf Bestellung in Trupps von Ort zu Ort zogen, um Festspiele aufzuführen. Menandros ward von Athen dorthin eingeladen, aber der geistreiche Dichter fand es behaglicher auf seinem Landgute und bei seiner Glykera, und so mußte man darauf verzichten, die Premieren der komischen Muse in Alexandreia auszukosten. Nur Machon brachte den „scharfen Thymian" seiner Kunst in die neue Stadt. Glänzende Wettkämpfe tragischer Dichtungen veranstaltete Ptolemaios Philadelphos. Meist wurden die alten Stücke umgearbeitet, sie boten immer noch die dankbarsten Aufgaben für die gesteigerte Virtuosität der wandernden Dionysoskünstler.

Die Tragödie. Vorübergehend ging am Himmel Ägyptens auch eine Plejade (Siebengestirn) von Tragikern auf, aber Fixsterne waren es nicht, nur die Namen weiß man von diesen verblichenen Lichtern. Besser sorgte für das großstädtische Publikum eine Reihe von Poeten, die zu leichtfertigen Balletts noch leichtfertigere Verse schrieben, die unbedenklich das Bedenklichste sagten. In dem üppigen Tarent, wo die Lebensverhältnisse ähnliche waren, kam die Kunst der Phlyaken (Spaßmacher) zur Ausbildung; Rhinthon, eines Töpfers Sohn, schuf das seltsame Genre der Scherztragödie. Die Stimmung zu parodischen Versen war überhaupt vorhanden, und in pompösen Worten die Genüsse des Mahles einer Zeit zu schildern, die nach dem Schwinden lebhafter politischer Kämpfe sich an die reichbesetzten Tafeln setzte, war in der Komödie eine beliebte Episode; es wurde aber auch Selbstzweck, „von der Sardelle, der Genossin des Triton, und der süßen Amme des Dionysos, der Traube", zu erzählen. Von den gelehrten Lesedramen der Zeit ist uns ein Stück erhalten, das durch seine Dunkelheit und Schwierigkeit sich den Pädagogen als Schulbuch empfahl: die „Kassandra" (Alexandra) des Lykophron. Nur einen Akt enthält die Tragödie, ja eigentlich nur in einer Szene die Erzählung düsterer Prophezeiungen, vorgetragen in einer wahren Runensprache, ausstaffiert mit den entlegensten Bezeichnungen für Götter und Helden, voller Anspielungen auf die seltensten Mythen, zum Vergnügen für den gescheiten Leser, der immer wieder auf wahre Raritäten der Gelehrsamkeit stößt und von einem Rätsel zum andern wandert.

Dramatische Nebenarten.

Das Epos. Erfolgreicher wurde die epische Dichtung angebaut. Auch hier mußte der fremde Stoff einen Teil des Reizes ausmachen. Erhalten sind die vier Gesänge des Apollonios von Rhodos über die Fahrt der Argonauten, die durch allerlei seltsame Abenteuer und durch die Heimkehr der Helden auf fernen Meeren ausgeschmückt ist. Die Dichtung hat keine epische Größe, sie versteht nicht, ein lebensvolles, mächtiges Bild von den Helden zu geben, und zeigt oft mehr, daß der Verfasser viel weiß, als daß er kräftige Phantasie besitzt. Am meisten gelungen sind ihm die Partien, wo er den Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft in der Brust der Medeia schildert, wo er kleine reizvolle Genrebildchen entwirft, wie das Knöchelspiel des Ganymed und des Eros, wo er malerisch gestimmte Schilderungen von Landschaften und der schimmernden Wirkung des Lichtes gibt. Kallimachos hatte ganz richtig erkannt, daß seine Zeit für hohe Poesie nicht mehr die Kraft besitze, daß sie umfangreiche Stoffe nicht zu geschlossenen Kunstwerken gestalten könne. Er empfahl darum, an kleinere Stücke alle Kunst zu wenden. Als großer Bibliothekar ist er schon genannt worden, tonangebend war er auf dem Gebiete der Dichtung. Er selbst war ein Meister in der Elegie, in der epischen Erzählung, im Epigramm, auch einige Hymnen haben sich von ihm erhalten. Aber damit war die Produktion des formgewandten Dichters nicht erschöpft, auch

Kleinere Dichtarten.

dramatische Werke hat er für die Lektüre geschrieben. Das beste seiner poetischen Kraft offenbarte sich jedoch, wenn er in die trauliche Stille des Privatlebens führte, wenn er die zarten Regungen der Liebesleidenschaft schilderte. Denn nicht mehr aus dem großen öffentlichen, geschichtlichen Leben zog die dichterische Phantasie ihre Nahrung, sondern sie verweilte bei den Bildern der rein persönlichen Erfahrungen und Empfindungen.

Charakter der alexandrinischen Dichtung.

Wie in der attischen Komödie, so wurde auch in der Dichtung von Alexandreia die Liebe der Mittelpunkt des Interesses. Ihre Stoffe nahm sie meistens noch aus den Mythen und Volkssagen, nicht aus der Wirklichkeit, aber sie suchte solche Szenen auf, die ihren Stimmungen entsprachen. Die Einkehr eines Helden in der engen Hütte einer alten, ehrlichen Frau gab Anlaß, mit liebevollen Zügen das stille Glück beschränkter Verhältnisse und den Gegensatz zwischen der gefahrvollen That des Jünglings und der rührenden Teilnahme der Greisin zu malen, die Heroen entwickeln ihre erste Thatkraft in der Kinderstube, und oft werden sie bei ihren Liebesneigungen belauscht. Odysseus tändelt auch mit den Töchtern des Windgottes, Achills erste Leidenschaft im Kreise der Prinzessinnen auf der Insel Skyros wie die plötzlich aufflammenden Regungen seiner heißen Liebe für die wilde Schönheit der Amazonenkönigin Penthesileia waren den Dichtern nun interessanter als sein Groll mit Agamemnon und sein tödlicher Haß gegen Hektor. Die Helden wurden zu galanten Rittern, die nach dem heißen Schlachttage zartfühlend der Frauengunst huldigten, und auch die Götter, voran Zeus und Apollon, wurden zu Grandseigneurs, die ihre gnädige Neigung den Töchtern niedergeborener Sterblichen schenken. Die Verhältnisse an den Höfen gaben das Vorbild für eine solche Auffassung der mythischen Erzählungen. Religiöse Empfindung darf man bei den Dichtern dieser Zeit nicht mehr erwarten, aber ihre Phantasie stand allerdings im Banne der von der Poesie und der Kunst verklärten Gestalten, und die Geschichten, die aus altersgrauer Ferne in die Gegenwart herüberreichten, oder die Ortslegenden, die in weltabgeschiedenen Thälern von den emsigen Gelehrten gesammelt wurden wie die Märchen und Sagen von unsern Romantikern, hatten nicht bloß den Reiz der Neuheit und Interesse für den Gelehrten, sondern einen Zug unentweihten Lebens, an dem man sich erfrischte.

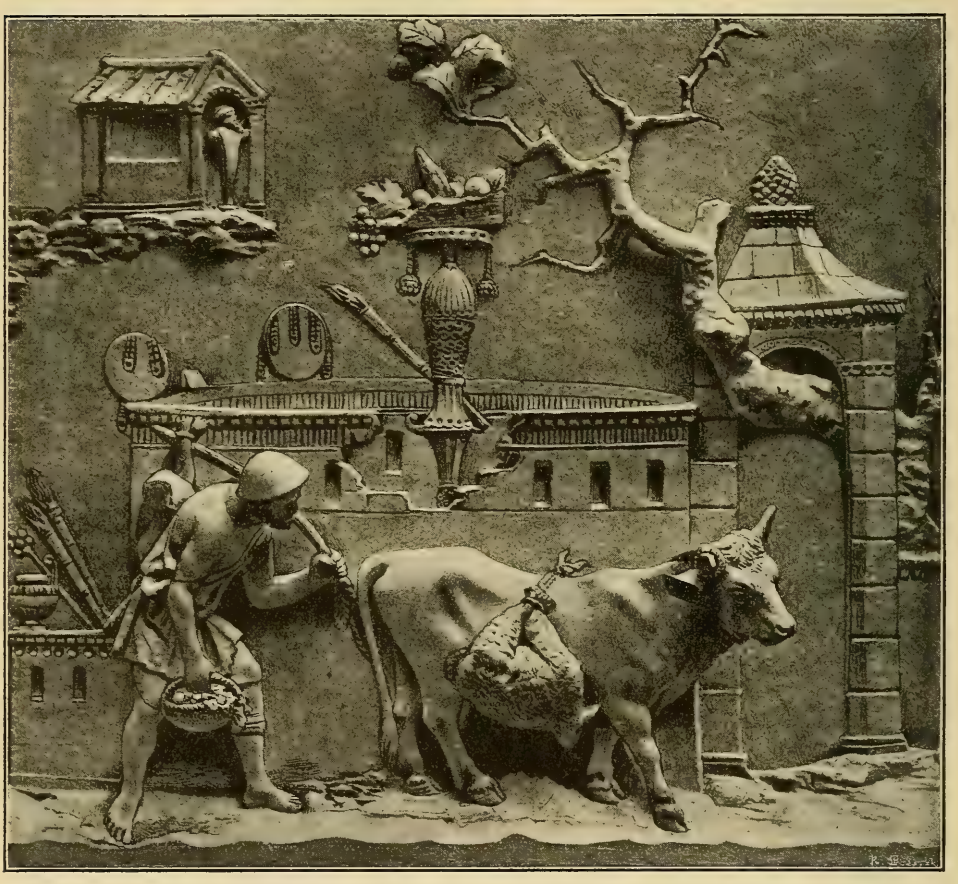
Die Elegie.

Das tritt besonders bei Liebesgeschichten hervor, die nach Art von Paul und Virginie einer verdorbenen Zeit das Glück unschuldiger, tiefer Liebe erzählten. Die Elegie nahm eine bevorzugte Stellung in der alexandrinischen Poesie ein. Wie Antimachos seiner „Lyde“ zu Ehren das Geschick mythologischer Liebespaare erzählt hatte, so setzten nun Philetas von Kos, der geradezu Schule machte, seiner Battis, Hermesianax seiner Leontion, Kallimachos seiner Bittis solche Denkmäler, und kein namhafter Gelehrter der Zeit hat es unterlassen, in sauber gedrechselten Versen diesen Gegenstand zu behandeln. Diese Dichtungen waren weniger lyrisch als erzählend und beschreibend, mit Reflexionen und mit melancholischen Klagen erfüllt. Hermesianax gab einen förmlichen Katalog aller glorreichen Liebespaare von Anfang der Welt an, um die Gewalt des Eros zu beweisen, und war so geschmacklos, die feurige Neigung Homers zur Penelope u. dergl. zu erfinden. Nicht das leidenschaftlich erfüllte Herz schuf diese Poesien, sondern die Gelehrsamkeit feilte sie; es blieb immer symbolisch wichtig, daß der Begründer dieser Gattung, Philetas, ein Stubengelehrter von sprichwörtlicher Magerkeit war. Glücklich der Dichter, der noch eine neue Fabel dieser Art auffand. Jedes neue Motiv, wie das Klagelied an die verschlossene Thür der Geliebten, die Trauer um den gestorbenen Vogel der Gebieterin, wurde eifrigst von der ganzen Dichterschar weiter kultiviert, und nicht selten mischten sich auch Lüsternheit und Frivolität in diese Schilderungen, bis in ihre trübsten Verirrungen verfolgte man die Leidenschaft der Geschlechtsliebe. Nicht dem freien Mädchen, dessen Hand zur Ehe begehrt wird, sondern der Grisette galt all das Schmachten und Sehnen dieser Poeten. Diese Elegiker waren zugleich zu höfischem Dienste verpflichtet. Die Gemahlin des Ptolemaios Euergetes, Berenike, hatte für die siegreiche Rückkehr ihres Gemahls aus Syrien eine ihrer Locken im Tempel der Arsinoe zu weihen gelobt. Diese Locke war der Astronom Konon so glücklich, in einer Sterngruppe wiederzuerkennen, und diese Entdeckung gab dem Kallimachos Anlaß zu einer huldigenden Elegie, die das Heimweh der himmlischen Locke nach ihrer Herrin schilderte. Solche Sternsagen, die von Verwandlungen sterblicher Menschen in leuchtende Himmelskörper erzählten, waren außerordentlich beliebt. Zur Signatur der gelehrten Dichtung gehört auch der gelehrte Streit; in der großen Frage, ob großes Epos oder kleines Epyll, schrieb Kallimachos gegen Apollonios ein Schmähgedicht „Ibis“; und Holzkopf titulierten sich die würdigen Herren.

Das Idyll.

Von all diesen Gedichten sind nur wenige Bruchstücke oder römische Nachbildungen erhalten; nur eine neue große Dichtart ist in der alexandrinischen Zeit entstanden, das ländliche Idyll. Aus ihm spricht die Sehnsucht nach der freien Natur, die in dem großstädtischen Getriebe, in der unwahren Nichtigkeit des geselligen Lebens, in dem überreizten Raffinement gesteigerter Kultur sich einstellt.

Theokritos. Theokritos, der den Neigungen der Zeit für das Stillleben der Natur und das Kleinleben der niederen Volksklassen entgegenkam, hat das Hirtengedicht geschaffen. Theokritos war wohl geborener Syrakusaner (um 315 v. Chr.), weilte längere Zeit auf der Insel Kos, wo Philetas auf ihn nachhaltig einwirkte, dann an den Höfen des Hieron und der Ptolemäer, deren Gunst er sich durch höfische Lobgedichte empfahl. In Alexandreia ist er gestorben; unbekannt wann. Altheimische Lieder der Schnitter und Hirten Siziliens, die Wettgesänge herumziehender Pifferari, bei denen namentlich



138. Hellenistisches Relief: Der Bauer zu Markte ziehend. (Zu S. 262.)
Original in der Glyptothek zu München. Nach Schreiber.

die unglückliche Liebe des Daphnis und die tölpelhafte Werbung des Kyklopen Polyphem um die schöne Nymphe Galateia viel besungen wurde, gaben die Anregung dazu, die Bilder jenes einfachen Lebens auf den Bergtriften Siziliens mit ihren bienendurchsummten Matten, mit ihren frisch rauschenden Wassern, mit den flüsternden Pinien und Ulmen zu zeichnen. Mit feinem Verständnis hat Theokritos das Treiben der Herden und ihrer Hirten, die Unterhaltungen der Naturkinder, den ganzen stillen Frieden auf diesen weltgeschiedenen Fluren beobachtet, wenn ihm auch die volle Naivität des Mitgefühls mit den einfachen Menschen, die außerhalb der Kultur stehen, fehlt. Neben den Hirten hat er auch Bauern und Fischer in ihren Kreisen aufgesucht, und die gleiche realistische Auffassung offenbart er in den Bildern aus dem Leben der Kleinbürger, wo er die

Schwatzlust der Weiber, ihre Neugier, ihr Schelten über die bösen Dienstboten und die schlechten Ehemänner sehr ergötzlich darstellt; in munterem Dialog bewegen sich die meisten seiner Gedichte. Die Sentimentalität, die der Idylle, der sehnsuchtsvollen Betrachtung der reinen Natur, so verwandt ist, trat noch kräftiger hervor in einem Nachfolger, Bion, dessen Gedichte voll weichströmender Empfindung sind. Dieses Streben, gerade solche Gestalten zu zeichnen, die ihre kräftige Eigenart bewahrt hatten, weil sie von dem Strome der Modebildung nicht berührt waren, zeigten die Mimiamben des Herondas, die erst kürzlich auf einem ägyptischen Papyrus zum Vorschein gekommen sind. Die scharfe Naturbeobachtung, welche von der Wissenschaft geübt wurde, wandte sich hier dem Volksleben zu, Herondas wollte die Wirklichkeit sehen und darstellen und suchte die Wirklichkeit gerade im Gemeinen und Niedrigen, das durch keinen Schimmer von Idealismus an die erträumte Welt erinnerte, in die die Modepoeten sich in ihrer Feiertagsstimmung versetzten. Das Keifen ordinärer Weiber mit ihren Dienerinnen, die schmeichelnde Beredsamkeit der Kupplerinnen, die Klagen einer Mutter, welche die Stockgelehrsamkeit des Schulmeisters gegen ihren Taugenichts von Sohn zu Hilfe ruft, die unsauberen Geheimnisse einer sittenlosen Zeit u. dergl. sind die Themata dieser Kunst, die in den schmutzigen Ausdrücken der Gasse sich behaglich wohl fühlte. Wer sich den Geschmack an den glatten, eleganten, kraftlosen Elegien verdorben hatte, mochte ein wieherndes Gelächter anschlagen über die ungezügelte wüste Natur der unteren Volksklassen, die man verachtete, aber zum Spaße sich einmal vorführen ließ.

Sentimentalität.

Herondas' Mimiamben.

Einem rohen Lesehunger dienten die Romane, die in der alexandrinischen Zeit aufkamen und in phantastischer Weise Liebespaare durch die seltsamsten Abenteuer und in weite Länder schleppten, die Neugier auf die Folter spannten und mit dem geographischen Interesse der Zeit in Zusammenhang standen. Mehr an eine edle Wißbegier wandten sich die Lehrgedichte, die zwar nicht mehr auf der Höhe jener philosophischen Dichtungen sich bewegten, die wir aus früheren Zeiten kennen, aber doch in edler Form um die Popularisierung der Wissenschaft sich verdient machten. Besonderen Ruhm genossen die „Himmelserscheinungen" des Aratos, der die Astronomie für die sehr verbreitete Teilnahme an derartigen Studien bearbeitete. Poetisch wertvoller sind die Wetterregeln für Bauern und Matrosen, die den Schluß des Werkes bilden und durch frische Vertrautheit mit der Natur erfreuen. In andrer Weise bediente sich Euhemeros von Agrigent (um 300 v. Chr.) der dichterischen Einkleidung seiner Gedanken. Dieser rationalistische Denker, der aus der Vergötterung der Könige seiner Zeit den Schluß zog, die Götter seien überhaupt nur ehemalige Könige, erzählte in einem Reiseroman, daß er auf einer Fahrt zu einer Insel in der Nähe Indiens gelangt sei, auf welcher die Inschrift einer Säule die heilige Urkunde enthalten habe, wonach alle Götter alte Könige gewesen seien. In der Umdeutung der Mythen ging er soweit, z. B. den Kadmos zu einem Koch zu machen, der seinem Könige entlaufen sei und dessen schöne Flötenspielerin Harmonia entführt habe.

Die Romane.

Lehrgedichte

Euhemeros' heilige Geschichte.

Viel Zierliches hat das Epigramm aufzuweisen, denn in der Kleinkunst exzellierte Alexandreia. Geistreich den Charakter eines Dichters zu umreißen oder den Inhalt eines Kunstwerkes zu veranschaulichen, einem litterarischen Gegner in witzigen Antithesen Nadelstiche zu versetzen, der Geliebten ein schmachtendes Wort zuzuflüstern, ein artiges Kompliment zu drechseln oder eine frivole Lebensphilosophie in einen Satz zusammenzufassen, ein letztes Wort den toten Freunden nachzurufen oder in einem flüchtigen Seufzer die Stimmung an Gräbern ausklingen zu lassen, die frommen Gefühle einfacher Leute bei dem Weihgeschenke in wenigen Worten zu sagen und zugleich ihre Sinnesart und den Inhalt ihres Lebens zu zeichnen, ein kleines interessantes

Das Epigramm.

Erlebnis durch sinnvolle Betrachtung noch interessanter zu machen, das und ähnliches verstand das Epigramm. In möglichst wenig Silben möglichst viel zu sagen, war manchem der Triumph der Dichtkunst, aber die Klarheit gedieh nicht immer bei diesem Bemühen. Jedoch ist wirklich voll feinsinniger Einfälle die Blütenlese von Epigrammen, die uns aus dem 10. Jahrhundert v. Chr. erhalten ist. Auch dieses letzte und zarteste Kind der griechischen Muse trägt in Anmut und Geist die Züge der unsterblichen Mutter.

Die Kunst der hellenistischen Zeit.

Die Architektur.

Wir haben schon betrachtet, welche Anregung die Architektur durch Alexander den Großen bekommen hat, die nun mit dem Orient in kolossalen Entwürfen wetteiferte. In Alexandreia und Antiocheia wurden Bauten von gewaltigen Dimensionen errichtet, die den beherrschten Völkern die Macht ihrer Könige, der Nachwelt den Ruhm dieser Herrscher verkünden sollten. Aber von diesen Bauwerken ist kaum eine Spur erhalten worden, so daß die römische Baukunst der Kaiserzeit uns eine Vorstellung davon bieten muß, was die fürstlichen Bauherren der hellenistischen Reiche geschaffen haben, denen Rom soviel in seiner Kultur verdankt. Auf mächtigen Terrassen wurden die Palast- und Tempelbauten emporgehoben wie das Serapeion in Alexandreia, man gab der Architektur einen mehr malerischen Charakter und brachte in die Flächen mit Hilfe von Säulen, Pfeilern, stark hervorragenden Gesimsen, Fenstern, Nischen größeres Leben; die Bauglieder, die früher nur einen notwendigen Dienst in dem Ganzen erfüllt hatten, sanken zum bloßen Ornament herab. Man ging zum Etagenbau über und entnahm aus dem Orient die Verwendung der Gewölbe. An Säulenhallen, Palästen, Gymnasien, Museen, überhaupt am Profanbau konnte sich die Kunst entfalten, und bei dem anwachsenden Reichtum der großen Fabrik- und Handelsstädte drängte es auch den Privatmann, sein Haus reizender auszuschmücken; die Künste der Dekoration fanden in Alexandreia viel Gelegenheit, sich zu entwickeln. Wie groß der Luxus war, verrät der Ausruf eines bärbeißigen Philosophen: „Wie lange wird es noch dauern, bis ihr eure Aborte bemalt."

Die Ptolemäer wie die Pergamener Fürsten wandten ihre Gunst zum Teil den Städten im hellenischen Hellas zu, um sie für ihre Politik zu gewinnen oder an den altheiligen Stellen griechischen Wesens ihren Ruhm zu verkünden. Diesem Umstande verdanken einige Werke ihre Entstehung, so der prachtvolle Marmorbau des Rundtempels der Arsinoe (Gemahlin Ptolemaios' II.) auf der Insel Samothrake, die in dieser Zeit wegen ihres Geheimkults in Aufnahme gekommen war. Von den pergamenischen Bauten wird im Zusammenhange mit den Bildwerken die Rede sein.

Die Feste.

An den Höfen mußte die Kunst manchmal dazu dienen, für die Feste ihre Kräfte zu entfalten und für die flüchtige Schaulust alles aufzubieten. Wahrhaft märchenhaft und vielgefeiert war die Pracht, welche der zweite Ptolemäer an einem Dionysosfeste aufbot, bei dem eine ungeheure Masse von edlem Metall und kostbarem Gestein zur Verwendung kam. Originell war das große Festzelt, das im Umfange der königlichen Burg stand und von kleineren Zelten umgeben war. Hier wurde manches aus den Elementen der ägyptischen Kiosks verwendet; die geschweiften Dächer, das Schnörkelwerk der leicht ansteigenden Säulen, der bunte Wechsel der Farben gaben dem Ganzen einen malerisch wirkungsvollen Charakter, so daß man mit einigem Rechte von der Barockarchitektur in Alexandreia reden kann. Nicht minder berühmt waren Festaufzüge, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den großen Prozessionen der Pharaonen hatten und eine glänzende Menge von kostbarem Gerät zur Schau trugen.

Kunst in Alexandreia. Die Kleinkunst.

Gerade in der Kleinkunst ist Alexandreias Ruhm groß gewesen. Von der Geschicklichkeit der Steinschneider gibt der Cameo eine Vorstellung, welcher die Bildnisse des Ptolemaios Philadelphos und seiner Gemahlin bietet (s. Abb. 133). Von wunderbarer Erfindungskraft zeugte die Ziselierkunst der alexandrinischen Juweliere, welche die

139. Statue des Nil. Gefunden zu Rom in der Nähe der Kirche S. Maria sopra Minerva (wo wohl einst der Zeustempel stand), jetzt im Vatikan.

Motive, die ihnen Ägypten und der fernere Orient boten, wie Palmen, Cypressen, Antilopen, Elefanten, Negertypen, zu verwenden wußte und mit rücksichtslosem Realismus in die Fülle der Naturformen griff, um unabhängig von den bereits stilisierten Gebilden den Gefäßen neues Leben zu geben. Mit lustig treibender Phantasie sind Ornamente aus dem Pflanzenreiche mit Tiergestalten vereint und die animalischen Formen des Landes in der Art des Skopas nach dem Charakter des Meeres, das dem Alexandriner Künstler vertraut war, umgestaltet.

Das Genre in Reliefs.

Daneben herrscht die Vorliebe für das Genrebild auch hier vor, die ganz besonders in Reliefs, mit denen man die Wände schmückte, zur Geltung gekommen ist. Dieser Brauch, mit plastischem Bildwerke die Wände auszustatten, stammte aus dem Orient und verdrängte die heimische Art, den Stuck zu bemalen. Ein Bauer, der eine Kuh zur Stadt treibt, im Hintergrunde Tempel und Baum zur Andeutung der Landschaft (s. Abb. 138 S. 260), ein Schaf mit dem saugenden Lamm und andre ähnliche Szenen zeigen eine liebevolle Vertiefung in die Stimmungen und die Geschäfte des Landlebens und das Treiben der Tierwelt; dann erscheinen bakchische Szenerien und Momente aus dem Liebesleben der mythologischen Zeit, Helena und Paris, Perseus und Andromeda u. ä.

Das Genre in der Rundplastik.

Aber auch die Rundplastik behandelte die gleichen Vorlagen: so werden Figuren alter Frauen und Männer aus den niederen Ständen, Bauerfrauen, Fischer, Jäger, Hirten mit höchster Naturtreue dargestellt; aus den verwitterten Gesichtern spricht die Sorge eines harten Lebens, an der Gangart merken wir die Gewohnheit der schweren Arbeit, aber ein gutmütiger Zug um das Gesicht macht uns eine Gestalt noch sympathisch, welche durch Not und Alter so sehr verkümmert ist. Auch das Spiel der Kinder fand in dieser Zeit, wo das Leben des einzelnen mehr im Hause verlief, verständnisvolle Beobachtung; der Knabe, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, ein andrer, der tapfer eine Gans würgt (erhalten in Kopien, das Werk des Boëthos), ein Mädchen, das mit Knöcheln spielt, sind bekannte Beispiele dieses Genre. Daneben kam die grotesk komische Auffassung von Typen aus dem Straßenleben auf, an denen die spottlustige Gesellschaft von Alexandreia sich erheiterte.

Porträts.

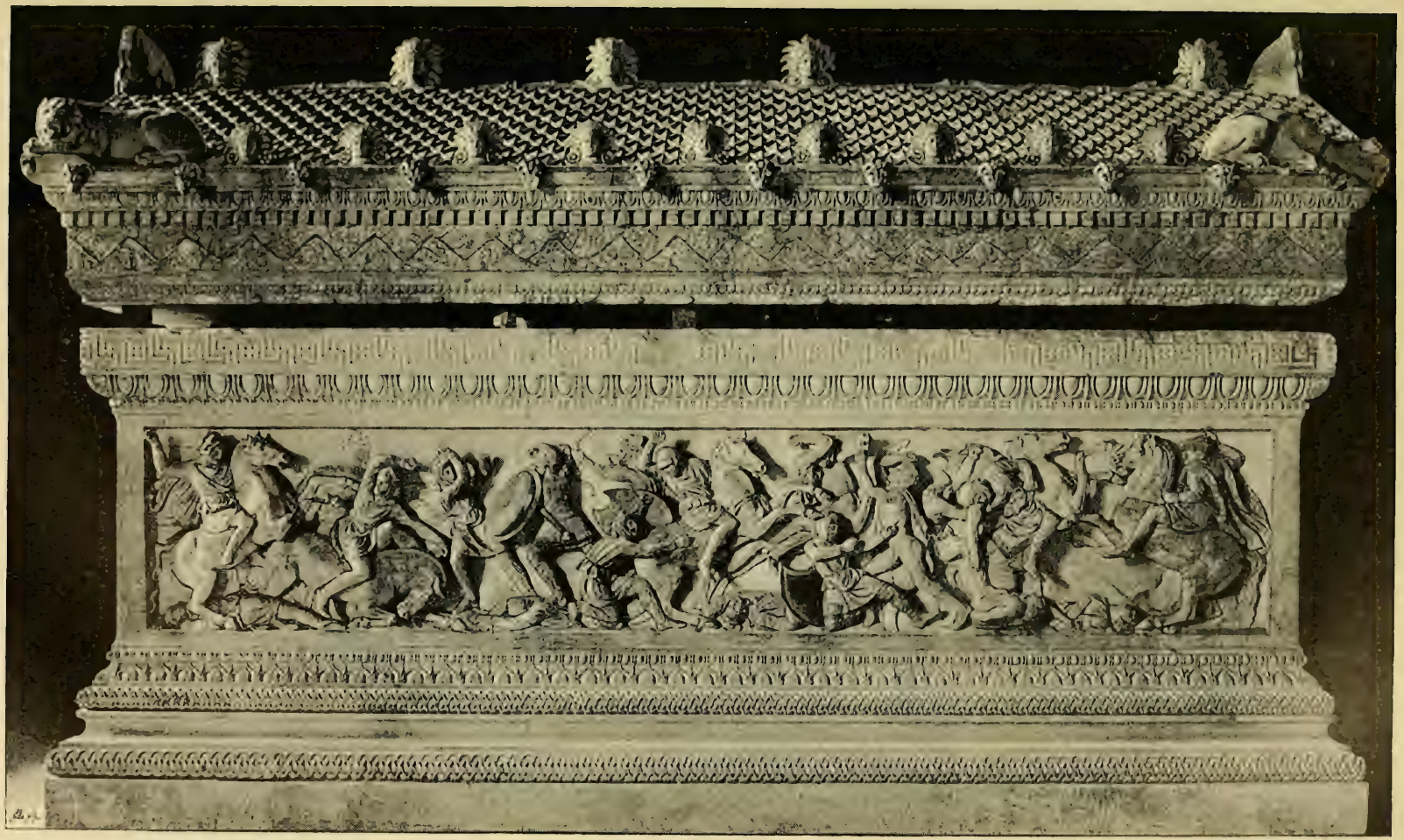
Die gelehrte Arbeit des Museums forderte Porträts der berühmten Schriftsteller und stellte der Kunst die Aufgabe, nach dem Charakter derselben das Bild zu formen; denn von den meisten war ja kein getreues Porträt oder überhaupt keines überliefert. Was die Kunst der Zeit leistete, können wir an dem Kopfe des Homer oder an den Köpfen der sieben Weisen ermessen, deren Züge bis ins einzelnste durchgearbeitet sind und ein geistvolles Bild von dem Wesen des Menschen geben. Dieser zugespitzte Individualismus waltete auch in der Darstellung der Zeitgenossen; wie schon am Demosthenes jede Falte des kränklichen, geistig erregten Mannes wiedergegeben ist, so besitzt ein halbes Jahrhundert später die Statue des Lustspieldichters Menandros leibhaftiges Leben im Marmor. Nach Alexandreia weist uns endlich die berühmte Figur

Die Statue des Nil.

des Nil, das schönste Bild eines Stromgottes, das uns aus dem Altertume erhalten ist. Die weichlichen Körperformen, die Wellen von Bart und Haar, die matte Ruhe des Lagernden drücken völlig den Charakter des in ruhigem, fast trägem Laufe breit dahingleitenden, segenspendenden Stromes aus; die 16 glücklich spielenden Kinder, die an der Gestalt emporklettern und das Wachstum des Flusses um 8 m symbolisch bezeichnen, die Krokodile, die Sphinx, das mächtige Füllhorn, in dem einer der Kleinen so selbstzufrieden sich aufrichtet, weisen uns auf das Leben, das am Strome gedeiht. Der sehnsüchtige Blick des Gottes deutet nach der allgemeinen Auffassung der antiken Kunst auf das Wesen des Wassers.

Kleinasien.

Die eigentliche Nachblüte erreichte die Plastik auf kleinasiatischem Boden, wo Pergamon und Rhodos die wichtigsten Mittelpunkte einer reichen Kunstthätigkeit waren.



140. Der sogenannte Alexandersarkophag.
Aufgefunden zu Saida (dem alten Sidon), jetzt im Kaiserlichen Museum zu Stambul (zu Seite 266).

Die Sarkophage von Saïda.

Wir erwähnen zunächst einige Werke, die sich näher an die Zeit des Lysippos anschließen. In Saïda (dem alten Sidon) kamen in der Metropole der Fürsten neben Mumiensarkophagen ägyptischer Herkunft auch Marmorsarkophage zum Vorschein, die von griechischen Künstlern gearbeitet waren und dem Stil verschiedener Perioden entsprechen (jetzt in Konstantinopel). Dem philhellenischen Könige Straton I. wird der Sarkophag der klagenden Frauen angehören (um 360), der diesen Namen bekommen hat, weil rings um die von ionischen Säulen gegliederte Wandfläche achtzehn Frauengestalten angebracht sind, die in mannigfacher Abstufung seelischen Schmerz im Antlitz tragen. Noch größeres Interesse hat der sogenannte Alexandersarkophag gewonnen. Während die übrigen Seiten Jagdszenen zeigen, wie sie bei den Asiaten beliebt waren, führt uns die eine Langseite mitten in das Kampfgewühl der Schlacht bei Issos (333). Ein entscheidender Moment ist gewählt, an drei Punkten brechen die makedonischen Heerführer auf die Barbaren ein, links Alexander, den der Löwenhelm als Enkel des Herakles kenntlich macht, rechts der greise Parmenion, in der Mitte wieder ein jugendlicher General, Philotas oder Hephaistion. Die wunderbare Wirkung, die das mit seltener Frische erhaltene Werk auf den Betrachter macht, wird wesentlich gesteigert durch die harmonische Bemalung des Marmors, der noch jetzt in tiefen Farbentönen erglänzt. Nicht auf die genaue Nachahmung der Natur war es dabei abgesehen, denn gelbe Weinranken ziehen sich hier auf violettem Grunde hin, sondern auf koloristischen Reiz; nur die nackten Teile des Körpers sind an dem Marmor nicht übermalt. — Die Stadtgöttin von Antiocheia, die ein Schüler des Lysippos, Eutychides, schuf, ist schon erwähnt (s. Abb. 132, S. 237), sie wurde das Vorbild für ähnliche Werke. Den Sieg des Demetrios Poliorketes bei Cypern (306) verherrlicht wohl das Bild einer Nike, die einst in freier Natur auf dem sturmumwehten Küstensaum von Samothrake aufgestellt war, von Zumbusch aufs glücklichste ergänzt. Der Sockel, auf dem sie stand, war das Vorderteil eines Schiffes, über das sie in frohbewegter, frisch daher brausender Hast des eben errungenen Sieges hinschreitet, mit der Trompete den hellen Jubel der Seele hinausschmetternd. Dem eilenden Gange entspricht das vom Windhauch zurückgetriebene Gewand, das sich an die jugendlich schlanke Gestalt anpreßt.

Der Alexandersarkophag.

Tyche von Antiocheia.

Nike von Samothrake.

Die Kunst in Pergamon.

Die pergamenischen Kunstwerke sind unter dem großen Eindrucke entstanden, den die Siege über die eingedrungenen Gallierschwärme in der hellenischen Welt machten. König Attalos I. hat zuerst die Überlegenheit der griechischen Waffen über die rohen Barbaren in einer einzelnen Schlacht hergestellt, dauernd schützte sein Land gegen ihre Angriffe König Eumenes II. Da kam noch einmal über die Griechen das Gefühl, daß sie die Obmacht höherer Gesittung gegen die wilden Elemente der Zerstörung siegreich behauptet, wie einst die Olympier die Giganten, und ihre Vorfahren den in ferner Sagenzeit heranbrausenden Sturm der Amazonen und in geschichtlichen Kämpfen die unermeßlichen Heere der Perser bezwungen hatten. Ein großartiger Zug der Ereignisse, für die man sich begeistern konnte, hat mitgeholfen zu den Denkmälern, die diese Erfolge feierten. Während Alexandreia eine allgemein griechische Stadt war, hatten die Attaliden freundliche Beziehung zu Athen. Von da beriefen sie Künstler nach ihrer Stadt, und wie die Stadtgöttin Athens auch Pergamon schirmte, so sendeten sie dankbar auf die heilige Akropolis Athens ihre Weihgeschenke. Es waren Bronzestatuen; Nachbildungen derselben in Marmor, die zum Teil in Pergamon selbst gemacht sein müssen, sind in italienischen Museen vorhanden.

Weihgeschenke Attalos' I.

Das bedeutendste Stück derselben ist der sterbende Gallier (der sogenannte sterbende Fechter [s. Abb. 188 S. 351]). Im Kampfe hat er die tödliche Wunde empfangen, abseits vom Schlachtfelde ist er auf seinen Schild niedergesunken, neben ihm liegt sein Horn, so erwartet er trotzig bis zum letzten Augenblick den nahenden Tod, dessen Weh sein schmerzlich gebeugtes

141 Die Athenagruppe aus der Gigantomachie des Pergamenischen Altars.

Haupt empfindet. Der Künstler hat einen idealen Typus eines Barbaren geschaffen. Die derbere Haut, der knochige Gliederbau, das struppige zurückgestrichene Haar, der Schnurrbart, bezeichnen den Kelten, aber der Realismus, der die charakteristischen Eigenschaften scharf bezeichnet, geht doch nicht soweit, den Barbaren häßlich zu formen; wir können den unbefangenen Blick für das Wesen fremder Völker, der die Hellenen dieser Zeit auszeichnet, auch in diesen Statuen erkennen. Mit Teilnahme stehen wir an diesem Bilde, das den Ernst des Todes erschütternd zeigt. Die sichere Beobachtung der Natur, in dieser Zeit unterstützt durch genaue anatomische Studien, und das reife Verständnis für das körperliche Leben offenbart sich in der Kunst, die ganze Gestalt von der Gewalt des vernichtenden Schmerzes durchdrungen zu zeigen. — Ebenso großartig ist eine Gruppe: der Gallier und sein Weib (s. Abb. 226 S. 439). Mit der einen Hand hält der Mann seine Frau gefaßt, der er den tödlichen Streich versetzt hat, während er mit der andern bereit ist, sich selbst das Schwert in den Leib zu stoßen, um sich und sie vor elender Gefangenschaft zu schützen. —

Epigonos.

Als Schöpfer dieser Werke dürfen wir Epigonos ansehen. Ähnliche Darstellungen von Giganten, Galliern, Amazonen, Persern, die im letzten Todeskampfe oder in der letzten Abwehr gegen den herandringenden Feind oder auch vom Tode schon übermannt mit der lebensvollsten Charakteristik ihrer verschiedenen Art aufgefaßt sind, finden sich außerdem. Nirgends waren die Künstler bedacht, in Waffen und Kleidung mit der Genauigkeit eines Historikers das getreue Abbild der fremden Nationalitäten zu geben, aber mit sicherem Griffe wußten sie die wesentlichen Züge derselben zu gestalten.

Die Gigantenschlacht am Zeusaltar.

„Nicht mehr die Freude an der Schönheit, sondern das Interesse an der Wirklichkeit" ist es, was die Künstler bei ihren Arbeiten geleitet hat, die Betrachtung des Leidens, des rein körperlichen Leidens hat sie beschäftigt, und mit ernster Wahrheit haben sie die schmerzlichsten Momente eines sterblichen Daseins gezeigt. Das größte Werk der pergamenischen Kunst, etwa ein halbes Jahrhundert jünger als die besprochenen, ist das gewaltige Relief vom Zeusaltar, der aus der Zeit Eumenes' II. (196—175) stammt. Die Attaliden haben an den Abhängen des Hügels, auf denen ihre Stadt in einem Seitenthal des Kaïkosflußes lag, weite Terrassen angelegt, die durch Treppen miteinander in Verbindung standen. Auf der untersten derselben lag der riesige Altar, dessen Seiten etwa 35 m lang waren; um den Unterbau, in dem eine breite Treppe zur Plattform hinaufführte, zog sich der $2^1/_2$ m hohe Fries mit der Darstellung des Gigantenkampfes, der in den Jahren 1878—1886 ausgegraben wurde und sofort das höchste Staunen über die unvergleichliche Kühnheit und Kraft hervorrief, mit der der gewaltige leidenschaftliche Kampf zwischen den Göttern und den erdgeborenen Unholden verkörpert war. „Wie ein Sturmwind geht es durch das Ganze; packend, bannend, hinreißend wirkt der Schwung des Vortrages, die Sicherheit der Zeichnung, die wahrhaft staunenswerte Meisterschaft in der Behandlung des Marmors."

Aus allen Weiten und Tiefen sind die Götter herbeigeeilt, um ihr Reich gegen die wilden Söhne der Erde zu verteidigen. An den Treppenwangen am Ende des Reliefs standen die Gottheiten der Flut, die mit ihrem Element die Welt umfassen; an Poseidon reihten sich Gestalten, die im dämmernden Westen ihre Stätten hatten, Gorgonen und Gräen, und weiter die Erinyen, die Rächerinnen jedes Frevels. Neben der „Nacht", welche Sternbilder vom Himmel als Waffe erfaßt, standen die Riesen des gestirnten Himmels; die Götter des Lichtes, Helios, Selene und Eos, ritten oder fuhren heran, in mächtigem Zuge brausten Flügelrosse, die Windgeister, über das niedergeworfene Volk der Giganten dahin, und die olympischen Götter, nicht mehr in „stiller Größe" ruhend, sondern in höchster Bewegtheit gewaltig, schritten zum Kampfe einher. Wie schon die Meeresdämonen Mischbildung haben, so sind besonders die Giganten phantastisch geformt, ihre Schenkel enden meist in Schlangen, und mit grauslichem Blick und gähnendem Rachen ringelt sich das neidige Gewürm der schuppigen Drachen empor; einer der Giganten hat einen Löwenkopf, und in Löwenpranken enden seine muskelstarken Arme; ein andrer trägt einen rechten Stiernacken und Hörner und dazu Schlangenfüße, wieder ein andrer eine teuflische Krallenfaust, viele sind geflügelt. So wild und seltsam sind viele gestaltet, ein Geschlecht der Urweltperiode, manche unter ihnen dagegen ganz menschlich; denn auch Menschen verharrten im Trotze gegen die göttlichen Gebieter. Diesen sind dagegen unterthan die Tiere selbst; Schlange, Löwe und Pferd, Hund und Adler stürmen mit in den Kampf, und der Vogel des Zeus schlägt siegreich seine Kralle in den Schlangenleib der Giganten. Die grauenhaften Mischgestalten müssen von der Erde verschwinden, um einer klaren Ordnung der Dinge Platz zu machen.

Die Oberstadt von Pergamon im 2. Jahrh. n. Chr.: Ansicht von Westen.

Nach der Rekonstruktion von Richard Bohn gezeichnet von Otto Girard.

Laokoon.

Marmorgruppe der rhodiſchen Künſtler Ageſandros, Polydoros und Athenodoros, 1506 in den Titusthermen zu Rom gefunden, jetzt im Muſeum des Vatikans zu Rom.

Ergänzt iſt der rechte Arm des Vaters und des jüngſten Sohnes ſowie die rechte Hand des andern, aber ſicherlich unrichtig. Der Arm des Vaters war unwillkurlich gekrümmt, ſo daß ſich die Hand nahe am Kopfe befand; der Arm des jüngſten Sohnes fiel ſchlaff nach dem Kopfe zu. Die pyramidaliſch aufgebaute Gruppe hatte im Kopfe des Vaters ihre Spitze.

Herrlich erscheinen in dem furchtbar erregten Kampfgewühl die Olympier, die jugendlichen Dionysos und Apollon, dieser dem Apoll von Belvedere ähnlich in der sieghaft leuchtenden, schönen Gestalt, die rasch hineilende schlanke Artemis und die auch in der Schlacht noch weiche, schmiegsame Aphrodite. Am meisten ragen unter den so schön und klar komponierten Gruppen der Götter Zeus und Athene hervor. Unsre Abbildung 141 zeigt den Kampf der mächtig daherschreitenden Athene mit einem Giganten, den sie niedergezwungen hat, während ihre Helferin, ihre Schlange, ihm den Schenkel umschnürt und ihn in der Seite packt; mit schmerzlichstem Ausdrucke sieht er zu der furchtbaren Göttin auf, und aus dem Boden taucht seine Mutter, die Erde, empor, mit klagenden Augen vergeblich Schonung für den Sohn erbittend. Mit einer überwältigenden Rhetorik ist der Kampf der Giganten vorgetragen, der wilde Trotz der noch kämpfenden und der tiefe Schmerz der unterliegenden sind mit der ganzen Vorliebe jenes Zeitalters für das Pathetische dargestellt. Nicht alle Gestalten sind neu erfunden, die Künstler verfügten frei über den reichen Schatz an Formen und Motiven, welche die bildende Arbeit früherer Geschlechter geschaffen hatte, aber sie hatten auch eine kraftvolle Phantasie, die das Leben in seiner ganzen Macht und strömenden Fülle erfaßte, mag man auch die Individualisierung bei der Behandlung der vielen Figuren manchmal vermissen. Nicht edle Einfachheit war das Ziel dieser Künstler, sondern „hochgesteigerte, manchmal übertriebene Kräftigkeit, ja Gewaltsamkeit" der Bewegungen und Formen, und mit Recht hat man den Barockstil mit dieser letzten Stufe der pergamenischen Kunst verglichen. So ideal im ganzen die Wesen gehalten sind, welche von den Meistern des Gigantenfrieses vergegenwärtigt werden, um so stärker fällt uns ihre Vorliebe für eine naturalistische Behandlung des einzelnen auf, die im Wetteifer mit der Natur nach Illusion strebt, ihre peinlich getreue Nachahmung der Wirklichkeit bis auf die Riemen der Schuhe und die Liegefalten im Gewande des Zeus. Bei der Bravour ihrer Technik fehlte es den Künstlern an einem Sinne, der ganz von dem Großen und Erhabenen erfüllt ist. Unserm Friese verwandt ist der „Sterbende Alexander" (Abb. 20), der gewöhnlich als ein sterbender Gigant aufgefaßt wird.

Auf einer höheren Terrasse befand sich der Tempel der Athene, an welchen sich die Säle der Bibliothek anschlossen. Der Hof des Tempels war im Osten und Norden von herrlichen Säulenhallen eingefaßt, die in zwei Stockwerken sich erhoben und am oberen eine Balustrade mit Trophäenreliefs trug. Eine wunderbare Fülle von plastischen Werken war in der Bibliothek, in den Hallen, auf einer unteren Terrasse aufgestellt. Auf der Höhe, wo früher der fürstliche Palast gelegen haben wird, ragte in kaiserlicher Zeit der Trajanstempel weit in die Landschaft hinaus.

Die Kunst in Rhodos.

Trafen wir in Pergamon die Künstler auch mit dem historischen Bilde beschäftigt, in der Berührung mit der Barbarenwelt, zu einem wahrhaft monumentalen Werke begeistert, noch einmal, ehe Rom seine Hand auch auf Kleinasien legte und auch der griechischen Welt ihren Rest von Unabhängigkeit nahm, so begegnen wir in der andern Kunststadt Kleinasiens, Rhodos, besonders der pathetischen Darstellung und dem Streben nach gesteigertem Effekt. Der Zeit Alexanders steht nahe ein Schüler des Lysippos, Chares von Lindos, der den „Koloß von Rhodos" geschaffen hat, ein Erzbild des Sonnengottes, das etwa 32 m hoch war und 223 v. Chr. durch ein Erdbeben umgestürzt wurde. Diese Vorliebe für kolossale Werke hat in jener Zeit noch ähnliche Arbeiten hervorgerufen. Mindestens den Trieb, alles Vorhergehende zu übertrumpfen, müssen wir auch bei dem Hauptwerk der rhodischen Schule, dem Laokoon, an dem gemeinsam Agesandros, Polydoros und Athenodoros gearbeitet haben (1506 in den Titusthermen zu Rom gefunden und von Montorsoli unrichtig restauriert), anerkennen. Kaum ein Werk ist seit Winckelmann und Lessing soviel besprochen, und erst heutzutage ist wohl die Überzeugung allgemein, daß die Gruppe nicht aus der Kaiserzeit stammt, sondern der Blütezeit der rhodischen Schule angehört. In der Entwickelung der künstlerischen Motive reiht sie sich an den Gigantenfries von Pergamon, wo die Umwindungen und die Bisse der Schlangen ähnlich als Anlaß schmerzlicher Erregung benutzt sind.

Der Laokoon.

Der trojanische Priester Laokoon, der sein Volk gewarnt hat, das von den Griechen zurückgelassene Pferd in die Stadt zu führen, und dann seine Lanze gegen dasselbe geschleudert hat, um zu erfahren, was in dem Bau verborgen sei, ist von Schlangen, die Poseidon aus dem Meere gesendet hat, erfaßt worden. Und auch seine beiden Söhne werden von ihnen umstrickt. Wunderbar ist, wie durch die Umschlingungen der Ungetüme die Menschen, deren Schicksal ein gemeinsames ist, zu einer einheitlichen Gruppe zusammengefaßt sind, ohne daß die Klarheit

und Übersichtlichkeit des Werkes gelitten hätte. Von höchster künstlerischer Weisheit zeugt auch die Wahl des Momentes; noch ist im Körper des Laokoon das Streben sichtbar, von der überwältigenden Kraft der Schlangen sich zu befreien, da wird er gebissen, und in den Krümmungen des Körpers wie in dem Ausdruck des Kopfes gewahren wir die momentane Wirkung des Bisses, ein hohes Maß von Leiden, das noch durch ein beklommenes Seufzen sich Luft macht, im nächsten Augenblick aber in lautem Schrei sich äußern wird. Ergreifend ist die Abstufung in den Schicksalen der drei Personen, der eine Sohn hilflos ermattend und dem Untergange verfallend, der andre nur von grausendem Entsetzen über das furchtbare Stöhnen des Vaters ergriffen, noch fern dem Untergange. Wenn wir das Orpheusrelief (s. Abb. 96) und die Niobegruppe (s. Abb. 101) vergleichen, so bemerken wir unmittelbar, wie außerordentlich die Fähigkeit, die schmerzlichen Bewegungen im Mienenspiel zu beobachten und darzustellen, sich gesteigert hat, und wie auch eine wahre Lust, im Schmerz zu wühlen, das letzte Jahrhundert erfüllt. Die anatomischen Studien der Zeit und diese Gebilde der Kunst stehen gewiß in innerem Zusammenhange.

Gerade die immer erneute Debatte über die Gruppe beweist die Fülle des Inhaltes, aber wenn uns auch die Weisheit und die Virtuosität des Künstlers immer wieder Bewunderung abnötigt, mit einem Gefühl der Erhebung trennen wir uns nicht von dem Werke.

Der Farnesische Stier.

142. Medusa.

Relief in der Villa Ludovisi zu Rom.

Neben den Laokoon stellt sich als gleichartig der sogenannte Farnesische Stier, ebenfalls die gemeinsame Arbeit mehrerer Künstler, des Apollonios und Tauriskos von Tralles in Karien. Die Gruppe stand zunächst in Rhodos, vielleicht als Krönung einer Felspartie in einem Parke aufgestellt, und mußte dann wie so vieles andre nach Rom wandern (im 16. Jahrhundert in den Caracallathermen aufgefunden, vielfach restauriert, jetzt im Museum zu Neapel).

Zwei Brüder, Zethos und Amphion, binden die thebanische Königin Dirke, welche ihre Mutter Antiope aufs grausamste gequält hat und sie töten wollte, aus Rache an einen wilden Stier, der sie zu Tode schleifen soll. Die Handlung geht auf dem Berge Kithäron vor sich, auf den sich Dirke zur bakchischen Feier begeben hat. Auch hier ist der prägnante Moment gewählt, der uns mit Notwendigkeit die unmittelbar folgende Katastrophe zu denken zwingt. „Es ist wie eine Mine, die im Losgehen begriffen ist." Der Akt hat zwar etwas Brutales; wir können nicht vermuten, daß hier ein schuldvolles Leben sein verdientes Ende finden soll, wenn auch Antiope im Hintergrunde steht. Aber der Kampf der Heldenjünglinge mit dem unbändigen Stier fesselt so sehr die Aufmerksamkeit, daß über der Bewunderung ihrer athletischen Kraft das Gräßliche der That uns minder fühlbar wird. Die Kühnheit, die einen Vorgang von so gewaltiger Spannung in Marmor gebannt hat, der Aufbau einer so figurenreichen, ineinander greifenden Gruppe, die edle Behandlung des nackten Körpers wie die Gewandung erheben auch dies Werk zu einer der größten Leistungen plastischer Kunst; aber auch hier kann die Darstellung höchster körperlicher Thätigkeit für den Mangel einer höheren Idee nicht ganz entschädigen.

Einzelne andre Werke der hellenistischen Zeit.

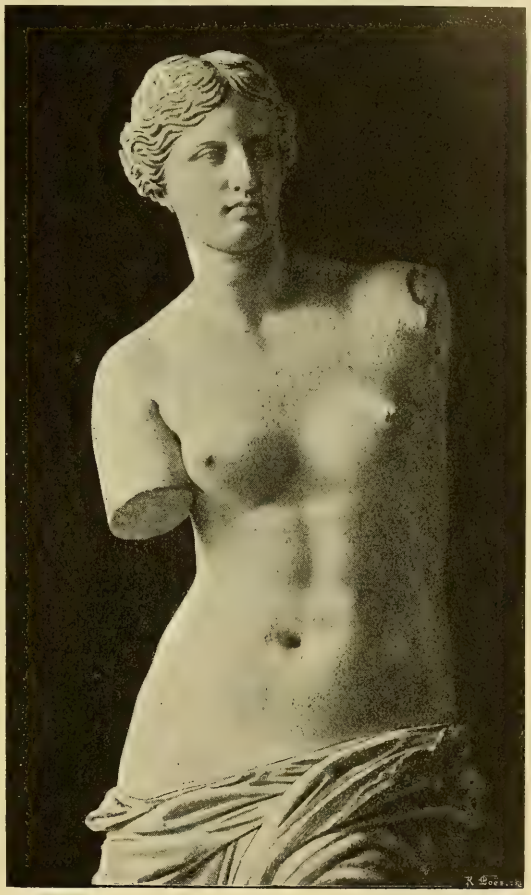
Ohne sie in bestimmten Schulzusammenhang einzureihen, erwähnen wir noch einige Werke, die doch wohl nach ihrer Idee der hellenistischen Zeit angehören. Sterbende darzustellen in der Qual der unentrinnbaren Niederlage, in der Qual tiefster moralischer Verzweiflung, in dem Jammer ermattender Jugendlust, war dieser Periode eine willkommene Aufgabe; diese Periode wandelte auch den Typus der Medusa um, deren Anblick versteinerndes Entsetzen bringen sollte. Während in älterer Zeit das Häßliche berufen wurde, diesen Dienst zu thun, trat an Stelle des zähnefletschenden, breitmäuligen, schlangenumsäumten Kopfes mit der gepletschten Nase ein Bild vollendeter Schönheit, die aber maskenhaft geformt, ohne jede Spur des Empfindens,

Medusa Ludovisi.

die Wirkung erstarrender Kälte hat (so die Medusa Rondanini in München aus römischer Zeit). Das Medaillon der sogenannten Medusa Ludovisi hat jedes Symbol der alten Medusa abgestreift, ihre Haarflechten legen sich in feuchtem Todesschweiß um Schläfe und Hals, und der Eindruck des empfindungslosen Todes, der in uns das Grauen vor der Vernichtung hervorruft, ist in diese edelgeformten Züge gelegt.

Venus von Milo.

Ganz das Bild blühenden Lebens ist die Venus von Milo (einst auf der Insel Melos, jetzt im Louvre), das Entzücken vieler Kunstfreunde, das den Archäologen so viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Etwas von der Großheit der Zeit des Pheidias liegt in dieser Gestalt, die man deshalb einst in den Kreis erster erhabener Schöpfungen stellen wollte, kein Zug berückender Sinnlichkeit ist ihr gegeben; mit vollendeter Kunst ist in der Hautoberfläche dem Marmor schwellende, lebensvolle Weichheit verliehen. Aber die Statue ist nach der zugehörigen Inschrift an der Basis doch in das 2. Jahrhundert v. Chr. zu stellen, sie berührt sich mit Köpfen, die in Pergamon und Tralles gefunden sind, und verrät auch die Einwirkungen des Skopas. Der Künstler wußte sich an den Werken der größten Meister so zu begeistern, daß er wetteifernd mit ihnen dieses entzückende Gebilde schaffen konnte.



143. Venus von Melos
Marmorstatue im Louvre zu Paris.

Die Malerei

Wie in der Plastik, so haben wir der vorhergehenden Periode auch in der Malerei die Künstler hinzugefügt, welche Alexanders Ruhm verherrlichten, um den Zusammenhang der Entwickelung nicht zu zerreißen. Aber in der hellenistischen Periode müssen wir noch einmal an ihn anknüpfen. Zwei große Gemälde von höchstem Rufe beschäftigen sich mit seinem Leben: die „Alexanderschlacht bei Issos“ von Helena, der Tochter des Alexandriners Timon, und die „Vermählung Alexanders mit der Roxane“ von Aëtion. Nach der gewöhnlichen Annahme ist eine Kopie des ersteren Bildes in dem berühmten pompejanischen Mosaik, von dem ein Teil S. 15 abgebildet ist, erhalten, nach einer Beschreibung des zweiten hat Raffaels Schüler Soddoma das zweite zu erneuern unternommen. Wenn das Bild der Frauenhand ganz von einer männlichen, kriegerisch gestimmten Phantasie erdacht scheint, so hat Aëtion mit weiblicher Anmut über sein Gemälde den vollen Zauber liebenden Verlangens ergossen.

In einem herrlich geschmückten Gemache sitzt Roxane auf dem bräutlichen Lager und schlägt schamhaft die Augen vor Alexander nieder: Eroten umgeben sie, einer entschleiert ihr Haupt und zeigt sie dem Bräutigam, ein andrer löst ihr die Sandale und ein dritter zieht Alexander am Mantel heran. Die Waffen sollen ruhen bei dem Liebesspiel, lose Eroten machen sich tändelnd mit ihnen zu schaffen, sie schleppen an dem schweren Speer, sie schleifen den Schild, und aus dem Panzer schaut ein lustiger Schelm, um die Genossen zu erschrecken. In glücklicher Symbolik werden die Putten benutzt und die ganze Szene aus der Wirklichkeit in die Sphäre eines höheren Glückes entrückt.

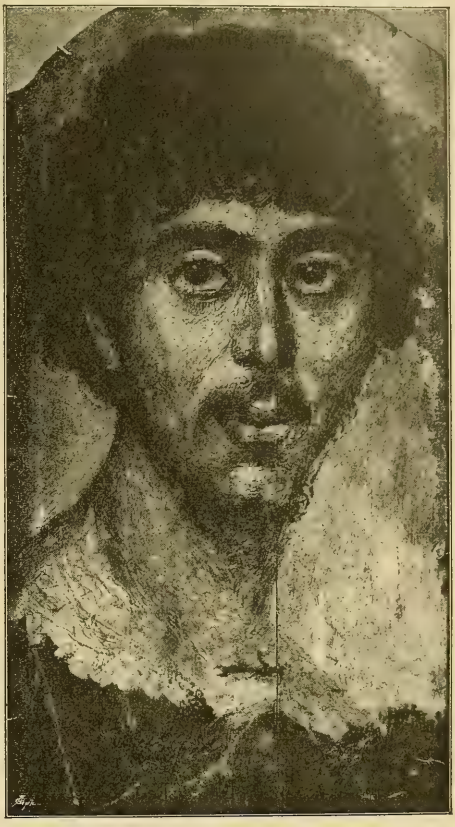
Im allgemeinen hat die spätere Malerei keinen monumentalen Charakter, die Staatengeschichte mit den ewigen Kriegen der Kabinette und dem Verfall der freien Städte bot keine Ereignisse, die die Verewigung durch Meißel und Pinsel herausgefordert hätten. Die Malerei diente dem Luxus der Fürsten und der Privatleute, die ihre Säle und Gemächer mit dem sinnlichen Reiz in aller Farbenherrlichkeit leuchtender Gemälde schmücken wollten. Und wie sich diese Geselligkeit mit der im Rokokozeitalter berührt, so waren auch die Gegenstände, an denen die beiden Perioden sich erfreuten, vielfach ähnliche. Von der hellenistischen Malerei haben wir leider nur Kenntnis durch die Berichte einzelner Schriftsteller oder durch die Nachbildungen in der kampanischen Wandmalerei, die aber gewiß nicht getreue Kopien zu geben beabsichtigte. Aber mindestens die Stoffe und die Welt- und Lebensauffassung, die den pompejanischen Bildern ihren Charakter geben, führen uns meist in die Zeit des Hellenismus.

Antiphilos. An der Spitze steht Antiphilos von Alexandreia, der als Rivale des Apelles genannt wurde. Er suchte wohl auch „dramatisch-pathetische Motive" auf, die stumpfgewordenen Sinne durch Szenen zu stacheln, in denen Momente der höchsten Spannung, des qualvollen Seelenkampfes dargestellt wurden. Die Geschichten von der Dirke, von Orest, Medeia boten Gelegenheit, den Betrachter zu packen oder zu erschüttern. Auf den stärksten Effekt arbeitete Theon, der nicht bloß erschüttern, sondern eher durch die Virtuosität seiner lebenswahren Kunst verblüffen wollte. Er hatte einen Krieger, der zum Kampfe stürmte, so täuschend gemalt, man meinte ihn aus dem Bilde hervortreten zu sehen. Er verstärkte diesen Eindruck, indem er vor dem ausgestellten Bilde einen Vorhang anbrachte, von einem Trompeter ein Alarmsignal blasen ließ und nun plötzlich den Vorhang wegziehen ließ, so daß der Zuschauer wie in der Situation lebte, als ob die Stadt überfallen wäre. Dann führte Antiphilos eine Richtung weiter, die schon mit Pausias begonnen hatte, er griff in das wirkliche Leben und zeigte die Menschen der niederen Stände bei ihrer Arbeit, die interessanter war als die Eleganz der geputzten Menschen. In Peiraïkos. diesem Realismus war Peiraïkos der bedeutendste Meister: Barbier- und Schusterbuden, Eselein, Eßwerk und ähnliches brachte er in feinausgeführten Bildern, die bei den Anhängern des idealen Stiles als Schmutzmalereien verachtet waren, aber bei reichen Leuten hohe Preise erzielten.

Wo die Handwerksthätigkeit zu beschwerlich oder zu niedrig erschien, um ein anziehendes Bild zu geben, setzte man die kleinen Eroten damit in Bewegung, man ließ sie in anmutiger Geschäftigkeit mit Hobel und Säge, mit Schuhsohle und Kneif hantieren. Die Hauptrolle aber spielten die Eroten in den Frauengemächern und deuteten reizend Stimmung und Absicht an, auch die beliebten Eroten im Vogelkäfig und der Erotenverkauf sind aus den Gedankenspielen der hellenistischen Kunst entstanden, die den Geschehnissen des Lebens einen schalkhaft symbolischen Ausdruck gaben. Wie im kleinen Epos und in der Elegie der Alexandriner die Liebesgeschichten der Götter fast die Hauptsache waren, so auch in der Malerei, und allzu irdische Züge haben sich eingemischt, wenn Apollon durch seine Musik die Daphne gewinnen will, Galateia einen Liebesbrief schreibt und Ares und Aphrodite vorsorglich einen Hund postieren, um vor einer Störung ihres Rendezvous gesichert zu sein; und Eros regiert mit Peitsche und Zügel den Zeus, der sich der Europa zulieb in einen Stier verwandelt hat. Eine Zeit, die so frivol die alten Götter behandelte, schrak natürlich vor keiner sinnlichen Darstellung zurück.

Landschaftsmalerei. Die Liebessehnsucht, die Liebesklage wurden im sentimentalen Geschmacke der Elegiker in mythologischen Bildern behandelt, und namentlich der Hang zur Idylle, die Freude an der Natur hat die Maler ergriffen. Es entstand die Landschaftsmalerei, die nicht in einsamer Erhabenheit der Gebirgsnatur die Sinne erfrischte, sondern in das stille Waldthal führte, an sprudelnden Quell, an schattigen Baum oder an das wonnige Meer und in heitere ländliche Szenerien, wo die Ziegen weiden oder die Vorbereitungen zum Opfer das frohe Behagen eines einfachen Festes ahnen lassen. Alexandreia lieferte der allgemeinen Kunst auch ägyptische Landschaften, wo Krokodil und Hippopotamos aus dem heiligen Strom auftauchen und seltsame Gebäude herniederschauen. In Barken und an Bäumen tummeln sich groteske Däumlinge.

Mosaik. In Alexandreia kam auch die Kunst auf, den altüblichen Estrich des Fußbodens durch Gemälde aus buntfarbigen Steinstiften, das Mosaik, zu ersetzen; in Pergamon ward diese Kunst virtuos entwickelt. Sosos malte „Das ungefegte Haus". Was bei einem Gelage auf den Boden geriet, Speisereste, Becher und Schalen, dazu die herumstehenden Vasen, dazwischen sich verlustierende Haustiere waren darauf dargestellt. Besonders bewundert war eine Gruppe Tauben, die aus einem Gefäß tranken oder am Rande sich sonnten.



144 und 145. Porträts aus den Gräbern des Fajûm.

Abb. 144. Eine durch Krankheit gealterte Frau mit leidendem, kummervollem Gesichtsausdruck; ein ganzes Schicksal ruht in den tiefliegenden Augen. Ihr Haar ist schlicht über der Stirn gescheitelt; Schmuck trägt sie nicht. Das Original ist mit realistischer Treue wiedergegeben. Technik: Enkaustisch, der Kopf mit dem Cestrum, das Gewand mit dem Pinsel gefertigt. — Abb. 145. Ein Männerbildnis, das wegen der freien, virtuosen Behandlung der malerischen Technik nicht weniger Bewunderung verdient, als wegen der energischen, sicheren Zeichnung und der vollendeten Charakterisierung der dargestellten Person. Es ist ein Gesicht, aus dem rücksichtslose Thatkraft, überschäumender Lebensmut spricht, und dessen unregelmäßige und nach landläufigen Begriffen sogar unschöne Züge der Maler realistisch und echt künstlerisch wiederzugeben wußte. Obwohl das Ganze nur wenige Farbtöne zeigt, ist es dennoch von eminenter malerischer Wirkung. Das Bild ist in Wachstempera gemalt, doch mit Anwendung des Cestrums; geschickt ist aber an vielen Stellen mit dem Pinsel hineingearbeitet.

Nach Graf, „Antike Porträtgalerie".

Gewiß ist die Bemerkung richtig, daß man sich in dieser Zeit die Zahl der entstandenen Gemälde nicht groß genug denken kann, daß sich das Privatleben mit einem unendlichen Reichtum von Kunstwerken umgab und in der Fülle phantasievoller Gebilde schwelgte. Aber von diesen Schöpfungen sind nur die Porträts erhalten, die sich in den Gräbern des Fajûm gefunden haben. Die Porträts von Fajûm.

Die Sitte der Ägypter, die Bildnisse der Gestorbenen in plastischer Darstellungsweise am Kopfende des Sarges anzubringen, hat mit der Zeit die Änderung erfahren, daß auf die dicke Leinwandschicht, die wie ein Deckel den oberen Teil der Mumie umgab, ein farbiges Bild des Toten aufgemalt wurde; noch häufiger wurden an den Mumien Porträttafeln befestigt. Diese Sitte hat, wie angenommen ist, seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. begonnen und bis gegen 400 n. Chr. gedauert. Hellenistische Ägypter, griechisch-ägyptische Mischlinge, Leute von äthiopischem Blute und Semiten, später auch Römer sind in dieser Weise bestattet worden. Eine große Zahl dieser Bilder, sehr realistisch behandelt, in der Ausführung ziemlich verschieden, hat sich erhalten; und so

sprechend sind viele nach dem Leben dargestellt, daß sie die modernen Betrachter oft zu drastischen Vergleichen mit Typen unsrer Zeit hinreißen. In der Schärfe der Charakteristik reichen manche an die besten Erzeugnisse unsrer Zeit. Die hellenistische Kunst wurde in die gleiche Richtung hineingezogen, die in Ägypten den Schreiber und Dorfschulzen so wirklichkeitswahr in Holz dargestellt hat.

Der reiche Stil der Vasenmalereien.

Kurz müssen wir noch erwähnen, daß in der hellenistischen Zeit die Vasenmalerei in Süditalien eine neue Entwickelungsstufe erlebte. Die rotfigurigen Gefäße attischer Kunst hatten immer in weiser Selbstbeschränkung Zeichnungen gegeben. Der „schöne" Stil wurde abgelöst durch den „reichen", der durch kolossale Formen, durch plastische Behandlung einzelner Teile, durch reichere Anwendung von Farben und Gold neuen Effekten nachging. Liebesszenen, bakchische Freuden, Motive der Tragödien und Komödien, Unterweltsgruppen u. a. erinnern auch hier an den Geschmack der Zeit; die Freude an bunten asiatischen Kostümen und die Darstellung von Menschen und der Tierwelt des Orients sind für die weiteren Interessen des Orients bedeutsam. Als Beispiel diene die Dareiosvase Bd. I, S. 548, die Eleganz der Zeichnung wie die Vorliebe für weichlich üppige Form sind unverkennbar.

Die weitere Entwickelung der griechischen Kultur führt nach Rom. Ihre Gedanken und Formen übernehmen dort die Herrschaft: wenn hellenisches Wesen auch ermattet und aufhört, es geht nie unter. Immer wieder hat es in der Geschichte seine belebende Macht unter empfänglichen Menschen und Zeiten geübt. Die Sonne Homers versinkt wohl unter dem Horizont, wenn tiefe Schatten über der Menschheit lagern, aber immer erhebt sie sich wieder und bringt einen neuen Tag emporstrebender Bildung.

146. Apulische Vase (Kantharos).
Original im k. k. österreichischen Museum zu Wien.

Achtes Buch.

Geschichte Roms.

Roms Anfänge hüllen sich für uns in Dunkel; nicht einmal die Römer selbst besaßen eine klare Vorstellung von der Entstehung und allmählichen Entwickelung ihrer Stadt und ihres Staates. Was sich die Bürger Roms im Zeitalter ihrer höchsten geistigen Bildung, unter Cäsar und Augustus, von der älteren Geschichte ihres Volkes und ihres Gemeinwesens erzählten, war ein buntes Gemisch von spärlichen Trümmern uralter Erinnerungen mit reichlichem Beiwerk spät ersonnener oder ausgedichteter Sagen, die von landfremden griechischen Rationalisten geformt erst durch viele vermittelnde Glieder hindurch den Weg in die Hütte des gemeinen Mannes gefunden hatten. Wahrheit und Dichtung, echte Überlieferung und späte Fälschung auf diesem Gebiete scharf und richtig voneinander zu scheiden, wird wohl niemals völlig gelingen. Und doch haben, seitdem Barthold Georg Niebuhr 1811 das Interesse der Gebildeten für den Widerstreit zwischen Überlieferung und geschichtlicher Wahrheit in der älteren römischen Geschichte wachgerufen hat, zahlreiche und bedeutende Gelehrte, besonders des deutschen Volkes, immer von neuem den Versuch gemacht, durch das eindringendste Studium, durch immer neue Methoden der Forschung und durch immer umfassendere, von andern Zweigen der Wissenschaft aufgefundene Gesichtspunkte die Wahrheit über das Werden Roms und des römischen Volkes zu ergründen.

Seit Niebuhr bewegt sich die römische Geschichtschreibung in zwei Richtungen. Die eine sucht, in engerem Anschlusse an seine Ideen, die schriftliche Überlieferung der Römer über ihre ältere Geschichte kritisch zu verstehen und zu deuten und die echten Trümmer der Wahrheit behutsam und vorsichtig daraus hervorzusuchen und nach verschiedenen Methoden zusammenzufügen. Diese Richtung wurde besonders durch Schwegler, L. Lange, K. W. Nitzsch, K. Peter, W. Ihne, A. u. H. Nissen u. a. verfolgt. Eine andre Richtung begegnet der Überlieferung mit größerer Kühnheit und eigenmächtigerem Walten, sie tritt an den Stoff mit einem fertigen Systeme von Anschauungen und Lehrsätzen heran und meistert ihn nach von vornherein bestimmten Richtlinien: der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist Theodor Mommsen, dessen römische Geschichte durch eine Fülle geistvoller Kombinationen, durch die konsequente

Durchführung gewisser Grundanschauungen und vor allem durch die glänzendste Darstellung das größte Aufsehen erregt hat. Was hat aber alle diese Männer und dazu die zahlreichen Gelehrten der Italiener und Franzosen, die sich dasselbe Ziel, die Erforschung der Urgeschichte Roms, gesteckt haben, zu ihren unermüdlichen und nicht immer erfolgreichen Untersuchungen begeistert? Sicherlich doch die Empfindung, daß die Urgeschichte Roms für die ganze gebildete Welt von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Das römische Volk hat im Verlaufe seiner Entwickelung und sogar noch in den Zeiten seines Verfalls ein so eigenartiges, in der ganzen übrigen Geschichte nicht wiederkehrendes Staats- und Rechtsleben entfaltet, dessen Einwirkungen in mancher Hinsicht noch die Gegenwart beherrschen, daß sich die Frage nach den Keimen und den Bedingungen dieser so weitwirkenden Lebenserscheinungen immer und immer wieder von selbst in den Vordergrund drängt. Und wenn wir auch darauf verzichten müssen, alle die Rätsel zu lösen, die uns die Frage nach der Urgeschichte Roms und der Römer aufgeben, so sind doch anderseits durch den schönen Bund der Wissenschaften, der sich bei der Erforschung dieser Geheimnisse gebildet hat, ich meine den Bund der Landeskunde, Völkerkunde, Naturwissenschaft, Religionswissenschaft, Sprachvergleichung, Wirtschaftsgeschichte, Statistik u. a. mit der Geschichte im engeren Sinne, Ergebnisse gezeitigt und Gedanken ausgesprochen worden, die auch für ein größeres Publikum von Gebildeten dargestellt zu werden verdienen.

* * *

Je unsicherer und unbegreiflicher die geschriebene Kunde von der ältesten Geschichte Roms und der Römer zu uns redet, desto sorgsamer muß eine Quelle der Erkenntnis ausgebeutet werden, die im wesentlichen heute noch dieselbe ist wie vor drei Jahrtausenden und vollkommen erkennbar vor uns liegt, die Natur des Landes, das der Schauplatz der älteren römischen Geschichte gewesen ist.

Name und Grenzen.

Das Wort Italia (ursprünglich Vitalia, oscisch Vitelio) bedeutet Stierland, Rinderland. Ein Stier als Vertreter eines Gottes führte der alten Sage nach die nach neuem Lande ausziehenden Stämme, der Pflugstier galt als Sinnbild für Ackerbau und feste Ansiedelung. Nach ihm nannte sich eine Völkerschaft, die in der Wanderzeit das Südwestende des Landes besetzte, Italer; in ähnlicher Weise benannten sich andre Stämme der einwandernden Indoeuropäer nach Tieren als Symbolen der Gottheit, so die Picenter nach dem Spechte, die Hirpiner nach dem Wolfe. Der Stamm der Italer erlag früh der höheren Kultur der einwandernden Griechen, aber sein Name blieb als Bezeichnung der Südspitze des Landes; ja er wanderte sogar nordwärts und erweiterte im Laufe der Jahrhunderte immer mehr seinen Begriff, da man einen Gesamtnamen des Landes noch nicht besaß. Um 450 v. Chr. verstand man unter Italien jene ganze Halbinsel, die man später Bruttium nannte (jetzt Kalabrien). Als die Römer Tarent und den König Pyrrhus besiegten (275 v. Chr.), bezeichnet Italien die Südhälfte des Landes, soweit die griechische Kultur reicht, also nordwärts bis über Neapel hinaus. Nach dem zweiten Punischen Kriege (200 v. Chr.) umfaßt Italien im geographischen Sinne bereits das ganze Festland bis zu der Fels- und Schneemauer der Alpen, in rechtlicher Hinsicht das Gebiet des römischen Bundes, also nordwärts bis zum Esino (Äsis, nordwestlich von Ancona) und bis zum Arno. Im Jahre 81 v. Chr. wurde die Nordgrenze über Ariminum (Rimini) hinaus bis zum Rubikon vorgeschoben. Unter dem zweiten Triumvirate ließ Augustus (42—41 v. Chr.) das Poland in Italien einverleiben und trug als Kaiser für die Absteckung und Sicherung der Nordgrenze Sorge, die jedoch damals mehr am Fuße der Alpen hinlief, während die Alpengegenden selbst aus militärischen Gründen zu kleinen Provinzen des Kaiserlichen

Hauses organisiert wurden. Erst unter Diocletian 292 n. Chr. wurden die Inseln Corsica, Sardinien, Sizilien mit Italien vereinigt und wenigstens auf der westlichen Hälfte der Nordgrenze die Wasserscheide zu Grunde gelegt, so daß die Grenzlinie vom Var (bei Nizza) auf der Höhe der Cottischen, Grajischen, Penninischen Alpen hinlief bis zum St. Gotthard. Von da aus aber umschloß sie das obere Rheinthal und den Bodensee, ja sogar das Land bis zur Mündung des Inn in die Donau (Raetia prima mit der Hauptstadt Chur und Raetia secunda mit der Hauptstadt Augsburg). Erst im späteren Mittelalter hat sich, der Sprachgrenze zwischen Germanen und Romanen und gleichzeitig der Naturgrenze etwa entsprechend, der Begriff Italien in unserem Sinne festgesetzt.

Das Alpenland.

Die Alpen umspannen den Norden Italiens in einem etwa 1500 Kilometer langen Bogen vom Monte dello Schiavo bei Savona (wo der Apennin einsetzt) bis nach Istrien hin. Man rechnet die Westalpen bis zum Montblanc, die Zentralalpen bis zur Dreiherrenspitze in den Hohen Tauern, die Ostalpen bis zum Golfe von Quarnero. Von der Poebene her steigen 36 Flußthäler nach dem Kamme der Alpen zu empor; aber sie sind fast alle kurz und steil, da sie senkrecht zur Achse des Gebirges stehen; nur die Thäler der Adda und der Dora Baltea laufen eine größere Strecke der Kammrichtung des Gebirges parallel. Dieser auffallende Bau des italischen Alpenlandes ist für die Geschichte der ganzen Halbinsel von großer Wichtigkeit gewesen: er hat wohl die Auswanderung größerer Volksmassen aus Italien gehemmt, aber nicht die Einwanderung vom Norden her. Denn vom Norden her erreicht man die Höhe der Pässe vielfach in langen, sehr allmählich ansteigenden Flußthälern, wie man denn z. B. vom Bodensee am Rhein aufwärts in 148 km seines Laufes nur um 1600 m steigt, während man am Po aufwärts dieselbe Höhe in 34 km zu erklimmen hat. Von den Alpenübergängen wurden die meisten schon im Altertume begangen und befahren; Reste römischer Straßenbauten sind vielfach erhalten. Zum Übergange nach Gallien benutzte man am liebsten die Küstenstraße durch die Seealpen von Genua über Savona und Ventimiglia nach Nizza, deren höchste Erhebung zwischen Nizza und Mentone nur 600 m beträgt. Sehr beliebt war auch der Weg durch die Cottischen Alpen über den Mont Genèvre (1865 m Paßhöhe), über den Mont Cenis (2064 m) und durch die Grajischen Alpen über den Kleinen St. Bernhard (2192 m), während der Große Bernhard, dessen Paßhöhe (2491 m) nur im Hochsommer schneefrei ist, wegen der hier fast immer fühlbaren Schrecken des Gebirges gefürchtet war. Nach Rätien wurde besonders der Splügen (2117 m), der Julier (2287 m), der Paß über die Reschen-Scheideck (1493 m) und vor allem der Brenner (1367 m) benutzt. Nach Noricum und Illyrien gelangte man über den M. Croce (1371 m) und den Tarvispaß (783 m).

Das Poland.

Unter dem Namen des Polandes versteht man die vom Po durchschnittene Ebene zwischen den Alpen und dem Apennin. Als Kartenbild hat sie etwa die Gestalt einer ruhenden Löwin, deren starker Hinterleib die Landschaft Piemont bildet, deren Kopf zwischen Venedig und Udine, deren Vordertatzen bei Ravenna und Rimini zu suchen sind. Mit den umgebenden Gebirgswällen (135000 qkm) macht sie fast die Hälfte des ganzen italischen Festlandes (337500 qkm) aus. In vorgeschichtlicher Zeit befand sich an Stelle dieser großen Ebene ein bis an die Westalpen hinanreichender Busen der Adria. Damals war die apenninische Halbinsel nur durch die schmale Brücke der Seealpen mit dem europäischen Festlande verbunden. Riesenhafte Gletscher, deren Moränen in Hügelketten bei Ivrea und nordöstlich von Mantua noch erkennbar sind, sandten ihr Eis und mit diesem Schuttmassen und Steinblöcke ins Meer herunter. Als dann die steigende Temperatur Europas die Gletscher bis auf den Kamm der Gebirge zurückdrängte und als auch die Adria, vielleicht infolge der Hebung des Bodens ostwärts zurückwich, füllten sich die von den

Gletschern ausgehöhlten Fjorde mit Süßwasser, dem die vorgelagerten Schuttmassen den Weg versperrten. So entstanden die oberitalischen Seen, aus denen die Flüsse ihren Weg zum Meere suchten. Seitdem arbeiten diese unablässig daran, die Steinmassen des Gebirges der sumpferfüllten Ebene zuzuführen, und vergrößern von Jahr zu Jahr den durch grobes Geröll und Blöcke gefestigten Landstreifen, der sich noch immer zunehmend in die Adria hinausschiebt. Das Powasser z. B. enthält mehr als $^3/_{1000}$ feste Bestandteile, so daß dieser Fluß jetzt jedes Jahr seine Mündung um 70 m vorschiebt und sein Delta um 113 Hektar Landes vergrößert. Die Wirkungen dieser Anschwemmungen werden aber auch nordwärts und südwärts der eigentlichen Mündungen bemerkbar, die Küste bei Ravenna z. B. ist in jedem Jahrhundert um 250 m nach Osten gewachsen. So ist denn das Poland in Wahrheit ein Geschenk seiner Gewässer, insonderheit des Po, des größten und interessantesten der italienischen Flüsse. —

Der Name Po (ligurisch Bodincus, lateinisch Padus) ist wohl ligurischen Ursprungs und bedeutet „der Grundlose", eine treffende Bezeichnung, da er bei 2—3 m durchschnittlicher Tiefe fast keine brauchbaren Furten besitzt und trotz seines kurzen Laufes (570 km) an Wassermasse dem doppelt so lang laufenden Rheine gleichkommt. Er entspringt am Fuße des Monte Viso und tritt nach einem kurzen Oberlaufe von 34 km (mit 1600 m Fall) in die Ebene ein, bei Turin ist er bereits 160 m breit. Von Süden empfängt der Po von Alessandria den Tanaro (Tanarus). Sein mächtigster Nebenfluß, der Ticino (Ticinus), entspringt am Gotthard, durchströmt den Lago Maggiore (lacus Verbanus), ist in seinem Unterlaufe schiffbar und geht bei Pavia in den Po, der bereits hier seinen Unterlauf beginnt und zwar mit so geringem Gefälle, daß seine Wassermassen oft nur „durch die unter spitzem Winkel einfallenden, lebhafteren Alpenströme vorwärts getrieben" werden. Der Zufluß aus dem Comersee (lacus Larius), die Adda (Addua), vereinigt sich mit dem Po zwischen Piacenza (Placentia) und Cremona; es folgt von größeren Nebenflüssen der Oglio (Ollius), der Abfluß des Lago d'Iseo, und endlich der Mincio (Mincius), der Abfluß des Gardasees (lacus Benacus). Weiterhin teilt sich der Po in mehrere Arme und hat in geschichtlicher Zeit mehrfach seinen Lauf geändert; gegenwärtig strömt die Hauptmasse seines Wassers durch den Po di Venezia um ein mächtiges Delta herum ins Meer. Ähnliche Verhältnisse finden sich auch bei dem südlich vom Po mündenden Reno (Renus), sowie bei der nördlich von ihm mündenden Etsch (Athesis), der Piave (Plavis) u. a. — Auf dem reichen und fruchtbaren Alluvialboden der Poebene hat sich im Laufe der Jahrtausende eine Kultur ohnegleichen entwickelt. Ein und dasselbe Ackerstück trägt den volksernährenden Mais, den segenspendenden Ölbaum und den seidetragenden Maulbeerbaum, an dem sich traubenschwer die edle Weinrebe emporrankt. Aber um diese hohe Kultur zu erzielen, bedurfte es und bedarf es bis auf den heutigen Tag eines unaufhörlichen Kampfes gegen die ersten Schöpfer des Bodens selbst, gegen die ihren Wasserlauf fortwährend in der auffälligsten Weise verändernden Alpenflüsse. Deiche zur Eindämmung der oft furchtbar wütenden Wassermassen und anderseits Kanäle zu ihrer gleichmäßigen Verteilung in der dürren Jahreszeit und zugleich für den Verkehr mußten hier gebaut werden schon zu Anbeginn einer höheren Kultur. Und waren solche Wasserbauten schon im Innern der Poebene zur Austrocknung der Sümpfe und zur Bewässerung dürrer Stellen unentbehrlich, so bildeten sie einen Gegenstand steter Sorge im Mündungsgebiete der Flüsse, im Bereiche der eigentlichen Marschen.

Viktor Hehn entwirft von diesen Gegenden folgende anschauliche Schilderung: „Da empfängt uns tiefes Gelände, feuchter Dunst, ein Labyrinth von Kanälen und Fluß-

armen, ein unbeschränkter Horizont, die Region der Fieber, Moskitos und Frösche. Land und Meer mengen sich; Lagunen, Sandbänke, Lachen, Sümpfe, undurchdringliche Rohrdickichte, eingedämmte Wiesen, überschwemmte Reisfelder dehnen sich meilenweit. Der Boden, erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden, anwachsend fast vor unsern Augen, ist von Menschenhand in allen Richtungen durchschnitten und umgestaltet, seine Wasser geteilt, zur Seite gelenkt, in neue Bahnen gedrängt, seine auftauchenden Höhenpunkte alsbald von der Kultur besetzt und durch aufgeworfene Wälle verwahrt. Dies sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimat der Wasserbaukunst, klassischer Boden für Arbeit mit Grabscheit und Richtwage seit uralter Zeit, ja vor aller deutlichen Geschichte." Sicherlich fanden die Römer, als sie, Eroberer und kolonisierende Bauern zugleich, ins Poland kamen, Anfänge solcher Kultur bereits vor; aber ihnen gebührt wohl das Verdienst, die Hauptarbeit in der Bemeisterung des Wassers und der Sümpfe gethan zu haben. Diese harte Arbeit hat sich ihnen reichlich gelohnt: sie war das hauptsächlichste Mittel, durch das sich hier die römische Volkskraft zu einer Zeit, wo sie in der Hauptstadt schon im Versiegen war, frisch und lebendig erhielt. Es wird unten zu erzählen sein, daß jene tapferen Legionen, mit denen Cäsar dem Vordringen der Germanen Halt gebot und das transalpinische Gallien bezwang, größtenteils dem Polande entstammten; ferner, daß dasselbe Land dem kaiserlichen Rom eine Reihe führender Geister: Catull, Vergil, Livius, die beiden Plinius geschenkt hat. Außerdem wuchs Rom, nach dem treffenden Ausdruck H. Nissens, erst „durch die Kolonisation des Polandes an den Stamm unsres Erdteiles unauflöslich an, ward im vollen Umfange des Wortes eine europäische Macht". Und endlich ist auch die politische Wiedergeburt eines einheitlichen Italien, das moderne italische Königreich, von dem poländischen Piemont ausgegangen.

Der Apennin.

In der Urzeit, ehe das Poland vorhanden war, hing Italien nur durch die schmale Brücke der Seealpen und des westlichen Apennins mit dem europäischen Festlande zusammen. Als Grenze zwischen Alpen und Apennin bezeichnet man den Punkt, wo die Granitbildungen aufhören, das ist der Monte dello Schiavo bei Savona. Von hier aus erstreckt sich das Gebirge in einer Längsausdehnung von 1600 km bis zur Südspitze Italiens, bis zum Cap dell' Armi (promunturium Leucopetra) und Cap Spartivento (promunturium Herculis). Es ist weit niedriger als die Alpen, seine mittlere Kammhöhe schwankt zwischen 1000 und 1800 m. Die Richtung des Apennin hat die Geschichte Italiens wesentlich beeinflußt. Da er nämlich nicht in der Mitte des Landes hinstreicht, sondern zunächst so nahe der Ostküste, daß ihm dort nur ein schmaler, wenig gegliederter Küstenstreifen vorgelagert ist, so finden sich, wenn wir vom Süden Italiens absehen, größere, zum Ackerbau hervorragend geeignete Ebenen nur im Westen des Landes; dorthin also war von vornherein das Entstehen einer höheren Kultur und die Entwickelung größerer Staatswesen gewiesen. Das Gestein des Gebirges ist ein hier grauer, dort rötlicher, ziemlich dichter Kalk; Kohlen finden sich nicht, Metalle nur an wenigen Punkten. Es fehlt im ganzen auch der Wasserreichtum der Alpen und damit an vielen Stellen die grünen Matten; deshalb ist eine so großartige Alpenwirtschaft wie die schweizerische in dem Apennin nicht denkbar. Auch an landschaftlichem Reiz wird der Apennin von den Alpen übertroffen; seine weitausgedehnten grauen oder rötlichen Schutthalden haben trotz des Zaubers südlicher Beleuchtung vielfach etwas Einförmiges und Ermüdendes; anderseits fehlt es aber, namentlich an seinen westlichen Abhängen, nicht an Stellen von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit, und seine schön geformten Bergketten scheinen namentlich bei Sonnenuntergang in wunderbarem blauen oder violetten Duft zu schwimmen.

Man teilt den Apennin in drei Hauptgruppen ein: den nördlichen, mittleren und südlichen Apennin. Zwischen dem nördlichen und südlichen bildet der Fluß Esino (Aesis), der bei Ancona in die Adria mündet, die Grenze; hier nämlich wendet sich der Hauptkamm von Südosten nach Südsüdosten und gabelt sich in zwei Parallelkämme. Zwischen dem mittleren und südlichen Apennin grenzt das Thal des Sangro (am 42. Breitengrade), von dem an das Kettengebirge sich zu dem Plateau von Samnium verbreitert.

Im Nordapennin unterscheidet man wieder den ligurischen Apennin, der den Busen von Genua vom Monte dello Schiavo bis zum Paß von Pontremoli und zum Flußthale der Magra (Macra), also von Savona bis Spezia in einem flachen Bogen umschließt. Daran schließt sich in südöstlicher Richtung der toscanische Apennin bis zu den Tiberquellen. Dieser erreicht im Monte Cimone (2167 m) seinen höchsten Gipfel, an dessen östlichen Abhängen hin der wichtige Paß von Bologna ins Arnothal hinüberführt. Nach dem Tyrrhenermeer zu sind dieser Kette die sogenannten Apuaner Alpen (Alpi Panie), an Höhe den gegenüberliegenden Apennin übertreffend, vorgelagert, die die bereits im Altertume berühmten, noch immer fast die ganze Welt mit weißem Marmor versorgenden Brüche von Carrara in sich bergen (Jahresproduktion etwa 150 000 Tonnen im Werte von etwa 15 Millionen Frank). Durch die sumpf- und seenreiche Arnoniederung von den Apuaner Alpen getrennt, ist dem Apennin das toscanische Hügelland vorgelagert, das zwar stellenweise nur dürftigen Ackerboden, dafür aber mineralische Bodenschätze besitzt. Die Bergkuppen zwischen Volaterra und Monte Argentario bergen Kupfer, silberhaltiges Blei, Borax, Schwefel, Alabaster u. a. („toscanisches Erzgebirge"), außerdem wurden die vorzüglichen Eisenerze der Insel Elba an der gegenüberliegenden Küste verhüttet. — Das dritte Stück des Nordapennin von den Tiberquellen bis zum Esino nennt man den umbrischen Apennin. Vorgelagert ist ihm ein schmaler Küstensaum, der sich fast ohne Gliederung von Ariminum bis Ancona erstreckt. Auf der Grenzlinie zwischen Nord- und Mittelapennin führt der Furlo-Paß, eine uralte Völkerstraße, die später von den Römern zur Via Flaminia ausgebaut wurde, aus dem Metaurusthal hinüber ins Tiberthal.

Der Zentralapennin scheint in ein unzusammenhängendes Gewirre von Hochthälern, getrennten Stöcken, seitlichen Ausläufern und Verbindungsketten aufgelöst zu sein. Doch wird er im allgemeinen „von zwei Hauptzügen eingefaßt, die sich am Monte Catria trennen und südlich vom Fucinersee in der Hochebene des Piano di Cinque Miglia wieder vereinigen." Das Land, das von der kleineren nördlichen Hälfte des Zentralapennin durchzogen wird, bis zum Tronto (Truentus), heißt das umbrische Hochland. Nach Südwesten zu flacht es sich zum umbrischen Hügelland ab, das zwischen den Flüssen Clasius und Nera (Nar) bis zum Tiberthal reicht. Diese Gegend lockte durch Fruchtbarkeit des Bodens, Wasserreichtum und zahlreiche für Stadtgründungen geeignete Höhen zur Niederlassung; sie gilt noch heute als der „von wonnigen Hügeln, Olivenhainen, lachenden Thälern, von durch Wiesenpläne strömenden Flüssen belebte Garten Mittelitaliens". An das umbrische Hochland schließt sich nach Süden zu das sabellische Gebirgsviereck, seit dem Mittelalter Abruzzen genannt. Vier hohe Bergwälle, jeder wieder aus verschiedenen Stöcken und Parallelketten bestehend, umschließen hier ein schwer zugängliches Gebirgsland, in dessen Westseite der jetzt ausgetrocknete Fucinersee lag. Am Nordende des Sees erhebt sich der 2487 m hohe Velino, noch höher sind die Bergriesen auf der Ostseite, der Gran Sasso (2921 m), die höchste Erhebung der Apenninen überhaupt, und südlich davon, durch das Thal des Aterno getrennt, der gewaltige Stock der Maiella. Nach Süden

zu öffnet sich das Gebirgsviereck im Thal des Liris, der ins Tyrrhenermeer strömt. Nach Südwesten zu sind den Hauptketten die Sabiner Berge zwischen Nera und Anio, und die Herniker Berge zwischen Anio und dem Mittellauf des Liris vorgelagert. Davon wieder südwestlich bis zum unteren Liris und an einigen Stellen (bei Tarracina und Gaëta) bis zum Meere streichen die Volskerberge, die die latinische Ebene von der kampanischen trennen.

Südlich vom Sangro, der in den Abruzzen entspringt, verbreitert sich der Apennin zum Hochland von Samnium, ein Gewirre von Hügeln und Bergen, das ein gewisses Bestreben zeigt, „in Querzügen sich über die ganze Breite der Halbinsel auszudehnen". Daran schließt sich südlich vom Thal des Silarus der lukanische Apennin, der immer mehr nach Westen zu umbiegt und deshalb sich immer weiter von der Adria entfernend immer näher an das tyrrhenische Meer herantritt. Demnach tauschen hier der Osten und der Westen Italiens ihre Rolle: die große Ebene Süditaliens, Apulien und Kalabrien, erstreckt sich, die Osthälfte des Golfs von Tarent umfassend, wie ein breiter Arm nach Osten, bereit von dort her griechische Einwanderung und griechische Kultur zu empfangen, während die Westhälfte Italiens in die Granitterrassen und unwirtlichen Bergwälder der Serra S. Bruno und des Aspromonte (Sila) auf der Halbinsel Bruttium (jetzt Kalabrien genannt) auslaufen. Hier blieb die Kultur auf die schmalen Streifen der Küstenebenen beschränkt.

Die Ebenen Mittelitaliens, ein Erzeugnis vulkanischer Kräfte.

Wie die Entwickelung Oberitaliens wesentlich bestimmt wurde durch die eigentümliche Beschaffenheit der reichliche Gaben spendenden, aber auch unausgesetzten Kampf gegen das Wasser fordernden Poebene, so sind auf die Geschichte Mittelitaliens die drei größeren Ebenen an der Westküste, der eigentlichen Stirnseite des Landes, von entscheidendem Einflusse gewesen. Während aber die Poebene im wesentlichen der Thätigkeit des Wassers ihre Entstehung verdankt, haben an der Bildung der mittelitalischen Ebenen vor allem vulkanische Kräfte gearbeitet. Das Wirkungsfeld dieser vulkanischen Kräfte, die, zum Teil noch heute wahrnehmbar, in jahrtausendelanger Arbeit unzähligen Geschlechtern der Menschen und einer großen Geschichte die Stätte bereitet haben, erstreckt sich vom Vorgebirge Argentario in der Mitte der Küste Etruriens bis zum Südende des Golfs von Neapel. Hier war ehedem eine ganze Reihe von Vulkanen, von denen jetzt nur der Vesuv in Thätigkeit ist, beschäftigt, Lava, Asche und Steine ins Meer auszuwerfen, Mineralien, die sich unter dem nivellierenden Einflusse des Wassers zu einer durchschnittlich 30 m dicken Tuffschicht von verschiedener Farbe und verschiedener Dichtigkeit (Bröckeltuff und Steintuff) umbildeten. Danach ist durch Hebung des Bodens das Meer zurückgewichen, und jüngere Vulkane haben auf die älteren vom Meere eingeebneten Tuffschichten neue Tuffhügel und Krater aufgeworfen. Anderseits haben Flüsse und Bäche zahllose Wasserläufe und Schluchten durch das Tuffplatteau genagt und so im Verein mit den jüngeren Vulkanen und gelegentlichen Erdbeben die heutige Gliederung des Bodens geschaffen. Für die Geschichte des Landes sind diese Vorgänge besonders in zweifacher Hinsicht wichtig geworden. Einmal verwittern alle Arten des Tuffs leicht und geben ein für Getreide- und Weinbau gleich treffliches Erdreich. Anderseits eigneten sich die zahlreichen durch Flußthäler oder Schluchten isolierten Tuffplateaus vorzüglich zur Anlage von Städten, zu deren Erbauung und Befestigung zugleich die festeren Tuffsorten ein leicht zu verarbeitendes und dauerhaftes Material lieferten.

Die etrurische Ebene.

Man teilt das ganze vulkanische Gebiet Mittelitaliens in drei Ebenen ein. Die nördlichste ist die etrurische Ebene, die sich, hier und da von Bergzügen unterbrochen, südlich vom Flusse Paglia (Pallia), vom Meere ostwärts bis zum Tiber hinzieht und auch im Süden durch das Tiberthal begrenzt wird. Die Nordhälfte dieser Ebene,

300—500 m über dem Meeresspiegel, hat in ihrer Mitte den eine Fläche von 114 qkm bedeckenden Volsenersee (lacus Volsiniensis, so genannt von Volsinii, der alten Hauptstadt Etruriens), an dessen Westseite sich noch ein Krater mit einem kleinen See befindet. In der Südhälfte, deren Plateau etwa die Höhe von 200 m erreicht, nördlich der alten Etruskerstadt Veji, liegt der Lago di Bracciano (lacus Sabatinus), vermutlich das Becken eines ehemaligen großen Kraters.

Die latinische Ebene.

Von der Tibermündung ostwärts bis zu den Vorbergen des Apennin und südwärts bis nach Tarracina, wo sie von den Volskerbergen begrenzt wird, erstreckt sich die latinische Ebene. Sie ist viel schmäler als die etrurische und durchschnittlich nur 50—60 m hoch. Dieses Gebiet hat seinen vulkanischen Mittelpunkt in dem wie

148. Karte von Latium. Nach Kiepert.

ein Ringwall geformten Albanergebirge, in dessen Mitte sich der Kegel des Monte Cavo (mons Albanus 954 m) steil erhebt, auf dem einst der latinische Jupitertempel thronte. Der äußere Abhang des Albanergebirges ist von mehr als hundert Schluchten durchfurcht, durch die nach starkem Regen „gelbbraune Ströme brausen und eine unermeßliche Menge der fruchtbarsten Erde dem Meere zuführen". An der Westseite liegen mehrere Kraterseen, von denen die bedeutendsten der Albanersee und der liebliche Nemisee sind, an dem ehedem das vielbesuchte Heiligtum der Diana lag. Rings um den Albanersee lagert in einer Mächtigkeit von 200—300 m der vulkanische Peperinstein (lapis piperinus, lapis Albanus), der zu gewöhnlichen Hausbauten gebrochen wurde. Für Prachtbauten bildete der Anio, der letzte größere Nebenfluß des Tiber aus dem Apennin, durch Kalkniederschläge den herrlichen goldgelben

Travertin (lapis Tibertinus), der bei Tivoli (Tibur) gebrochen und zu Wasser den Anio und den Tiber abwärts befördert werden konnte. Er lieferte z. B. das unvergängliche Material, aus dem das Kolosseum und die Peterskirche in Rom erbaut worden sind. Endlich finden sich in der Umgebung des Albanergebirges mehrere erstarrte Ströme harter Lava (silex), die einen unvergleichlichen Stoff für Straßenpflasterung lieferte; zwei dieser Ströme „fließen nach Rom zu und übertreffen an Ausdehnung alle überhaupt bekannten des Festlandes: der eine trägt auf seinem Rücken die ehrwürdige Via Appia und endigt am Grabmal der Cäcilia Metella", dicht vor der Stätte des alten Rom.

Kampanien.

Südwärts von den Volskerbergen zwischen den Vorgebirgen von Gaëta (Cajeta) und della Campanella (promunturium Minervae, am Südende des Golfs von Neapel) ist eine ehemalige Apenninbucht durch vulkanische Thätigkeit ausgefüllt worden zu einer etwa 90 km langen und 15—30 km breiten Ebene, das ist **Kampanien**. Zwischen den Thälern des Liris, der vom Westabhang, und des Volturnus, der vom Südabhang des sabellischen Gebirgsvierecks herabströmt, erhebt sich das Gebirge Rocca Monfina, dessen Ringwall teilweise aus Leucit, dem kalireichsten Gestein der Erde, besteht. Dieser hohe Kaligehalt erklärt die außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Gebietes zwischen Liris und Volturnus, vor allem aber die Güte des hier wachsenden edlen Falernerweins.

Am Nordrande des Golfs von Neapel liegen die berühmten **phlegräischen Gefilde**, d. h. die „verbrannten", mit zahlreichen (etwa 27) erloschenen Kratern, deren Thätigkeit zu einer Zeit, wo hier noch das Meer flutete, jenes wundersame Durcheinander von Binnenseen und Landstreifen, von Meer und Inseln (z. B. Ischia, Procida), geschaffen hat. „Der Grund", sagt H. Nissen in seiner vortrefflichen Italischen Landeskunde, „liegt in dem unstäten Wesen, das die Macht des Feuers hier getrieben hat. Sie brach aus, schüttete einen Krater auf, ließ ihn nach einmaligem Gebrauch unbenutzt liegen. Nach hundert- oder tausendjährigem Schlummer in der Tiefe auffahrend schlug sie eine neue Bahn ein, baute wiederum einen Krater, zerstörte dabei gelegentlich einen Teil ihres früheren Werkes. Die Errichtung des Monte nuovo, über welche glaubwürdige Berichte vorliegen, ist in dieser Hinsicht lehrreich. Nach starken, anhaltenden Erdbeben öffnete sich am 29. September 1538 ein Schlund am Averner See (nahe bei der alten Stadt Cumä), um Mittag begann der Aschenregen, die Asche flog über 105 km weit, knickte im Umkreis von 10 km durch ihre Last alle Bäume. Innerhalb 48 Stunden, welche der Ausbruch dauerte, war der Berg fertig: ein Kegel mit 20° mittlerer Neigung, 139 m Höhe und einem fast bis auf den Meeresspiegel sinkenden Krater. Als Nachspiel hat er in den ersten Oktobertagen außer Asche auch Steine ausgeworfen, welche zum Teil mehr als 225 km entfernt in Kalabrien niederfielen. Dann hat er noch bis Januar 1539 geraucht und ist seitdem völlig erkaltet. Diese jüngste Schöpfung hat die Formen, welche die Umgegend im Altertum zeigte, erheblich verändert, namentlich den berühmten Lucriner See in einen schmalen, unansehnlichen Teich umgewandelt. Zugleich gewährt sie einen sicheren Anhalt, um das Relief der ganzen Landschaft zu erklären; denn die Entstehung der übrigen Krater wird auf ähnliche Vorgänge älterer Zeit zurückzuführen sein."

Den südlichen Abschluß dieses vulkanischen Gebietes und zugleich seinen einzig noch thätigen Feuerschlot bildet der gegenwärtig 1282 m hohe **Vesuv**. Er galt im Altertum für erloschen, bis er im Jahre 79 n. Chr. durch den bekannten furchtbaren Ausbruch die Städte Pompeji, Herculaneum, Stabiä am Golfe von Neapel mit Asche verschüttete und die Gegend weitumher durch Lavaströme verbrannte.

Das Klima.

Das Klima Italiens ist, wie sich schon aus seiner langen Ausdehnung von Norden nach Süden, vom 47. bis zum 38. Breitengrade, und aus der großen Mannigfaltigkeit seiner vertikalen Gliederung ergibt, kein einheitliches. Im allgemeinen kann man sagen, daß vor allem die Winter weit milder sind als im mittleren Europa, daß aber die Sommer nicht in demselben Maße heißer sind als in den Ländern nördlich der Alpen. Die mittlere Wintertemperatur (Dezember, Januar, Februar) beträgt für Berlin $-0{,}3^0$ C., für Rom $+8{,}12^0$, die mittlere Sommertemperatur (Juni, Juli, August) dagegen in Berlin $+18{,}1^0$, in Rom $+23{,}62^0$. Demnach ist in Rom die Durchschnittstemperatur im Sommer nur $5\frac{1}{2}^0$, im Winter dagegen $8\frac{1}{2}^0$ höher als in Berlin. Der Gegensatz zwischen Winter und Sommer tritt also in Italien weniger schroff hervor als bei uns. Die Regenmenge in Italien ist größer als in Deutschland, vor allem in den an die Alpen und an den westlichen Apennin angrenzenden Landstrichen, doch ist die Zahl der Regentage in Deutschland beträchtlich größer als in Italien (156 gegen etwa 100). Der rieselnde Landregen, der Felder und Wiesen so sanft erquickt, ist in Italien so gut wie unbekannt; regnet es, so fällt das Wasser meist heftig und in Masse. Die Regenverteilung ist also in Italien für die Volkswirtschaft ungünstiger als z. B. in Deutschland. Damit steht im Zusammenhange das Auftreten einer regenlosen Zeit sommerlicher Dürre, die in Florenz etwa einen Monat, aber nach Süden zu fortschreitend in Rom zwei, in Neapel drei, auf Sizilien etwa vier Monate beträgt. Trotzdem ist das Klima Italiens im ganzen als ein gemäßigtes und angenehmes zu betrachten: es ist gleichweit entfernt von dem schroffen Wechsel des kontinentalen Klimas im Osten Europas wie von den kalten und langen Wintern des Nordens und von der ertötenden Hitze und Dürre Afrikas. Sogar im Vergleich mit Griechenland erscheint Italien als die begünstigtere Schwester: zwar kann es sich nicht wie jenes des ewig klaren blauen Himmelsäthers rühmen, aber während Athen nur 384 mm Regenhöhe genießt, schlürft der Boden Roms 800 mm.

Die Vegetation.

Die Vegetation Italiens im Altertum war von der heutigen durchaus verschieden. Der Wald, gegenwärtig zum großen Schaden für das Land auf 12 Prozent der Gesamtfläche zusammengeschwunden, wovon auch noch der allergrößte Teil nur mit Buschwerk und wertlosem Gestrüpp bestanden ist, gab in alter Zeit der Vegetation und damit auch dem Landschaftsbilde Italiens ein ganz andres Gepräge. Ursprünglich waren nicht nur die mittleren Bergregionen des Apennin, sondern auch die Meeresküsten mit dichten Eichen-, Buchen- und Nadelwäldern bedeckt. Und selbst als umfangreiche Rodungen, bei denen man wohl auch das Feuer zu Hilfe nahm, die riesigen Waldflächen lichteten, blieben doch noch lange Zeit breite Waldstreifen als Grenzbezirke zwischen den Stämmen — Silvanus ist zugleich Gott der Wälder und der Grenzen — und vor allem die Bergwälder im Gemeinbesitz. Noch um 150 v. Chr. fanden sich im Polande so riesige Eichenwälder, daß dort die Schweine für fast ganz Italien gemästet wurden. Aber Städtebau, Schiffbau und fortgesetzte Verwüstung ließen schon in der römischen Kaiserzeit die Wälder zusammenschwinden. — Als Nährpflanzen wurden in der ältesten Zeit angebaut: Hirse, Bohne, Rübe, Gerste, Spelt, der etwa seit 450 v. Chr. durch den aus Ägypten stammenden Weizen verdrängt wurde. Sehr früh schon wurde in Italien Wein gebaut, etwas jünger ist der Anbau des Feigen- und Ölbaumes. Der Verkehr mit den Karthagern brachte den Granatapfel und die Dattelpalme über Sizilien nach Italien, aus Sizilien kamen auch Pinie und Cypresse. Dagegen wurde der Kirschbaum erst 74 v. Chr. durch Lucullus, etwa gleichzeitig auch die Kastanie aus Asien eingeführt. Im 1. Jahrhundert n. Chr. bürgerte sich die Aprikose und der Pfirsich (aus Persien), etwa gleichzeitig auch der Mandelbaum aus Nordafrika ein. Erst im Mittelalter wurde durch die Araber der Anbau des Reises

verbreitet; im 15. Jahrhundert kam der weiße Maulbeerbaum, dessen Laub die Seidenraupe ernährt, nach der Entdeckung Amerikas der Mais, erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Anbau von Agrumen (Apfelsinen, Zitronen u. s. w.) aus China nach Italien.

Gegenwärtig unterscheidet man drei Vegetationszonen in Italien: die immergrüne Seezone, die fast schneefrei ist und sogar eine besondere Winterflora entwickelt; sie umfaßt mit Einschluß der Ebenen Etruriens, Latiums, Kampaniens und Apuliens etwa ein Zehnteil des Landes, dann das Hügelland zwischen 200 und 1000 m über dem Meere, das bis über 500 m den Ölbaum, bis gegen 1000 m hoch Wein und Weizen hervorbringt, und die Waldregion zwischen 1000 und 2000 m Höhe mit nur sommergrünen Wäldern und Matten für Schafe und Ziegen; hier gibt es im Winter Eis und Schnee wie in Mitteleuropa. Die Gegensätze zwischen der immergrünen Seezone und der Berg- und Waldregion in Bezug auf Klima und Vegetation sind so stark, daß sie in der Geschichte des Landes zum Ausdruck kommen mußten. „Wer je aus dem beschneiten Hochlande Samniums und Lukaniens, wenn der Nordwind, Mark und Bein erschütternd, über die Kämme fegt, an die sonnigen, in ewigem Frühling grünenden Ufer der tyrrhenischen See hinabgestiegen ist, wird es begreiflich finden, wie Äquer und Volsker, Samniten und Lukaner und wie sie immer heißen mögen die Stämme des Apennin, unablässig über die Ebene herfallen, Raubtieren gleich, welche Kälte und Hunger zum Angriff auf die Gehöfte treiben. Und wenn der Geschichtsfreund die denkwürdigen Kriege der römischen Republik an seinem Geiste hat vorüberziehen lassen, dann wird er vielleicht in dem Brigantentum der Gegenwart einen Nachhall derselben erkennen, den Widerstand, welchen der freie Sohn der Berge gegen die ihm aufgezwungene Knechtschaft städtischer Kultur leistet."

Urgeschichte und Königszeit.

Aus der Urgeschichte Italiens.

Urbevölkerung Italiens.

Viele Jahrhunderte vor der Entstehung städtischer Siedelungen wohnten in Italien Zweige derselben europäischen Urbevölkerung, die auch in andern Ländern unsres Erdteiles, z. B. in Spanien, Frankreich, Deutschland, seßhaft war. Über Herkunft und Lebensweise dieses Urvolkes wissen wir nichts Bestimmtes. Diese Urbevölkerung wich vor den einwandernden Indogermanen entweder in schwer zugängliche Gegenden zurück oder wurde von den stärkeren Einwanderern unterjocht und in ein Hörigkeitsverhältnis herabgedrückt. Abkömmlinge dieses Urvolkes sind z. B. die spanischen Basken in den Pyrenäen, in Italien wahrscheinlich die Ligurer, deren Landschaft, Ligurien, in geschichtlicher Zeit auf das Gebiet der Seealpen und des westlichen Apennin, von Nizza (Nicaea) bis zur Magra und nördlich bis zum Oberlauf des Po beschränkt war. Ein Reisender des 1. Jahrhunderts v. Chr. schildert die Ligurer als ein kleines, zähes Bergvolk, das größtenteils in Höhlen wohnt und vom Ertrage der Jagd und des Holzfällens lebt, während der Ackerbau fast keinen Ertrag liefert. Noch heutigestags unterscheiden sich die Bewohner dieses Küstenstriches in Dialekt und Erscheinung von den andern oberitalischen Stämmen. Andre Glieder des Urvolkes wichen vor den einwandernden Indogermanen zunächst in das die Poebene nördlich umlagernde Alpenland zurück.

Die Einwanderung der Indogermanen.

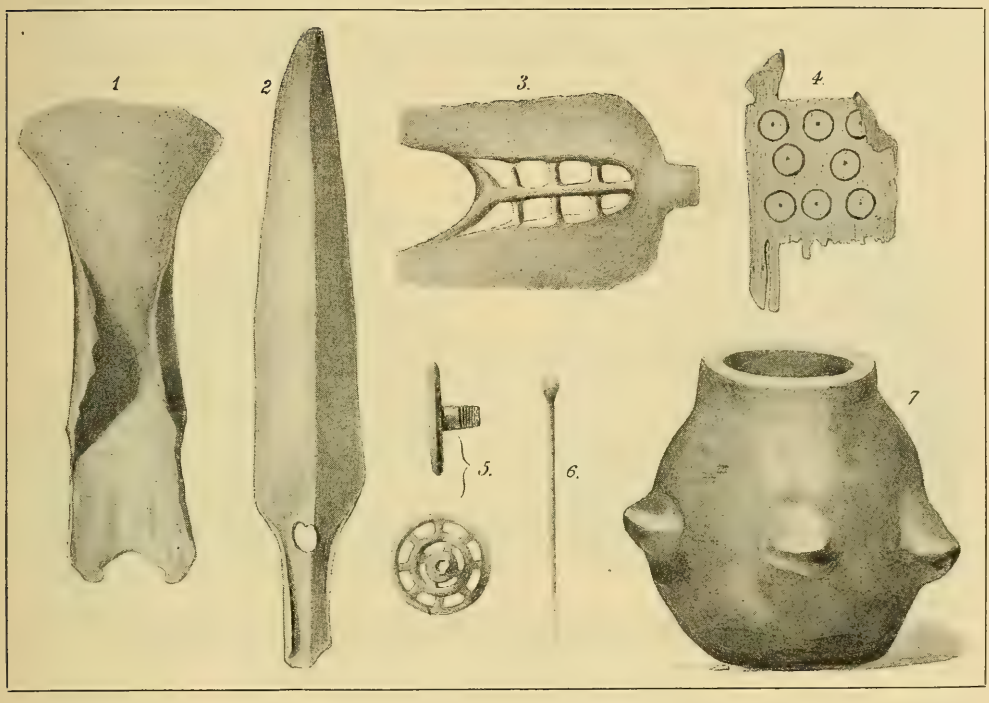
Die nach Italien hereinflutenden Indogermanen waren auf ihrer Jahrhunderte dauernden Wanderschaft aus dem westlichen Mittelasien nach Europa lange Zeit in bald engerer, bald loserer Berührung mit denjenigen Stämmen gezogen, die dann auf der Balkanhalbinsel nach Süden abschwenkten und Griechenland besetzten (s. Bd. I, S. 445).

So erklärt sich die enge Verwandtschaft in Sprache, Sitte und Kultur zwischen den Griechen und italischen Indogermanen, die wir, um sie von den früheren Bewohnern des Landes und von den Etruskern zu unterscheiden, nunmehr kurz Italiker nennen. Sie kamen nach Italien vermutlich von Nordosten her, also vielleicht über den niedrigen Tarvispaß (783 m) aus dem Thal der Drau oder der oberen Save, oder über einen der andern niedrigen Pässe in den Ostalpen. Ihren Zug denkt sich Wolfgang Helbig, der geistvolle Verfasser des Buches „Die Italiker in der Poebene", folgendermaßen: „Unbehilfliche, lediglich aus Holz gezimmerte Wagen bewegten sich, von Rindern gezogen, schwerfällig vorwärts. Sie sind bepackt mit den Greisen und Kindern und mit Haus- und Ackergerät, plumpen Thongefäßen, primitiven hölzernen Pflügen, Äxten mit steinerner Schneide. Zwischen den Wagen gewahren wir Viehherden, meist Tiere von kleiner Rasse, abgemagert durch die langen Strapazen. Die Männer, welche längs des Zuges einherschreiten, sind mit rohen wollenen oder linnenen Stoffen, zum Teil wohl auch mit Tierfellen bekleidet. Vielleicht trägt ein Häuptling an dem ledernen Gürtel ein bronzenes Messer, doch mehr als Zierde und Spielerei, als zum wirklichen Gebrauche. Weitaus die Mehrzahl dagegen ist lediglich mit steinernen Waffen ausgerüstet. Trifft in einer Lichtung des Urwaldes der Zug mit einer Horde der Urbevölkerung zusammen, dann sausen von beiden Seiten die mit Feuersteinspitzen bewehrten Pfeile und kracht das Steinbeil auf italische wie auf ligurische Schädel."

Kultur der eingewanderten Italiker.

Die Indogermanen siedelten sich zunächst nach Verdrängung der Ligurer und andrer Stämme des Urvolkes auf den weiten Waldflächen der Poebene in sogenannten Pfahldörfern an, deren Reste (die sogenannte Terremare = Mergelerde) sich über das ganze Gebiet der Poebene von Turin bis nahe an die Adria erstrecken, am dichtesten aber in dem Teile der Ebene auftreten, den ehemals die römische Via Aemilia durchschnitt. Aus den in neuester Zeit eifrig betriebenen Ausgrabungen der Terremare sowie aus den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft ergibt sich, daß die Italiker in der Poebene bereits im Besitze einer gewissen Kultur waren. Zwar bauten sie ihre runden Hütten nur aus Reisig und Lehm — ohne Verwendung von Bruchsteinen oder Ziegeln — und deckten sie auch nur mit Stroh, aber schon verstanden sie es, diese Hütten durch deren Anlage auf eingerammten Pfählen vor Überschwemmungen und vor direkter Berührung mit dem Erdboden zu schützen und durch einen ringsherum in rechteckiger Form angelegten Graben mit Pfahlbefestigung zu sichern. Auch waren sie bereits im stande, die Seiten dieser Oblonge so zu ziehen, daß sie mit der Richtung der vier Himmelsgegenden übereinstimmten. Anderseits scheuten sie sich nicht, Speisereste, Knochen, zerbrochenes Hausgerät und sonstigen Unrat einfach aus dem Pfahlbau herunter auf die Erde zu werfen. Durch diese Sitte mußte Schmutz und Ungeziefer entstehen. War die Schicht der Abfälle bis zum Fußboden der Hütten gewachsen, so wurde ein neuer Pfahlbau über dem alten errichtet und dabei auch die Umwallung entsprechend erhöht. Die Durchforschung der Abfallschichten ergibt nun, daß die Italiker in der Poebene als Hauptnahrungszweig die Viehzucht, nebenbei aber auch schon Ackerbau betrieben. Sie züchteten Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe; auch das Pferd und der Hund waren ihnen nicht unbekannt. Sie tranken nicht nur die Milch der Zuchttiere und aßen ihr Fleisch, sondern verstanden auch bereits aus der Milch Käse zu bereiten. Verhältnismäßig selten sind die Überbleibsel wilder Tiere, der Hirsche, Rehe, Wildschweine, Bären, ein Beweis dafür, daß die Jagd bei den alten Italikern bei weitem nicht die Rolle spielte wie bei den alten Germanen. Gar nicht bekannt scheint bei den italischen Pfahldörflern der Fischfang gewesen zu sein. Von Feldfrüchten bauten sie vermutlich Gerste, ein Erbteil aus der gräcoitalischen Zeit, Spelt und auch bereits Weizen. Außerdem spielte die Bohne als Nahrungsmittel eine große Rolle.

Auch finden sich in den Pfahldörfern Reste von Äpfeln, Schlehen, Reste der wilden Süß- oder Vogelkirsche, der Kornelkirsche, der Waldbrombeere, der Fliederbeere, der Haselnuß und der gemeinen Pimpernuß, Früchte, die — mit Ausnahme der Pimpernuß — alle in der Poebene noch jetzt wild wachsen. Eicheln dienten in dieser Zeit wohl nicht nur zur Schweinezucht, sondern auch zur menschlichen Nahrung. Sogar Reste des Weinstockes finden sich in diesen alten Siedelungen, doch aß man die Weinbeeren als Früchte, ohne die Bereitung von Most und Wein zu kennen. Die Getreidekörner wurden durch Reiben zwischen zwei Steinen zermalmt und, mit Wasser und Salz vermischt, in Form von Mehlbrei genossen. Brot zu säuern und zu backen verstand man noch nicht.



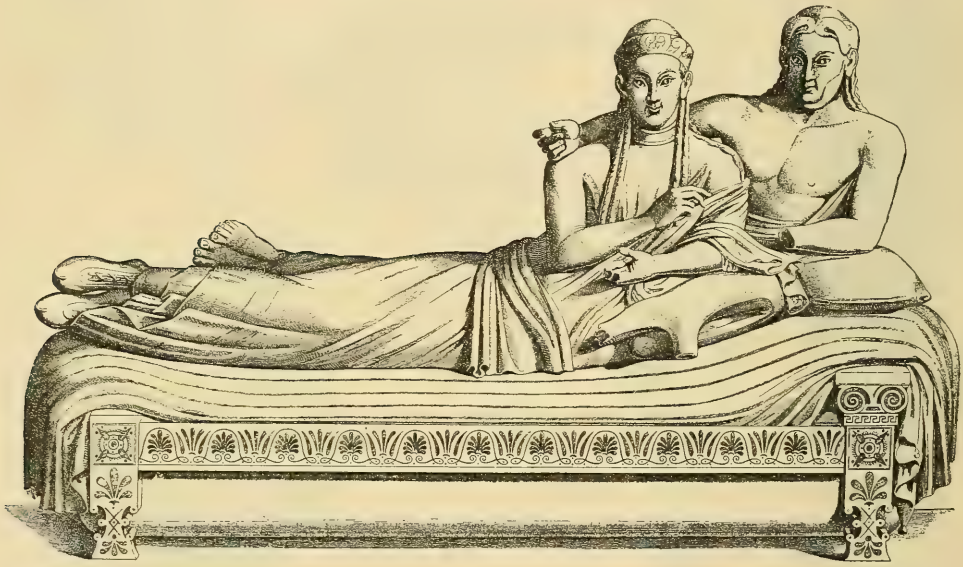
149. Werkzeuge und Geräte aus den Pfahldörfern der Poebene.

1 Bronzene Axt. 2 Bronzenes Messer. 3 Bronzenes Rasiermesser. 4 Knöcherner Kamm. 5 Radförmiger Gegenstand aus Knochen; der aus dem Rade hervorragende Stift ist mit dünnem Bronzeblech umgeben. 6 Bronzene Nadel. 7 Topf. (Nr. 1, 3, 4, 5, 6 sind in der Terramare von Campeggine gefunden, 2 in der Terramare von S. Ambrogio.) Nach Helbig.

Das Handwerk war in den Pfahldörfern noch sehr wenig entwickelt. Man bereitete Bindfaden und Stoffe aus Flachs, den man zu spinnen und auch in primitiver Weise zu weben verstand; auch mit der Lederbereitung waren die alten Italiker vertraut. Neben steinernen Waffen und Werkzeugen (namentlich Äxten und Pfeilspitzen) gebrauchte man auch schon bronzene, die aber nicht durch Schmieden, sondern durch Guß hergestellt wurden. Es finden sich bronzene Sicheln, Feilen, Handbeile, Pfrieme, Messer, Haarnadeln, Kämme, ja sogar Rasiermesser, die aus zwei durch einen Griff verbundenen halbmondförmigen Bronzeklingen bestehen. Dagegen scheint das Bronzeschwert noch unbekannt gewesen zu sein. Hauptwaffen waren die Lanze und der Pfeil. Manche der genannten Gegenstände wurden auch aus Knochen oder Horn geschnitzt. Die aufgefundenen Thongefäße — Töpfe, Schalen, Näpfe — sind ohne Hilfe der Drehscheibe hergestellt und nur an der Sonne oder am offenen Feuer gebrannt; zur Verzierung wurden Linien aller Art mit einem Griffel in den feuchten Thon eingegraben.

Religion und Sitte der alten Italiker.

Über Religion und Sitte der alten Italiker haben die Ausgrabungen begreiflicherweise nichts zu Tage gefördert; hier tritt aber die vergleichende Sprachwissenschaft ergänzend ein. Aus ihr erkennen wir, daß von allen arischen Völkern die lebendige Vorstellung von einem lichten Himmelsgotte und eine Anzahl uralter Sagen, die Himmelserscheinungen menschlich zu deuten versuchen, aus der Urheimat mit auf die Wanderschaft genommen wurden. So ist z. B. der Djâus pitâ der indischen Veden (vgl. Bd. I, S. 446) und der griechische Zeus gleichbedeutend mit dem italischen Diespiter = Jovispater = Jupiter. Dagegen ist die Vorstellung von der Göttin Vesta (griechisch Hestia) als der Göttin des Hauses und des Herdes erst in der gräco-italischen Zeit entstanden, als mit dem beginnenden Ackerbau das unstäte Lodern des nächtlichen Hirtenfeuers vor dem stillen Leuchten der Flamme des häuslichen Herdes erlosch. Das Leben in den Pfahldörfern wurde geregelt durch die feste Ordnung der



150. Etruskischer Thonsarkophag aus Cäre (jetzt in Paris).
Nach „Monum. dall Inst.“ IV.

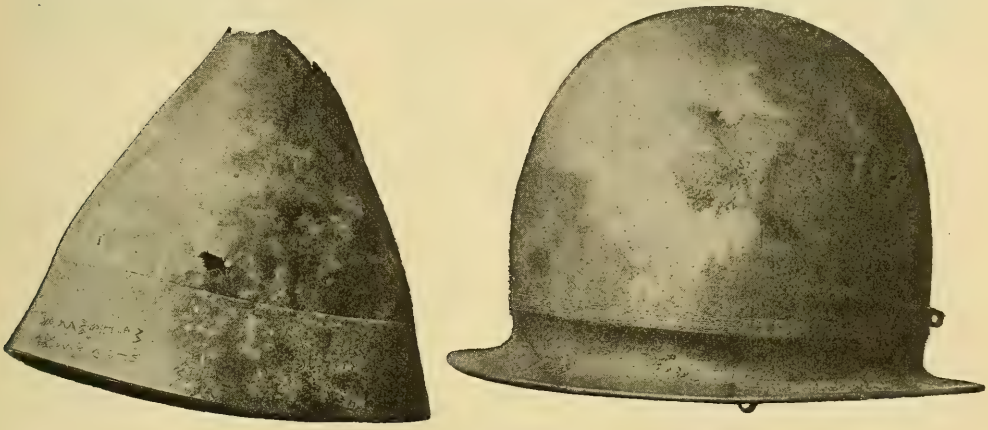
Familie, die sich während der Wanderzeit noch weiter ausgebildet hatte. Unantastbar erscheint die Gewalt des Hausvaters über alle Glieder der Familie, sein Priestertum den Göttern gegenüber; gemeinsame Angelegenheiten des ganzen Dorfes unterliegen dem gemeinsamen Beschlusse der Familienhäupter. Doch hatte sich wohl auch schon in der Wanderzeit die Sitte gbildet, in Fällen der Not und der Gefahr einem besonders angesehenen Manne Führung und Leitung einer größeren Schar zu übertragen. Noch ist die Sitte der Blutrache nicht erloschen; doch finden sich auch schon die Anfänge eines gerichtlichen Verfahrens, d. h. eines Eintretens der Gemeinde für den einzelnen und damit die Möglichkeit, sich von der Blutrache der Verwandten durch eine in Vieh gezahlte Buße (lat. poena, griech. poinē) zu lösen.

Stimmen in den meisten dieser Lebensäußerungen die alten Italiker mit den übrigen europäischen Ariern, besonders mit den Griechen und den Germanen überein, so waren doch auch von vornherein Unterschiede gegeben, welche die später so scharf hervortretenden Gegensätze zwischen diesen Völkern erklären helfen. Während die Griechen meist in offenen Weilern wohnten, die Germanen gar am liebsten in

Einzelhöfen, einer Form der Siedelung, die der Selbstherrlichkeit des einzelnen, damit aber auch der staatlichen Zerrissenheit und Zersplitterung den weitesten Spielraum läßt, schlossen sich die italischen Pfahldorfbauern unter Aufopferung ihrer Bewegungsfreiheit in ihren dicht beisammengelegenen, engumschränkten Wohnungen zu der engsten Lebensgemeinschaft aneinander. Somit siegte in den Pfahldörfern der Poebene das Einheitsgefühl, der stärkste Keim eines dauerhaften Staatslebens, über den Sondertrieb, und das italische Pfahldorf ist nach Wolfgang Helbigs treffendem Vergleiche als die Zelle zu betrachten, aus der mittelst einer in jeder Hinsicht organischen Entwickelung das italische Gemeinde- und Staatswesen herauswuchs.

Die Einwanderung der Etrusker.

Das Stillleben der Italiker in der Poebene wurde gestört und großenteils vernichtet durch die Einwanderung schwarzhaariger, breitschulteriger und breitschädeliger Männer, die spätestens um das Jahr 1000 v. Chr. in langen Zügen von den Alpen erobernd in die Poebene niederstiegen. Das waren die Etrusker. Woher sie kamen, welcher Völkerfamilie sie zugehörten, welche Stufe der Kultur sie mitbrachten, das sind



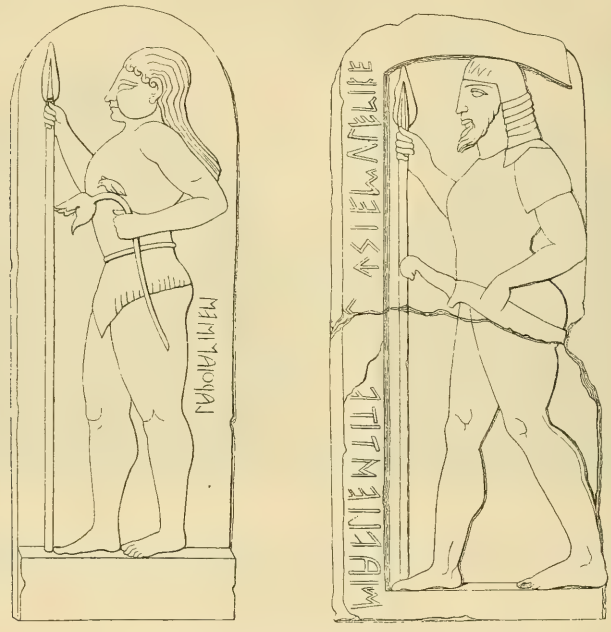
151 und 152. Etruskische Sturmhauben, gefunden in Radkersburg in Steiermark.

Abb. 151 mit etruskischer Inschrift. Nach den Originalen im kunsthistorischen Museum zu Wien.

Hier zum erstenmal veröffentlicht.

Rätsel, die sich erst werden lösen lassen, wenn einmal die zahlreichen erhaltenen etruskischen Inschriften richtig gedeutet und danach die Sprache des interessanten Volkes bestimmt sein wird. Einstweilen erscheint nur soviel als gewiß, daß die Etrusker nicht Italiker waren; schon der gewissenhafteste und bestunterrichtetste der alten Berichterstatter über die Anfänge italischen Lebens, Dionysios von Halikarnaß, mußte seine Weisheit über die alten Etrusker in den Satz zusammenfassen: „Ein sehr alter Stamm und keinem andern Stamme in Sprache und Sitte gleich“. Nach unsrer Ansicht waren die Etrusker vielleicht Abkömmlinge jener italischen Ureinwohner, die einst vor den einwandernden Indogermanen nordwärts zurückweichend in den Thälern der Schweiz und Tirols eine Zuflucht gefunden hatten und nun durch andre Stämme des Urvolkes verstärkt, wieder nach Süden vorbrachen. Sie hatten sich unterdessen in einem jahrhundertelangen Ringen mit einer wilderen Natur von der Weise ihrer ligurischen Verwandten entfernt und kriegerisch gestählt. Zu dieser Auffassung der Etrusker stimmt es, daß die Räter, in dem nach ihnen benannten Alpenlande (Rätia) seßhaft, bis in die geschichtliche Zeit etruskisch sprachen (etruskische Inschriften im Etschthale, Veltlin, am Luganersee u. s. w.), also wohl einen im Alpenlande verbliebenen

Stamm der Etrusker bildeten, dessen Nachkommen (die sogenannten Rätoromanen in Graubünden, im Grödenerthal und in Friaul) einen Dialekt (ladinsch) sprechen, der sich durchaus auf einer andern nationalen Grundlage entwickelt haben muß als die andern romanischen Dialekte. Die Etrusker besiedelten zuerst die im Polande schon vorhandenen Pfahldörfer, indem sie die italische Bevölkerung derselben zum kleineren Teil unterjochten, zum größeren Teil südwärts drängten, wobei das östliche Stück der Poebene (Venetien) an die aus Illyrien einbrechenden Veneter verloren ging. Dann breiteten sie sich als adlige Herren über ihre ligurischen Vettern westwärts bis Nizza, südwärts den Apennin überschreitend über das ganze Gebiet zwischen diesem Gebirge, dem Westmeere und dem Tiberthal aus und drückten überall die vorgefundene Bevölkerung zum Lose der Hörigkeit (clientēla) herab. Die Etrusker selbst nannten sich



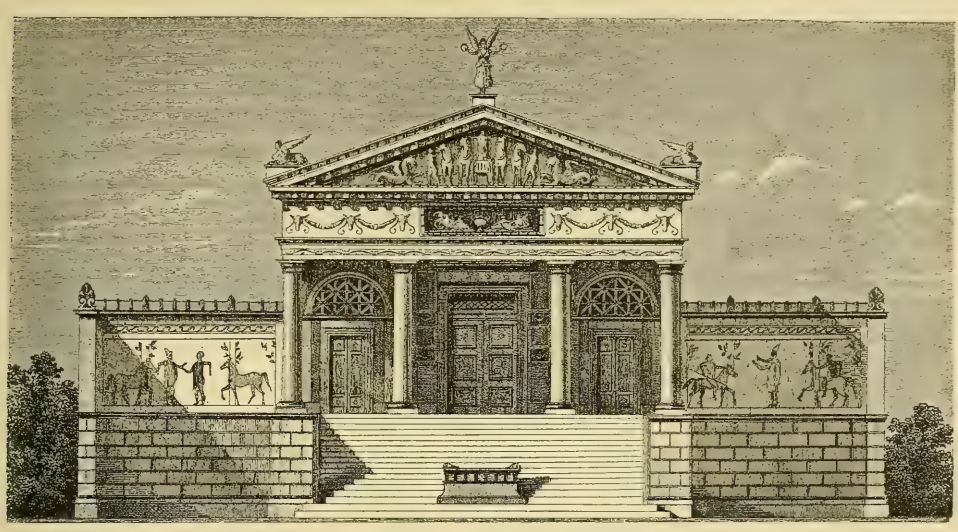
153 und 154. Etruskische Krieger, Reliefdarstellung auf Grabsäulen.

Nach Micali.

Rasena oder Rasenna, womit der Name Räter verwandt zu sein scheint. Von den Griechen wurden sie Tyrrhener (Tyrrhenisches Meer), von den späteren Römern Etrusci oder Tusci genannt; aus der letzteren Benennung bildete sich in der Kaiserzeit die Bezeichnung ihres Landes als Tuscia, später Toscana.

Die Kultur der Etrusker.

Die Notwendigkeit festen Zusammenschlusses gegen eine zahlreiche unterjochte Bevölkerung brachte diese kühnen Eroberer verhältnismäßig bald zu städtischer Siedelung. Diese wurde außerdem gefördert durch die vulkanische Natur Etruriens (vgl. S. 281), dessen teilweise isolierte Tuffberge zu größeren Stadtgründungen vorzüglich geeignet waren. Hauptorte der Etrusker in der Poebene wurden Mantua, Ravenna, Felsina (Bologna), in Toscana Pisä (Pisa) unweit der Arnomündung, Fäsulä (Fiésole) hoch über dem Thale des mittleren Arno, das in der Kaiserzeit seine Rolle an Florentia (Florenz) abtreten mußte, Arretium (Arezzo), Volaterrä, Cortona, Populonia, Clusium, Perusia, Volsinii, Tarquinii, Cäre. Diese Städte waren fast alle



155. Etruskischer Tempel. Rekonstruktion von G. Semper.

mit riesigen Mauern aus großen Kalksteinquadern befestigt, von denen sich noch beträchtliche Reste bis in unsere Zeit erhalten haben. An der Küste bildeten sich die Etrusker bald zu Seefahrern aus und wurden die auch als Seeräuber gefürchteten Beherrscher des Tyrrhenermeeres. So traten sie in Verkehr mit der phönikisch-karthagischen Welt und später auch mit der griechischen. Sie lernten durch ihren Handelsverkehr, der sich auf die Seestädte Pisä, Populonia u. a. stützte, nicht nur die ägyptische und griechische Vasenbildnerei, Steinschneiderei und Wandmalerei, sondern gegen Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr. auch die Schrift von den griechischen Kolonisten des südlichen Italien. Unterstützt durch den großen Kupferreichtum der Berge um Volaterrä machten sie große Fortschritte in der Bereitung und Verarbeitung der Bronze und lernten den Eisenreichtum der ihrer Küste gegenüberliegenden Insel Ilva (Elba) ausbeuten. In herrlichen Metallarbeiten waren sie sogar den Griechen überlegen; besonders geschätzt waren ihre mit feinen Ziselierungen verzierten Bronzespiegel, ihre figurenreichen Schmuckkästchen und ihre vielgestaltigen Erzhelme (s. Abb. 151 u. 152). Die Kunst, Tempel und andre Prachtbauten zu errichten, wurde den Etruskern von den Griechen überliefert, doch haben sie die griechischen Formen mannigfach umgebildet. Die etruskischen Tempel erhoben sich auf einer aus Quadern gemauerten Plattform, die nur mittels einer Freitreppe an der Stirnseite zugänglich war, und zeigten in der Regel drei Zellen nebeneinander, deren mittelste breiter war als die Seitenzellen. Charakteristisch war auch die Ausschmückung des großen Giebelfeldes mit Bildnereien aus Thon oder aus vergoldeter

156. Etruskischer Schild aus Tarquinii. Nach Museo Gregoriano.

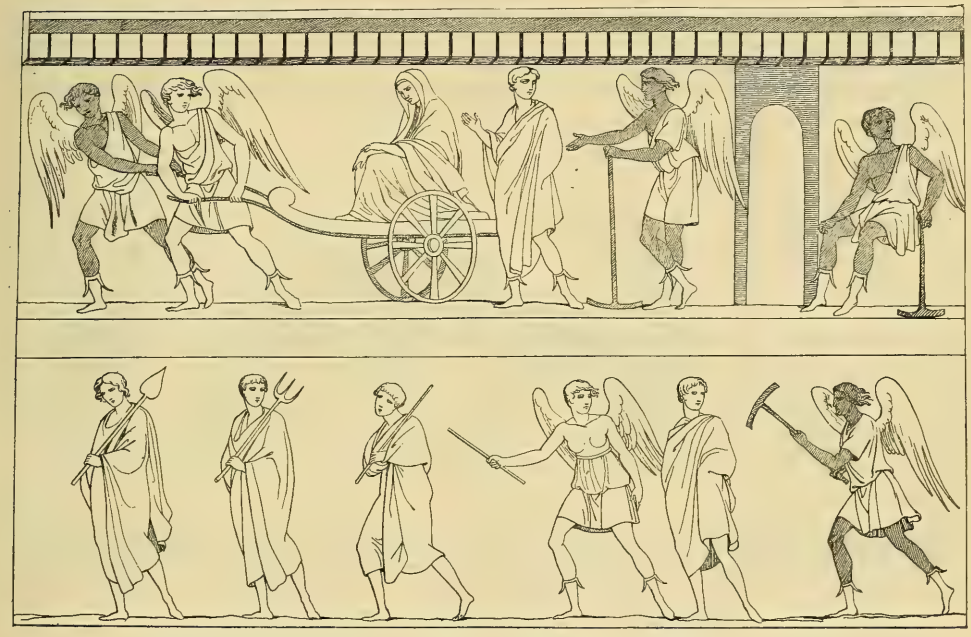
Bronze. Ganz selbständig haben sie den Gewölbebau erfunden und für die Herstellung von Thorbogen, Gräbern, Kanalbauten u. a. verwendet; in der Baukunst waren die Römer ihre Schüler. Vor allem zeigten sich die Etrusker geschickt in der Ausbildung gottesdienstlicher Zeremonien (Eingeweideschau der Opfertiere, Blitzsühne) und äußeren Gepränges für die Vornehmen und Könige (z. B. Liktoren d. h. ruten- und beiltragende Diener als Abzeichen über Leben und Tod). Doch blieb ihre ganze Kultur mehr materiell als geistig und sittlich; ihre Religion zumal war düster und grausam, ohne eine Spur griechischer Anmut und Heiterkeit, die Ausgeburt einer durch und durch sinnlichen Lebensauffassung. Das von unfreien Bauern bewohnte Land war ihren Hauptstädten unterthan, deren jede wieder von einem Könige (Lucumo) regiert wurde. Diese zwölf Städte bildeten eine auf religiöser Grundlage errichtete Eidgenossenschaft.

157. Der etruskische Todesgott Charon schleppt einen von einem Diener begleiteten Vornehmen fort, um ihn zu erschlagen.
Alabasterurne aus dem Museum von Volaterra. Nach Micali.

Die aristokratische Verfassung in Verbindung mit der frühzeitigen städtischen Siedelung und dem Metallreichtum des Landes hat es vor allem bewirkt, daß die Etrusker die griechische Kultur früher und in größerem Umfange aufnahmen als die eigentlichen Italiker. Denn der reiche etruskische Adel kopierte die griechischen Ringkämpfe, Wagenrennen, Dionysoszüge und andre Schaustellungen mit derselben Begierde, mit der etwa der russische Edelmann sich der französischen Überfeinerung hingibt. Schließlich wanderte fast der ganze griechische Olymp nach Etrurien; man kannte den Zeus, Hephaist, die Athene und sogar die griechische Heldensage in ihren kleinsten Zügen: das beweisen unzählige Darstellungen auf etruskischen Gräbern und Vasen. Die Stadt Cäre erbaute ein Schatzhaus in Delphi; es wurde auch in Etrurien Sitte, dem Krieger eine Grabstele mit seinem Bilde zu errichten, auch in der Darstellung der Abschiedsszenen, der Leichenaufbahrung und der Totenmähler in etruskischen Gräbern zeigt sich der griechische Einfluß. Aber die religiösen Vorstellungen der Griechen erscheinen bei den Etruskern entstellt, ihre Götter vielfach zu bösen Dämonen umgebildet. So ist Charon, der Fährmann der Unterwelt, zum Todesgott geworden: als ein Mann mit furchtbarem Gesichtsausdrucke, rollenden Augen und langen Ohren schleppt er seine Opfer fort, um sie mit dem Hammer zu erschlagen. Um das Schicksal des Toten zu teilen, begleitet ihn einer seiner Diener (s. Abb. 157); auf andern Darstellungen streiten sich gute, weiße Geister, die Geleiter zum Himmel, mit bösen, schwarzen, mit dem Hammer bewehrten Geistern um eine Seele, die sie erschlagen und in den Tartaros schleppen wollen. Dabei wird die Seele des Vornehmen, wie aus der Abb. 158 zu

ersehen ist, auf einem Wagen gefahren, die Seelen gewöhnlicher Leute ziehen, irgend ein Abzeichen in der Hand, zu Fuß zum Orte der Entscheidung. Außerdem finden sich in etruskischen Gräbern und auf Sarkophagen oft blutige Szenen dargestellt, z. B. die Hinschlachtung der trojanischen Gefangenen beim Leichenbegängnis des Patroklos; darin liegt die Erinnerung an ihre eigne alte barbarische Sitte ausgesprochen, die Kriegsgefangenen einfach zu steinigen. Herodot berichtet, daß nach der Besiegung der griechischen Kolonisten von Alalia auf Corsica (540 v. Chr.) die Bewohner von Cäre die gefangenen Griechen auf diese Weise umgebracht haben. Erst allmählich schwand unter dem Einflusse des delphischen Orakels diese entsetzliche Sitte; aber der Hang zur Wollust und Grausamkeit blieb. So wurden die Etrusker auch die Erfinder der blutigen Gladiatorenspiele zu Ehren der Toten, die an Stelle der wirklichen Menschenopfer traten. Leider haben die Römer auch diese Erbschaft der Etrusker angetreten.

Das etruskische Volk scheint nicht im stande gewesen zu sein, sich zu einer wirklich innerlichen, höheren Kultur zu entwickeln, weil es ihm an Gemütsleben und Sittlichkeit fehlte. Wenigstens hat es sich trotz seiner wohlgebauten, gut gepflasterten, sauber entwässerten Städte nie über die Lebensform einer starren Aristokratie entwickelt; und als dieser alles beherrschende Adel in Sinnenlust und Weichlichkeit versank, trat nicht etwa das Volk an seine Stelle, sondern ging es mit der Geschichte dieser Nation überhaupt zu Ende.



158. Gute und böse Geister führen die Seele zum Totengericht (zum Himmel oder zur Hölle). Freskobild aus einem etruskischen Grabe. Nach Micali.

Ein griechischer Gewährsmann aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. berichtet von den Etruskern folgendermaßen: „Vor alters thaten sie sich durch Tapferkeit hervor und eroberten viel Land und gründeten viele bedeutende Städte. In gleicher Weise waren sie aber auch im Seewesen stark und beherrschten lange Zeit das Meer, so daß das längs der italischen Küste flutende Meer das Tyrrhenische genannt wurde. Für ihre Streitkräfte zu Lande erfanden sie die vortreffliche Trompete, die auch nach ihnen die tyrrhenische genannt wird, für die Feldherren Abzeichen ihrer Würde und für die Beamten den elfenbeinernen Stuhl und die purpurverbrämte Toga. In ihren Häusern aber brachten sie das Atrium zum Empfange der Klienten an. Das meiste davon haben die Römer nachgeahmt und für ihren Staat weiter ausgebildet. Die Wissenschaften von der Natur und auch von den Göttern haben die Etrusker besonders gepflegt, in der Blitzschau aber haben sie es allen andern zuvorgethan. Deshalb werden sie bis auf den heutigen Tag von den Herrschern der ganzen Welt in Ehren gehalten und als Ausleger der göttlichen Blitzzeichen verwendet. Aber ihr überaus fruchtbares und wohlangebautes Land erzeugte eine Überfülle von Früchten, die sie zum Luxus und zur Schwelgerei verführte. Sie speisen zweimal des Tages in der üppigsten Weise, hingestreckt auf Blumenlager, mit einer Menge von Silbergeschirr und einer Überzahl von Dienern. Und sogar diese sind auf das Prächtigste gekleidet. Prachtvolle Wohnhäuser haben bei ihnen nicht nur die Beamten, sondern fast alle Freien. So haben sie denn durch ein Leben in Saus und Braus und durch unmännliche Ausschweifungen die alte kriegerische Kraft und den Ruhm der Vorfahren verloren."

Die Italiker nach der Einwanderung der Etrusker.

Nachdem die Italiker von den Etruskern in der Poebene erst ostwärts gedrängt, dann teilweise unterjocht, größtenteils aber zur Auswanderung veranlaßt worden waren, wird auch die eigentliche apenninische Halbinsel von dieser Völkerbewegung betroffen. Etwa zu derselben Zeit werden die ersten etruskischen Scharen den westlichen Apennin nach dem Arnothale zu überschritten haben, in der die ersten neuen Wanderscharen der Italiker aus der Poebene auf der Ostseite des Landes, an der adriatischen Küste und dem östlichen Apennin entlang südwärts zogen. So besiedelten diese allmählich das waldige Bergland Umbriens und machten in dieser Zeit manchen Fortschritt im Handwerk; sie lernten z. B. die Bronze schmieden. Solche italische Scharen, die bei der Südwanderung das Tiberthal westwärts überschritten, gerieten wohl unter die Botmäßigkeit der Etrusker, wie z. B. die Falisker (Falerii) und Capenaten (Capena) im südöstlichen Etrurien. Im allgemeinen aber wurde der Tiber die Grenze zwischen

159. Leichenausstellung (Sterbelager) bei den Etruskern.
Darstellung von einem Grabe in Tarquinii. Nach Museo Gregoriano.

der etruskischen und italischen Welt. Von Umbrien aus erstreckte sich die italische Besiedelung besonders in zwei Richtungen: die eine folgte dem Laufe des Tiber zum Meere und erfüllte die Ebenen südlich der Mündung des Flusses, die andre folgte der Richtung des Apennin. So wurde das italische Volk in zwei Hauptzweige gespalten, von denen jeder bei der verschiedenen Natur des von ihm besetzten Landes sich verschieden weiter entwickelte. Wir unterscheiden also die umbrisch-sabellischen Stämme von den latinischen.

Die latinischen Stämme.

Die latinischen Stämme drangen im Tiberthal abwärts vor und besiedelten die Küstenlandschaften südlich der Tibermündung, also das spätere Latium, Kampanien, Lukanien, Bruttium. Zu ihnen gehörte im Süden von Bruttium der obenerwähnte Stamm der Italer, von dem der Gesamtname des ganzen Landes ausging. Von den Griechen, mit denen sie in Unteritalien zusammentrafen, wurden diese Italiker insgesamt Opiker (Osker d. h. Bauern) genannt; daneben findet sich der Name Sikeler oder Sikuler (d. h. „Schnitter"), der insbesondere einen Stamm bezeichnet, der die Meerenge überschreitet und die später nach ihm benannte Insel Sizilien besiedelt.

Die meisten dieser lateinischen Stämme wie z. B. die in Kampanien seßhaften Ausoner, die Italer in Bruttium und vor allem die Sikuler sind früh der höheren Kultur der als Kolonisten einwandernden Griechen erlegen; selbständig blieben nur die Latiner im eigentlichen Latium, „der breiten Ebene", einem Gebiet von nur 1912 qkm zwischen Tiber, Meer, den pontinischen Sümpfen und den Vorhöhen des Apennin. Die Fruchtbarkeit und verhältnismäßig ebene Beschaffenheit dieser Gegend gestattete es den Latinern, bei ihrer geschlossenen Siedelungsweise in befestigten Ortschaften zu verbleiben. Ja die leichte Zugänglichkeit ihrer Wohnsitze vom Meere wie von den Bergen her nötigte sie sogar im Interesse ihrer Sicherheit zu noch engerem Zusammenschlusse und damit zur Anlage größerer Gemeinwesen als die Pfahldörfer der Poebene gewesen waren. So schritten sie denn früh zum Bau fest ummauerter Städte, deren Bewohner die ringsum liegenden Äcker bestellten. Wie sehr die Landschaft selbst zu solchem Städtebau aufzufordern schien, ist oben S. 282 f. auseinandergesetzt worden. Hauptwohnsitz des lateinischen Volkes wurde zunächst der natürliche Mittelpunkt der Landschaft, das Albanergebirge, dessen hoher Schuttkegel (Monte Cavo) und dessen hochragende Bergwälle Sicherheit, gesunde Luft, Wasser und fruchtbare Ackerkrume versprachen: auf dem Kraterkegel selbst entstand Alba Longa, am nördlichen Ringwall Tusculum, am südlichen Aricia und Lanuvium, nördlich vom Albanergebirge Labicum, Gabii, Nomentum, an den Ausläufern der Sabinerberge Tibur, hoch über dem schäumenden Anio, und Präneste, näher der Küste Lavinium und Laurentum. Weiterbildungen des Rechts, der Sitte und auch der materiellen Kultur waren mit diesen Stadtgründungen verbunden. Um Alba auch von Norden her unangreifbar zu machen, gruben die alten Latiner die Felswand steil ab, so daß nur die Zugänge von Ost und West freiblieben; um mehr Ackerland zu gewinnen, gruben sie durch eine 1600 Meter dicke Lavawand am Albanersee einen mannshohen Stollen, durch den das Wasser bis auf seinen jetzigen Stand abfloß. In jeder Stadt waltete ein von den Hausvätern gewählter König als Heerführer, Richter und, wo es die ganze Gemeinde zu vertreten galt, auch als Priester. Aber die fortwährende Bedrohung des Landes durch Etrusker vom nördlichen Tiberufer her und durch italische Bergstämme, die in die fruchtbare Tiberebene niederzusteigen und sich der trefflichen Winterweiden und Salinen zu bemächtigen suchten, stärkte auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den einzelnen Latinerstädten. Dieses Gefühl fand seinen religiösen Ausdruck in dem allen Latinern gemeinsamen Heiligtume des „latinischen Gottes" (Jupiter Latiaris) und dem „latinischen Feste" (feriae Latinae), zu welchem alljährlich jede Gemeinde Vieh, Milch und Käse beisteuerte und dafür Anteil nahm an dem feierlichen Opfer des gesamten Stammes. Es fand seinen politischen Ausdruck in dem Bunde der dreißig Latinerstädte, deren Vorort Alba war, ein Bund (foedus), der den Ausgleich innerer Händel und die Abwehr äußerer Feinde zum Zwecke hatte. —

Die umbrisch-sabellischen Stämme.

Von den Umbrern zweigten sich im Laufe der Zeit mehrere Stämme ab, die entweder in dem rauhen Berglande bei der damaligen Wirtschaftsweise nicht genug Unterhalt fanden oder durch eine andre Not südwärts gedrängt wurden. Der wichtigste dieser Stämme waren die Sabiner, die den südlich von Umbrien gelegenen höchsten und rauhesten Teil des Apennin, das sabellische Gebirgsviereck (Abruzzen, s. S. 280 f.) besiedelten. Die Natur dieses Landes gestattet nur an wenigen Punkten städtische Siedelung; als Hauptorte der Sabiner galten Reate im Thal des Himella und Amiternum am oberen Aternus. In vielen andern Gegenden des Sabinerlandes, namentlich im Osten sahen sich die Ansiedler wegen der Zertragenheit der anbaufähigen Landstücke sogar gezwungen, von der ihnen vertrauten Dorfsiedelung zur Hofsiedelung überzugehen. Die Abgeschlossenheit ihres Landes, aus dem nur von Reate aus ein

Verbindungsweg, die Salzstraße (via Salaria) zu den Salzwiesen des unteren Tiberthals führte, ferner der fortwährende Kampf gegen die rauhe Gebirgsnatur schufen hier jenen eigentümlichen sabinischen Stammescharakter, als dessen hervorstechendste Eigenschaften Tapferkeit, Einfachheit, Frömmigkeit und zähes Festhalten am Althergebrachten erscheinen. Aber in den engen Bergthälern wird auch früh die Übervölkerung als Not empfunden. Kommt noch Mißwachs oder ein andres Unheil hinzu, das die Herden verringert, so glaubt der Sabiner den Zorn seiner Götter zu verspüren und löst sich von der eignen Not und dem Götterzorn durch ein ganz eigenartiges Sühnopfer, den heiligen Lenz (ver sacrum). Wie im Frühjahr das Bienenvolk den jungen Schwarm aus dem Stocke herausdrängt, daß er sich selbst einen neuen Bau gründe, so wird von den Sabinern in schwerer Zeit die ganze überschüssige Mannschaft unter feierlichen Opfern dem Mars geweiht und muß dann in die Fremde ziehen. Zuchttiere der Herden, Setzlinge von Fruchtbäumen und Aussaat gibt ihnen die alte Heimat mit auf den Weg, im übrigen aber sind sie verstoßen. Aber da erbarmt sich der Gott Mars der Friedlosen; er gibt ihren Waffen Kraft und sendet ihnen zu Führern seine heiligen Tiere: den Specht, den Stier, den Wolf. Und so ziehen sie dahin in die Wildnis, bis das heilige Tier, das sie leitet, irgendwo rastet. Andre kamen auch in bebaute Gegenden und erzwangen sich hier durch ihre kriegerische Kraft die Ansiedelung in oder neben schon vorhandenen Gemeinden. So entstanden durch die Sitte des Weihefrühlings die Sabeller, „Tochterstämme der Sabiner", so z. B. die Picenter („Spechtleute"), die vom Kamme des Zentralapennin bis hinab an die Gestade der Adria zwischen Ancona und Hatria wohnten, südlich von diesen die Vestiner, Päligner, Marruciner am mittleren und unteren Aternus, die Marsen um den Fucinersee, die Äquer, Herniker, Volsker auf den Bergen östlich von Latium, vor allem aber das wieder aus verschiedenen Stämmen bestehende große Volk der Samniten zwischen dem Thale des Sangro und des Silarus. Manchmal waren die sabellischen Wanderscharen auch nicht so glücklich, ein neues Vaterland zu finden, dann zogen sie als Mamertiner („Söhne des Mars") abenteuernd umher und verdangen sich wohl auch einer Griechenstadt als Söldner, bis sie irgendwo friedlos dem Speer erlagen. Jedenfalls aber mußten diese Wanderungen der Sabeller, die bis in die geschichtliche Zeit hinein nachweisbar sind, einen wichtigen Faktor bilden in der Geschichte der italischen Landschaften, wir werden sie auch bei der Entstehung Roms zu berücksichtigen haben.

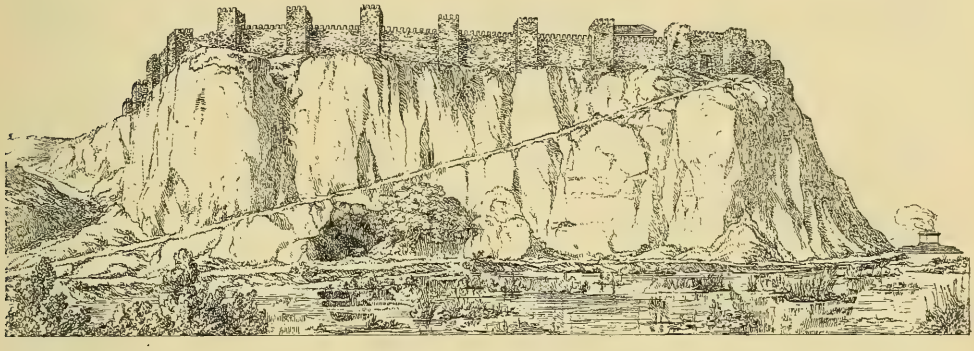
Die römische Königszeit.

Die Gründung Roms; Gründungs- und Königssagen.

Die Gründung Roms.

Die städtischen Siedelungen im Albanergebirge und seiner Umgebung mochten schon geraume Zeit bestanden haben, da wurden die Latiner auf jene Tuffhügel aufmerksam, die das linke Tiberufer wenige Stunden südwärts der Aniomündung umsäumten. Man brauchte hier, wo die einzige Insel des unteren Flußlaufs den Übergang aus Etrurien nach Latium zu erleichtern schien, eine Grenzwacht gegen die Etrusker und gleichzeitig auch gegen die Sabiner, die auf der uralten Salzstraße (via Salaria) von Reate her nach den vielumstrittenen Salzwiesen am unteren Tiber und nach den wintergrünen Weideplätzen der Küste niederzusteigen trachteten. Außerdem gewährten diese Hügel, obwohl sie sich nur etwa 60 m über den Wasserspiegel des Tiber erhoben, doch verhältnismäßig frische und gute Luft im Gegensatz zu der verderblichen Malaria der Ebene, auch frisches Quellwasser war in genügender Menge vorhanden, und die Äcker der zwischen den Hügeln liegenden Ebenen und die sich daranschließenden Gefilde versprachen dem fleißigen Landmann genügenden Lohn.

Dazu kam, daß der Tiber immerhin einen gewissen Schutz vor Angriffen von Nordwesten her gewährte, und daß manche der isolierten Tuffhügel sich leicht befestigen ließen. So fand sich denn in einem nicht mehr bestimmbaren Jahre — nach einer uralten Überlieferung am 21. April, dem Tage, an welchem später das Fest der ländlichen Göttin Pales gefeiert wurde — eine Gemeinde unternehmender Latiner an dem mittelsten unter den bezeichneten Hügeln, am palatinischen (mons Palatinus), zusammen, opferte nach Väterweise, und als günstiger Vogelflug beobachtet worden war, zog einer der Hausväter aus ihrer Mitte, der besonderes Vertrauen genoß, mit dem Pfluge rings um den Berg die heilige Furche. Vor den Pflug war ein Stier gespannt, der außen ging als Sinnbild kraftvoller Abwehr gegen die äußeren Feinde, innen neben ihm schritt die Kuh, das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Dreimal hob der Pflüger die Pflugschar in die Höhe, um Raum zu lassen für drei Zugänge (Thore) zu dem durch die heilige Furche vom Ackerland (ager) abgegrenzten Stadtbezirk (templum). Als die Furche den Palatin wie ein darum gezogenes Quadrat umgab, war die Stadt im religiösen Sinne des Wortes (urbs d. h. „die Umzirkelte") vollendet, noch nicht



160. Das palatinische Rom,
von Nordwesten gesehen, im Vordergrunde der Sumpf des Velabrum (s. Stadtplan, Abb. 166).
Nach Canina.

aber die weltliche Stadt. Jetzt wurden in der heiligen Furche, damit sie sich nicht wieder verwische, Grenzsteine (cippi) aufgestellt, dann wurde ein Streifen Landes ringsherum, der also genau der heiligen Furche und den in ihr gesetzten Steinen folgte, durch Augurn für alle Zeit von jeder Bebauung ausgenommen und auch nach innen zu durch eine zweite Reihe von Grenzsteinen abgesteckt. Dieser Streifen, der, zur sakralen Stadt gehörig, die bürgerliche Stadt von der umliegenden Landschaft (ager) in räumlicher, aber auch in religiöser und rechtlicher Beziehung schied, hieß das Pomerium. Eine Stadtmauer auf diesem Pomerium zu errichten, war nach lateinischem Brauche keineswegs nötig, wenn es nicht die Sicherheit der Bewohner forderte. Bei der neuen Stadtanlage am Tiber überstieg wohl zunächst ein solches Unternehmen die Kräfte der jungen Gemeinde. So beschränkte man sich darauf, den Gipfel des Palatinus durch einen kleineren Mauerring zu befestigen, von dem noch Reste vorhanden sind. Innerhalb desselben lag der festere Teil der Stadt, an dessen schützende Mauer sich der offene Teil, Hütten und Feldstücke durcheinander, anlehnte bis hinab zu den Grenzsteinen des Pomeriums. Noch 100 Jahre nach Christi Geburt vermochte der Geschichtschreiber Tacitus den Gang der heiligen Furche, die das älteste Rom (Roma quadrata) im Viereck umschloß, zu bestimmen. An ihrem Anfange beim Forum Boarium sah man noch als Erinnerungszeichen das Erzbild eines Stieres aufgestellt.

Dieser schlichte Vorgang, der die Teilnehmer in nicht höherem Maße ergriffen haben wird wie die Absteckung und Anlage irgend einer andern Stadt, läßt sich erkennen aus den gelegentlichen Bemerkungen, die wir bei römischen Altertumsforschern wie Varro, Livius, Gellius und andern über die Art und Weise altlatinischer Städtegründungen lesen. Als die Römer später auf den Gipfel ihrer Macht und Größe gekommen waren, war die geschichtliche Wahrheit über die Entstehung ihrer Stadt einerseits längst vergessen, anderseits aber das Bedürfnis vorhanden, die Gründung an große Namen zu knüpfen und mit Helden und Abenteuern auszustatten. So entstand unter der Beihilfe sagenkundiger Griechen jenes bunte Gewebe von Erzählungen über den Ursprung Roms, das die Bücher der römischen Geschichtschreiber und die Lieder und Gesänge der römischen Dichter erfüllt. Ist darin auch nur ein geringer geschichtlicher Kern enthalten, und erscheint selbst der Grundstock der älteren einfachen italischen und römischen Sagen in den uns erhaltenen Überlieferungen von einer Überfülle rationalistischer und phantastischer Schlingpflanzen überwuchert, so erfreuen und belehren doch auch diese Gebilde als ein Ausdruck des römischen Volksgeistes und Volksglaubens. Außerdem sind sie für die Litteratur so wichtig geworden, daß sie schon aus diesem Grunde unsere Aufmerksamkeit verdienen. Wir verzeichnen deshalb hier und auch weiterhin die wichtigeren Sagengebilde.

Die ältesten latinischen Sagen.

In Italien — so erzählt uns die Sage — herrschte zuerst der König Janus, seine Burg stand der Tiberinsel gegenüber auf dem Janiculum. Zu ihm kam Saturnus und lehrte den Ackerbau. Dankbar teilte Janus mit ihm seine Herrschaft und bestimmte ihn auch zu seinem Nachfolger. Saturnus' Regierung führte ein goldenes Zeitalter herauf. Alle Menschen waren einander gleichgestellt und genossen in Frieden und Eintracht die Güter der Erde. Auf Saturn folgte Picus, der König von Laurentum, auf diesen Faunus mit seiner Schwester und Gemahlin Fauna. Der Sohn beider war Latinus, der nach seinem Tode als Jupiter Latiaris auf dem Albanergebirge verehrt wurde. — Diese fünf Könige, deren Schicksale die Sage miteinander verwoben hat, sind zugleich als die fünf latinischen Hauptgötter aufzufassen. In ihrer Aufeinanderfolge scheint eine uralte Schöpfungssage, dergleichen die Griechen keine aufzuweisen haben, die aber an die mosaische Erzählung der Weltschöpfung am Anfange der Genesis erinnert, erhalten zu sein. Nur kennt die italische Kosmogonie nicht sechs, sondern fünf Schöpfungstage: Janus ist das Sinnbild des Himmels und allen Anfanges, Saturnus der Gott der Erde und des die Erde schmückenden, menschennährenden Pflanzenkleides. Picus ist der Specht als Vertreter der Waldvögel, Faunus und Fauna sind Sinnbilder der vierfüßigen Tiere, Latinus aber ist der Mensch, der Schöpfer und Vertreter des latinischen Stammes.

Die Äneassage.

Im siebenten Jahre nach der Zerstörung Trojas kam Äneas, der Sohn des Anchises und der Aphrodite, an die Tibermündung. Er schickt Gesandte an den König Latinus von Laurentum und bittet, sich in Latium niederlassen zu dürfen. Latinus ist bereit, ihm dies zu gewähren, und will ihm sogar seine Tochter Lavinia zur Gemahlin geben. Aber um Lavinia entbrennt ein Krieg zwischen Turnus, dem Rutulerkönig, und Äneas, der die Unterstützung der Etrusker von Cäre gewinnt. Schließlich fällt Turnus im Zweikampfe vor Laurentum durch Äneas' Hand. Nun wird Lavinia des Äneas Gattin, und Troer und Latiner vereinigen sich zu einem ewigen Bunde. Äneas gründet südlich von Laurentum nahe der Küste Lavinium. Aber sein Sohn Askanius baut in dem Gebirge mitten in Latium die Stadt Alba Longa und verlegt dorthin den Königssitz. Dreihundert Jahre herrschen dort Könige aus Äneas' Geschlecht: da entsteht nach dem Ratschluß der Götter dem Lande ein neuer Vorort in Rom. — Der Ursprung dieser Sage ist in einer Stelle von Homers „Ilias" zu suchen, wo Poseidon (XX, 306 f.) also spricht:

„Denn schon ist ihm verhaßt des Priamos Stamm, dem Kronion;
„Jetzo soll Aineias mit Macht obherrschen den Troern,
„Er und der Söhn' Ursöhne, die je aufsprossen in Zukunft."

Seit etwa 300 v. Chr. scheint sich der Glaube an die Abstammung von troischen Einwanderern bei den Römern eingebürgert zu haben, seit dem ersten Punischen Kriege wurde die Sage der Abstammung von Äneas auch vom römischen Staate sanktioniert.

Die Sage von der Gründung Roms.

Procas, der König von Alba, hinterließ zwei Söhne, Numitor und Amulius. Nach dem Rechte der Erstgeburt regierte Numitor, aber Amulius stieß ihn vom Throne, tötete seinen Sohn und zwang seine Tochter Rhea Silvia, Priesterin der Vesta zu werden und damit auf Verheiratung zu verzichten. Aber als die Vestalin einst, um Wasser für den Tempeldienst zu schöpfen, den Hain des Mars betrat, erschreckte sie ein Wolf so, daß sie in eine Höhle floh. Hier erschien ihr der Gott, vermählte sich ihr, und sie gebar ihm ein Zwillingspaar von Söhnen.

Voll Ingrimm befahl Amulius, die pflichtvergessene Vestalin mit ihren Kindern im Tiber zu ertränken. Den Flußgott rührte die Unschuld der Rhea Silvia, er erhob sie zu seiner Gemahlin und verlieh ihr dadurch Unsterblichkeit. Auch ihre Söhne fanden nicht den Tod. Der ausgetretene Tiber schwemmte die Mulde, in der die Kinder lagen, an einen Feigenbaum, wo sie hängen blieb. Eine Wölfin, die an den Strom zur Tränke ging, erbarmte sich der verlassenen Knaben, trug sie in eine Höhle und nährte sie; ein Specht und ein Kiebitz trugen auch Speise herzu und wehrten die Fliegen ab. So fand sie Faustulus, ein Hirt des Amulius; vor diesem floh die Wölfin, und er trug sie zu seiner kinderlosen Gattin Acca Larentia, die zog die Knaben auf und nannte sie Romulus und Remus. Als sie herangewachsen waren unter den Hirten auf dem Palatin, genossen sie großes Ansehen und vollführten manche kühne That. Einst kamen sie mit Hirten des Numitor, die auf dem Aventin weideten, in Streit und brachten sie zum Weichen. Zur Rache dafür fingen die Hirten Numitors am Luperkalienfeste den Remus und brachten ihn nach Alba. Der König Amulius überwies den Jüngling dem Numitor zur Bestrafung. Der aber erkannte an der Ähnlichkeit mit Rhea Silvia den Enkel; gleichzeitig erfuhr auch Romulus durch Faustulus das Geheimnis seiner Herkunft, erstürmte an der Spitze einer befreundeten Schar die Königsburg zu Alba, erschlug den Amulius und setzte den greisen Numitor wieder zum Könige ein. Darauf faßten die Brüder den Plan, auf dem Hügel, auf dem sie erwachsen waren, eine Stadt zu gründen. Die Götter sollten durch Vogelflug entscheiden, welcher von beiden die neue Stadt beherrschen solle. „In stiller Nacht, lange vor Tagesanbruch — wie der heilige Brauch es forderte — begaben sie sich auf ihre Standorte: Romulus auf seinen Palatin, Remus auf den Aventin. Lange harrten sie in schweigender Erwartung, jeder mit seinem Anhang. Der Mond ging unter, schon säumte das neue Tageslicht den Himmelsrand. Da zeigten sich von ferne glückverkündende Vögel: sie kamen näher, und — eben ging die goldene Sonne auf, als ihrer zwölf in feierlichem Flügelschlag vor Romulus vorüberrauschten. Romulus hatte gesiegt; der Herrschaft Stuhl und Zepter hatten die Götter in seine Hand gegeben." Sofort begann nun Romulus das Stadttemplum abzugrenzen und zog mit dem Pfluge die heilige Furche, die äußere Grenzlinie des Pomeriums. Die nach innen fallenden Schollen bedeuteten die sakrale Mauer: voll Zorn über die ihm widerfahrene Zurücksetzung sprang Remus spottend darüber hinweg. Aber Romulus erschlug ihn mit den Worten: „So ergehe es jedem, der nach dir über meine Mauer setzt." — Diese alte Sage von der scheinbaren Härte des Stadtgründers Romulus hat einen tiefen Sinn: von vornherein sollte in dieser Stadt des Rechtes der Gegensatz zwischen dem heiligen Stadtfrieden und der davon ausgenommenen Umgebung ein unverlöschlicher sein, die Blutsverwandtschaft keinen Schutz gegen die starre Durchführung des Rechtes bilden. Es ist dieselbe Gesinnung, in der später ein Brutus als Konsul das Todesurteil an den eignen Söhnen vollstrecken ließ. — Als Zeugen dieser Ereignisse galten noch in später Zeit einige Reliquien in der Stadt. Noch in Ciceros Zeit zeigte man die Grotte, wo die Wölfin die Zwillinge gesäugt hatte, das sogenannte Lupercal am Abhange des Cermalus; dabei stand der ruminalische Feigenbaum, an den die Mulde mit den Knaben angeschwommen war, seit 296 v. Chr. mit dem Standbilde der säugenden Wölfin geziert. Über dem Lupercal lag die Casa Romuli, eine immer wieder sorgfältig ausgebesserte Strohhütte aus Romulus' Zeit, nicht weit davon stand ein heiliger Kornelkirschbaum, der aus einer Lanze gewachsen sein sollte, die Romulus einst vom Aventin auf den Palatin geschleudert hatte. Endlich befand sich auf dem Velabrum bei der Porta Romana — einem der drei alten „Stadtthore" der Roma quadrata — das Grab der Acca Larentia, der der Flamen Quirinalis alljährlich ein feierliches Totenopfer anzündete.

Das Asyl; Raub der Sabinerinnen.

Um die Volkszahl der neuen Gemeinde zu vermehren, eröffnete Romulus in der Einsenkung zwischen beiden Gipfeln des kapitolinischen Hügels eine Freistatt (Asyl) für Heimatlose aller Art, die nun in zahlreichen Scharen herzuströmten. Aber noch entbehrte die Stadt der Frauen, und Romulus' Bemühungen, die Nachbarstädte zur Gewährung von Ehebündnissen (conubium) zu veranlassen, waren vergebens. Da griff er zu einer List. Zur Feier des Festes des Consus, eines Fruchtbarkeit spendenden Gottes der Unterwelt, veranstaltete Romulus Spiele und lud die Nachbarn, besonders auch die Sabiner dazu ein. Diese kamen mit Weib und Kind, aber während des Zuschauens raubten römische Jünglinge die anwesenden Jungfrauen und vermählten sich mit ihnen. Die beleidigten Nachbarn zogen gegen Rom zu Felde; besonders gefährlich für Rom wurde der Kampf mit den Sabinern unter dem Könige Titus Tatius. Diese erstiegen durch den Verrat der Tarpeja, der Tochter des Burgwarts, die römische Feste auf dem Capitolinus. Als Lohn hatte sich Tarpeja ausbedungen, was die Sabiner am linken Arme trügen — sie meinte die goldenen Spangen — aber sie warfen die Schilde auf sie und töteten die Verräterin. Seitdem heißt der westliche Felsvorsprung des kapitolinischen Hügels der tarpejische Fels. Die Entscheidungsschlacht wurde dann in der Ebene zwischen Kapitol und Palatin geschlagen. Die Römer waren im Nachteil und wandten sich schon zur Flucht, da betet Romulus zum Jupiter und gelobt ihm als Jupiter Stator einen Tempel. Sein Gebet wird erhört, und die Schlacht erneuert sich zum Vorteil der Römer. Aber nun eilen die geraubten Sabinerinnen selbst herbei, die sich unterdes mit ihrem Lose ausgesöhnt haben, und stürzen sich zwischen die Kämpfenden, um nicht auf der einen Seite den Vater oder den Bruder, auf der andern den Gatten zu verlieren. Es wird still, und die Führer schreiten vor, aber nicht nur um Frieden zu schließen, sondern beide Völkerschaften schließen sich durch einen Bund zu einer

zusammen und nehmen den Sabinern zu Ehren von der Stadt Cures den Namen Quiriten an. Romulus und Titus Tatius herrschten seitdem gemeinsam. Zum Andenken aber an die Versöhnungsthat der Frauen stiftete Romulus das Fest der Matronalien. — Die Sage vom Raube der Sabinerinnen hatte offenbar den Zweck, die noch später bei den Römern üblichen Hochzeitsbräuche zu erklären. Nach einer uralten Anschauung beruhte die Ehe eigentlich auf dem Raube des Weibes. Darum wurde auch später noch die Braut scheinbar mit Gewalt aus den Armen der Mutter entführt. Mit einem Speere wurde das Haar der Braut gescheitelt, nicht freiwillig durfte sie die Schwelle des künftigen Gatten überschreiten, sondern der Brautführer trug sie darüber.

Romulus' Herrschaft und Ende.

Romulus und Titus Tatius regierten nur kurze Zeit nebeneinander. Nachdem Tatius das bestehende Recht mehrfach verletzt hatte, wurde er zu Lavinium bei einem Opfer vom Volke erschlagen. Romulus regierte 37 Jahre als ein frommer, tapferer und gerechter König. Nichts unternahm er, ohne zuvor die Götter durch Auspizien befragt zu haben. Er teilte das Volk in drei Stammtribus und dreißig Kurien und berief den „Rat der Alten" (Senat) zur Mitwirkung. Auch ordnete er das Heerwesen im Anschluß an die Kurieneinteilung und errichtete drei Reitercenturien, die die Namen der Stammtribus: Ramnes, Tities, Luceres trugen. Schließlich wurde er auf wunderbare Weise von der Erde entrückt. Als er einst auf dem Marsfelde eine Musterung des Kriegsvolkes abhielt, erhob sich Sturm und Gewitter, und die Sonne verlor ihren Schein. Alles Volk floh vor der Finsternis, unterdes aber fuhr Romulus mit den Rossen seines Vaters Mars zum Himmel empor. Als es wieder licht wurde und das Volk auf das Marsfeld zurückkehrte, war der Thron des Königs leer. Mutlosigkeit und Schmerz um den Entschwundenen füllten die Gemüter, allmählich aber begann man an die Apotheose des Romulus zu glauben. Dieser Glaube wurde dadurch bestätigt, daß der neue Gott einem schlichten Landmanne, dem Proculus Julius auf dem quirinalischen Hügel erschien und ihm auftrug: „Sage dem Volke, daß es mir auf diesem Hügel ein Heiligtum baue; ich bin ein Gott und heiße Quirinus."

Die Sage von Numa Pompilius.

161. Bild des Numa Pompilius auf einer Münze des Calpurnius Piso.

Nach Romulus' Tode trat ein Interregnum ein, das aller fünf Tage von einem Familienhaupte auf das andre überging. Aber nach Jahresfrist murrte das Volk gegen diese Einrichtung. Da berief der Interrex eine Volksversammlung und sprach: „Möge unser Werk Glück und Segen bringen, wählt einen König, Quiriten, die Familienhäupter sind damit einverstanden und werden, wenn ihr einen würdigen Nachfolger des Romulus erwählt haben werdet, ihm die nötige Macht verleihen." So wurde Numa Pompilius aus Cures im Sabinerlande gewählt, ein Mann, dessen Gerechtigkeit und Frömmigkeit weit berühmt waren. Eine Sage, die sich um Zeit und Raum nicht kümmerte und deshalb schon von den gebildeten Römern wie Cicero und Livius für unhaltbar angesehen wurde, machte den Numa sogar zum Schüler des weisen Pythagoras, der um 550 v. Chr. in Unteritalien lehrte und dessen geheimnisvolle Vorschriften eine gewisse Verwandtschaft mit Numas religiösen Satzungen zeigen sollten. Numa kam nach Rom, trat aber sein Königsamt nicht eher an, als bis er mit Hilfe eines Augurs auf dem Kapitol durch feierliche Vogelschau festgestellt hatte, daß die Götter mit seiner Wahl einverstanden seien. Dann ging er daran, die mit Waffengewalt begründete Stadt durch Recht, Gesetz und Sitte von neuem zu gründen. Er sah aber, daß das Volk durch die fortwährenden Kriege milder Sitte gänzlich entwöhnt sei, deshalb schloß er zunächst mit allen Nachbarn Frieden und errichtete den Tempel des Janus Geminus nordöstlich vom Forum, der geöffnet den Zustand des Krieges, geschlossen den des Friedens anzeigen sollte. Unter seiner Regierung war das Tempelthor stets geschlossen, nachmals immer offen; nur kurze Zeit nach Beendigung des ersten Punischen Krieges und dann erst wieder unter Augustus nach der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) konnte der Tempel geschlossen werden. Numas Augenmerk war nunmehr darauf gerichtet, sein Volk zu einer fast ununterbrochenen Religionsübung zu erziehen. Er bediente sich dabei des Rates und der Unterweisung der Göttin Egeria, die in einer Höhle wohnte und sich ihm vermählte. Durch sie lernte er auch den Götterzorn, der sich in Blitzstrahlen äußerte, sühnen. Bisher hatte es dazu blutiger Menschenopfer bedurft; jetzt aber riet ihm Egeria, den Waldgöttern Picus und Faunus das Geheimnis der Blitzsühne ohne Menschenopfer dadurch zu entlocken, daß er Wein in die Quelle goß, aus der sie zu trinken pflegten. Als sie vom Weine überwältigt waren, fesselte er sie und zwang sie, ihm die Sühnmittel: Zwiebeln, Haare und Sardellen, die nunmehr statt der Menschen geopfert wurden, zu verraten. Und als das Volk seinen Worten nicht glaubte, offenbarte er seine göttliche Macht durch ein Wunder: er lud Gäste ein und setzte ihnen gewöhnliche Speisen auf thönernen Schüsseln und Wasser in steinernen Krügen vor. Als sie aber anfingen zu essen, verwandelte er Thon und Stein in Silber und Gold und die gewöhnlichen Gerichte in herrlichen Wohlgeschmack: danach glaubten ihm die Römer. Er verbot nun alle Menschenopfer und gestattete nur Opfer aus Feldfrüchten und unblutigen Geschenken. Dafür aber setzte er eine Menge von Gebeten, Waschungen und andern gottesdienstlichen Verrichtungen fest, ohne die die Römer kein wichtigeres Geschäft beginnen sollten. So lebten sie in fortwährendem Verkehr mit ihren Göttern, doch verbot er, Götterbilder zu

fertigen, da die Götter den Menschen nicht ähnlich seien an Wesen und Gestalt. Für die drei obersten Gottheiten Jupiter, Mars und Quirinus setzte er Flamines, d. h. „Opferanzünder", ein. Er schuf ein Kollegium von fünf Pontifices, die den richtigen Vollzug der öffentlichen und häuslichen Opfer überwachen sollten. Das Kollegium der Augurn wurde von drei Mitgliedern auf fünf vermehrt. Zwölf vornehme Jünglinge bildeten die Genossenschaft der Salier, die allemal im März zu Ehren des Mars unter Gesang einen Waffentanz durch die Stadt vollführten. Zu Hütern des Völkerrechtes und zur Beobachtung aller der Formeln, die bei Ausbruch eines Krieges nötig wurden, bestellte er die Fetialen. Schließlich faßte er alle seine religiösen Vorschriften zu einem Buche zusammen und übergab es dem Pontifex Numa Marcius und damit dem Kollegium der Pontifices als Richtschnur.

Von den bürgerlichen Beschäftigungen bevorzugte er vor allem den Ackerbau, der mehr als alle andern Sittlichkeit und Friedensliebe der Menschen, Achtung vor Herkommen und Gesetz zu mehren schien. Deshalb verteilte er das von Romulus eroberte Land unter arme

162. Der sogenannte Hain der Egeria bei Rom. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Bürger und heiligte die Grenzraine und Grenzsteine. Sie waren dem Gotte Terminus geweiht. Wer einen Grenzstein versetzte, verfiel diesem Gotte, und jeder durfte ihn wie einen Tempelschänder töten. Aber auch für Handel und Gewerbe sorgte er durch Errichtung von Zünften: das waren die acht Zünfte der Töpfer, Schmiede, Goldarbeiter, Zimmerleute, Gerber, Schuster, Färber und Flötenspieler, alle übrigen Gewerbe bildeten die neunte Zunft, eine jede aber hatte ihre Sonderversammlungen, Opfer und Feste. Um Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit im Handel zu heben, stiftete er die Verehrung der Fides, d. i. der Treue, und baute dieser Gottheit einen Tempel. — So wurde seine 43jährige Regierungszeit eine Quelle des Segens und des Glückes für Rom und seine Nachbarn. Während derselben hielten die Götter jede Not und jedes Unglück von der Stadt fern. Und als Numa hochbetagt entschlafen war, beweinte ihn das Volk wie einen lieben Verwandten. Egeria verbarg sich im dichten Walde von Aricia und lag schluchzend und weinend am Boden, bis die mitleidige Diana sie in einen kühlen Quell verwandelte.

Die Sage von Tullus Hostilius.

Der dritte König der Römer wurde Tullus Hostilius, aus latinischer Familie, ganz das Gegenteil des friedlichen Numa, ein Mann der Gewalt und des Schwertes wie Romulus. Er vermied den Krieg nicht, sondern er suchte ihn. Zuerst kämpfte er gegen die älteste Stadt Latiums, gegen Alba Longa. Als Römer und Albaner gegeneinander im Felde lagen und die Entscheidungsschlacht beginnen sollte, da traten die Führer beider verwandten Völker vor und

kamen überein, daß statt der ganzen Heere Vorkämpfer aus dem albanischen und aus dem römischen Volke als Vertreter der Heere miteinander kämpfen sollten. Das Volk, dessen Vorkämpfer siegen würden, sollte über das andre herrschen. Nun waren zufällig in beiden Heeren Drillinge, etwa einander gleich an Alter und Stärke, bei den Römern die Horatier, bei den Albanern die Curiatier. Diese begannen angesichts der beiden Heere miteinander den Kampf. Anfangs waren die Albaner im Vorteil; denn schon waren zwei Horatier gefallen, die Curiatier aber waren sämtlich noch am Leben. Doch waren sie alle drei verwundet, während der überlebende Horatier unversehrt war. Zum Scheine floh der Listige, und die Curiatier folgten ihm, wie es jedem seine Wunde erlaubte. So trennten sie sich voneinander; plötzlich aber wendete sich Horatius und erschlug die Gegner einen nach dem andern, wie sie bei ihm anlangten. Gewaltiger Jubel durchbrauste die Reihen der Römer; als Herren von Alba zogen sie heim und geleiteten den mit den Waffen der Erschlagenen geschmückten Sieger im Triumphe nach Rom. Am Capenischen Thore kam ihm die Schwester entgegen, die einem der Curiatier verlobt war. Als sie auf der Schulter des Bruders den Waffenrock des Bräutigams erblickte, den sie selbst gewebt hatte, löste sie ihr Haar und klagte laut um den Toten. Da wallt in dem trotzigen Sieger der Jähzorn auf, er zückt sein Schwert und durchbohrt die Jungfrau mit den Worten: „Fahre hin mit deiner unzeitigen Liebe, die dich deine Brüder und das Vaterland vergessen läßt, so gehe es jeder Römerin, die den Feind betrauert". Die vom Könige eingesetzten „Zweimänner" verurteilten ihn zum Tode am „Unglücksbaum". Aber auf des Königs Veranlassung, den die Fürbitte des greisen Vaters rührte, berief sich Horatius auf das Volk. Dieses erließ dem Retter der Stadt die Todesstrafe, doch mußte er verhüllten Hauptes unter einem Balken hinweggehen, den man wie ein Joch über der Straße befestigt hatte; dieser Balken hieß seitdem der „Schwesterbalken" und wurde noch im 4. Jahrhundert n. Chr. in Rom gezeigt. Außerdem mußte das horatische Geschlecht alljährlich den Göttern Sühnopfer darbringen.

Die Albaner ertrugen die römische Herrschaft nur mit Murren. Ihr Diktator Mettius Fufetius reizte sogar die Bewohner von Fidenä und Veji zum Kampfe gegen die Römer. In diesem Kriege mußten die Albaner den Römern Heeresfolge leisten, aber während der Entscheidungsschlacht zog sich Mettius verräterisch auf einen Hügel zurück und brachte dadurch die römische Schlachtreihe in Gefahr. Als diese aber doch noch gesiegt hatte, ließ Tullus Hostilius am andern Tage die Albaner zu einer Heeresversammlung locken und vom römischen Heere umzingeln. Nun folgte ein furchtbares Strafgericht. Mettius Fufetius wurde von zwei Viergespannen in Stücke zerrissen, die Albaner aber gezwungen, ihre Stadt zu verlassen und nach Rom überzusiedeln. Alba wurde mit Feuer und Schwert zerstört und nie wieder aufgebaut. Die Albaner wurden nach Rom übergeführt und auf dem cälischen Berge (mons Caelius) angesiedelt; ihre Edlen fanden Aufnahme unter die römischen Patrizier, von ihnen stammten die edlen Geschlechter der Servilier, Curiatier, Quinctier, Cloelier, Julier u. a. ab. — Von Tullus Hostilius wird nur ein Werk des Friedens erwähnt: er baute dem Senate nahe am Forum ein Rathaus, die curia Hostilia, die bis in Cäsars Zeit gestanden hat. Übrigens blieb er ein gewaltthätiger Krieger und war den Göttern verhaßt. Deshalb schickten sie den Römern böse Seuchen und schlugen den König selbst mit schwerer Krankheit. Da versuchte er es dem Numa gleichzuthun und die Götter durch Zauberformeln zu beschwören. Aber er wußte sie nicht richtig anzuwenden, und die erzürnten Götter erschlugen ihn mit dem Blitze und verbrannten seinen Palast.

163. Bild des Ancus Martius auf einem Denar des Münzmeisters L. Marcius Philippus.

Die Sage von Ancus Martius.

Auf Tullus Hostilius folgte Ancus Martius, ein Enkel des Numa und ihm ähnlich an frommer und friedfertiger Gesinnung. Deshalb reinigte er zunächst den Gottesdienst wieder von den unter seinem Vorgänger eingedrungenen Mißbräuchen. Die wichtigsten religiösen Vorschriften Numas wurden sogar auf Holztafeln geschrieben und öffentlich ausgestellt. Als die latinischen Nachbarn im Vertrauen auf seine Friedensliebe in römisches Gebiet einfielen, bekämpfte er sie mit aller Kraft und eroberte einige Städte, deren Bewohner er als Plebejer auf dem Aventin und in dem zwischen diesem Hügel und dem Palatin liegenden Thale ansiedelte (s. S. 308). Er dehnte die römische Herrschaft bis zur Tibermündung aus, gründete die Hafenstadt Ostia und legte in deren Nähe gewinnbringende Salinen an (s. S. 296). Um die Wasserstraße des Tiber zwischen Rom und Ostia zu sichern und zugleich auch Rom vor Einfällen der Etrusker zu schützen, befestigte er auf dem rechten Tiberufer den Berg Janiculum und schlug mit Benutzung der Tiberinsel eine Pfahlbrücke über den Strom (pons sublicius). Endlich ließ er am Fuße des kapitolinischen Felsens ein Gewölbe als Staatsgefängnis in den Stein treiben, das sich bis in unsre Zeit erhalten hat. Nach einer segensreichen Regierung von 24 Jahren starb er.

Die Sage von Tarquinius Priscus.

Danach kam in Rom ein fremdes Herrschergeschlecht auf den Thron. Es war nämlich der vornehme Korinther Demaratos vor dem Tyrannen Kypselos (vgl. Bd. I, S. 513) nach Tarquinii in Etrurien geflohen, hatte eine Etruskerin geheiratet und von ihr einen Sohn, Lucumo, erhalten. Dieser vermählte sich später mit der vornehmen Etruskerin Tanaquil und wanderte mit ihr, da er in Tarquinii nicht das gewünschte Ansehen genoß, nach Rom aus. Unterwegs

ereignete sich ein glückverheißendes Wunder. Als sie nämlich vom Janiculum auf Rom hinunterschauten, stieß ein Adler herab, nahm dem Lucumo den Hut vom Kopfe, umkreiste damit den Wagen und setzte ihn dann dem Reisenden wieder auf. In Rom nannte er sich Lucius Tarquinius, gewann schnell das Vertrauen des Königs und durch Freigebigkeit auch die Neigung des Volkes, so daß er nach dem Tode des Ancus Martius anstatt der Söhne dieses Mannes, für die er zum Vormund gesetzt war, selbst die Königswürde erhielt. Tarquinius hatte viele Kämpfe mit Latinern, Sabinern und Etruskern zu bestehen. Als er die Etrusker entscheidend besiegt hatte, erkannten sie ihn als Haupt ihres Städtebundes an und überbrachten ihm als Abzeichen seiner neuen Gewalt eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Sessel, ein Zepter, auf dem ein Adler saß, eine goldgestickte Purpurtunika und Purpurtoga und als Sinnbild seiner richterlichen Gewalt zwölf Beile in Rutenbündeln, die von zwölf Dienern (Liktoren) getragen wurden. Diese Abzeichen führten seitdem auch die römischen Könige. Aus den zahlreichen Neubürgern (Plebejern), die im Laufe der Zeit in den Staat aufgenommen worden waren, wollte Tarquinius neue Tribus mit neuen Reitercenturien bilden. Aber der Augur Atus Navius verbot es ihm auf Grund von Auspizien. Da wollte der König die Einrichtung der Vogelschau verhöhnen und fragte den Augur, ob das möglich sei, was er sich soeben denke. Als Navius auf Grund seiner Beobachtung dies bejahte, erwiderte der König: „So schneide mit einem Messer diesen Schleifstein durch, denn das hatte ich mir gedacht.“ Sofort zerschnitt der Augur im festen Gottvertrauen den Stein mit dem Messer. Zur Erinnerung an diese That wurde dem Atus Navius ein ehernes Standbild gesetzt, Tarquinius aber begnügte sich nunmehr, in den vorhandenen Tribus die Zahl der edlen Geschlechter dadurch zu verdoppeln, daß er angesehene Familien der Neubürger in diese Tribus aufnahm. So wuchs das Fußvolk von 3000 Mann auf 6000, die Zahl der Reiter von 300 auf 600, und auch die Zahl der Senatoren wurde verdoppelt.

Zur Erfüllung eines Gelübdes, das er im Kriege gethan hatte, begann Tarquinius den Bau des Jupitertempels auf dem Kapitol. Vorsichtig verlegte man die alten Heiligtümer, die dort standen, nach Anordnung der Pontifices an andre Orte. Nur der Grenzgott Terminus und die Göttin der Jugend weigerten sich bei den angestellten Auspizien, ihre altgewohnten Kultusstätten zu verlassen. So mußten diese beiden Altäre mit in den Jupitertempel einbezirkt werden. Daraus schlossen die Seher, daß die Grenzen des römischen Volkes nie zurückweichen und daß seine Jugend ewig dauern würde. Der Tempelbau wurde erst unter dem letzten König vollendet. Dagegen gelang es Tarquinius, die Niederungen Roms, die sich bei jeder Tiberüberschwemmung in einen Sumpf verwandelten, durch gewaltige Abzugskanäle zu entwässern; auf dem trockengelegten Platze zwischen Kapitol und Velia, einem Abhange des palatinischen Hügels, legte er einen Markt (Forum), zwischen Palatin und Aventin eine Rennbahn an, in der Spiele nach griechischer Sitte abgehalten wurden. Im 80. Jahre seines Lebens wurde Tarquinius auf Anstiften der Söhne des Ancus Martius ermordet.

Die Sage von Servius Tullius.

Auf Tarquinius folgte ein Mann seltsamer Herkunft. Es lebte nämlich in Tarquinius' Hause eine Sklavin der Königin, Namens Ocrisia. Als sie einst am Herde des Hausgottes Opfer darbrachte, erschien ihr der Gott und vermählte sich mit ihr. Den Sohn, den sie gebar, nannte man, da seine Mutter eine Magd war, Servius. Als er einst zur Mittagszeit in der Vorhalle der Königsburg eingeschlafen war, strahlte um sein Haupt eine Flamme, bis er erwachte. Daraus erkannte die kluge Königin Tanaquil, daß Servius zu hohen Dingen berufen sei, und als er erwachsen war, machte ihn Tarquinius zu seinem Eidam. Nach der Ermordung des Königs erwarb er sich die Krone vom Volke ohne die Zustimmung der Väter. Er war ein Friedensfürst wie Numa und Ancus; zwischen den Römern und den Latinern brachte er ein Bündnis zustande und errichtete als gemeinsames Heiligtum einen Tempel der Diana auf dem Aventin. Vor allem aber war er auf den Ausbau der Stadt Rom und als warmer Freund des niederen Volkes auf Herstellung des inneren Friedens bedacht. Alle sieben Hügel der Stadt: den Palatinus, Capitolinus, Quirinalis, Viminalis, Esquilinus, Cälius und Aventinus umzog er mit einer gewaltigen Ringmauer. Um Patrizier und Plebejer, die sich damals wie zwei getrennte Völker gegenüberstanden, zu einem Volke zu verschmelzen, teilte er das ganze Stadtgebiet in vier neue Tribus (tribus urbanae), die Umgebung Roms in 26 ländliche Tribus (tribus rusticae) und versammelte alle waffenfähigen Bürger, Patrizier und Plebejer, in den nach militärischer Ordnung berufenen Volksversammlungen (comitia centuriata). Damit war eine neue gemeinsame Besteuerung des gesamten Volkes nach Vermögensklassen verbunden; nach dem Vermögen richtete sich auch die Waffengattung, bei der ein jeder zu dienen hatte, und hiernach wieder das Maß seiner politischen Rechte.

Die Sage von Tarquinius Superbus.

Servius Tullius hatte seine beiden Töchter mit den beiden Söhnen des Tarquinius Priscus vermählt. Aber Mann und Weib waren in beiden Paaren von sehr ungleicher Gesinnung. Der ältere Lucius Tarquinius, ein hochfahrender und herrschsüchtiger Mann, hatte die fromme und sanfte ältere Tullia zur Frau, während die jüngere Tullia, ein Weib voll wilder Leidenschaft und zügelloser Begierden, mit dem milden und bescheidenen Aruns Tarquinius vermählt war. Bald entstand ein geheimes Einverständnis zwischen den beiden gewaltthätigen Schwägersleuten, und über den Leichen des ermordeten Aruns und der älteren Tullia reichten sich die jüngere Tullia und Lucius die Hand zum sträflichen Bunde. Das

nächste Ziel war die Beseitigung des alten Vaters. Zu diesem Zwecke erschien Lucius Tarquinius im königlichen Ornate auf dem Markte, versammelte den Senat und sprach zu ihm als König. Als Servius herbeieilte, wurde er von dem gottlosen Schwiegersohne die Treppe der Kurie hinabgestürzt und von dessen Bewaffneten erschlagen. In wahnsinniger Freude erschien nun Tullia auf dem Markte, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Als sie wieder heimfuhr, traf sie in der cyprischen Gasse auf die blutige Leiche des Vaters. Die Maultiere scheuten zurück, und auch der Wagenlenker zauderte; aber da befahl ihm die entmenschte Tochter, über die Leiche des Ermordeten hinwegzufahren, so daß das Blut des Vaters ihre Kleider bespritzte. Noch lange beweinte das Volk den grausamen Tod seines guten Königs, der namentlich die Lasten der Plebejer erleichtert hatte. Damit diese Klagen endlich verstummten, verhüllte man die Bildsäule des Servius Tullius, ein vergoldetes hölzernes Schnitzwerk im Tempel der Fortuna, mit Tüchern. Aber noch in der Republik feierte die dankbare Plebs seinen Geburtstag mit Opfern.

164. Ruinen von Ostia.

Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Dem gewaltsamen Anfange entsprach die Fortsetzung der Regierung des zweiten Tarquinius. Mit rücksichtsloser Härte bedrückte er vornehm und gering, den Adel, indem er ihn, gestützt auf seine Leibwache, von jedem Anteile an der Regierung ausschloß, die Plebejer, indem er sie über ihr Vermögen steuern ließ und bei seinen großartigen Bauten zu harten Frondiensten zwang. Wer sich nicht fügte, erlitt die Todesstrafe. Wegen dieser herrischen Art nannte ihn das Volk „den Stolzen“ (Tarquinius Superbus). Aber glänzend war sein Auftreten nach außen. Durch List und Gewalt brachte er einen Bund aller latinischen Gemeinden unter Roms Vorherrschaft zusammen; auch die Volsker wurden von ihm besiegt. Aus diesen Kriegen gewann er soviel Beute, daß er Rom mit den großartigsten Bauwerken schmücken konnte. Die schon von seinem Vater begonnenen Anlagen zur Entwässerung der Niederungen Roms vollendete er durch den Bau einer großartigen Schleuse (cloaca maxima), die bis auf diesen Tag erhalten ist. Vor allem aber setzte er den Bau des auf dem Kapitol begonnenen Jupitertempels im großartigsten Maßstabe fort, und es geschahen allerhand Zeichen und Wunder, deren Sinn und Deutung war, daß dieses Kapitol das Haupt der Erde sein werde bis an das Ende der Welt. Auch erschien eines Tages vor Tarquinius ein altes Weib aus Cumä, die cumanische Sibylle, und bot ihm neun Bücher Weissagungen an. Aber der König wies sie wegen ihrer

zu hohen Preisforderung zurück. Da verbrannte die Sibylle drei von den Büchern und dann nochmals drei, für die letzten drei aber bewilligte Tarquinius doch noch den zuvor für alle geforderten Preis. Diese sibyllinischen Bücher waren in griechischer Sprache geschrieben, wurden seitdem in einem Erdgewölbe des kapitolinischen Tempels bewahrt und in schweren Zeiten des Staates befragt.

Die Sage vom Ende der Königsherrschaft.

Später erschreckten den König böse Träume und seltsame Wunder. Um diese Zeichen zu deuten, schickte er zwei seiner Söhne und seinen Schwestersohn Junius Brutus (d. h. der Einfältige) nach Delphi. Während nun die Söhne des Tarquinius den delphischen Priestern kostbare Geschenke überreichten, schenkte Brutus nur einen hölzernen Stab und wurde deswegen von seinen Vettern verlacht. Aber das Holz war nur die Hülle eines goldenen Stabes, sowie auch Brutus' scheinbare Einfalt die Hülle eines klugen Sinnes war. Danach fragten die

165. Reste des Walls von Servius.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Königssöhne auch, wer nach ihrem Vater König sein würde. Das Orakel antwortete: „Der, welcher zuerst die Mutter küssen wird." Nun kamen die Tarquinier überein, hierüber bei ihrer Heimkehr das Los entscheiden zu lassen. Aber Brutus verstand den tieferen Sinn des Spruches, fiel beim Verlassen des Tempels wie von ungefähr zu Boden und küßte die Erde als die gemeinsame Mutter aller Sterblichen.

Sie waren noch nicht lange zurückgekehrt, da belagerte Tarquinius mit dem römischen Heere Ardea. Vor dieser Stadt saßen die Königssöhne eines Abends mit ihrem Vetter Tarquinius Collatinus beim Gelage. Da kam die Rede auf die Frauen, und ein jeder pries die gute Sitte und Tugend der seinigen. Als keiner dem andern weichen wollte, beschlossen sie durch eine Probe den Streit zu entscheiden. Flugs bestiegen sie die Rosse und sprengten zunächst nach Rom. Hier fanden sie die Schwiegertöchter des Königs bei einem schwelgerischen Mahle; dann ging es nach Collatia, da fanden sie Lucretia, die Gattin des Tarquinius Collatinus, obwohl es schon Mitternacht war, fleißig im Kreise ihrer spinnenden Mägde. Ihr gebührte ohne Zweifel der Preis, aber sie entzündete auch durch ihre sittsame Erscheinung ohne es zu ahnen die Flamme verbrecherischer Liebe in Sextus Tarquinius, dem jüngsten Sohne des Königs. Heimlich kehrte er nach wenigen Tagen wieder in Collatia ein, erhielt freundlich Unterkunft, brach aber

das Gastrecht schnöde, indem er der keuschen Lucretia Gewalt anthat. Am andern Tage aber ließ sie ihren Vater Lucretius aus Rom und ihren Gemahl Tarquinius Collatinus von Ardea rufen. Mit ihnen erschien auch Junius Brutus und Valerius Poplicola. Lucretia empfing sie in Trauerkleidern, erzählte den Vorfall und stieß sich dann, für ihren Tod um Rache bittend, den Dolch ins Herz.

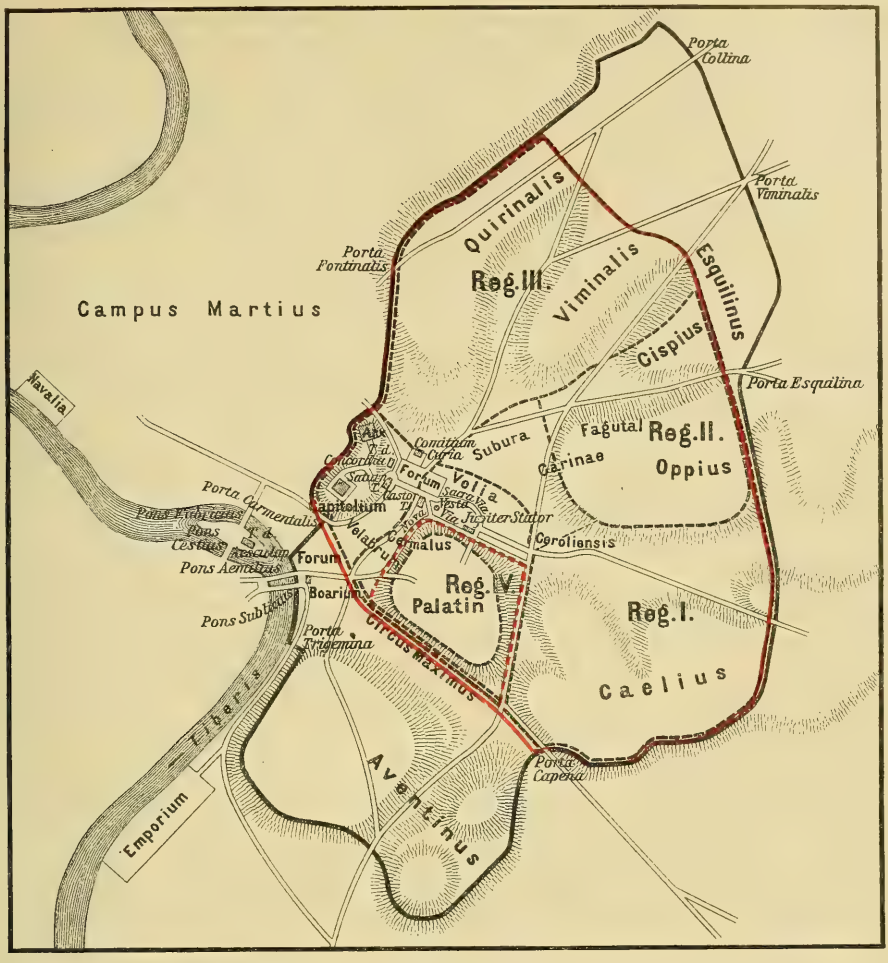
Bei diesem furchtbaren Ereignisse warf Brutus die Maske der Verstellung von sich: er zog den Dolch aus der Wunde und schwur, das Königtum der entarteten Tarquinier nicht länger zu dulden. Die andern faßten gleichfalls die blutige Waffe und wiederholten den Schwur. Dann trugen sie die Leiche auf den Markt von Collatia, sammelten die erregten Collatiner um sich und eilten nach Rom. Mit glühenden Worten schilderte Brutus hier vor dem Volke die Freveltaten der Tarquinier und ließ die Absetzung des Königs und die Verbannung seiner Familie feierlichst aussprechen. Diesen Beschluß bestätigte das Volk in Waffen vor Ardea, und dem Tarquinius blieb nichts übrig, als in finsterem Ingrimme mit den Seinen ins Etruskerland zu fliehen. So endete die Königsherrschaft über Rom, nachdem sie im ganzen 244 Jahre gedauert hatte, in demselben Jahre, in dem auch die Athener den Tyrannen Hippias, des Peisistratos Sohn, verjagten.

Es wäre verlorene Mühe, in allen Zügen dieser Sagen von der Entstehung Roms und von der Königszeit einen geschichtlichen Kern finden zu wollen, der uns durch spätere Zuthat und Umhüllung verschleiert worden sei. Sicherlich liegt vielen dieser Sagen kein geschichtlicher Vorgang zu Grunde, sondern sie sind ätiologischer Natur, d. h. sie sind ersonnen, um vorhandene Zustände oder Einrichtungen auf eine ältere Zeit zurückzuführen und an bestimmte (erdichtete) Persönlichkeiten als Urheber anzuknüpfen. Anderseits ist es aber auch selbstverständlich, daß die noch im Volke und bei den Gebildeten lebenden Erinnerungen an die Königszeit mit in diesem Sagengewebe verflochten wurden, so daß sie also auch echte Bestandteile enthalten. Solche Erinnerungen aber waren in der Zeit der Ausgestaltung dieser Sagen — im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. — sicher noch vorhanden: sie lebten in den Aufzeichnungen der alten Priesterkollegien, der Pontifices und Augurn, die schon in der Königszeit bestanden hatten, fort, obwohl diese Aufzeichnungen im Laufe der Zeit manche Fälschung und künstliche Ergänzung erfahren hatten, sie lebten aber auch in Einrichtungen fort, die sich von der Königszeit her bis in die spätesten Zeiten der Republik erhalten haben, wie z. B. im Amte des „Opferkönigs" (rex sacrorum), der, nach der Vertreibung der Könige eingesetzt, den Göttern gegenüber in gewissen Opfern als ein Scheinkönig auftrat. Schließlich gestatten auch die neuesten Ausgrabungen im alten Rom einen gewissen Einblick in die älteste Geschichte der Stadt. Verbindet man diese Erkenntnis mit einer vorurteilsfreien Kritik dessen, was die Alten (Cicero, Varro, Livius, Dionysios von Halikarnaß) über die Königszeit berichten, so kann man hoffen, wenigstens ein in den Grundzügen annähernd richtiges Bild dieser entfernten Epoche des Römertums zu gewinnen.

Das geschichtliche Rom in der Königszeit.

Die Erweiterung des palatinischen Rom zur Vierregionenstadt.

Den wichtigsten Anstoß zu einem Wachstume Roms über das bei der Gründung abgegrenzte Pomerium (s. S. 297 f.) hinaus gab ein Zusammenstoß der jungen Gemeinde mit sabinischen Volksteilen. Darüber nämlich, daß im römischen Volke neben den latinischen Bestandteilen ein sabinischer enthalten sei, sind alle römischen Schriftsteller einig. Noch in geschichtlicher Zeit befanden sich auf dem Quirinalis Heiligtümer sabinischen Ursprungs, sogar auf dem Kapitol gab es sabinische Altäre. Die wesentlichsten Züge der Staatsreligion, ja ihr sagenhafter Stifter, Numa Pompilius, selbst erschienen den Römern als sabinisch. Man darf also wohl annehmen, daß eine starke Schar von Sabinern, die dem Weihefrühling gehorchend die Heimat verlassen mußten, im Tiberthal südwärts vordrang und sich der Latinerstadt auf dem Palatin, der Roma quadrata, gegenüber auf dem nachmals Quirinalis genannten Hügel ansiedelte; auch der Viminalis und die südlich davon gelegenen Teile des Esquilinus (das bedeutet „Außenbau"), der Cispius und Oppius, wurden, wie es scheint,



166. **Roma quadrata** = Palatina, Vierregionenstadt und Servianische Stadt.
Mit Benutzung des Planes in Müllers „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft".

der sabinischen Gemeinde einverleibt. War schon die Besiedelung dieser Gegend nicht ohne Anwendung von Gewalt möglich gewesen, da die genannten Hügel den Palatinern zum mindesten als Weideplätze dienten, so entbrannte vollends der Kampf zwischen der latinischen und sabinischen Gemeinde um das zwischen den beiden Ortschaften sich ausbreitende Ackerland (Subura). In diesem Kampfe blieben die Sabiner Sieger — eine Erinnerung an diese Kämpfe scheint in der oben erzählten Sage von Titus Tatius mit enthalten zu sein, doch hat die römische Überlieferung natürlich den Sachverhalt zu gunsten Roms verschleiert. Schließlich scheinen die überwiegenden gemeinsamen Interessen zwischen beiden Völkern, namentlich die beiden von den nördlichen Grenznachbarn drohende Gefahr eine staatsrechtliche Vereinigung der beiden Gemeinden (foedus) herbeigeführt zu haben. So umfaßte also das latinisch-sabinische Rom den Palatinus, den Quirinalis mit seinem südwestlichen Vorsprunge, dem Kapitolinus, ferner den Viminalis mit den genannten Teilen des Esquilinus.

Beide durch den Staatsvertrag verbundene Völkerschaften standen sich wohl zunächst ziemlich unvermittelt gegenüber, was die Sage in dem Doppelkönigtum des

Romulus und Titus Tatius zum Ausdruck bringt, allmählich aber werden sie mehr und mehr verschmolzen sein. Außer dem sabinischen Elemente wurden aber auch noch andre, namentlich latinische Bestandteile dem römischen Volkskörper einverleibt. Frühzeitig sind Verbannte aller Art, etruskische und griechische Handwerker in die Tiberstadt eingewandert; dazu kamen einzelne Geschlechter aus unterjochten Latinerstädten, die, wenngleich die Hauptteile der besiegten Gemeinde sicher auf ihrer Scholle wohnen blieben, doch in vereinzelten Fällen freiwillig oder gezwungen in die herrschende Stadt übersiedelten. Solche Einwanderer wurden wohl beispielsweise auf dem Cälius, östlich vom Palatin, angesiedelt und dabei abermals das Pomerium erweitert. Das durch die genannten Erweiterungen vergrößerte Rom nennt man die Vierregionenstadt. Überdies wurde dadurch das latinische Element wieder derart verstärkt, daß es das eingedrungene sabinische überwucherte, sonst wäre die wesentlich latinische Färbung der späteren Sagen über den Ursprung und die Entwickelung Roms undenkbar.

Die Servianische Stadt.

Da die Volkszahl der Vierregionenstadt rasch wuchs, machte sich noch in der Königszeit — der Sage nach unter Servius Tullius — eine abermalige Vergrößerung nötig, mit der die Anlage eines die ganze Stadt umfassenden Walles verbunden war. Dabei wurde der Aventin, der einem von Süden her angreifenden Feinde leicht als Stützpunkt dienen konnte, und der noch außerhalb der Stadt liegende (nördliche) Teil des Esquilinus (bis über die Porta Collina hinaus) in die Befestigung mit einbezogen, ebenso das linke Tiberufer, aber noch nicht die Tiberinsel oder gar der Janiculus auf dem rechten Tiberufer. Die Befestigung war ein meisterhaftes Werk. Die Mauer lief größtenteils an den steilen Bergabhängen hin; sie setzte „wo der Berg in mäßiger Steigung abfiel, ein Stück unterhalb der Höhe auf künstlicher Einbettung auf und erhob sich nur mit einer Brustwehr über den Rand des Berges (so noch am Aventin). Fiel der Fels steil ab, so wurde er durch Abschroffung vollends senkrecht geschnitten und oben mit einer Brustwehr versehen (so noch am Kapitol). In entsprechender Weise wurde das Tiberufer behandelt; es wurde von unten aufgemauert und trug eine Brustwehr. Bedeutendere Werke verlangten nur die Stellen, an denen sich die Mauer zum Thal hinab senkte, und namentlich die Befestigung im Osten, der esquilinische Wall.“ Dieser zeigte ganz ungeheure Dimensionen, er war 1300 m lang, 15 m hoch und von außen mit einer 4 m dicken Mauer bekleidet, vor der ein 30 m breiter und 9 m tiefer Graben hinlief. Doch rührten aus der Königszeit vermutlich nur die genannten Erdaufschüttungen, der eigentliche Wall, während die dicke Wallmauer nach den Steinmetzzeichen frühestens im 4. Jahrhundert v. Chr. angelegt zu sein scheint. Nicht der ganze riesige Raum innerhalb des Servianischen Ringes war bebaut; der Aventin war z. B. völlig unbebaut und diente als Gemeinweide, ebenso war der größte Teil des Ostens der Stadt — Esquilinus und Cälius — mit Hainen bedeckt, zwischen denen nur einzelne Häuser der Ansiedler lagen. Demnach zeigte der Schöpfer der sogenannten Servianischen Umwallung auch darin seinen Scharfblick, daß er den Umfang der Stadt auf eine spätere großartige Entwickelung zuzuschneiden verstand.

Gliederung des römischen Volkes, Geschlechter, Kurien, Tribus.

Schon früh scheint es in Rom neben den vollberechtigten Bürgern minder berechtigte oder auch politisch rechtlose Einwohner gegeben zu haben. Die vollberechtigten Bürger nannten sich Patrizier (patricii), das bedeutet „Vaterskinder“, denn nur sie hatten rechtlich einen Vater, der ihnen seine Rechte vererbte. In der älteren Geschichte Roms treten allein die Patrizier hervor, sie allein bilden das eigentliche römische Volk, den populus Romanus. Darum soll im folgenden zunächst auch nur von ihrer Gliederung die Rede sein. Wir berühren damit ein vielumstrittenes Gebiet, vielleicht das schwerste Rätsel der ganzen römischen Geschichte;

dennoch läßt sich die Frage nach den ältesten Einrichtungen dieses Patrizierstaates nicht umgehen, weil die Lösung grundlegend ist für die Auffassung der römischen Geschichte überhaupt. Nach unsrer Meinung ist zunächst eine natürliche und eine künstliche Gliederung des römischen Herrenstandes zu unterscheiden. Die natürliche ist keine andre als die Weiterbildung der altlatinischen Familienordnung. Aus der Familie entsteht, wenn die erwachsenen Söhne wieder jeder einen Hausstand gründen und Kinder erhalten, allmählich die Sippe oder das Geschlecht (gens). Diese Geschlechter sind in sich geeint durch die Bande der Blutsverwandtschaft und das Bewußtsein davon, zweitens aber auch durch religiöse Bande, sofern die Geschlechtsgenossen (gentiles) gemeinsam den Göttern gewisse Opfer darbringen (sacra gentilicia) und endlich auch, wenigstens in der älteren Zeit, durch gemeinsamen Grundbesitz. Denn wenn auch bei den Römern der Begriff des Sondereigens sich verhältnismäßig früh entwickelte, so daß schon in der ältesten Zeit ein Ackerstück von zwei Jucherten (bina jugera) als der Grundbesitz erscheint, den der Vater als Sondereigen auf den Sohn vererbte (heredium), so deutet doch eben die Kleinheit dieses Ackerstückes (etwa ein preußischer Morgen) darauf, daß wahrscheinlich der größere Teil des Ackerlandes, sicherlich aber die Nutzung am Wald, Wasser und an den Weideplätzen nicht vererbt wurde, sondern den Geschlechtsgenossen gemeinsam gehörte. Die künstliche Gliederung des römischen Volkes ist dadurch hervorgerufen worden, daß in ihm zwei verschiedene Völkerschaften, Latiner und Sabiner, vermittelst eines förmlichen Vertrages (foedus) sich zu einem Staate vereinigt haben. In einem solchen Falle erscheint eine künstliche Gliederung des künstlich entstandenen Volkes als notwendig, da das alte natürliche Band der Blutsverwandtschaft zwar die Leute eines Stammes verbindet, aber zwischen zwei Stämmen verschiedener Herkunft eher eine Scheidewand aufrichtet. So sucht man denn nach einem sichtbaren Ausdruck der staatlichen Zusammengehörigkeit, nach einer neuen, nicht auf Verwandtschaft beruhenden Gliederung des Volkes, in der zugleich eine Regelung der Pflichten und Rechte für den einzelnen enthalten sei. Diesem Zwecke diente wohl die Einteilung der römischen Bürgerschaft in Kurien (curiae), die Latiner und Sabiner nach lokalen Gesichtspunkten verband. So umfaßt z. B. die curia Veliensis die auf der Velia, dem nördlichen Vorberge des Palatin seßhaften Bürger, die curia Forensis die Anwohner des Forums. Andre Kurien waren nach den Geschlechtern, die in ihrer Feldmark den größten Grundbesitz besaßen, benannt. Wie das ganze Volk im Tempel der Vesta einen Staatsherd besaß, so hatte auch jede der 30 Kurien einen besonderen Saal mit einem Heiligtum in einem Hause auf dem Palatinus; dort versammelten sich die Kurialen und hielten ihre Opfermahlzeiten, die als Staatsopfer galten, zu Ehren der Juno Quiritis, d. h. der Juno, der die Kurien geweiht waren. Die Hauptgottheit der Kurien aber war der „Kuriengott" selbst, Quirinus, der von ihnen seinen Namen trägt. Er war die Personifikation der Kurieneinteilung, auf der die Vereinigung der Sabiner und Latiner zu einer Volksgemeinde beruhte. Erst später ist seine Gestalt mit der des Romulus, des Heros der Ramnes, vermischt worden. Als Bürger, die nach Kurien gegliedert sind, heißen die Römer nach diesem Staatsakte Quiriten, die feierliche Anrede an die Volksversammlung ist: Populus Romanus Quiritium oder populus Romanus Quirites, und nach Kurien gegliedert übten die römischen Bürger in dieser Volksversammlung (comitia curiata) ihr Stimmrecht. Jede Kurie stellte zum einfachen Aufgebot, d. h. zur Legion (legio), 100 schwergewaffnete Fußsoldaten und 10 Reiter.

So kam also in der Gliederung des Volkes in Geschlechter die natürliche, familienrechtliche, in der Gliederung des Volkes in Kurien die künstliche, vertragsrechtliche Grundlage des römischen Staates zum Ausdruck. Beide Einteilungen bestehen

unabhängig voneinander, nebeneinander, doch so, daß die Kurie naturgemäß die größere Einheit bildet, die mehrere Gentes umfaßt; falsch ist es, beide ganz verschiedene Einteilungsarten zu vermengen und anzunehmen, daß auch die Gens eine künstliche Schöpfung sei und daß die Kurie aus je zehn Gentes bestanden habe. Eine höhere Einheit über den Geschlechtern sowohl wie über den Kurien scheinen die Tribus gebildet zu haben, doch ist ihr Wesen sehr schwer zu erkennen. Nach einer weitverbreiteten Meinung sind die drei alten Tribus Roms: die Ramnes, Tities, Luceres erst allmählich mit dem Wachstum des Staates zusammengekommen; danach gelten die Ramnes als Bürger der ursprünglichen palatinischen Stadt, die Tities als die eingewanderten Sabiner, die Luceres als die nach der Zerstörung Albas nach Rom verpflanzten Geschlechter. Zu dieser Ansicht stimmt es, daß der König Titus Tatius, der gewissermaßen als ein Heros der Tities ersonnen zu sein scheint, für einen Sabiner gilt. Auch war die Erhaltung der sabinischen Heiligtümer noch später der Kultusgenossenschaft der Tities anvertraut. Anderseits aber ist auch sehr wohl der Fall denkbar, daß eine alte räumliche Dreiteilung der Bürgerschaft in Tribus (d. h. drei Teile, Ordnungen) bereits zu den altlatinischen Einrichtungen gehörte, daß also Ramnes, Tities und Luceres sich bereits in der palatinischen Stadt vorfanden. Dann würde die Beziehung der Sabiner zu den Tities darauf beruhen, daß sie bei ihrer Ansiedelung die Feldmark der Tities ganz oder teilweise eroberten und demnach bei Abschluß des Bündnisses als Inhaber des Tribus Tities erschienen und als Tities den Göttern Roms opferten. Ein ähnliches Verhältnis würde sich für die Luceres ergeben. Sie waren schon als Tribus in der palatinischen Stadt, gewannen aber an Zahl und Grundbesitz dadurch, daß ihnen die freiwillig oder unfreiwillig einwandernden latinischen Geschlechter, z. B. solche aus dem untergegangenen Alba, zugewiesen wurden. Indes ist uns das Wesen der ältesten Tribus so dunkel, daß sie bei der Darstellung der ältesten Staatsverfassung am besten übergangen werden. Später bezeichnete eine Tribus in Rom selbst ein Stadtviertel, auf dem Lande ein entsprechendes Gebiet (regio) mit den darauf seßhaften Bürgern (vgl. S. 313).

Die Klienten.

Neben den vollberechtigten Bürgern gab es in Rom, wie schon oben erwähnt wurde, minder berechtigte und politisch rechtlose Einwohner. Ihr Ursprung ist dunkel. Die älteste Art dieser Unberechtigten waren ohne Zweifel die Klienten (von cluĕre, „hören"), das bedeutet „Hörige". Sie sind wohl kaum als Reste der ligurischen Urbevölkerung aufzufassen, denn sonst würde die enge Gemeinschaft des Lebens und der Religion, die sie bezeugtermaßen mit ihren Gebietern verband, unerklärlich sein. Sie waren vielmehr sicherlich auch italischer, wahrscheinlich sogar latinischer Abkunft. Vermutlich stammten sie von den Einwohnern der zuerst von den Römern bezwungenen kleinen Nachbarorte ab. Sie hatten also nach dem Kriegsrecht ihre politische Selbständigkeit verloren, behielten aber ihren Acker ganz oder teilweise in Bewirtschaftung als Sklaven (servi) einzelner Hausväter (patres familias). Erweiterte sich nun die Familie ihres Herrn zu einer Gens, so wurden sie beim Tode dieser Geschlechtsältesten nicht an eine bestimmte Person vererbt, sondern blieben, wie der größte Teil des der Gens gehörigen Ackerlandes samt ihren Kindern (vernae) gemeinsames Eigentum des Geschlechts. Der Klient konnte nicht selbst wirkliches Eigentum besitzen; er behielt seinen Acker als ein „Bittgeschenk" (precarium) seines Patrons, seine Viehherde als eine von der Hauptherde des Patrons abgezweigte (peculium). Er zahlte seinem Patron, also in der ältesten Zeit der Gens, jährlich einen bestimmten Erbgrundzins an Feldfrüchten und Vieh. Seine Stellung ist demnach eine ähnliche wie die jener Bauern im Mittelalter, die unter dem Hofrechte irgend eines Lehnsherrn stehen, oder wie der späteren „erbunterthänigen" Bauern. Die in der patriarchalischen Zeit so enge Lebensgemeinschaft

zwischen Freien und Unfreien, wie sie sich auch bei den alten Germanen findet, brachte es mit sich, daß die Klienten auch an den Opfern des Geschlechtes teilnahmen, und daß ihre „patroni", d. h. „Schutzväter", die sie z. B. vor Gericht vertraten, durch sittliche wie religiöse Bande gehalten waren, das Beste ihrer Schutzbefohlenen wahrzunehmen. Noch in das Zwölftafelgesetz (etwa 450 v. Chr.) fand eine Bestimmung Aufnahme, die lautete: „Wenn ein Patron seinen Klienten betrügt, soll er verflucht sein." Anderseits waren auch die Klienten verpflichtet, ihre Patrone in außerordentlicher Not über das Maß ihres Erbgrundzinses hinaus zu unterstützen. Sie kauften ihn los, wenn er in Kriegsgefangenschaft geraten war, sie zogen auch mit ihm und für ihn zu Felde. Später, als der Erbgrundzins abgeschafft war, steuerten sie bei zur Ausstattung der Töchter oder zur Aufbringung einer gerichtlich verhängten Vermögensbuße ihres Patrons.

Etwas jüngeren Ursprungs als die Klienten scheint der Stand der Plebejer zu sein. Der Name (plebs oder plebes von plēre, füllen) bedeutet „Volksmenge" im Gegensatze zum herrschenden Stande der Patrizier. Als Rom weiter um sich griff und auch entferntere latinische Gemeinden teils eroberte, teils durch Übermacht zum Anschlusse nötigte, wurden ganze Ortschaften nach Abtretung des dritten Teiles ihrer Feldflur an Rom, aber ohne daß die Einwohner ihre persönliche Freiheit verloren, in den Verband des römischen Staates aufgenommen. Sie genossen nunmehr des Staates Schutz, übten aber, wie sie weder Waffenrecht noch Waffenpflichtigkeit besaßen, auch keine politischen Rechte aus, waren also Bürger ohne Stimmrecht (cives sine suffragio). Sie standen durchaus außerhalb der Geschlechter und Kurien, also dem populus Romanus Quiritium als ein fremder Bestandteil gegenüber, sie waren also auch von der religiösen Gemeinschaft mit den Patriziern und ihrer Klienten ausgeschlossen; dagegen standen sie insofern günstiger da als die Klienten, als sie privatrechtlich selbständig waren, also auch freien Grundbesitz innehatten, rechtsgültige Verträge mit den Patriziern und untereinander schließen konnten und vor Gericht keines Patronus bedurften. Sie blieben als freie Bauern meistens in ihren ursprünglichen Ortschaften seßhaft. So erklärt es sich, daß noch in den Zeiten der Republik, als die Plebejer schon zu Recht und Einfluß gekommen waren, die plebejischen Versammlungen nur an Markttagen (nundinae) abgehalten wurden, an denen die Landleute ohnehin in die Stadt zu kommen pflegten. Diese Art der Eingliederung der Neuunterworfenen lag auch viel mehr im Interesse des Königtums. Denn hätte man diese Unterworfenen abteilungsweise als Klienten den Geschlechtern zugewiesen, so würde deren Macht, die ohnehin dem Königtume beschränkend gegenüberstand, noch beträchtlich vermehrt worden sein. So aber erwuchs in den Plebejern eine nur dem Staate, keinem Privatmanne oder genossenschaftlichen Verbande unterthane Masse, auf die sich später einmal ein König den Geschlechtern gegenüber stützen konnte und gestützt hat. Aber die Unterwerfung war nicht die einzige Quelle für die Vermehrung der Plebs. Je mehr Rom sich zum politischen Mittelpunkte von Latium ausbreitete, um so zahlreicher wurde auch die freiwillige Einwanderung einzelner Latiner oder auch andrer Italiker, z. B. aus Südetrurien (vgl. S. 294). Kamen sie nach Rom selbst, so siedelten sie sich wohl außerhalb des Pomeriums an, z. B. auf dem Esquilinus („Außenbau, Vorstadt"), vereinzelt wohl auch schon auf dem Aventin, der später als Hauptquartier der Plebejer galt; dort lief zwischen der Altstadt der Quiriten und der plebejischen Neustadt der Stadtgraben (fossa Quiritium).

Die Plebejer.

Daß das Königtum eine altlatinische Einrichtung war, ist bereits oben (S. 295) hervorgehoben worden. Daß das römische Königtum aber nicht einfach eine Fortsetzung dieses patriarchalischen, wahrscheinlich erblichen latinischen Königtums sein konnte,

Das römische Königtum und der Senat.

sondern eine ganz eigenartige Neubildung, folgt aus der Natur und Zusammensetzung der römischen Volksgemeinde. Ein durch Erbschaft auf den Thron gekommener König aus der ursprünglichen palatinischen Gemeinde konnte nicht ohne weiteres über die sabinische herrschen. Die Sage bildete aus dieser Schwierigkeit das gewiß nicht geschichtliche, aber aus einer richtigen Vorstellung konstruierte Doppelkönigtum des Romulus und des Titus Tatius und läßt danach den Sabiner Numa durch Wahl auf den Thron gelangen. Es ist auch geschichtlich nicht zu bezweifeln, daß nach der Verbindung des latinischen und sabinischen Volkselementes das römische Königtum ein Wahlkönigtum sein mußte. Man wählte den König auf Lebenszeit. Die verschiedenen Akte, aus denen bei den Römern die Königswahl bestand, zeigen die groß-

167. Der Aventin in seinem heutigen Zustande.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

artige Begabung dieses Volkes für die Erkenntnis und Festsetzung seiner Rechtsunterschiede. War ein König gestorben, so trat zunächst der Zustand des Interregnums ein, d. h. die Regierungsgewalt ging zurück auf die patrizischen Familienhäupter, durch deren Verzicht auf gewisse Rechte das Königtum erst ermöglicht worden war. Alle fünf Tage wechselte der Zwischenkönig, bis ein solcher das nach Kurien gegliederte Volk (comitia curiata) berief und eine Persönlichkeit zur Wahl vorschlug (creatio). War sie dem Volke genehm, so war der zweite Akt der Wahlhandlung vollzogen. Nun begab sich der Gewählte auf die Burg und befragte die Götter durch Auspizien, ob er ihnen als König recht sei. Diesen Akt nannte man die Inauguration (inauguratio). Danach besaß der Gewählte zwar das Recht, mit dem Volke wie mit dem Auslande zu verhandeln, im Namen des Staates den Göttern Opfer zu bringen u. s. w. (regia potestas), aber es mußte ihm noch feierlich das Recht zugesprochen werden,

gegen die Bürger selbst peinlich strafend vorzugehen (regium imperium). Es wurde in einer neuen Versammlung des patrizischen Volkes verliehen (lex curiata de imperio), nachdem zuvor die patrizischen Familienhäupter in einem Sonderbeschlusse (patrum auctoritas) ihre Einwilligung zu der in dieser Strafgewalt des Königs liegenden Beschränkung ihrer väterlichen Gewalt gegeben hatten, und nachdem der König geschworen hatte, sein imperium zur Erhaltung der Ordnung des Staates zu gebrauchen. Danach war der König souveräner Gebieter im Staate, aber er war kein absoluter Gebieter, denn ihm fehlt das Recht, über seine Nachfolge zu bestimmen, und seine Gewalt ist beschränkt durch den Willen der Götter und den Bestand der Gesetze. Die Initiative zur Gesetzgebung, d. h. zur Verfassungsänderung, liegt allein beim Könige, doch ist die Annahme eines solchen Gesetzes an dieselben Formalitäten gebunden wie die Königswahl. — Somit ist das römische Königtum ein lebenslängliches, legitimes Wahlkönigtum, ohne Zweifel eine Übergangsform von dem absoluten, erblichen Königtum zu der späteren Aristokratie, die schon während der Königszeit selbst im Interregnum zeitweilig als Trägerin der Souveränität erscheint.

Die sogenannte Servianische Verfassung.

Neben dem Königtum stand der Senat, d. h. „der Rat der Alten", erst an zweiter Stelle, sofern er nur als eine beratende, nicht beschließende Behörde erscheint. Doch war der König durch sein Gelöbnis verpflichtet, den Senat zu befragen und für gestorbene Senatoren andre zu ernennen.

Wie die eigentümliche Gestaltung des römischen Königtums eine Folge des Gegensatzes war zwischen dem latinischen und dem sabinischen Elemente der Volksgemeinde, so war ein andrer Gegensatz wirksam zur Weiterentwickelung der Verfassung und zum schließlichen Sturze der Königsherrschaft. Ich meine den Gegensatz zwischen den allein berechtigten Patriziern und der immer mehr anschwellenden Masse der Plebejer. Es lag für die späteren Könige eine große Versuchung vor, sich gegen die Aristokratie auf diese emporstrebende Masse zu stützen und ihr legitimes Königtum dadurch in ein absolutes, in eine Tyrannis zu verwandeln. Die Erzählungen von den drei letzten Königen bewahren vielleicht einen Rest alter Erinnerungen an solche Versuche und an die daraus sich ergebenden inneren Kämpfe. Das wichtigste Ergebnis derselben war eine einschneidende Änderung der Verfassung, die Aufrichtung einer neuen Land- und Volksgliederung über dem alten Geschlechter- und Kurienstaate. Die Überlieferung knüpft diese Verfassung an den Namen des Servius Tullius, deshalb heißt sie in der Regel die Servianische. Ihr Wesen bestand darin, daß das gesamte Gebiet des römischen Volkes (ager Romanus) einschließlich der Stadt in eine Anzahl Bezirke (tribus) — nach der Überlieferung 30 — geteilt wurde und dann gleichzeitig die gesamte privatrechtlich freie Bürgerschaft, also Patrizier und Plebejer, aber nicht die Klienten, zusammengefaßt wurden zu einer Klasseneinteilung nach dem in Grundbesitz vorhandenen Vermögen; die Servianische Verfassung beruhte also auf einer ähnlichen Grundlage wie die Solonische in Athen. Nach der Größe und dem Ertrage des Grundbesitzes richtet sich die Höhe der Staatssteuer (tributum) und die Art des militärischen Dienstes. Da nämlich die Beschaffung einer vollständigen Rüstung (Helm, Brustpanzer, Beinschienen, Schild) und der nötigen Angriffswaffen (Speer und Schwert) ein großes Kapital erforderte, so dienten als Reiter und als Schwerbewaffnete nur die größeren Grundbesitzer, die ärmeren dienten als Leichtbewaffnete. Für den Kriegsdienst wurden die Vermögensklassen wieder in Hundertschaften (centuriae) eingeteilt, d. h. in Genossenschaften, deren jede 100 Mann ins Feld oder zur Verteidigung der Stadt stellte. Dieser Gliederung entsprach auch eine neue Art der Volksversammlung. Patrizier und Plebejer, alle Mitglieder der Vermögensklassen, traten als ein „Volk in Waffen" nach Centurien zusammen und stimmten nach Centurien ab (comitia centuriata). Durch

diese Centuriatkomitien wurden weder die Sonderversammlungen der patrizischen Familienhäupter noch die Kuriatkomitien aufgehoben, wohl aber allmählich in ihrer Wichtigkeit und Kompetenz beschränkt. Übrigens darf man sich die Servianische Verfassung nicht zu demokratisch vorstellen. Nach wie vor lag die Entscheidung auch in den Centuriatkomitien bei den Patriziern, die vermutlich alle zur ersten Klasse gehörten, und nur wenige Plebejer werden neben ihnen zu irgend welchem Einflusse gelangt sein. Aber das Prinzip von der Alleinberechtigung des patrizischen Geburtsadels war doch durchbrochen, und es war nur eine Frage der Zeit, daß viele strebsame Plebejer mit einem größeren Grundbesitz auch die vollen politischen — wenn auch noch nicht die religiösen Rechte, z. B. die Ehe mit den Patriziern (conubium) — erlangen mußten. Seit der Servianischen Verfassung begann wohl auch das feste Gefüge der Klientel sich zu lockern; denn die Klienten, die bisher in mancher Hinsicht besser daran gewesen waren als die Plebejer, streben nun danach, deren politische Rechte auch für sich zu erwerben.

Die uns überlieferten Zahlen der Klassen, Centurien und Vermögenssätze der Servianischen Verfassung sind keinesfalls die richtigen, sie stammen wohl aus späterer Zeit. Trotzdem zeigen sie eine verhältnismäßig aristokratische Tendenz, denn die Ritter mit den schwergewaffneten Centurien der ersten Klasse (zusammen 98) besitzen die absolute Majorität gegenüber den gesamten Centurien der andern Klassen (zusammen 95). Im einzelnen ist die uns überlieferte Gliederung des Volkes folgende:

I. Klasse:	18	Centurien	Reiter	Zensus mindestens	100000	As
	80	„	Fußvolk			
II. „	20	„	„	„	75000	„
III. „	20	„	„	„	50000	„
IV. „	20	„	„	„	25000	„
V. „	30	„	„	„	11000	„

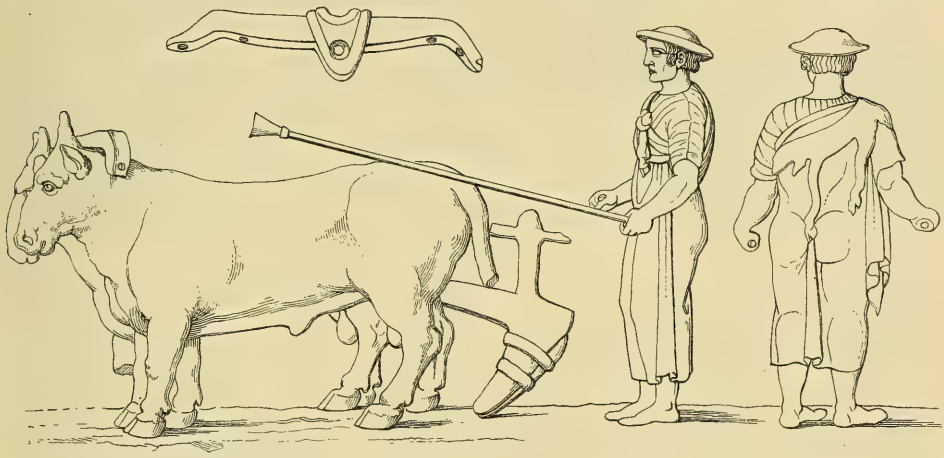
Dazu 2 Centurien Schmiede (fabri), 2 Centurien Spielleute (cornicines et tubicines) und 1 Centurie nichtansässige Ersatzleute (capite censi oder accensi), im ganzen 193 Centurien.

Die Einteilung des römischen Gebietes und der darauf seßhaften Bürger in Tribus scheint zunächst nur Verwaltungszwecken, z. B. bei der Einnahme der Steuer, gedient zu haben. An der Spitze jeder Tribus stand wohl als „Viertelsmeister" (tribunus) ein Patrizier.

Das Ende der Königsherrschaft.

Eine derartige Neuerung wurde wohl kaum auf verfassungsmäßigem Wege bei der patrizischen Volksgemeinde durchgebracht, sondern durch irgend einen königlichen Gewaltakt. Die Auflehnung der Patrizier dagegen und gegen andre plebejerfreundliche Maßregeln des Königtums führte schließlich zur Empörung und zur Umwandlung der Verfassung in eine Aristokratie. Die geschichtlichen Einzelheiten dieses Vorganges zu erkennen, sind wir außer stande. Man hat wohl gemeint, daß „die Vertreibung der Tarquinier aus Rom nicht eine einfache Verfassungsänderung war, eine Verwandlung des Königtums in die Republik, sondern daß sie eine nationale Erhebung des latinisch-sabinischen Volkes gegen die Etrusker bezeichnet, welche eine Zeitlang über Latium geherrscht hatten" (Ihne). Diese Ansicht ist kaum richtig. Denn die Sagen von den letzten Königen der Römer spiegeln zwar die Erinnerung an gewisse Beziehungen Roms zum südlichen Etrurien, auch an Kämpfe mit den Etruskern wider, nicht aber die Erinnerung an eine längere etruskische Herrschaft über Rom. Wäre eine solche in dem Königtum der Tarquinier vorhanden gewesen, so müßten sich im römischen Verfassungsleben Spuren etruskischer Einwirkung nachweisen lassen. Das ist aber nicht der Fall, und besonders die Centurienverfassung ist so sehr aus italisch-römischem Geiste geboren, daß sie nimmermehr der Initiative eines etruskischen Herrschers ihre Entstehung verdanken kann.

Überblicken wir zum Schlusse noch einmal dasjenige, was wir über die staatlichen Zustände und Entwickelungen in der Königszeit festgestellt haben, so erscheint uns die römische Verfassung am Ende der Königszeit bereits als ein verhältnismäßig kunstvolles Gebilde. Es gleicht einem Bauwerke, das mehrere eingreifende Umbauten und Überbauten erfahren, an dem also die Thätigkeit verschiedener Generationen ihre Spuren hinterlassen hat. Auf dem Fundamente der Geschlechterverfassung erhob sich die lokale Gliederung des Volkes in Kurien, auf dieser wieder die alle Teile des Staatsgebietes (etwa 1125 qkm) und alle privatrechtlich selbständigen Einwohner umfassende Tribus- und Klassenordnung, jedes eigentlich ein Gebäude für sich und doch auch das vorausgehende als Grundlage benutzend, jedes das frühere einengend und beschneidend, aber doch nicht vernichtend. Der Geist, der diesen merkwürdigen Bau geleitet hat, ist eine überaus glückliche Mischung von zähem Konservativismus und planvollem Fortschritt, wohl eine Folge der Mischung sabinischer und latinischer Elemente im römischen Volkskörper. So verspricht denn das römische Verfassungsgebäude Ergebnis.



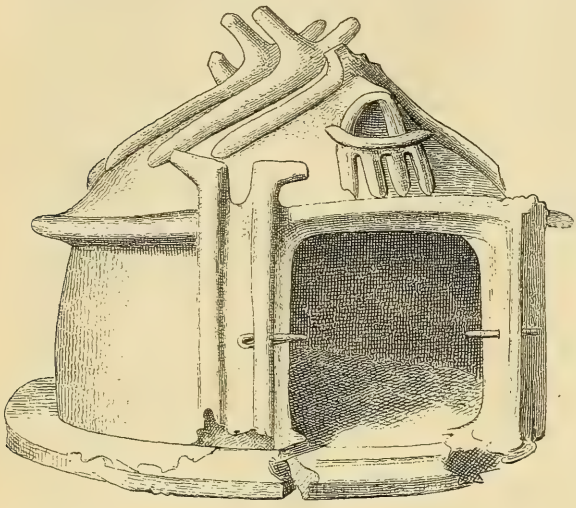
168. Römischer Pflug. Nach Micali.

schon am Ende der Königszeit einerseits vermöge seiner festen und vielfältigen Fundierung eine unverwüstliche Dauer für Jahrhunderte und anderseits gerade durch die Gegensätze, die in dem Hause walten und z. B. in den drei verschiedenen Formen der Volksversammlungen zum Ausdruck kommen, jene großartige Entfaltung der staatsbildenden Kraft, durch welche die Römer später ihre weltgeschichtliche Mission erfüllt haben.

Kultur der römischen Königszeit.

Die Grundlage der römischen Kultur in der Königszeit war die Landwirtschaft. Sie wurde betrieben als Viehzucht, Ackerbau und Baumpflanzung. Dieser Dreiteilung mag das alte römische Bauerngut (heredium) entsprochen haben: es bestand aus dem Gehöft (hortus), dem Felde (ager) und dem Baumgarten (pometum). Das Bauernhaus (tugurium), das im Gehöfte lag und durch einen schmalen Landstreifen vom Nachbargrundstücke geschieden war, enthielt außer den Wohn- und Wirtschaftsräumen der Familie den Getreideboden (farrarium), Heuboden (foenile), Spreuboden (palearium) und die Obstkammer (pomarium). In Nebengebäuden waren die Handmühle für das Getreide, die Geräte, Wagen und Viehställe untergebracht. Der Acker wurde den Regeln der Zweifelderwirtschaft entsprechend „mit zweijähriger Umlaufszeit und Wechsel von Fruchtbau und reiner Brache mit Heidegang betrieben". Als Getreide Ackerbau.

baute man Spelt (far), der zwischen dem 10. November und 10. Dezember, also als Wintergetreide, gesäet wurde, ferner Gerste (hordeum) als Pferdefutter und die Ackbohne (saba), beide zwischen dem 26. September und dem 9. November gesäet, endlich auch Hirse und Rüben. Gerste und Bohnen wurden im Juli, die andern Feldfrüchte im August geerntet. — Der Baumgarten war vorwiegend mit Öl- und Feigenbäumen besetzt, an denen man als Nebenprodukt die Weinreben zog. Erst später legte man besondere Weinpflanzungen an. Eine größere Anzahl von Bauern bildete eine Weidegenossenschaft, die ein Stück Staatsland gegen Entrichtung einer geringen Abgabe zum Betriebe einer umfänglicheren Viehzucht benutzte. Das Pferd und den Maulesel fand man wohl nur auf größeren Gütern, dagegen waren Rinder als Acker- und Zugtiere sowie zur Milchgewinnung, Schafe, Schweine und Ziegen auch dem kleineren Bauer zu eigen.



169. Altitalisches Bauernhaus erhalten in der Form einer auf einem uralten latinischen Begräbnisplatz in Marino (bei Rom) aufgefundenen Aschenkiste.

Sehr interessant ist an diesem Rundbau die Verwendung von je zwei rohen Baumstämmen als Thürpfosten, so daß oben noch ein Teil der Hauptwurzel sichtbar ist. Das Dach scheint gleichfalls aus nur roh behauenen, sich kreuzenden Baumstämmen gefügt — es erinnert in der Form an das Dach des niedersächsischen Bauernhauses — und mit zwei Fenstern — das eine auf der Rückseite — ausgeartet zu sein. Zum Sperren der Thür diente wohl ein speerähnlicher Balken, der durch eine Bronzenadel angedeutet ist.

Handwerk und Handel.

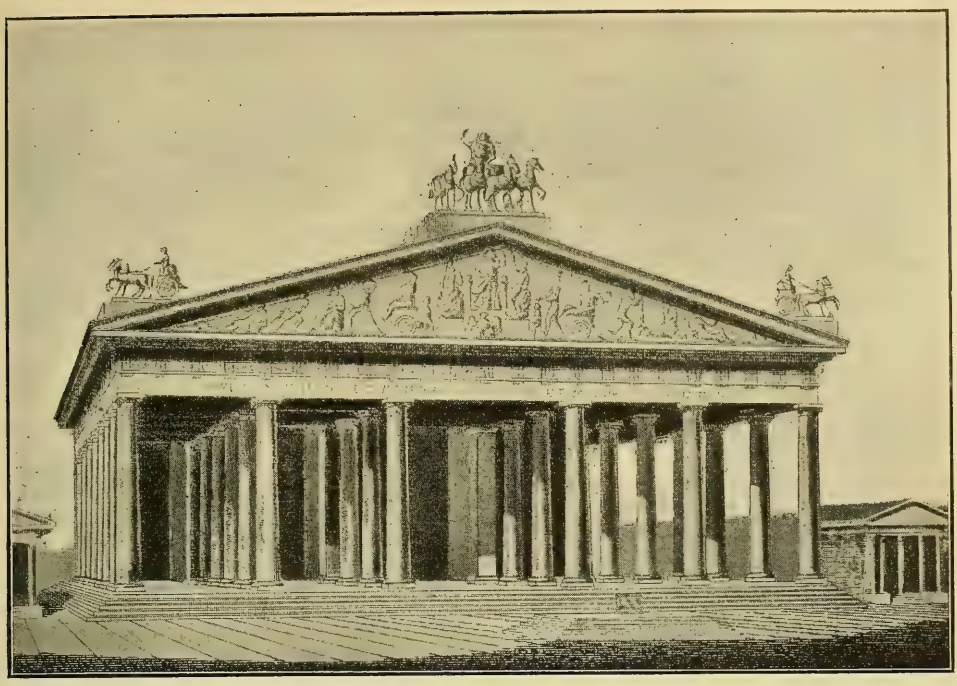
Wieweit die Kultur schon in der Königszeit durch Teilung der Arbeit selbständige Handwerksbetriebe hervorgerufen hatte, wissen wir nicht. Indes darf man wohl daraus, daß die Sage die Stiftung von Zünften dem Könige Numa zuschrieb, auf ein hohes Alter dieser Innungen schließen. Jedenfalls wird es Töpfer, Gerber, Waffenschmiede auch schon in der Königszeit gegeben haben; auch die Stadtpfeifer, die bei Begräbnissen und Festen aller Art eine wichtige Rolle spielten, scheinen früh zu einer Zunft organisiert worden zu sein, wie die Eingliederung in die Servianische Verfassung als cornicines und tubicines zeigt. Dasselbe gilt von den Schmieden und Zimmerleuten. — Der Handel trat noch sehr zurück; er wurde wohl vorwiegend als Tauschhandel, besonders mit Rindern und Schafen betrieben. Daneben kam aber auch schon der Gebrauch von Kupfer als Zahlmittel auf, das man in rohen Stücken oder in gegossenen Barren nach dem Gewichte verwendete. Immerhin betrieben die Römer doch auch schon einen gewissen Seehandel, und zwar nicht nur an der Tibermündung, sondern auch in Unteritalien und Sizilien, wie der mit den Karthagern im ersten Jahre der Republik abgeschlossene Handelsvertrag beweist (s. S. 333).

Baukunst.

Auf welcher Stufe die Baukunst in Rom während der Königszeit gestanden hat, läßt sich nicht sagen, da uns zu wenig sicher bezeugte Reste davon übrig geblieben sind. Jedenfalls bestand das Bauernhaus sowie das gewöhnliche Bürgerhaus in Rom im wesentlichen aus Holzfachwerk, Lehm und Stroh. Anderseits lernten aber die Römer durch den Verkehr mit Etruskern und Griechen die Anlage geräumigerer und festerer Wohnhäuser, den Bau unterirdischer Abzugskanäle u. a. Selbstverständlich waren sie ebensogut wie die Etrusker im stande, für einen besondern Zweck auch große Steinquadern zu brechen und emporzutürmen.

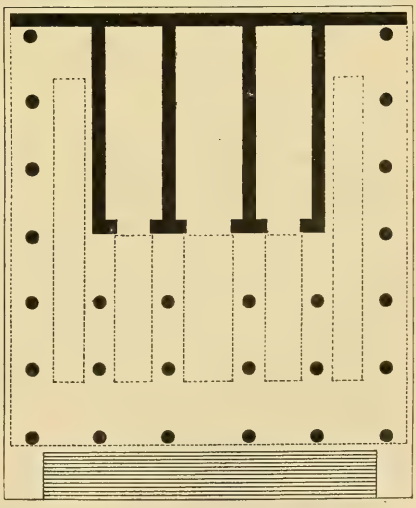
Der kapitolinische Jupitertempel.

Der größte Steinbau aus der Königszeit, von dem wir genauere Kunde und auch dürftige Reste besitzen, war der nach der Überlieferung von Tarquinius Priscus begonnene, im Anfang der Republik geweihte Tempel des Jupiter Optimus Maximus auf dem Kapitol. Der Tempel stand auf der südlichen, etwa 15 m über die Einsattelung zwischen beiden Kuppen hervor-



170. Der Tempel des Jupiter Optimus Maximus auf dem Kapitol.
Nach der Rekonstruktion von Canina.

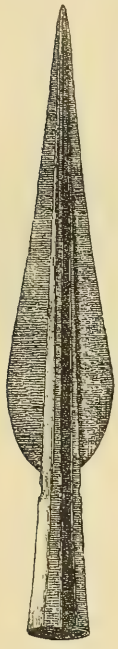
ragenden Spitze des kapitolinischen Hügels. Um den nötigen ebenen Raum (area) auf dieser Kuppe zu gewinnen, war erst ein kolossaler Unterbau nötig, zu dem flache Tuffquadern — je 30—32 cm hoch — am Kapitol selbst gebrochen und ohne Mörtel geschichtet wurden. Dieser Unterbau ist, wie die am Palazzo Caffarelli, der auf dem Platze des Tempels errichtet worden ist, nachweisbaren Reste zeigen, bis zu 7 m Tiefe in den Felsen eingebettet, war 4—5 m hoch und ca. 60 × 55 m breit. Der Tempel selbst bildete ein dem Quadrat sich näherndes Rechteck, dessen kürzere Seite $52^1/_2$ m beträgt. Der Tempel war „sechssäulig", das mittlere Intercolumnium maß von Säulenzentrum zu Säulenzentrum 10,90 m, die übrigen 9,20 m. Vorn hatte der Tempel drei Reihen von Säulen und eine Reihe an den Seiten. Das Tempelhaus war annähernd quadratisch 30,5 × 28,75 m groß. Es war durch parallele Wände in drei Zellen eingeteilt, von denen die mittlere 25 × 9 m, die beiden an der Seite 25 × 7,5 m im Lichten maßen. Die Säulen waren dorisch. Wie es bei der außerordentlich weiten Säulenstellung natürlich ist, und wie außerdem Vitruvius hervorhebt, war die über den Säulen liegende Gebälkkonstruktion von Holz. Von den drei Zellen war die mittlere für Jupiter, die rechte für Minerva, die linke für Juno bestimmt. In der Cella Jupiters wurde während der Republik allemal die erste Senatssitzung im neuen Jahre abgehalten; auch bei Beratungen über die Erklärung eines Krieges wählte man dieses Sitzungslokal. Das Kultusbild in der Cella des Jupiter stammte nach der Überlieferung aus Etrurien und war aus Thon. Überhaupt verrät die ganze Anlage und Bauweise des Tempels etruskischen Einfluß (s. S. 291). Das Antlitz des Jupiterbildes wurde mit Mennige rot gefärbt; der Körper war mit einer mit Palmenzweigen und Viktorien geschmückten Tunika und einer purpurnen, goldgestickten Toga bekleidet. In derselben Kleidung erschienen später die triumphierenden Feldherren vor dem Gotte, um ihm das Dankopfer darzubringen. (Nach Otto Richter.)



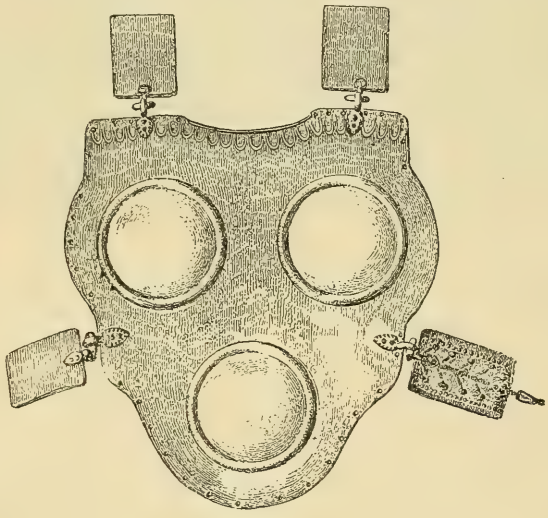
171. Grundriß des Jupitertempels auf dem Kapitol zu Rom.

Das Kriegswesen der älteren Zeit.

Über das Kriegswesen der Römer in der älteren Zeit wissen wir nur sehr wenig. Das Aufgebot (legio) der Königszeit umfaßte zunächst einen Gewalthaufen von 3000 Mann schwergerüsteten Fußvolkes und dazu 300 Reiter, denen die wichtige Aufgabe gestellt war, den Kampf zu eröffnen und — unter Umständen durch Einzelkämpfe — die feindlichen Reihen zu verwirren und dadurch dem Stoße des Schlachthaufens der Fußgänger vorzuarbeiten. Durch die sogenannte Servianische Verfassung wuchs das Heer auf zwei Juniorenlegionen mit 1800 Reitern und zwei Seniorenlegionen, die als Reserve dienten. Die Juniorenlegionen bestanden aus je 42 Hundertschaften (centuriae) von 17—45 Jahre alten Bürgern, in den Seniorenlegionen dienten die Männer vom 46.—60. Jahre. Jede Juniorenlegion bildete einen Schlachthaufen (phalanx) von 400—500 Mann Front und mindestens sechs Mann Tiefstellung. Die hierzu nötigen 3000 Mann entstammten der ersten, zweiten und dritten Vermögensklasse, dazu kamen die 1200 Leichtbewaffneten (velites) von der vierten und fünften Klasse; diese standen entweder hinter der Front, um die Wucht des Angriffs zu verstärken, oder wurden auch zur Eröffnung des Treffens vor der Front verwendet. Ferner gehörten zu jeder Legion 100 Pioniere (fabri), 100 Signalisten und Spielleute (cornicines und tubicines) und eine Anzahl ungewaffneter Ersatzleute (accensi velati). Alle Phalangiten führten als Angriffswaffen die schwere Stoßlanze (hasta) und das Schwert (gladius), als Verteidigungswaffen hatte die erste Klasse den Helm (galea, cassis), den Brustpanzer (lorica), den Rundschild (clipĕus) und Beinschienen (ocreae), die zweite Klasse den Helm, den Langschild (scutum) und Beinschienen, die dritte Klasse nur das scutum.



Lanzenspitze.



Brustschild.

172 und 173. Römische Waffen. Nach Lindenschmit.

Religion.

Das ganze Leben des Römers war durchdrungen von der Religion (religio), das bedeutet das „Gebundensein" an den Willen der Götter. In allen Vorgängen der Natur, in allen Äußerungen des Menschenlebens wie des Staatslebens erkennt er Götter, aber er erfaßt ihr Wesen nur mit der Kraft des nüchternen Verstandes, nicht mit der dichterischen Kraft der Phantasie, die den Griechen eigen war. Deshalb gab es auch bei den Römern keine eigentliche Mythologie. Sie hatten genug damit zu thun, die Ansprüche aller der von ihnen geehrten Gottheiten zu befriedigen, und dachten nicht daran, die Gestalten der Götter in Liebe und Haß miteinander zu verknüpfen oder sie sich überhaupt als idealisierte Menschen vorzustellen. Erst die Berührungen mit den Etruskern und den Griechen schufen hierin eine Veränderung,

aber jederzeit blieb das nach Rom künstlich verpflanzte griechische Götterſystem etwas Fremdartiges, dem Herzen der Römer Fernstehendes.

Die meisten der ursprünglichen römischen Gottheiten waren bloße Abstraktionen, z. B. Terminus (Grenze), Flora (Blüte), Ops (Feldarbeit), Juventus (Jugend), Salus (Wohlfahrt), Fides (Treue), Konkordia (Eintracht) u. s. w. Die eigentümlichste dieser Abstraktionen ist der Gott Janus, der Gott des „Anfangs". Der Morgen des Tages, wie der Anfang des Jahres (Januarius) ist ihm heilig, ebenso Thor und Thür (janua) als Anfang des Hauses. Er wurde dargestellt als ein Mann mit doppeltem Kopfe, so erscheint er auch z. B. auf Münzen (vgl. Abb. 174). Besonders wichtig erschien die Verehrung des Janus bei Ausbruch eines Krieges, in dem ja ein glücklicher Anfang von der größten Tragweite zu sein pflegt. Deshalb hatte man schon in alter Zeit, der Sage nach bereits unter König Numa, eine Thorhalle auf dem Argiletum, nordöstlich vom Forum, dem Gotte Janus geweiht. War ein Krieg erklärt worden, so zog der König, später der Konsul, mit der waffenfähigen

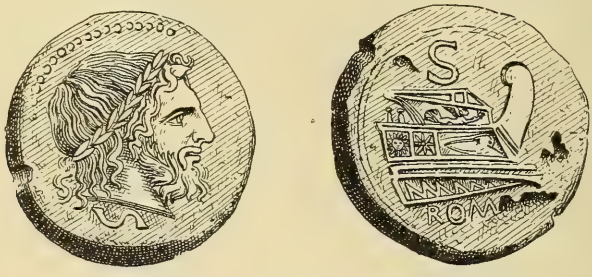
174. Doppelkopf des Janus auf einem römischen Libralas.

Mannschaft an diese Stelle, öffnete ihre Thore und durchschritt sie. Diese blieben dann offen, bis der Frieden geschlossen war. So bedeutete also der geöffnete Janustempel den Kriegszustand, der geschlossene den Frieden (vgl. S. 300).

Fruchtbarkeit der Äcker verliehen außer der schon genannten Ops die Göttinnen Ceres, Tellus und die „schaffende Göttin" (dea Dia), die mehr dem Namen als dem Wesen nach verschieden waren. Die dea Dia insbesondere wurde alljährlich an drei Tagen des Mai von den zwölf „Flurbrüdern" (fratres Arvales), die mit Ährenkränzen und weißen Wollbinden (infulae) geschmückt waren, mit einem uralten Liede angerufen. Der Göttin Ceres dagegen wurden im April jedes Jahres die Cerealien (ludi Cereales) gefeiert, die vorzugsweise als ein Fest der Plebejer galten und durch Schweinsopfer, Pferderennen und andre Lustbarkeiten ausgezeichnet waren. Fruchtbarkeit der Herden spendete der Gott Faunus. Ihm galten nicht nur die am 5. Dezember mit Milch-, Wein- und Bocksopfern begangenen Faunalien, sondern vor allem auch das am 15. Februar gefeierte Fest der Lupercalien (Lupercalia = Wolfsfest, wobei der Wolf als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint). Bei diesem Feste wurden dem Faunus zunächst Opfertiere

geschlachtet, dann bekleideten sich die „Wolfspriester" (Luperci) mit einem aus den Fellen der Opfertiere geschnittenen Schurze und rannten, übrigens nackt, um das Pomerium, wobei sie die ihnen Begegnenden mit Riemen schlugen, die gleichfalls aus der Haut der Opfertiere geschnitten waren. Besonders verheiratete Frauen ließen sich gern diese Geißelung durch die Wolfspriester gefallen, weil danach ihre Ehe gesegnet sein sollte.

Auch die staatliche Gemeinschaft als solche wurde als Gott empfunden und verehrt. So war der Staatsgott der alten palatinischen Roma quadrata wie der meisten altitalischen Gemeinwesen der Mars (verwandt mit mors, d. i. der Tod), der dem Feinde todbringende Gott; die Verehrung des Mars hatte sich wohl während der heißen Kämpfe ausgebildet, die die Italiker in der Wanderzeit und bei der Eroberung ihrer Wohnsitze zu bestehen hatten. Ihm ist der Monat März (Martius) geheiligt; der Wolf, eines der heiligen Tiere des Mars, ist auch das Wahrzeichen der römischen Bürgerschaft, als Marssöhne erscheinen die Römer in der Sage. Für den Mars war ein besonderer, auf Lebenszeit ernannter Opferanzünder (flamen Martialis) vorhanden, und das Kollegium der palatinischen Salier (Salii, d. h. „Springer") tanzte ihm im März den heiligen Waffenreigen. Nach der Aufnahme der Sabiner in den Staat wurde als Gott der neuen Kurieneinteilung Mars in einer neuen Gestalt als Quirinus verehrt, und auch diesem „Doppelgänger" des alten Mars wurde als



175. Kopf des Jupiter Capitolinus auf einer römischen Münze.

dem Repräsentanten des Quiritenstaates ein besonderer Opferanzünder (flamen Quirinalis) und ein neues Salierkollegium (Salii Collini, im Gegensatz zu den Palatini) ernannt. Als dann die Stadt durch die sogenannte Servianische Umwallung von neuem vergrößert, befestigt und in der Plebs ein neuer Volksbestandteil in den Staat aufgenommen worden war, mußte natürlich diesem neuen Rom auch eine neue oberste Gottheit entsprechen: so entstand der Kultus des „höchsten und besten Jupiter" (Jupiter optimus maximus) auf dem Kapitol, offenbar eine Nachbildung des Jupiter Latiaris auf dem Albanerberge. Auch er erhielt einen besonderen Opferanzünder (flamen Dialis). So entsprechen also den drei von uns angenommenen Epochen des alten Rom, der palatinischen, der palatinisch-quirinalischen (Vierregionenstadt) und der Servianischen Stadt, ferner den drei analogen Formen des Geschlechterstaates, des Kurienstaates und des Centurienstaates, mit den drei Arten der Volksversammlung (Versammlung der patrizischen Familienhäupter, Kuriatkomitien, Centuriatkomitien) auch drei nacheinander aufgekommene göttliche Staatsrepräsentanten: Mars, Quirinus, Jupiter optimus maximus, die alle drei vor den übrigen Göttern durch flamines ausgezeichnet sind. Der kapitolinische Jupiter blieb seitdem die Hauptgottheit als Symbol des vergrößerten Staates, ihm wurde als Gemahlin Juno (ursprünglich Jovino, weibliche Form von Jovis), als Tochter Minerva, die Göttin der Weisheit, beigegeben; beide wurden in den Seitenzellen des kapitolinischen Tempels verehrt. Juno war zunächst eine Lichtgöttin, dann Göttin der Geburt und endlich Schützerin der Frauen (matronae) überhaupt. Als solche ist sie mit

176. **Die Juno Sospita von Lanuvium.**

Die hier abgebildete Juno Sospita (= Retterin), auch Lanuvina genannt, weil sich ihr Haupteiligtum in Lanuvium befand, steht als Kolossalstatue in der Rotunde des vatikanischen Museums in Rom. Auf dem Haupte trägt sie als „Helmbedeckung den Kopf einer gehörnten Ziege — des Symboles der Fruchtbarkeit — deren übriges Fell (in einer die Natur weit überschreitenden Ausdehnung) Rücken und Brust ganz bedeckt, wobei die Beine des Tieres als Zierat wirken müssen. Unter dem Ziegenfell trägt sie ein doppeltes Gewand, an den Füßen gebogene Schnabelschuhe, dazwischen schaut der Kopf der heiligen Schlange hervor".

177. Vesta Giustiniani.
Marmorstatue im Museum Torlonia zu Rom.

Lanze und Schild bewehrt (s. Abb. 176). Ihr Hauptfest waren die am 1. März gefeierten Matronalien. Minerva, die „sinnende Göttin" galt zunächst als Patronin aller friedlichen Künste und Gewerbe, z. B. der Schuster, Musiker, Lehrer, Bildhauer und andrer Zünfte. Man brachte ihr an den Quinquatrus (19.—23. März) unblutige Opfer von Kuchen aus Korn, Öl und Honig; erst aus späterer Zeit rührt ihre Beziehung zum Kriege.

In Zusammenhang mit dem kapitolinischen Kulte stand zwar nicht die Einrichtung des Vestakultus — denn dieser war uralt in Rom (s. S. 288) — wohl aber die Anlage eines Vestatempels auf der Ostseite des Forums, in dem ununterbrochen die heilige Herdflamme des Centurienstaates brannte, unterhalten von sechs Jungfrauen, die im daranstoßenden Vestalinnenhause (1883 ausgegraben) wohnten.

Vesta spielte als Göttin des Herdfeuers und danach als Vertreterin der häuslichen wie der staatlichen Gemeinschaft sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben eine große Rolle. Ihr Kultus stand in enger Beziehung zu dem der Laren und der Penaten, der guten Geister des Hauses, die in erster Linie für den nötigen Brotvorrat (penus), dann aber auch für das gesamte leibliche und geistige Wohl der Hausgenossen sorgen (s. unten S. 325). Zu Vestalinnen wurden durch den Pontifex Maximus nur Töchter aus den vornehmsten und edelsten Familien der Stadt „geraubt" — wie nach alter Rechtsanschauung die Bräute — und mußten zehn Jahre lang als „Novizen" den Dienst lernen, ehe sie ihn selbständig ausüben durften. Zehn Jahre lang waren sie danach als Vestalinnen im Dienst und endlich unterrichteten sie ebenso lange die neu eintretenden Jungfrauen. Sie waren also im ganzen dreißig Jahre lang an das Gelübde der Keuschheit, das der Dienst der Göttin forderte, gebunden. Danach durften sie aus der Gemeinschaft ihres „Ordens" austreten; doch kam dies selten vor. Verletzte eine Vestalin ihr Gelübde, so wurde sie lebendig eingemauert, ihr Verführer aber auf dem Markte zu Tode gegeißelt. Harte Strafe traf die Vestalin auch, wenn sie das ihrer Hut anvertraute heilige Feuer verlöschen ließ. So ernste Pflichterfüllung und strenge Entsagung wurde durch große Ehren gelohnt. Selbst die Konsuln wichen den erwählten Trägerinnen der Reinheit und Heiligkeit auf der Straße aus, begegnete ein Verbrecher, der zum Tode geführt wurde, einer Vestalin, so war er begnadigt, mancher Angeklagte

wurde auf ihre gewichtige Fürbitte freigesprochen. Die Tracht der Vestalinnen entsprach ihrer Würde: als „Himmelsbräute" trugen sie das Haar wie hochzeitliche Jungfrauen in sechs Flechten geordnet oder sie hatten über dem Haar eine diese sechs Flechten nachahmende Haube (infula), zugleich aber waren ihnen die Stola der römischen Hausfrau und der weißleinene Mantel (carbasus) eigen; als Priesterinnen waren sie gekennzeichnet durch das über das Haupt gezogene, unter dem Kinn mit einer Fibul zusammengeheftete Schleiertuch (suffibulum). Einige Porträtstatuen von Vestalinnen aus der Kaiserzeit sind bei der Ausgrabung ihres Hauses auf dem Forum (s. oben) zum Vorschein gekommen. Eine davon ist nebenan unter 178 abgebildet.

178. Vestalin.
Marmorstatue aus dem Hause der Vestalinnen zu Rom.

Die Priesterkollegien.

Die pünktliche Besorgung aller religiösen Pflichten wurde von Priesterkollegien überwacht. Sechs Augurn deuteten den Willen der Götter vor jeder Staatshandlung aus dem Fluge der Vögel; sie verstehen geweihte Bezirke (templa) für religiöse oder staatliche Zwecke unter Beobachtung der richtigen Formen abzugrenzen und wachen darüber, daß das Stadtgebiet, das den Römern auch als ein „templum" erschien, unverkürzt bleibe, daß also der heilige Landstreifen des Pomeriums unbebaut bleibe und kein Grenzstein (cippus) verrückt werde. Ebenso wichtig war auch das Kollegium der fünf Pontifices, d. h. „Brückenbauer". Nach Mommsen führten sie ihren Namen von dem ebenso heiligen wie politisch wichtigen Geschäft, den Bau und das Abbrechen der Tiberbrücke zu leiten. Es waren römische Ingenieure, die das Geheimnis der Maße und Zahlen verstanden, woher ihnen auch die Pflicht zukam, den Kalender des Staates zu führen, dem Volke Neu- und Vollmond und die Festtage abzurufen und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe. Zur Regelung der völkerrechtlichen Beziehungen zu den Nachbarn dient das Kollegium der Fetialen, d. h. „Sprecher". Sie waren die Unterhändler beim

Abschlusse von Bündnissen und Waffenstillständen, vor allem aber vor und bei der Erklärung eines Krieges. Die Zeremonien der Kriegserklärung insbesondere waren bei den Römern bis ins kleinste geregelt, da alles darauf ankam, den Feind in den Augen der Götter ins Unrecht zu setzen, ihm wenigstens die formelle Schuld am Kriege zuzuschieben; erst wenn dies geschehen war, galt ein Krieg als gerecht und gesetzmäßig (duellum purum oder bellum iustum legitimumque), und in einem solchen waren die Götter auch verpflichtet, den Römern Sieg zu verleihen.

179. Tempel der Vesta zu Rom. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Waren z. B. von Bürgern einer benachbarten Stadt den Römern Vieh oder Menschen geraubt worden, so wurden vier Fetialen als „Sprecher" beauftragt, von denen einer wieder für diesen Fall als Vertreter des Staates (pater patratus) galt. Dieser begab sich mit seinen drei Genossen an die Grenze, überschritt sie unter Anrufung des Jupiter, des Terminus und des Fas (Recht) und forderte vom ersten Bürger, der ihm jenseits begegnete, Rückgabe des Geraubten und Sühne. Diese Forderung wiederholte er am Thore der feindlichen Stadt und zuletzt auf deren Markt. Wurde keine Genugthuung gewährt, so bestimmte er die Frist eines Mondumlaufes, 30 Tage, als letzten Termin der Rückerstattung; danach erschien er am 33. Tage wieder, erklärte das feindliche Volk unter Anrufung der Himmlischen für ungerecht und erklärte, daß nunmehr König und Senat über den Krieg beraten würden. Nach der Rückkehr der Fetialen fand sofort die angekündigte Senatssitzung statt, der eine Befragung des Volkes vorausgegangen war, und hatte sich der König für den Krieg entschieden, so ging der pater patratus wieder mit seinen Genossen an die Landesmark und erklärte nunmehr den Eintritt des Kriegszustandes, indem er einen blutigen Speer ins feindliche Gebiet hinüberschleuderte.

Sitte und Weltanschauung.

Von der Religion, die das ganze Thun des Menschen von der Geburt bis zum Tode und darüber hinaus beherrscht, war natürlich auch die ganze Weltanschauung der Römer, soweit man in jenem beschränkten Kulturkreise von einer solchen reden kann, bestimmt. War der Römer in seinem Hause, so wußte er sich in engem Ver-

kehre mit den Geistern des Hauses. Sie sind der unsterbliche Teil der in dem Hause gestorbenen und in alter Zeit oft auch im Hause begrabenen Vorfahren und werden Manen, Laren und Penaten genannt. Von Speise und Trank wird ihnen bei jeder Mahlzeit ihr Anteil gespendet; sie umweben und umschweben die Lebenden in geheimnisvoller Weise und nehmen teil an Leid und Freude. Kommen die Genossen eines Geschlechtes zusammen zu gemeinsamem Opfer oder zur Beratung, so sind wieder die Laren des Geschlechtes dabei, beobachten das Thun der Lebenden und suchen es in den rechten Bahnen zu erhalten. Ebenso schauen die kapitolinischen Götter auf alles nieder, was auf dem Forum geschieht, und wenn eine Senats-

180. Haus der Vestalinnen auf dem Forum zu Rom. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

sitzung in einem Tempel abgehalten wird, so wacht die Gottheit des Tempels über Recht und Sitte. So gibt es keinen Ort im Staate, wo man der Aufsicht der Götter entrückt wäre, ja selbst an der Grenze noch wacht Terminus. Jenseit der Grenze aber hört Friede und Sicherheit auf. Die Götter des fremden Staates kennt der Römer nicht, er weiß nicht die Formen ihrer Verehrung, deshalb sind sie ihm feindlich wie die Menschen in der Fremde, Friede und Freude walten nur daheim, und auch da nur, wenn man in allem den Willen der Götter thut. „Wohl kann", bemerkt H. Nissen mit Recht, „der Hausvater Weib und Kind an Leib und Leben strafen, aber er hat darüber abzurechnen mit seinen Vorfahren; wohl kann der König jeden Bürger verkaufen und töten, aber in der Königswohnung (regia) warten die Geister der verstorbenen Könige, um Rechenschaft zu fordern für das vergossene Blut. Nur wenn Recht geschieht, sind die Götter mild und gnädig, den Frevler strafen sie mit den furchtbarsten Strafen. Wer recht gehandelt im Leben, geht ruhig ein zu seinen Vätern und waltet fortan in der Gemeinde fort und sorgt, daß das Gute

bestehen bleibt. Aber wer unrecht gehandelt im Leben, der wird ein böser Geist, selber gequält und andre quälend; die Lebenden haben sich vor ihm zu wahren."

Es ist zuzugeben, daß die römische Religion mehr eine Sache des Verstandes als des Gemütes war, und daß sich namentlich von jenem sittigenden und läuternden Gottsuchen, das wir in den edelsten Geistern der Griechen bewundern, bei den Römern, wenigstens solange sie sich wesentlich selbständig entwickelten, kaum eine Vorstellung

181 und 182. Laren. Bronzestatuetten im k. k. kunsthistorischen Museum zu Wien.

Diese Statuetten werden hier das erste Mal publiziert. Der links stehende Lar hält ein Trinkhorn in der Hand, in welches ihm bei den Mahlzeiten etwas Wein gegossen wurde, der dann in die mit der andern Hand gehaltene Schale niederträufelte. Als Symbol des Segens, den er dafür dem Hause spendet, trägt er Blumen und Früchte um das Haupt. Ebenso der rechts sitzende Lar, der mit dem hingehaltenen Teller offenbar seinen Anteil an Speise fordert, dafür aber in der linken Hand vermutlich ein segenverheißendes Füllhorn hielt.

findet. Und doch wäre es ungerecht, ihrer Weltanschauung den allgemeinen Wert abzuerkennen. Indem sie vielmehr die Begriffe der religio, d. h. des Gebundenseins den Göttern gegenüber, und der pietas, d. h. der Scheu vor jeder Pflichtverletzung, ausbildeten und der Summe allgemeiner sittlicher Vorstellungen einverleibten, zeigten sie sich theoretisch und praktisch als Lehrmeister einer großartigen Selbstentäußerung gegenüber den Ideen des Staates und der Gesellschaft. So haben auch sie der Sittenlehre des Christentums vorgearbeitet, wenngleich von einer ganz andern Seite her als die phantasie- und gemütvollen, vielfach aber auch zuchtlosen Griechen.

Rom als Republik (510—31 v. Chr.).

Das Zeitalter der patrizischen Republik und des Ständekampfes (510—366 v. Chr.).

Die Kämpfe nach der Vertreibung der Tarquinier und die Begründung der römischen Republik.

Beschaffenheit der Überlieferung.

Wie die römischen Erzählungen von der Vertreibung des Königs Tarquinius größtenteils auf Sagen und Erfindung beruhen (s. S. 305 f.), so sind auch die römischen Berichte über die Versuche der Tarquinier, ihre Königsherrschaft wiederzugewinnen, sowie über andre Kämpfe, in welche der junge Freistaat verstrickt worden sei, in fast allen ihren Einzelheiten unzuverlässig. Die schriftliche Überlieferung über die ersten Zeiten der römischen Republik ist wohl beim gallischen Brande (ca. 390 v. Chr.) größtenteils zu Grunde gegangen, bis auf einige inschriftliche Denkmäler, die noch in den letzten Jahrhunderten der Republik vorhanden waren; außerdem aber ist das Dunkel, das über jenen Zeiten ruhte, von mehreren römischen Annalisten, deren Berichte Livius aufgenommen hat, benutzt worden, um glänzende Ruhmesthaten einzelner Geschlechter, wie z. B. der Fabier und Valerier, zu ersinnen und mit diesem gleißenden Lügenlichte jenes Dunkel scheinbar aufzuhellen. Wir müssen deshalb auch die folgenden Erzählungen mit der größten Vorsicht aufnehmen und darauf verzichten, in allen Punkten die geschichtliche Wahrheit aufzufinden, obwohl nicht geleugnet werden soll, daß auch in diesen Erzählungen neben dem Beiwerk der Dichtung echte Elemente erhalten sein können.

Die Erzählung von den Kämpfen mit den Tarquiniern.

Nach der Vertreibung des Königs Tarquinius Superbus war die Hauptsorge der Römer darauf gerichtet, die Wiederkehr der Tyrannis zu verhindern. Deshalb wurde der seitherige Stadtpräfekt zum „Zwischenkönig“ (interrex) ernannt, berief die Centuriatkomitien, indem er sich auf die Ordnung der Servianischen Verfassung stützte, und schlug dem Volke vor, zwei Männer mit gleicher Gewalt auf je ein Jahr an die Spitze des Staates zu stellen. So wurden L. Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus Konsuln. Damit aber die Götter nach wie vor bei den Staatsopfern durch einen König bedient werden könnten, wählte man einen besonderen Opferkönig (rex sacrificulus). Darauf ließ Brutus das Volk schwören, daß es nie wieder einen König in Rom dulden wolle, und brachte den unter Tarquinius zusammengeschmolzenen Senat durch Ernennung vornehmer Plebejer zu Senatoren wieder auf 300 Mitglieder. Die neuen Mitglieder hießen conscripti, d. h. „Hinzugeschriebene“, die Anrede an den Senat war seitdem patres conscripti.

Danach sandte der vertriebene Tarquinius Boten nach Rom, scheinbar, um über die Auslieferung seines Privateigentums zu verhandeln, in Wahrheit, um seine geheimen Anhänger in der Stadt zur Empörung aufzurufen. Aber ein Sklave belauschte die Verhandlungen, so daß alle Verschworenen eingekerkert wurden, und Vindicius, d. h. „der Freigelassene“, erhielt dafür Freiheit und Bürgerrecht. Unter den Schuldigen befanden sich auch zwei Söhne des Konsuls Brutus. Aber dieser kannte keine Nachsicht: er verurteilte alle insgesamt zum Tode und ließ auch seine Söhne vor seinen Augen an den Schandpfahl binden, geißeln und enthaupten. Danach wurde die Habe der Tarquinier unter das Volk verteilt, ihr Ackerland aber zwischen Kapitol und Tiberstrom dem Mars geweiht und seitdem Marsfeld (campus Martius) genannt. Das Getreide, das darauf wuchs, mähte man ab und warf es in den Fluß, wo es an seichter Stelle hängen blieb und den Grundstock zur Tiberinsel bildete. Endlich aber wurde das ganze tarquinische Geschlecht durch ein Gesetz verbannt für immerdar. Dieses Gesetz traf auch den edlen Konsul Tarquinius Collatinus. Er legte sein Amt nieder, ging ohne Murren in die Verbannung nach Lavinium, und das Volk wählte für ihn den Valerius zum Konsul.

Nunmehr versuchte Tarquinius, durch Krieg den Thron zurückzuerobern. Mit einem Etruskerheere aus den Städten Veji und Tarquinii zog er gegen Rom. An der Spitze der etruskischen Reiter tummelte Aruns Tarquinius sein Roß, die römischen führte Brutus. Kaum hatten diese beiden Führer einander erblickt, so stürmten sie mit eingelegter Lanze aufeinander ein und durchbohrten sich gegenseitig. Aber das Treffen blieb unentschieden, und erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Da erscholl aus dem nahen Walde die erschreckliche Stimme des Waldgottes Silvanus, der rief: „Die Römer haben gesiegt, denn es ist ein Etrusker mehr gefallen.“ Auf dieses Götterzeichen wandten sich die Etrusker von der Walstatt, die Römer zogen als Sieger

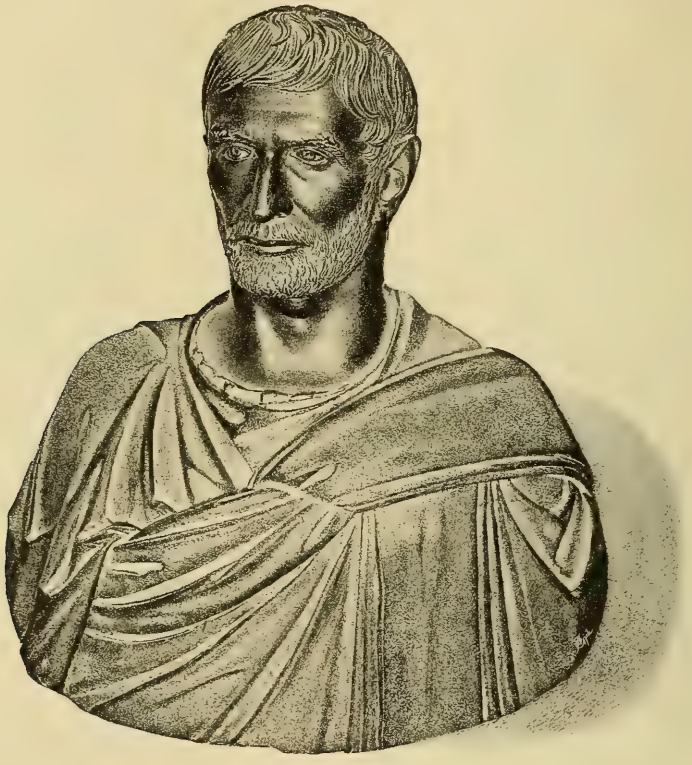
heim und bestatteten die Leiche des Brutus, den die römischen Matronen als den Rächer verletzter Frauenehre ein ganzes Jahr beweinten. Noch in später Zeit stand seine eherne Statue auf dem Kapitol.

Gesetze des Valerius Poplicola.

Danach beantragte Valerius in den Centuriatkomitien zwei Gesetze, die als Grundfesten der römischen Freiheit angesehen wurden und ihm den Ehrentitel „Poplicola", d. h. Volksfreund, einbrachten. Das erste drohte jedem, der Pläne eingehe zur Wiederherstellung des Königtums, Einziehung der Güter und Ächtung an, das andre gestattete jedem römischen Bürger, sich gegen eine Verurteilung zur Geißelung oder Hinrichtung auf die Volksversammlung zu berufen (lex de provocatione). Nach diesem Gesetz führten die Konsuln innerhalb des Pomeriums nicht mehr die Beile in den Rutenbündeln der Liktoren.

Weihe des kapitolinischen Tempels.

An Stelle des gefallenen Brutus wurde M. Horatius Pulvillus zum Konsul gewählt. Ihm fiel nach dem Lose die Ehre zu, den unterdes vollendeten kapitolinischen Tempel zu weihen. Vergebens suchten ihn, als er schon die Weiheformel sprach, die Verwandten des Valerius zu



183. Der sogenannte L. Junius Brutus.
Bronzebüste im Museum des Kapitols zu Rom.

stören durch die erlogene Nachricht, daß sein Sohn plötzlich gestorben sei. Er rief unbeirrt: „Begrabt den Toten" und vollendete sein Werk. Darum trug auch der kapitolinische Tempel bis zu seiner Einäscherung unter Sulla den Namen des Horatius in der Weihinschrift.

Porsena von Clusium.

Einen neuen Versuch zur Bezwingung Roms machte Tarquinius mit Hilfe Porsenas, des mächtigen Königs der Etruskerstadt Clusium. Dieser erschien schneller mit einem starken Heere vor der Stadt, als es die Römer erwartet hatten. So flüchtete die Besatzung der Festung auf dem Janiculum eiligst vor den heranstürmenden Etruskern in die Stadt. Es war nicht einmal die Zeit vorhanden, die Pfahlbrücke, die dort über den Tiber nach Rom hinüberführte, in Ruhe abzubrechen. So wäre dieser wichtige Zugang zur Stadt in die Hände der Feinde gefallen, wenn ihn nicht der unerschrockene Horatius Cocles erst mit zwei Genossen, zuletzt aber allein so lange verteidigt hätte, bis die Brücke abgebrochen war. Dann erst rettete sich der Tapfere unter einem Hagel feindlicher Geschosse, indem er den Tiber durchschwamm und glücklich ans andre Ufer gelangte. Der Staat errichtete ihm eine Bildsäule auf dem Comitium, d. i. der Platz für die Volksversammlung an der Nordostseite des Forums, und schenkte ihm soviel Acker, als er an einem Tage umpflügen konnte. Bald aber verursachte die etruskische Belagerung eine Hungersnot in Rom. Da ging der junge C. Mucius als Überläufer ins Lager der Etrusker

und erstach statt des Königs, den sein Dolch suchte, dessen Schreiber. Vor Porsena gebracht und mit harter Strafe bedroht, verbrannte C. Mucius lächelnd seine rechte Hand in einem zufällig dastehenden Becken mit glühenden Kohlen und enthüllte dem erstaunten Könige, daß 300 vornehme Jünglinge Roms sich zu seiner Ermordung verschworen hätten. Bestürzt entließ ihn Porsena und schloß mit Rom Frieden, das den Vejentern die sieben Gaue nordwärts des Tiber zurückgab und zehn Knaben und zehn Mädchen als Geiseln stellte. Von diesen entfloh Cloelia nach Rom zurück, indem sie den Tiber durchschwamm; zu Porsena zurückgebracht, erhielt sie von dem großmütigen Sieger mit einigen ihrer Genossinnen die Freiheit. Danach kehrte Porsena in die Heimat zurück, sein Sohn Aruns aber wurde von den mit Aristodemos von Cumä, einem griechischen Herrscher, verbündeten Bewohnern von Aricia gänzlich geschlagen und fiel. Die etruskischen Flüchtlinge aber nahm Rom gastlich auf und gab ihnen einen Stadtteil, das „Tuskerviertel" (vicus Tuscus) zur Besiedelung. Dankbar dafür ließ Porsena den Rest der römischen Geiseln heimkehren und den Römern auch die sieben Gaue wiedergeben.

Noch einen Versuch machte der greise Tarquinius, Rom wiederzuerobern, indem er die Latiner zur Empörung und zum Kampfe gegen Rom aufrief. In dieser Not des Staates (496 v. Chr.) war Aulus Postumius Diktator und Titus Arbutius sein „Reiteroberst". Die Entscheidungsschlacht wurde am See Regillus geschlagen. Schon waren die Römer im Zurückweichen, da gelobte der Diktator den Dioskuren einen Tempel, und alsbald sah man an der Spitze der römischen Scharen zwei Jünglinge auf weißen Rossen, die nach der Schlacht verschwanden. Gleich darauf aber wurden sie in Rom gesehen, wie sie ihre Rosse am Quell der Juturna wuschen und den Sieg verkündeten. Das waren die Dioskuren selbst, ihnen wurde an demselben Quell ein Tempel errichtet. Danach war der Mut des Tarquinius Superbus gebrochen, er starb hochbetagt bei Aristodemos von Cumä.

Schlacht am See Regillus.

Wie schon oben bemerkt ist, erscheint es als unmöglich, die Vorgänge zu erkennen, durch die die Königsherrschaft über Rom in eine aristokratische Republik überging. Man hat gemeint, dieser Übergang könne kein plötzlicher und unmittelbarer gewesen sein; die Analogie der griechischen Geschichte, besonders der athenischen, die wir jetzt durch die Schrift des Aristoteles „vom Staate der Athener" genauer kennen, lehre, daß auch in Rom zwischen der Königszeit und der von Konsuln geleiteten Republik als Zwischenstufe die Diktatur eines einzelnen, des Valerius Poplicola, anzunehmen sei, der die Centuriatkomitien samt dem Zensus wiedereingeführt, den Senat ergänzt, das Provokationsgesetz, die Habeaskorpusakte des römischen Freistaates, beantragt, die Konsuln eingesetzt, kurzum die republikanische Verfassung begründet habe. Aber man übersieht bei dieser Annahme den ungeheuren Unterschied zwischen dem athenischen und dem römischen Königtume. Das athenische war ein Erbkönigtum, das also nicht mit einem Mal erlöschen konnte, ohne daß uralte Rechte verletzt worden wären, das römische war ein Wahlkönigtum, das seine Existenz dem freien Entschlusse der Volksgemeinde verdankte. So trug also das römische Königtum den Charakter der Übergangsform von der absoluten erblichen Monarchie zur Aristokratie schon in sich; es entsprach seinem Wesen nach eben jenem Übergangskönigtum, wie es nach Kodros' Tod in Athen bis zur Ausbildung der vollkommenen Aristokratie bestanden hat. Rechnet man hinzu, daß ohnehin der letzte König nach der übereinstimmenden Überlieferung kein legitimes Imperium besaß, so war nach seinem Sturze der Schritt von der Monarchie zur Kollegialität, d. h. zur Einsetzung von zwei Männern als Trägern der Regierungsgewalt, ein durchaus normaler Schritt.

Die Begründung der Republik.

Die Lage war nach der Vertreibung des Tarquinius nicht viel anders als nach eines Königs Tod. Die Gewalt ging also (s. S. 313) auf die patrizischen Familienhäupter, von denen sie ausgegangen war, zurück, und diese bestellten aus ihrer Mitte einen Interrex, d. h. „Zwischenkönig", vielleicht den L. Junius Brutus, der Reiteroberst (tribunus celerum) des Tarquinius gewesen war. Nach Ablauf der fünftägigen Frist für das Interregnum ernannte dieser den Sp. Lucretius, der Stadtpräfekt gewesen war, zum Interrex; dieser berief die Centuriatkomitien wie ehedem zur Königswahl, nannte aber dem Volke nicht einen, sondern zwei Namen und verkündete diese nach der Wahl nicht als Könige, sondern wahrscheinlich als Prätoren — denn das scheint der älteste Name der späteren Konsuln gewesen zu sein. Gewählt wurden

nicht, wie Livius in Übereinstimmung mit der Überlieferung der Annalisten meldet, Brutus und Tarquinius Collatinus, sondern Brutus und M. Horatius. Diese Kunde verdanken wir einer Erztafel aus dem ersten Jahre der Republik, die noch im 2. Jahrhundert v. Chr. vorhanden war und deren Inhalt uns von Polybios, dem zuverlässigsten Gewährsmann über die ältere römische Geschichte, erhalten worden ist (s. S. 333). Die von den Annalisten als Konsuln des Jahres 509 v. Chr. genannten Männer: Tarquinius Collatinus, Lucretius, Valerius haben wohl alle bei der Begründung der Republik eine Rolle gespielt, nur sind sie nicht im ersten Jahre Konsuln gewesen. Der weitere Hergang der Verfassungsänderung bestand dann darin, daß Brutus nach vorher eingeholter Ermächtigung durch die patrizischen Geschlechtshäupter (patrum auctoritas [s. S. 313]) die Kuriatkomitien, d. h. die Patrizier mit Ausschluß der Plebejer, versammelte und sich von ihnen zugleich auch für seinen Kollegen eine den neuen Verhältnissen angepaßte, also veränderte lex curiata de imperio verleihen ließ, ein Vorgang, der durch das unumstößliche Zeugnis des Tacitus feststeht. Bei dieser Gelegenheit ließ wohl auch Brutus den vertriebenen Tarquinius und sein Haus in die Acht erklären und die Patrizier schwören, daß sie nie in eine Wiederherstellung der Königsgewalt willigen wollten. Die Tarquinier wanderten vermutlich nach Cäre aus, wo neuerdings die Grabstätten einer Familie Tarcna oder Tarchna aufgedeckt worden sind.

Die älteste republikanische Verfassung.

Die Gewalt der Konsuln.

An der Spitze des neuen Freistaates stehen nunmehr zwei Beamte, die zuerst Prätoren, später Konsuln (consules, d. h. „die Genossen") genannt wurden. Ihre Amtsgewalt ist im Vergleiche zur königlichen nach drei Richtungen hin beschränkt, nämlich erstens durch eine bestimmte Zeitdauer (Annuität), zweitens durch Kollegialität, drittens durch Befugnisschmälerung (Spezialisierung). Während der König, auf Lebenszeit gewählt, keinem Menschen Rechenschaft von seinem Thun abzulegen hatte, amtiert der Konsul nur ein Jahr, kann also, wenn er wieder Privatmann geworden ist, zur Verantwortung gezogen werden. Während der König alleiniger Gebieter ist, muß sich der Konsul einen mit gleicher Amtsgewalt wie er selbst ausgestatteten Kollegen gefallen lassen, der jede seiner Amtshandlungen durch seinen Einspruch vereiteln kann. Aus diesem eigentümlichen Verhältnisse hat sich allmählich der römische Grundsatz entwickelt: „Wo die höchste Gewalt der höchsten Gewalt entgegentritt und der eine Kollege das verbietet, was der andre befahl, da heben die konsularischen Machtworte einander auf (par potestas plus valeto)". Während der Machtbereich des Königs im Staate eine andre Beschränkung als die durch die bestehenden Gesetze nicht kannte, so daß also der König als der einzige Träger der Regierungsgewalt erscheint, erfährt die konsularische Gewalt auf allen drei Hauptgebieten, dem richterlichen, militärischen, kirchlichen, eine beträchtliche Schmälerung. Der Konsul ernannte nicht, wie früher der König, die Pontifices und Augurn, sondern diese Priester bildeten seitdem Kollegien mit dem Rechte der Selbstergänzung, und an die Spitze des Kollegiums der Pontifices trat der Pontifex Maximus. Dieser ernannte, damit der Königsname den Göttern gegenüber nicht fehle, für die Darbringung gewisser Opfer einen „Opferkönig" (rex sacrificulus), der zwar einen hohen Rang einnahm, aber ohne jeden politischen Einfluß war, da er kein politisches Amt bekleiden durfte. Die Stellung der Pontifices, die z. B. die Regelung des Staatskalenders in der Hand hatten, und der Augurn, die durch Verkündung übler Auspizien im Namen der Götter gegen jede geplante Volksversammlung und gegen jeden gesetzgeberischen Akt protestieren konnten, wurde allmählich den Konsuln gegenüber eine so selbständige, daß Staat und Kirche schon

in den älteren Zeiten der Republik als getrennt erscheinen, doch so, daß der aristokratischen Priesterschaft innerhalb der Stadt ein großer Einfluß auf die Staatsaktionen zusteht.

Am wenigsten verkürzt erscheinen die Konsuln als Erben der königlichen Gewalt auf militärischem Gebiete. Sie sind unumstritten die Anführer des gesamten Volkes im Kriege, berechtigt, mit jedem Bürger, der sich ihnen nicht fügt, ohne weiteres standrechtlich zu verfahren. Aber sie müssen es sich freilich gefallen lassen, daß in besonderer Not des Staates der Senat beschloß, daß ein einziger gebiete, der Diktator, den einer der Konsuln zwar ernannte, vor dem aber ihr eignes konsularisches Imperium wesenlos wurde wie der Schein des Mondes vor dem Lichte der Sonne.

Am meisten beschränkt wird die richterliche Gewalt des Konsuls. Sie war es zunächst durch die beiden Quästoren. Denn diese Beamten, die schon in der Königszeit als „Mordspürer" (quaestores parricidii) dem Könige als Gehilfen bei Kriminalprozessen gedient hatten, werden auch in der Republik beibehalten und zwar als ständige Vertreter der Konsuln in Kriminalsachen, von ihnen ernannt und mit ihnen nach einjähriger Amtsführung zurücktretend, aber doch in ihrer Amtsthätigkeit selbstständig und außerdem noch gehoben als Verwalter des Staatsschatzes und des Staatsarchives.

Die Quästoren.

184. Liktoren.
Relief von der Säule des Marc Aurel in Rom.

Einschneidender noch als diese Übertragung der richterlichen Gewalt an die Quästoren, zu deren Ernennung die Konsuln laut der lex curiata de imperio verpflichtet waren, war die sogenannte lex Valeria, die Habeaskorpusakte der römischen Republik. Die Sage verlegt dieses Gesetz in das erste Jahr der Republik, doch fiel das Konsulat des Valerius Poplicola vermutlich etwas später. Er war oder galt als Urheber mehrerer Gesetze, die zum Ausbau der republikanischen Verfassung gehörten; das wichtigste darunter ist das sogenannte Provokationsgesetz. Es gestattete jedem Bürger, der von der Obrigkeit zum Tode oder zu einer Geißelung verurteilt war, sich auf die Volksversammlung zu berufen, die in der Regel ihr Begnadigungsrecht übte und statt des leiblichen Todes nur den politischen, die Verbannung, verhängte. Seitdem ließen die Konsuln innerhalb der Bannmeile der Stadt die Beile aus den Rutenbündeln ihrer Liktoren (s. S. 303) hinweg und hoben sich auch sonst in ihrem öffentlichen Auftreten nicht in dem Maße vor einem andern vornehmen Bürger hervor, wie es früher die Könige gethan hatten. Statt des königlichen Purpurgewandes trugen sie die Toga der Bürger und zum Abzeichen ihrer Gewalt nur einen Purpurstreifen daran, auch erschienen sie in der Stadt meist zu Fuß wie alle andern Bürger.

Das Valerische Gesetz.

Der Senat und die Volksversammlung.

Mehr aber noch als durch alle diese einzelnen Beschränkungen wurde dem Walten der Konsuln in Friedenszeiten Zaum und Zügel angelegt durch die unter den neuen Verhältnissen sich verwandelnde Stellung des Senates. Diese unter den lebenslänglichen Königen nur beratende Behörde wurde in der Republik den alljährlich wechselnden Beamten gegenüber der ruhende Punkt in der Flucht der Erscheinungen, der eigentliche Repräsentant des Staates. Aus dem Senate oder wenigstens aus dem gesellschaftlichen Kreise der Senatoren gingen die Konsuln hervor; in dem Senate hofften sie nach ihrem Amtsjahre als „Konsulare" wieder Sitz und Stimme zu haben und ein lebenslängliches Arbeitsfeld für die erworbene politische Einsicht. Hier vereinigte sich unter kaum merklichem Ab- und Zufluß der Persönlichkeiten alles, was im Staate hochgeboren, reich und erfahren war in allen Staatsgeschäften, zu einer in ihrem Bestande und Wesen scheinbar ewigen und ununterbrochen wirkenden Körperschaft. Was Wunder, wenn die Beschlüsse dieser Körperschaft für die aus ihr hervorgegangenen, mit ihr durch Interessengemeinschaft verbundenen Beamten und damit für die Initiative zur Gesetzgebung bindende Kraft erlangten? So kam es, daß die Konsuln dem Senate gegenüber mehr und mehr nur als die ausführenden Beamten erschienen, und daß auch die Volksversammlung, wenngleich Patrizier und Plebejer in den Centurien umfassend, doch schließlich, da sie keine eigne Initiative besaß und die Reichen und Vornehmen auch bei der Abstimmung das Übergewicht hatten (s. S. 314), bei Wahlen, Kriegserklärung, Gesetzesänderungen zunächst im wesentlichen nur das beschloß, was dem Senate genehm war. Dazu kam, daß ein rechtmäßiger Beschluß der Centuriatkomitien über einen Antrag erst dann gefaßt werden konnte, wenn die Genehmigung des Senates (senatus auctoritas, jetzt faktisch an Stelle der früheren patrum auctoritas S. 313 und 330) von dem Konsul dazu eingeholt war. Außerdem behaupteten auch in der Republik die Sonderversammlungen der Patrizier (comitia curiata) zunächst das Recht, die Beschlüsse der Centuriatkomitien zu bestätigen oder zu verwerfen.

Gesamteindruck der römischen Verfassung; Diktatur.

Trotzdem wäre es falsch zu glauben, daß somit das Wohl und die Existenz des Staates für alle Fälle dieser doch immerhin vielköpfigen aristokratischen Körperschaft allein anvertraut gewesen wäre. Die hohe Weisheit dieser alten römischen Staatsmänner faßte mit einer Umsicht ohnegleichen von vornherein zwei ganz verschiedene, gleichwichtige Ziele ihres Strebens ins Auge, einerseits für den normalen Gang der Verhältnisse die möglichste Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit des einzelnen Bürgers gegenüber den Willkürlichkeiten der Magistrate, und anderseits die straffste Zusammenfassung aller Kräfte und Mittel des Staates, ohne Rücksicht auf den einzelnen, für den Fall der Not. Denn es ist immer festzuhalten, daß alle die aufgeführten Beschränkungen der Magistratur nur innerhalb des vom Pomerium umzogenen Stadtfriedens galten: draußen im Felde war der Konsul wieder der unumschränkte Gewalthaber über das Bürgerheer, draußen trugen seine zwölf Liktoren wieder das scharfe Beil in den Rutenbündeln, und ein bloßer Befehl des Konsuls genügte zur Hinrichtung des gemeinen Mannes wie des obersten Offiziers. Drohte aber im Innern der Stadt verderblicher Zwist, drohten die Insassen sich zu empören, streckte ein hochstrebender Adliger seine Hand nach der Krone aus oder zog ein äußerer Feind heran und verwirrte die Gemüter durch Angst, so erstand auf Anregung des Senates die alte königliche Gewalt wieder in vollem Umfange, indem einer der Konsuln einen Diktator ernannte. Gegen diesen, den alleinigen Gebieter des Staates, galt nicht der Einspruch eines hemmenden „Genossen", gegen ihn galt keine Provokation, ihn umstrahlte, wenn er mit seinen 24 beiltragenden Liktoren erschien, der furchtbare Schrecken des Königsamtes. Und als in späteren Jahrhunderten der römischen Republik aus eben diesem Grunde das Amt des Diktators mißliebig geworden war und nicht mehr in

Anwendung kam, da wurde unter Suspendierung des Provokationsrechtes den Konsuln selbst durch einen besonderen Senatsbeschluß (senatus consultum ultimum) die volle Strafgewalt über alle Bürger verliehen und gegebenen Falles innerhalb des geweihten Stadtfriedens sogar das unerbittliche Kriegsrecht proklamiert, damit Ungehorsam und Unordnung im Keime erstickt würden.

So setzten die Römer in scharfer Unterscheidung der Begriffe des Stadtgebietes (das vom pomerium umgrenzte templum) und der Fremde (foris), der friedlichen Heimat (domi) und des harten Krieges (belli, militiae) sich selbst bindende Ordnungen für ein außergewöhnliches Maß der Freiheit, aber auch für ein außergewöhnliches Maß der Zucht. Diese Grundsätze schufen auf Jahrhunderte hinaus jene Kraft des einzelnen, die für große Aufgaben nötig ist, und anderseits wieder jene Selbstentäußerung, ohne die eine echte Republik nicht bestehen kann. Das Wort des Cineas, des Gesandten des Königs Pyrrhus vom Jahre 279 v. Chr., der Senat sei ihm vorgekommen wie eine Versammlung von Königen, und die ganze Stadt wie ein Tempel, mag wohl auf einer wahrhaften Empfindung des an griechische Zuchtlosigkeit gewöhnten Mannes beruhen.

Die äußere Geschichte Roms in den ersten Zeiten der Republik.

Der erste Vertrag mit Karthago (509 v. Chr.).

Eine Reihe glücklicher Zufälle hat es gefügt, daß wir aus dem ersten Jahre der römischen Republik eine Urkunde, wenn auch nicht ihrem Wortlaut, so doch ihrem wesentlichen Inhalte nach, besitzen, die uns die auswärtigen Beziehungen Roms wenigstens für einen Augenblick in klarer Beleuchtung erkennen läßt. Das ist der erste der mit Karthago abgeschlossenen Bündnisverträge, der, auf eine Erztafel geschrieben, in der Zeit, als der dritte Punische Krieg sich vorbereitete, im Archive der Ädilen neben dem Tempel des Jupiter Capitolinus ans Licht kam, mit Mühe entziffert wurde und danach von dem größten Kenner römischer Geschichte im Altertum, von dem Griechen Polybios, in seinen „Geschichten" aufgezeichnet worden ist.

Dieser Vertrag lautet dort also: „Auf folgende Bedingungen soll Freundschaft sein zwischen den Römern und den Bundesgenossen der Römer und den Karthagern und den Bundesgenossen der Karthager. Die Römer und die Bundesgenossen der Römer sollen nicht über das schöne Vorgebirge (jetzt Kap von Porto Farina = Râs Sidi Ali el Mekki) hinausfahren, es sei denn, daß sie durch Sturm oder Feinde dazu gezwungen würden. Wenn aber einer wider Willen dazu genötigt ist, soll er nichts kaufen noch nehmen, außer was zur Ausbesserung des Fahrzeuges oder zu Opfern nötig ist. In fünf Tagen aber soll er wieder abfahren. Die aber, die behufs des Handels ankommen, sollen kein Geschäft machen, es sei denn durch Vermittelung eines „karthagischen" Maklers oder Schreibers. Was aber in deren Beisein verkauft wird, dafür soll dem Verkäufer von Staats wegen Bürgschaft geleistet werden, bei allem was entweder in Libyen oder in Sardinien verkauft wird. Wenn einer von den Römern nach Sizilien kommt, so weit dies unter der Hoheit der Karthager steht, sollen Römer und Karthager in allen Stücken gleichgestellt sein. Die Karthager aber sollen keine Gewalt üben an den Leuten von Ardea, Antium, Laurentium, Circeji, Tarracina, noch sonst an Latinern, die Unterthanen Roms sind. Wenn aber einige nicht Unterthanen sind, sollen sie deren Städte nicht antasten; wenn sie aber eine Stadt einnehmen, sollen sie diese unversehrt den Römern übergeben. Einen festen Platz sollen sie nicht innerhalb Latiums bauen. Wenn sie als Feinde in das Land kommen, sollen sie in dem Lande nicht übernachten."

Dieser Vertrag setzt nicht nur das Erscheinen von Handelsschiffen, sondern auch das Erscheinen von bewaffneten Schiffen in den karthagischen Gewässern voraus; ob die Römer selbst oder die ihnen unterthanen latinischen Küstenstädte solche Fahrzeuge entsendeten, ist gleichgültig. Jedenfalls besaßen hiernach die Römer schon zur Zeit des Überganges von der Königsherrschaft zur Republik Handelsbeziehungen mit den karthagischen Faktoreien auf Sardinien und an der afrikanischen Küste sowie mit Sizilien, und die Karthager hatten Grund, dem aufstrebenden römisch-latinischen Volke den selbständigen Handel ostwärts und westwärts vom karthagischen Golfe zu wehren.

Anderseits erkennen wir aus dem Vertrage, daß in dieser Zeit eine Vorherrschaft Roms über alle latinischen Gemeinden entweder wirklich bestand oder gefordert wurde. Die Tradition der römischen Geschichtschreiber wird also hier in einem wichtigen Punkte bestätigt.

Verhältnisse Roms zu den Etruskern und Latinern.

Ebenso sicher aber scheint es zu sein, daß die Stellung Roms in der folgenden Zeit durch einen siegreichen Einbruch der Etrusker sowie durch Empörung der latinischen Gemeinden auf eine Zeit verloren ging. Die Herrschaft der Etrusker über Rom kann nicht lange bestanden haben; schon der folgende Ständekampf zwischen Patriziern und Plebejern (seit 494 v. Chr.) setzt freie und unabhängige Entwickelung Roms voraus. Dagegen erscheint das Ergebnis des Latinerkrieges, der Abschluß eines neuen Vertrages, in dem den Römern statt der Herrschaft nur die Gleichberechtigung (foedus aequum) gewährt war, längere Zeit in Kraft geblieben zu sein. Er war nach der Überlieferung im Jahre 493 v. Chr. von dem Konsul Sp. Cassius abgeschlossen und aufgezeichnet auf eine eherne Säule, die auf dem Markte hinter der Rednertribüne stand. Noch Cicero hat sie dort gesehen. Darauf stand außer privatrechtlichen Bestimmungen der Satz: „Friede soll sein zwischen den Römern und allen Gemeinden der Latiner, solange Himmel und Erde bestehen; sie sollen nicht Krieg führen untereinander, noch Feinde ins Land rufen, noch Feinden Durchzug gestatten; dem Angegriffenen soll Hilfe geleistet werden mit gesamter Mannschaft und gleichmäßig verteilt werden, was gewonnen ist im gemeinschaftlichen Kriege."

Der Kampf der Plebejer um Rechtsschutz.

Die soziale Lage der Plebejer.

Durch die Revolution gegen das Königtum hatte sich lediglich die Lage der Patrizier im Staate gebessert; sie allein waren die Erben der königlichen Gewalt. Die Plebejer dagegen hatten mit dem Könige ihren natürlichen Beschützer verloren. Solange nun die neue Staatsordnung von äußeren Feinden bedroht war, suchten die Patrizier die Plebejer durch Zugeständnisse zu gewinnen, z. B. durch das Provokationsgesetz, durch Aufnahme einzelner Plebejer in den Senat, durch Herabsetzung des Salzpreises u. a. Allmählich aber überzeugten sich die Plebejer von der Verschlechterung ihrer Lage und fingen an, dagegen zu murren und Abhilfe zu suchen. Sie war in der That dringend nötig. Denn die von den Plebejern für den Staat geforderten Leistungen und die ihnen dafür gewährten Rechte standen in einem schreienden Mißverhältnisse. Seit der Einrichtung der Centurien waren sie militärdienstpflichtig und zwar in einem Maße, das keine der Wehrordnungen der modernen Völker erreicht, zumal der Krieg im römischen Freistaate fast zu den stehenden Einrichtungen, wenigstens während des Sommers gehörte. Da aber auch die unmittelbare Staatssteuer, das Tributum, nach dem Grundbesitz entrichtet wurde, so hatten diese kleinen Bauern auch den größten Teil der Steuerlast zu tragen; die großen Staatsländereien (ager publicus) wurden lediglich von Patriziern in Besitz genommen und waren, wie in Frankreich vor 1789 die Ländereien der Kirche und des Adels, steuerfrei; allmählich wurde sogar der niedrige Pacht, den die Patrizier für den Staatsacker an die Staatskasse zahlten, abgeschafft und den Plebejern ihr Anteil an der gemeinen Mark, d. h. den öffentlichen Viehweiden, entrissen.

Zu dieser wirtschaftlichen Ausbeutung der Plebejer kam die politische Einflußlosigkeit. Weder im Senate noch in der Volksversammlung konnten sie ihre Interessen laut werden lassen; ihre Teilnahme an der Regierung beschränkte sich auf das Wahl- und Stimmrecht in den Centuriatkomitien, die ohnehin in ihrer Kompetenz sehr beschränkt waren und überdies durch die Abstimmungsordnung fast allen Einfluß den

185. Etruskischer Krieger, der sogenannte „Mars von Todi".
Nach dem Museo Gregoriano.
Merkwürdig ist die etruskische Inschrift auf der 5. (von links) unteren Panzerplatte und der eigentümliche Nackenschirm des Panzers.

Patriziern überließen. Privatrechtlich genossen allerdings auch die Plebejer die Segnungen des Provokationsgesetzes, aber wer konnte einen patrizischen Magistrat zwingen, sich wirklich an das Provokationsrecht zu kehren? Oder konnte nicht jederzeit vom Senate ein Diktator erlangt werden, gegen den überhaupt keine Provokation galt? Ferner war eine solche nur gegen Leibes- und Lebensstrafen statthaft, nicht aber gegen Vermögensbußen und Freiheitsstrafen. Diese aber kamen sehr häufig vor infolge der überhandnehmenden Verschuldung des plebejischen Bauernstandes und infolge der eigentümlichen Gestaltung des römischen Schuldrechts (jus nexus). Zunächst war bei den Römern wie bei jedem Volke, das im wesentlichen Naturalwirtschaft treibt, der Zinsfuß ein hoher: er betrug ein Prozent des Kapitals für den Monat oder zwölf Prozent für das Jahr. Die nicht bezahlten Zinsen wurden nach Ablauf eines Jahres zum Kapital geschlagen, so daß sich also jedes Kapital in einem Zeitraume von etwa sechs Jahren verdoppelte. Für die Rückzahlung dieser bei unterlassener Zinsentrichtung ungeheuer anschwellenden Schuldsumme haftete der Schuldner nicht nur mit seinem Vermögen, sondern auch mit seiner Person. Denn gleich beim Abschlusse eines Schuldvertrages wurde unter Anwendung einer Wage und in Anwesenheit von fünf Zeugen eine feierliche Formel gebraucht, nach der der Schuldner, falls er bei Ablauf der Darlehnsfrist — in der Regel ein Jahr — nicht zahlen könne, dem Gläubiger ohne weiteres Eingreifen eines Magistrats als Schuldknecht verfiel. Der Gläubiger selbst konnte dann Hand an ihn legen, ihn festsetzen und zur Knechtesarbeit zwingen. Ja, dieses Nexusrecht ließ sich sogar auf die Familie des Schuldners, insbesondere auf seine Kinder, ausdehnen; wurde auch innerhalb der weiteren vom Gläubiger gestellten Fristen keine Zahlung geleistet, so erhielt dieser schließlich das Recht, den Schuldner samt seiner Familie in die Fremde als Sklaven zu verkaufen. Diese grausame Durchführung des Schuldrechtes ist eine Folge des starren Eigentumsbegriffes, der zu den Grundzügen des römischen Rechtes und der römischen Gesinnung gehört und der später mit dem römischen Rechte zugleich, wenn auch in abgeschwächter Gestalt, zu den andern Kulturvölkern gedrungen ist.

Ähnliche Mißstände, wie sie die Plebejer in Rom bedrückten, lasteten, wenn auch nicht in so harter Form, auf den niederen Zünften und unzünftigen Arbeitern der mittelalterlichen Städte. Sie sind oft genug mit roher Gewaltthat und Strömen von Bürgerblut beseitigt worden; der Freiheitskampf der römischen Plebejer steht einzig in der Weltgeschichte da durch die Mäßigung und Gesetzlichkeit, die die Unterdrückten auch unter den schwierigsten Verhältnissen beobachtet haben.

Die Erzählung von der ersten Auswanderung der Plebejer (494 v. Chr.).

Der Sage nach hatte die Erbitterung der Plebejer im Jahre 495 v. Chr., als ein Angriff der Volsker drohte, einen hohen Grad erreicht. Da entsprang dem Schuldkerker ein Plebejer, der einst als Centurio im Heere gedient und manche ehrenvolle Narbe auf der Brust aufzuzeigen hatte, und eilte hilfesuchend auf den Markt. Die Erscheinung des blassen, von Entbehrungen und Mißhandlungen abgezehrten Mannes erregte lauten Aufruhr; diesen beschwichtigte der Konsul Servilius durch ein Edikt, daß angesichts der herannahenden Volsker alle Schuldknechte für die Dauer des Feldzuges ihre Freiheit erlangen sollten, und fügte das Versprechen hinzu, daß nach dem Feldzuge eine gesetzliche Abhilfe der Not erfolgen solle. Aber nach Besiegung der auswärtigen Feinde sandte der andre Konsul, Appius Claudius, der Sprößling eines erst nach Vertreibung der Könige aus dem Sabinerlande eingewanderten Patriziergeschlechtes, voll starren Adelsstolzes die Schuldner wieder in ihre Kerker und steigerte dadurch die allgemeine Erregung so, daß im folgenden Jahre nur mit Mühe und unter neuen Versprechungen des Diktators Valerius ein Heer gegen die Sabiner geführt werden konnte. Als sich aber nach dem Feldzuge die Plebs wiederum in

ihren Hoffnungen getäuscht sah, zog sich das plebejische Heer, das eigentlich gegen die Äquer im Felde bleiben sollte, auf einen nördlich des Anio gelegenen Berg zurück und befestigte ein Lager als Mittelpunkt einer neuzugründenden Stadt. Jetzt endlich beschloß der Senat nachzugeben. Man schickte als Vermittler den Menenius Agrippa, der die separierte Gemeinde besonders durch die Erzählung der Fabel von dem Magen und den Gliedern des menschlichen Körpers gewonnen haben soll.

Das römische Volkstribunat.

In Wahrheit stellten die Ausgewanderten drei Bedingungen für ihre Rückkehr nach Rom, die von den Patriziern notgedrungen erfüllt wurden. Erstens wurde ihnen Amnestie, zweitens Erlaß der damals vorhandenen Schulden und drittens die Einsetzung zweier Volkstribunen (tribuni plebis) bewilligt. Tribunen, d. h. Teiler, Ordner, hatte es schon vorher gegeben, sonst wäre es nicht nötig gewesen, die neuen Beamten ausdrücklich als tribuni plebis zu bezeichnen. Patrizische tribuni militum hatten wohl schon in der Königszeit als Stabsoffiziere des Höchstkommandierenden gedient, patrizische Tribunen waren vermutlich auch Vorsteher der Bürgertribus seit der Servianischen Verfassung. Diesen patrizischen Volksordnern traten nunmehr zwei plebejische mit besonderen Befugnissen gegenüber. Der Friedensvertrag, in dem diese Bedingungen von beiden Parteien beschworen wurden, wurde auf dem danach mons sacer d. h. „der heilige Berg" genannten Lagerplatze der Plebejer unter denselben Formen vollzogen wie ein mit einem fremden Volke abgeschlossenes Bündnis (foedus) und galt seitdem als ein „heiliges Gesetz" (lex sacrata). Wer es verletzte, der verfiel zwar nicht der irdischen Gerichtsbarkeit, aber der Strafe der Götter. Demnach besaßen auch die beiden neugewählten Volkstribunen die Eigenschaft der Unverletzlichkeit (sacrosanctitas). Sie waren die Vertreter der Plebs den Magistraten und dem Senate gegenüber; doch hat sich ihre Befugnis erst im Laufe der Zeit entwickelt und gesteigert. Sie wurden zunächst in Centuriatkomitien gewählt und besaßen außer ihrer Unverletzlichkeit anfangs wohl nur das Recht, im einzelnen Falle durch persönliches Eingreifen den bedrohten Plebejer vor dem Übergriffe eines Gläubigers oder eines Magistrats zu schützen (jus auxilii). Daraus entwickelten sich aber allmählich weitergehende Rechte, namentlich die Befugnis, gegen allgemeinere Bestimmungen des Senats oder der Konsuln Einspruch zu erheben (jus intercedendi). Daran schließt sich das Recht, römische Bürger, ja sogar Magistrate, zu verhaften (jus prensionis), und endlich die Krone ihrer Befugnisse: das Recht, selbständig mit dem Volke in von ihnen berufenen Sonderversammlungen der Plebejer (concilia plebis) zu verhandeln und über ihre Anträge abstimmen zu lassen (jus cum plebe agendi), woraus sich späterhin eine gesetzgeberische Initiative entwickelt hat, die der konsularischen völlig gleichkam (s. S. 376). Die natürliche Folge dieser Entwickelung war, daß sie auch im Senate erst Sitz, dann auch Stimme erlangten.

Die Ädilen.

Neben den Tribunen gab es auch noch plebejische Ädilen für die innere Verwaltung der Plebs. Sie waren wohl ursprünglich Aufseher und Subalternbeamte im Tempel der Ceres (aedes Cereris), wo sich Archiv und Kanzlei der Plebs befanden, dann aber übten sie auch Polizeigewalt über die Plebejer und führten die Aufsicht über den Kornmarkt.

Die Sage von Coriolan; Plebejer und Patrizier nach der ersten Sezession.

Die den Plebejern gewährten Rechte waren natürlich den meisten Patriziern ein Ärgernis; es wird daher an Versuchen nicht gefehlt haben, der Plebs die gemachten Zugeständnisse wieder zu entreißen. Die Sage knüpft diese Versuche an den Namen des stolzen Marcius Coriolanus, der eine Hungersnot in Rom benutzen wollte, um das Tribunat wiederabzuschaffen, aber von den erbitterten Plebejern gezwungen wurde, Rom als Verbannter zu verlassen. Voll Ingrimm habe er ein Heer der Volsker gegen Rom herangeführt und sei nur durch die Fürbitte seiner Gemahlin

Volumnia und seiner Mutter Veturia endlich bewogen worden, von einer Verwüstung der Stadt abzusehen und mit dem Heere wieder abzuziehen. Eine spätere Zuthat zu dieser Sage weiß sogar zu melden, daß die um ihre Beute betrogenen Volsker den Coriolan erschlagen hätten.

Ist an der Coriolansage überhaupt ein geschichtlicher Kern, so haben doch weder seine noch ähnliche Bestrebungen die selbständige Organisation der Plebs wieder rückgängig machen können. Vielmehr stehen seit der ersten Auswanderung der Plebs auf den heiligen Berg diese und die Patrizier einander gegenüber wie zwei getrennte Völker, die lediglich durch ein Födus verbunden sind. Im Frieden und im gewöhnlichen Lauf der Dinge hatte die patrizische wie die plebejische Gemeinde jede ihre besondere Rechtspflege, ihre besondere Verwaltung und sogar eigne Finanzen. Die Patrizier versammeln sich für ihre besonderen Angelegenheiten nach Kurien auf dem Komitium, die Plebejer nach Tribus auf dem Forum, und zwar an den Markttagen (nundinae), an denen ohnehin die Bauern in die Stadt kamen, während gerade diese Tage in der ältesten republikanischen Zeit für Kuriatkomitien als ungeeignet galten. Zu diesen trennenden Schranken kam nun noch die stärkste von allen, die Religion. Jede Teilnahme der Plebejer an den Opfern und Zeremonien der Patrizier galt als Sünde, deshalb gab es zwischen Patriziern und Plebejern nicht einmal eine Ehegemeinschaft (conubium), ein Recht, das doch sogar zwischen Römern und Latinern bestand. — So zeigte denn der römische Freistaat zunächst durchaus keine unter allen Umständen durchgeführte Einheit. Sie war nur im Kriege und unter der Diktatur, und zwar auf Kosten des einen Volksbestandteiles wirklich vorhanden, und es war eine wunderbare Leistung patrizischer Staatskunst einerseits und besonnenen Ausharrens anderseits, daß die beiden Gemeinden doch noch zu einem Ganzen mit gleicher Religion, gleicher Sitte und gleichem Rechte verschmolzen sind.

Die ältesten agrarischen Streitigkeiten.

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Plebejer an der gemeinen Mark, d. h. an der Nutznießung aus dem unverteilten Staatsacker keinen oder wenigstens keinen ihrer Zahl und ihren Leistungen entsprechenden Anteil hatten. Zwar soweit im ursprünglichen Stadtgebiete von Rom Weideplätze vorhanden waren, werden auch sie ein Nutzungsrecht daran gehabt haben, sonst wäre es undenkbar, wie der plebejische Bauer bei dem geringen Maße des privaten Ackerbesitzes (2—7 Juchert) überhaupt hätte bestehen können. Aber die großen Landstrecken, die bei den Eroberungskriegen der letzten Königszeit und nach Beseitigung der Etruskergefahr vorwiegend mit plebejischem Blute erworben und zum Staatsacker erklärt worden waren, blieben den Plebejern unter der Herrschaft der patrizischen Aristokratie verschlossen. Bis zu den Licinischen Gesetzen behaupteten die Patrizier im wesentlichen ihren Standpunkt, daß die Nutznießung vom sogenannten ager publicus ihnen allein zukomme. Es ist nicht leicht, die Gründe dieser Maßregel völlig zu erkennen und zu würdigen. Es mag wohl sein, daß die meisten Plebejer überhaupt wirtschaftlich zu schwach waren, um einen, vielleicht viele Kilometer von ihrem Wohnsitze entfernten Acker bebauen zu können; eine Zusammenlegung von Ackerstücken in der Heimat mag aber aus religiösen Gründen unthunlich erschienen sein, da die alten römischen Flureinteilungen wahrscheinlich unter Auspizien limitiert, d. h. unter Mitwirkung der Gottheit abgegrenzt worden waren. Immerhin wäre es doch möglich gewesen, den unversorgten Söhnen plebejischer Bauern durch regelmäßige Aufteilungen neu eroberten Staatslandes neue Güter zu verschaffen, und in der That ist wohl manchmal, um die Murrenden zu beschwichtigen, eine solche Assignation vorgenommen worden. Aber im wesentlichen blieb doch der ager publicus unaufgeteilt und wurde — nach welchen Regeln und Grundsätzen es geschah, wissen wir nicht — lediglich von Patriziern in Besitz genommen, die kapitalkräftig genug

waren, auch fern von ihrem Stammgute gelegene neue Rittergüter durch Sklaven und reichlichen Viehstand in den Kreis ihrer Bewirtschaftung zu ziehen. Diese Bewirtschaftung aber geschah in der selbstsüchtigsten Weise. Denn da diese Güter dem Namen nach im Besitze des Staates blieben, so wurden sie weder beim Zensus miteingeschätzt, noch ihre Erträgnisse versteuert. Ja sogar die Nutzungssteuer (vectigal), den Zehnten vom Ackerland, den Fünften von Weinbergen und Obstgärten, die die Patrizier als eine Art von Pachtsumme in die Staatskasse zu entrichten hatten, wurde von ihnen abgeschafft und nur ein geringes Weidegeld für die auf unbebautem Staatslande sich nährenden Viehherden entrichtet.

Das Ackergesetz des Spurius Cassius (486 v. Chr.).

Gegen diese offenbare Ungerechtigkeit, die von den Plebejern auch lebhaft als solche empfunden wurde, wendete sich, der Tradition nach im Jahre 486 v. Chr., der Konsul Spurius Cassius, der erste der römischen Staatsmänner, der an die Lösung der wichtigen agrarischen Frage praktisch Hand anzulegen versuchte. Er hatte im Jahre 493 v. Chr. das Bündnis mit den Latinern abgeschlossen und war jetzt zum drittenmal Konsul. Das Ackergesetz, um dessen Zustandekommen er sich mit allen Kräften bemühte, bestimmte wahrscheinlich, daß der noch unbesetzte Teil des Staatslandes und wohl auch Teile desselben, die schon von einzelnen Patriziern in Besitz genommen worden waren, unter arme Plebejer, und dem Bundesvertrage gemäß auch an Latiner, in Ackerlosen von bestimmter Größe zu freiem Eigen aufgeteilt werden sollten. Genaueres läßt sich über den Inhalt des Cassischen Ackergesetzes nicht sagen, da die Überlieferung verworren ist und manche Züge aus späteren Streitigkeiten um den Staatsacker enthält. Das Gesetz erlangte leider keine rechtliche Geltung. Denn nachdem es Cassius ohne Ermächtigung des Senats vor die Centuriatkomitien gebracht hatte, erhob sein Mitkonsul Verginius Einspruch dagegen. Ja er selbst wurde nach Ablauf seiner Amtszeit von zwei Quästoren angeklagt, daß er nach der Alleinherrschaft strebe, und von den Centuriatkomitien zum Tode verurteilt. Seinen Standesgenossen war es gelungen, sogar die Plebejer, denen das Gesetz zum Vorteil gereichen sollte, gegen ihn aufzureizen, da die römische Plebs die Berücksichtigung der Latiner mit scheelen Augen betrachtete und der Senat Ackerassignationen allein an römische Plebejer unter der Hand in Aussicht gestellt hatte.

Als Cassius, sei es durch Herabstürzen vom tarpejischen Felsen, sei es durch die Hand seines greisen Vaters, gestorben war und der Senat nunmehr nicht die geringsten Anstalten machte, seine Versprechungen einzulösen, erkannten die römischen Plebejer zu spät, daß sie ihren Wohlthäter vernichtet hatten. Aber der von Cassius zuerst ausgesprochene Gedanke einer Abhilfe der sozialen Not durch Aufteilung des ager publicus blieb lebendig: er war der Gegenstand immer erneuter Forderungen, die, von Volkstribunen formuliert, Annahme fanden in den Sonderversammlungen der Plebejer, zunächst freilich nur als ohnmächtige Proteste gegen eine übermächtige aristokratische Staatsordnung, aber doch später wirksam in neuen gesetzgeberischen Versuchen auf agrarischem Gebiete, die leider nie zu einem völlig befriedigenden Abschlusse gekommen sind. So wurde mit der Vernichtung der lex Cassia durch kurzsichtige Interessenpolitik der Patrizier der erste Keim gelegt zu der später für Rom so verhängnisvollen Vernichtung des kleinen Bauernstandes.

Die Oligarchie der Fabier.

Die Verurteilung eines ehemaligen Konsuls, der es gewagt hatte, an einem der Vorrechte der harten Aristokratie zu rütteln, mußte natürlich die Macht dieses Herrenstandes stärken, als deren Vorkämpfer damals das Fabische Geschlecht erschien. Sechs Jahre hintereinander war allemal ein Fabier unter den Konsuln. So übte dieses mächtige Geschlecht eine Art Oligarchie über Rom aus, die den andern Patriziern schließlich unerträglich wurde und, als die Fabier, um sich in ihrem Einflusse zu

186. Der Tarpejische Felsen.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

behaupten, die Plebs durch Verheißungen von Ackerverteilungen an sich zu fesseln suchten, im Jahre 479 v. Chr. zu ihrer Auswanderung führte. Dreihundertundsechs männliche Glieder und 4000 Klienten zählte die gens Fabia, als sie Rom verließ, um sich zwischen Rom und Veji eine neue Stadt zu gründen. Aber mit ihrem Glücksstern war es zu Ende: sie unterlagen im Jahre 477 v. Chr. fast insgesamt einem Überfalle der Etrusker im Thale der Cremera. Ihr Todeskampf wurde in der Familienchronik des zu Rom wiederaufblühenden Fabischen Geschlechtes glorifiziert zu einer That der Aufopferung für Rom und als solche in der römischen Dichtung viel besungen.

Nach der Beseitigung der Fabischen Oligarchie führte der Kampf um die Forderungen des Cassischen Gesetzes zur höchsten Erbitterung. Da steckte ihm ein Tribun des Jahres 472 v. Chr. zunächst ein andres Ziel. Publilius Volero stellte die Forderung auf, daß die plebejischen Magistrate, Tribunen und Ädilen, in plebejischen Sonderversammlungen gewählt werden sollten („ut plebei magistratus tributis comitiis fierent"); „eine wichtige Bestimmung", wie Livius sagt, „in einem scheinbar harmlosen Wortlaute." Denn bisher waren die Tribunen, allerdings aus der Mitte der plebejischen „Tribuspfleger", in Centuriatkomitien gewählt worden, so daß den Patriziern und ihren Klienten Einfluß auf die Auswahl verhältnismäßig fügsamer Persönlichkeiten in die Hand gegeben war; die erwählten Tribunen hatten alsdann die Ädilen ernannt. Jetzt sollten Tribunen und Ädilen aus direkter Wahl der Plebejer allein unter dem Vorsitze der Tribunen hervorgehen: eine Garantie dafür, daß nur Männer, die wirklich den Interessen der Plebs zu dienen ernsthaft entschlossen waren, zu diesen Ämtern gelangten. Dieses Publilische Gesetz wurde, vermutlich weil die erste Abstimmung von den Patriziern und ihren Klienten gestört wurde, erst im zweiten Tribunatsjahre des Publilius angenommen und erhielt auch dann nicht die Bestätigung der Centuriatkomitien, seine Gültigkeit war also zweifelhaft, indes scheint es doch thatsächlich beobachtet worden zu sein.

Das Gesetz des Publilius Volero (471 v. Chr.).

Weit wirksamer noch für die Herstellung eines genügenden Rechtsschutzes für die Plebejer wurde der im Jahre 462 v. Chr. von dem Tribunen Terentilius Harsa in einer Sonderversammlung der Plebs durchgebrachte Antrag, daß eine Kommission von fünf Männern eingesetzt werden sollte, um wenigstens für die Friedenszeiten die Grenzen der konsularischen Strafgewalt schriftlich zu fixieren. Es handelte sich dabei zunächst weniger um das Staatsrecht als vielmehr um eine Festlegung des Privatrechts, d. h. um die Bestimmung der Grenzen, in denen sich das strafende Einschreiten der patrizischen Magistrate gegen den Privatmann halten sollte. Um die Wichtigkeit der Forderung zu begreifen, muß man wissen, daß die Rechtskenntnis, damals lediglich auf mündlicher Überlieferung innerhalb des herrschenden Standes beruhend, ein Sonderbesitz der Patrizier und somit eins ihrer hauptsächlichsten Machtmittel war. Das konservative Verlangen der Tribunen nach Kodifikation des Gewohnheitsrechtes und damit nach Rechtskenntnis und Rechtssicherheit ist ein schönes Zeugnis einerseits für ihr Maßhalten, anderseits für ihr staatsmännisches Verständnis der Lage. Die Patrizier waren natürlich zunächst der staatsrechtlichen Anerkennung und Ausführung des Plebiszits des Terentilius entgegen; sie suchten vielmehr durch kleine Zugeständnisse das Volk, dessen guten Willen sie bei der fortwährenden Bedrohung des Staates durch die Äquer nicht entraten konnten, zu beschwichtigen. So genehmigten sie, daß durch einen Beschluß der Centuriatkomitien ein Plebiszit vom Jahre 457 v. Chr. Gültigkeit erlangte, wodurch die Zahl der Tribunen von fünf auf zehn erhöht wurde. Im folgenden Jahre wurde durch Senatsbeschluß dem Plebiszit des Tribunen Icilius Gesetzeskraft verliehen, daß die großen, meist von Patriziern okkupierten Feldstücke und Weideplätze auf dem Aventin zu Baustellen parzelliert und unter arme Plebejer verteilt werden sollten, wobei jedoch die bisherigen Inhaber des Landes nach Schätzung von Sachverständigen für ihre Verbesserungen von Grund und Boden Entschädigung erhielten. Endlich wurde im Jahre 454 v. Chr. durch das von den Konsuln Aternius und Tarpejus beantragte Gesetz (lex Aternia Tarpeja) das Recht, Vermögensstrafen auszusprechen, von den Konsuln auch auf die Tribunen und Ädilen ausgedehnt, gleichzeitig aber als Maximum des Strafmaßes die Zahl von 30 Rindern und zwei Schafen bestimmt.

Das Verlangen der Plebejer nach Aufzeichnung der Gesetze.

Als aber die Plebejer trotz dieser Zugeständnisse immer wieder auf die Durchführung des Plebiszitum Terentilium zurückkamen, so war der Senat schließlich bereit, eine Kodifikation des Rechtes zuzulassen; da aber eine solche nach der Anschauung des

Die Dezemvirn (451 bis 449 v. Chr.).

Altertums nur von Männern vorgenommen werden konnte, die durch keinen übergeordneten Magistrat beschränkt waren, so blieb nichts übrig, als die Aufzeichner der Gesetze selbst mit der höchsten Staatsgewalt auszurüsten, eine derartige Stellung aber wollten die Patrizier nur Standesgenossen anvertrauen. Die Plebejer fügten sich; so wurden im Jahre 451 v. Chr. in Centuriatkomitien patrizische „Zehnmänner mit konsularischer Gewalt für die Aufzeichnung der Gesetze" (decemviri consulari potestate legibus scribundis) gewählt und, da ihr Amt eine Verfassungsänderung in sich schloß, auch von den Centuriatkomitien nach vorher erteilter „patrum auctoritas" bestätigt. Am 15. Mai 451 v. Chr. traten die Gewählten ihr Amt an, nachdem zuvor drei von ihnen, Sp. Postumius, A. Manlius, Ser. Sulpicius, eine Reise nach Unteritalien und Athen unternommen hatten, um die Form der dort geltenden Gesetzbücher kennen zu lernen. Außerdem sollen die Dezemvirn bei der Redaktion der Gesetze von dem Griechen Hermodoros aus Ephesos unterstützt worden sein, der den genannten drei Männern schon bei ihrer Reise als Dolmetscher gedient hatte. Noch vor Ablauf ihres Amtsjahres vollendeten die Dezemvirn, unter denen Appius Claudius, der Konsul des Jahres 451 v. Chr., die bedeutendste Persönlichkeit war, einen Gesetzentwurf, der auf zehn Tafeln verzeichnet und öffentlich ausgestellt wurde. Dieser Entwurf wurde, nachdem mancher Einspruch gehört und von den Dezemvirn berücksichtigt worden war, unter Genehmigung des Senats in Centuriatkomitien angenommen und von den Kuriatkomitien bestätigt. Dazu wurden von den Dezemvirn des folgenden Jahres noch zwei Gesetzestafeln gefügt, so daß später das ganze Ergebnis der Dezemviralgesetzgebung auf zwölf Erztafeln zu lesen war (Zwölftafelgesetz = leges duodecim tabularum), die auf dem Komitium ausgestellt jedermann zugänglich waren.

Das Zwölftafelgesetz.

Noch in Ciceros Zeit wurden diese wichtigen Gesetze, die Livius „die Quelle jedes Staats- und Privatrechtes" nennt, von den römischen Knaben auswendig gelernt; uns sind nur noch spärliche Bruchstücke davon erhalten. Aus diesen ersehen wir zum Beispiel, daß die Gesetzgeber bemüht waren, die Grundlagen des alten patriarchalischen Staates, die ehedem unumschränkte Gewalt des Hausvaters zu beschränken, indem sie bestimmten, daß wenn ein Vater seinen Sohn dreimal verkauft habe, der Sohn von der väterlichen Gewalt frei sein solle. Danach konnte ein Sohn auch durch einen dreimaligen Scheinverkauf von der väterlichen Gewalt emanzipiert werden. — Besonders interessant sind die Bestimmungen über das Schuldrecht. Sie zeigen gegenüber dem starren Nexusrecht der alten Zeit einen gewissen Fortschritt zur Milde, und dennoch erscheinen sie uns noch hart genug. War ein Schuldner rechtmäßig verurteilt, so stand ihm nach dem Zwölftafelgesetz noch eine Frist von 30 Tagen zu, in der er die fehlende Summe unter Umständen noch beschaffen konnte. Gelang ihm dies innerhalb der 30 Tage nicht, so durfte ihn der Gläubiger allerdings einkerkern und in Fesseln legen, aber wiederum waren ihm 60 Tage verstattet, ehe das Schlußverfahren eintreten konnte. Ferner dienten einige der angeordneten Maßregeln dazu, das öffentliche Mitleid auf den bedrohten Schuldner hinzulenken. Vor der Abführung in den Schuldkerker mußte der Verurteilte erst noch einmal vor Gericht gebracht werden, damit unter Umständen ein Freund, der ihn abführen sah, noch als Bürge eintreten konnte. Ebenso mußte der Schuldner an den drei letzten Markttagen vor dem Schlußverfahren nochmals vor den Konsul oder Prätor auf das Komitium geführt und dabei der Betrag seiner Schuld öffentlich ausgerufen werden, ein letzter Versuch, ob sich nicht doch etwa jemand finde, der genügende Mittel und genügendes Interesse an der Erhaltung des Bürgers habe, um ihn loszukaufen. Auch war verordnet, daß des Schuldners Fesseln in der Schuldhaft nicht mehr als $7\frac{1}{2}$ kg wiegen sollten und daß ihm täglich mindestens $\frac{1}{2}$ kg Speltbrei gereicht werden mußte. Waren freilich die genannten Fristen vorüber, ohne daß eine Deckung der Schuld erfolgte, so verfiel er der Sklaverei bei dem Gläubiger oder wurde nach alter Sitte als Sklave ins Ausland verkauft. Mit strengen Strafen wurde der Diebstahl, mit noch strengeren der Wucher bestraft.

Von staatsrechtlicher Wichtigkeit war die Bestimmung, daß über das Leben eines Bürgers nur in den „großen Komitien", also nur in den Patrizier und Plebejer umfassenden Centuriatkomitien geurteilt werden könne, also weder in den patrizischen noch in den plebejischen Sonderversammlungen. In dieser Bestimmung kam ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden Volksbestandteile zum Ausdruck.

Die Tyrannis des Appius Claudius.

Solange die Dezemvirn im Amte waren, gab es weder Konsuln noch Tribunen, noch galt das Provokationsrecht. Sie waren also in ihrer Gesamtheit unumschränkte Gebieter im Staate. Dieser ungeheuren Machtfülle nach Ablauf eines Jahres zu ent-

sagen, mag dem fähigsten, aber auch hochfahrendsten unter ihnen, dem Appius Claudius, schwer geworden sein. In seinem Kopfe bildete sich die Idee einer Alleinherrschaft. Um diesen Gedanken zu verwirklichen, ließ er die Meinung verbreiten, das Werk der Dezemvirn bedürfe noch der Ergänzung durch einige weitere Gesetzestafeln. So beschloß man auch, für das Jahr 450 v. Chr. Dezemvirn zu wählen. Er wußte es so einzurichten, daß er abermals zum Dezemvir, neben ihm aber recht unbedeutende Männer gewählt wurden, die er zu beherrschen hoffen konnte; darunter waren auch einige Plebejer. Das neue Kollegium der Dezemvirn trat unter dem Einflusse des Appius Claudius bald sehr herrisch und gewaltthätig auf. Jeder erschien mit 12 Liktoren, die Beile in den Rutenbündeln führten, Hinrichtungen kamen vor, und die Arbeit an der Gesetzgebung trat vor der Ausübung des harten Gewaltregimentes ganz zurück. So kamen nur zwei Tafeln zustande, über deren Inhalt wir nicht näher unterrichtet sind. Nur von einer Bestimmung wissen wir genau, daß sie den beiden letzten Tafeln angehörte: es war das nachdrückliche Verbot jeder Ehe zwischen Patriziern und Plebejern. Die Aufregung des römischen Volkes über das Gebaren der Dezemvirn wuchs, als sie nach Ablauf ihres Amtsjahres ihre Gewalt nicht niederlegten, sondern weiterführten. Zur Empörung gegen das unrechtmäßige Regiment fehlte es nur an Führern und an einem direkten Anlasse.

Die Geschichte vom Sturze der Dezemvirn, wie sie Livius enthält, ist sicherlich nicht frei von hinzugedichteten Zügen, aber sie ist anderseits auch so dramatisch und kennzeichnet den Geist des römischen Volkes so vortrefflich, daß wir ihr hier im wesentlichen folgen. Sabiner und Äquer waren gleichzeitig in das römische Gebiet eingefallen. Gegen sie gelang es den Dezemvirn zwei Heere aufzubieten und ins Feld zu führen; Appius Claudius aber blieb in Rom zurück. Beide Heere, nur widerwillig ihren Führern folgend, hielten sich unrühmlich und wurden geschlagen. Schon fürchtete man in Rom einen Angriff der Feinde auf die Stadt selbst und traf Sicherheitsmaßregeln. Da gab ein angesehener Plebejer, der schon in vielen Schlachten mitgefochten und die höchsten Auszeichnungen erhalten hatte, L. Siccius, seinem Unwillen im Feldlager so laut Ausdruck und sprach von Tribunenwahl und Sezession so unverhohlen, daß ihn die das Heer befehligenden Dezemvirn durch Meuchelmord aus der Welt schafften. Kaum hatte man die furchtbare Aufregung des Heeres über diese Unthat durch ein großartiges Begräbnis des Ermordeten, das auf Staatskosten stattfand, einigermaßen beschwichtigt, da brachte ein andres Verbrechen den Stein ins Rollen.

Der Prozeß der Virginia.

Appius Claudius, der sich in seinem Allmachtsgefühle in Rom alles erlauben zu dürfen glaubte, hatte voll frevelhafter Lust sein Auge auf eine Jungfrau, Namens Virginia, geworfen, die Tochter eines ehrbaren und angesehenen Plebejers Virginius, der als Hauptmann im Heere gegen die Äquer stand. Virginia war mit L. Icilius, einem gewesenen Volkstribunen, verlobt. Als sie alle Werbungen des stolzen Claudius keusch zurückgewiesen hatte, griff dieser zu einer scheußlichen List. Er beauftragte einen seiner Klienten, den M. Claudius, die Jungfrau als seine Sklavin zu beanspruchen und festzunehmen. Als nun Virginia eines Tages auf das Forum kam, um hier in einer der Buden Unterricht zu nehmen, legte der Klient Hand an sie, indem er behauptete, sie sei die Tochter seiner Sklavin, und befahl ihr, ihm zu folgen. Die Jungfrau war starr vor Schrecken, aber auf das Geschrei ihrer Wärterin entstand ein Auflauf; man hört die Namen ihres Vaters Virginius und ihres Bräutigams Icilius, Namen von gutem Klange beim Volke. Da erklärt der Helfershelfer des Dezemvirn, er wolle nicht Gewalt brauchen, sondern nur sein Recht. So kam die Sache vor den Richterstuhl des Appius Claudius. Im Einverständnis mit diesem sagt nun der verlogene Kläger aus, das Mädchen sei in seinem Hause geboren, dann gestohlen und

dem Virginius als sein Kind untergeschoben worden. Vergeblich mahnten die Verteidiger der Jungfrau, daß der Entscheid bis zur Ankunft des Vaters verschoben, einstweilen aber die Jungfrau als eine Freie betrachtet würde. Appius entschied vielmehr, der Vater müsse allerdings herbeigeholt werden, unterdessen aber solle der Kläger, damit er nicht geschädigt würde, das Mädchen behalten mit dem Versprechen, daß er sie dann dem rechtmäßig erkannten Vater zustelle. Da drängte sich der Verlobte der Jungfrau, Icilius, mit ihrem Oheime Numitorius durch die Volksmenge, die den Richterstuhl umstand, und seinen glühenden Worten gelang es, daß Appius, den Widerstand der Menge fürchtend, für diesen Tag den Vollzug des Urteiles aufschob, aber am folgenden Tage, so versicherte der Dezemvir, werde ihn keine Macht der Erde davon abbringen, den entscheidenden Spruch zu thun, auch wenn der Vater des Mädchens noch nicht da sei. Daraufhin reiten sofort der Bruder des Icilius und der Sohn des Numitorius mit verhängtem Zügel ins Lager, um den Vater der Jungfrau herbeizuholen. Etwas später brach der Bote des Appius auf, der die Dezemvirn im Lager anweisen sollte, dem Virginius keinen Urlaub zu geben, sondern ihn in Gewahrsam zu nehmen. Er kam zu spät. Virginius war schon auf dem Wege nach Rom; am nächsten Morgen erschien er, noch staubbedeckt vom eiligen Ritte, mit seiner Tochter und einem Gefolge von Frauen auf dem Forum. Er ging aufgeregt umher, drückte den Männern die Hand, mahnte sie, für das Heiligste, die Unschuld der Kinder, einzustehen. Dasselbe that Icilius, noch wirksamer war das stumme Weinen der Frauen. Aber unbeugsamen Sinnes bestieg Appius seinen Richterstuhl, sein Klient erneuerte seine Klage und beschwerte sich sogar über den Verzug. Da fällte Appius, ohne auch nur dem Virginius das Wort zu gönnen, sein Urteil: Virginia gehöre dem M. Claudius als Sklavin. Dumpfe Stille lagerte über der Versammlung. Als aber der Klient nun vortrat, um Hand an Virginia zu legen, entstand ein Tumult. Da schrie Appius, er wisse wohl, daß man auf Empörung sinne, deshalb sei er mit Bewaffneten erschienen, um die Würde der Regierung zu schützen, und wies seine Liktoren an, die Menge auseinanderzutreiben, damit der Eigentümer seine Sklavin greife. Bestürzt wich das Volk zurück, und verlassen stand die Jungfrau da, der Wollust zum Raube. Da bat Virginius, daß ihm wenigstens noch eine Unterredung mit der Tochter und ihrer Pflegerin gestattet werde, damit er erfahre, wie der Betrug vor sich gegangen sei. Die Bitte wurde gewährt, er trat zur Seite, ergriff von einer Fleischbank ein Messer und stieß es der Tochter ins Herz mit den Worten: „Nur so kann ich dir die Freiheit wiedergeben." Dann stürzte der unglückliche Vater, das blutige Messer hoch emporschwingend, dem Stadtthore zu und verschwand in der ihn begleitenden Menge seinen Verfolgern. Icilius aber und Numitorius hoben die Leiche auf und zeigten das Opfer des Appius Claudius dem Volke. Da erscholl lauter Weheruf; die Männer scharen sich um Icilius, sogar Patrizier unter ihnen, den Liktoren, die Appius gegen die Menge vorschickt, werden die Rutenbündel zerbrochen, endlich entflieht der Anstifter alles Unheils verhüllten Hauptes in sein Haus.

Zweite Auswanderung der Plebs (449 v. Chr.).

Unterdes trug Virginius den Aufruhr in das Lager. Seine bewegte Erzählung des Vorgefallenen bewirkte, daß das ganze gegen die Äquer im Felde stehende Heer nach Rom marschierte und den Aventin, die Plebejerburg, besetzte. Hier wurden zehn Befehlshaber, Militärtribunen, gewählt. Dasselbe that das von der Sabinergrenze her anmarschierende Heer, bei dem der Zorn über die Ermordung des Siccius neu auflebte. Alle Verhandlungen des Senates mit den Aufständischen waren vergebens: sie verlangten die Abdankung der ungesetzlichen Regierung und zogen schließlich, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben, insgesamt mit Weib und Kind hinaus auf den heiligen Berg, durch eine zweite Sezession Roms Fortbestand bedrohend.

Ansicht des Forums von Rom in dem heutigen Zustande. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Links der Bogen des Septimius Severus, hinter dem ein Teil der Fassade der Curie (S. Adriano) sichtbar wird. Drei Säulen im Vordergrunde sind alles, was von dem glänzenden Tempel des Vespasian übrig ist; rechts stehen noch einige Reste des Saturntempels. Seit- und rückwärts davon (am Rande) sieht man die Trümmer der Basilica Julia, dahinter drei Säulen vom Tempel des Castor. In der Mitte des Blattes die Phokassäule, im Jahre 608 zu Ehren des oströmischen Kaisers Phokas errichtet; im Hintergrunde erscheint, an seinen Formen deutlich erkennbar, das Kolosseum, rechts der Titusbogen.

Sturz der Dezemvirn

Da endlich traten die Dezemvirn zurück, und es trat das Interregnum ein. Dann gingen zwei volksfreundliche Patrizier, L. Valerius Potitus und M. Horatius Barbatus, hinaus auf den heiligen Berg und bewogen die Plebejer gegen Zusicherung der Amnestie, Wiederherstellung des Tribunats und des Konsulats (mit Provokation) zur Rückkehr nach Rom. Hier besetzten die Plebejer zunächst wieder den Aventin und wählten, da kein Tribun da war, die Wahlhandlung zu leiten, unter dem Vorsitze des Oberpriesters (pontifex maximus) zehn Tribunen, darunter Virginius, Icilius, Numitorius. Das geschah am 10. Dezember; dieser Tag galt seitdem als Anfang des tribunizischen Amtsjahres. Außerdem suchten sie durch besondere Plebiszite die ihnen zugesagte Amnestie und die Wiederherstellung des Konsulates samt der Provokation zu sichern. Der Interrex aber berief die Centuriatkomitien, in denen L. Valerius und M. Horatius für das Jahr 449 v. Chr. zu Konsuln gewählt wurden. Sie wurden bei der Erteilung der lex curiata de imperio auf die Beobachtung des Zwölftafelgesetzes verpflichtet. Appius Claudius und ein andrer der Dezemvirn entleibten sich im Gefängnis, die übrigen gingen ins Exil.

Neubegründung der republikanischen Verfassung durch die leges Valeriae Horatiae (449 v. Chr.).

Die wichtigste Aufgabe der Konsuln des Jahres 449 v. Chr. mußte es sein, die nach der Unterbrechung durch die Dezemviralzeit neubegründete republikanische Verfassung durch unumstößliche Gesetze für alle Zukunft zu befestigen. Sie thaten es durch die berühmten drei Valerisch-Horazischen Gesetze (leges Valeriae Horatiae), von denen die beiden ersten zu den von beiden Ständen beschworenen Grundgesetzen des Staates (leges sacratae) gehörten.

Die leges Valeriae Horatiae hatten nach Livius folgenden Wortlaut:

1) Ne quis ullum magistratum sine provocatione crearet: qui creasset, eum jus fasque esset occidi: neve ea caedes capitalis noxae haberetur.

2) Ut qui tribunis plebis, aedilibus, judicibus decemviris nocuisset, ejus caput Jovi sacrum esset, familia ad aedem Cereris, Liberi, Liberaeque venum iret.

3) Ut quod tributim plebes jussisset, populum teneret.

Das erste dieser Gesetze bestimmte, daß niemals wieder ein Magistrat gewählt werden sollte, gegen den die Provokation nicht anwendbar wäre, und bedrohte den, der gegen diese Verordnung handle, mit der Acht. Die Spitze dieses Gesetzes war natürlich gegen solche außerordentliche Magistrate gerichtet, wie das Dezemvirat gewesen war. Die Diktatur fiel nicht unter dieses Gesetz, weil der Diktator nicht gewählt (creare), sondern von einem der Konsuln ernannt wird (dicere). Bald jedoch wurde von den Plebejern der Versuch gemacht, innerhalb des Pomeriums auch gegen den Diktator die Provokation anzuwenden.

Die zweite Bestimmung stellte die Unverletzlichkeit (sacrosanctitas) der plebejischen Beamten von neuem fest mit den Worten: „Wer die Tribunen der Plebs, die Ädilen und das Richterkollegium der Zehn schädigt, dessen Haupt soll dem Jupiter geweiht sein; sein Hausstand aber soll dem Tempelgut der Ceres, des Liber und der Libera verfallen sein.“ Die plebejischen Ädilen haben allerdings später mit der Veränderung ihres Geschäftskreises, wie es scheint, ihre Unverletzlichkeit verloren; über die Befugnisse des plebejischen Richterkollegiums der Zehn sind wir nicht genauer unterrichtet. Eine Ergänzung hierzu enthielt das Plebiszit des Duilius, welches, um die Kontinuität des Tribunats zu sichern, bestimmte, daß die Tribunen, die keine Nachfolger hätten wählen lassen, den Feuertod erleiden sollten.

Das dritte der Valerisch-Horazischen Gesetze bestimmte, daß, was die Plebs nach Tribus geordnet beschließe, für das gesamte Volk bindend sein solle. Es ist sehr schwer, das richtige Maß der Ausdehnung dieser Bestimmung zu erkennen. Offenbar ist hierdurch den von Tribunen einberufenen Sonderversammlungen der Plebs (concilia

plebis) eine gewisse Befugnis zur Gesetzgebung erteilt worden. Aber kaum ist diese Befugnis so uneingeschränkt erteilt worden, wie es nach dem uns überlieferten Wortlaute des Gesetzes scheinen könnte. Denn es ist undenkbar, daß die das ganze Volk umfassenden Centuriatkomitien zur Gültigkeit ihrer Beschlüsse der Bestätigung der Kuriatkomitien und der patrum auctoritas bedurften, während die Beschlüsse der Plebs allein ohne weitere Bestätigung Gesetzeskraft gehabt hätten. Deshalb bezog sich das Valerische Gesetz wohl nur auf Plebiszite auf dem Gebiete des plebejischen Standesrechtes und des Privatrechtes. Was direkt in das Imperium der Konsuln eingriff, mußte nach wie vor in Centuriatkomitien beschlossen und danach von den Patriziern bestätigt werden (s. S. 332). Immerhin war es für die Plebs ein großer Triumph, daß es von nun an neben konsularischen, d. h. von Konsuln beantragten Gesetzen auch tribunizische (leges tribuniciae) gab, und die Weiterentwickelung dieser tribunizischen Gesetzgebung war nur eine Frage der Zeit. Jetzt wurde auch durch eine Verfügung der Konsuln den plebejischen Ädilen die Aufsicht über das Archiv der Senatsbeschlüsse im Ceres-tempel und den Tribunen das Recht überlassen, an den Senatssitzungen teilzunehmen.

Centuriatkomitien und Tributkomitien.

Bei der steigenden Wichtigkeit der Plebejerversammlungen gewöhnten sich auch die patrizischen Klienten mehr und mehr daran, an ihnen teilzunehmen, wodurch sich das Gefühl der Abhängigkeit von ihren Patronen minderte. Endlich aber sahen sich auch die Konsuln selbst genötigt, der Gesetzgebung der Tribunen dadurch Konkurrenz zu machen, daß sie bisweilen das gesamte Volk nicht nach Centurien, wobei die Reichen die Oberhand hatten, sondern nach Tribus beriefen, wobei die Masse des unteren Volkes den Ausschlag gab. Solche Volksversammlungen nannte man Tributkomitien (comitia tributa). Sie wurden zuerst im Jahre 447 v. Chr. berufen, als die Konsuln die Quästoren, die sie bisher selbst ernannt hatten, in solchen Komitien vom Volke wählen ließen. Das war ein vorbereitender Schritt zu der späteren Demokratie. Jetzt erst erlangte das System der römischen Volksversammlungen seine volle Ausbildung: es gab nunmehr für den Konsul zwei Möglichkeiten, mit dem gesamten Volke zu unterhandeln, erstens in Centuriatkomitien, zweitens in Tributkomitien; in beiden Versammlungen stimmten dieselben Leute, aber das eine Mal nach den Vermögensklassen, das andre Mal nach den Tribus, denen sie zugehörten. Außerdem konnte der Konsul mit den Patriziern allein in Kuriatkomitien verhandeln. Die Volkstribunen hatten nicht das Recht, Versammlungen des gesamten Volkes zu berufen, sie präsidierten nur in den Sonderversammlungen der Plebs, aber gerade diese erlangten einen mit der Zeit immer steigenden Einfluß auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung.

Kämpfe mit Äquern und Volskern.

Während dieser inneren Kämpfe mußte Rom zugleich bedeutende Kraft nach außen entfalten, da es mit den Äquern und Volskern in fast ununterbrochener Fehde lag. Im Jahre 468 wurde die wichtige Volskerstadt Antium erobert und im folgenden Jahre teilweise durch römische Kolonisten besetzt. Im Jahre 458 soll Quinctius Cincinnatus zum Diktator ernannt und, vom Pflügen seines Feldes herbeigeholt, die Äquer am Berge Algidus besiegt haben. Er wurde später in der römischen Dichtung hochgepriesen als ein Muster alter Einfachheit, Sittenstrenge und Tüchtigkeit.

Der Kampf der Plebejer um Rechtsgleichheit mit den Patriziern.

Die Gesetze des Canulejus und die Militärtribunen mit konsularischer Gewalt.

Der den Plebejern durch die Gesetzgebung seit 494 v. Chr. gewährte Rechtsschutz hatte nicht wenig zur Hebung dieses Standes beigetragen. Dabei freute sich die untere Masse der Kleinbauern und Handwerker besonders über die errungenen materiellen Vorteile; es gab aber unter den Plebejern bereits wohlhabende, ja reiche Familien mit einer gewissen politischen Tradition, sofern sie die führenden Männer im Ständekampf gestellt hatten. Diese Familien steckten sich natürlich höhere Ziele als die untere

Masse, sie wünschten vollkommene Rechtsgleichheit mit den Patriziern, also auch Anteil am Imperium, Zutritt zum Konsulate. Gegen diese Forderungen machten die Patrizier vor allem ihre religiösen Überzeugungen geltend, wonach die Anstellung von Auspizien durch Plebejer eine Sünde gegen die Götter war. Deshalb richtete sich der erste Ansturm der vornehmeren Plebejer gegen die religiöse Scheidewand zwischen den beiden Ständen.

Noch im Zwölftafelgesetz waren Ehen zwischen Patriziern und Plebejern aus religiösen Gründen verboten worden. Aber schon im Jahre 445 v. Chr. brachte der Tribun Canulejus die Forderung ein, daß Ehen zwischen Patriziern und Plebejern rechtsgültig sein und also Kinder aus solchen Ehen dem Stande des Vaters folgen sollten; gleichzeitig aber wurde auch schon verlangt, daß einer von den beiden Konsuln Plebejer sein dürfte. Als Canulejus die erste dieser beiden Forderungen (ut conubia plebei cum patribus essent) in einer Sonderversammlung der Plebs zum Beschluß erhob, gaben die Patrizier den Widerstand dagegen auf. Um so hartnäckiger entbrannte der Kampf um das Konsulat; ein Plebiszit, das die Zulassung der Plebejer zu diesem patrizischen Amte anordnete, wäre wirkungslos gewesen, weil eine Veränderung des Wortlautes der lex curiata de imperio nur durch Centuriatkomitien und mit Bestätigung durch die Kuriatkomitien möglich war. Endlich wurde ein Vergleich geschlossen: das Konsulat blieb ein rein patrizisches Amt, doch sollten anstatt der Konsuln eines Jahres auch sechs Militärtribunen mit konsularischer Gewalt gewählt und mit dem Imperium bekleidet werden dürfen; unter diesen Militärtribunen aber durften auch Plebejer sein (ut tribunos militum consulari potestate promiscue ex patribus ac plebe creari sinerent). Auf diese Weise konnten die Plebejer, wenngleich nicht unter dem alten Titel von Konsuln, doch einen Anteil am Imperium erlangen. Immerhin war es in die Entscheidung des Senates gestellt, ob für das nächste Jahr Konsuln oder Militärtribunen gewählt werden sollten. Vom Jahre 444 bis zum Jahre 409 v. Chr. standen zwanzigmal Konsuln und nur sechzehnmal Militärtribunen an der Spitze des Staates, von da an überwiegen durchaus die letzteren bis zum Jahre 367 v. Chr.

Das Amt des Zensors.

Die Patrizier mußten schon beim Abschluß dieses Vergleiches erkennen, daß sie den Plebejern die Teilnahme am Imperium nicht dauernd vorenthalten könnten; deshalb benutzten sie die Gelegenheit, um von dem obersten Staatsamte einzelne Befugnisse abzuzweigen und diese zu einem neuen Amte zusammenzufassen, das nur Patriziern zugänglich sein sollte. So entstand damals das wichtige Amt der Zensoren. Ihre ursprüngliche und wichtigste Befugnis war die Abhaltung des Zensus, d. h. die Abschätzung der Bürger nach ihrem Vermögen und ihre Einreihung in die Vermögensklassen und Centurien. Dadurch übten die Zensoren einen großen Einfluß auf die Gestaltung der Centuriatkomitien; außerdem hatten sie wohl auch die Oberaufsicht über die Tribuslisten. Zu diesen ursprünglichen Befugnissen kamen im Laufe der Zeit die Ergänzung des Senats, die Verwaltung der Staatsdomänen, die Verpachtung der Hafen- und Eingangszölle, der Bergwerke, Wälder u. s. w. und die Verdingung der Bauten und andern Arbeiten für den Staat hinzu. Endlich wurde ihr Amt gekrönt durch das Aufsichtsrecht über die Sitten (regimen morum), kraft dessen sie Unwürdige aus dem Senate und dem Ritterstande ausstoßen, Luxusgesetze und ähnliche Verfügungen erlassen konnten. Ihr Amt war von vornherein ein hochangesehenes, was sich schon darin ausspricht, daß meist gewesene Konsuln in Centuriatkomitien zu Zensoren gewählt wurden. Die Zahl der Zensoren war zwei, ihre Amtsdauer ursprünglich fünf Jahre, doch wurde diese seit der lex Aemilia vom Jahre 434 v. Chr. auf 18 Monate beschränkt.

Schon die siegreich durchgeführte Abzweigung dieses wichtigen patrizischen Amtes von der Gewalt der Konsuln und Militärtribunen beweist, daß die Kraft des alten Adels durch den andauernden und erfolgreichen Ansturm der Plebejer keineswegs gebrochen war. Im Gegenteil, man darf wohl annehmen, daß sich die Kraft dieses solange in strenger Abgeschlossenheit erhaltenen Standes durch die seit der lex Canuleja erlaubten zahlreichen Eheschließungen mit reichen und vornehmen Plebejerinnen regenerierte, so daß auf längere Zeit hinaus den Plebejern keine weiteren Zugeständnisse gemacht wurden. Wie zähe der Adel auch nach dem Jahre 445 v. Chr. an seinen alten Vorrechten festhielt, geht vor allem daraus hervor, daß in den mehr als vierzig Jahren bis 400 v. Chr. bei 23 in diese Zeit fallenden Militärtribunaten faktisch kein einziger Plebejer gewesen ist. Erst während des Krieges mit Veji gelang es den Plebejern, im Jahre 400 vier von den Ihrigen als Militärtribunen durchzubringen; und die einzige weitere Konzession, die den Plebejern in diesem langen Zeitraum zu teil wurde, war die Vermehrung der Zahl der Quästoren im Jahre 421 v. Chr. von zwei auf vier mit der Bestimmung, daß auch Plebejer zu diesem Amte zugelassen werden könnten.

Die Hartnäckigkeit der Patrizier in der Behauptung ihrer alten Rechte ist von neueren Geschichtschreibern vielfach getadelt worden. Doch muß man bedenken, daß das konservative Festhalten an den althergebrachten, mit der Religiosität eng verknüpften Satzungen zu den Eigenschaften der Römer gehört, die ihre Größe ausmachen und ihre weltgeschichtliche Mission erfüllen halfen.

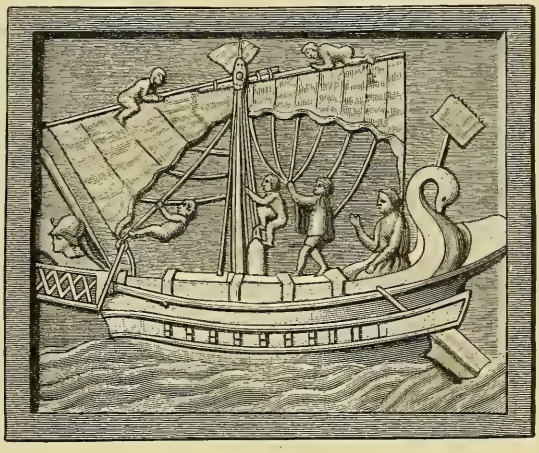
Roms äußere Geschichte bis zum gallischen Brand.

Rom und die latinische Eidgenossenschaft.

Die lange Pause im Ständekampfe nach der Canulejischen Gesetzgebung ermöglichte den Römern eine größere Kraftentfaltung nach außen. Sie wurde zuerst verspürt von den mit ihnen verbündeten Latinern und Hernikern. Der durch Spurius Cassius 493 v. Chr. erneuerte latinische Bund (vgl. S. 334) hatte volle Rechtsgleichheit zwischen Rom und der latinischen Eidgenossenschaft festgesetzt. Das gemeinsame Bundesheer bestand aus zwei gleichstarken Kontingenten (Legionen); Rom wechselte mit der Eidgenossenschaft ab in der Bestallung des Oberstkommandierenden, der dann wiederum für jede Legion sechs Stabsoffiziere (tribuni militum) ernannte. Die Beute des Krieges wie das eroberte Land gehörte zu gleichen Teilen Rom und den Latinern, und legte man auf erobertem Gebiet Bundesfestungen (Kolonien) an, so wurden diese zur Hälfte von römischen, zur Hälfte von latinischen Kolonisten besiedelt. Aber es lag auf der Hand, daß ein solches Verhältnis völliger Rechtsgleichheit nicht lange bestehen konnte. Auf der einen Seite stand eine einzige Stadt, Rom, auf der andern eine Eidgenossenschaft von 30 Städten; die eine Stadt aber leistete soviel als die andern zusammengenommen. Naturgemäß mußte Rom unter diesen Umständen bei allen auswärtigen Angelegenheiten die Hegemonie zufallen, und ebenso naturgemäß mußte sich aus der Hegemonie Roms die Herrschaft dieses Staates über die latinische Eidgenossenschaft wie über die seit dem Jahre 486 v. Chr. dem Bunde beigetretenen Herniker entwickeln.

Zuerst wurde wohl das Recht, den Heerführer und die Stabsoffiziere zu ernennen, von Rom allein beansprucht, dann wurde den Verbündeten am eroberten Lande nur ein geringerer Anteil vergönnt als den Römern. Auch die innere Verfassung der latinischen Gemeinden wie der Hernikerstädte wird im Laufe der Zeit der römischen angepaßt, zum mindesten auch bei ihnen das lebenslängliche Königtum abgeschafft

worden sein. Solange nun Rom und seine Bundesgenossen in gleicher Weise durch Angriffe der Äquer und Volsker bedrängt waren — eine Zeit, der die Bundesfestungen Cora, Norba, Signia ihre Entstehungen verdankten, die bestimmt waren, Äquer und Volsker voneinander zu trennen — und solange der Ständekampf bis zu einem gewissen Grade Roms Kraftentfaltung nach außen hin lähmte, werden sich die Römer vor gröberen Verletzungen der Bundesrechte gehütet haben. Je mehr aber die Äquernot und der Ständekampf zurücktraten, desto schwerer lastete Roms Übergewicht auf Latium. Das empfanden schon im Jahre 446 v. Chr. die Bürger von Aricia und Ardea, die Roms Entscheidung in einem Streite um Gebiet von Corioli angerufen hatten, aber genötigt wurden, das Streitobjekt an die Schiedsrichter abzutreten. Und als im Anschluß hieran Parteizwistigkeiten in Ardea ausbrachen, in denen die Plebs dieser Stadt sich empörte, der Adel aber zu Rom hielt, da sandten die Römer im Jahre 442 v. Chr. patrizische Kolonisten nach Ardea, denen ein wichtiger Teil der



187. Römisches Handelsschiff.
Relief vom Grabe der Nävoleia Tyche zu Pompeji.

Feldmark abgetreten werden mußte. Durch eine so selbstsüchtige Politik, die freilich in den Verhältnissen der führenden Stadtgemeinde begründet war, wurden die späteren Versuche der römischen Bundesgenossen zum Abfall vorbereitet.

Rückgang der etruskischen Macht gegenüber den Griechen und Samniten.

Um dieselbe Zeit begann Rom auch den Etruskern mit Erfolg entgegenzutreten. Bald nach Begründung der römischen Republik hatte es eine kurze Zeit lang den Anschein gehabt, als sollte eine Einigung Italiens unter etruskischer Vorherrschaft herbeigeführt werden. Die Unterjochung von Latium durch Porsena hatte dem etruskischen Machtgebäude, das sich vom Südabhange der Alpen bis nach Unteritalien erstreckte, den Schlußstein eingefügt. Schon vorher hatten die Karthager im Bunde mit den Etruskern, den Herren von Corsica, Sardinien erobert (Schlacht bei Alalia, s. S. 293) und bedrohten den Bestand der griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien. Wie sich aber danach Latium sehr bald wieder der etruskischen Fessel entwand, so rafften auch die griechischen Ansiedler, gehoben und begeistert von dem großartigen Freiheitskampfe ihrer Verwandten in der Heimat gegen die Perserkönige, alle Kraft zur Behauptung ihrer Selbständigkeit zusammen. Am Tage von Salamis (480 v. Chr.) siegten Gelon von Syrakus und Theron von Akragas (Agrigent, Girgenti) bei Himera über den Karthager Hamilkar, den Sohn des Mago. Sechs Jahre später

wurde auch eine etruskische Flotte durch Hieron von Syrakus und durch die tapferen Bewohner von Cumä bei dieser Stadt geschlagen, und noch heute ist der etruskische Erzhelm erhalten, den damals Hieron in den Tempelschatz zu Olympia stiftete mit der Aufschrift: „Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakuser dem Zeus ein tyrrhenisches Beutestück von Kyme." Seitdem treten an Stelle der Karthager und Etrusker im Tyrrhenermeer die Syrakusaner und neben ihnen die Griechen von Massilia (Marseille), im Jonischen und Adriatischen Meere die Tarentiner als Herren auf. Auch Dionys von Syrakus (406—367 v. Chr.) setzte die Kämpfe gegen die etruskische Piraterie, namentlich in der Adria, fort, wo er auf den Inseln Lissus und Issa, sowie an der Küste in Ancona, Numana, Hatria sizilische Kolonien anlegte; derselbe Tyrann eroberte auch Pyrgi, den Hafenort der reichen Etruskerstadt Cäre.

Aber schon lange vorher hatten die Etrusker auch zu Lande empfindliche Schläge erlitten. Das Tochtervolk der Sabiner, die Samniten (vgl. S. 296), und wohl auch die Sabiner selbst, die deshalb den Römern auffallend wenig zu schaffen machten, sandten eine reisige Schar nach der andern aus, um das größtenteils von Etruskern beherrschte, aber von ihrem Hauptlande abgeschnittene Campanien, einen lockenden Besitz ohnegleichen, zu erringen. Im Jahre 424 v. Chr. fiel Capua, die Hauptstadt des Landes, in den Besitz der Bergsamniten; wenige Jahre später war von einer etruskischen Herrschaft in der Korn- und Weinkammer Italiens nicht mehr die Rede, und sogar mehrere griechische Kolonien fielen diesen einbrechenden Hirten und Jägern zum Raube; nur Neapel hielt sich mit Hilfe der Syrakusaner.

Einbruch der Kelten in Italien.

Aber der verderblichste Feind für die Etrusker kam von Norden, das waren die Kelten. Auch sie waren ein Glied der großen indogermanischen oder arischen Völkerfamilie, hinter den Urvätern der Griechen und Italiker her waren sie auf dem Landwege in Europa eingewandert und hatten zunächst das große Waldgebiet zwischen dem Nordabhange der Alpen und der Ost- und Nordsee besetzt, dann waren sie, nur hier und da eine dünne Bevölkerung zurücklassend, weiter westwärts gezogen und hatten in einem durch Nachwanderer sich stets verdichtenden Strome an der Westküste des heutigen Frankreich den Ozean erreicht. Von da aus überschritten einzelne Scharen nordwärts den Kanal und besiedelten Britannien und Irland, andre überstiegen südwärts die Pyrenäen, um den iberischen Stämmen den Besitz der pyrenäischen Halbinsel streitig zu machen. Der Westwanderung aber war durch den Ozean ein unüberwindliches Ziel gesetzt. Wie nun die Welle des Meeres von der hemmenden Klippe dahin zurückströmt, woher sie kam, so begann auch die keltische Volkswoge, nachdem das Westmeer erreicht war, ostwärts zurückzufluten, eine Strömung, die einzelne Teile des Volkes fast wieder bis in die Urheimat, nämlich bis nach Galatien in Asien, zurückgebracht hat (s. S. 52). Dabei wurden auch große Strecken des Alpenlandes mit keltischer Bevölkerung erfüllt, andre Stämme aber stiegen vom Kamme der Alpen nach Süden hinunter und erschienen zum Schrecken der Etrusker etwa seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. in der Poebene.

Charakter der Kelten.

Gemeinsam war den Kelten mit Italikern, Griechen und Germanen die Lust am Kampfe und die Anlage zur Tapferkeit; im übrigen aber wich das keltische Wesen von dem der andern europäischen Indogermanen sehr ab. Ihnen fehlte die stille Freude am Landbau und an fester Zucht. Sie waren geistig regsam, leicht begeistert, aber auch schnell niedergeschlagen, ohne Ausdauer in der Verfolgung ernsthafter Ziele, eitel, prahlerisch und immer zum Wortstreite geneigt. Schon der alte Cato hat sie in seinem Geschichtswerke richtig charakterisiert, wenn er von ihnen sagt: „Sie lieben vor allem zweierlei: Waffenlärm und geistreiche Unterhaltung."

Ein sehr anschauliches Bild ihrer Art entwirft Th. Mommsen: „Überall finden wir sie bereit zu wandern, d. h. zu marschieren; dem Grundstück die bewegliche Habe vorziehend, allem andern aber das Gold; das Waffenwerk betreibend als geordnetes Raubwesen oder gar als Handwerk um Lohn und allerdings mit solchem Erfolge, daß selbst der römische Geschichtschreiber Sallustius im Waffenwerk den Kelten den Preis vor den Römern zugesteht. Es sind die rechten Landsknechte des Altertums, wie die Bilder und Beschreibungen sie uns darstellen: große, nicht sehnige Körper mit zottigem Haupthaar und langem Schnauzbart — recht im Gegensatz zu den Griechen und Römern, die das Haupt und die Oberlippe schoren — in bunten, gestickten Gewändern, die beim Kampf nicht selten abgeworfen wurden, mit dem breiten Goldring um den Hals, unbehelmt und ohne Wurfwaffen jeder Art, aber dafür mit ungeheurem Schild nebst dem langen, schlechtgestählten Schwert, dem Dolch und der Lanze, alle diese Waffen mit Gold geziert, wie sie denn

188. Typus eines Kelten: Sterbender Gallier.

Marmornachbildung des pergamenischen Bronzeoriginals im kapitolinischen Museum zu Rom.

die Metalle nicht ungeschickt zu bearbeiten verstanden. Zum Renommieren dient alles, selbst die Wunde, die oft nachträglich erweitert wird, um mit der breiteren Narbe zu prunken. .... So führten sie unter eigner oder fremder Fahne ein unstätes Soldatenleben, das sie von Irland und Spanien bis nach Kleinasien zerstreute unter steten Kämpfen und Heldenthaten, aber was sie auch gewannen, es zerrann wie der Schnee im Frühling, und nirgends ist ein großer Staat, nirgends eine eigne Kultur von ihnen geschaffen worden."

Die Kelten in der Poebene.

Von diesen Kelten stieg der Gau der Insubrer über den Julierpaß ins Poland nieder und gründete die Stadt Mediolanum (Mailand). Ihnen folgten die Cenomanen und siedelten in der Gegend von Brescia und Verona; andre Stämme mit liguriſchen Scharen, die mit ihnen fortgerissen worden waren, erstürmten Melpum, die mächtigste und reichste Etruskerstadt in der Poebene, die Boier eroberten Felsina, das nach ihnen Bononia (Bologna) genannt wurde; die Senonen

endlich drängten die Umbrer (vgl. S. 295) südwärts und siedelten längs der adriatischen Küste von Ariminum (Rimini) bis Ancona. So erlag die ganze hochentwickelte Kultur der Etrusker in der Poebene den keltischen Barbaren. Seitdem heißt das Land das cisalpinische Gallien (Gallia cisalpina). So bewirkten denn die Angriffe der Griechen von der See her, der Gallier von Norden und der Römer von Süden her im Laufe eines Jahrhunderts den Zusammenbruch des großen Etruskerreiches.

Roms Kampf mit Veji; Furius Camillus.

Für die Römer war die direkte Veranlassung zur Erneuerung des Kampfes mit der südetruskischen Metropole Veji der Abfall des römischen Fidenä, das von den Vejentern gegen Rom unterstützt wurde. Etwa im Jahre 426 v. Chr. wurde Fidenä von den Römern erobert und zerstört, wobei die Rüstung des Vejenterkönigs Tolumnius erbeutet und vom Reiteroberst Cornelius Cossus dem Jupiter Feretrius geweiht wurde. Noch der Kaiser Augustus sah diese Rüstung, wie uns Livius berichtet, einen sogenannten Linnenpanzer, als er den verfallenden Tempel des Jupiter Feretrius restaurieren ließ. Zwei Jahrzehnte später begann Rom mit Veji selbst den Entscheidungskampf, in dem Veji trotz seiner gesicherten Lage auf einem Felsplateau und trotz seiner riesenhaften Befestigungen unterlag und erstürmt wurde. Es war der erste siegreiche Kampf, den Rom mit einem großen Gemeinwesen eines fremden Volkes bestand. Eine so großartige Aufgabe erheischte auch außergewöhnliche Vorbereitungen. Ein Sommerfeldzug reichte nicht aus zur Bezwingung der mächtigen Gegnerin, deshalb blieb vor Veji das römische Heer zum erstenmal Sommer und Winter im Felde und zum erstenmal wurde den hier im Felde stehenden Bürgern zur Erleichterung ihrer Lasten ein Sold aus Staatsmitteln gezahlt. Gleichzeitig wurden zu den alten 18 Reitercenturien noch andre Reiter ausgehoben, die sich verpflichteten, ihr Pferd aus eignen Mitteln zu beschaffen (equites equo privato). Seitdem wurde der Dienst zu Pferde mehr und mehr ein Vorrecht der reichen jungen Leute.

Der Held, dem nach langem Ringen die Eroberung Vejis gelang, war Marcus Furius Camillus. Die eroberte Stadt wurde geplündert und zerstört, ihre Bewohner als Sklaven verkauft. Die Erinnerung an diesen großen Erfolg haftete tief im Gedächtnisse des römischen Volkes. Der Kampf um Veji wurde später unter griechischem Einfluß nach dem Muster der Homerischen Schilderungen vom Kampfe um Troja zu einer epischen Erzählung von zehn Kriegsjahren ausgedichtet, deren Spuren allenthalben in der römischen Überlieferung über Camillus und seine Thaten zu Tage treten. Hier bemerken wir auch zum erstenmal jene römische grausame Verhöhnung der Besiegten, die aus dem derbsten Realismus geboren, späterhin die Moral der Römer in so verhängnisvoller Weise untergraben hat: es wurde nämlich zur Belustigung des römischen Volkes allemal am Schlusse der Festspiele ein „Vejenterverkauf" angestellt, wobei lächerliche Nachahmungen von vejentischen Beutestücken und ein alter Krüppel im Purpurmantel und mit andern königlichen Abzeichen ausgestattet als „Vejenterkönig" versteigert wurde.

Die Schlacht an der Allia (387 v. Chr.). Rom und die Gallier.

Aber es kam eine Zeit, in der Rom die Zerstörung der etruskischen Macht als Vormauer des von Norden andrängenden Barbarentums beinahe zu bereuen gehabt hätte. Denn die Gallier überstiegen auch den Apennin und drangen plündernd und verheerend in das innere Etrurien ein. Clusium wurde von ihnen belagert, und in ihrer Not schickten die Clusiner nach Rom um Hilfe. Aber man begnügte sich in Rom, Gesandte an den gallischen Brennus, d. h. Heerkönig zu schicken, um sie von weiterem Vordringen nach Süden zu abzuhalten. Das war natürlich erfolglos, und zum Überfluß nahmen auch noch die römischen Gesandten gegen das Völkerrecht am Kampfe gegen die Barbaren teil. Als daraufhin der Brennus zur Sühne die

189. Das alte Veji (Belagerung durch die Römer unter Camillus). Nach Canina.

Auslieferung der Gesandten vergeblich verlangt hatte, ergossen sich die gallischen Heereswogen südwärts, überschritten den Tiber und standen bald, nur noch 22 km von Rom entfernt, an dem Flüßchen Allia. Erst hier traten ihnen die Römer, die die Gefahr zu gering angeschlagen hatten, am 18. Juli 387 v. Chr. (nach der alten, aber irrigen Annahme am 18. Juli 390) entgegen. Hier erlebten sie zum erstenmal an sich selbst die Wirkung der furchtbaren Taktik des Stoßes, den diese keilförmig geordneten Haufen nordischer Barbaren, in der Kampfweise den später ins Römerreich eindringenden Germanen vergleichbar, gegen die Legionsordnung führten, ohne auf Wunden und Todesgefahr zu achten, das nackte Schwert in der Faust, anspringend wie das blutlechzende Raubtier. Sie flohen entsetzt rückwärts und suchten in blinder Angst nur das nördliche Tiberufer zu gewinnen; von da ging die besinnungslose Flucht nach dem sicheren Felsen des eben erst zerstörten Veji. Niemand dachte an Sicherung Roms; vielmehr flohen auch die dort Zurückgebliebenen auf die Schreckenskunde von der Allia über den Tiber auf etruskisches Gebiet. Nur das Kapitol mit der Burg und dem Jupitertempel wurde von einer Schar entschlossener Männer unter Führung des Marcus Manlius besetzt. Am dritten Tage nach der Schlacht fiel die Stadt den Siegern in die Hände. Die Sage erzählt, daß einige vornehme Greise die allgemeine Flucht nicht teilten, sondern ruhig wie Marmorbilder auf ihren elfenbeinernen Stühlen auf dem Forum sitzend den Todesstreich der Barbaren erwarteten. Diese zündeten die Stadt an und belagerten den Burgfelsen. Ein nächtlicher Versuch, ihn zu ersteigen, wurde durch das Schnattern der heiligen Gänse der Juno auf dem Kapitol vereitelt, das den wackeren Manlius vom Schlafe erweckte. Endlich brachte den Belagerten die Kunde Rettung, daß die Veneter im cisalpinischen Gallien eingefallen wären; denn nun erklärte sich der Brennus bereit, gegen eine Zahlung von 500 kg Gold abzuziehen. Sie wurde beschafft; beim Abwägen zeigte sich der Hohn der Sieger darin, daß Brennus sein Schwert mit zu den Gewichten in die Wagschale warf mit den stolzen Worten: „Wehe den Besiegten“ („vae victis“), die späterhin ein römischer Wahlspruch wurden.

Die Sage weiß auch zu erzählen, daß gerade noch zu rechter Zeit Camillus, der Bezwinger Vejis, der zu Ardea als Verbannter gelebt hatte, aber in der Not des Staates zurückgerufen worden sei, als Diktator mit einem Heere herbeieilte, um den übermütigen Barbaren ihren Raub abzujagen. Indes ist diese Erzählung wie alle Einzelheiten, die vom gallischen Brande berichtet werden, auf spätere Dichtung zurückzuführen. Soviel aber ist sicher, daß die gallische Katastrophe ohne wesentlichen Eindruck an der Entwickelung des römischen Staates vorüberging — sie glich einer Wasserflut, die sich ebenso schnell verläuft, wie sie gekommen ist. Denn wir hören nichts davon, daß etwa Roms Machtstellung in Latium oder seine Herrschaft über Südetrurien irgendwie durch das Unglück erschüttert worden sei; die Stadt wurde vielmehr, so gut es ging, eilig und unschön, wie sie gewesen war, wiederaufgebaut, und schon 383 v. Chr. waren die Römer im stande, vier neue Tribus in Etrurien einzurichten und zur Grenzsicherung die Festungen Sutrium (383) und Nepete (373) anzulegen.

Bald darauf (353 v. Chr.) wurde auch Cäre als eine Gemeinde ohne Wahlrecht (civitas sine suffragio) dem römischen Bundesstaate einverleibt, im Jahre 343 auch Falerii, Tarquinii aber und das nördliche Etrurien mußte einen demütigenden Frieden mit Rom abschließen. — Die Gallier sind zwar noch mehrmals raubend und plündernd in Latium eingefallen, aber die Römer lernten ihren Schwärmen siegreich begegnen und ernteten davon den Ruhm, die Vorkämpfer der Italiker gegen die nordischen Barbaren zu sein.

Herstellung der Rechtsgleichheit zwischen der patrizischen und plebejischen Aristokratie.

Lage und Spaltung der Plebs nach dem gallischen Brande.

Als die Römer anfingen, sich von der Galliernot zu erholen, lebte der Ständekampf wieder auf. Er hatte lange Zeit geruht, weil die Plebs selbst seit den Canulejischen Gesetzen in eine patrizierfreundliche, zum Teil mit den Patriziern verschwägerte Aristokratie und eine nach wie vor gedrückte untere Masse gespalten war. Die Ursache zum Wiederaufleben des Ständekampfes lag teilweise in den durch die gallische Verwüstung geschaffenen Verhältnissen. Mögen auch die römischen Schilderungen von dem Umfange und den Wirkungen der gallischen Katastrophe übertrieben sein, soviel darf man als sicher annehmen, daß den römischen Bauern zum mindesten ihre Wirtschaftsvorräte und ihr Viehbestand vernichtet war und daß die Häuser der meisten sich in unwohnlichem Zustande befanden. Der Reiche war verhältnismäßig leicht im stande, sich wirtschaftlich wieder zu heben; der Kleinbauer aber, bei dem der Ertrag des Gutes und der Viehweide unter normalen Verhältnissen kaum zum Unterhalt der Familie ausreichte, war jetzt in der schlimmen Lage, entweder bei einem reichen Standesgenossen oder bei einem Patrizier Schulden zu machen. Da die Härte des Schuldrechtes unverändert fortbestand und dazu auch noch der Staat für die Behauptung der römischen Machtstellung immer neue Anforderungen stellen mußte, so wuchs das Elend und die Verschuldung der unteren Klassen mit Riesenschritten.

Marcus Manlius Capitolinus als Volksfreund.

Der Notstand war so augenscheinlich, daß es auch unter den Patriziern keineswegs an Leuten fehlte, die ein Herz dafür hatten und bereit waren, mit persönlichen Opfern für die armen Bürger einzutreten. Die bedeutendste Gestalt dieser Art ist der Retter des Kapitols, Marcus Manlius. Er erscheint im Gegensatz zu dem aristokratischen Marcus Furius Camillus, dem Bezwinger Vejis, der schon im Jahre 403 eine für die Ordnung der Bürgerschaft und die Neuordnung des Heerwesens sehr bedeutsame Zensur ausgeübt hatte, als der Vorkämpfer für die Volksrechte. Er löste Schuldknechte mit seinem Vermögen aus der Haft, und vor allem schenkte er 400 Klienten, die als Zinsbauern auf seinem Anteil an der Ackerflur von Veji angesiedelt waren, das von ihnen bewirtschaftete Ackerstück zu freiem Eigen. Er hob also im Bereiche seiner Güter die Hörigkeit auf. Außerdem pflog er mit den Tribunen Rats wegen neuer Gesetze über die Verteilung des Staatslandes unter die Armen und über die Reform des Schuldrechtes. Patrizisch gefärbte Berichte haben sein Bild entstellt, als ob er nach der Tyrannis gestrebt habe. Er war aber in Wahrheit nichts andres als ein Vorläufer des Licinius Stolo und des Sextius Lateranus, nur daß er den Reihen der Patrizier entstammte. Deshalb wurde sein Auftreten von seinen Standesgenossen als ein Abfall vom Patriziate angesehen, und er wurde unter irgend einem nichtigen Vorwande, vielleicht insgeheim, weil gegen die beschworenen Gesetze des Staates, vor eine Patrizierältestenversammlung gestellt und hier nach einem veralteten Prozeßverfahren auf Antrag patrizischer Blutrichter (duumviri perduellionis) zu Tode gegeißelt. Sein Haus wurde niedergerissen, und so groß war die Erbitterung seiner Geschlechtsgenossen, daß der Vorname Marcus unter ihnen fürderhin als verpönt galt.

Die Gesetzesvorschläge des Licinius Stolo und des Sextius Lateranus.

Nicht mit Manlius zugleich endeten die Ideen, für die er gekämpft und gelitten hatte. Sie gewannen an Geltung, je mehr die soziale Not des unteren Volkes wuchs, das damals bereits gleichmäßig von der patrizischen wie von der plebejischen Aristokratie bedrückt wurde. Die Reichen beider Stände verschmähten kein Mittel zur Behauptung ihrer Vorteile und Vorrechte. Um jede Erleichterung der Verschuldeten zu hindern, ließ man trotz aller Bemühungen der Tribunen länger als ein Jahrzehnt keine gültige Zensorenwahl zustande kommen, damit keine neue Abschätzung die allgemeine

Verschuldung darthue und die Steuerlast nach der unterdes vollzogenen Verschiebung der Besitzverhältnisse regele. Da wurden die Ideen des Manlius im Jahre 376 v. Chr. wiederaufgenommen von zwei volksfreundlichen Männern aus dem plebejischen Adel, von den Tribunen Gaius Licinius Stolo und Lucius Sextius Lateranus. Zehn Jahre wurde um ihre Gesetzesvorschläge gekämpft; endlich aber brachten sie einen vorübergehenden Bund der plebejischen Aristokratie mit den Vertretern und Wortführern der plebejischen Masse zustande, so daß die Patrizier eine Zeitlang allein standen. Nunmehr gingen ihre Gesetzesvorschläge zunächst als Plebiszit durch.

Zulassung von Plebejern zum Konsulate.

Die erste dieser leges Liciniae Sextiae lautete (nach Livius VI, 35): ne tribunorum militum comitia fierent, consulumque utique alter ex plebe crearetur, d. h. „Militärtribunen mit konsularischer Gewalt sollen nicht mehr gewählt werden, von den beiden Konsuln aber soll der eine immer aus der Plebs gewählt werden." Diese Bestimmung, die die Vorrechte patrizischer Geburt für den Zutritt zum höchsten Staatsamte und zum Imperium endgültig beseitigte, war der Preis, den sich der plebejische Adel von der unteren Masse für die Bundesgenossenschaft zahlen ließ. Denn den ärmeren Plebejern war es im Grunde gleichgültig, ob ein vornehmer Standesgenosse oder ein Patrizier das Imperium ausübte, zu dem sie selbst nach menschlicher Berechnung nie gelangen konnten. Ihren Interessen dienten die zweite und die dritte Bestimmung der leges Liciniae Sextiae.

Das Schuldengesetz.

Die zweite handelte von den Schulden und lautete: „Nach Abzug derjenigen Summe vom Kapital, die insgesamt an Zinsen gezahlt worden ist, soll der Rest zinslos in drei gleichen Jahresraten zurückgezahlt werden" (nach Livius VI, 35: ut deducto eo de capite quod usuris pernumeratum esset, id quod superesset, triennio aequis portionibus persolveretur). Durch dieses wichtige Gesetz wurde zwar das Schuldrecht selbst nicht angetastet, wohl aber fielen eine ganze Reihe der bestehenden Schuldverhältnisse in sich zusammen, nämlich alle diejenigen, bei denen nach dem üblichen Zinsfuße von 10—12 Prozent etwa acht bis zehn Jahre die Zinsen gezahlt worden waren, von andern Schuldforderungen blieb ein geringer, durch die Ratenzahlung leicht zu tilgender Rest. Daß in dem ganzen Verfahren ein starker, nach römischer Anschauung sehr auffälliger Eingriff in die privaten Rechtstitel der Kapitalisten zu erblicken ist, kann nicht geleugnet werden. Indessen hat der Staat, wenn das Gesamtwohl in Frage kommt, zu einem derartigen Eingriffe unter Umständen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht.

Das Ackergesetz.

Am wichtigsten für die ärmeren und ärmsten Plebejer war der dritte Artikel, der nach Livius lautete: „Niemand soll mehr als 500 Joch von Staatsland in Besitz haben" (Livius VI, 35: ne quis plus quingenta jugera agri possideret), mit dem aber nach andern zuverlässigen Quellen auch die Bestimmung verknüpft war, daß niemand mehr als 100 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh auf die Gemeinweide treiben lassen, und daß jeder Großgrundbesitzer neben seinen Sklaven auch eine Anzahl freier Lohnarbeiter auf seinen Gütern beschäftigen sollte. Dieses Gesetz beruhte auf einer trefflichen Kenntnis der Bedürfnisse des kleinen Bauernstandes und ließ doch anderseits auch dem Großgrundbesitz genügenden Spielraum. Denn der Besitz oder Erwerb von freien Privatgrundstücken wurde ja durch das Gesetz gar nicht eingeschränkt; und wenn zu diesen hinzu noch 494 preußische Morgen = 126 ha Ackerland vom ager publicus und Weidegerechtigkeit für 100 Rinder und 500 Schafe kamen, so war in der That der Bestand eines leistungsfähigen Großgrundbesitzerstandes für den Staat gesichert. Anderseits gestatteten die durch das Licinische Gesetz freiwerdenden Ländereien und vor allem die durch die fortschreitende Eroberung in Etrurien und im Volskerlande immer neuhinzukommenden großen Ackergebiete, alle jüngeren Söhne römischer Kleinbauern mit genügenden Ackerlosen zu versorgen. Diese hatten bis

jetzt entweder als Tagelöhner auf größeren Gütern arbeiten müſſen, oder ſie waren zu einem Großgrundbeſitzer in das Verhältnis der Klientel getreten und von ihm als Zinsbauern oder Hörige mit einem Ackerſtück belehnt worden. Allen dieſen gedrückten Exiſtenzen winkte durch die nunmehr geſetzlich angeordneten Aſſignationen ein zwar beſcheidener, aber freier Beſitz und der Wiedergewinn vollſtändiger, nicht nur rechtlicher, ſondern auch wirklicher Selbſtändigkeit. So übte das Liciniſche Geſetz auf die römiſchen Bauern eine ähnliche Wirkung wie die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Befreiung des Bauernſtandes durch die Steinſchen Reformen in Preußen im Jahre 1809. Es wurde für den Beſtand eines landbautreibenden Mittelſtandes eine Quelle des Segens, die aber durch die mangelnde Erfahrung der Reichen und ihre unerſättliche Habgier, wie durch die mit jedem Kriege ſich ſteigernde Sklavenmenge und Sklavenwirtſchaft ſpäter zum Unheil des römiſchen Volkes wieder verſiegte.

Ein neuerer Hiſtoriker hat gemeint, daß das Ackergeſetz nicht mit zu den Liciniſchen Geſetzen gehört haben könne, da es einen größeren Beſtand in ager publicus vorausſetze, als man damals annehmen dürfe. Das Geſetz ſei wohl nicht älter als der zweite Puniſche Krieg und gehöre in eine Zeit, wo bereits ganz Italien unterworfen war. Dieſer Einwand iſt nicht zutreffend, da die Römer bereits vor der Liciniſchen Geſetzgebung große Strecken von Staatsland beſaßen; hatten ſie doch bereits im Jahre 383 v. Chr. vier neue Tribus (Stellatina, Tromentina, Sabatina und Arnenſis) in Etrurien eingerichtet. Richtig iſt allerdings, daß Cato im Jahre 167 in einer Rede für die Rhodier auf das Fünfhundertmorgengeſetz wie auf ein beſonders im Bewußtſein ſeiner Zeit lebendes anſpielt. Aus dieſem Grunde vermuten wir, daß das Liciniſche Geſetz ſpäter einmal wiederholt und wiederaufgefriſcht worden iſt, etwa von Gaius Flaminius, der auch ſonſt durch Koloniſation und andre Maßregeln die Volksrechte gegen die habgierige Ariſtokratie zu ſchützen ſuchte. Der ungeheure Haß, mit dem ihn die Nobilität verfolgte (vgl. unten), würde ſich am beſten durch unſre Annahme erklären.

Die Prätur.

Die Patrizier ſahen ſchweren Herzens, wie das Hauptbollwerk ihrer bevorrechteten Stellung im Staate, das Konſulat, in die Hände der jüngeren plebejiſchen Ariſtokratie überging. Als ihre Niederlage unvermeidlich zu ſein ſchien, befolgten ſie dieſelbe Taktik wie früher bei der Zulaſſung der Militärtribunen zum Imperium, ſie trennten nämlich von dem Konſulate ein neues Stück der Amtsgewalt los und ſchufen daraus ein Amt, das nur Patriziern erreichbar ſein ſollte. So entſtand 367 v. Chr. die Prätur, ausgeſtattet im weſentlichen mit der ehedem konſulariſchen Rechtſprechung innerhalb der Stadt. Die Prätoren wurden zwar unter Anſtellung derſelben Auſpizien wie die Konſuln gewählt, beſaßen aber im Felde den Konſuln gegenüber nur ein ſchwächeres Imperium, waren alſo da den Konſuln untergeordnet.

Für die Annahme der beiden Artikel der leges Liciniae Sextiae über die Schulden und das Staatsland hätte ein Plebiszitum ausgereicht, aber die direkt auf das Imperium bezügliche Beſtimmung über das Konſulat, die auch eine Abänderung der lex curiata de imperio erforderte, kann nur durch Centuriatkomitien angenommen worden ſein. Der Überlieferung nach vollzog dieſen Akt M. Furius Camillus als Diktator, der auch dann die betreffende Änderung der lex curiata de imperio, die zugleich die Wahl eines patriziſchen Prätors für die Rechtſprechung in der Stadt forderte, von den Kuriatkomitien nach vorher eingeholter patrum auctoritas beſtätigen ließ. Danach wurden für das Jahr 366 v. Chr. der Patrizier Ämilius Mamercinus und der Plebejer Sextius Lateranus zu Konſuln gewählt. Zum ewigen Gedächtnis an die hierdurch hergeſtellte „Eintracht der Stände“ (concordia ordinum) weihte Camillus auf einer über dem Komitium erhöhten Fläche am Fuße des Kapitols den Tempel der Konkordia, und der Senat beſchloß die Zahl der Feſttage der „großen römiſchen Spiele“ (ludi Romani magni) von drei auf vier zu erhöhen.

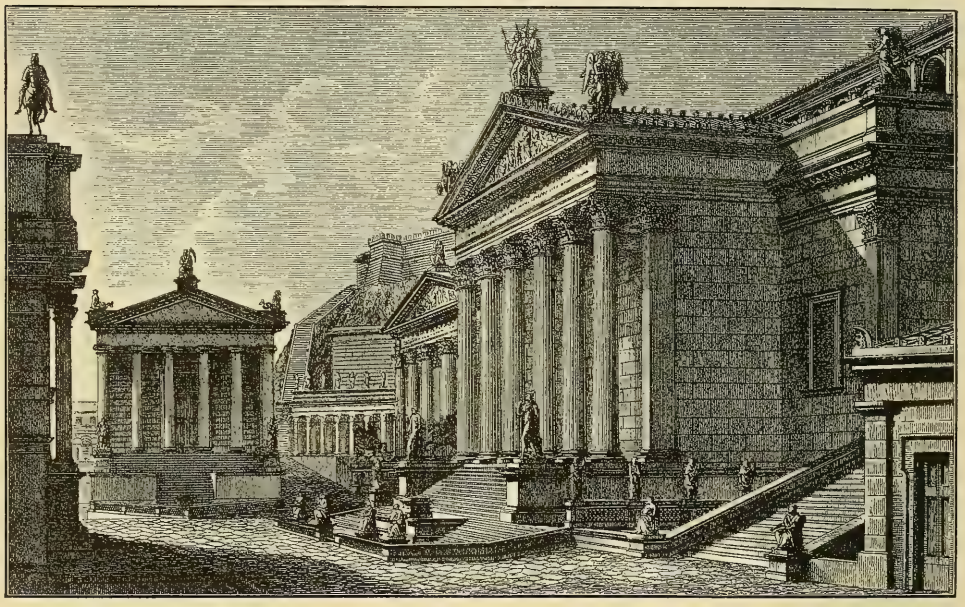
Die kuruliſche Ädilität.

Dabei wurde zur Verſorgung der vermehrten Geſchäfte und zugleich zur Ausübung einer dem Prätor unterſtellten beſchränkten Strafgewalt auf dem Forum von den Patriziern die Wahl zweier kuruliſchen Ädilen aus den Kurien, alſo patriziſcher

Beamten, durchgesetzt. Sie hatten etwa dieselbe Amtsgewalt wie die plebejischen Ädilen, genossen aber ein gewisses Vorrecht vor diesen, sofern sie den elfenbeinernen Stuhl, die purpurverbrämte Toga der höheren Magistrate und andre Auszeichnungen führen durften.

Ende des patrizisch-plebejischen Ständekampfes.

Nach der Eröffnung des Konsulats für die Plebejer ist die Gleichstellung der plebejischen Aristokratie mit der patrizischen im wesentlichen erreicht und der alte Ständekampf in der Hauptsache beendet. Allerdings haben die Patrizier noch öfter zwei Konsuln aus ihrer Mitte durchgesetzt und vielfach über die Entweihung der Auspizien geklagt, aber schließlich blieb doch die Bestimmung der leges Liciniae in Kraft. Bald wurden den Plebejern auch die andern Ämter, die nur für Patrizier gegründet waren, dadurch eröffnet, daß das Volk plebejische Bewerber wählte und die Kuriatkomitien solche auch schließlich bestätigten. Am frühesten finden wir Plebejer als kurulische Ädilen; der Senat verordnete geradezu, daß ein Jahr ums andre Plebejer und Patrizier zu diesem



Tempel des Saturn. Konkordiatempel. Mamertinischer Kerker.

190. Der Konkordiatempel zu Rom. Nach Canina.

Amte gewählt würden. Der erste plebejische Diktator war Marcius Rutilus im Jahre 356; derselbe Mann war 351 der erste plebejische Zensor. Im Jahre 337 v. Chr. war Publilius Philo der erste plebejische Prätor. Nur von den patrizischen Priesterstellen waren die Plebejer noch immer ausgeschlossen; da stürzte auch diese Schranke im Jahre 300 v. Chr. durch die lex Ogulnia, gemäß der die amtierenden vier patrizischen Auguren sich vier plebejische und die vier patrizischen Pontifices sich fünf Plebejer kooptieren mußten. Zwanzig Jahre später hielt zum erstenmal ein plebejischer Zensor das große Sühnopfer für den Staat (lustrum), im Jahre 253 v. Chr. wurde ein Plebejer sogar Pontifex maximus. So erfreulich der schließliche Verzicht der Patrizier auf die Vorrechte ihrer Geburt auch erscheinen mag, so ist doch anderseits nicht zu leugnen, daß ein guter Teil der alten strengen Religiosität bei diesen Konzessionen mit verloren ging und daß der ideale Zweck des ganzen Kampfes, eine dauernde Überbrückung oder wenigstens Verengerung der gähnenden sozialen Kluft zwischen vornehm und gering, zwischen arm und reich nicht erreicht wurde.

Das Zeitalter der Herrschaft der patrizisch-plebejischen Nobilität (366—133 v. Chr.).

Die Unterwerfung Italiens (366—266 v. Chr.).

Der erste Samniten- und der große Latinerkrieg.

Roms Verfahren gegen Latiner und Herniker.

Das allmähliche Erlöschen des Ständekampfes zwischen Patriziern und Plebejern bewirkte, daß Rom die Zügel der Herrschaft über die Bundesgenossen straffer anziehen konnte. Indes waren auch schon alle früheren Empörungsversuche einzelner Gemeinden, wie sie besonders nach dem gallischen Brande vorkamen (Lanuvium 383; Präneste 382—380, 354; Tusculum 381; Tibur 360, 354), von den Römern siegreich unterdrückt worden. Nun wurden 362—358 v. Chr. auch die Herniker wieder in ihre Schranken gewiesen und der alte Bundesvertrag nach einer für Rom vorteilhaften Revision des Wortlautes 358 v. Chr. erneuert. Daß durch solche Gewaltthätigkeiten keine Versöhnung erzielt wurde, sondern nur Ingrimm und Heimtücke, liegt auf der Hand. Diese Stimmung wuchs bei den Latinern, als in demselben Jahre (358) aus einem großen den Volskern in gemeinsamem Kampfe entrissenen Gebiete mit Übergehung der latinischen Ansprüche einfach zwei neue römische Bürgertribus, die Tribus Pomptina und Publilia, gebildet wurden, die nun das Latinerland im Süden umspannten. Ebenso verletzend war für die Latiner der Abschluß eines zweiten Vertrages mit Karthago (vgl. S. 333) im Jahre 348 v. Chr., den uns auch Polybius erhalten hat.

Der zweite Handelsvertrag mit Karthago.

Die ersten Sätze des Vertrages lauten: „Freundschaft soll sein zwischen den Römern und den Bundesgenossen der Römer und dem Volke von Karthago, den Tyriern und Uticensern und deren Bundesgenossen. Über das schöne Vorgebirge, Mastia und Tarseion hinaus sollen die Römer nicht Handel oder Seeraub treiben, noch eine Stadt gründen. Dagegen sollen sich die Karthager an Städten latinischen Gebietes, soweit sie Rom unterthan sind, namentlich an Ardea, Antium, Circeji, Tarracina, nicht vergreifen. Wenn aber die Karthager im Gebiete der Latiner eine Stadt einnehmen, die den Römern nicht unterthan ist, so sollen sie Hab und Gut und die Personen behalten, die Stadt aber den Römern ausliefern. . . . . In Sardinien und Libyen soll kein Römer weder Handel treiben noch eine Stadt gründen. Er soll dort nur so lange bleiben, bis er Lebensmittel an Bord genommen oder sein Fahrzeug ausgebessert hat. Wenn ihn aber ein Sturm ans Land treibt, so soll er binnen fünf Tagen wieder abfahren. In Sizilien, soweit es den Karthagern gehört, und in Karthago soll der Römer alles thun und verkaufen dürfen, was einem karthagischen Bürger zu thun und zu verkaufen gestattet ist. Dasselbe aber soll auch der Karthager in Rom thun dürfen."

In diesem Vertrage erscheinen die Latiner einer auswärtigen Macht gegenüber bereits wie Unterthanen der Römer. Die Unzufriedenheit über eine derartige vertragswidrige Behandlung war im Wachsen, als durch den Zusammenstoß der Römer mit den Samniten die Lage Italiens und Roms sich noch mehr verwickelte.

Ausbreitung, Charakter und Lebensweise der sabellischen Stämme.

Daß die Samniten, ein Tochtervolk der Sabiner, besonders durch die Sitte des Weihefrühlings (vgl. S. 296) sich immer weiter nach Süden verzweigt haben, ist bereits oben auf S. 350) angedeutet worden. Sie hatten den Etruskern Kampanien entrissen (Capua 424 v. Chr.), danach hatten sich andre sabellische Scharen, die sich Lukaner nannten, der nach ihnen benannten Teile Großgriechenlands bemächtigt, von den Lukanern hatten sich die Brettier (Bruttium) getrennt und das Südende Italiens, von dem einst der Name des Landes ausgegangen war, besetzt. In der Zeit von 400—350 v. Chr. waren ihnen die meisten Griechenstädte von Kroton südwärts bis zu dem gesegneten Rhegium zur Beute gefallen. Seitdem herrschten die sabellischen Stämme in einem ununterbrochenen, hier schmäleren, dort breiteren Landstreifen von Ancona bis zur Südspitze Italiens. Von Griechenstädten behaupteten sich in selbst-

ständiger Stellung im Westen nur Neapel, im Osten nur das mächtige Tarent, das einen guten Teil der apulischen Landschaft beherrschte.

Äußerlich betrachtet war das Gebiet der sabellischen Völker bei weitem größer als das Herrschaftsgebiet Roms und seiner Bundesgenossen, das auf die tyrrhenische Seite Italiens beschränkt, vom mittleren Tiber nur bis zum Liris reichte; auch der Siegeslauf der sabellischen Stämme war ein viel schnellerer und glänzenderer gewesen. Aber dem entsprach nicht die innere Kraft dieser Stämme. Während die römischen Gebiete straff zentralisiert um die Hauptstadt lagen, gewöhnt von diesem Mittelpunkte aus Weisung und Befehl, Wohl und Wehe zu empfangen, fehlte es den sabellischen Stämmen durchaus an einem Brennpunkte ihrer zersplitterten Kräfte, durchaus an einer einheitlichen Leitung. Nicht einmal die einzelnen Stämme hatten eine anerkannte Regierung, die Einheitsbestrebungen in ihnen waren so schwach, daß sie über die Schaffung von meist dörflichen Gemeinden hinaus nichts Dauerndes

191. Samnitische Krieger, heimkehrend.

Deckelbild vom Grabe eines samnitischen Kriegers, aus Pästum stammend.

Die Ausrüstung der Krieger war in jener Zeit noch ungleichmäßig. Zwei von ihnen tragen vor der Brust eine etwa 25 cm im Geviert messende eherne Platte, die offenbar nach hinten durch Riemen befestigt war, der dritte wohl eine Art Lederkoller.

hervorbrachten. Ja, in der sabinischen Urheimat und in Samnium selbst war nicht einmal diese überall vorhanden, sondern vielfach hatte die vielgliederige Alpennatur des Landes zur Hofsiedelung geführt. So litten denn die Sabeller unter ähnlichen Übelständen wie die alten Germanen bei ihrer ersten Berührung mit den Römern zwischen Rhein und Donau: überall gab es sittliche Tüchtigkeit und kriegerische Kraft, aber nirgends eine zusammenfassende Leitung. Die politische Zersplitterung der Sabeller aber wurde, was bei den Germanen nicht der Fall war, noch gesteigert durch die ungeheure Verschiedenheit der von ihnen bewohnten Landschaften. Während der Bergsamnite und der Hochlandsabiner in den Höfen und Alpendörfern an den Abstürzen des Velino, des Gran Sasso oder des Majella nach kurzem Sommer die Herde mit Mühe und Not aus dem Schneesturm rettete und mit Weib und Kind bei karger Kost am rußigen Herde des ärmlichen Blockhauses fror bis ins innerste Mark, sonnten sich seine Volksgenossen drunten in Kampanien unter einem ewig lachenden Himmel und schwelgten im Überflusse an Brot und edlem Wein und labten sich an der Sicher-

heit und Geselligkeit der von den Etruskern oder den Griechen gegründeten Städte wie die Kuckuckskinder im fremden Neste. Während die Bergbewohner abgeschlossen und unvermischt die harte Zucht und fromme Religion der Urväter bewahrten, wuchsen die Sabeller der Ebene und der Küste mit tuskischen und griechischen Volksbestandteilen zusammen und nahmen deren Laster und ganze Lebensverfeinerung in sich auf, kein Wunder, daß sie schon nach einem Jahrhundert ihren rauhen Vettern auf den Bergen völlig fremd gegenüberstanden, der Kampaner voll blasser Furcht vor der wilden Kraft des Gebirglers und dieser voll ingrimmiger Begier nach dem Wohlleben des andern.

Der erste Samnitenkrieg.

So kam es, daß die Sidiciner von Teanum zwischen Liris und Volturnus und die Capuaner fortwährend Angst litten vor samnitischen Raubscharen, die besonders vom Tifataberge her, der auf der Grenze zwischen Kampanien und Samnium liegt, die weichlichen Städter bedrohten. In ihrer Not schickten sowohl die Sidiciner von Teanum als auch die Bürger von Capua im Jahre 343 v. Chr. an den römischen Senat um Hilfe. Dieser kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Denn die Römer standen seit dem Jahre 354 v. Chr. im Bunde mit den Samniten und kannten ihre kriegerische Tüchtigkeit sehr wohl. Anderseits aber wußten sie auch, daß ein Kampf mit den Sabellern um die Vorherrschaft in Italien früher oder später unvermeidlich sein würde, und wollten ihnen das herrliche Kampanien um keinen Preis überlassen. So kam es denn, nachdem die Römer die Unterwerfung Capuas unter römische Oberhoheit angenommen hatten, zum Kriege (343—341 v. Chr.) mit den Samniten. Die Berichte über diesen Krieg sind so verworren und so voll von offenbarer Erdichtung, daß in neuerer Zeit die Meinung entstehen konnte, der ganze Krieg habe gar nicht stattgefunden. Jedenfalls führte er zu keiner endgültigen Entscheidung, da ein Vertrag mit den Samniten zustande kam, wonach die Römer Capua, die Samniten Teanum und das Volskerland am oberen Liris behalten sollten. Damit fiel auch das untere Liristhal und der Küstenstrich zwischen Liris- und Volturnusmündung in die Hände der Römer.

Der Latinerkrieg.

So war denn die südliche Umklammerung der Eidgenossenschaft und ihrer Festungen, wie Circeji und Tarracina, entschieden. Dieser Umstand und die Ausschließung der Bundesgenossen von dem neu eroberten Staatslande und vor allem wohl die Hoffnung auf eine Erhebung der Volsker und Kampaner gegen Rom verwandelte die längst vorhandene Gärung unter den Latinern in offenen Aufruhr. Allerdings schickten die Latiner erst die beiden Prätoren Lucius Annius aus Selia und Lucius Numisius aus Circeji mit andern Gesandten nach Rom, um für sich die Gleichstellung mit den römischen Bürgern oder die Aufnahme in die römischen Bürgertribus zu fordern. Als diese Forderung, wie zu erwarten stand, abgewiesen worden war, brach 340 v. Chr. der Krieg aus, und zwar erhoben sich mit den Latinern auch die Volsker und Capuaner. Da ließ der Senat unter den Konsuln Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus vier Legionen durch das Marser- und Peligner-land in Samnium einrücken. Die Samniten verbanden sich mit den Römern, und so konnten diese ungestört in Kampanien einrücken und die Latiner und Volsker nötigen, nach Süden Front zu machen. Die Entscheidungsschlacht wurde nahe der Lirismündung bei Trifanum an der Küstenstraße zwischen Minturnä und Sinuessa geliefert. Nach hartem Ringen siegten die Römer, nachdem der Konsul Publius Decius Mus gefallen war.

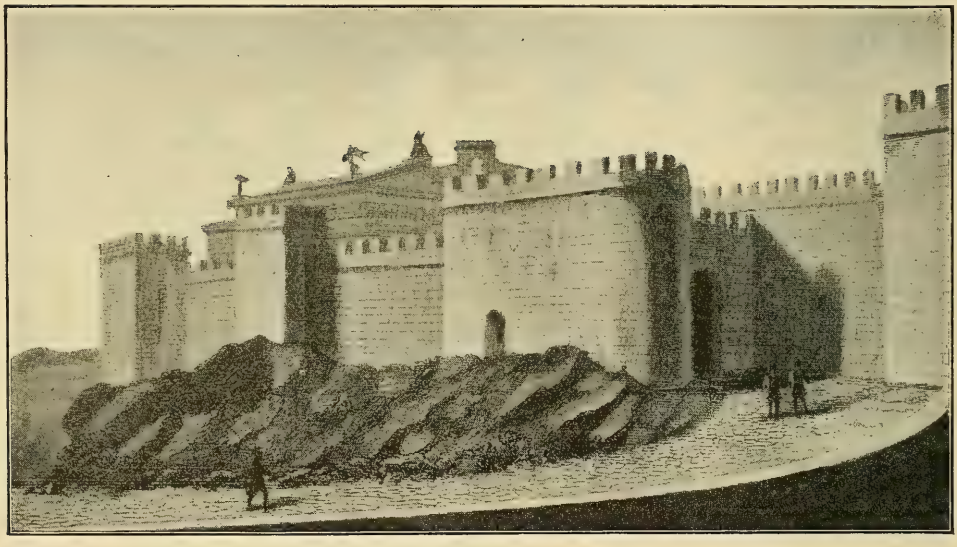
T. Manlius Torquatus.

Die Sage hat sich natürlich auch dieses Feldzugs bemächtigt und weiß von zwei Menschenopfern zu erzählen, die damals dem Bestand und der Größe Roms gebracht worden seien. Das eine knüpft sich an den Namen des Konsuls T. Manlius Torquatus. Er trug seinen Beinamen davon, daß er als Jüngling bei einem Einfall der Gallier einen Riesen dieses Volkes im Zweikampfe erschlagen und dabei dessen goldene Halskette (torques) erbeutet hatte. Um in

der Not des Vaterlandes die militärische Disziplin möglichst straff zu handhaben, hatte er verordnet, daß ohne seinen ausdrücklichen Befehl niemand sich in einen Kampf mit den Feinden einlassen solle. Da wurde sein eigner Sohn auf einem Rekognoszierungsritte von dem Reiterführer der Tuskulaner, Geminus Mettius, mit höhnischen Reden zum Zweikampf herausgefordert. Voll Zorn und Scham vergaß der Jüngling den Befehl des Vaters, rannte mit dem Gegner zusammen, durchbohrte ihn und ritt mit seiner Rüstung geschmückt triumphierend ins römische Lager zurück. Aber mit finsterem Blick empfing ihn der Vater, ließ durch den Trompeter das Heer zur Versammlung rufen und verurteilte ihn zum Tode durch den Liktor. Das Urteil wurde vor den Augen des Vaters und des Heeres vollstreckt, ehe noch die Versammlung sich von ihrem Staunen und Schrecken erholt hatte. Aber für alle Zeit blieb die blutige Strenge des Manlius der römischen Jugend ein warnendes Beispiel.

P. Decius Mus.

Das andre Opfer, das die Götter verlangten, bestand in der Person des Konsuls Publius Decius Mus. Als sich die feindlichen Heere am Vesuv gegenüberstanden, hatte ein Traumgesicht beiden Konsuln verkündet, dasjenige Heer werde siegen, dessen Führer sich freiwillig den Todesgöttern opfere. Am andern Tage kam es zur Schlacht, und die römischen Haufen wankten auf der Seite, wo Decius Mus befehligte. Da ließ dieser den Pontifex Maximus rufen und betete mit ihm also: „O Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Laren, ihr fremden und ihr einheimischen Götter, ihr Götter, in deren Hand wir und die Feinde stehen, und ihr Geister der Abgeschiedenen, zu euch bitte, bete und flehe ich und von euch werde ich



192. Das alte Aricia. Rekonstruktion von Canina.

erhört, daß ihr dem römischen Volke der Quiriten Kraft und Sieg gewährt und daß ihr die Feinde des römischen Quiritenvolkes bannet durch Angst, Schrecken und Tod. Wie ich es im Gebete ausgesprochen habe, so weihe ich für den Quiritenstaat, für Heer, Legionen und Hilfsvölker des römischen Volkes mit mir die Legionen und Hilfsvölker der Feinde den Toten und der Erdgöttin." Nach diesen Worten sprang der Konsul „gabinisch umgürtet" aufs Roß und stürmte in den dichtesten Haufen der Feinde. Lichter Glanz war um ihn, und wo ihn sein Roß hintrug, erlahmte der Widerstand der Feinde. Als er endlich tot zusammenbrach, war die Schlacht für die Römer gewonnen.

Unterwerfung und Eingliederung der Latiner in den römischen Staat.

Die Latiner büßten ihre Niederlage mit dem Verluste des Restes ihrer Selbstständigkeit. Der latinische Bund als politische Gemeinschaft wurde aufgelöst, es blieb nur noch die religiöse, die gemeinsame Festfeier zu Ehren des Jupiter Latiaris auf dem Albanerberge. An Stelle des einen Vertrages zwischen Rom und dem latinischen Bunde traten lauter Sonderverträge zwischen Rom und den einzelnen latinischen Gemeinden. Absichtlich wurden die Bedingungen dieser Verträge von den Siegern sehr ungleich gestellt, um für die Zukunft jedes Bündnis dieser Gemeinden untereinander zu verhindern. Hier wendeten die Römer zum erstenmal ihren berühmten

Grundsatz an „Herrsche durch Teilung der Gegner“ („Divide et impera“). Am glimpflichsten wurden die Städte Tusculum, Lanuvium, Aricia, Nomentum, Pedum behandelt, die unter Wahrung ihrer kommunalen Selbständigkeit mit vollem römischen Bürgerrechte (civitas cum suffragio) in den römischen Staat eintraten. Diese Städte erhielten also jetzt, was sie vor Ausbruch des Krieges vergeblich gefordert hatten. Die ehemalige Volskerstadt Antium wurde 338 v. Chr. in eine römische Bürgerkolonie umgewandelt, doch so, daß auch die Antiaten coloni, also römische Bürger werden durften. Hierdurch und durch Verteilung der abgetretenen Äcker unter römische Bürger

193. Heutige Ansicht von Ariccia.

wuchs das römische Gebiet derart, daß 332 v. Chr. zwei neue Tribus eingerichtet werden konnten und die Zahl der damals eingeschätzten Bürger über 160 000 betrug. Zur Erinnerung an die Aufnahme der Seestadt Antium in den Staat wurde die Rednerbühne auf dem römischen Forum mit den Schnäbeln antiatischer Galeeren geschmückt. Im Jahre 329 v. Chr. wurde auch Tarracina (Anxur) in eine römische Kolonie verwandelt.

Eine Reihe andrer Gemeinden behielt scheinbar ihre politische Selbständigkeit, indem Rom mit ihnen verschieden lautende Bündnisse, die ihre Verpflichtungen regelten, abschloß. Am günstigsten unter diesen war Laurentum gestellt, das den Römern während des Krieges treu geblieben war. Ungünstiger waren Tibur und Präneste daran, die nach Kriegsrecht Teile ihrer Ackerflur an Rom abtreten mußten. Aber alle diese Gemeinden latinischen Rechtes (civitas latina) wurden dadurch voneinander isoliert, daß sie das Recht der Eheschließung und des Verkehrs (conubium et commercium) zwar mit Rom, nicht aber untereinander ausüben durften. Am schlechtesten

waren diejenigen Gemeinden gestellt, die mit dem Bürgerrecht ohne Stimmrecht (civitas sine suffragio) oder, wie man sagt, nach cäritischem Recht, weil bei Cäre zuerst diese Form der Abhängigkeit angewendet worden war (vgl. S. 354), in den Staat aufgenommen wurden. Sie verloren ihre politische Selbständigkeit, ohne in Rom ein andres Recht zu erhalten, als das der unter dem Zensus der untersten Vermögensklasse stehenden Ärarier. Sie hatten also Rom gegenüber nur Pflichten und keine Rechte. Mit dieser Form der Unterthänigkeit wurde vor allem Veliträ bestraft, dessen Adel außerdem unter Konfiskation seiner Äcker nach Etrurien verbannt wurde. In

194. Ansicht des Albaner Sees.

derselben Weise wurden die Aurunkerstädte Fundi und Formiä und die kampanischen Gemeinden Capua, Cumä, Suessula dem römischen Staate einverleibt, doch erhielt z. B. in Capua der Adel das römische Vollbürgerrecht. Außerdem wurden im Volskerlande die Festung Fregellä und in Kampanien die Festung Cales als Kolonien latinischen Rechts gegründet.

Weiterbildung der römischen Staatsverfassung.

Die dritte secessio plebis (342 v. Chr.).

Während der Kämpfe mit den Samniten, Kampanern und Latinern und während der Neuordnung der unterworfenen Gebiete stand die Entwickelung der römischen Staatsverfassung keineswegs still. Das römische Volk verfügte eben in jener Zeit über eine Fülle der verschiedenartigsten treibenden Kräfte, die uns in Staunen setzen muß Allerdings sind die uns erhaltenen Nachrichten über die Weiterbildung der römischen Verfassung in dieser Zeit so verworren, daß sich nur sehr weniges mit einiger Sicherheit erkennen läßt.

Die immer wieder hervortretende **Verschuldung** der unteren Plebs hatte schon im Jahre 347 v. Chr. zu einer Herabsetzung des im Zwölftafelgesetz verordneten Zinsfußes von 10 Prozent auf 5 Prozent für das zwölfmonatliche Jahr geführt, eine Bestimmung, die freilich, wie jedes Wuchergesetz, vielfach Umgehungen zuließ. Als nun das großenteils aus Verschuldeten bestehende Heer im ersten Samnitenkriege die Wohlhabenheit Kampaniens und insbesondere den Reichtum Capuas kennen lernte, bildete sich bei diesen Leuten der Plan aus, sich durch einen Handstreich Capuas zu bemächtigen und sich dauernd dort anzusiedeln. Die Entlassung der verdächtigen

195. Tivoli (das alte Tibur) mit den Aniofällen.

Elemente in die Heimat führte zum offenen Ausbruch der Meuterei; denn sie sahen sich nun sogar um ihren erhofften Beuteanteil betrogen. Durch Zuzug aus der Hauptstadt verstärkt, bezogen die Entlassenen ein festes Lager auf dem albanischen Berge. Man nennt diesen Vorgang die **dritte Sezession**. Der zum Diktator ernannte **M. Valerius Corvus** beschwichtigte den Aufruhr durch ein **Militärgesetz** (lex militaris), das den Soldaten vor ungewollter Entlassung und vor Verkümmerung des Avancements sicherte (Livius VII, 41: „ne cujus militis scripti nomen nisi ipso volente deleretur“ und „ne quis, ubi tribunus militum fuisset, postea ordinum ductor esset“). Es mag nämlich der Fall vorgekommen sein, daß vornehme Herren, die in einem Feldzuge eine Tribunenstelle gehabt, diese aber nachher nicht wiedererhalten hatten, mit einer ihnen von einem Standesgenossen verliehenen Centurionenstelle vorlieb nahmen, weil sie zu dem teueren Kavalleriedienst nicht vermögend genug waren. Solche Leute sollten nun in Zukunft nicht mehr Centurionen werden, damit nicht den von der Pike auf Dienenden diese einträglichen Posten weggenommen würden. Dieses Gesetz entstand also offenbar nicht aus der „Forderung eines Standes,

Das Militärgesetz des Valerius Corvus.

der sich seiner politischen Zurücksetzung bewußt ist, sondern einer von Not bedrängten Volksmasse, welche im Kriegsdienst und im geregelten Avancement eine einträgliche Erwerbsquelle erkennt."

Gesetzgebung gegen den Wucher und die Ämterkumulation.

Dem Militärgesetz folgte ein plebiscitum Genucium gegen den Wucher und andre Plebiszite des Inhalts: Niemand soll dasselbe Amt innerhalb zehn Jahren wieder bekleiden noch zwei Ämter in einem Jahre haben; auch soll es erlaubt sein, beide Konsuln aus der Plebs zu wählen. Diese letzte Bestimmung war wohl ein Protest der plebejischen Aristokratie gegen das bisweilen erfolgreiche Streben der Patrizier, beide Konsulstellen mit ihren Leuten zu besetzen.

Die Gesetze des Publilius Philo (339 v. Chr.).

Endlich setzte der plebejische Diktator Publilius Philo im Jahre 339 v. Chr. folgende drei Gesetze (leges Publiliae Philonis) durch; das erste lautete: die Plebiszite sollten für alle Quiriten bindend sein, eine weitergehende Wiederholung und Ergänzung der betreffenden lex Valeria Horatia vom Jahre 449 v. Chr. (s. S. 345). Das zweite: die Patrizier sollen bei Gesetzen, die in Centuriatkomitien beantragt werden, schon vor der Abstimmung ihre Genehmigung des betreffenden Gesetzes aussprechen: dadurch sank die Bedeutung der Kuriatkomitien immer mehr, und die sogenannte patrum auctoritas für neue Gesetze (s. S. 332) wurde zu einer bloßen Form. Und drittens: der eine Zensor muß, der andre darf Plebejer sein. Auch die Tendenz dieser Gesetze war insbesondere der plebejischen Aristokratie günstig; sie förderten die theoretisch schon vorher anerkannte Gleichstellung der beiden Adelsparteien und damit ihre Verschmelzung zu der sogenannten Nobilität.

Die Zensur des Appius Claudius.

Gegen diese fortschreitende Verschmelzung des plebejischen Adels mit dem patrizischen und gegen den Hochmut der plebejischen Parvenüs wandte sich mit dem ausgeprägten Standesbewußtsein, das seiner ganzen Familie eigen war, der Patrizier Appius Claudius, die vielseitigste und interessanteste Persönlichkeit seiner Zeit. Wir werden ihn als genialen Strategen und Bauherrn während des zweiten Samnitenkrieges, als einen von den höchsten Machtansprüchen seines Volkes erfüllten Staatsmann, als Rechtsgelehrten, Redner und Dichter kennen lernen. Als Zensor (312—308 v. Chr.) versuchte er, den Männern rein patrizischer Abstammung seinen ungebeugten Adelsstolz in die Seele zu hauchen und sie zur Zertrümmerung der Stellung, die sich der plebejische Adel durch Verbindung und Verschwägerung mit dem patrizischen allmählich errungen hatte, mit fortzureißen. Da sich seine Standesgenossen aber teils zu lässig, teils auch zu gewissenhaft im Festhalten an den einmal gemachten Zugeständnissen zeigten, so griff er zu Mitteln, die, wenn sie von einem minder konservativen Manne gebraucht worden wären, für demagogisch gelten müßten. Er stieß vornehme Plebejer aus dem Senate, zeigte sich aber gegen Patrizier sehr nachsichtig. Die Lücken im Senate aber füllte er gegen jedes Herkommen mit Freigelassenen, also mit so niedrigen und abhängigen Leuten, daß sie bloße Stimmknechte der Patrizier werden mußten. Indes scheiterte sein Versuch daran, daß die Konsuln des nächsten Jahres seine lectio senatus einfach ignorierten und den Senat in der alten Zusammensetzung beriefen.

Bei der Abfassung der Bürgerlisten und der Verteilung der Bürger in die Klassen gestattete er der untersten Plebs, insbesondere wiederum den Freigelassenen, die bisher in den bedeutungslosen vier städtischen Tribus untergebracht waren, die Aufnahme in die ländlichen Tribus, deren Abstimmung wesentlich dadurch beeinflußt wurde. Auch begann er, bei der Einschätzung das bewegliche Eigentum neben dem Grundbesitz zu berücksichtigen, und gestattete den Proletariern wenigstens den Kriegsdienst zur See. Ebenso benutzte er die ihm zustehende Führung der Stammrollen der Reiter, um plebejische Edle zu streichen. Er wollte eben Zwietracht säen zwischen dem

alten und dem neuen Adel und durch Schwächung der Nobilität (vgl. S. 387) die Patrizier zwingen, wieder allein die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Aber der Assimilationsprozeß war zu weit vorgeschritten, als daß das Vorgehen des Appius Claudius etwas andres bedeutet hätte als den ohnmächtigen Protest eines für entschwundene Ideale begeisterten Schwärmers. Und doch war er kein Don Quijote, unbeirrt ging er seinen Weg weiter und scheute auch vor dem Verdachte, daß er nach der Tyrannis strebe, nicht zurück. Um wenigstens die großartigen Bauten, die er für den Staat in Angriff genommen hatte, vollendet zu sehen, legte er seine Zensur nicht zur richtigen Zeit nieder, sondern führte sie gegen das Gesetz weiter, bis ihn das Konsulat des Jahres 307 v. Chr., das ihm mittels der von ihm geschaffenen nobilitätsfeindlichen Volkspartei zu teil wurde, vor der Anklage schützte.

Unter seiner Rücksichtslosigkeit hatten auch seine Standesgenossen zu leiden. Die Pontifices, die ihm, obwohl Patrizier, besonders laß in der Behauptung der Standesvorrechte zu sein schienen, verfolgte er mit nachdrücklichem Hasse. Er mischte sich in Kultusangelegenheiten und schuf ihnen dadurch eine Menge von Verdrießlichkeiten.

Eins von diesen Vorkommnissen ist besonders erwähnenswert als eines der wenigen Beispiele von Humor in der römischen Geschichte. Die Zunft der Stadtpfeifer, die ihren Ursprung bis auf die Zeiten Numas zurückführte, besaß von altersher das Recht, am 13. Juni im kapitolinischen Jupitertempel ein Festmahl einzunehmen. Daran schloß sich in der Regel ein Umzug dieser Musikanten mit Masken durch die Stadt, bei dem mancher Unfug und manches Anstößige vorgekommen sein mag. Ohne die Pontifices zu fragen, hob Appius dieses Recht der Musikantenzunft auf. Die Folge war eine der ersten Arbeitseinstellungen, die die Geschichte kennt. Die Stadtpfeifer zogen im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit aus Rom hinaus nach Tibur. In der That fehlte nun die vorgeschriebene Musik bei der Leichenbestattung, bei Hochzeiten, Götterfesten und andern Gelegenheiten. Eine freundliche Aufforderung des Senats an die Musikanten zur Rückkehr war zunächst erfolglos. Da griff man zu einer List. Die Widerspenstigen wurden von den Tiburtinern in ihre Häuser geladen, trunken gemacht und alsdann auf Wagen verladen in der Nacht nach Rom zurückgebracht. Als sie hier aus ihrem Rausche erwachten, benutzte man ihre gedrückte Stimmung, um sie unter Wiederherstellung ihres alten Privilegiums zu versöhnen.

Wichtiger war eine von Appius veranlaßte Maßregel, die das von den Pontifices eifersüchtig gehütete Monopol der Rechtswissenschaft beschränkte. Appius hatte als Zensor und als Konsul in dem Subalternbeamten (scriba publicus) Flavius einen sehr fähigen Mann kennen gelernt, der sich durch langjährige Beschäftigung im Gerichtswesen umfassende Kenntnisse der Klag- und Prozeßformulare erworben hatte. Dessen Wahl zum kuruliſchen Ädil betrieb Appius im Jahre 304 v. Chr. und setzte sie auch durch. Während seiner Amtszeit aber veröffentlichte Flavius, von dem sehr rechtskundigen Appius unterstützt, nicht nur einen Gerichtskalender, in welchem also verzeichnet war, an welchen Tagen des Jahres Gerichtsverhandlungen eingeleitet oder abgehalten werden konnten, sondern auch alle dazu nötigen Formeln. So wurde also durch das sogenannte jus Flavianum eine wichtige Ergänzung zum Zwölftafelgesetz geschaffen und die Rechtssicherheit des gemeinen Mannes beträchtlich erhöht.

So hat denn Appius wesentlich zu gunsten des unteren Volkes gewirkt, indem er bestrebt war, der patrizisch-plebejischen Nobilität entgegenzuarbeiten. Aber seine wichtigste Maßregel: die Aufnahme der Freigelassenen in die ländlichen Tribus und in die Vermögensklassen blieb nicht bestehen. Sie wurde 304 v. Chr. durch den Konsul Q. Flavius Rullianus wiederumgestoßen, der den früheren Zustand wiederherstellte, indem er alle Freigelassenen und Proletarier in die vier städtischen Tribus verwies. Appius selbst hat sich dieser Änderung gefügt, da er wohl erkannte, daß er sein eigentliches Ziel nicht erreicht hatte; doch hat er auch weiterhin dem Staate seine Teilnahme nicht entzogen; wir finden ihn 296 v. Chr. wiederum als Konsul, und noch im Greisenalter war es ihm vergönnt, in verhängnisvoller Stunde seinen Standesgenossen durch seinen unbeugsamen Mut die rechte Bahn zu weisen.

Der Entscheidungskampf zwischen Römern und Samniten.

Ausbruch des zweiten Samnitenkrieges.

Die Frage, ob Römer oder Sabeller berufen sein sollten, über Italien zu herrschen, war durch den ersten Samnitenkrieg zwar gestellt, aber noch nicht entschieden worden. Der Ausbruch des Entscheidungskampfes wurde einerseits dadurch beschleunigt, daß die Römer im Jahre 328 v. Chr. an Stelle des zerstörten Fregellä am oberen Liris, also im Machtbereich der Samniten, eine Bürgerkolonie, d. h. also eine römische Festung anlegten, anderseits durch einen Handstreich der Samniten gegen die griechischen Zwillingsstädte Paläopolis und Neapolis (Neapel). Zwar gelang es den griechischen Einwohnern, sich der unbequemen Einquartierung zu entledigen und einen Bündnisvertrag mit Rom abzuschließen, aber die Folge davon war neue, erbitterte Feindschaft zwischen Römern und Samniten. So entstand der zweite Samnitenkrieg (326—304 v. Chr.).

196. Karte von Mittelitalien zur Zeit des zweiten Samnitenkrieges. Nach Sieglin.

Roms Kriegsplan und die ersten Kriegsjahre.

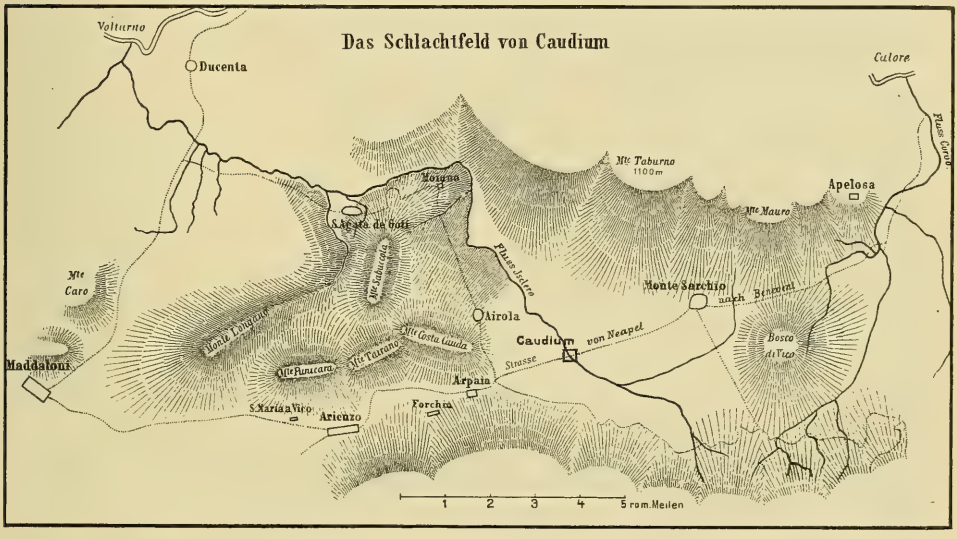
Roms Stellung in Kampanien verstärkte sich, als die Sabellerstädte Nola, Nuceria, Herculaneum, Pompeji zu ihm übertraten. Der großartig angelegte Kriegsplan der Römer ging von vornherein darauf aus, den Gegner zu isolieren, ihn namentlich von beiden Meeren abzusperren. Zu diesem Zwecke eröffneten sie den Angriff nicht nur von Kampanien aus, sondern setzten sich auch in der großen östlichen Ebene, in Apulien, fest, wo sie als Befreier von den samnitischen Raubzügen mit Freuden aufgenommen wurden. Der Erfolg war den Römern in den ersten Kriegsjahren so günstig, daß die Samniten schon im Jahre 322 v. Chr. des Krieges müde waren. Deshalb schickten sie die römischen Gefangenen mit aller Beute nach Rom und lieferten, um bessere Bedingungen zu erhalten, sogar ihren verdienten Führer Brutulus Papius den Römern aus, der es indes vorzog, lieber durch Selbstmord als durch die Hände der Römer zu fallen. Aber ihr Angebot wurde zurückgewiesen.

Gavius Pontius und die Niederlage der Römer bei Caudium.

Da griffen sie verzweiflungsvoll wieder zu den Waffen und scharten sich um den tüchtigen Gavius Pontius, dem es bestimmt war, einen letzten Abendschein des Glückes über das dem Untergange geweihte Volk heraufzuführen und den Römern eine

Niederlage zu bereiten, die noch in späteren Jahrhunderten, wie der Unglückstag an der Allia, als Schmach und Schimpf für den römischen Namen empfunden wurde. Gerade aber darin lag der Grund, weshalb die Geschichte von der Waffenstreckung der Römer in den caudinischen Engpässen schon von den älteren Annalisten so mit patriotischen Lügen durchsetzt wurde, wozu dann Livius noch die rhetorische Ausschmückung hinzugefügt hat, daß sich die Wahrheit durch diese Hüllen hindurch nur ahnen läßt. Wir folgen in allen Hauptpunkten der gründlichen Forschung Heinrich Nissens.

Als Gavius Pontius, des Herennius Sohn, im Jahre 321 v. Chr. den Oberbefehl bei den Samniten übernommen hatte, standen die Römer unter Titus Veturius Calvinus und Spurius Postumius bei Calatia in Kampanien, unweit des heutigen Maddaloni. Sie hatten die Offensive nach Kampanien verlegt und gedachten sich in Apulien auf die Defensive zu beschränken. Da wird den Konsuln die trügerische Nachricht gebracht, die Samniten hätten alle ihre Streitkräfte nach Osten geworfen, bedrohten Apulien und besonders die wichtige Stadt Luceria sei in größter Gefahr. Sofort



197. Das Schlachtfeld von Caudium. Skizze nach Rizzi Zannoni.

beschließt man im römischen Lager, Luceria durch einen Entsatzzug zu retten und zwar den kürzesten Weg dahin mitten durch Feindesland über Caudium, Benevent, Äquum Tuticum, Äcä, den späterhin auch die Appische Straße lief, anzutreten. Caudium lag inmitten eines vom Flüßchen Isclero durchströmten, 7—8 Milien langen und 5 Milien breiten, von hohen Waldbergen umringten Kessels, zu dem die Straße sowohl von Maddaloni als auch von Benevent her durch je ein enges waldiges Defilee führte. An den Namen der heute verschwundenen Ortschaft Caudium erinnert noch heute der Berg Costa Cauda an der Westseite des Kessels. Das westliche Defilee, das von Arienzo an Forchia vorüber nach Arpaia führt, hieß im Altertum „furculae Caudinae", woran noch der Name des Dorfes Forchia erinnert. Der Kessel von Caudium ist von Kampanien her aber noch auf einem andern Wege zugänglich, der von Maddaloni zunächst nördlich bis zum Isclero, dann an diesem aufwärts östlich durch die Felsenge von Moiano in das caudinische Wiesenthal führt. Auf diesem Wege marschierte das römische Heer in die ihm gestellte Falle hinein. Der Rekognoszierungsdienst war mangelhaft; so entdeckte man erst, als die Spitze der Marschkolonne, die sich wohl nach

einer Rast des Heeres im Wiesengrunde am Flusse neuformiert hatte, zu dem östlichen Defilee nach Benevent zu hinaufzog, daß dort der Ausgang verschanzt und von Feinden besetzt sei. Die Konsuln lassen das Heer kehrt machen, um eins der beiden westlichen Defilees, das von Moiano oder das von Arpaia zu gewinnen, aber auch diese erweisen sich als besetzt, und nun zeigen sich ringsum auf den Bergen die Samniten. Dem römischen Heere, das vom Marsche ermüdet war, blieb nichts übrig, als mitten im Wiesengrunde am Isclero ein Lager zu schanzen. Am nächsten Tage begann der Verzweiflungskampf der Römer. Sie versuchten irgendwo durchzubrechen und als sie von Feinden zurückgewiesen wurden, erneuten sie ihre Versuche so oft und so lange, bis ein größerer Teil des Heeres gefallen war, der Rest aber, immer enger von den Samniten eingeschlossen, allmählich von Hunger gequält wurde. Nach vieltägigem Kampfe blieb nichts übrig als die Kapitulation. Es war äußerlich eine ähnliche Situation des römischen Heeres wie nachmals am Trasimenischen See; nur die Gegner der Römer waren verschieden: Hannibal wußte rücksichtslos dreinzuhauen und rastete nicht, bis die feindliche Armee vernichtet war, die Samniten blieben auf halbem Wege stehen, vielleicht hofften sie, so einen Kampf aufs Messer mit den Römern vermeiden zu können, ein Gedanke, den die Friedenspartei unter dem tapferen Volke immer wieder zum Unheil des Ganzen hervorkehrte.

Die Kapitulation und der caudinische Friede.

So kam eine Waffenstreckung in Form eines feierlichen Födus zustande. Wenn die Überlieferung berichtet, Gavius Pontius habe bei seinem Vater Herennius angefragt, wie er es mit den kriegsgefangenen Römern halten solle, und dieser habe ihm geantwortet: „Entweder entlasse sie alle unbeschädigt und bedingungslos oder töte sie alle", so haben wir hier eine Probe rhetorischer Erfindung vor uns. Dieses Födus wurde nach dem üblichen Opfer einerseits von Gavius Pontius und andern samnitischen Häuptlingen, anderseits von den Konsuln und Quästoren als den Stellvertretern ihrer Völker beschworen und stand nun gerade so unter dem Schutze der Götter, als ob es in Rom im Senate oder vor dem Volke beschworen worden wäre. Außerdem wurde dem Födus noch Sponsion hinzugefügt, d. i. ausdrückliche persönliche Bürgschaft der Konsuln, Quästoren und sämtlicher Stabsoffiziere. In diesem Vertrage verpflichteten sich die Römer, Frieden zu halten mit den Samniten und ihren Bundesgenossen und das widerrechtlich okkupierte samnische Gebiet herauszugeben, insonderheit die Festungen Cales und Fregellä zu schleifen. Anderseits wurde den kriegsgefangenen Römern Freiheit und Leben geschenkt; freilich mußten sie alle ihre Waffen abliefern und zum Zeichen, daß sie in der Gewalt der Samniten gewesen waren, unter dem Joche — zwei senkrechten Speeren, die durch einen querliegenden verbunden waren — durchgehen, die höchste Schmach, die einen Soldaten treffen konnte. Außerdem mußten 600 römische Ritter, also Söhne der angesehensten Familien, als Geiseln in den Händen der Feinde bleiben bis zur Erfüllung des Vertrages.

Der Bruch des caudinischen Friedens durch die Römer.

Der Vertrag wurde, wie man trotz der entgegenstehenden Erzählung der römischen Geschichtschreiber annehmen muß, von den Konsuln gehalten. Die Kolonien Cales und Fregellä wurden aufgelöst und wohl auch Luceria geräumt. Daraufhin entließen die Samniten die Geiseln. In der Hoffnung auf Frieden aber sahen sie sich gründlich getäuscht. Denn als sie im Anfang des Jahres 320 v. Chr., nachdem also die ihnen persönlich haftbaren Konsuln andern Platz gemacht hatten, Gesandte nach Rom schickten, um das caudinische Bündnis auch vom Senate und vom Volke bestätigen zu lassen, trafen sie auf eine ganz veränderte Stimmung. Der Senat zwar, in dem das patrizische Element vorherrschte, war dazu bereit, das Volk aber, lüstern nach Beute und nach neuen Ackerassignationen in fruchtbaren Landschaften, die erlittene Niederlage, wie immer in solchen Fällen, nur den vornehmen Führern schuld gebend,

198. Die Appiſche Straße. Heutige Anſicht. Nach einer photographiſchen-Naturaufnahme. (Zu S. 372.)

verweigerte in Tributkomitien die Zustimmung und bewilligte nur einen zweijährigen Waffenstillstand. Ein solcher Zeitraum schien wohl nötig, um danach wieder auf einige Unterstützung der Götter in einem „echten und rechten Kriege" (duellum purum piumque) rechnen zu können. Vom formellen Standpunkte aus läßt sich dieser Volksbeschluß nicht anfechten, wohl aber vom sittlichen. Die Plebs zeigte sich hier in der Befolgung der göttlichen Satzungen weniger skrupulös als die alte Aristokratie, deren Widerstand gegen die Zulassung der Plebejer zur alten Staatsreligion hierdurch einigermaßen gerechtfertigt wird. „Der Senat war ganz durchdrungen von jener theologischen Staatskunst, welche allen Erfolg auf das Walten der Götter zurückzuführen suchte. Er war gewiß viel zu aufrichtig fromm gesinnt, um die schwere religio, welche die Verwerfung eines rechtskräftigen und wenn nicht formell, so doch faktisch anerkannten Bündnisses mit sich führen mußte, gutwillig über den Staat zu verhängen. Der völkerrechtliche Frevel gegen die Kelten (vgl. S. 352), der die Zerstörung der Stadt zur Folge hatte, mochte als warnendes Beispiel vor Augen stehen. Zudem war eine Anzahl der besten Familien durch die Beteiligung ihrer Mitglieder für die Erhaltung des Friedens direkt interessiert. Die Plebs hat sich jederzeit für die Bedenken der theologischen Staatsraison minder empfänglich gezeigt. Eroberung, Koloniengründung, Versorgung der jüngeren Söhne waren die sehr materiellen Faktoren, welche ihr Verhalten zu der äußeren Politik entschieden. Sie hatte an der Behauptung der gegründeten Kolonien das wesentlichste Interesse." Um dem Buchstaben des Rechtes zu genügen, wurden die Konsuln des Jahres 321 v. Chr. samt den Quästoren und Stabsoffizieren, die den Samniten ihre Person für die Aufrechterhaltung des Födus verpfändet hatten, ausgeliefert. Aber die Samniten nahmen sie nicht an.

Der Krieg von 318—311 v. Chr.; Luceria.

Als die Römer im Jahre 318 v. Chr. den Krieg wieder eröffneten, verfuhren sie mit der größten Vorsicht. Große Operationen werden zunächst vermieden, dagegen suchen sie Kampanien immer mehr zu sichern und in Apulien von neuem festen Fuß zu fassen. Im Jahre 315 v. Chr. gelingt ihnen die Eroberung von Luceria, wohin im folgenden Jahre die Soldaten einer halben Legion als Kolonisten geschickt werden. Im Jahre 313 v. Chr. werden Kolonien in Suessa Aurunca im Aurunkerlande, Saticula an der kampanisch-samnischen Grenze und Pontiä auf den Ponzainseln, im Jahre 312 v. Chr. Interamna am mittleren Liris angelegt. Gleichzeitig baute der Zensor Appius Claudius die nach ihm benannte Appische Straße auf festem Damm durch die Pontinischen Sümpfe bis nach Capua, wodurch die denkbar schnellste Verbindung zwischen Rom und Kampanien hergestellt wurde. Diese Straße wurde später über Benevent nach Osten fortgesetzt und galt als Muster einer derartigen Anlage. Immer dichter wurde das Netz von Festungen und Verkehrswegen, mit denen Rom in zielbewußter Politik das samnitische Hochland, die Burg der Freiheit Italiens, umklammerte. Die Erfolge auf diesem Gebiete waren dauernder als der Gewinn durch eine siegreiche Schlacht.

Die Erhebung der Etrusker und andrer Stämme gegen Rom.

Da begann endlich der Geist des Widerstandes gegen die römischen Herrschaftsgelüste sich auch bei den andern Völkern Italiens zu regen. Den erlahmenden Samniten traten 311 v. Chr. die Etrusker zur Seite. Sie bestürmten zwei Jahre lang die römische Grenzfestung Sutrium. Aber der bereits im Samnitenkriege bewährte Konsul des Jahres 310, Quintus Fabius Rullianus, durchschritt mit seinem Heere den unwegsamen ciminischen Wald, die Grenzscheide zwischen dem unterjochten und dem freien Etrurien, und schlug die Tusker am Vadimonischen See und im folgenden Jahre abermals bei Perusia. Diese Siege brachen schnell die Kraft des verweichlichten Volkes: schon im Jahre 308 v. Chr. schlossen die meisten etruskischen Gemeinden wieder Frieden mit Rom. Nun erst, viel zu spät, um den erliegenden

Samniten wirksame Hilfe zu bringen, standen die Marser, Peligner und Umbrer gegen Rom auf; auch die Äquer erhoben noch einmal die Fahne der Freiheit, und sogar die seit Jahrzehnten von den Römern in der Form des Bündnisses geknechtete Eidgenossenschaft der Herniker versuchte die erlittene Schmach mit Römerblut zu tilgen. Aber vergebens: die zersplitterten Kräfte erlagen vereinzelt den wohlgezielten Stößen, die mit ruhig berechneter Staatskunst von Rom aus gegen die einzelnen Landschaften geführt wurden.

Entscheidung und Friede.

Und im Jahre 305 v. Chr. konnten zwei konsularische Heere den ursprünglichen Kriegsplan, nämlich den kombinierten Angriff auf Samnium von West und Ost, siegreich durchführen, indem das eine durch die kampanischen Pässe, das andre von der Adria her den Tifernus aufwärts nach der Hauptstadt des Landes heranzog. In blutiger Schlacht wurden die Samniten noch einmal im Herzen ihrer Berge geschlagen und Bovianum, die Stadt des heiligen Stieres, erstürmt. Die letzten Wellen des Widerstandes verliefen sich um so schneller, je umsichtiger Rom sein „Divide et impera" auch hier anwendete. Im Jahre 304 v. Chr. wurde das sogenannte „foedus aequum", jetzt lediglich eine Verhüllung des Unterthanenverhältnisses, zwischen Rom und den Sabellern erneuert.

Der Verzweiflungskampf der Italiker gegen Rom.

Fortschritte der Römerherrschaft in Italien.

Was man damals in Rom unter einem foedus aequum verstand, das empfanden die Samniten alsbald nach dem Friedensschlusse. Hatten die Römer schon während des zweiten Samnitenkrieges daran gearbeitet, Samnium selbst mit einem Netze von Festungen und Straßen zu umstricken, so wurde jetzt dasselbe Verfahren fortgesetzt und auch auf alle die Völker ausgedehnt, die den Samniten Hilfe geleistet hatten. Fregellä und Sora im oberen Volskerlande wurden nun endgültig als latinische Kolonien begründet und wurden Pflanzstätten für die schnell fortschreitende Romanisierung. Um das Hochgebirgsland zwischen Samnium und Etrurien leichter zugänglich zu machen und zugleich um sofort römische Heere zwischen Etrurien und Samnium schieben zu können, wurden zwei Militärstraßen von Rom aus in diese Gebiete vorgeschoben und durch Festungen gedeckt. Die eine lief nach Norden am Soracteberg vorüber nach Ocriculum im Umbrerland und von da nach Nequinum am Nar, das nach hartem Kampfe den Umbrern entrissen und in die Militärkolonie Narnia umgewandelt wurde. Diese Straße hieß später die Flaminische und wurde durch Umbrien und dann an der Adria entlang bis Ariminum weitergeführt. Die andre, später Via Valeria genannt, lief ostwärts, dem Laufe des Anio folgend, über Carsioli und Alba Fucentia an den Fucinersee, mitten in das sabellische Gebirgsviereck hinein. Hierbei wurden Carsioli wie Alba zu starken Festungen ausgebaut. Daß alle diese Anlagen auf die Hineinziehung der mittelitalischen Völkerschaften in den römischen Unterthanenverband abzielten, konnte niemand verborgen sein.

Der dritte Samnitenkrieg und die Union der Italiker (298—290).

Aber während die andern Völker zauderten, siegte schon nach fünfjähriger Waffenruhe bei den wackeren samnitischen Bauern der Freiheitsdrang über alle Bedenken, die die frische Erinnerung an die im vorigen Kriege erlittenen schweren Unfälle ihnen erwecken mochte. Sie fielen in Lukanien ein und nötigten es zum Bunde, ihre Boten riefen Etrurien, Umbrien und die kleineren Berglandschaften zu den Waffen, und hatte es früher bei ihnen an einheitlicher Leitung gefehlt, so scheint ihnen die bittere Not auch die Fähigkeit dauernder Unterordnung unter bedeutende Führer verliehen zu haben. Wenigstens entwickelten sie während ihrer Kriegführung eine weitblickende Umsicht und kluge Diplomatie, die ihnen früher fremd gewesen war. Zuerst von ihren Bundesgenossen erlahmten wiederum die Etrusker. Da erbot sich der Samnitenführer

Gellius Egnatius, ihnen trotz der dazwischen geschobenen römischen Verteidigungslinien ein Heer zu Hilfe zu führen. Das kühne Unternehmen gelang dank der Opferwilligkeit der samnitischen Bauern, die die Hilfe, die sie auf den bedrohtesten Punkten der Union leisteten, mit der Verwüstung von Haus, Hof und Acker bezahlten. Die Ankunft der Samniten begeisterte die Etrusker noch einmal; und da die eigne Mannschaft nicht zu genügen schien, nahmen sie noch Tausende von gallischen Landsknechten in Sold.

Schlacht bei Sentinum (295 v. Chr.).

Aber auch in Rom wurde mit Anspannung aller Kräfte gerüstet. Außer der kampanischen Armee wurden drei Armeen aufgestellt und nach Norden zu dirigiert. Die eine deckte Rom, die zweite Reserve stand bei Falerii, die große Operationsarmee

199. Ansicht von Narni (das alte Narnia) mit Resten einer Wasserleitung.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

aber in einer Stärke von 60000 Mann rückte unter dem Kommando des greisen Quintus Fabius Rullianus und des bewährten Konsuls Publius Decius Mus in Umbrien ein. Man wußte auf beiden Seiten, daß ein Riesenkampf um das Schicksal Italiens bevorstand. Mitten in den umbrischen Bergen, am Äsis bei Sentinum, kam es zur Schlacht (295 v. Chr.). Lange schwankte das Treffen, besonders auf dem linken Flügel, wo Decius Mus befehligte und wo sich die durch die Streitwagen der Gallier zuerst bei den Reitern hervorgerufene Unordnung allmählich auch auf die Legion übertrug. Da gedachte der Konsul der That seines Ahnherrn am Vesuv (vergl. S. 362): unter dem Beistand eines Priesters weihte er mit der bekannten Formel sich und das feindliche Heer den Todesgöttern, dann sprengte er hinein in die dichtesten Haufen der Gallier und ward erschlagen. Hinter ihm her aber stürmten seine Soldaten und überwältigten in einem letzten verzweifelten Ringen die Gegner; auf dem rechten Flügel unter Rullianus wurden endlich auch die Samniten von der

andringenden römischen Reserve geworfen; ihr großer Führer Gellius Egnatius fiel tapfer kämpfend am Thore des Lagers. Der Tag von Sentinum zersprengte die italische Union: fast alle Glieder derselben beeilten sich entmutigt und hoffnungslos, mit Rom ihren Frieden zu machen.

Letzter Kampf der Samniten um ihre Freiheit.

Nur das Häuflein Samniten, das die Schlacht von Sentinum überlebte, zog in voller Ordnung durch das sabellische Gebirgsviereck der Heimat zu, nicht mehr voll Hoffnung auf Sieg, aber voll Trotz und Todesmut. Ein Heldengeist war in einem fünfzigjährigen Ringen über das Bauernvolk gekommen, wie er nachmals in derselben Landschaft, fast auf demselben Schlachtfelde, aber in einer Zeit, da alle römische Herrlichkeit längst versunken war, das tapfere Gotenvolk erfaßte, als es aus Umbrien unter dem düsteren Tejas nach Kampanien zog zum Todesreigen. Die Konsuln, die im Jahre 294 ins Herz von Samnium einmarschierten, fanden jedes Dorf verschanzt, Menschen und Herden in Burgen und Wäldern geborgen. Im Jahre 293 v. Chr. wurden die Samniten bei Aquilonia, im Jahre 292 die Römer von Gavius Pontius, wohl dem Sohne des Helden von Caudium, besiegt. Endlich aber erloschen doch die Flammen des Widerstandes vor der römischen Übermacht: die Dörfer der Samniten lagen in Schutt und Asche, die Äcker waren verwüstet, die Herden verzehrt, so schloß der Rest des Volkes 290 v. Chr. mit dem Konsul Manius Curius Dentatus Frieden, in dem Rom, wie zum Hohne, abermals nur das foedus aequum erneuerte.

Romanisierung Mittelitaliens; Venusia.

Man fand es eben in Rom geratener, das Selbstgefühl der Besiegten zu schonen und die Romanisierung des Landes lieber mit dem langsamer, aber sicher wirkenden Mittel der Kolonien- und Straßenanlagen zu betreiben. Zu den früheren Festungen in Kampanien waren bereits 295 v. Chr. Minturnä und Sinuessa im Aurunkerland gekommen. Die wichtigste Neugründung dieser Art aber wurde Venusia, im Grenzwinkel zwischen Samnium, Apulien und Lukanien, 291 v. Chr. mit 20000 römischen Kolonisten besetzt, als Mittelpunkt der Romanisierung dieser Landschaften und alsbald durch die Weiterführung der Appischen Straße über Benevent und Aquilonia mit Capua und Rom verbunden.

Im folgenden Jahre (290 v. Chr.) wurde den Sabinern, die in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte eine sehr passive Rolle gespielt haben müssen, ohne längeren Kampf das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht (civitas sine suffragio), also das Unterthanenverhältnis aufgezwungen. Auch im Picenterland faßten die Römer festen Fuß durch Gründung der Festung Hatria (289 v. Chr.). Das Ergebnis der Samnitenkriege war also, daß Rom in ganz Mittelitalien, vom Arnothal und vom Picenterland südwärts bis zum Silarus und bis Venusia in Apulien, als Herrin gebot.

Gallierkrieg; Sena Gallica.

Den Landfrieden innerhalb dieses Gebietes brachen im Jahre 285 v. Chr. die Gallier. Ein gallisches Heer, großenteils aus Senonen bestehend, belagerte die Etruskerstadt Arretium. Das zu Hilfe ziehende Römerheer wurde mit starkem Verluste geschlagen; der kommandierende Prätor Lucius Cäcilius Metellus fiel, mit ihm sieben Militärtribunen; ein andrer Teil des Heeres wurde von den Senonen gefangen genommen. Dieser Erfolg machte die Gallier übermütig: als die Römer Gesandte zu ihnen schickten wegen des Loskaufs der Gefangenen, ließ ihr Häuptling Britomaris diese seinem gefallenen Vater als Totenopfer schlachten. Den Rachezug der Römer befehligte der Konsul Publius Cornelius Dolabella; die Senonen wurden geschlagen und von den ergrimmten Siegern fast ganz ausgerottet. Dadurch wuchs den Römern das wertvolle Gebiet an der Adria von Sena Gallica bis Ariminum zu; für die Romanisierung des Landes und zugleich als nördlichste Grenzfeste wurde in Sena eine Bürgerkolonie eingerichtet und zugleich eine solche, um die verbindende Küstenstraße zwischen Sena und Hatria zu sichern, in Castrum Truentum (?) angelegt, von wo der Weg ins innere Picenterland hineinführt.

Der Ausbau der römischen republikanischen Verfassung durch das Gesetz des Hortensius 287 v. Chr.

Der Kampf der unteren Plebs gegen die Nobilität.

Die Abwehr der um ihre Freiheit kämpfenden Italiker hatte die höchsten Kraftanstrengungen der gesamten römischen Bürgerschaft erfordert. Kaum war die Ruhe nach dem Sturme wieder eingetreten, so regte sich in den Bürgern der unteren Vermögensklassen, die in der Not des Krieges natürlich auch stärker als sonst zum Kriegsdienste herangezogen worden waren, der Wunsch nach ansehnlichem Lohne für alle die überstandene Not und Gefahr. Man forderte durch den Mund der Tribunen Schuldentilgung, Ackeranweisungen, größere politische Rechte. Der Kampf, der daraus entstand, ist von dem früheren Ständekampf wesentlich verschieden: es handelt sich nicht mehr darum, dem plebejischen Adel zur Erfüllung seiner Ansprüche zu verhelfen, sondern die materiellen und politischen Wünsche des Mittelstandes und des kleinen Mannes, vor allem aber den Ehrgeiz der Wortführer dieser Kreise, der Volkstribunen, zu befriedigen.

Die lex Hortensia (287 v. Chr.).

Alle Einzelheiten dieser inneren Kämpfe sind uns dunkel. Wir wissen nur, daß die Tribunen eine vierte Sezession der unteren Stände, und zwar auf den Janikulus, ins Werk setzten und daß diese durch die Gesetze des Diktators Hortensius (287 v. Chr.) beendet wurde. Das schwierigste Rätsel bleibt der Inhalt dieser Gesetze, die uns nach der Überlieferung als eine bloße Wiederholung der Bestimmungen der leges Valeriae Horatiae vom Jahre 449 v. Chr. und der leges Publiliae Philonis vom Jahre 339 v. Chr. (über die Gültigkeit der Plebiszite) erscheinen. Das ist unglaublich im Hinblick auf die schweren Kämpfe, die den Gesetzen des Horatius vorangingen. L. Lange denkt sich das Verhältnis der ersten Bestimmung der leges Publiliae zur ersten Bestimmung der lex Horatia folgendermaßen: „Während die lex Publilia dem Volke ein absolutes Veto erteilte gegen Senatsbeschlüsse, also nur ablehnende Plebiszite für unbedingt gültig erklärte, hat die lex Hortensia auch positive Plebiszite über Verwaltungsangelegenheiten trotz des Widerspruches des Senats für unbedingt gültig erklärt. . . . Während also durch die lex Publilia die Kompetenz des Senats und der von Tribunen geleiteten Tributkomitien auf dem Gebiete der Verwaltung sich in einem dem Standpunkte der gemäßigten Demokratie entsprechenden Gleichgewicht befand, hat die lex Hortensia dieses Gleichgewicht zum Nachteil des aristokratischen Elementes der Verfassung gestört, die unter der Leitung der Tribunen stehenden Tributkomitien rückhaltslos als oberste Instanz in Verwaltungssachen anerkannt und somit die absolute Demokratie, wenigstens in der Theorie, begründet."

Konsulat und Tribunat; Centuriatkomitien und Tributkomitien.

Mit dieser Bestimmung über die Gültigkeit der Plebiszite in Verwaltungssachen dem Senate gegenüber war eine andre Bestimmung verbunden, die den Tribunen auch gestattete, Plebiszite, die in das imperium der Magistrate eingriffen, von den Tributkomitien annehmen zu lassen und zwar so, daß die Kurien schon vor der Abstimmung ihre Genehmigung des betreffenden Gesetzes auszusprechen hatten (vgl. S. 332). Seitdem gelten die von Tribunen berufenen Volksversammlungen nicht mehr als bloße Sonderversammlungen der Plebs, sondern als Tributkomitien, die also auch von den Patriziern besucht werden können, und ein hier von Tribunen durchgebrachtes Gesetz hat dieselbe staatsrechtliche Geltung wie ein vom Konsul in Centuriatkomitien durchgesetztes. Der Unterschied zwischen Lex und Plebiszit hört also auf, die legislative Kompetenz der Tribunen ist der des Konsuls völlig ebenbürtig. Für die praktische Gesetzgebung war damit das Vorrecht der Reicheren aufgehoben; denn was in den nach Vermögensklassen abstimmenden Centuriatkomitien, wo seit alters die erste Klasse die absolute Majorität hatte, sich nicht durchsetzen ließ, das konnte unter Umständen in den nach Tribus abstimmenden Tributkomitien durchgesetzt werden. Es war deshalb

nur eine Frage der Zeit, daß auch die Centuriatkomitien, wenn sie für Verfassungsfragen nicht bedeutungslos werden sollten, sich eine demokratische Umgestaltung gefallen lassen mußten. Sie erfolgte im Jahre 241 v. Chr. (s. unten) in der Weise, daß das Vorstimmrecht von den Reitercenturien auf eine durch das Los bestimmte Centurie überging und jede der fünf Klassen auf die gleiche Centurienzahl gebracht wurde, so daß also eine Klasse soviel galt als die andre. Als besonderer Geschäftskreis verblieb den Centuriatkomitien nur die Wahl der Konsuln, Prätoren und Zensoren und die Beschlußfassung über Krieg und Frieden. Die Wahl aller andern Beamten, also der Adilen, Quästoren, Volkstribunen und Militärtribunen war Sache der Tributkomitien; für Verfassungsänderungen und Verwaltungsangelegenheiten waren beide Arten der Komitien kompetent, während die alten patrizischen Kuriatkomitien keine politische Bedeutung mehr besaßen. Diese Form der Verfassung ist dann äußerlich im wesentlichen unverändert bis zum Ende der folgenden Periode (133 v. Chr.) in Kraft geblieben.

Aristokratie und Demokratie in der römischen Verfassung.

Durch die lex Hortensia hatte das demokratische Element der römischen Verfassung neben dem aristokratischen, das im Senate verkörpert war, seine weiteste Ausgestaltung und Sanktion erhalten. Es wäre aber falsch, zu meinen, daß nunmehr die Thätigkeit des Senats hinter der Wirksamkeit der Volksversammlungen zurückgetreten sei. Das war schon aus dem Grunde unmöglich, weil im Senate jener Zeit thatsächlich die reichsten, tüchtigsten und besten Bürger zusammensaßen. Die in der Verwaltung ihrer großen Güter, in der Rechtskunde, in der Lösung strategischer und diplomatischer Aufgaben gleich gut geschulte Aristokratie saß so fest im Bügel, daß sie den Wettkampf mit der ernsthaften, schlichten, gleichfalls auf natürlicher und sittlicher Grundlage herangewachsenen Bauernschaft nicht zu scheuen brauchte. Es ist ein Zeichen für die feste Gesundheit des Staates und des Volkes, daß zwei Menschenalter hindurch das aristokratische Element des Senats und das demokratische der Volksversammlungen sich ohne störende Konflikte gegenseitig die Wage hielt. War es dem römischen Bauer vom Strande des Liris oder vom Saume des ciminischen Waldes ein Hochgefühl, an den Markttagen (nundinae) in den wichtigsten auswärtigen wie inneren Angelegenheiten sein Stimmrecht auszuüben, so ordnete er sich anderseits mit Bescheidenheit und gutem Willen der höheren Einsicht des Senats in vielen Fällen bereitwillig unter, und sogar die Volkstribunen waren gar oft die gehorsamen Diener des Senats, durch die dieser seinen Maßnahmen den willkommenen Charakter von Volksbeschlüssen aufprägen ließ. So war die römische Demokratie des 3. Jahrhunderts v. Chr. eine gesunde und gemäßigte; gerade in den wichtigsten Dingen brach sie nicht den Willen des Senats, sondern erfüllte ihn, die einzige Staatsform, die der später immer wieder heiß ersehnten, aber nie wieder erreichten „Eintracht der Stände" (concordia ordinum) wenn nicht theoretisch, so doch praktisch entsprach. Sie befähigte den Staat und das Volk zur vollen und harmonischen Entfaltung aller Kräfte.

Tarent und Pyrrhus.

Rom und die unteritalischen Griechen.

Mit geteilten Gefühlen hatten die unteritalischen Griechen die Fortschritte Roms gegen die Samniten verfolgt. Zunächst hatte wohl bei ihnen die Freude überwogen, daß sie sich von der rohen Naturkraft der sabellischen Wanderbanden befreit sahen, denen jetzt ein andres Ziel als die Befehdung der Griechenstädte gesteckt zu sein schien. Dann aber, als es mit der samnitischen Macht abwärts ging, war in ihnen die Sorge vor der immer wachsenden Größe des römischen Staates erwacht, in dem sie zwar etwas andres ahnen mochten als eine der italischen Eidgenossenschaften, der ihnen aber doch im Kern seines Wesens fremdartig und unverständlich als eine Gemeinschaft von Barbaren gegenüberstand. Diese geteilten Empfindungen ließen kein zielbewußtes

Handeln aufkommen; die Tarentiner hatten wohl einmal im zweiten Samnitenkriege sowohl Rom als Samnium den Frieden zu gebieten versucht, auch während des dritten Krieges gerüstet, aber in den Krieg selbst hatten sie sich nicht eingemengt. Etwas anders stand es mit Thurii, Kroton, Rhegium und den andern Griechenstädten in Lukanien und Bruttium, die noch notdürftig ihre Selbständigkeit behaupteten; da ihre Bedränger, die Lukaner, meist den Römern verbündet waren, hätten sie wohl alle Ursache gehabt, die Samniten gegen Rom zu unterstützen, aber sie fühlten sich zu jedem ernsthaften Kriege zu schwach. Und als nach dem letzten Samnitenkriege die Lukaner im Bunde mit den Bruttiern daran gingen, diese Städte selbst als fette Beute sich anzueignen, sahen sich die Thurier sogar gezwungen, bei Rom Hilfe zu suchen. Rom verwarnte seine damaligen Bundesgenossen vor jedem Angriff gegen die Griechenstädte, da es aber (285 v. Chr.) gerade in Etrurien und gegen die Senonen beschäftigt war, kehrten sich die Lukaner nicht daran, sondern belagerten Thurii, samt der

200. Situationsplan von Tarent.

römischen Besatzung, die der Senat zum Schutze der Stadt hineingelegt hatte, bis 282 der Konsul Fabricius Luscinius heranzog, die Lukaner schlug und die Stadt befreite. Die Folge war, daß Rom nicht nur Thurii, sondern auch Locri, Kroton und Rhegium, also das ganze Gebiet bis zur Südspitze Italiens dauernd militärisch besetzt hielt, für die Tarentiner ein harter Schlag, denn sie sahen sich nun ringsum von römischem Gebiete umklammert.

Tarent. Aber noch immer stand Tarent, die blühendste der griechischen Städte, da in achtunggebietender Macht.

Die Geschichte der Stadt ging zurück bis in die glücklichsten Zeiten des aufstrebenden Griechentums. Eine Schar spartanischer Auswanderer hatte, der Tradition nach im Jahre 705 v. Chr., die Stadt an einer ganz besonders günstigen Stelle gegründet und dem Poseidon geweiht; der auf dem Delphin reitende oder seitwärts davon sitzende Gott wurde das Wahrzeichen der Stadt, wie es sich noch auf ihren zahlreich erhaltenen Gold- und Silbermünzen findet. Der Ort, wo die Tarentiner sich ansiedelten, zeigt alle typischen Merkmale für die Anlage einer antiken Seestadt ersten Ranges; er macht dem Scharfblick dieser griechischen Ansiedler alle Ehre. Als Anhängsel einer überaus schönen und fruchtbaren Landschaft erstreckt sich eine Landzunge in nordwestlicher Richtung so weit bis an das gegenüberliegende festländische apulische Gestade, daß durch sie ein ganzes 19 km im Umfange messendes Seebecken (mare piccolo) gewissermaßen als ein riesiger

innerer Hafen vom großen Tarentiner Golfe abgetrennt wird, in den nur eine schmale, leicht zu verteidigende Einfahrt hineinführt. Außerdem aber bildet die Landzunge mit dem sich bogenförmig daranschließenden südlichen Festlande einen zweiten, nach Westen offenen äußeren Hafen. Auf dieser Landzunge, also zwischen zwei trefflichen Häfen, beide beschützend und wiederum von ihnen geschützt, lag die Stadt Tarent, für deren Akropolis wiederum die Natur auf dem Nordende der Landzunge einen Hügel geschaffen hatte. Die Burg wurde in der Blütezeit der Stadt überragt durch ein riesenhaftes von Lysippus gefertigtes Erzbild des Herakles, das später im zweiten Punischen Kriege durch Fabius Maximus nach dem römischen Kapitol übergeführt wurde. An die Burg schloß sich der große Markt und die übrige Stadt, zu ihrer vollen Sicherheit vom Festlande durch einen künstlich angelegten Wasserarm getrennt, der aber dann überbrückt wurde, als die wachsende Stadt sich auf dem Festlande Vorstädte anfügte.

Wir finden also bei Tarent fast dieselben Verhältnisse wie bei Syrakus und Karthago. Gregorovius, der begeisterte Schilderer der italischen Landschaft, sagt von Tarent: „Die insulare Lage Tarents zwischen zwei großen Häfen und Meeren, in deren blauen Fluten sich ihre Türme spiegeln, in der tiefsten sagenvollen Stille verlassener Küsten rief mir beständig Syrakus in Erinnerung, so daß ich anfing, die Namen beider Städte miteinander zu verwechseln. Nur sind die Meereswiten um Tarent her größer, denn was vergliche sich in der Mittelmeerwelt diesem prachtvollen Golf, dem Sinus Tarentinus?“ — Aber auch der Spiegel des kleinen Meeres (mare piccolo) „leuchtet im Hochsommer oft so purpurn wie die Farbe, welche die Alten aus der Muschel zogen, die in seinen Tiefen ruht. Jetzt, im Mai, glänzte er von einem sanften Schmelz, einem durchsichtigen, unbeschreiblichen Blau, gleich dem Golf draußen. Es sind Farbentöne von so idealer Schönheit, daß sie bald Ströme eines zerflossenen Himmels zu sein scheinen, bald Ströme von Musik, welche tönend dahinschweben und die Seele dessen, der vom Ufer niederblickt, berauschen und durchglühen. Wie natürlich erscheint hier die wundervolle Sage vom Arion auf dem Delphin oder von Taras, dem Gründer Tarents; das lichtausatmende, melodische Meer hat diese Dichtungen erzeugt.“

201. Silbermünze von Tarent. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Trotz dieser zu Seefahrt und Handel geradezu verlockenden Lage hatten die Tarentiner zunächst nach Dorer Weise mehr Gewicht auf Vergrößerung und Entwickelung ihres Landgebietes als ihrer Schiffahrt gelegt; sie wurden in erster Linie Ackerbauer und Herdenbesitzer, bis ihre Bestrebungen nach Gebietserweiterung durch eine blutige Niederlage, die sie durch die eingeborenen Japygen im Jahre 473 erlitten, zum Stillstand kamen. Seitdem traten bei ihnen Industrie und Handel in den Vordergrund. Die Industrie erzeugte besonders Textilwaren; sie stützte sich auf die Wollerträge der großen Schafherden, die auf den sonnigen Triften Apuliens weideten, und auf den Reichtum des Tarentinischen Golfes an Purpurschnecken, die den köstlichsten Färbestoff des Altertums lieferten. Außerdem wurden feine Metallarbeiten in Tarent erzeugt und samt den fertigen Stoffen und Gewändern und dem im Überfluß erbauten Öl und Wein in alle Gegenden Italiens, Siziliens und des Ostens durch eigne Reederei verfrachtet.

Verfassung von Tarent.

Mit dieser Veränderung der Grundlage der tarentinischen Volkswirtschaft war auch eine Veränderung der tarentinischen Verfassung verbunden. Schon vor der Japygenschlacht war das Königtum abgeschafft worden und hatte einer Geschlechterherrschaft Platz gemacht. Nach der Japygenschlacht sah sich die zusammengeschmolzene Aristokratie gezwungen, ihre Herrschaft mit dem Volke zu teilen. Die hierdurch heraufgeführte Periode der gemäßigten Demokratie ist die glänzendste der tarentinischen Geschichte, sie währte etwa von 450—350 v. Chr. Damals stellte Tarent 30000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter ins Feld und begriff sehr wohl die ihm gestellte Aufgabe, durch seine Macht und Autorität die Griechenstädte Unteritaliens zusammenzuhalten zu gemeinsamem Vorgehen gegen die hereinbrechenden Sabeller und die Großmachtsgelüste der Tyrannen von Syrakus. Der Staatsmann, der bis gegen das Jahr 365 v. Chr. die vielköpfige Menge von Kaufleuten, Fabrikanten, Schiffern, Fischern, Arbeitern aller Art in Tarent zu einmütigen Beschlüssen beisammenhielt, war der Pythagoreer Archytas, ein Freund Platons. Nach ihm artete die Tarentiner Verfassung immer mehr in eine zügellose Demokratie aus, die äußere Politik litt an Zerfahrenheit, dazu

kam die Not der andern Griechenstädte, namentlich der lukanischen und bruttischen, die seit 350 v. Chr. entweder selbst von den Sabellern erobert wurden oder wenigstens, wie Thurii, Kroton u. a. ihr Stadtgebiet verloren. Schwelgerei, Spielluxus und Genüsse jeder Art bei rauschenden Festen, die der von demokratischen Führern gelenkte Staat veranstaltete, nahmen den Tarentinern erst ihre sittliche, dann auch ihre kriegerische Kraft. Es war ein bedenkliches Zeichen, daß die Tarentiner etwa seit dem Jahre 340 es sich nicht mehr allein zutrauten, die andringenden Barbaren zurückzuwerfen, sondern fremde Fürsten und Söldner in ihren Dienst nahmen, die natürlich, wie die italienischen Condottieri am Anfange der Neuzeit, in erster Linie ihr eignes Interesse wahrnahmen und gegebenen Falls auch vor dem Gedanken nicht zurückschreckten,

202. Archytas. Bronzebüste im Museum zu Neapel. (Zu S. 379.)

ihre reiche Soldgeberin zur dienenden Magd zu machen. So hatten die Tarentiner zur Zeit des ersten Samnitenkrieges Archidamos von Sparta in Diensten, der am Tage von Chäronea 338 den Lukanern erlag; ihm folgte der selbstsüchtige Oheim Alexanders des Großen, der Molosserkönig Alexander von Epirus (331—330 v. Chr.); dann 303 der ehrgeizige, unruhige spartanische Prinz Kleonymos mit 5000 Söldnern, von dem sich die Tarentiner 302, sogar unter Beihilfe der Römer, wieder erlösen ließen. Endlich hatten die Tarentiner seit 282 mit dem Könige Pyrrhus ein Freundschaftsverhältnis angeknüpft.

Tarent und die Römer.

Die Beziehungen Tarents zu den Römern sind schon im vorigen gestreift worden; sie scheinen eine gesetzliche Regelung erfahren zu haben durch einen Friedensschluß, der bald nach dem Ende des zweiten Samnitenkrieges, etwa 303 v. Chr. zustande kam. Die Tarentiner hatten zwar nicht gegen Rom selbst, wohl aber gegen die Lukaner, Roms Bundesgenossen, im Felde gestanden. Durch den Frieden vom Jahre 303 blieb

Tarents Selbständigkeit und Unabhängigkeit durchaus gewahrt, und die Römer, die es bei der in ganz Italien herrschenden Gärung mit der mächtigen Handelsrepublik nicht verderben wollten, ließen sich, sei es in Erneuerung eines früheren Vertrages, sei es als eine neue Bestimmung, sogar die Beschränkung gefallen, daß ihre Schiffe nicht über das laciniſche Vorgebirge bei Kroton hinausfahren sollten. Damit blieb der ganze Tarentiner Golf sowie das Adriatiſche Meer von der römiſchen Machtſphäre ausgenommen. Während des dritten Samnitenkrieges hatte besonders die Furcht vor dem Tyrannen von Syrakus, Agathokles, der in Unteritalien gelandet war, die Tarentiner beſchäftigt; und als Agathokles 289 starb, da war der eiſerne Ring um Tarents Gebiet ſchon zu weit vorgeſchritten, um ihn wieder zu vernichten, er erhielt vielmehr bald darauf durch die römiſchen Beſatzungen in Kroton und Thurii ſeinen Abſchluß (vgl. S. 378). Die Erbitterung darüber war bei den Tarentinern ungeheuer und riß ſie ſchließlich zu einer That fort, die den Untergang ihrer Freiheit beſchleunigte. Eine römiſche Flotte von zehn Schiffen unter Lucius Valerius war, entſchieden vertragswidrig, im Tarentiner Buſen, wahrſcheinlich in Thurii, ſtationiert worden. Die Römer unternahmen wohl von da aus Fahrten nach ihren Kolonien an der Adria: nach Hatria, Caſtrum, Sena Gallica. Eines Tages fuhr das römiſche Geſchwader ſogar in den Hafen von Tarent ein. Was die Römer eigentlich damit beabſichtigten, können wir nicht mehr feſtſtellen. Das tarentiniſche Volk aber, das gerade im Theater verſammelt war, faßte das Erſcheinen der römiſchen Kriegsflotte entweder als Bedrohung oder als Verhöhnung auf und ſtürmte in zügelloſer Wut zur Reede; dort wurden vier Schiffe nach heißem Kampfe in den Grund gebohrt, eines ſamt der Bemannung gekapert. Der Kommandant kam dabei um, die Gefangenen wurden getötet oder zu Sklaven gemacht.

Ausbruch des Krieges mit den Tarentinern.

Daß die Tarentiner zu Zwangsmaßregeln gegen die römiſchen Schiffe berechtigt waren, kann trotz der Verdrehungen der parteiiſchen römiſchen Geſchichtſchreibung nicht geleugnet werden. Aber die Leidenſchaft, die nach Kriegsrecht verfuhr, ohne vorher die durch das Völkerrecht gebotenen Verhandlungen überhaupt anzubahnen, verdarb ihr gutes Recht. Sie fügten ſogar zu der erſten Greuelthat noch eine zweite, indem ſie Thurii überrumpelten und die römiſche Bürgerpartei ſamt der römiſchen Beſatzung austrieben. Die Römer benahmen ſich nach dieſen Ausſchreitungen der Tarentiner ſo maßvoll, daß man, da Großmut der römiſchen Politik völlig fremd war, annehmen möchte, ſie ſeien durch das gewaltthätige Auftreten der Tarentiner überraſcht und in der Sorge vor einer neuen allgemeinen Erhebung Italiens ſelbſt beſtrebt geweſen, einen größeren Krieg zu vermeiden. Ihre Geſandten forderten: Schadenerſatz für die zerſtörten Schiffe, Rückgabe der Gefangenen, Auslieferung der Rädelsführer beim Überfall, Zurückführung der Verbannten nach Thurii. Aber ſelbſt auf dieſe Sühnevorſchläge gingen die Tarentiner nicht ein: im Gegenteil es wird uns, allerdings aus römiſcher Quelle, berichtet, die Geſandten ſeien von dem im Theater verſammelten, halbtrunkenen Volke — man feierte gerade das Feſt des Weingottes Dionyſos — übel behandelt, dem Sprecher der Geſandtſchaft ſei ſogar von einem Poſſenreißer die Toga beſudelt worden, worauf der Römer ausgerufen habe: „Ich ſage euch, daß ihr dieſes Kleid mit vielem Blute rein waſchen werdet.“ Danach rückte ein römiſches Heer in das tarentiniſche Gebiet ein, aber noch immer hoffte man auf eine Vermittelung, da die ariſtokratiſche Partei in Tarent für Frieden mit den Römern war. Indes die Demokraten beſaßen eine ſtarke Majorität. Sie vermittelten auch den Abſchluß eines förmlichen Bündniſſes mit dem berühmteſten der damals lebenden griechiſchen Söldnerführer, dem Könige Pyrrhus von Epirus, dem unter der Klauſel, daß er nicht länger als nötig in Italien zu bleiben wünſche, die ſelbſtändige Verfügung über die Streitkräfte der Stadt anvertraut wurde.

Pyrrhus von Epirus.

Pyrrhus war der Sohn des Äolides, des Königs der Molosser, aus einem Geschlechte, das Äakus und Achilleus zu seinen Ahnen zählte. Als sein Vater 313 in den Wirren nach dem Tode Alexanders des Großen umgekommen war, wurde auch der sechsjährige Pyrrhus von den Wogen des Schicksals ergriffen und dahin und dorthin geschleudert. Im Alter von 17 Jahren hatte er die letzten Feldzüge des Antigonos mitgemacht, schon damals als Offizier geschätzt, nach der Schlacht bei Ipsus aber (301) war er als Geisel an den Hof von Alexandria gekommen. Seine wilde kriegerische Schönheit und sein feuriger Geist hatten in gleicher Weise das Interesse des Königs Ptolemäus und seiner Gemahlin Berenike erregt; unter ihrem Einflusse kehrte er 296 als Gemahl einer ägyptischen Prinzessin nach Epirus zurück, von seinen Landsleuten mit Begeisterung als König begrüßt. Er erweiterte sein Gebiet nach Norden zu und war sogar kurze Zeit (281) König von Makedonien. Doch verzichtete er, beleidigt durch die Widerspenstigkeit des makedonischen Militäradels gegen den Fremdling, bald wieder auf die Ehre, der Nachfolger Philipps und Alexanders zu sein, und richtete seitdem seinen Blick mehr nach dem Westen, nach Italien. Als zweite Gemahlin führte er eine Tochter des Tyrannen Agathokles von Syrakus heim und betrachtete sich nach dessen Tode (289) als den Erben seiner Politik, die auf Zusammenfassung der westlichen Griechen, insbesondere der Republiken Italiens und Siziliens zu einer westhellenischen Großmacht ausging.

Die westhellenischen Pläne des Königs Pyrrhus.

Diese Pläne, dem panhellenischen Werke Alexanders des Großen im Osten ein entsprechendes im Westen zur Seite zu stellen, gewannen in ihm festere Gestalt, als das Hilfegesuch der Tarentiner gegen die Römer an ihn erging. Mit dem eignen vortrefflich geschulten Heere und den großartigen Mitteln der Tarentiner, dazu unterstützt, wie er hoffen konnte, von den römerfeindlichen sabellischen Stämmen, erst die römische Macht in Italien, dann die karthagische in Sizilien zu zerschmettern und auf den Trümmern beider ein großes westliches Hellenenreich aufzurichten, das schien ihm nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. In der That muß man zugeben, daß er fast alle Eigenschaften zur Ausführung eines so großartigen Planes in sich vereinte: ein Feldherrngenie ersten Ranges, sittliche Reinheit und Liebenswürdigkeit des Charakters, starke Willenskraft, hohen Mut und einen Ehrgeiz, der nach dem Höchsten strebt. Aber in seinen Gegnern hat er sich gründlich verrechnet. Er glaubte einerseits die verweichlichten, durch zügelloses Demokratenregiment aller wahren Ideale beraubten Griechen der westlichen Kolonien durch straffe Zucht wieder in waffenfreudige Männer, wie seine Epiroten waren, verwandeln zu können, und anderseits hatte er keine Vorstellung von der durch jahrhundertelange Kriege gestählten Waffentüchtigkeit und dem freiheitsstolzen Unabhängigkeitsgefühl der römischen Bauernschaften, noch weniger von der Summe von politischer Erfahrung und Staatsklugheit, die im römischen Senate verkörpert war. Sonst würde er von vornherein seine Erwartungen auf Erfolg etwas niedriger gestimmt haben. So aber stach er, die Brust von hohen Hoffnungen und kühnen Entwürfen geschwellt, noch im Winter 281—80 mit 20000 Schwerbewaffneten, 2000 Bogenschützen, 500 Schleuderern, 3000 Reitern und 20 Elefanten in See nach Tarent, wohin er schon im vorhergehenden Jahre seinen General Milon mit 3000 Epiroten zur Besetzung der Burg vorausgeschickt hatte. Der König zog in Tarent ein mit Jubel begrüßt; bald aber empfanden die Tarentiner mit Unmut, daß sie sich nicht einen General, sondern einen Herrn geholt hatten. Der ganze demokratische Regierungsapparat verschwand vor dem starken Willen des strengen Monarchen. Die Volksversammlungen hörten auf, die Theater wurden geschlossen, alle Feste, Trinkgelage und politischen Klubs wurden verboten. Dafür wurde alle waffenfähige Mannschaft aus den Kontoren und Fabriken, aus Landhäusern und Bauergütern ausgehoben, die Gymnasien in Exerzierhallen verwandelt und, wer sich dem Kriegsdienste entzog, mit dem Tode bedroht. Einflußreiche Männer, die unter diesen Umständen für Abschluß eines Friedens mit Rom hätten wirken können, wurden als Geiseln nach Epirus geschickt. Von der Unabhängigkeit Tarents war nicht mehr die Rede; für Tarent handelte es sich in dem folgenden Kriege nicht mehr um Freiheit oder Knechtschaft, sondern nur um Entscheidung der Frage, ob es der Militärdiktatur eines griechischen Eroberers oder der römischen Herrschaft unterthan sein sollte.

Die Römer hatten, vom Ernste ihrer Lage überzeugt, drei Heere aufgestellt, eins zur Beobachtung der Etrusker, die mit den Tarentinern im Einvernehmen waren, ein zweites zur Niederhaltung der Samniten, das dritte und stärkste, etwa 50 000 Mann unter dem Konsul Lävinus, marschierte im Frühjahr 280 von Lukanien her gegen Tarent. Um Heraclea, die Tochterstadt Tarents, zu decken, rückte ihm Pyrrhus bis zum Siris entgegen. Zum Erstaunen des Königs gingen die römischen Legionen im Angesichte des Feindes, von ihrer Reiterei gedeckt, über den Fluß. Dann warfen die römischen Reiter die Reiterei des Pyrrhus in die Flucht. Indes die Entscheidung lag beim Fußvolk. Zum erstenmal trafen hier römische Legionen mit der berühmten makedonischen Phalanx zusammen; beide Schlachtordnungen maßen hier ihre Kraft in siebenmaligem furchtbaren Anprall. Schon wurden die Reihen des Pyrrhus schwankend, und der König selbst mußte hin- und hereilen, die Ordnung der Seinen zu erhalten, schon schickte der Konsul Lävinus seine siegreiche Reiterei der Phalanx in die Flanke, da versuchte Pyrrhus das letzte Mittel und ließ die Elefanten zum Angriff vorgehen. Vor ihnen scheuten die Pferde der Römer, ihre Reiterei stob auseinander und riß auch das Fußvolk mit fort, auf das nunmehr die thessalischen Reiter des Pyrrhus einhieben. So gehörte das Schlachtfeld den Epiroten; die Trümmer der römischen Armee wichen nach einem Verlust von insgesamt 15 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen hinter den Siris zurück. Aber Pyrrhus' Sieg war schwer erkauft; der Verlust von 4000 Veteranen und mehrerer hohen Offiziere mußte ihm sagen, daß er nicht gegen gewöhnliche Barbaren gefochten hatte. Anderseits waren aber auch die Früchte des Sieges für Pyrrhus bedeutend. Lukanien, Bruttium und Samnium fielen ihm zu, Lokri überlieferte ihm sogar die römische Garnison, und Rhegium war den Römern schon vorher durch Meuterei der dort stehenden kampanischen Legion verloren gegangen; diese Kampaner hatten nach dem Vorbilde der sabellischen Söldner des Agathokles, der Mamertiner in Messana, die Stadtbevölkerung ermordet oder zu Sklaven und sich selbst zu Herren der schönen Stadt gemacht.

Die Schlacht bei Heraclea (280 v. Chr.).

Für die Römer bedeutete also die Niederlage bei Heraclea den Zusammenbruch ihrer gesamten unteritalischen Machtstellung. Aber gerade im Unglücke zeigte sich die Größe des römischen Volkes. Pyrrhus gedachte unter dem frischen Eindrucke seines Sieges bei Heraclea Frieden mit den Römern zu machen. Als Bevollmächtigten schickte er seinen Kanzler Cineas nach Rom, und gleichzeitig gab er seinen Forderungen dadurch Nachdruck, daß er selbst mit der siegreichen Armee durch Samnium und Kampanien gegen Latium vorrückte. Er verlangte Freigebung aller Griechenstädte aus dem römischen Unterthanenverband und Räumung von Lukanien, Bruttium und Apulien, also namentlich Auflösung der beiden wichtigen Kolonien Luceria und Venusia. Als Cineas diese Forderungen mit all den diplomatischen Kunststückchen, die höfische Erfahrung und griechische Wohlredenheit an die Hand gaben, vor dem römischen Senate vorgebracht und beleuchtet hatte, wobei manche schmeichelhafte Anerkennung und verlockende Verheißung mit einfließen mochte, wurden in der That unter den Senatoren Stimmen laut, die wenigstens einen vorläufigen derartigen Verzicht auf bereits Erworbenes und damit eine Teilung Italiens in eine römische und eine griechische Machtsphäre für möglich erklärten. Aber da erschien der greise Appius Claudius, der berühmte Zensor des Jahres 312, der wegen Blindheit den Staatsgeschäften schon längst ferngeblieben war, im Senate und setzte dem Wankelmute der jüngeren Standesgenossen den furchtbaren Ernst seines in den Samnitenkriegen gestählten Charakters und den unauslöschlichen Glauben an die Herrschermission des römischen Volkes siegreich gegenüber. Nach seinem Votum erhob damals der Senat den Satz, daß man mit einem auf italischem Boden stehenden Feinde überhaupt nicht unterhandeln könne,

Cineas in Rom.

zum Beschluß und verwies Cineas aus der Stadt. Bestürzt kehrte dieser zu seinem Herrn zurück; er soll ihm gemeldet haben, die Stadt sei ihm wie ein Tempel, der Senat wie eine Versammlung von Königen vorgekommen.

Schlacht bei Asculum (279 v. Chr.); Verhältnisse auf Sizilien.

Vergebens suchte nun Pyrrhus mit Gewalt die Römer zum Frieden zu zwingen, indem er bis Anagnia, das nur noch acht Meilen von Rom entfernt ist, heranrückte. Aber keine Latinerstadt öffnete ihm die Thore; hinter ihm her zog der Konsul Lävinus in gemessener Entfernung; vom Norden her kam ihm ein anderes Heer unter Tiberius Coruncanius entgegen, das gegen die Etrusker gestanden hatte, und in Rom selbst stand der Diktator Gnäus Domitius Calvinus bereit, seinen Ansturm zu empfangen. Unter diesen Umständen sah Pyrrhus das Nutzlose seiner Drohung ein und zog nach Unteritalien zurück. Sein Winterquartier war Tarent. Während des Winters 280—79 erschienen zwar römische Gesandte, unter ihnen Gaius Fabricius, bei Pyrrhus, aber sie wollten nur wegen der Auslösung der Gefangenen unterhandeln, und ein Versuch, den Fabricius durch eine große Summe Geldes für seine Friedenspläne zu gewinnen, scheiterte an der spröden Tugend des Mannes. So begann der Feldzug im Frühlinge des Jahres 279 von neuem; der Kriegsschauplatz war diesmal das nördliche Apulien. Hier wurden die Römer bei Asculum abermals besiegt, doch nicht so, daß ihnen etwa die Fortsetzung des Feldzuges unmöglich geworden wäre. Pyrrhus wurde ungeduldig, da es nicht in seinem Plane lag, viele Jahre an die Bezwingung der italischen Feinde der Tarentiner zu wenden. Dazu kamen Nachrichten aus Sizilien, die ihn dringend nach dieser schönen Insel riefen, wenn er nicht jede Aussicht auf das Zustandekommen seines westhellenischen Reiches aufgeben wollte. In Sizilien war nämlich die Herrschaft der Karthager seit dem Tode des Agathokles von Syrakus (289) in raschem Fortschreiten. Vom Westen her, von Lilybäum aus, vordringend, überwältigten sie jetzt eine Griechenstadt nach der andern und dachten schon daran, Syrakus, das nach dem Erlöschen der Tyrannis schnell von seiner Großmachtstellung herabgesunken war, zu erobern. Bedroht von der verhaßten semitischen Fremdherrschaft, riefen nun die Syrakusaner (279) den Pyrrhus, den Schwiegersohn des Agathokles, herbei, damit er ihre Stadt, wenn sie einmal ihre Freiheit nicht behaupten könne, wenigstens zur Hauptstadt des von ihm geplanten Hellenenreiches mache. Anderseits erweiterten jetzt die Römer und Karthager ihre alten Verträge zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnisse. Die Römer wollten sich dadurch die Beihilfe der karthagischen Flotte für den Fall einer Belagerung von Tarent sichern und zugleich ihrem Gegner die Möglichkeit abschneiden, zu Schiff Verstärkungen aus der Heimat an sich zu ziehen; die Karthager aber wünschten, daß die Römer durch einen Angriff auf Tarent den Pyrrhus womöglich in Italien festhielten. Das Bündnis scheint in Ostia, der Hafenstadt Roms, abgeschlossen worden zu sein; von da segelte der karthagische Admiral Mago mit 120 Kriegsschiffen nach Syrakus und schloß die Stadt von der Seeseite ein, während ein karthagisches Söldnerheer Syrakus zu Lande belagerte.

Pyrrhus in Sizilien (279—276 v. Chr.).

Unter solchen Umständen machte Pyrrhus, noch besonders milde gestimmt gegen die Römer durch eine That des Fabricius, der ihn vor dem Giftmorde seines ungetreuen Leibarztes gerettet hatte, noch einen Versuch, vom Senate einen billigen Frieden zu erlangen. Als auch dieser Versuch fehl schlug, ließ er seinen General Milon mit einer Besatzung in Tarent, seinen jungen Sohn Alexander in Lokri zurück und segelte mit seinem Heere hinüber nach Syrakus. Die karthagische Flotte vermochte seine Landung nicht zu hindern, und bald sah man, was eine bedeutende Persönlichkeit auch unter zerrissenen Verhältnissen wenigstens vorübergehend zu leisten vermag. Überall versöhnte Pyrrhus durch seine liebenswürdige Ritterlichkeit die feind-

lichen Parteien der Griechen und versuchte, wie in Tarent, die alte Wehrkraft der Kolonien wiederherzustellen. Nach kurzem Ringen sahen sich die Karthager auf Lilybäum zurückgeworfen und boten mutlos und verzweifelt den Frieden an, wenn ihnen nur diese wichtige Inselfestung bleibe. Es schien einen Augenblick, als sollte sich der kühne Traum des Pyrrhus erfüllen: Epidamnus, Ambracia, Tarent, Lokri, Syrakus und alle Griechenstädte Siziliens gehorchten seinem Szepter. Schon rüstete er zu einer Expedition nach Afrika, um die karthagische Macht am Herzen zu packen, da scheiterte der hohe Flug seiner Gedanken an der Uneinnehmbarkeit von Lilybäum. Die sizilischen Griechen forderten von ihm die Eroberung dieser semitischen Feste gewissermaßen als Unterpfand des Bestandes der griechischen Herrschaft. Aber er konnte trotz der heißesten Bemühungen dieses Unterpfand nicht schaffen: so wurde Verdrossenheit und Widerspenstigkeit der wankelmütigen Griechen sein Lohn. Sein straffes militärisches Regiment hatten sie sich gefallen lassen, solange jeder Tag einen Erfolg brachte, der Stillstand vor Lilybäum ließ alle ihre üblen Eigenschaften, namentlich auch das griechische Nationallaster, die Undankbarkeit, gegen ihren Erretter von der karthagischen Knechtschaft hervortreten. Pyrrhus war nicht der Mann, diese üblen Eigenschaften durch ein Schreckensregiment zu überbieten: seine vornehme Natur wurde leicht vom Ekel vor dem unablässigen Gezänk kleinlicher Selbstsucht erfaßt. Dazu kamen böse Nachrichten aus den Griechenstädten Unteritaliens, die zum größten Teile von den Römern gewonnen oder erobert worden waren. So kehrte Pyrrhus im Herbste 276 nach Italien zurück, noch immer im Besitze einer stattlichen Armee, in der freilich die epirotischen Veteranen nur noch einen verschwindenden Bruchteil ausmachten.

Schlacht bei Maleventum (Beneventum [275 v. Chr.]).

Von Tarent aus unternahm er im Frühjahre 275 einen Vorstoß in das von den Römern hart mitgenommene Samnium. Hier kommandierte der Konsul Manius Curius, während der Konsul Lentulus sich nach Lukanien gewendet hatte. Im Innern des Landes, bei Maleventum, an der Appischen Straße, traf Manius Curius unvermutet auf den König. Der vorsichtige Römer suchte die Schlacht zu vermeiden, bis sein Kollege aus Lukanien herangekommen sei, und schanzte deshalb auf sicherer Höhe ein festes Lager. Pyrrhus glaubte die feste Stellung der Römer durch sein Ungestüm und seine bessere Taktik überwinden zu können und begann den Sturm gegen das Lager. Aber er wurde entscheidend zurückgeschlagen. Die Elefanten, ehemals seine Retter, wandten sich, durch Brandpfeile der Römer in Verwirrung gebracht, gegen seine eignen Leute; vier von ihnen nebst 1300 Gefangenen und dem ganzen Lager der Griechen wurden erbeutet. Die Reste des griechischen Heeres wichen ordnungslos nach Tarent zurück. Pyrrhus war des erfolglosen Ringens müde, er ließ den Tarentinern eine Besatzung zurück und kehrte gebrochenen Mutes in die Heimat zurück.

Pyrrhus' Ausgang.

In dem Wunsche, die Erinnerung an das erlittene Unglück zu übertäuben, stürzte sich Pyrrhus daheim in neue Kriege, zugleich um sein winziges Königreich zu vergrößern. Danach bemühte er sich, doch noch die makedonische Krone auf sein Haupt zu setzen, und erzielte anfangs in offenem Felde manchen Erfolg; schließlich aber brach sich der Rest seiner Kraft an der besonnenen Staatskunst des makedonischen Königs Antigonos Gonatas. Da warf sich Pyrrhus in den Peloponnes; es gelang ihm, Argos zu erstürmen, aber im Straßenkampfe traf ihn ein Ziegel, den ein Weib vom Dache geschleudert hatte. Als er betäubt am Boden lag, schleppten ihn einige feindliche Kriegsknechte in eine Hausflur und einer von ihnen schnitt ihm den Kopf ab. Mit dem blutenden Haupte des gefallenen Helden erschien Alazoneres, des Antigonos Sohn, triumphierend vor dem Vater; dieser aber verhüllte sein Haupt und ließ den Toten ehrenvoll bestatten. —

Die Übergabe Tarents an die Römer (272 v. Chr.)

Auf die Kunde vom Tode des Pyrrhus hin lief ein karthagischer Admiral in den Hafen von Tarent ein, um die Mißstimmung der Tarentiner Friedenspartei gegen Milon klug benutzend die Auslieferung der Stadt an Karthago zu betreiben. Aber Milon räumte die Burg und damit die Stadt gegen freien Abzug dem Konsul Lucius Papirius ein. Und nun beteuerte auch der Karthager, er sei nur deshalb vor Tarent

erschienen, um den Römern bei der Belagerung die vertragsmäßige Hilfe zu leisten, eine Erklärung, die auf die Beschwerdeführung Roms vom karthagischen Senate wiederholt wurde. Die Mauern Tarents wurden geschleift, Flotte und Waffen ausgeliefert, aber die Selbstverwaltung der Stadt belassen. Seitdem hat Tarent nie wieder eine selbständige Rolle in der Geschichte gespielt; ihre Stellung als führende Handelsstadt in Apulien ging im Laufe der Zeit an Brundisium (Brindisi) über. — Die übrigen Wogen des Krieges verliefen sich schnell: Samniten, Lukaner, Bruttier unterwarfen sich den Römern und wurden durch eine neue Reihe von Kolonien im Zaume gehalten. Diese waren Beneventum (268) — so genannt statt Maleventum seit dem Siege der Römer 275 — und Äsernia (263) gegen die Samniten, Pästum und Cosa (273) gegen die Lukaner. Auch im Norden entstanden neue Festungen: Firmum und Castrum Novum im Picenterland und Ariminum (268) gegen die Gallier. Nachdem auch noch die meuterischen Kampaner zu Rhegium ihre Strafe empfangen hatten (270) und einige kleine Völkerschaften wie die Sallentiner und die umbrischen Sassinaten zur Ruhe gebracht worden waren (266), gehorchte ganz Italien von den Apenninen bis zur sizilischen Meerenge den Römern.

Rückblick auf den Krieg mit Tarent und Pyrrhus.

Der Held im letzten Akte des großen Kriegsdramas, als welches der Riesenkampf der Italiker, Etrusker und der italischen Griechen um ihre Unabhängigkeit erscheint, war König Pyrrhus gewesen. Der Krieg mit Pyrrhus und Tarent hat von jeher wegen der in ihm wirkenden Gegensätze ein ganz besonderes Interesse erregt. Es war nach Mommsens treffendem Ausdrucke „der Kampf zwischen Phalangen und Kohorten, zwischen der Söldnerarmee und der Landwehr, zwischen dem Heerkönigtum und dem Senatorenregiment, zwischen dem individuellen Talent und der nationalen Kraft". Dieser Krieg bietet aber auch noch ein andres Interesse. Es ist der lauterste und reinste Heldenkampf, den Rom geführt hat, noch nicht getrübt durch jene Züge von Treulosigkeit und Brutalität, die in der späteren römischen Geschichte so oft verletzen; und endlich, es ist der Kampf, den Rom auf der Höhe seiner rein nationalen Entfaltung geführt hat. Schon wenige Jahrzehnte nach dem Falle Tarents werden fremde, insbesondere griechische Einflüsse in weit höherem Maße im römischen Wesen fühlbar, als je zuvor, und wenn der spätere römische Dichter auch nicht ohne Stolz es rühmte, daß das mit Waffengewalt besiegte Griechenland den rauhen Sieger mit dem milden Bande der Kunst und Wissenschaft gefangen genommen habe, so war doch eben diese Gefangennahme verbunden mit der Auflösung des national-römischen Wesens.

Römisches Staats- und Kulturleben im Zeitalter der Unterwerfung Italiens (343—266 v. Chr.).

Das staatliche Leben.

Die Entstehung der Nobilität.

Durch die Licinische Gesetzgebung vom Jahre 366 war die Rechtsgleichheit der Patrizier und Plebejer, wenn auch noch nicht völlig hergestellt, so doch angebahnt worden. Aber es wäre irrig zu meinen, daß nunmehr auch dem untersten Plebejer die Amtskarriere offen gestanden hätte. Diese Auszeichnung wurde in der That nur einem beschränkten Kreise plebejischer Familien zu teil, die sich durch Reichtum und Ansehen auszeichneten. Diese verschmolzen durch die Gemeinsamkeit der Interessen und Lebensstellungen mit den patrizischen Familien allmählich zu einem neuen Stande, dessen Mitglieder „durch das Verdienst, welches sie und ihre Vorfahren sich in der Bekleidung der kurulischen Ämter um den Staat erworben hatten, über die Menge der Bürger hervorragten und neben, ja thatsächlich über dem Geburtsadel des Patriziats einen Amts- oder Verdienstadel bildeten. Die Glieder dieses Standes hießen

„nobiles“, ihre Gemeinschaft die Nobilität (nobilitas). Eine dauernde Erinnerung an die Bekleidung eines kurulischen Amtes und damit zugleich ein äußeres Kennzeichen für die Zugehörigkeit einer Familie zur Nobilität bestand darin, daß man Porträtmasken aus Wachs (imagines, cerae) von denjenigen Männern, die ein solches Amt verwaltet hatten, mit entsprechender Unterschrift im Atrium des Hauses aufbewahrte. Aus der Gewohnheit wurde allmählich ein Recht (jus imaginum), das auch durch schimpfliche Handlungen verwirkt werden konnte. Diese Ahnenbilder kamen zu einer praktischen Verwendung bei der Bestattung jedes Familiengliedes; denn da schritten Sklaven und andre gemietete Leute mit den Insignien der Ahnen, ihre Porträtmasken vor dem Gesichte, der Leiche voran, so daß gewissermaßen die ganze Ahnenreihe den Epigonen auf seinem letzten Gange begleitete. Man kann sich denken, welchen Eindruck derartige Begräbnisse auf das Volk hervorbringen mußten; dazu kamen im Laufe der Zeit auch noch Abzeichen in Kleidung und Schmuck, wodurch sich die Nobilität von den gewöhnlichen Bürgern unterschied.

203. Römisches Ahnenbild.
Darstellung auf einem Grabdenkmal, jetzt im Lateran zu Rom.
Nach Monum. dall' Inst.

Natürlich war auch das Volk eher geneigt, ein Amt einem Sprößling aus einer solchen durch ihre Vergangenheit und Stellung imponierenden Familie zu verleihen, als irgend einem Unbekannten. So kam es, daß sich sehr bald nach der Licinischen Gesetzgebung über der Masse des Volkes ein patrizisch-plebejischer Amtsadel erhob, zwar nicht so exklusiv wie der alte patrizische Geburtsadel, aber doch auch mit dem Streben nach möglichst fester ständischer Organisation. Selbst dem befähigtesten Manne, der nicht aus diesen Kreisen stammte, wurde es unter diesen Umständen schwer, als „Neuling“ (homo novus) zu Ämtern zu gelangen; immerhin aber kam dieser Fall in der älteren Zeit der Nobilität so oft vor, daß ihr immer wieder hervorragend begabte Elemente aus den unteren Kreisen zugeführt wurden und der Vorwurf völliger ständischer Abgeschlossenheit erspart werden konnte. Auch muß man anerkennen, daß diese patrizisch-plebejische Nobilität durch viele Generationen hindurch wesentlich in selbstloser Weise das Beste des Staates wahrgenommen und eine ganz beträchtliche Anzahl hervorragend tüchtiger Männer für die wichtigsten Staatsämter gestellt hat. Auf dieser Selbstlosigkeit und Tüchtigkeit beruhte zwei Jahrhunderte hindurch die Größe des Standes und des Staates zugleich; als in späterer Zeit die entartete Nobilität den Staat selbstsüchtig ausnutzte und sich immer exklusiver als reinen Geburtsadel gerierte, wurden Revolutionen und der Untergang der bürgerlichen Freiheit unvermeidlich.

Der Mittelstand.

Der Nobilität gegenüber, aber doch, wenigstens in der älteren Zeit, durch manche Brücke mit ihr verbunden, stand das Volk, vielfach gegliedert, in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden an Wohlstand und Einfluß. Noch bestand die alte Einteilung des Volkes in die fünf Vermögensklassen der sogenannten Servianischen

Verfassung. Aber schon genügte diese Fünfteilung nicht mehr: sowohl nach oben als nach unten hin wuchsen neue Klassen der Bevölkerung hinzu, ohne daß darüber zunächst eine gesetzliche Regelung erfolgt wäre. Aus der Gesamtzahl der Bürger erster Klasse trat nicht nur die Nobilität hervor, sondern auch diejenigen, denen kraft ihres den Minimalzensus übersteigenden Vermögens von den Zensoren die Berechtigung erteilt wurde, ihre Söhne bei der Reiterei dienen zu lassen, da die Zahl der jungen „nobiles" weder für Besetzung der Stellen in den alten 18 Reitercenturien, noch für die außerdem nötige Legionsreiterei ausreichte. Beim Kavalleriedienst wuchsen aber die Söhne der Nobilität mit den Söhnen andrer Bürger der ersten Klasse zur Waffenbrüderschaft zusammen; von diesen bevorzugten Bürgern erster Klasse kam naturgemäß am leichtesten eine Familie zur Nobilität, sie bildeten den Keim zu einem später gesetzlich bevorrechteten Stande: dem Ritterstande.

Den Kern des römischen Volkes, den eigentlichen Mittelstand, bildeten die übrigen Bürger der ersten Klasse und die der andern vier Klassen. Dieser Mittelstand war noch immer vorzugsweise ein Bauernstand und eben deshalb nur teilweise in Rom selbst, größerenteils in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt, sowie in den zahlreichen durch Ackerassignationen gebildeten neuen römischen Bürgergemeinden und Kolonien römischen Bürgerrechts ansässig. Indes bildete schon in jener Zeit einerseits die wucherische Ausbeutung und infolge davon die Verschuldung des Bauernstandes und anderseits die billigere Sklavenarbeit auf den großen Gütern der Reichen, mit der der kleine Landmann kaum konkurrieren konnte, eine große Gefahr für den Bauernstand, der man durch vereinzelte gesetzliche Bestimmungen nicht energisch genug entgegentrat. So kam es, daß trotz der Einrichtung einzelner neuer ländlicher Tribus — man zählte deren seit dem Jahre 299 v. Chr. 29 — der römische Mittelstand nicht in dem Maße wuchs, wie es das Interesse des Staates erheischte und wie es bei der Masse der eroberten Länder möglich gewesen wäre.

Die Proletarier.

Das war um so mehr zu beklagen, weil die unteren Schichten, d. h. die Zahl der Bürger, deren Vermögen auch zur Aufnahme in die unterste Vermögensklasse nicht ausreichte, ein um so schnelleres Wachstum zeigte. Diese Bürger hießen Proletarier (proletarii). Der Name bedeutet diejenigen, die dem Staate nur durch ihre Nachkommenschaft (proles) nützten. Sie waren nach der sogenannten Servianischen Verfassung von der Umlage (tributum) frei und wurden nur in beschränkter Anzahl als Ersatzleute zum Kriegsdienste zugelassen. Mit der Zeit machte ihnen die Nobilität Zugeständnisse, weil sie in ihnen ein leicht lenkbares, willkommenes Werkzeug zur Beeinflussung der Tributkomitien erkannte. Die Proletarier lebten nur zum geringsten Teile als ländliche Arbeiter auf den Gütern der Großgrundbesitzer oder als selbständige „Gartennahrungsbesitzer" um Rom: sie fristeten, soweit sie nicht im Kriege beschäftigt waren, größtenteils in der Hauptstadt selbst ihr Dasein als kleine Handwerker, Kleinkrämer, städtische Arbeiter aller Art, oder lebten auch, eine neue Art der Klientel bildend, in völliger Abhängigkeit von vornehmen Patronen.

Die Freigelassenen.

Immerhin bildeten sie nur die eine Hälfte des unteren Volkes der Hauptstadt. Denn je mehr durch glückliche Kriege die Zahl der Sklaven stieg, um so mehr wurde es Sitte, solche Sklaven, die sich durch Fähigkeiten oder gute Führung auszeichneten, mit der Freiheit zu beschenken. Diese Freigelassenen bildeten den mit der Zeit immer mehr anwachsenden Stand der Libertinen (libertini). Sie blieben in einem der Klientel ähnlichen Pietätsverhältnis zu ihrem ehemaligen Herrn als dessen „liberti" und demnach verpflichtet, ihm vom Ertrage ihres Geschäftes einen Teil abzugeben. Ein großer Teil der Handwerker und kleineren Geschäftsleute in Rom bestand aus solchen Libertinen. Ihre Zahl wuchs derart, und die Sklavenfreilassung wurde oft

aus so selbstsüchtigen Beweggründen von den Herren vorgenommen, daß man sich schon im Jahre 357 v. Chr. veranlaßt sah, durch die lex Manlia die Freilassungen zu besteuern. Man hütete sich wohl, die Libertinen in die Vermögensklassen aufzunehmen; sie wurden auch nicht zum Kriegsdienste zugelassen und, selbst wenn sie ländlichen Grundbesitz hatten, in keine der 29 ländlichen Tribus, sondern nur in die vier städtischen Tribus eingereiht, deren Stimmen den genannten ländlichen gegenüber in den Tributkomitien völlig bedeutungslos waren. Aber das ließ sich natürlich nicht verhindern, daß die Söhne und Nachkommen von Freigelassenen sich allmählich das volle Bürgerrecht mit allen seinen Ehren erwarben. Das war für die Zusammensetzung der römischen Bürgerschaft zunächst ohne Belang, da die meisten Freigelassenen Italiker waren; es mußte aber aus diesen Verhältnissen eine schwere Gefahr für das römische Volk erwachsen, sobald Angehörige fremder Nationen und Rassen, z. B. Griechen und Juden, was späterhin eintrat, durch Freilassung das Bürgerrecht erlangten. Indes war von solchen Wirkungen der Freilassung im Zeitalter des Pyrrhuskrieges noch nicht die Rede, ebensowenig wie von einem staatsgefährlichen Proletariate und einem bedenkenerregenden Rückgange des bäuerlichen Mittelstandes. Die Keime zu allen diesen Erscheinungen waren vorhanden, aber der gesamte Organismus der römischen Gesellschaft und des römischen Staates war im wesentlichen ein tüchtiger und gesunder.

Der römisch-italische Bundesstaat.

Wer etwa im Jahre 266 v. Chr. aus Rom hinauszog und Italien nach verschiedenen Richtungen durchwanderte, der traf überall auf ein merkwürdiges Gemisch absterbender und sich neubildender staatlicher Organismen. Im Absterben befanden sich die älteren politischen Verbände der Etruskerstädte, der Herniker, der Latiner u. a.; sie waren zu der Bedeutungslosigkeit bloßer religiöser Festgemeinschaften herabgesunken. Im Absterben war auch schon hie und da das Volkstum und die Sprache vieler italischer Stämme, vieler ursprünglich griechischer oder etruskischer Gemeinden, während sich anderwärts, z. B. im Norden, etruskisches Wesen und auf den Abruzzen und in manchem einsameren Hochthal des Samnitenlandes sabellisches Wesen und sabellische Dialekte noch jahrhundertelang erhielten. Dagegen machte in den Städten ganz Italiens, in den fruchtbaren ländlichen Bezirken und auch in den verkehrsreicheren Gebirgsthälern die römisch-latinische Eigenart und Sprache schnelle Fortschritte. In zahlreiche Städte volskischer, oskischer, etruskischer, griechischer Zunge waren römische Kolonisten als ein Herrenstand verpflanzt worden; sie brachten den ganzen Apparat der römischen Stadtverwaltung mit, und bald gab es in den fremden Gemeinden einen Senat, Konsuln, Quästoren u. s. w. nach römischem Muster. Wer etwas gelten wollte, sprach römisch, die Gerichtssprache wurde römisch, und schließlich sprach die ganze Stadt das wohllautende Idiom von Latium — es war ein ähnlicher Vorgang, wie im Mittelalter die Germanisierung der slawischen Dörfer zwischen Elbe und Oder, die die Hälfte ihrer Dorfflur an einwandernde deutsche bäuerliche Kolonisten hatten abtreten müssen. So keimte und sproßte neben und über den Trümmern des Sondertums verschiedenartiger Stämme das überall gleichartige römische Wesen mit seinen aristokratischen Staats- und Gemeindeordnungen, seinem eigenartigen Sprach- und Rechtsleben, die vollständige Einung Italiens und sein Aufgehen im Römertume vorbereitend.

Dieses Römertum war in jenen Zeiten stark und maßvoll zugleich in seinen Forderungen an die Besiegten und zeigte eben darin eine hohe staatsbildende Kraft, die den Griechen auch in ihrer besten Zeit abging, da sich ihre Staatsweisheit nicht über die rücksichtsloseste Ausbeutung des Erfolges zu erheben vermochte. Zwar Abfall und Untreue wurden auch von den Römern hart bestraft, aber nach einem „echten und

rechten Kriege" (justum piumque duellum) haben sich die Römer der guten Zeit in der Regel begnügt, nur dasjenige von den Besiegten zu fordern, was für die Geltung ihres Willens und für die gedeihliche Entwickelung ihrer Macht unbedingt nötig war: das war sehr oft ein Stück Ackerflur, um römische Bürger darauf anzusiedeln und die Romanisierung der Besiegten einzuleiten, und war immer eine Militärkonvention, die die kriegerischen Kräfte der Unterlegenen zu Roms Verfügung hielt, es war aber fast nie die formelle Vernichtung der fremden staatlichen Gemeinschaft oder gar des Privatbesitzes und der persönlichen Freiheit. Vielmehr wurde den besiegten Gemeinden womöglich die Selbstverwaltung belassen und der Name der Unterthanenschaft sorgfältig vermieden und durch den allerdings sehr dehnbaren Begriff der Bundesgenossenschaft (societas) ersetzt. So war Italien zu dem bezeichneten Zeitpunkte ein **Bundesstaat** geworden, an dessen Spitze **Rom** stand, und zwar in so vorwiegender Stellung, daß es der Sache nach herrschte, daß sich Wichtigkeit und Einfluß jedes Bundesgliedes nach dem Sondervertrage bemaß, den ihm das römische Volk zugebilligt hatte. Diese Sonderverträge der einzelnen politischen Gemeinden Italiens mit Rom, auf denen die staatsrechtliche Stellung aller dieser Gemeinden beruhte, waren so weit von jedem Schematismus entfernt und berücksichtigten in so verschiedener Weise die örtlichen Verhältnisse, Stammeseigentümlichkeiten und die Vergangenheit jeder Stadt, daß sie als der vollendetste Ausdruck der staatsmännischen Weisheit der zu Rom herrschenden patrizisch-plebejischen Aristokratie gelten dürfen.

Der römisch-italische Bundesstaat zeigte folgende Abstufungen der bürgerlichen Rechte: Voran stehen die **römischen Vollbürger** (cives Romani), ihnen gegenüber die Unterthanen, in drei Klassen gegliedert, nämlich erstens die Gemeinden **latinischen Rechtes** (civitates latinae), dann die **Bürger ohne Stimmrecht** (cives sine suffragio), endlich die nicht latinischen Bundesstädte, deren Stellung zu Rom auf verschiedenartigen Verträgen beruhte (civitates foederatae).

Die Vollbürgerschaft.

Die römische **Vollbürgerschaft** war keineswegs auf den Umkreis der Mauern Roms beschränkt, wohl aber konnten die Souveränitätsrechte des römischen Bürgers, z. B. das Wahlrecht, nur in Rom selbst ausgeübt werden. Die römischen Bürger wohnten in geschlossenen Massen in der Hauptstadt und den ländlichen Tribus in Latium, im Volskerlande und im südlichen Etrurien; doch fanden sich in diesen Gegenden auch Gemeinden, die des Vollbürgerrechtes entbehrten, wie z. B. Tibur, Präneste, Signia, Norba. Außerdem bildeten römische Bürger die Bevölkerung der römischen Kolonien wie z. B. Sena Gallica und Tarracina, und auch im übrigen Italien saßen kraft der Ackerassignationen hie und da bereits römische Bauern als Vollbürger auf einzelnen Höfen oder in Dorfverbände zusammengefaßt. Der Zensus vom Jahre 338 v. Chr. wies 165000 Bürger auf, um 300 stieg die Zahl auf 250000, nach Abschluß der Unterwerfung Italiens mag sie gegen 300000 betragen haben. Mit Einschluß der Frauen und Kinder bestand die herrschende Bevölkerungsklasse aus etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Köpfen.

Die Gemeinden latinischen Rechtes.

Am besten gestellt nach den Vollbürgern waren nicht, wie man meinen könnte, die Bürger ohne Stimmrecht, sondern die Gemeinden **latinischen Rechtes**. Das hängt einmal damit zusammen, daß nach dem alten foedus aequum vom Jahre 493 v. Chr. die Latiner mit den Römern überhaupt gleichberechtigt gewesen waren, ein Verhältnis, das sich freilich (vgl. S. 363) beträchtlich zu ungunsten der Latiner verschoben hatte, zum andern damit, daß für die Besiedelung der zahlreichen Festungsanlagen (Kolonien) während des Kampfes um die Herrschaft in Italien die römischen Vollbürger nicht ausreichten, so daß man auf die Teilnahme der Latiner angewiesen war. Man durfte aber die Rechtsstellung dieser römisch-latinischen Kolonien, wie z. B. Luceria und

Venusia, nicht allzusehr drücken, zumal um der Gleichmäßigkeit willen auch die daran teilnehmenden Römer ihre Vollbürgerschaft aufgeben und sich mit dem latinischen Rechte begnügen mußten. Deshalb ließ man den Bürgern dieser latinischen Gemeinden nicht nur die volle privatrechtliche Gleichstellung mit den Vollbürgern, einen gewissen Anteil an der Staatsdomäne und das Recht, sich an den staatlichen Verpachtungen zu beteiligen, sondern man bewilligte auch denjenigen Bürgern latinischer Gemeinden, die in diesen Konsuln oder Quästoren gewesen waren und also im Stadtrate saßen, das römische Bürgerrecht, so daß wenigstens die Nobilität dieser Latinerstädte das römische Vollbürgerrecht besaß. Beschränkt dagegen wurde allmählich die Freizügigkeit der Unterthanen latinischen Rechts: man duldete, wenigstens bei den Bürgern der jüngeren Kolonien, nicht, daß sie nach Rom übersiedelten und dort irgend welches Vollbürgerrecht ausübten, denn man fing bereits im Zeitalter des Pyrrhuskrieges an, das römische Bürgerrecht als ein hohes Kleinod zu hüten, das nicht allzuvielen zu teil werden dürfe. Diese Beschränkung der Freizügigkeit wurde zuerst ausdrücklich bei der Begründung der latinischen Kolonie Ariminum im Jahre 288 v. Chr. ausgesprochen und auch bei der Aussendung von elf andern Kolonien, wie Beneventum, Firmum, Brundisium u. a. aufrechterhalten. Ebenso wurde den zwölf jüngeren Kolonien, bei deren Begründung wohl auch Libertinen beteiligt waren, das Recht, gültige Ehen mit römischen Vollbürgern abzuschließen (jus conubii), sowie das Münzrecht entzogen.

In weit gedrückterer Lage als die Unterthanen latinischen Rechtes waren die **Bürger ohne Stimmrecht** (cives sine suffragio). Sie hatten vom römischen Bürgerrecht nicht viel mehr als den Namen und die Lasten. Sie wurden vom Zensor eingeschätzt, hatten also auch die Umlage (tributum) nach Rom zu zahlen und waren militärdienstpflichtig, aber sie durften weder das Stimmrecht in den Volksversammlungen ausüben, noch waren sie selbst zu irgend einem Amte wählbar. Recht wurde ihnen gesprochen von einem römischen Präfekten, den der Prätor zu Rom alljährlich für die betreffende Gemeinde ernannte. Übrigens ließ man auch ihnen in Gemeindeangelegenheiten ihre Selbstverwaltung. Diese sonderbare Form des römischen Bürgerrechtes wurde von den Römern angewendet, wenn es darauf ankam, eine stammfremde Gemeinde oder einen ganzen Stamm durch Verleihung des Römernamens und den Gebrauch des römischen Rechtes fester an Rom zu ketten und sie dabei in straffer Botmäßigkeit zu erhalten. Diese Form hatte man zuerst angewendet bei der etruskischen Stadt Cäre im Jahre 353 v. Chr.; deshalb nennt man diese Art der Unterthänigkeit auch cäritisches Recht. Später (338) war es besonders bei der Aufnahme der kampanischen Städte wie Capua, Fundi, Formiä, Cumä, Suessula in den römischen Unterthanenverband gebraucht worden, doch so, daß in diesen Städten der Adel mit besonderen Vorrechten ausgestattet wurde. Im Jahre 290 hatte man es allen Sabinern aufgenötigt, doch wurde es bei diesem den Römern verwandten Stamme bereits im Jahre 268 durch das Vollbürgerrecht ersetzt.

Die Bürger ohne Stimmrecht.

Als **verbündete Gemeinden** (civitates foederatae) traten alle diejenigen in den römisch-italischen Staat ein, denen wegen ihrer griechischen Nationalität weder das latinische Recht, noch das beschränkte römische Bürgerrecht verliehen werden konnte, zumal da man nach Unterwerfung der Italiker auch mit der civitas sine suffragio sehr sparsam umging. Auf die weise Mannigfaltigkeit dieser Verträge ist schon oben aufmerksam gemacht worden. Neapel und Heraclea genossen die günstigsten Verträge, ihnen wurde nicht nur die volle Selbstverwaltung, sondern auch eigne Gerichtsbarkeit, ja sogar das Exilrecht belassen. Auch kamen die Römer den griechischen Seestädten in betreff des Heeresdienstes insoweit entgegen, als sie nicht gezwungen wurden, ihre

Die verbündeten Gemeinden.

Kontingente in Landsoldaten zu stellen, sondern Kriegsschiffe mit den nötigen Seesoldaten und Matrosen auszurüsten.

Charakter der römischen Regierung.

Die Herrschaft Roms über diesen kunstvollen Bau, dem ein vorsichtiger Konservativismus Bestand, ein verständnisvolles Erfassen gegenwärtiger und zukünftiger Aufgaben eine gedeihliche Weiterbildung verlieh, beruhte auf der freien Verfügung über die Steuer- und Wehrkraft aller Glieder. Sie wurde ausgeübt nach dem schon mehrfach hervorgehobenen Grundsatze, daß man die Beherrschten teilen müsse. In diesem Bewußtsein hatte man überall eine Nachbildung der aristokratischen Gemeindeverfassung der Hauptstadt durchgesetzt und z. B. in Capua (vgl. S. 364) den Adel durch eigne Gerichtsbarkeit und das römische Vollbürgerrecht von der Masse des Volkes getrennt. Die günstigen Folgen dieses Verfahrens blieben nicht aus. Denn während z. B. ein aus Kampanern zusammengesetzter Truppenteil meuterte und sich Rhegiums bemächtigte (S. 383), kämpfte der kampanische Adel mit aufopfernder Tapferkeit für die Römer bei Sentinum (295 v. Chr.).

Ferner lassen sich als Charakterzüge des römischen Regimentes vor den Punischen Kriegen Gerechtigkeit und Billigkeit nicht verkennen. Von jener Ausbeutung der Unterthanen durch habgierige Beamte, die später Platz griff, war nicht die Rede. Große Gebiete der italischen Eidgenossenschaft werden in Friedenszeiten kaum jemals einen römischen Beamten oder ein andres Organ der römischen Regierung zu Gesicht bekommen haben, so sehr wurde die kommunale Selbständigkeit der Gemeinden von Rom geachtet. Keine einzige Gemeinde des eigentlichen Italien zahlte irgend welchen Tribut in die römische Staatskasse, die Gestellung und Ausrüstung der ihnen auferlegten Truppenkontingente war vielmehr für sie die einzige Form der Besteuerung. Und wenn auch der römische Zensor die Aufstellung der Bürgerlisten und die Einschätzung in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen von vier oder fünf Jahren anordnete, so wurden mit der Ausführung dieses wichtigen Geschäftes doch die Behörden der Gemeinden selbst betraut. Nur für die Überwachung und Kontrolle der militärischen Bundeskontingente und insbesondere der bundesgenössischen Kriegsmarine schien eine Behörde notwendig zu sein; deshalb wurde 267 v. Chr. die Zahl der römischen Quästoren von vier auf acht erhöht. Diese neuen Beamten hießen Flottenquästoren (quaestores classici). Mindestens drei von ihnen erhielten eine feste Station außerhalb Roms, nämlich einer an der Tibermündung, der zweite in Cales in Kampanien, der dritte in Ariminum an der adriatischen Küste. Sie bildeten in Sachen der Rekrutierung und Schiffsstellung die Vermittler zwischen den Gemeinden und dem römischen Senate.

Romanisierung Italiens.

Unter diesen Verhältnissen wäre es wunderbar gewesen, wenn die römischen Bundesgenossen immer nur das Drückende ihrer Lage empfunden hätten. Die enge politische Verbindung und militärische Kameradschaft mit den Römern mochte sie wohl oft auch mit gerechtem Stolze erfüllen und ließ sie teilnehmen an dem Hochgefühl römischer Siege über das Ausland. Deshalb setzten sie auch der Romanisierung keinen oder nur geringen Widerstand entgegen. So kam es, daß die Umbildung der Sabiner, Sabeller, Lukaner, Apuler, Etrusker, ja sogar der Hellenen in latinisch redende und denkende Menschen rasche Fortschritte machte und daß sich unter dem nivellierenden Einflusse römisch-latinischen Wesens zum erstenmal der Begriff einer italischen Nation herauszubilden begann. Den unter Roms Führung geeinten Italikern kam das Bewußtsein ihrer Einheit wohl zuerst durch den Gegensatz zu ihren südlichen und nördlichen Nachbarn, den Griechen und den Kelten. Der erste Gesamtname für die römisch redenden Eidgenossen war aber nicht der Name Italiker, der erst später aufkam, sondern sie nannten sich nach einer Äußerlichkeit in der Kleidung, nämlich

204. **Der sogenannte Arringatore zu Florenz.**

Porträtstatue eines Römers in der Aktion eines Redners, etruskischer Arbeit, hier abgebildet zur Veranschaulichung der älteren einfachen Form der Toga, die nach der Meinung des Altertums von den Etruskern zu den Romern gekommen sein soll.

nach dem „latinischen Rocke", der Toga, „Togamänner" (togati) im Gegensatz zu den keltischen „Hosenmännern" (braccati). Im Zusammenhange damit steht auch eine neue Festsetzung des Begriffes Italien, der während der Punischen Kriege eben für das Wohngebiet der Togaträger üblich wird, nachdem er in älterer Zeit nur die Südhälfte des Landes bezeichnet hatte (S. 276). Italien als das Land des römisch-italischen Bundesstaates wurde im Nordwesten vom Arnothale, im Nordosten vom Äsis bei Ancona begrenzt und erstreckte sich von dieser Linie in der ganzen Breite der Halbinsel südwärts bis zu den üppigen Fruchtgärten Rhegiums, die sich zur sizilischen Meerenge niedersenken. Als Beherrscherin dieses Gebietes konnte Rom bei seiner bis dahin lediglich nationalen und territorialen Entwickelung nicht stehen bleiben, es mußte, zumal bei der damaligen Weltlage, in den Kreis der um die Herrschaft über das Mittelmeergebiet ringenden Mächte eintreten.

Weltstellung Roms.

Es wird uns berichtet, daß schon Alexander der Große mit den Römern Beziehungen gehabt habe, und daß diese 324 v. Chr. eine Gesandtschaft nach Babylon geschickt hätten. Ist diese Nachricht auch kaum glaublich, so beweist sie doch, daß ihr Gewährsmann, der Hofhistoriker Alexanders, Klitarch, von den Römern als einem mächtigen Volke Kunde gehabt hat. Ein immer steigendes Interesse wandten die östlichen Hellenen den Römern seit der Überwindung des Pyrrhus zu: der ägyptische König Ptolemäus Philadelphus schickte im Jahre 273 v. Chr. eine Gesandtschaft nach Rom (s. S. 49), eine Aufmerksamkeit, die von den Römern erwidert wurde und zum Abschluß eines Freundschaftsvertrages führte. Und nicht viel später erklärte der gelehrte Eratosthenes die Einteilung der Menschen in Hellenen und Barbaren damit für hinfällig, daß auch Karthager und Römer Kulturvölker seien.

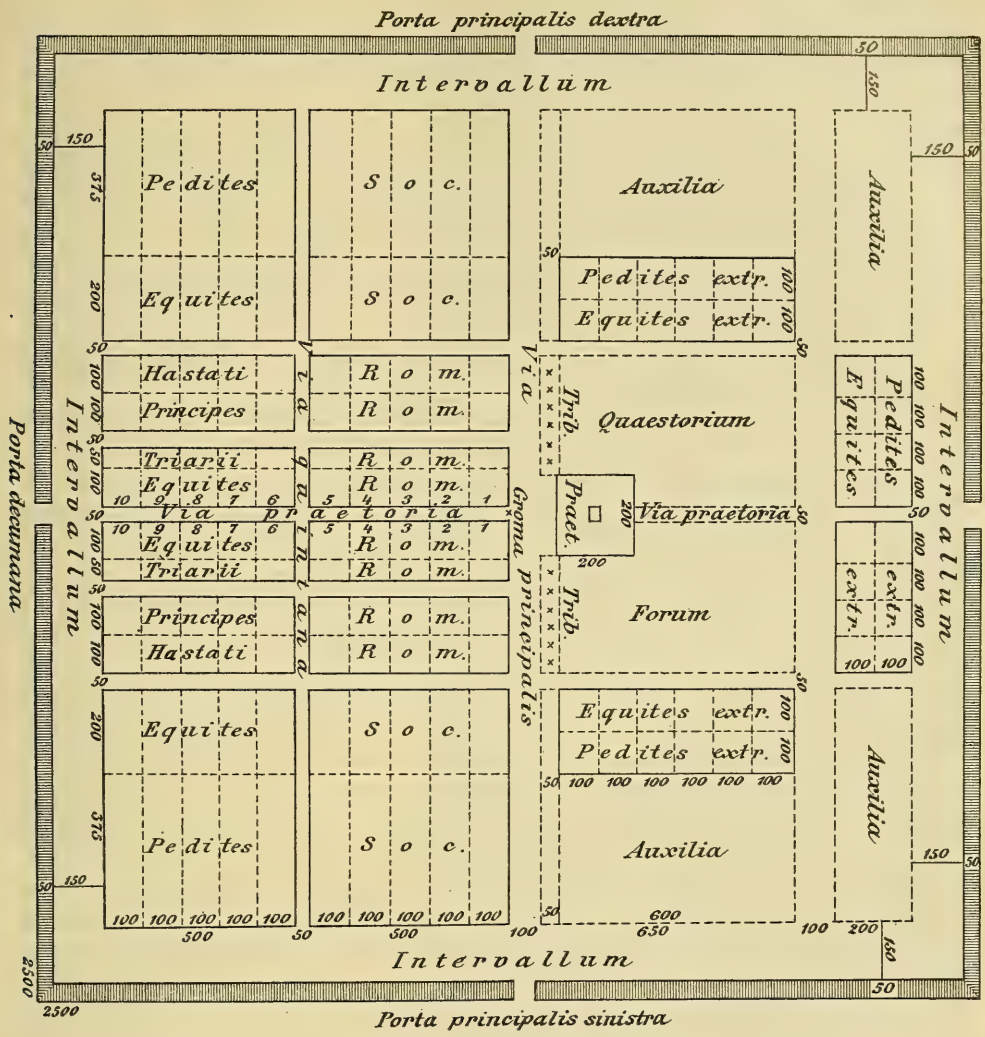
Das Kriegswesen der Römer.

Die großartige Kraftentfaltung der Römer nach außen beruhte zum Teil auf der trefflichen Beschaffenheit ihres Kriegswesens. Es hatte sich seit der Königszeit dem Wachstume des Staates und den in den zahlreichen Kriegen gemachten Erfahrungen entsprechend stark verändert, aber wir sind nicht im stande, die einzelnen Stadien seiner Entwickelung genau festzustellen und zeitlich zu fixieren. Eine Reihe wichtiger Änderungen knüpft die Überlieferung an die Zeit des Kampfes mit Veji und an die Person des Furius Camillus. Im Vejenterkriege sollen die ersten Winterfeldzüge vorgekommen sein, und in Zusammenhang damit wird die Einführung eines aus Staatsmitteln gezahlten Soldes gebracht, der für den Reiter dreimal so hoch war wie für den Fußgänger. Endlich sollen damals neben den Reitern der alten 18 Centurien, die ihre Rosse als ein Lehen des Staates erhielten und demnach nur das Reserve- und das Dienerpferd oder Maultier aus eignen Mitteln beschafften, zuerst auch solche junge Leute als Reiter ausgehoben worden sein, die sich verbindlich machten, das Ritterpferd selbst zu stellen, also equo privato zu dienen. Trotz dieser Vermehrung der römischen Reiterei verlor sie gerade damals sehr an militärischer Wichtigkeit; denn seitdem die Schlacht durch Leichtbewaffnete (rorarii) eröffnet wurde, diente die Reiterei mehr und mehr nur zur Flankendeckung oder als Reserve.

Das römische Lager.

Noch durchgreifendere Änderungen brachte das Zeitalter der Samnitenkriege. Die große Entfernung der Kriegsschauplätze von der Heimat, die großen Märsche, die zurückgelegt wurden, nötigten die Römer, in der Kunst, schnell und sicher ein festes Lager zu schanzen, Fortschritte zu machen.

Das Schema für das römische Lager war in dem altitalischen Templum, d. h. dem nach bestimmten Gesetzen abgegrenzten Viereck, gegeben; das römische Lager glich einer Stadt, die für den augenblicklichen Bedarf errichtet und wieder abgebrochen wird. Wall und Graben, Thore,



205. Plan eines römischen Lagers. Nach Fritz Hankel.

Markt und Straßen, Zeltviertel den Häuservierteln entsprechend, ja sogar ein dem Pomerium entsprechender unbebauter Zwischenraum (intervallum) zwischen der Schanzlinie und der Zeltreihe, kurz alle Teile der Stadt sind im Lager vorhanden. Feldmesser (metatores) zogen dem Heere voraus und steckten an einem geeigneten Orte, wo Trinkwasser zu haben war, womöglich mit der Front nach Osten, das Lager ab, indem sie zunächst zwei sich rechtwinkelig schneidende Linien, den cardo maximus — so genannt als wichtigste Richtlinie für die Lageranlage — und den decumanus maximus in einer Länge von je 2500 Fuß (725 m) zogen. Der dadurch abgegrenzte Flächeninhalt entsprach genau dem Ackermaße von 250 Jucharten, d. i. einer römischen Ackercenturie, dem Normalmaße einer Stadt von 100 Hausständen. Der Schnittpunkt der beiden Linien hieß groma, in ihm stießen die Ecken der vier gleichen Quadrate, in die nunmehr der Lagerraum zerfiel, zusammen. Der cardo maximus bildete die westliche Begrenzung der durch das Lager führenden Hauptstraße, der 100 Fuß (29 m) breiten via principalis, an deren Mitte, durch einen 50 Fuß (14,5 m) breiten Streifen von ihr getrennt, dem groma nach Osten zu gegenüber, wurde der Feldherrnplatz (praetorium), ein Quadrat von 200 Fuß (58 m) Seitenlänge, abgegrenzt. Die via principalis wurde rechtwinkelig in der Mitte geschnitten von der 50 Fuß (14,5 m) breiten via praetoria, die von Osten und Westen her zum Feldherrnzelte führte. Am Nordende der via principalis lag die porta principalis dextra, am Südende die porta principalis sinistra. Am Ostende der via praetoria lag die porta praetoria, am Westende die porta decumana. War das Heer an dem abgesteckten

Lagerplatze angekommen, so begannen die Soldaten mit Hacken und Schaufeln, die sie bei sich führten, die eigentliche Schanzarbeit, indem sie einen je nach Bedürfnis mehr oder weniger breiten und tiefen Graben um das Lagerviereck zogen und die ausgeworfene Erde zu einem Walle emportürmten, der mit Rasenstücken, Flechtwerk und Schanzpfählen befestigt wurde. Über dem Walle errichtete man nötigenfalls noch eine Brustwehr, hinter der während der Nacht die Posten auf- und abschritten. Am folgenden Morgen wurde das Lager in der Regel wieder abgebrochen und der Marsch fortgesetzt. Sollte ein Lager als „Standlager" (castra stativa) dienen, so wurden natürlich die Schutzvorrichtungen verstärkt und an Stelle der Zelte aus Leinwand oder Leder hölzerne Hütten erbaut. — Dieses Lagerschema ist bei den Römern allezeit in Gebrauch geblieben und sogar in der Renaissance von den italienischen Kriegskünstlern, wie z. B. vom Herzog Federigo von Urbino (1422—82), wieder praktisch verwendet worden. Die Maße wie die innere Einteilung des Lagerraumes aber haben sich natürlich im Laufe der Zeit geändert. Eine ausführliche Beschreibung des römischen Lagers, wie es im Zeitalter der Punischen Kriege und wohl auch bereits im Pyrrhuskriege beschaffen war, verdanken wir dem Polybius; nach seiner Schilderung ist die beigefügte Zeichnung entworfen.

Bemerkenswert ist noch besonders die strenge Absonderung der italischen Bundesgenossen (socii) und der fremden Hilfsvölker (auxilia) voneinander und von den römischen Bürgern der beiden Legionen, die nördlich und südlich der via praetoria lagern.

Schon in alter Zeit sind aus Standlagern Städte entstanden, wie Castrum Truentum und Castrum Novum an der Adria, eine Erscheinung, die in der Kaiserzeit zur Regel wird.

Römische Taktik.

Die Kriegführung in den Bergen des Samnitenlandes veränderte aber auch die Taktik der römischen Gefechtsweise. Die alte sechs- oder achtgliederige Phalanx kam auf dem unebenen Terrain in Gefahr, in Verwirrung zu geraten, oft fand sich vielleicht überhaupt kein Schlachtfeld, auf dem sie brauchbar gewesen wäre. Man sah sich deshalb veranlaßt, sie in kleinere taktische Einheiten aufzulösen. Deshalb bildete man aus der Legion zunächst drei hintereinander in Zwischenräumen aufgestellte Treffen, das der Haſtaten (hastati), das der Principes (principes) und das der Triarier (triarii). Aber auch die Frontlinien der drei Treffen lösten sich auf in je 10 Haufen (manipuli), die voneinander Abstand hielten. So entstand die Legion der 30 Manipeln, die sogenannte Manipularlegion. Jeder Manipulus hatte seine Fahne (signum), die in der Front stand. Die Zahlenverhältnisse der Treffen und Manipeln in der Legion von 4200 Mann waren folgende: Die Haſtaten hatten 10 Manipeln zu 120 Mann = 1200, die Principes 10 Manipeln zu 120 Mann = 1200, die Triarier 10 Manipeln zu 60 Mann = 600. Zu diesen 3000 kamen 1200 Leichtbewaffnete. Der Manipel des ersten und zweiten Treffens war mit einer Front von je 30 Mann in vier Gliedern aufgestellt, der Manipel des dritten Treffens hatte bei doppelter Frontausdehnung nur zwei Glieder. Die Leichtbewaffneten plänkelten bei Eröffnung der Schlacht vor der Front, zogen sich aber vor dem Angriff der Schwerbewaffneten entweder auf die Flügel zurück oder füllten die Zwischenräume zwischen den Manipeln der Haſtaten. Die Auflockerung des alten Legionsverbandes ging überdies in älterer Zeit nicht soweit, daß ihre einzelnen Manipeln zum Angriff vorgegangen wären, vielmehr ging, wenn es das Terrain erlaubte, also in offener Feldschlacht, allemal das ganze Treffen der Haſtaten oder der Principes oder der Triarier zusammen geschlossen vor.

Bewaffnung.

Mit dieser Neuordnung der Legion war eine Umgestaltung der Bewaffnung verbunden. Die schwere Stoßlanze (hasta) wurde auf das dritte Treffen der Triarier, bei dem die letzte Entscheidung lag, beschränkt. Die Haſtaten und Principes dagegen erhielten eine, wie es scheint, von den Römern selbst erfundene Wurflanze, das pilum. Dieses Pilum, wie es z. B. aus Cäsars Zeit an der Stätte des alten Alesia in Gallien gefunden wurde, zeigte an einem hölzernen $1^1/_3$ m langen Schafte eine ebenso lange, dünne eiserne Spitze; das Pilum wurde auf eine Entfernung von etwa 16 m auf den Feind geschleudert und sollte nicht nur Verwundungen herbeiführen, sondern vor allem die Schilde der Feinde, in denen es vermöge der angebrachten Widerhaken hängen blieb, unhandlich machen. Auf den Wurfspeerhagel folgte der Angriff mit dem Schwerte. Konnten die Feinde weder durch die Haſtaten noch durch die Prinzipes

zum Weichen gebracht werden, so griff das dritte Treffen der Triarier, wo die kriegserfahrensten Männer standen, mit wuchtigem Stoße ein und suchte die Schlacht durch Fecht- und Parierkunst zu entscheiden. Diese verschiedenen Aufgaben, denen die verschiedenen Treffen genügen mußten, machten eine gewisse militärische Schulung des einzelnen notwendig. Er erhielt also seinen Platz nicht mehr nach der Vermögensklasse, der er zugehörte, sondern nach seiner Erfahrung im Dienste. Demnach begann er mit dem Dienste bei irgend einer Besatzungstruppe, trat dann unter die Leichtbewaffneten (rorarii), gehörte dann eine Zeitlang dem Treffen der Hastaten, dann dem der Principes an und avancierte schließlich zu den Triariern.

Der Oberstkommandierende im Heere war der Konsul; waren die beiden konsularischen Heere vereinigt, so wechselten beide Konsuln im Oberbefehl ab. Als Stabsoffiziere standen ihnen Kriegstribunen, und zwar erst drei, später sechs für jede Legion zur Seite. Das Amt der Kriegstribunen ist sehr alt, es geht bis in die Königszeit zurück. Tribuni militum d. h. „Teilführer“ oder „Ordner“ (tribuere) der Soldaten befehligen schon unter den Königen und von ihnen ernannt in dem alten Aufgebot. Hierin änderte zunächst auch die Republik nichts, nur wurden die sechs tribuni militum von den Konsuln ernannt, und zwar lediglich aus dem Stande der Patrizier. Durch die Gesetze des Canulejus wurde verordnet, daß anstatt der Konsuln Militärtribunen,

Kommando und Stabsoffiziere.

206. Römischer Legionär. Standbild im Römisch-germanischen Museum zu Mainz, rekonstruiert von Lindenschmit.

Der Wurfspeer (pilum), den dieser Legionssoldat in der Hand hält, entspricht nicht dem einfacheren der älteren Zeit, sondern zeigt die seit Marius (s. unten) üblich gewordene Form.

aber mit konsularischer Gewalt, und zwar auch aus dem Plebejerstande, gewählt werden könnten (s. S. 347). Doch wurde dies noch lange Zeit durch die Patrizier hintertrieben, bis endlich im Vejenterkrieg reichere Plebejer in die Ritterschaft und gleichzeitig auch zum Amte der Konsulartribunen gelangen. Nachdem im Jahre 366 v. Chr. das Konsulat den Plebejern eröffnet worden war, wurde 362 die Wahl von sechs Kriegstribunen dem Volke überlassen. Ob außer diesen noch andre von den Konsuln ernannt wurden, wissen wir nicht. Als die Samnitenkriege es zur Regel machten, daß jährlich vier Legionen ins Feld gestellt wurden und jede von sechs Militärtribunen befehligt wurde, bestimmte ein Gesetz vom Jahre 311, daß zwei Drittel der regelrechten Tribunenstellen, also 16, vom Volke, nur acht von den Konsuln besetzt würden. Jederzeit aber wurden die Tribunenstellen, sei es durch Volkswahl, sei es durch konsularische Ernennung, mit Leuten aus der patrizisch-plebejischen Nobilität und Ritterschaft, nicht mit Leuten aus dem unteren Volke besetzt.

Centurionen und Mannschaften.

Unter den Stabsoffizieren standen wieder die Führer der Manipeln und Centurien. Beide hießen Centurionen, ein Name, der wohl mit der Centurieneinteilung des Heeres nach der Servianischen Verfassung zusammenhing. Es gab aber in der Legion 60 Centurionen, verschieden an Rang und Einfluß. Der Centurio der ersten Centurie eines Manipels kommandierte zugleich den Manipel, ihm war also der andre Centurio unterstellt. Der unterste Centurio war der Führer der zweiten Centurie des zehnten Manipels der Hastaten. Der oberste war der Führer der ersten Centurie des ersten Manipels der Triarier. Für diesen bildete sich später der Titel Primipilus heraus. Die Centurionenstellen waren in alter Zeit natürlich auch mit Patriziern besetzt gewesen; aber mit dem steigenden Anteil der Plebs an den Rechten der Altbürger gewannen auch die Plebejer einen immer größeren Teil dieser unteren Führerstellen. Und als schließlich das ganze Fußvolk aus Plebejern bestand, weil die ganze Nobilität und sogar die reichsten der nicht zur Nobilität gehörigen Plebejer bei der Kavallerie dienten, forderten die unteren Schichten die Centurionenstellen geradezu als ihr Recht. Das geschah z. B. durch die Meuterei des Jahres 342: indem damals den Aufständischen ihre Forderung durch das Gesetz gewährt wurde, daß niemand, der Tribun gewesen war, Centurio werden könne, mit andern Worten, daß die Vornehmen sich mit den Tribunenstellen begnügen, den geringen Leuten aber, die von der Pike auf dienend sich zum Centurio aufgeschwungen hatten, nicht diese Stellungen wegnehmen sollten. Ernannt wurden die Centurionen von den Tribunen im Auftrage der Konsuln, und zwar für jeden Feldzug von neuem. — Etwas der Stellung der Centurionen Entsprechendes gibt es in der deutschen Armee nicht; denn sie sind ihrem Dienste nach den eine Kompanie führenden Hauptleuten vergleichbar, aber ihrer sozialen Stellung nach gleichen sie eher dem Feldwebel. Ihre soziale Stellung trennte sie mehr und mehr von den vornehmen Stabsoffizieren, bis endlich im Jahre 342 „zwischen den beiden Klassen von Befehlshabern jene tiefe Kluft befestigt wurde, die auf Unterschied im Vermögen und zugleich in der Geburt begründet war und weder von der einen noch von der andern überschritten werden konnte".

Die 300 Reiter der Legion zerfielen in zehn Turmen (turmae) mit je einer Fahne (vexillum) und je drei Unteroffizieren (decuriones).

Bundesgenossen.

Die Truppen, welche die Bundesgenossen vertragsmäßig zum Heere stellten, wurden niemals zu besonders operierenden Heeren formiert, sondern stets mit den römischen konsularischen Heeren vereint. An Fußvolk stellten die italischen Bundesgenossen etwa soviel wie die Römer, also für die üblichen beiden konsularischen Heere zusammen etwa 17000 Mann. An Reitern aber stellten sie das Dreifache, also 3600 Reiter; doch werden diese Zahlen nicht immer erreicht. Den Tribunen der römischen Legionen entsprachen bei den Bundesgenossen zwölf praefecti socium, die

von den Konsuln und zwar aus Römern ernannt wurden; ihre subalternen Offiziere durften sich die Bundesgenossen, wie es scheint, selbst ernennen. Die Bundesgenossen kämpften in der Regel auf den Flügeln (alae) der Legionen; doch wurde aus einem Teile der Truppen auch ein Elitekorps (extraordinarii) geschaffen, die zu Rekognoszierungen, oft auch zur Deckung des Hauptquartiers verwendet wurden. Deshalb hatten diese Truppen im Lager ihren Platz rechts und links vom Prätorium am Quästorium und am Forum und deckten auch die porta praetoria.

Ackerbau. Gewerbe. Handel.

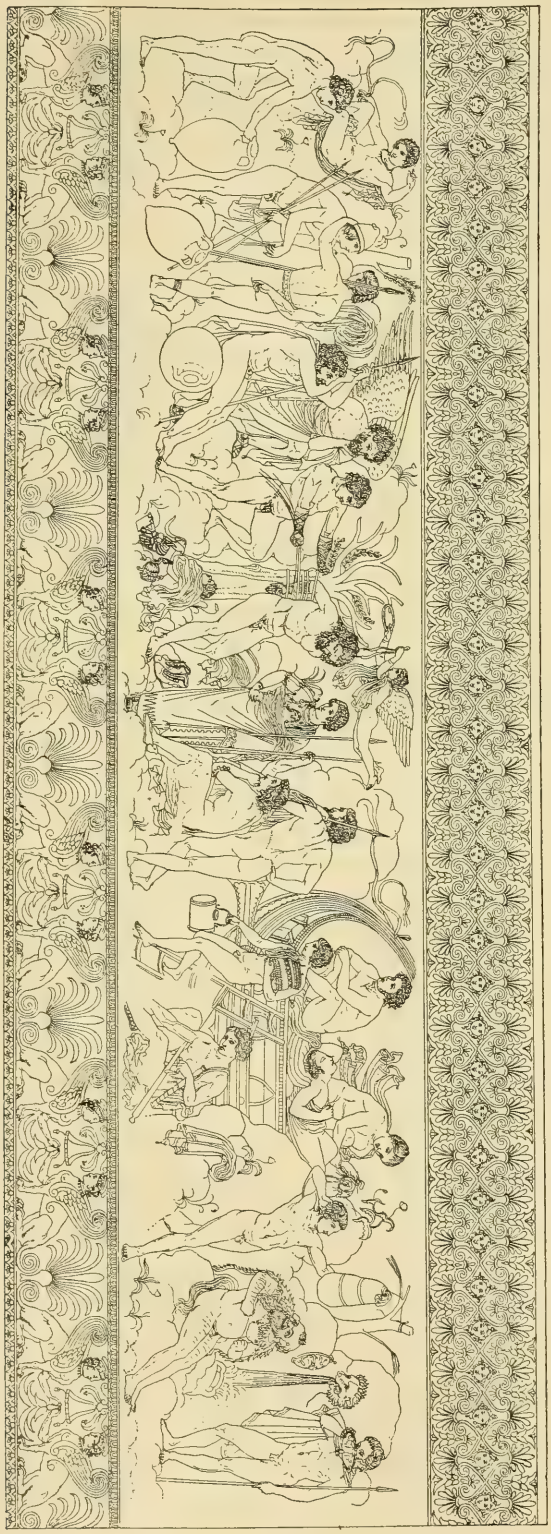
Der Ackerbau.

Die wichtigste Beschäftigung der Römer sowie des ganzen eidgenössischen Italien im Frieden war und blieb noch längere Zeit der Ackerbau. Die Staatsmänner, die Roms Geschicke lenkten, waren in ihrem Privatleben Großgrundbesitzer, die überwiegende Menge der Legionssoldaten waren Bauern; auf der Gesundheit des Bauernstandes beruhten Gesundheit und Kraft des Staates. Zwar wirkte dieser im stillen schon mancher böse Keim entgegen, wie z. B. die sich mehrende Sklavenzahl auf den Latifundien (lati fundi), den „Rittergütern" der Reichen, durch die einerseits die Nachfrage nach ländlichen freien Arbeitern und die lehnsweise Überlassung von Ackerstücken (precarium) reicher Großgrundbesitzer an Hörige (Klienten) eingeschränkt, anderseits die Konkurrenzfähigkeit der kleinen Bauern vermindert wurde, aber die schädlichen Wirkungen solcher bösen Keime traten noch nicht besorgniserregend zu Tage. Im Gegenteil, das schnelle Wachstum des römischen Gebietes im Zeitalter des Samniten- und des Pyrrhuskrieges war ein so außerordentliches, daß sowohl die Wünsche der adligen Rittergutsbesitzer, als auch die Bedürfnisse der unversorgten Bauernsöhne nach Ackerland bequem und ohne Härte befriedigt werden konnten. So gestaltete sich die Lage der römischen Bauernschaft momentan weit günstiger als etwa 100 Jahre früher; es war eine ähnlich glückliche Zeit für die Römer, wie sie während der großen Kolonisation auf slawischem Boden im Norden und Osten unsres Vaterlandes vom 11. bis 13. Jahrhundert dem deutschen Adel, der Kirche und den Bauern zugleich zu teil ward.

Eine wichtige Veränderung im Betriebe der Landwirtschaft ging etwa seit dem Jahre 400 v. Chr. dadurch vor sich, daß an Stelle des Spelzes allmählich der Anbau von Weizen aufkam, dessen Kenntnis den Römern wohl durch die Karthager von Ägypten her vermittelt wurde. Auch für das Aufkommen einer gewissen Plantagenwirtschaft, die besonders dem Weizen galt, wie für die Anpflanzung einiger Frucht- und Nutzholzbäume, wie des Granatapfels, der Dattelpalme, der Pinie und Cypresse, war wohl das Vorbild der sizilischen Karthager seit der Eroberung der Südspitze Italiens durch die Römer in erhöhtem Maße wirksam.

Gewerbe und Kleinhandel.

Welche Verhältnisse die Entstehung eines gewerb- oder handeltreibenden Mittelstandes in Rom während der bezeichneten Periode verhindert oder doch stark beeinträchtigt haben, ist bereits angedeutet worden. Die Beschäftigung mit einem Gewerbe- oder mit Kleinhandel lag meist entweder in den Händen von Sklaven oder von Freigelassenen; der Reinertrag solcher Beschäftigung kam also ganz oder wenigstens teilweise dem Herrn oder dem ehemaligen Herrn zu gute. Damit fehlte den Gewerbe- oder Handeltreibenden in Rom der beste Antrieb und der wirksamste Stachel, sich in die Höhe zu arbeiten, nämlich jener Unternehmungsgeist, der in dem freien Bürgertum der Städte des Mittelalters und im Anbeginn der neueren Zeit so schöne Blüten gezeitigt hat. Immerhin aber muß man sich das städtische Wesen in Rom und auch in den andern ansehnlicheren Städten italischer Zunge — um von den Griechenstädten ganz zu geschweigen — soweit vorgeschritten denken, daß eine große Anzahl gewerblicher Betriebe aller Art und kleiner Handelsgeschäfte in ihnen vorhanden



207. Hauptbild der sogenannten Ficoronischen Cista. Nach Braun.

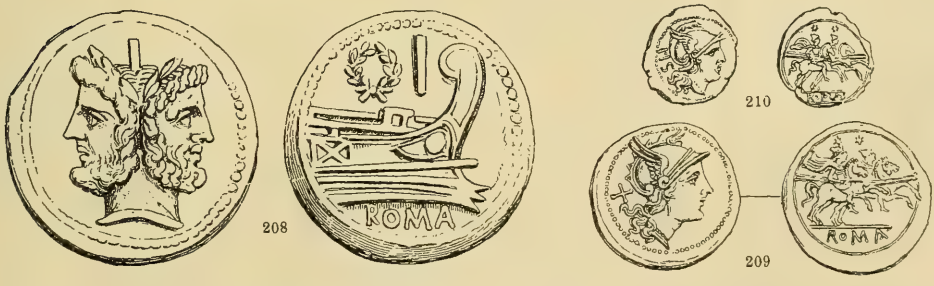
war. Denn die Befriedigung der durch die fortschreitende Kultur gesteigerten Bedürfnisse erheischte bereits viele Hände in vielfacher Arbeitsteilung. Sicherlich hat die Teilung der Gewerbe und ihre Technik im Zeitalter der Eroberung Italiens auch durch die immer engere Berührung mit Etruskern und Griechen bedeutende Fortschritte gemacht. Außer den alten Zünften (s. S. 301) fanden sich zu Rom auch Innungen (sodalitates) der Walker, Fleischer, Fischer, die Erzarbeiter aber hatten ihre Verbände durch weitere Arbeitsteilung vermehrt. Man kannte nicht nur Bronze- und Eisenarbeiter, sondern auch Gold- und Silberschmiede zur Herstellung kostbaren Körperschmuckes und edlen Hausgerätes. Denn im Jahre 275 v. Chr. wurde ein gewesener Konsul vom Zensor C. Fabricius aus dem Senate gestoßen, weil er Silbergeschirr im Gewichte von 5 kg im Hause hatte, während doch das Gesetz nur eine silberne Opferschale und ein silbernes Salzfaß gestattete. Das Vorhandensein andrer Kunsthandwerker in Rom beweist das in demselben Jahrhunderte vom Meister Novius Plautius aus Präneste in Rom für die Dindia Macolnia gearbeitete sogenannte Ficoronische Schmuckkästchen, bei welchem griechische Ziselierkunst mit etruskischer Bronzegußtechnik vereinigt sind. Bereits im Jahre 296 v. Chr. hatten die Ädilen Gnäus und Quintus Ogulnius jene berühmte säugende Wölfin aus Bronze am ruminalischen Feigenbaume aufstellen lassen, die noch heute das Kapitol ziert (s. Abb. 275). Endlich aber zeigt auch der Scipionensarkophag (s. S. 412) eine entwickelte Technik in der Bearbeitung des Marmors.

Der **Kleinhandel** in Rom beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Vertriebe der täglichen Lebensbedürfnisse, wie Getreide, Fleisch, Öl, Wein, Erzeugnisse, die teilweise bereits aus dem fruchtbaren Kampanien zu Schiff herbeigeholt und den Tiber hinauf bis nach Rom selbst gefahren wurden. Zur regelmäßigen Versorgung der Hauptstadt mit Getreide wurde schon im Jahre 259 v. Chr. vom Staate eine besondere Getreidehändlergilde (mercatores frumentarii) gestiftet.

Münzwesen und überseeischer Handel.

In den Königszeiten und in den ältesten Zeiten der Republik hatten die Römer wie die übrigen Stämme italischer Zunge keine Münzen geschlagen, sondern entweder Tauschhandel getrieben oder die Waren mit Kupferbarren bezahlt, während die unteritalischen Griechen längst schon vorzüglich ausgestattete Silbermünzen prägten und die Etrusker in Populonia eine alte Prägstätte besaßen. Der Übergang vom Tauschhandel zur **Geldwirtschaft** vollzog sich in der Zeit der Dezemvirn und zwar, wie es scheint, zuerst in Rom, das auch hierin den übrigen Italikern voranging. Das italische Nationalmetall war lange Zeit das **Kupfer**, von dem das Land große Lager besaß und besitzt. Die älteste römische Münze war der Libralas, d. h. ein gegossenes Kupferpfund, das im Werte einem Silbersklupel (= $^1/_{288}$ Pfund Silber) gleichkam (Abb. s. S. 319). Indessen brachte die Kupferwährung bei der Ausdehnung des Geldverkehrs manche Schäden mit sich: eine größere Summe war wegen des großen Gewichtes schwer zu bewältigen, außerdem hatten auch die griechischen Gemeinden Unteritaliens längst die Silberwährung. Als Herrin Italiens konnte Rom nicht zurückbleiben: es ging im Jahre 269 v. Chr. zur **Silberwährung** über, indem das bisher geltende Münzrecht der unterworfenen oder verbündeten Gemeinden auf die kupfernen Scheidemünzen beschränkt wurde, während eine besondere Behörde in der Hauptstadt die Ausprägung der zunächst für das griechische Unteritalien und für das Ausland bestimmten Silbermünzen in die Hand nahm. Nur Capua behielt seinen abweichenden Münzfuß unter römischem Namen bei. Mit dem Übergang zur Silberwährung war eine Veränderung des **Münzfußes** verbunden. Der As wurde auf ein Drittel seines bisherigen Gewichtes gebracht, und 10 solche neue As, die also zusammen $^{10}/_{3}$ Pfund Kupfer wogen, bildeten den **Denar**, die Einheit für die Silberwährung, in Silber = $^1/_{72}$ römisches Pfund, aber etwa soviel wie die attische Drachme. Diesem Münzfuße liegt das Verhältnis von 1 : 240 zwischen Silber und Kupfer zu Grunde. Der Denar (etwa 80 Pfennig) wurde in zwei Quinare (40 Pfennig) geteilt, die Hälfte eines Quinars hieß ein **Sesterz** (sestertius, = 20 Pfennig).

Die **Silberprägung** fand zu Rom im Tempel der Juno Moneta statt, die eigentlich die Göttin der Erinnerung ist. Nach dieser Prägstätte hieß denn auch jede andre „moneta", ein Wort, das später auch das gemünzte Geld bezeichnete und von dem das deutsche Lehnwort „Münze" abgeleitet ist. Die römische Silbermünze zeigte auf der einen Seite einen weiblichen



208 210 209

208—210. Römische Münzen seit Einführung der Silberwährung (269 v. Chr.).

208 Reduzierter, sogenannter Triental-As, 47,75 g Kupfer. 209 Denar, durchschnittlich 4 g Silber. 210 Sestertius, Gewicht 0,91 g.

(Mommsen-Blacas XXII.)

Kopf mit geflügeltem Helm, das Sinnbild der Roma, auf der andern die Dioskuren, Kastor und Pollux, die „Schutzheiligen" der Stadt, hoch zu Roß mit flatternden Kriegsmänteln und eingelegten Lanzen, wie sie der Sage nach in der Regillusschlacht (S. 329) dem römischen Heere vorangeritten waren.

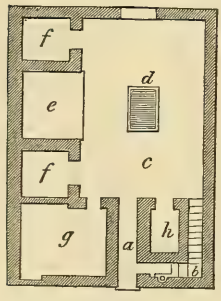
Die Silberwährung kam besonders dem römisch-latinischen Handel nach Sizilien zu gute; aber wir hören, daß die Römer seit ungefähr 300 v. Chr. auch schon mit Rhodus in Handelsverbindung gestanden haben. Noch älter waren die Handelsbeziehungen zu Massilia (Marseille); den Massilioten wurde bereits um 350 neben der Senatorentribüne ein „Griechenplatz" (graecostasis) zum Zuschauen bei den Festspielen eingeräumt. Nach der Eroberung von Tarent schloß Rom mit der Seestadt Apollonia in Illyrien ein Handels- und Freundschaftsbündnis.

Baukunst.

In der gedankenreichen Einleitung zur „Verschwörung Catilinas" vergleicht der Geschichtschreiber Sallust mit bitterem Hohne sein entartetes Zeitalter mit der großen und schönen römischen Vergangenheit und sagt: „Wenn du die stadtartig emporgetürmten Villen unsrer Zeit gesehen hast, dann lohnt es der Mühe, die Göttertempel aufzusuchen, die unsre Vorfahren voll echter Frömmigkeit errichtet haben. Sie schmückten sie vorzugsweise durch ihre Gottesfurcht, wie sie ihre Wohnhäuser nur mit Ruhm verzierten." Aus diesem Satze geht hervor, einerseits, daß die Baukunst im alten Rom vorzugsweise im Dienste der Religion stand, und anderseits, daß man vor allem nach schlichter Einfachheit strebte. Sie entsprach durchaus dem römischen Wesen der älteren Zeit und bildete einen wichtigen künstlerischen Vorzug der römisch-latinischen Art vor der etruskischen, die sich in prachtvoller Überladung nicht genug thun konnte. Selbstverständlich war die römische Baukunst, wenigstens so weit sie monumental wirken wollte, auch in den ersten Jahrhunderten der Republik keine selbständige, sondern arbeitete im wesentlichen nach griechischen Mustern, die von Norden und Süden zugleich, von Etrurien und von Kampanien her, Geltung gewannen.

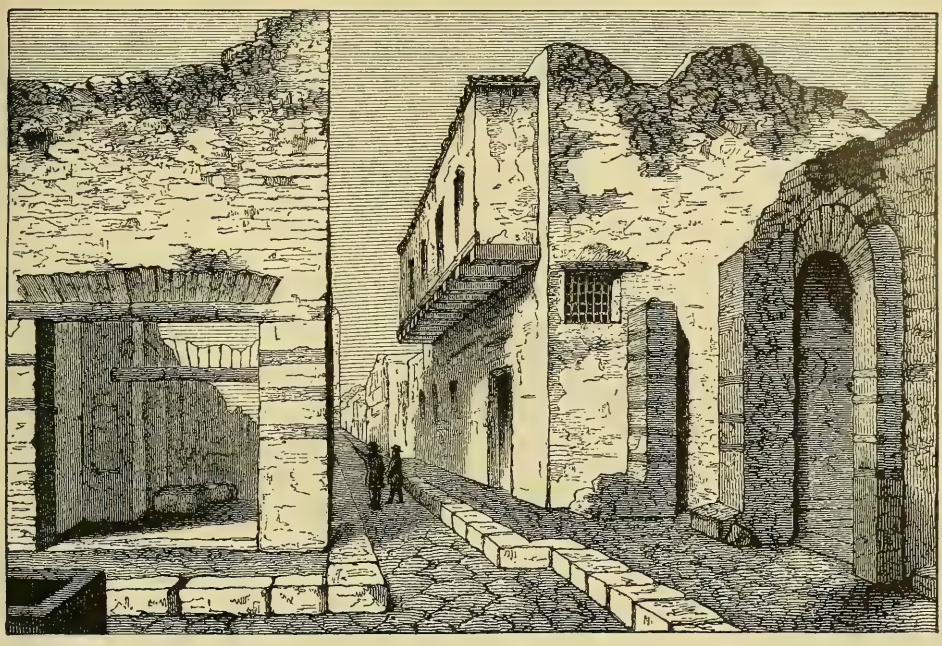
Das Bürgerhaus.

Verhältnismäßig selbständig verfuhren die Römer in der Ausgestaltung ihres Bürgerhauses, das sich jederzeit in wesentlichen Punkten von dem griechischen Hause unterschieden hat. Das städtische Grundstück umfaßte zunächst wie das bäuerliche die drei Teile Haus, Hof und Garten. Der Hof enthielt das Waschhaus und die Getreidemühle, der Garten diente dem Gemüsebau. Schon in der Königszeit war der ältere Rundbau aus Holz, Lehm und Stroh mit geschlossenem Schilfdache (casa) wenigstens in der Stadt selbst durch das rechteckige Haus (domus) verdrängt worden. Dieses rechteckige Haus unterscheidet sich von dem griechischen, das in eine „Männerhälfte" und „Frauenhälfte" zerfällt, durch die Einheit des Hauptraumes. Dieser Hauptraum war eine viereckige Halle mit Oberlicht, das durch einen quadratischen Ausschnitt des Daches (compluvium) beschafft wurde. Unter dem „compluvium" befand sich zu ebener Erde in der Mitte des Fußbodens ein gleichfalls quadratisches Bassin (impluvium) zum Auffangen des Regenwassers. An den vier Ecken des Bassins befanden sich Steifen oder Säulen, die das Dach trugen. In einer Ecke dieses Raumes befand sich der Kochherd (focus), von dem der Rauch durch den Dachausschnitt abzog. Weil das Gebälk und die Wände des Raumes berußt waren, nannte man es Atrium, d. h. der schwarze Raum. Im Atrium stand in alter Zeit das Ehebett, ferner der Ehrensitz des Hausvaters und der der Hausmutter samt dem Webstuhle, der Speisetisch und die



211. Einfachste Hausanlage aus Pompeji (Grundriß).

a Eingangsflur. b Treppe zum Obergeschoß. c Atrium. d Impluvium. e Hauptgemach des Hauses (einfachste Form des Tablinum. f und g Zimmer. h Nebengemach.



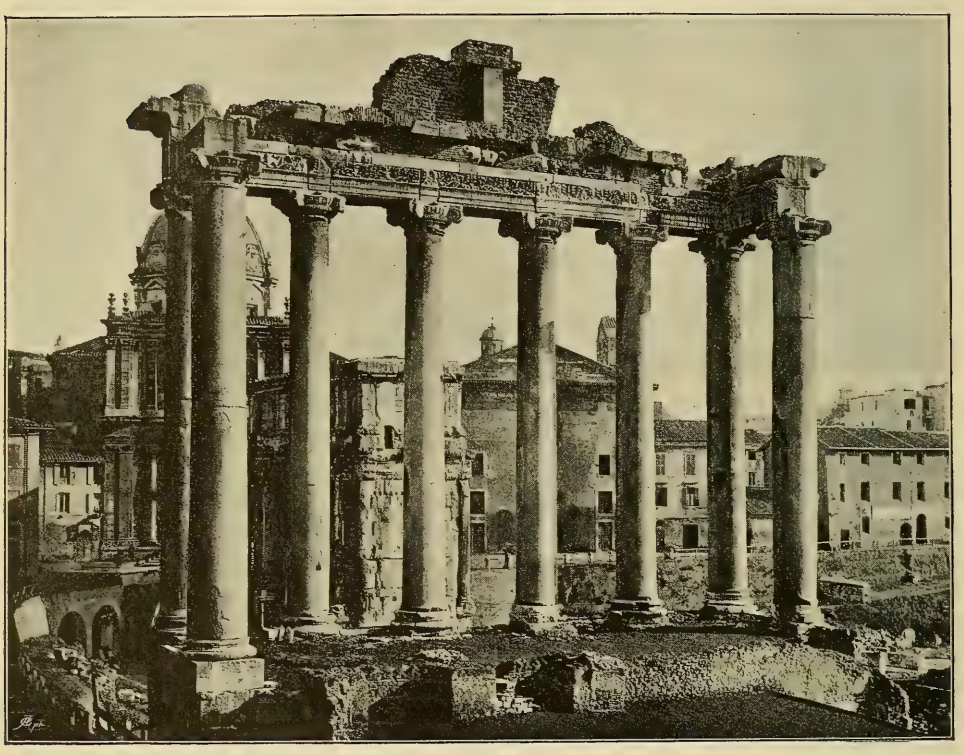
212. Haus in Pompeji mit erhaltenem Obergeschoß.
Nach Overbeck.

Schatzkiste; außerdem waren in vornehmen Häusern die Ahnenbilder (imagines) hier aufgestellt. Rahmenartig um das Atrium herum wuchsen Schlafzimmer und Wirtschaftsräume an, die alle ihre Eingänge vom Hauptraum her hatten. Keller und Oberstock waren nicht vorhanden, wohl aber ein Bodenraum unter dem Dache (tabulatum), der in Vorratskammern eingeteilt war. Die Grundmauern dieses Hauses waren aus Feld- oder Bruchsteinen, das andre Mauerwerk aus Luftziegeln, der Putz aus Lehm und Spreu. Den Fußboden (pavimentum) bildete ein Estrich aus Kies und Lehm. Unter dem Einflusse der fortschreitenden Kultur wuchs nach der Straße zu eine Hausflur (vestibulum), nach dem Hofe zu ein durch Brettwand abgetrenntes Arbeitszimmer für den Hausherrn (tablinum) an das Atrium an. Oberstock und Peristylium gehören einer späteren Zeit an; dagegen verordnete schon das Zwölftafelgesetz, daß jedes Haus vom andern durch einen unbebauten Landstreifen von 1,5 m Breite getrennt sein müsse.

Das öffentliche Bauwesen.

Die öffentliche Bauthätigkeit war bis auf die Samnitenkriege infolge der äußeren und inneren Verhältnisse der Stadt, insbesondere weil keine großen Kapitalien dazu verfügbar waren, sehr unbedeutend; so blieb der Jupitertempel auf dem Kapitol lange Zeit das bedeutendste kirchliche Bauwerk Roms. Er wurde weder in der Großartigkeit der Anlage noch hinsichtlich der aufgewendeten Mittel erreicht von dem 493 v. Chr. durch Spurius Cassius geweihten Cerestempel in der Nähe des Zirkus, an dessen Ausschmückung die griechischen Künstler Damophilus und Gorgasus mit Thonplatten und Malereien beteiligt waren. Dieser Cerestempel diente zugleich als Amtslokal der Ädilen und als Archiv (s. S. 337). Alten Ursprungs waren vermutlich auch der Tempel des Merkur am Abhange des Aventin, der Saturntempel am Forum mit dem Staatsschatze (aerarium Saturni), der Kastortempel an der Südseite des Forums, der von Camillus geweihte Tempel der Concordia am Abhange des Kapitols (s. S. 357) u. a. Einen neuen Aufschwung nahm das öffentliche Bauwesen im Zeitalter der Samniten-

kriege durch das Aufblühen des von den Etruskern erfundenen, jedenfalls aber von den Römern selbständig weitergebildeten Bogenbaues. Dieser römische Bogenbau erhielt alsbald die vielfältigste Verwendung in großartigen, zum Teil bis auf den heutigen Tag dauernden Nutzbauten, wie Thoren, Brücken, Wasserleitungen, Abzugskanälen. Zu dem eigenartigen Bogenbau trat bald auch die Anlage runder Tempel mit einem Kuppeldache, aus dem sich allmählich die Kunst, massive Steinkuppeln zu bauen, entwickelt hat. Ein Beispiel des Rundtempels ist der teilweise noch erhaltene Vestatempel östlich vom Forum (s. S. 324).



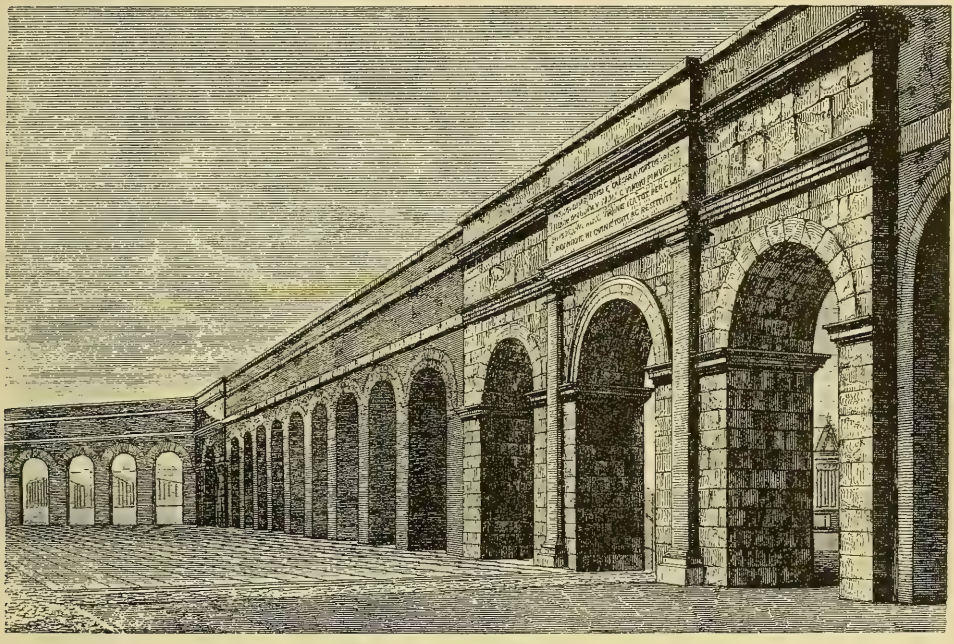
213. Ruinen des Saturntempels zu Rom. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Der erste Beamte, der über die Köpfe der sparsamen Väter der Stadt hinweg beträchtliche Teile der Staatseinnahmen zu einer großartigen öffentlichen Bauthätigkeit verwandte, war der geniale Zensor des Jahres 310 (312?) v. Chr., Appius Claudius. Er baute nicht nur die nach ihm benannte Appische Straße (via Appia), die erste römische Militärchaussee, aus einem Material und in einer Solidität, die bis heute auf weite Strecken dem Ansturm der Zeiten getrotzt hat, sondern auch die erste jener großartigen Wasserleitungen, deren Bogentrümmer der Wanderer noch heute in der römischen Campagna anstaunt. Die „aqua Appia“ ging aus der Gegend von Präneste, zunächst in unterirdischer Leitung zu dem Punkte, wo später das präneſtische Thor lag, und dann über die Abhänge des Cölius und über den Aventin, das Plebejerviertel, zur Porta Trigemina am Tiber, zu deren Seiten sich bereits neue Stadtteile außerhalb der Servianischen Mauern bildeten. Nach Appius Claudius baute Manius Curius im Jahre 290 v. Chr. vom Erlöse der Beute aus dem Sabinerkrieg für den Velino, einen reißenden Nebenfluß des Nar, ein künstliches Bett und entwässerte

dadurch das fruchtbare Thal von Reate zur Anlegung einer Bürgerkolonie; derselbe Mann baute von 272 an von der Beute des tarentinischen Krieges eine zweite Wasserleitung, die das schöne Gebirgswasser des Anio nach Rom bis auf den Esquilinus führte (Anio vetus).

Ausbreitung der Stadt.

Der Unternehmungsgeist der Behörden ging auf die Privatleute über. Noch war der vom Servianischen Mauerring umschlossene Raum keineswegs ausgebaut, noch gab es innerhalb desselben Haine und Felder, da rief die wichtige Wasserstraße des Tiber, gleich bedeutend für die Zufuhr nach Rom vom Meere wie von den sabinischen Bergen und etruskischen Geländen her, schon außerhalb der Mauern dichte Ansiedelungen ins Leben. Der Ausschiffungsplatz für die vom Meere her anlangenden Lebensmittel und andern Handelsartikel, das Emporium, lag südwärts von der Porta Trigemina;



214. Die Aqua virgo zu Rom, erbaut unter Augustus 19 v. Chr.
Nach Canina.

von den für die Proviantierung angelegten Märkten lag nur der Viehmarkt (forum boarium) innerhalb der Mauer; der große Gemüsemarkt (forum holitorium), auf dem die Bauern aus dem Sabiner- und Etruskerlande ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse feilboten, lag nordwärts davon, der Tiberinsel gegenüber vor der Porta Carmentalis. Auf diesem Terrain längs des Tiber vom Emporium bis zum späteren Theater des Marcellus siedelte sich eine zahlreiche Bevölkerung von Fleisch- und Gemüsehändlern, Lastträgern, Kleinbürgern aller Art an, die im wesentlichen durch den Tiberverkehr ihr Brot fanden. Diese Vorstadt dehnte sich allmählich, aber wohl erst in der folgenden Epoche, längs des Tiber bis zu den „Schiffswerften" (navalia) aus. Trotz dieses Wachstums darf man sich das Aussehen Roms im Zeitalter des tarentinischen Krieges nicht zu großstädtisch vorstellen: viele Teile der Stadt behaupteten ihren dörflichen Charakter noch lange Zeit, andre waren durch häßliche, enge und krumme Straßen, durch ärmlichen oder liederlichen Hausbau entstellt; und es bildete einen merkwürdigen Gegensatz gegen die auf dem Forum und dem Kapitol sich mehrenden

Bronzebildsäulen berühmter Römer, wenn erst seit dem Jahre 284 v. Chr. die Schindeldächer von den Häusern auf Geheiß der Zensoren zu verschwinden begannen.

Wohlfahrtspolizei.

Die schwierige und umfangreiche städtische Polizei lag in den Händen der vier Ädilen. Zu ihren Amtspflichten gehörte unter anderm die Aufsicht über das System der Abzugskanäle, deren wichtigster, die cloaca maxima, wahrscheinlich im Zeitalter der Samnitenkriege seine heutige Gestalt erhielt, die Regelung des Wagenverkehrs, der wohl schon damals auf die Nachtstunden beschränkt wurde, die Reinhaltung der Straßen von Tierkadavern und Abfällen, die Regelung der Lebensmittelzufuhr, die Kontrolle der Maße und Gewichte. Doch genügte wohl schon damals die Zahl ihrer Unterbeamten keineswegs, um diese sanitären und wirtschaftlichen Maßregeln wirklich durchzuführen: Sauberkeit und Gesundheit ließen im republikanischen Rom jederzeit sehr viel zu wünschen übrig.

Anfänge der Dichtung und der Litteratur.

Eine Litteratur im strengen Sinne des Wortes, die größere Reihen von Vorstellungen und Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede durch die Schrift verkörpert und wiederum von größeren Kreisen des Volkes gelesen wird, hat sich erst im Zeitalter der Punischen Kriege und auch dann erst unter griechischem Einflusse bei den Römern entwickelt. Die Ursachen zu dieser Verspätung liegen nur zum Teil in den äußeren Schicksalen des römischen Volkes, sie liegen weit mehr in seinem Wesen. Dem Römer und wohl dem Italiker überhaupt erschloß sich die Welt des Schönen am leichtesten dann, wenn sie sinnlich wahrnehmbar, wie etwa in der Baukunst, der Erz- und Marmorbildnerei vor sein leibliches Auge trat. Dagegen war er der gestaltenschaffenden Einbildungskraft und dem geheimnisvollen Schauer des Gefühls, ohne welches Dichtungen von der Seele sich nicht loszuringen vermögen, weit weniger zugänglich als der Grieche und der Germane. In der Begabung des italischen Volkes waren praktische Wirtschaftlichkeit, rechts- und staatsbildende Kraft und kriegerische Tüchtigkeit die Hauptstärke, der Zug zum Idealen trat zurück. Nur muß man in der Hervorhebung der Nüchternheit und des Realismus der Römer auch nicht zu weit gehen und ihnen, wie es so oft geschieht, jede Thätigkeit der Phantasie und jede dichterische Erfassung der Welt absprechen. Sogar die dürftigen Trümmer gehobener Rede und sinniger Märchen, die sich uns aus den älteren Epochen römischen Lebens erhalten haben, nötigen zu dem Schlusse, daß doch auch dieses Volk ernster Arbeit das Bedürfnis empfand, mit dichterischen Gebilden sich das Leben zu verschönen.

Älteste Lieder.

Uralt war wohl das von den Pontifices verwahrte Formelbuch, das den genauen Wortlaut der für die verschiedenen Götter und für die verschiedenen Anlässe festgesetzten Gebete (indigitamenta) enthielt. Erhalten ist uns das Lied der zwölf „Flurbrüder" (fratres arvales), mit dem sie im Mai, den Kopf mit dem Ährenkranz und weißer Binde geschmückt, unter Tanz und Sprung, die Laren und Saatgötter (Semones) anriefen und den grimmigen Mars (d. i. den Todbringer) zur Milde zu stimmen suchten.

Es lautet:

„Enos, Lases, iuvate
„Uns, Laren, helfet!
Neve lue rue, Marmar, sins incurrere in pleores
Nicht Sterben, Verderben, Mars, Mars, laß einstürmen auf mehrere
Satur fu, fere Mars!
Satt sei, grimmer Mars!
Limen sali, sta, berber!
Auf die Schwelle springe, stehe, geißle!
Semunis alternis advocapit conctos!
Den Semonen wechselweise rufet, allen!
Enos, Marmar, iuvato!
Uns, Mars, Mars, hilf!
Triumpe!"
Springe!"

Die drei ersten Zeilen der Litanei richten sich an die gütigen Laren und den Mars; die vierte und fünfte an die Flurbrüder selbst, wobei das „geißle" vielleicht die Aufforderung enthielt, nach Flagellanten Weise Buße zu thun. Die sechste Zeile gilt dem Mars, die siebente wiederum den Genossen.

Ein ähnliches Lied sangen die Salier bei ihrer „Springprozession" im März; es war so altertümlich, daß es schon im 1. Jahrhundert v. Chr. kaum noch von den Gelehrten verstanden wurde. An die altdeutschen Zauberformeln erinnern rhythmische Sprüche gegen Unheil aller Art, z. B. der gegen Verrenkungen: Hanat, hanat, hanat, ista, sista, pista! Damia bodanna ustra!

Betrachtet der Römer im übrigen die Natur vorzugsweise mit nüchternem Auge auf Schaden und Nutzen, so raunt doch auch ihm der Wald seine Zauberstimmen, die er sich wie der Germane unter dem Schicksalsbaum und wie der Grieche unter den heiligen Eichen Dodonas als Götterworte zu deuten versuchte. Diese Stimmen des rauschenden Laubes verstand die Quellnymphe Carmenta, sie verstanden die Camönen (Casmenae), Nymphen, die in einem Haine vor dem capenischen Thore wohnten, sie verstand auch mancher kundige Mann (vates) und wußte sie in rhythmischen Weisen zu enträtseln (carmina = casmina).

Anfänge epischer Dichtung.

Einen Anlaß zu einfachster epischer Dichtung gab die Sitte, im Hause des Verstorbenen durch eine Vorsängerin der Klageweiber eine rhythmische Totenklage (naenia) vortragen zu lassen, die doch wohl auch der Thaten des Toten gedachte. Wichtiger noch war die Sitte, die Thaten der Vorfahren in Lieder zu bringen, die bei den festlicheren Mahlzeiten gesungen wurden. Diese Lieder sind dann wohl in die Familienchroniken übergegangen und haben da ganz besonders mit zur Ausschmückung und Verfälschung der älteren römischen Geschichte beigetragen. Indes ist es für die geringere Anlage der Römer zur epischen Dichtung bezeichnend, daß sich ein größeres Heldengedicht, das der griechischen „Ilias" und „Odyssee" oder dem deutschen „Nibelungenliede" vergleichbar wäre, nicht entwickelt oder doch wenigstens nicht erhalten hat. Die beliebteste Form der gebundenen Rede war in Rom der kunstlose Vers von sechs Hebungen, der in eine jambische und eine trochäische Hälfte zerfiel. Als Beispiel kann die Inschrift des Scipionensarkophags gelten (s. S. 413). Man nannte diesen Vers später wegen seines Alters, vielleicht mit Beziehung auf das goldene Zeitalter, in dem Saturnus die Welt regierte, den Saturnier.

Anfänge dramatischer Dichtung.

Reichen Anlaß zu Tanz und Gesang boten die ländlichen Feste, namentlich das Fest der Weinernte. Da zogen die Landleute in allerlei Vermummungen in die Stadt und führten kleine dramatische Maskenscherze auf; die dabei wechselweise improvisierten Verse neckischen und spöttischen Inhalts hießen fescenninische Verse. Bei andern Gelegenheiten trieben Hirten, das Bocksfell um die Schultern, daher auch „Böcke" (saturi) genannt, allerhand Kurzweil, wozu „Schnadahüpfeln" gesungen oder gesprochen wurden (saturae). In diesen Scherzen der römischen Bauern und Hirten war eine Vorstufe zur dramatischen Poesie gegeben, zumal der Italiker von Haus aus zu spöttischem Redewechsel und komischem Gebärdenspiel hervorragend beanlagt war. Eine böse Seuche gab im Jahre 364 v. Chr. den Anlaß zu einem Fortschritt auf diesem Gebiete. Es wurde nämlich bei den großen Spielen (ludi Romani) auf der Rennbahn von Staats wegen ein Brettergerüst aufgeschlagen, auf dem etruskische Schauspieler den Zorn der Götter durch Festspiele mit Flötenbegleitung sänftigen sollten. Diese schlichte Bühne gehörte dann zu den stehenden Einrichtungen der römischen Spiele und gab auch freigeborenen Römern Gelegenheit, ihre fescenninischen Maskeraden unter Musikbegleitung vor einem größeren Publikum zu spielen. Daraus folgte nun eine sorgfältigere Vorbereitung dieser Aufführungen, namentlich traten vorher gedichtete Verse an Stelle der improvisierten und somit trat die ganze Produktion dem Begriffe der dramatischen Kunst um einen großen Schritt näher. Die Mitwirkung bei diesen Maskenpossen galt auch dem ehrbaren freien Jünglinge als eine Art der Religionsübung für erlaubt, dagegen waren von vornherein die

bezahlten Schauspieler oder Bänkelsänger (grassatores), die von Stadt zu Stadt zogen und ihre Lieder mit Flötenbegleitung vortrugen, in Bann und Acht. Derartiges Gebaren wie überhaupt Tanz und Ausgelassenheit außerhalb der hierzu bestimmten religiösen Festtage galten als unvereinbar mit der sittlichen Würde (gravitas) römischer Lebensführung.

Didaktische Poesie.

Diese „gravitas" hat auch auf die poetischen Leistungen der Römer bestimmend eingewirkt; es ist bezeichnend, daß außer religiösen Litaneien und Grabschriften die ältesten uns erhaltenen Fragmente von Dichtungen aus dem Gebiete der Lehr- und Spruchdichtung entstammen. Wir wissen von einer in Saturniern abgefaßten Sammlung von Bauernregeln eines Landmannes an seinen Sohn, ferner von einem „Spruchbuche" (sententiae), durch das der schon oft erwähnte Appius Claudius seinem Sohne die Früchte aller römischen Lebenserfahrung samt den Blüten der pythagoreischen Weisheit Unteritaliens zugänglich machte. Derselbe große Staatsmann soll auch die Rede, durch die er die Senatoren zum Ausharren gegen Pyrrhus entflammte, herausgegeben haben.

Das Märchen.

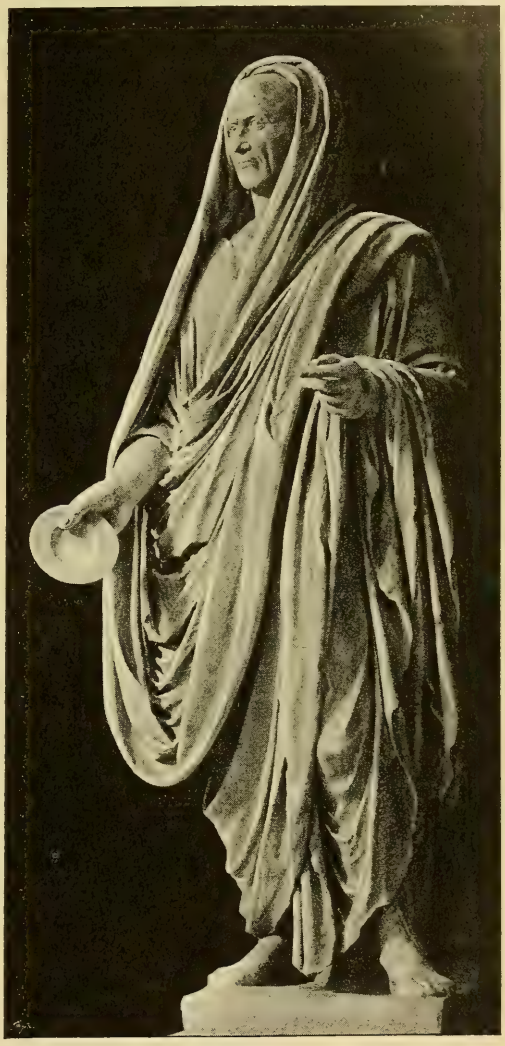
Endlich gedenken wir noch einer still und verborgen blühenden Tochter der reichen Mutter Poesie, deren liebliche Züge auch den harten Römer erquickt haben: des Märchens. Das Märchen ist „heimatlos; wie vom Winde getrieben fliegt sein Same von Land zu Land. Es schafft sich, entbunden von der Rücksicht auf alles Wirkliche, in absichtslosem Spiele mit kindlichem Optimismus eine bessere Welt oder wenigstens eine andre. Und wenn sonst das Wissen und der Glaube, der Wille und die That die „Gewaltigen" sind, so regieren das Märchen mühelos der Wunsch und sein Bruder der Traum. An solchen Gebilden gehen ernsthafte Männer vorüber, ohne auf sie zu achten; Frauen, Kinder, die „Armen im Geiste" sind es, welche sich ihrer freuen und die unscheinbaren Pflänzlinge in der Stille pflegen und großziehen." So auch in Rom. Mancher Märchenstoff mag aus Unteritalien und Sizilien, also von Griechen, nach Latium herübergeflattert sein; daß er aber in Latium unter dem Volke wirklich lebte, zeigt die barbarische Umprägung der Namen wie Persephone in Prosepna (Proserpina), Bellerophontes in Melesparta, Kyklops in Cocles, Ganymedes in Calamitus u. s. w. Als nationale Märchengestalten erscheinen die gütigen Feen der römischen Kinderstube (s. S. 409); aber auch vom „Schlaraffenlande", vom „Heckpfennig", vom „Verwunschenen Prinzen" fabelte man im römischen Bauernhause und getröstete sich gegenüber der harten Not des Lebens mit jenem mühelosen Freudendasein in der „Welt nach Wunsch".

Religion, Sitte und Weltanschauung.

Religiosität

Die Römer in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts v. Chr. waren trotz ihrer steigenden Macht noch immer ein frommes Volk und sie blieben es, solange sie an ihrer nationalen Eigenart festhielten. In der Frömmigkeit suchten später die Vaterlandsfreunde mit Recht eine der Hauptstärken des römischen Nationalcharakters. Cicero sagt darüber: „Mag uns die Eigenliebe noch so sehr blenden, soviel müssen wir doch zugeben, daß die Spanier an Volkszahl, an Körperkraft die Gallier, die Punier in der Schlauheit, in den Künsten und Wissenschaften die Griechen, im Verständnis für die Natur unsrer Heimat und für unsre nationale Eigenart die italischen Stämme, besonders die Latiner, stärker gewesen sind als wir, aber in Frömmigkeit und Religiosität sowie in der Erkenntnis der Wahrheit, daß durch der Götter Willen alles gelenkt und regiert wird, haben wir alle Völker übertroffen." Noch immer begleiteten den Römer von der Wiege bis zur Bahre seine aus den Vorgängen des privaten und des öffentlichen Lebens abstrahierten Götter, die er sich zwar nicht sinnlich vorstellte, mit denen er sich aber in festen

Vertragsverhältnissen wähnte. Die moralische Kraft dem Bösen gegenüber, die in diesen Vertragsverhältnissen liegt, darf man nicht unterschätzen. Sie entbehrten in ihrer weiteren Ausbildung sogar eines Schimmers von Gemütsteilnahme nicht ganz. Oder sollten die Herzen römischer Eltern ganz unbewegt geblieben sein, wenn Levana, „die Heberin", den Vater veranlaßte, das neugeborene Kind vom Boden aufzunehmen und dadurch als das seine anzuerkennen? Oder wenn die römische Mutter ihrem Kinde raunte von Vagitanus, „dem Schreier", der des Kindes ersten Laut überbrachte, und von Cunina, „der Wiegegöttin", die das Kind in seiner Ruhestatt beschirmte, oder von der beim Stillen helfenden Rumina? Und wenn Nundina am neunten Tage gebot, das Kind zu taufen, und wenn Edusa und Potina dem Kinde Speise und Trank bekömmlich machten, Ossipaga seine Knochen fest fügte und Fabulinus die Sprache verlieh, erinnern diese Fabeleien nicht an die Erzählungen der deutschen Mutter von den guten Schutzengeln mit schneeweißen Flügeln und von der Frau Holle und den gütigen Feen, die dem Kinde ihre Gaben verleihen? Gewiß war der Sinn der Römer auch den Göttern gegenüber nüchterner und praktischer, als der der Germanen, aber eine Volksseele, die überhaupt Wesen und Gedeihen des Kindes so genau in allen einzelnen Stadien beachtet und mit frommen Wünschen begleitet, ist auch nicht ganz leer an Poesie.



215. Opfernder Römer.

Marmorstatue, früher in Venedig, jetzt im Vatikan zu Rom.

Die Toga ist, wie beim Gebete, so auch hier beim Opfern über das Haupt gezogen, um die „innere Sammlung und Abgezogenheit vom Irdischen" anzudeuten. In der Rechten die Schale (patera).

War der junge Römer der unmittelbaren Pflege der Mutter entwachsen, so begann eine **Erziehung** durch und durch praktischer Art, die kein andres Ziel ins Auge faßte, als daß der Knabe dereinst ein tüchtiger Landwirt, ein kräftiger Soldat und ein getreuer Bürger sein sollte; alle andern Eigenschaften mußten sich aus diesen selbst ergeben. Unterrichtsfächer waren Lesen, Schreiben und Rechnen; dabei wurde das Zwölftafelgesetz als eine Art bürgerlicher Katechismus auswendig gelernt. Diesen Unterricht erteilte entweder der Vater selbst oder einer der Sklaven oder Freigelassenen des Hauses. Es gab aber bereits auch Privatlehrer, die außerhalb des Hauses gegen Geld Schule hielten („Schreibmeister", litteratores). Sollte der Knabe Griechisch lernen, so

Erziehung.

geschah das bei dem Grammatiker (grammaticus). Viel Sorgfalt wurde von manchem Vater auf die Erziehung der Kinder zu guten Sitten, namentlich zur Bescheidenheit, zur Ehrfurcht gegen Ältere und zur Keuschheit verwandt. Ein großer Teil des Tages war leiblichen Übungen gewidmet: namentlich pflegte man Laufen und Springen, Diskus- und Speerwerfen, Ring- und Faustkampf, Reiten auf ungesatteltem Pferde und Schwimmen. Zur Erholung diente das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen, an dem sich auch ältere Leute eifrig beteiligten, um geschmeidig zu bleiben. Hatte der Knabe die Elemente hinter sich, so lernte er das übrige, was er dereinst als Hauswirt, als Feldherr, als Staatsmann können und wissen mußte, mehr durch praktische Teilnahme an den Geschäften des Vaters und Großvaters, als durch theoretische Unterweisung. Cicero sagt in seinem Werke über den Staat: „In alter Zeit genügte die von den Vätern ererbte Sitte, um treffliche Männer hervorzubringen", und Cato stellte den Satz auf, daß der gute Mann des Wortes mächtig ist auch ohne rhetorischen Unterricht. Die genauere Kenntnis der Gesetze erwarb sich der Jüngling nicht aus Lehrbüchern — obwohl im Jahre 300 v. Chr. Gnäus Flavius, der Schreiber des Appius Claudius, wenigstens die verschiedenen Formeln der Klaganbringung veröffentlicht hatte — sondern indem er jahrelang zu den Füßen ergrauter Pontifices oder Augurn saß; denn im Schoße dieser Priesterkollegien erbte die Rechtskenntnis durch Überlieferung von Generation zu Generation fort. War ein junger Römer 16 Jahre alt geworden, so legte er die bis dahin getragene purpurgesäumte Toga (toga praetexta) ab und erhielt die gewöhnliche Toga (toga virilis, d. i. die „männliche") zum Zeichen, daß er unter die Erwachsenen zu zählen sei. Dies geschah mit einer Feierlichkeit, die etwa unsrer Konfirmation entsprach.

Tracht. Als Unterkleid trugen die Römer die Tunika, ein ärmelloses oder kurzärmeliges Hemd, das bei der Jagd und bei der Arbeit unter der Brust gegürtet wurde. Über der Tunika trug der freie Römer in der Regel die Toga, das offizielle, auch durch das Gesetz verlangte Bürgerkleid. Sie war aus Wolle gewebt und von weißer Farbe. Über die Form der Toga und über das Verfahren, mit dem man sie anlegte, herrscht noch Streit unter den Gelehrten. Vielleicht hatte sie „die Gestalt eines durch einen schräg laufenden Querschnitt am oberen Ende abgekappten Lampenschirmes", an dessen parabolischen Ausschnitt ein Stück Zeug angenäht war, um einen vom rechten Arm zum rechten Knie herabfallenden Bausch (sinus) hervorzubringen. Wenn sich ein Bürger um ein Amt bewarb, so kleidete er sich in eine besonders weiße Toga (toga candida, daher der Ausdruck candidatus für den Bewerber). Die purpurbesetzte Toga trugen außer den freigeborenen Knaben auch die höheren Beamten vom Ädilen aufwärts. Eine ganz purpurne Toga mit reicher Goldstickerei, wie sie wohl ehedem zur Tracht der Könige gehört hatte, trug der siegreiche Feldherr beim Triumph. — Der ins Feld rückende Bürger vertauschte die Toga mit dem kürzeren, auf der linken Schulter mit einer Spange befestigten, mehrfach gegürteten Kriegsmantel (sagum; der etwas längere purpurbesetzte Feldherrnmantel hieß paludamentum), der auch in Rom selbst angelegt wurde, wenn die Stadt von äußeren Feinden bedrängt war. Als Schutz gegen die Unbilden der Witterung und auf Reisen trugen die Römer den mantelartigen, mit Kapuze versehenen, aus starkem Wollstoff oder Leder gefertigten „punischen Überwurf" (paenula).

Bei den Römerinnen vertrat die Busenbinde (fascia) die Stelle des modernen Korsetts; übrigens trugen sie wie die Männer eine Tunika und darüber die Stola, das eigentliche Frauenkleid. Die Stola glich einer bis über die Knöchel herabfallenden Tunika, die unter der Brust gegürtet war. Darüber trug man auf der Straße oder in vornehmerer Toilette noch die rechteckige, um den Körper in kunstvolle Falten geschmiegte Palla, die sich bei schlechtem Wetter über den Kopf ziehen ließ. — Der Kopf war meist unbedeckt. An den Füßen trug man im Hause Sandalen (soleae), auf der Straße den festen Schuh (calceus). Patrizier, Senatoren, Beamte unterschieden sich durch höhere oder verzierte Schuhe mehrfach von den gewöhnlichen Bürgern.

Ämterlaufbahn. Vom 17. Jahre an war der Römer kriegsdienstpflichtig, und erst wer für das Vaterland im Felde gestanden hatte, konnte daran denken, sich um Staatsämter zu bewerben. Sie brachten, da sie sämtlich ohne Besoldung waren, keine Schätze, aber eine reiche politische und kriegsmännische Erfahrung, vor allem aber Ehre und Standeserhöhung. Das höchste Ziel des Ehrgeizes, das dem Römer vorschweben konnte, war der Triumph. An der Spitze des siegreichen Bürgerheeres, in dem von weißen

216. **Römisches Staatsopfer (Suovetaurilia). Relief, früher in der Markusbibliothek in Venedig, jetzt im Louvre zu Paris.**

Die Suovetaurilien, das große römische Staatsopfer, nach altitalischem Brauche aus drei männlichen Tieren: Schwein, Schafbock und Stier bestehend, wurde „nach der Anordnung des Königs Servius Tullius“ alle fünf Jahre am Schlusse eines Lustrums nach der Volkszählung zur allgemeinen feierlichen Versöhnung des Volkes („lustratio“) dargebracht; in gleicher Art opferte man dem Mars als Beschützer der Herden bei den Flurumgängen, ferner auch bei der Stadtweihe, späterhin auch bei sonstigen besonderen Veranlassungen, z. B. bei Triumphen, bei der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau des Kapitols (durch Vespasian) im Jahre 70 n. Chr., bei der Überschreitung des Euphrat durch Trajan u. a. Von den erhaltenen bildlichen Darstellungen dieser Szene ist wohl die schönste das hier abgebildete 2 m lange Relief aus pentelischem Marmor, das vermutlich ein Opfer für die Laren des Augustus veranschaulicht. Rechts sieht man zwei Lorbeerbäume und zwei bekränzte Altäre mit Früchten. Vor dem einen steht der Opfernde, die Toga über das Haupt gezogen. In der Linken hält er eine Schriftrolle mit Gebeten, mit der Rechten streut er Weihrauch aus einem Kästchen, das ein Diener hält; hinter ihm steht ein andrer Diener mit der Opferkanne. Es folgen die Begleiter, darunter der Opferschlächter mit dem Beil, sämtlich bekränzt mit Lorbeer, und neben ihnen die drei Tiere. Diese erscheinen in der im Namen des Opfers angedeuteten Ordnung: voran das Schwein, dann das Schaf, endlich der Stier, der letztere mit einer gestickten Binde um den Leib. Nach Bouillon, „Musée“.

Rossen gezogenen Wagen, vor sich und hinter sich den Zug der gefangenen Feinde und die Beutewagen, in die Stadt einzuziehen und dann durch die jauchzende Menge die heilige Straße entlang über das Forum hinauf auf das Kapitol zu fahren, um dem Jupiter Optimus Maximus im Namen des ganzen Volkes das stolze Dankopfer darzubringen, danach seinen Namen in den ehernen Triumphalfasten zu wissen für alle Ewigkeit, das war der kühnste Traum, der den vornehmen Römer auf dem Lebenswege umgaukelte und auch manchen niedriger Geborenen zu ungeheuren Anstrengungen vorwärtstrieb: in dem Triumphe verkörperte sich am stärksten der nationalrömische Waffen- und Familienstolz. Aber durch dieses stolze Streben geht auch wieder ein

217. Sarkophag des L. Cornelius Scipio Barbatus. Jetzt im Vatikan zu Rom.

Im Jahre 1780 im Familiengrabe der Scipionen an der Via Appia gefunden: Das älteste und zugleich schönste und bedeutendste Beispiel von römischen Sarkophagen aus der republikanischen Zeit. Etwa aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. stammend.

demokratischer Zug. Wer heute als Triumphator sich den Göttern nahe gefühlt hatte, der war morgen wieder ein gewöhnlicher Bürger, der Konsul und Diktator baute nach Ablauf seiner Amtszeit wieder seinen Acker. Und daß dies so war, wurde damals noch nicht als eine Einengung der Persönlichkeit empfunden, sondern alle wollten nur groß und tüchtig sein für den Staat und durch den Staat. Das Ideal der echt republikanischen Denkweise war noch nicht von übertriebener Selbstsucht und Selbstherrlichkeit angekränkelt.

Haus und Familie.

Überdies gab es einen Ort, wo der Herrschergeist seine gesetzliche Befriedigung fand, das war das Haus. In seinem Hause war der Hausherr unantastbar, auch von der Staatsgewalt; gegen alle Insassen, auch gegen Frau und erwachsene Kinder, galt unbedingt sein Wille. Auf der festen Ordnung des Hauses beruhte in erster Linie der Fortbestand von Zucht und Sitte im Staate. Als das Ideal eines solchen Hausvaters alter Zeit erschien den Späteren der oft genannte Appius Claudius: „Vier erwachsene

Söhne, fünf Töchter, einen großen Gesindestand, eine ausgebreitete Klientel regierte Appius, als er schon ein Greis war und noch dazu blind. Sein Geist lauschte gespannt auf alles wie ein Bogen und unterlag nicht der Schlaffheit des Alters. Nicht nur Ansehen genoß er bei den Seinen, sondern er war ihr unumschränkter Gebieter; ihn fürchteten die Sklaven, ihn verehrten die Kinder, alle hatten ihn lieb. In seinem Hause war die alte Sittenstrenge und Zucht lebendig."

War ein solcher Mann nach einem Leben voll Arbeit und Ehre gestorben, so wartete seiner ein **Leichenbegängnis**, das seinen Leib entweder den Flammen des Scheiterhaufens übergab oder in einem Sarkophage zur Mutter Erde bettete. Dabei wurden nicht nur alle Thaten des Verstorbenen mittels der auf dem Forum gehaltenen Leichenrede (laudatio funebris) und mittels bildlicher und mimischer Darstellungen aller Art gewissermaßen wieder lebendig, sondern auch die ganze Reihe seiner Ahnen, deren sorgfältig bewahrte Wachsmasken bei dieser Gelegenheit von Schauspielern oder Dienern in entsprechender Gewandung der Bahre vorangetragen wurden, geleiteten gewissermaßen den Toten zur Grabesruhe. Aber auch in solchen Schaustellungen wie in der Ausstattung der Gräber und Sarkophage, die später mit immer größerem Aufwande betrieben wurden, hielt man in dieser Zeit Maß. Leichenbegängnis.

Ein klassisches Zeugnis dafür ist der 1780 gefundene **Sarkophag** des Lucius Cornelius **Scipio Barbatus**, der im Jahre 298 v. Chr. Konsul war und auch bei Sentinum (295) mitgefochten hatte. Dieser Sarkophag, aus graugrünem Peperin gemeißelt und trefflich erhalten, ist in der Form dem Altar nachgebildet, zeigt eine einfache, edle Ornamentierung und trägt folgende in Saturniern abgefaßte Inschrift, die als ältestes lateinisches Sprachdenkmal ehrwürdig und auch durch ihren schlichten Inhalt für das ganze Zeitalter charakteristisch ist:

Cornélius Lucíus — Scípió Barbátus,
Gnaivód patré prognátus — fórtis vír sapiénsque,
Quoiús formá virtútei — párisumá fúit,
Consól censór aidílis — quei fuít apúd vos,
Taurásiá Cisaúna — Sámnió cépit,
Subigít omné Loucánam — ópsidésque abdoúcit.

˘ – ˘ – ˘ – ˘ ‖ – ˘ – ˘ – ˘

Cornelius Lucius — Scipio Barbatus
Des Vaters Gnävus Sohn, ein — Mann so klug wie tapfer,
Des Wohlgestalt war seiner — Tugend angemessen,
Der Konsul, Zensor war bei — euch wie auch Ädilis,
Taurasia, Cisauna — nahm er ein in Samnium,
Bezwingt Lukanien ganz und — führet weg die Geiseln.

So stand denn am Ausgange des Zeitalters der Eroberung Italiens das Römertum in seiner vollsten Kraft, bereit, mit immer größeren Thaten bis zur Herrschaft über den Erdkreis fortzuschreiten. Und doch waren in den stolzen, starken Bau bereits die Keile eingetrieben, die ihn dereinst zersprengen mußten. Das waren die zu Rom aufgenommenen **griechischen Götterkulte**, die die Römer arglos und voll Ehrfurcht auch vor fremden Göttern ihren alten Staatsgottheiten zugesellt hatten. Der erste Kultus dieser Art war der der Dioskuren **Castor** und **Pollux**, deren Tempel der Überlieferung nach im Jahre 485 v. Chr. geweiht war; im Jahre 431 entstand auch dem delphischen **Apollon**, mit dem der römische Staat schon seit längerer Zeit Beziehungen unterhalten hatte, ein Tempel, 295 hielt die griechische **Aphrodite**, deren Gestalt dann mit der altrömischen Gartengöttin Venus verschmolz, ihren Einzug in Rom, und 291 erhielt die aus Epidaurus im Peloponnes herbeigeholte heilige Schlange des **Äsculapius**, des Gottes der Heilkunst, als dessen Sinnbild ihr geweihtes Haus auf der stillen Tiberinsel. Man ahnte nicht, daß mit jeder solchen fremden Gottheit auch ein fremder Geist in die Tiberstadt einzog und hier in zunächst unmerklichem, aber unausgesetztem Wirken des Volkes Wesen allmählich veränderte Griechische Kulte; Ausblick.

218. Äskulaps Einzug in Rom.
Darstellung auf dem Bronzemedaillon des Commodus.

und an den Grundlagen seiner Größe zehrte, indem er schlimmeren Gottheiten und schließlich dem ganzen orientalischen Sinnentaumel den Platz bereitete. Noch weniger vermochte man zu ahnen, daß dereinst nach jahrhundertelanger Verwüstung und Verirrung auf dem Gebiete der Sitte und der Religion die unscheinbare Gestalt des Gekreuzigten auch von Asien her still und geräuschlos in Rom einziehen würde, um die letzten gesunden Reste römischen Wesens im milden Glanze der Dornenkrone zu höherer Menschlichkeit zu verklären.

Doch das lag in weiter, weiter Ferne. Noch stand der Altar Jupiters auf dem Kapitol, in dem sich dem Römer sein Staat und sein Volk verkörperten, fest und unerschütterlich, und wenn der Augur, der um Mitternacht schweigend zum Kapitol hinaufstieg, um mit dem Krummstab das Himmelstemplum für seine Auspizien abzugrenzen, wirklich ein sehender war, so mußte er das blutige Morgenrot neuer großartiger Kämpfe um das Zepter der Welt gewahren.

Roms Aufsteigen zur Weltherrschaft (264—133 v. Chr.).

Karthago.

Die Landschaft.

In schroffem Gegensatze zur Natur des übrigen Erdteils Afrika steht die nach Europa zugewendete Nordwestküste dieses ungeheuren Kontinents. Eine reichere Küstengliederung verbunden mit ausgeprägtem Wechsel zwischen Gebirg und Ebene, zahlreiche wasserreiche Flüsse und dazu Verhältnisse des Klimas, der Vegetation und der Fauna, die den südeuropäischen, speziell den sizilischen und südspanischen, näher stehen als denen des afrikanischen Binnenlandes, haben hier Landschaften hervorgebracht, die in gewissem Sinne noch im stande waren, an den Segnungen der europäischen Kultur, an ihrer sanfteren Sitte und freieren staatlichen Entwickelung teilzunehmen, zumal das verbindende Meer wie von selbst zwischen Sizilien und Tunesien, zwischen Spanien und Mauretanien die Brücken schlug. Die hier seßhafte Urbevölkerung bestand aus Libyern, als deren Zweige wiederum Numidier, Mauretanier und Gätuler erscheinen; diese Urbevölkerung ist trotz phönikischer, römischer, germanischer Einwanderung bis auf den heutigen Tag nachweisbar in den sogenannten Berbern vorhanden. Sie lebten je nach der Beschaffenheit ihres Gebietes als Landbauern, umherstreifende Hirten (Numidier = Nomaden) oder als Gebirgsjäger, wie z. B. die wilden Gätuler in den Schluchten des Atlas. Innerhalb dieses großen Gebietes von den Säulen des Herkules bis zur Kleinen Syrte erscheint aber wieder der Golf von Tunis mit seinem Hinterlande am reichsten gesegnet zu sein. Der Bagradasfluß (phönikisch Makar, jetzt Medscherda genannt) durchzieht diese schönen Gefilde, deren unverwüstliche Fruchtbarkeit sogar einer länger als ein Jahrtausend geübten mohammedanischen Mißwirtschaft widerstanden hat, so daß noch heute diese Landstriche mit freundlichen Landhäusern, Weinbergen, Oliven- und Orangenhainen übersät erscheinen. Inmitten des tunesischen Meerbusens, unweit der Bagradasmündung, die im Altertum weit östlicher zu suchen war als jetzt, da, wo auch größere

219. Karthagische Münze (Elektron).
Auf der Vorderseite der Kopf der Demeter, auf der Kehrseite das Wappentier Karthagos, das Roß und ein Seetier. — Der Kultus der Demeter wurde in Karthago nach der Belagerung von Syrakus durch Himilko (396 v. Chr.) eingeführt und die angesehensten der dort ansässigen Hellenen mit den Priesterämtern bekleidet.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Schiffe trefflichen Ankergrund finden und gutes Quellwasser in Menge zu haben ist, auf einer ostwärts ins Meer hinausgeschobenen Landzunge lag die Nebenbuhlerin Roms, Karthago.

Die Gründung Karthagos.

Bis in das Dunkel der vorrömischen Zeit geht der Ursprung dieser Stadt zurück. Lange vor den Griechen hatten die Phöniker Handel und Seeraub, Städtegründung und Städtezerstörung an den Küsten des Westmeeres betrieben. Tyrische Seefahrer hatten wohl vom westlichen Sizilien aus, wo später ihre Pflanzstadt Lilybäum, d. h. „die nach Libyen schauende Stadt", lag, den Golf von Tunis entdeckt und dort außer andern Ortschaften, wie z. B. Utica an der Nordwestseite des Golfes, auch im Innern des Meerbusens eine Stadt gegründet, die als der natürliche Handelsplatz einer überaus fruchtbaren Hügellandschaft mit ackerbautreibender Bevölkerung eine reiche und schnelle Entwickelung versprach und den Namen Kartchadâscht d. h. „Neustadt" (griechisch Καρχηδών, römisch Carthago) erhielt. Wann und unter welchen Umständen diese Gründung erfolgte, wissen wir nicht; was darüber an Geschichten umläuft, gehört ins Gebiet der Fabel. Die Hauptperson der Gründungssage aber, die tyrische Königstochter Dido oder Elissa, ist ursprünglich eine phönikische Göttin gewesen. So viel indes scheint sicher zu sein, daß Karthago älter war als Rom, älter auch als das stärkere Hervortreten griechischer Kolonisation im westlichen Mittelmeerbecken. Als nämlich hier griechische Auswanderer, z. B. Chalkidier, Messenier, Rhodier, Samier, Phokäer u. a. den phönikischen Handel und Plantagenbau zu beeinträchtigen begannen, war Karthago bereits soweit erstarkt, daß es die Führung über die andern phönikischen Pflanzstädte gegen die Griechen übernehmen konnte.

Die Gründungssage Karthagos

Die älteste und einfachste Form der karthagischen Gründungssage ging auf den Griechen Timaios von Tauromenion (auf Sizilien) zurück, der unter dem Eindrucke der erfolgreichen Ausbreitung der karthagischen Herrschaft auf Sizilien und wohl auch noch der ersten Jahre des ersten Punischen Krieges das Bedürfnis empfand, in seinem 262 v. Chr. abgeschlossenen Geschichtswerke auch über Karthagos Entstehung etwas vorzutragen. Er setzte die Gründung Karthagos ganz willkürlich etwa in dieselbe Zeit, in der Rom entstanden sei, und mengte in seiner Erzählung alte Schiffermythen mit selbst ersonnenen Fabeln unter allerlei rhetorischem Aufputz zusammen.

Er erzählt, Elissa sei die Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, die Gemahlin ihres Oheims Sicharbes gewesen. Lüstern nach den Schätzen des Sicharbes habe Pygmalion den Gemahl der Schwester umbringen lassen. Aber Elissa entfloh mit diesen Schätzen, von mehreren angesehenen Bürgern begleitet, und langte nach manchem Abenteuer in Libyen an, wo sie von den Einwohnern wegen ihrer langen Irrfahrten Dido genannt wurde. Von den Libyern, die sich der Gelegenheit, Tauschhandel mit den Phönikern zu treiben, freuten, kaufte sie soviel Landes, als man mit einer Rindshaut umspannen könne. Die Rindshaut aber wurde in schmale Riemen zerschnitten und so der Platz für die Anlage der Burg Byrsa gewonnen. Um die Burg herum entstand nun die Stadt Karthago, die für Grund und Boden den Eingeborenen einen Zins entrichten mußte. Bald aber warb um Elissa-Dido ein König der Libyer; ihre Weigerung, ihm ihre Hand zu reichen, führt zum Streite mit den Bürgern der Stadt, dem sie dadurch ein Ende machte, daß sie unter dem Vorwande, sie wolle zur Lösung ihres dem Sicharbes geschworenen Treueides ein Totenopfer darbringen, nahe ihrer Wohnung einen Scheiterhaufen errichten läßt und sich selbst in dessen Flammen stürzt. Solange Karthago stand, wurde sie als Göttin verehrt. Erst der römische Dichter Nävius (s. S. 553) hat mit dieser Sage die Äneassage verknüpft und den Flammentod der Dido durch die unglückliche Liebe zu dem sagenhaften Stammvater der Römer motiviert.

Karthago als Vorkämpferin der phönikischen Städte gegen die Griechen.

Die Phöniker waren, wo sie auch immer sich zeigten und ansiedelten, in erster Linie Kaufleute und Seefahrer, erst in zweiter Linie Krieger und Staatsmänner; die Behauptung eines freien Gemeinwesens trat für sie nach semitischer Weise oft zurück hinter der Rücksicht auf den ungestörten Fortgang des Handels und Erwerbes. Darum hatten sie dem Vordringen der Griechen im Ägäischen Meere, nach Cypern, nach Ägypten, endlich auch ihrem Vordringen nach Westen nur geringen Widerstand entgegengesetzt. Meist wichen sie einem ernsthaften Zusammenstoße durch Westwanderung aus, oder eine ursprünglich freie phönikische Gemeinde duckte wohl auch vor den griechischen Eroberern unter und begnügte sich bei der neuen Gemeindeordnung mit

der Stellung halbberechtigter Metöken. Als aber namentlich auf Sizilien, dem großartigen Sperrfort zwischen Ost- und Westmeer, ein Punkt nach dem andern verloren ging und von 735 v. Chr. an in rascher Folge die Griechenstädte Naxos, Syrakus, Megara, Leontini, Catana, Zankle, Rhegium, Mylä, im folgenden Jahrhundert aber Himera, Selinus, Agrigent entstanden waren, als bereits um 630 v. Chr. der erste griechische Kauffahrer durch die Säulen des Herkules bis zum „kostbarsten Kleinod" der Phöniker, nach der fruchtbaren Landschaft Tarteſſus an der Mündung des Guadalquivir (Bätis) gelangt war, da fingen die noch freien Phöniker des Westens, besorgt um ihren Handel und den Rest ihrer Unabhängigkeit, an, sich zu ermannen. In dieser Zeit muß Karthago bereits die mächtigste oder machtverheißendste unter ihren Städten gewesen sein; denn die noch freien phönikischen Gemeinden auf Sizilien, namentlich Motye, Panormus und Solus stellten sich unter Karthagos Schutz. Mit dieser Thatsache, die uns Thukydides bezeugt, beginnt überhaupt erst die beglaubigte Hälfte der karthagischen Geschichte. Dem Beispiele der phönikischen Städte in Sizilien folgten andre in Afrika, auf Sardinien, in Spanien. Das Verhältnis zwischen Karthago und seinen Schutzbefohlenen war zunächst das einer Bundesgenossenschaft, aus der sich indes mit Naturnotwendigkeit die Unterthanenschaft entwickelte.

220. Punische Stele von Lilybäum.

Oben drei Steinsäulen auf einer gemeinsamen Basis: offenbar ein religiöses Symbol, dessen Bedeutung nicht sicher ist (Tanit — Baal Hammon — Joel?): Die Dreizahl der Gottheit ist eine uralte Darstellung der Semiten. Darunter ein Mann, betend vor einem Feueraltar, hinter dem das Symbol des Gottes Tanit erscheint, mit dem Schlangenstab zur Rechten. Am Fuße eine phönikische Inschrift, die eine Widmung an Baal Hammon enthält.

Nach Revue arch.

Das karthagische Reich.

Die Stellung, die Karthago seitdem auf Sizilien mit der Front nach Südosten gegen die Griechen einnahm, war fest und gut gewählt. Den linken Flügel bildete das herrlich gelegene Panormus (Palermo, S. 427) mit dem wie ein Vorposten weiter nach Osten ausgerückten Solus, beide zugleich bestimmt, die Verbindung mit dem karthagischen Sardinien zu decken. Das Zentrum der karthagischen Stellung bildeten die eingeborenen Elymer mit ihren festen Städten Halicyä und Entella, Egesta und Eryx. Auf dem rechten Flügel lag das uralte Motye mit seinen turmhohen Häusern auf einer Insel der Bucht von Lilybäum. Mittels dieser Stellung, unterstützt durch das gleichfalls phönikische Malta, beherrschte seitdem Karthago den Zugang zum Westmeere, auf dem es, je weiter nach dem Atlantischen Ozean zu, desto unumstrittener sein Handelsmonopol ausübte; denn die Karthager behaupteten auch die Herrschaft an der spanischen Süd- und Ostküste; auf den Balearen, den Pityusen, und auf Corsica vermochten sie

wenigstens die griechische Kolonisation dadurch zu hemmen, daß sie mit den gleichfalls griechenfeindlichen Etruskern in Verbindung traten (s. S. 349). Nur den Griechen von Massilia (Marseille) und ihren Pflanzstädten wurde durch festen Vertrag ungehinderte Seefahrt im Golfe du Lion und Küstenschiffahrt bis zum Kap de la Nao (Dianium) im Busen von Valencia gestattet; wer aber von den Karthagern auf der Fahrt nach den Balearen oder nach Sardinien betroffen wurde, der wurde ohne Erbarmen samt seinem Fahrzeug in den Meeresgrund versenkt. Ähnliche Verträge regelten die Schiffahrt im Tyrrhenermeer mit den Etruskern und den Römern (s. S. 333).

Karthagische Handels- und Entdeckungsfahrten.

Das Handels- und Herrschaftsgebiet der Karthager ging aber weit über die Säulen des Herkules hinaus; das Mündungsland des Bätis, Tarteſſus, ist schon oben als phönikisches, nunmehr karthagisches Eigentum bezeichnet worden. Es ist uns aber auch durch eine griechische Überarbeitung einer karthagischen Weihinschrift Kunde erhalten von einer großartigen Expedition, die ein karthagischer Admiral Namens Hanno zwischen 480 und 450 v. Chr. an der Westküste Afrikas südwärts unternahm und auf der er bis zum Senegal vordrang. 30 000 Kolonisten, Männer und Frauen, die er auf 60 Fünfzigruderern mit sich führte, setzte er unterwegs an sieben Punkten aus, um neue Orte zu gründen und neue Handelsverbindungen zu knüpfen. Die entfernteste dieser Kolonien lag auf der Insel Cerne (unweit Rio d'Ouro). Den dort mit den Eingeborenen betriebenen Handel schildert uns Herodot folgendermaßen: „Hinter den Säulen des Herkules gibt es in Libyen eine Gegend, wo die Karthager, wenn sie angekommen sind, ihre Waren ausladen und der Reihe nach am Ufer auslegen. Darauf besteigen sie die Schiffe von neuem und lassen Rauch aufsteigen. Wenn diesen die Eingeborenen bemerken, kommen sie herzu, legen Gold neben die Waren und ziehen sich wieder zurück. Darauf kommen die Kaufleute wieder an den Stapelplatz und nehmen das Gold, wenn es ihnen genug zu sein scheint, und entfernen sich unter Zurücklassung der Waren, andernfalls aber lassen sie beides liegen. Dann kommen die Eingeborenen von neuem und legen Gold zu, bis es den Kaufleuten genug ist. Dabei läßt sich keine von beiden Parteien eine Unredlichkeit zu schulden kommen." Wahrscheinlich sind die Karthager bei späteren Expeditionen, von denen wir nichts wissen, viel weiter längs der Küste Afrikas vorgedrungen und haben Kenntnisse auch über das Innere dieses Erdteils besessen, die teils erst durch die Entdeckungsfahrten der Portugiesen im 15. Jahrhundert, teils erst durch die jüngsten Forschungsreisen wieder erworben worden sind.

Die karthagische Herrschaft in Afrika.

Hand in Hand mit diesen großartigen Leistungen der Karthager zur See und mit dem Aufblühen der Kolonien ging auch eine Befestigung ihrer Landmacht in Afrika. Waren sie wirklich, wie die Überlieferung meldet, zunächst den umwohnenden Berbern für Grund und Boden der Stadt zinsbar gewesen, so setzten sie spätestens im 5. Jahrhundert v. Chr. ihren bisherigen Grundherren den Fuß auf den Nacken und brachten die libyschen ackerbauenden Stämme bis zum Saume der Wüste und westwärts die Hirten bis tief nach Numidien hinein in eine straffe Unterthänigkeit. Karthager waren die Herren der großen Plantagen, die in meilenweitem Kreise die Hauptstadt umgaben, auf ihnen arbeiteten libysche Bauern als Hörige, oder wenn sie ihren Acker behielten, so mußten sie den vierten Teil aller Erträge an ihre karthagischen Grundherren abgeben. Und so wenig die Karthager selbst für die harte Arbeit mit Pflug, Egge und Karst geschaffen waren, so trefflich verstanden sie doch als Ordner und Leiter den Plantagenbau auszugestalten, so daß nachmals die römischen Großgrundbesitzer sogar ihre Fachlitteratur über diesen Gegenstand ins Lateinische übersetzen ließen. Außerdem mußten es sich die Libyer auch gefallen lassen, daß aus ihnen karthagische Landheere rekrutiert wurden.

Das karthagische Staatswesen.

An der Spitze des karthagischen Volkes standen zwei, wahrscheinlich alljährlich neugewählte Beamte, Schofetim, die von den Römern Suffeten, von den Griechen Könige genannt wurden. Doch wurden die Befugnisse dieser Schofetim im Laufe der Zeit immer mehr auf bloße Exekutive und Ehrenvorrechte beschränkt. Den Mittelpunkt staatlichen Lebens bildete der große Rat, eine aristokratische Körperschaft, in der die großen Firmen und Handelsgeschlechter der Stadt ihre Vertretung fanden. Außer dem großen Rat gab es aber auch den „Rat der 104" und den Senat im engeren Sinne, den „Ältestenausschuß", der 28 Mitglieder zählte. In welchem Verhältnisse der „Rat der 104" und der „Ältestenausschuß" zu einander und zum großen Rate gestanden haben, namentlich, ob diese kleineren Behörden selbständig gewählt waren oder Ausschüsse des großen Rates bildeten, vermögen wir nicht zu erkennen. Aber soviel ist klar, daß die Thätigkeit des großen Rates vor der dieser engeren Ausschüsse immer mehr zurücktrat und daß sich in der Schaffung dieser Behörden eine oligarchische Tendenz und dann ein in Handelsrepubliken typisches Mißtrauen gegen größere Körperschaften bekundet. Man darf wohl zur Erklärung dieser Erscheinungen an die Verfassung von Venedig erinnern, wo sich über dem großen Rate (consiglio grande) der Rat der Zehn (consiglio dei dieci) und über diesem wieder der Rat der Drei mit immer größerer Machtbefugnis aufbaute. Dem „Rat der 104" scheint in Karthago namentlich die Kontrolle über die ganze Staatsverwaltung und das Gerichtswesen, insbesondere das Urteil über die abgetretenen Beamten, dem engeren Senate dagegen die letzte Entscheidung in Fragen der großen Politik, über Krieg und Frieden, anvertraut gewesen zu sein. Die Volksmenge, aus Beamten und Arbeitern der großen Handelshäuser bestehend, war fast ohne Einfluß und Macht: sie wählte zwar die Beamten, aber unter dem Drucke der Gewohnheit, der noch dazu durch Geldspenden verstärkt wurde, immer aus dem Kreise und nach dem Willen der herrschenden Geldaristokratie. So war denn die karthagische Verfassung ihrem Wesen nach durchaus eine aristokratische und zwar eine solche, die zur Oligarchie der reichsten Kaufmannsfamilien (Plutokratie) hinneigte.

Aber die Karthager hatten in der klaren Einsicht, daß tüchtige Feldherren in ihrem im ganzen unkriegerischen Volke nicht auf der Straße zu finden seien und daß die glückliche Beendigung eines Krieges oft von der Fortdauer des Oberbefehls einer bestimmten Persönlichkeit abhänge, wenigstens auf militärischem Gebiete ein monarchisches Element bestehen lassen. Das Amt des Feldherrn war bei ihnen nicht auf bestimmte Zeit, sondern je nach Bedürfnis bis zur Beendigung einer bestimmten Aufgabe, unter Umständen faktisch auf Lebenszeit verliehen, und der Feldherr war in seinem Kriegslager ein so unumschränkter Gebieter, daß er von römischen Schriftstellern als Diktator aufgefaßt wurde. Nur zum Behufe des Abschlusses von Bündnissen und Verträgen waren ihm einige Mitglieder des Senats beigegeben, die als Vertreter der Zivilgewalt erschienen. Vor dieser gewaltigen Stellung des Feldherrn verblaßte vollends das Bild des ihm im Range wahrscheinlich übergeordneten Suffeten, sowie der Doge in den späteren Zeiten der venezianischen Republik vor dem Feldhauptmann (capitano di guerra) zurücktrat. Trotzdem ist fast nie von einem karthagischen Feldherrn der Versuch gemacht worden, sich zum Tyrannen der Stadt aufzuschwingen. Es fehlte eben dem obersten Militär bei der völlig durchgeführten Trennung zwischen Zivil- und Militärgewalt jeder Einfluß auf die politischen Vorgänge in der Heimat, und seine Stellung war eine so bedeutende, daß der Ehrgeiz in ihr volle Befriedigung fand. Die Bewegungsfreiheit, die die Karthager ihren Feldherren gestatteten, solange sie das Kriegsglück nicht verließ, führte, so oft ein tüchtiger Mann an der Spitze ihrer Kriegsmacht stand, zu einer Kraftentfaltung nach außen, die bei der Zersplitterung des karthagischen

Besitzes, bei der Ungleichmäßigkeit ihrer Unterthanen und ihrem eignen Fernbleiben vom Waffendienste in Erstaunen setzen muß. Diese Bewegungsfreiheit hat in erster Linie auch das Aufkommen und die volle Entfaltung von Helden wie Hamilkar Barkas und Hannibal ermöglicht.

Das Kriegswesen.

Die Stärke der Karthager im Kriegswesen beruhte auf der reichlichen Beschaffung und Bereithaltung aller zum Kriegführen notwendigen äußeren Mittel. Die Arsenale Karthagos waren voll von Kriegsgerät jeder Art, namentlich von Belagerungs- und Wurfmaschinen, unter der Burg und in den Kasematten der riesigen Stadtmauer waren Ställe für 300 Kriegselefanten, die karthagische Kriegsflotte, nur zur geringeren Zahl aus Dreideckern, in der Hauptsache aus großen Fünfdeckern bestehend, war jederzeit segelfertig und mit trefflich geschulten Rudersklaven ausgerüstet, kurz alles, was sich mit Geld beschaffen ließ, war im reichsten Maße vorhanden. Und doch gab es zwischen dem römischen Heere und dem punischen einen Unterschied, der weder durch Geld noch durch Geist wettzumachen war. Während in Italien Waffenrecht und Waffenpflicht einen der wichtigsten Bestandteile des Bürgerrechtes bildeten, blieb die Mehrzahl der Punier selbst dem Kriegsdienste fremd. Ihre Kriege wurden größtenteils mit fremden Söldnern geführt; zwar die Kerntruppen bestanden aus einheimischen libyschen Bauern und aus einheimischen libyschen Reitern, aber das waren keine Karthager, sondern nur Unterworfene. Echte Punier traf man im Heere nur als Offiziere. Nur in der äußersten Not, wenn der Feind schon an das Stadtthor pochte, griffen die Karthager selbst zu den Waffen und wehrten sich dann allerdings mit jener Wut der Verzweiflung, mit der die Juden Jerusalem verteidigten. Aber sobald es ging, scheuten sie als echte Semiten das wilde Getöse der Waffen und verdienten lieber das Geld, um Ersatzleute zu bezahlen. Es fehlt nicht an Lobrednern dieses Systems, die da meinen, das phönikische Blut sei zu kostbar für den Krieg gewesen, und die das Verfahren der Karthager mit dem Hinweise auf das moderne England entschuldigen. Aber zählte denn nicht das antike „London" noch bei der Eroberung durch Scipio (146 v. Chr.) 700 000 Köpfe? Man kann zugeben, daß für Kriege in entfernten Kolonialgebieten Söldnerheere mehr angebracht waren, als Bürgerheere. Aber die Entwöhnung vom regelrechten Kriegsdienste hatte nicht nur eine Verminderung der Wehrfähigkeit des ganzen Volkes zur Folge, sondern auch eine ganze Reihe schlimmer Fehler und schlimmer Gewohnheiten: Verweichlichung, Genußsucht, Zuchtlosigkeit und im Zusammenhang mit dem phönikischen Astarte- und Baaldienst eine mit Grausamkeit gemischte Sinnenlust. Auch war es im Altertum nicht wie in der Gegenwart möglich, auf die Dauer die Landung eines Feindes im Herzen des karthagischen Reiches, in Afrika selbst, zu verhindern. Rom hat die entsprechende Probe seiner Wehrhaftigkeit, gestützt auf sein Bürgerheer, bestanden, Karthago hat das ungeheure Spiel schließlich verloren und zwar um den kostbarsten Preis, den es einzusetzen hatte, um den Preis seiner Existenz.

Die Karthager in Sizilien

Mit dem Augenblicke, wo Karthago die Nordwestspitze von Sizilien zum festen Pfeiler seiner Seeherrschaft gemacht hatte, trat im Kampfe der Griechen gegen das phönikische Element auf der Insel zunächst ein Stillstand ein. Später aber verwandelten sich die Rollen, und Karthago ging aus seinem Festungsdreieck zum Angriff vor. Zunächst mit Unglück. Denn der große Heereszug, den ein Hamilkar, wohl auf Geheiß des Großkönigs Xerxes im Jahre 480 v. Chr. gegen die sizilischen Griechen unternahm, wurde am Tage von Salamis unter der Führung des Tyrannen Gelon von Syrakus und des Theron von Agrigent bei Himera zurückgeschlagen. Das ganze Heer der Karthager und ihre Flotte sollen dabei umgekommen sein. Indes tastete der Friede den sizilischen Besitz der Karthager nicht an, und auch die Niederlage ihrer

Bundesgenossen, der Etrusker, bei Cumä 474 v. Chr. scheint ihre Stellung nicht verschlechtert zu haben. Der Kampf zwischen Karthagern und Griechen auf Sizilien lebte erst wieder auf nach der unglücklichen Expedition der Athener gegen Syrakus (415/413). Stärkte der Ausgang dieses Unternehmens Syrakus derart, daß es seitdem als erste Seestadt der Griechen erscheint und die breite Osthälfte der Insel zu beherrschen beginnt, so weckte diese Veränderung anderseits auch die Thatkraft und das Begehren der Karthager, sich die Westhälfte in größerem Umfange als bisher zu sichern. Ein vorläufiges Abkommen zwischen den beiden rivalisierenden Mächten nach Magos Sieg bei Kronion (383 v. Chr.) setzte den Fluß Halykus als Grenzscheide fest. Danach aber suchten beide Parteien sich zu Herren der ganzen Insel zu machen. Mehrmals bereits waren die Karthager nahe daran gewesen, sie ihr Eigen nennen zu dürfen, nämlich zur Zeit des älteren Dionysius von Syrakus (394), das zweite Mal während der Herrschaft des Timoleon in Syrakus (344), einmal auch unter Agathokles (309) und zuletzt im Jahre 278, bevor Pyrrhus in Sizilien erschien. Fast ebenso oft aber hatte das Zünglein der Wage nach der andern Seite ausgeschlagen; hatte doch Pyrrhus einmal ganz Sizilien in seinem Besitz bis auf Lilybäum, an dessen Mauern und Felsen sich sein Ungestüm brach und gewissermaßen auch sein Glücksstern erlosch.

Nach Pyrrhus' Abzug indes schien sich das Schicksal der sizilischen Griechen, die in ewigem Zwist und fortschreitender Verweichlichung die Berechtigung zur staatlichen Selbständigkeit verloren hatten, erfüllen zu sollen. Wehrlos lag die Insel da, den Puniern zur Beute. Da flammte im letzten Augenblick noch ein Schimmer der Hoffnung auf: ein junger Offizier zu Syrakus, Hieron mit Namen, schwang sich zum Strategen und dann zum Stadtherrn auf und vermochte wenigstens einen Funken der alten Zucht wiederanzufachen, so daß sich die Stadt, dank ihrer Lage und Mauern, behauptete. Im Norden aber, wo der wichtige Brückenkopf der Meerenge nach Italien hinüberleitet, in Messana, hatte sich ein fremdes, wildes Staatswesen eingenistet, das der Mamertiner, einer sabellischen Söldnerschar, die im wilden Drange der Zeit ihre Soldherren erschlagen und danach Häuser und Höfe, Äcker und Gärten, Weiber und Kinder der Stadt unter sich ausgeteilt hatten. Aber es war nur eine Frage der Zeit, daß auch sie und Syrakus, das sie als Rächerin des vergossenen Griechenblutes befehdete, dem mächtigen und schlauen Punier unterliegen mußten, wenn nicht von auswärts Hilfe kam.

Der erste Punische Krieg.

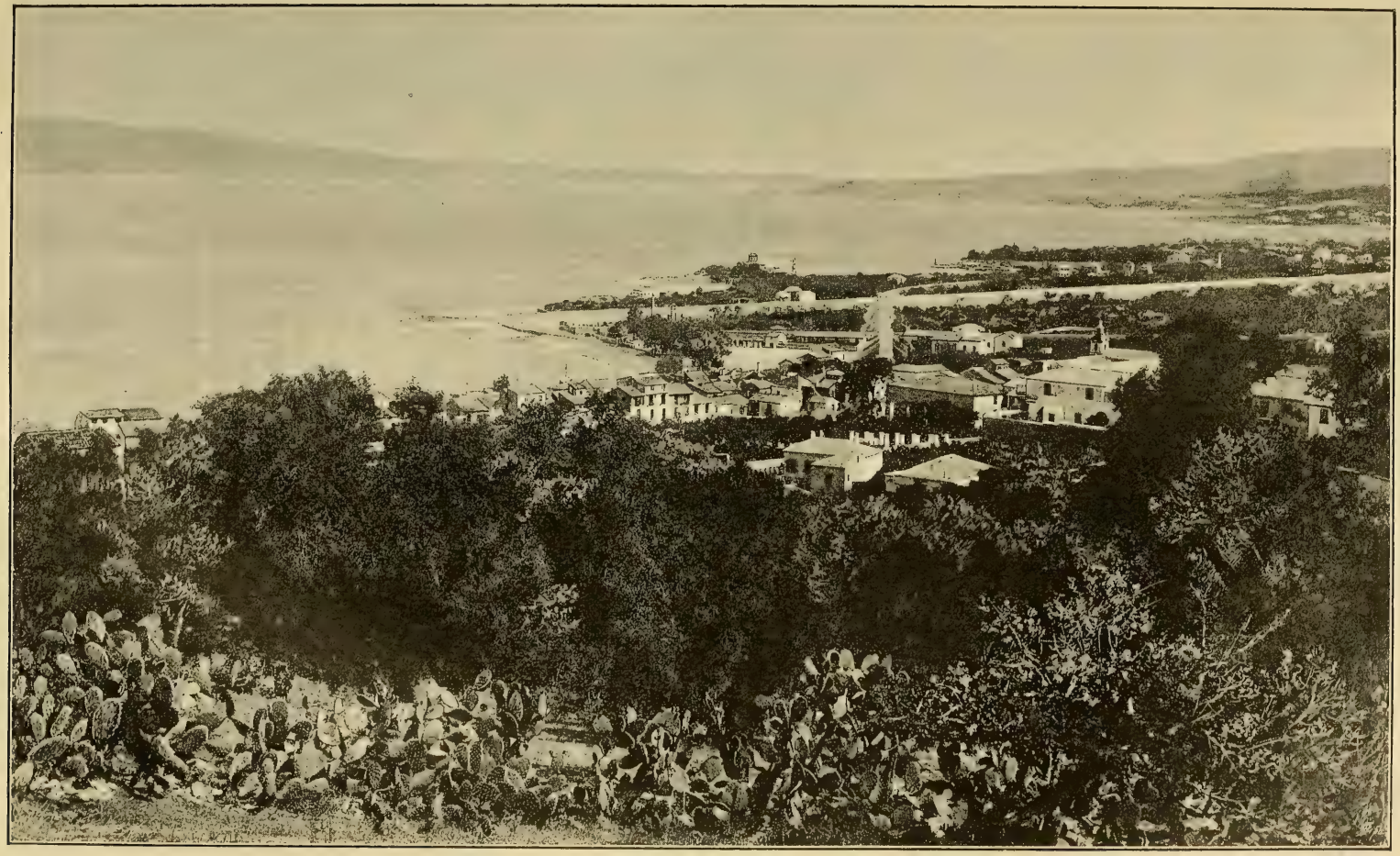
Rom und Karthago.

Wenden wir von den Wirren auf Sizilien, die die unmittelbare Ursache zum Ausbruche des Riesenkampfes zwischen Rom und Karthago werden sollten, noch einmal den Blick auf die älteren Beziehungen der beiden Staaten zu einander, die wir schon hier und da (S. 333 und 384) berührt haben, so finden wir eine naturgemäße, in den Verhältnissen begründete allmähliche Verschärfung der zwischen beiden Gemeinwesen bestehenden Gegensätze. Während im ersten Vertrage mit Rom (509 v. Chr.) die Karthager, damals noch lange nicht im unangefochtenen Besitz der Westsee, nur bescheidene Bedingungen stellten, indem sie nur die Fahrt über das schöne Vorgebirge hinaus nach Westen, also nach Tarsis in Spanien, verboten, dagegen den Handel in Sardinien und Libyen unter gewissen Bedingungen, auf Sizilien sogar ohne jede Beschränkung gestatteten, ist im zweiten Vertrage vom Jahre 348 v. Chr. die Bewegungsfreiheit der Römer viel mehr eingeschränkt worden. Als äußerste Grenze der westlichen Küstenfahrt von Italien aus durch den Löwengolf nach Spanien wird die karthagische Stadt

Mastia im Lande Tarsis, das heutige Carthagena, bestimmt, also etwa dieselbe Linie, die den Massalioten gezogen war; in Libyen aber und in Sardinien ist den Römern jeder Handel verboten. Dieselben Beschränkungen enthielt auch ein in Pyrrhus' Zeitalter geschlossener dritter Vertrag. Es war also die Absicht der Karthager, den Handel im Westmeere für sich zu monopolisieren. Rechnet man dazu die Versuche der Karthager, nach dem Abzug des Pyrrhus Tarent zu nehmen (s. S. 385), ferner ihr fortwährendes Lauern auf die schwache Stunde von Syrakus und Messana, so muß man sagen, daß die Römer bereits vor dem Punischen Kriege sich den Karthagern gegenüber im Zustande der Notwehr befanden. War erst Syrakus und Messana und damit ganz Sizilien mit der Meerenge, ferner Sardinien mit Corsica in den Händen der Karthager, so war nach dem Aufhören der etruskischen Seemacht Karthago unumstritten die Herrin des Tyrrhenermeeres. Karthagische Flotten konnten Ostia und die andern Hafenstädte des westlichen Italien blockieren, und sogar die Getreideversorgung der Hauptstadt konnte zum Teil vom guten Willen der Kaufleute und Kapitäne einer fremden Rasse abhängig werden. Es war also für die Römer meines Erachtens die Frage nicht so gestellt, ob sie einen Weltkrieg wollten oder nicht, sondern sie mußten unter allen Umständen für Messana und Syrakus kämpfen wie für ihre eigne Sache, wenn nicht Italien von einer semitischen Seemacht umklammert, der italischen Flotte und dem italischen Handel jede Bewegungsfreiheit genommen werden sollte.

Der Ausbruch des Krieges (264 v. Chr.).

Als die Mamertiner in Messana durch Hieron von Syrakus bedrängt wurden, bildeten sich unter ihnen zwei Parteien; die eine begehrte, das Schicksal der meuterischen Kampaner aus Rhegium vor Augen (s. S. 386), Hilfe von den Puniern, die andern von den stammverwandten Römern. Die Gesandten, die mit der Bitte um Hilfe aus Messana nach Rom kamen, erhielten aber nicht sofort Bescheid: denn es fiel dem Senate schwer, den Mördern der griechischen Einwohner Messanas die Hand zu reichen, nachdem wenige Jahre zuvor die Mörder der Rheginer, die allerdings auch den römischen Fahneneid gebrochen hatten, mit dem Beile hingerichtet worden waren. Aber die übrigen Gründe, die zum Kriege trieben, waren so zwingend, daß man schließlich mit Hilfe eines Volksbeschlusses über alle Bedenken hinwegkam und den Konsul Appius Claudius anwies, mit einem Heere die Meerenge zu überschreiten und Messana einzunehmen. Unterdessen aber waren die Karthager bereits in der Stadt erschienen und hatten die Burg besetzt. Da ward die karthagische Besatzung halb mit Gewalt, halb mit List von der mamertinischen nationalen Partei entfernt, wofür die Karthager den Befehlshaber Hanno, dem sie die Schuld an dem Verlust beimaßen, ans Kreuz schlugen, und Appius Claudius fuhr in Messana ein. Dieser führte den Krieg zunächst nur zu Lande und zwar mit einem Heere von nur zwei Legionen. Unter diesen Verhältnissen hatte sich Hieron von Syrakus zunächst mit den Karthagern verbündet. Er wurde aber von dem römischen Feldherrn bei Messana geschlagen (264 v. Chr.) und sogar in Syrakus, wenngleich vergeblich, belagert. Im folgenden Jahre (263) erschienen die Römer mit beiden Konsuln und vier Legionen im Felde. Diese stärkere Machtentfaltung vermochte manche Griechenstadt Siziliens, sich ihnen zu verbünden, vor allem aber schloß jetzt (263) Hieron mit ihnen Frieden und Freundschaft, wofür ihn die Römer als König von Syrakus und über die benachbarten Städte anerkannten. Mit Hilfe Hierons gelang es den Römern, im Jahre 262 das wichtige Agrigent zu erobern. Die Karthager aber rächten sich dafür durch Verheerung italischer Küstenplätze. Da erkannten die Römer, daß der Krieg ohne Kämpfe zur See nicht entschieden werden könne, und faßten den Plan, eine der karthagischen ebenbürtige Flotte zu erbauen.

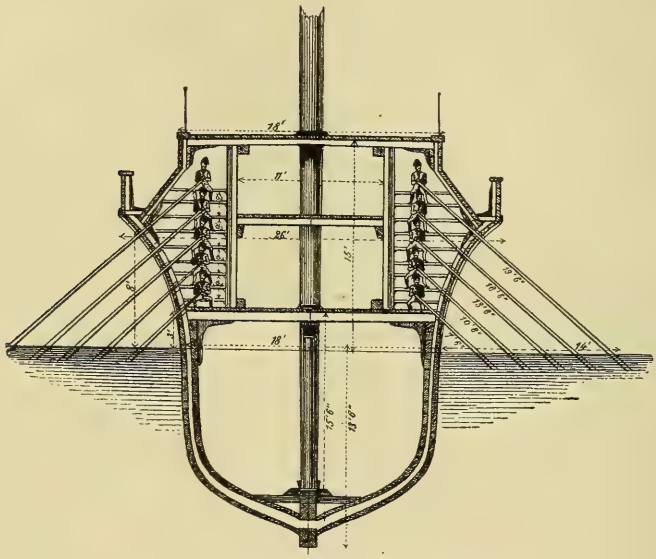


221. Reggio: Das alte Rhegium. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

222. Ansicht von Messina (Messana). Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Der römische Flottenbau; Sieg der Römer bei Mylä (260 v. Chr.).

Das Seewesen war bisher völlig den Bundesgenossen überlassen gewesen. Die Römer selbst besaßen damals weder seemännische Erfahrung, noch Neigung zum Seemannsberuf. In älterer Zeit hatten die Bewohner von Antium, Circeji, Tarracina den Römern die nötigen Schiffe gestellt, seit den Samnitenkriegen war diese Aufgabe besonders den mit Rom verbündeten Griechenstädten am Golfe von Neapel, nach der Bezwingung Unteritaliens den dort liegenden Küstenstädten zugefallen. Die Überfahrt nach Messana war auf Schiffen aus Neapel, Velia, Locri und Tarent bewerkstelligt worden. Aber auch der Schiffbau der italischen Griechen war hinter dem karthagischen zurückgeblieben; er war über die alten Trieren nicht hinausgegangen, während die Karthager hauptsächlich große Fünfdecker gebrauchten. Die Römer befanden sich also in einer ähnlichen Verlegenheit, wie ein moderner Seestaat, der plötzlich von dem altgewohnten Bau hölzerner Fregatten zum Bau riesiger Panzerschiffe übergehen müßte.



223. Querschnitt einer Pentere. Nach Graser.

Das Rätsel der Konstruktion einer Pentere, d. h. eines Schiffes mit fünf übereinander sitzenden Reihen von Ruderern, ist noch nicht gelöst. Die in diesem Bilde veranschaulichte Rekonstruktion von Graser verdient besonders deswegen Beachtung, weil für die senkrecht übereinander sitzenden Ruderer verhältnismäßig wenig Platz beansprucht wird, günstige Hebelverhältnisse für die Ruder vorhanden sind und das längste derselben, das oberste, das Maß von 6 m Länge kaum überschreitet. Freilich ist der steile Winkel (37 Grad), unter dem die Ruder in See fallen, ungünstig für die Geschwindigkeit des Schiffes. Nach Polybius hatte der römische Fünfruderer im ersten Punischen Kriege 300 Ruder, also je 30 in einer Reihe. Die Maße in der obenstehenden Zeichnung sind in griechischen Füßen angegeben.

Niemand verstand in Italien den Bau von Penteren. Da benutzte man als Modell eine in der sizilischen Meerenge gestrandete karthagische Pentere und baute zum erstenmal danach auf Staatskosten eine Flotte von 120 größeren Schiffen, die im Frühling 260 v. Chr. vom Stapel lief. Das war gewiß eine großartige Leistung, wenn auch nicht in dem Sinne der römischen rhetorisierenden Geschichtschreiber, die uns glauben machen möchten, Rom habe sich über Nacht aus einer Landmacht in eine Seemacht verwandelt: standen doch den Römern zu ihrem Werke alle Schiffbaumeister und Schiffswerften der zahlreichen italischen Seestädte zur Verfügung, und ein fertig geschultes Personal von Ruderern, Steuerleuten und Seeoffizieren von der italischen Handels- und Kriegsmarine war gleichfalls vorhanden.

Aber es fehlte an der neuen Flotte auch eine national römische Verbesserung nicht, die die Taktik zur See verändern mußte. Es zeigte sich nämlich, daß die von den Römern damals erbauten Schiffe weder an Geschwindigkeit noch an Manövrier-

fähigkeit den karthagischen gleichkamen. Um diesen Mangel aufzuwiegen und zugleich um die Überlegenheit der römischen Fußsoldaten im Einzelkampf auch bei einer Seeschlacht mit in die Wagschale werfen zu können, errichteten die Römer auf dem Vorderdeck einen starken Mast, an dem 3,5 m über dem Deck eine nach allen Seiten drehbare Brücke von 10 m Länge angebracht war. Mittels eines am vorderen Ende der Brücke befestigten Seiles, das über eine Rolle am oberen Ende des Mastes lief, konnte diese Brücke nach Belieben aufgezogen werden. Das geschah beim Anlauf eines feindlichen Schiffes. War nun das feindliche Schiff bis auf einige Meter ans Vorderdeck heran oder streifte es am Vorderdeck vorüber, um dem römischen Schiffe die Ruder abzusegeln, so sauste die Enterbrücke herab, bohrte den an ihrer unteren Vorderkante

224. Triremis auf einem Flachrelief von Puteoli.

befindlichen starken Eisenstachel ins Holzwerk des feindlichen Schiffes und hielt es fest. Nun konnten römische Schwerbewaffnete zu zweien, durch ihre Langschilde gedeckt, auf das Deck hinüberstürmen und der Besatzung ein Gefecht liefern wie auf dem Lande. Mit Hilfe dieser Enterbrücken gelang es dem Konsul Gaius Duilius noch im Jahre 260 in der ersten größeren Seeschlacht, die eine römische Flotte den Puniern lieferte, bei Mylä, nordwestlich von Messana, gegen 50 karthagische Fünfdecker, darunter das Admiralschiff, teils zu nehmen, teils zu versenken. Dieser Sieg machte in Rom, aber auch bei allen Anwohnern des Mittelländischen Meeres den tiefsten Eindruck, er zeigte, daß die Römer vermöge ihrer Thatkraft und geschickten Benutzung aller Mittel den größten Schwierigkeiten gewachsen waren.

Die Expedition des Regulus (256 bis 255 v. Chr).

Mehr und mehr aber bildete sich bei den Römern während des erfolglosen Kleinkrieges der nächsten Jahre auf Sizilien, Corsica, Sardinien der Gedanke aus, daß der Krieg nur durch einen wuchtigen Angriff auf das Herz der Feinde, auf Karthago selbst, entschieden werden könne. Nach großartigen Rüstungen sammelte sich das römische Geschwader, 330 Trieren und Penteren, an der Südküste Siziliens im Hafen Ecnomos an der Mündung des Himeraflusses. Ebendahin waren auch vier Legionen mit den

entsprechenden Kontingenten von Bundesgenossen, also etwa 40000 Mann, als Landungsheer dirigiert worden. Nachdem diese zu den etwa 100000 Mann zählenden Ruderern und Seeleuten an Bord gebracht waren, zählte die römische Flotte auf 330 Schiffen etwa 140000 Köpfe. Ebenso stark war die karthagische Flotte von 350 Schiffen bemannt, die von der Halykusmündung die Bewegungen des Gegners beobachtete und seine Landung in Afrika hindern sollte. Endlich lief die römische Flotte unter dem Kommando der beiden Konsuln Marcus Atilius Regulus und Lucius Martius Volso im Sommer des Jahres 256 v. Chr. aus dem Hafen aus. Auf hoher See aber fuhr ihr die karthagische Flotte entgegen. Das ruhige klare Wetter gestattete den Römern eine ganz eigenartige Schlachtordnung in Form eines geschlossenen Dreiecks, an dessen Spitze die beiden Admiralschiffe fuhren, und dessen Basis von den Schiffen gebildet war, die die großen Transportkähne für die Reiter im Schlepptau hatten. Hinter diesen segelte in langgezogenen Linien eine Reserveflotte, die außer der Bemannung durchaus Triarier der römischen Legionen an Bord hatte. Mühelos durchbrach das Geschwaderdreieck das Zentrum der karthagischen Stellung. Als aber die Karthager neue Angriffslinien formierten, löste sich die römische Ordnung und damit die ganze Schlacht in drei gesonderte Treffen auf, die wiederum besonders durch die Enterbrücken und durch die Ausdauer der Triarier auf der Reserveflotte schließlich mit einem Siege der Römer endigten. Ihr Geschwader hatte 24 Schiffe verloren, von den karthagischen aber waren 30 versenkt, 64 erstürmt worden. Die Seeschlacht von Ecnomos gehört wegen ihres Verlaufes und wegen der Größe der beiderseitig aufgebotenen Mittel zu den denkwürdigsten der Geschichte.

Vergebens erwartete die von neuem gesammelte karthagische Flotte die Römer nunmehr auf der Reede von Karthago; wider Erwarten hielt das römische Geschwader weiter ostwärts und landete unangefochten bei Clupea. Aber nunmehr machten die Römer, hoffnungsfreudig durch den Erfolg, einen verhängnisvollen Fehler, indem sie den Atilius Regulus aufforderten, den andern Konsul mit der Flotte und einem Teile des Heeres zum Schutze Italiens zurückzusenden. Regulus verschlimmerte diesen Fehler dadurch, daß er nur 15000 Mann mit 500 Reitern und 40 Schiffen in Clupea zurückbehielt, dagegen den Volso mit dem größten Teile der Flotte und des Heeres, der Beute und 2000 Gefangenen nach Rom sandte. Es war ein kühnes Beginnen, mit diesem kleinen Heere der Weltstadt zu nahen; Regulus rechnete offenbar auf den Abfall der libyschen Unterthanen Karthagos. Diese Hoffnung täuschte ihn nicht ganz, und zunächst hatte er auch Glück im offenen Felde: er schlug die Karthager an einem Punkte, wo sie weder ihre treffliche numidische Reiterei, noch die Elefanten verwenden konnten, und drang bis nach Tunes vor, das nur noch wenige Meilen von den Wällen Karthagos entfernt war. Schon boten die entmutigten Karthager den Frieden an, aber die Bedingungen des Regulus schienen wegen ihrer Härte unannehmbar.

Während dieser Bedrängnis der Stadt kam mit einer in Lakedämon von den Karthagern geworbenen Söldnerschar ein Offizier Namens Xanthippos in der Stadt an. Dieser faßte beim Anblick der ungeheuren Kriegsmittel und der Menge des waffenfähigen Volkes den Plan, das karthagische Heerwesen zu reorganisieren. Als er die nötigen Vollmachten erlangt hatte, übte er während des Winters die Söldnertruppen, zu denen sich in der Not der Zeit auch ein karthagisches Elitekorps gesellte, und zog im folgenden Frühjahre (255 v. Chr.) als Unterfeldherr der karthagischen Heerführer mit zu Felde. Vorsichtig vermied er alle unebenen Gegenden und wußte das Heer mit neuem Mute zu beseelen. Schließlich konnte er den Römern die Schlacht anbieten. Sie endete mit einer furchtbaren Niederlage des römischen Heeres, die im wesentlichen darauf zurückzuführen war, daß die römische Reiterei, die die Flügel

225. Ansicht von Palermo, dem alten Panormus; im Hintergrunde der Monte Pellegrino (der alte Heirkte). Nach einer photographischen Naturaufnahme.

decken sollte, den Numidiern auf ihren prachtvollen Berberrossen schlechterdings nicht gewachsen war. Hunderte von römischen Bürgern wurden im Getümmel von den Elefanten zertreten, Regulus selbst mit vielen andern fiel lebend in die Hände der Sieger, nur 2000 Römer retteten sich mit Mühe und Not nach Clupea.

Die Sage erzählt, daß Regulus fünf Jahre später, im Jahre 250 v. Chr., von den Karthagern nach Rom geschickt worden sei, um einen günstigen Frieden zu vermitteln. Doch habe Regulus selbstlos dem Abschluß des Friedens, der auch ihm die Freiheit gebracht hätte, widerraten und sei seiner Verpflichtung gemäß in die Gefangenschaft zurückgekehrt und von den Karthagern zu Tode gemartert worden.

Aber das Maß des Unheils war für die Römer noch nicht voll. Die Flotte, die auf die Kunde von dem Unglück ausgesendet wurde, die Reste des Heeres aus Clupea zu holen, siegte zwar bei der Hinfahrt über die Karthager am hermäischen Vorgebirge, am Ostende des karthagischen Golfes, brachte die Besatzung von Clupea auch glücklich an Bord, ging aber durch einen Sturm bei der Rückfahrt größtenteils zu Grunde, so daß nur 80 Schiffe wieder nach Italien gelangten. Die Römer, ihrer Flotte beraubt, sahen sich zunächst wieder auf den sizilischen Städtekrieg zurückgeworfen.

Der Kampf in Sizilien von 254—249 v. Chr.

Die wichtige Rolle, die die Elefanten in der letzten Schlacht gespielt hatten, bewog die Karthager, ihrem sizilischen Heere außer andern Verstärkungen 140 solche Tiere zuzuführen. Die Angst vor ihnen lähmte längere Zeit die Unternehmungen des römischen Landheeres. Da segelte im Frühjahre 254 v. Chr. eine neue Flotte von 220 Schiffen heran, die der römische Senat zum Ersatze für die untergegangene hatte bauen lassen. Verstärkt durch den Rest der früheren Flotte hatten die Römer jetzt wieder 300 Segel auf dem Meere; dieser Flotte gelang es, 254 das wichtige Panormus an der Westküste Siziliens, ebenso Solus und einige kleinere Städte einzunehmen. Aber die Konsuln des folgenden Jahres 253 richteten durch einen leichtfertig ausgeführten Plünderungszug gegen die afrikanische Küste, der sein Ziel gar nicht erreichte, auch diese Seemacht großenteils zu Grunde. Besser ging der Landkrieg vorwärts. Im Jahre 250 gelang es dem Konsul Lucius Cäcilius Metellus, den Elefantenschrecken dadurch zu überwinden, daß er durch kluge Veranstaltungen vor den Mauern von Panormus die Tiere in Verwirrung brachte, so daß sie ihre eignen Leute zertraten und schließlich von den siegreich einstürmenden Römern zumeist gefangen wurden. Nach der Niederlage bei Panormus wagten sich die Karthager nicht mehr ins offene Feld, sondern ließen sich in ihren beiden festesten Seeplätzen Lilybäum und Drepana einschließen. Lilybäum war eine an Stelle des 397 v. Chr. von Dionysius zerstörten Motye weiter südlich am gleichnamigen Vorgebirge erbaute Seestadt, die durch einen breiten Graben vom Körper Siziliens getrennt und durch natürliche Verhältnisse wie durch Menschenwerk sehr stark befestigt war; der östliche Winkel dieser großen Stadt gab Raum genug für das heutige Marsala. Drepana war erst während des Krieges von einem gewissen Hamilkar in einen starken Waffenplatz umgewandelt und mit den Einwohnern der Stadt Eryx besiedelt worden. Vor Lilybäum zeigte sich die mangelhafte Ausbildung der Römer im Seewesen. Sie waren, obwohl mit einer Flotte im Hafen der Stadt, nicht im stande, die Hafeneinfahrt gegen karthagische Hilfssendungen zu sperren, und mußten sich manchen Hohn von den Kapitänen der schnellsegelnden karthagischen Rekognoszierungsschiffe gefallen lassen, die einen regelmäßigen Verkehr zwischen Lilybäum und Karthago unterhielten. Schließlich wurden auch die mühsam errichteten römischen Belagerungswerke von den Eingeschlossenen durch Feuer zerstört, und Krankheiten begannen die Belagerer heimzusuchen. Da raffte der Konsul des Jahres 249, Publius Claudius Pulcher, der gerade 10000 frische Seeleute aus Italien als Ergänzung der Flottenmannschaft erhalten hatte, das ganze Blockadegeschwader von Lilybäum und was er sonst noch an Schiffen

auftreiben konnte, zusammen, um die karthagische Flotte, die im Hafen von Drepana lag, zu überfallen. Aber der karthagische Admiral Adherbal zog sich vor der heransegelnden römischen Flotte so geschickt aus dem Hafen heraus, daß er seine Schiffe auf hoher See zum Treffen gegen die römischen ordnen konnte und die römischen immer mehr ans Land und in den engen Hafen hineindrängte. Das Signal des Claudius, die Schiffe zu wenden, kam zu spät: 93 römische Schiffe, die noch dazu die besten Legionssoldaten an Bord hatten, wurden gekapert, der Konsul selbst mit 30 Schiffen entfloh. Noch in demselben Jahre gingen auch die letzten 120 Schiffe, über die der Staat noch verfügte, durch das Ungeschick des andern Konsuls Lucius Junius Pullus zu Grunde; dieser hatte unklugerweise sein Geschwader geteilt, so daß es einem karthagischen Admiral gelang, sich zwischen die beiden kleinen römischen Flotten zu schieben und diese auf die gefährlichen Reeden von Gela und Kamarina zu manövrieren, wo sie ein Sturm vernichtete.

Erschöpfung beider Parteien; Kleinkrieg auf Sizilien (248 bis 242 v. Chr.).

Roms Kraft schien erschöpft zu sein. Hunderttausende von Bürgern und Bundesgenossen hatte die Furie des Kriegs verschlungen; die römische Bürgerliste allein zeigte in den sechs Jahren von 252—247 v. Chr. eine Abnahme von 40000 Männern. Vier Flotten, deren Bau und Ausrüstung die finanziellen Kräfte ganz Italiens im höchsten Maße angespannt hatte, lagen teils auf dem Grunde des Meeres, teils waren sie in den Händen des Feindes. Der römische Senat fand nicht den Mut, die Opfer für einen neuen Flottenbau von der Bürgerschaft zu verlangen; noch weiter entfernt war er freilich von dem kleinmütigen Gedanken an einen ungünstigen Frieden. So führte man den Krieg eben weiter als einen kleinen Festungskrieg auf Sizilien. Aber auch die Karthager fühlten sich erschöpft, obwohl sie den Krieg mehr mit ihrem Gelde als mit ihrem Blute geführt hatten. Sei es nun, daß ihre Kassen wirklich geleert waren, oder daß sie nur um zu sparen das Beispiel der Römer nachahmten, jedenfalls haben sie vom Jahre 248 an keine einzige großartige Unternehmung gewagt.

Und doch fand sich unter diesem Kaufmannsvolke ein Held, den ritterliche Tapferkeit, glühende Vaterlandsliebe und die selbstloseste Willensstärke vor allen seinen Volksgenossen adelten, ein Mann, der, wenn er die verdiente Unterstützung erhalten hätte, sehr wohl im stande gewesen wäre, das Geschick seiner Heimat zum Guten zu lenken, ein Mann endlich, dessen tragisches Ausharren auf der einsamen Höhe seiner Entwürfe und seiner Gesinnung unser volles Mitgefühl verdient und erwirbt. Das war Hamilkar Barkas. Er rechnete von vornherein, nachdem er das Kommando von Drepana und Lilybäum übernommen hatte, nicht auf die wirksame Unterstützung aus der Heimat, sondern beschloß, sich selbst zu helfen. Auf dem Felsen Heirkte nördlich von Panormus (s. S. 427) gründete er sich und den Seinen ein rauhes Heim und brandschatzte von dieser festen Höhe aus das den Römern gehorchende Land, während seine Kaperschiffe von der italischen Küste Beute und Nahrung herbeischafften. Eine ähnliche Festung gründete er sich auf dem Berge Eryx, indem er den Römern die dort liegende Stadt gleichen Namens entriß. Von Eryx aus unterhielt Hamilkar Verbindung mit Drepana, von Heirkte aus bedrohte er Panormus. Und so groß war der Zauber, der von seiner edlen Persönlichkeit ausstrahlte, daß er selbst die rohen Söldner durch das innerliche Band des Respekts vor dem Feldherrn und der Achtung vor der gemeinsamen Waffenehre unter den mißlichsten Verhältnissen an sich zu ketten verstand. Schon wurden seine Vorstöße gegen Italien kühner und umfassender, da brachte der Opfermut des römischen Adels die Entscheidung.

Seeschlacht an den Ägatischen Inseln (241 v. Chr.).

Da ein Flottenbau, der allein den furchtbaren Krieg beenden zu können schien, mit Staatsmitteln bei der andauernden Erschöpfung aller Kassen nicht ausgeführt werden konnte, so that sich eine Anzahl vornehmer römischer Männer zusammen, die

sich verpflichteten, nach Maßgabe ihres Vermögens entweder einer allein oder zwei bis drei zusammen je eine ausgerüstete Pentere zu stellen. 220 Penteren wurden auf diese Weise beschafft; sie waren weit seetüchtiger als die früheren, weil man sie nach dem Muster eines bei Drepana gekaperten, besonders schnell segelnden rhodischen Schiffes erbaut hatte. Nachdem die Flotte mit 60000 Matrosen bemannt war, segelte dieses hoffnungsvolle Kleinod großartiger Bürgergesinnung unter dem Kommando des Gaius Lutatius Catulus nach Sizilien und erschien dort so überraschend, daß die Häfen von Drepana und Lilybäum ohne Kampf genommen wurden (242 v. Chr.). Es war überhaupt keine karthagische Flotte in Sizilien, so sehr hatte man sich beeilt, nach dem Beispiele der Römer gleichfalls auf den Seekrieg zu verzichten. Dazu kam, daß die Karthager in Afrika selbst mit Libyern und Numidiern Schwierigkeiten hatten, die seit der Expedition des Regulus noch nicht wieder völlig unterworfen worden waren. So war auch die karthagische Flotte, die im Frühjahre 241 v. Chr. in Sizilien erschien, schwächer als die früheren und auch weniger kriegstüchtig, da sie Getreide für die sizilischen Truppen an Bord führte und außer der Bemannung noch keine Kämpfer aufgenommen hatte. Das sollte am Eryx geschehen. Aber bei der Insel Ägusa, die zu den Ägatischen gehört, trafen die Karthager bei bewegter See auf die römische Flotte und wurden entscheidend besiegt (am 10. März 241). Fünfzig karthagische Penteren wurden versenkt, mit siebzig gekaperten fuhr Catulus triumphierend in den Hafen von Lilybäum ein.

Der Friedensschluß.

Auf die Kunde von dieser Niederlage schickten die Karthager ihrem Feldherrn Hamilkar in Sizilien Vollmacht zur Entscheidung über Krieg und Frieden. Der Patriot siegte in ihm über den Helden und er ging mit Lutatius Catulus den Friedensvertrag ein, dessen Wortlaut uns Polybius erhalten hat: „Auf folgende Bedingungen soll Freundschaft sein zwischen Karthagern und Römern, vorausgesetzt, daß auch die Volksgemeinde der Römer damit einverstanden ist. Die Karthager sollen aus ganz Sizilien weichen und weder den Hieron, noch die Syrakusaner, noch die Bundesgenossen der Syrakusaner bekriegen. Zurückgeben sollen die Karthager den Römern alle Kriegsgefangenen ohne Lösegeld. An Silber sollen die Karthager den Römern in zwanzig Jahren 2200 euböische Talente (= 11 Millionen Mark) zahlen." Diesen Vertrag nahm das römische Volk nicht ohne weiteres an, sondern sandte eine Kommission von zehn Männern nach Sizilien, die die Kriegsentschädigung um 1000 Talente erhöhten, die Zahlungsfrist auf zehn Jahre herabsetzten und auch die Räumung der Liparischen Inseln verlangten. Alle diese Forderungen wurden zugestanden, dafür aber seitens der Römer dem Hamilkar mit allen seinen Leuten der freie Abzug von Sizilien gewährt.

Aufstand der karthagischen Söldner.

Der unglückliche Krieg hatte für die Karthager noch ein verhängnisvolles Nachspiel. Die Söldner nämlich, die zuletzt in Sizilien gekämpft hatten, wurden zu ihrer Ablohnung unvorsichtigerweise alle nach Afrika übergesetzt und in der Stadt Sikka versammelt. Dort eröffnete ihnen Hanno, der damals Feldherr der Karthager war, daß Karthago sich in Geldverlegenheit befinde und den ausgemachten Sold nicht in seiner vollen Höhe zahlen könne. Die Antwort der enttäuschten Iberer, Gallier, Ligurer, Balearen, Griechen, Libyer, aus denen das Heer bestand, war offene Meuterei: sie bezogen, zunächst 20000 Mann stark, unweit Karthago bei Tunes ein Lager und bedrohten dadurch die Hauptstadt selbst. Nunmehr waren die Karthager plötzlich bereit, den Ansprüchen der Söldner zu genügen, und schickten alles mögliche in das Lager der Meuterer, um sie bei guter Laune zu erhalten. Aber je schwächer sich die Regierung zeigte, um so unverschämter wurden die Forderungen der Empörer, die besonders von einem entlaufenen kampanischen Sklaven Namens Spendius und von dem Libyer

Manthos aufgehetzt wurden. Jetzt rächte sich auch die brutale Rücksichtslosigkeit und Härte, mit der die Karthager ihre libyschen Unterthanen, besonders nachdem sie einmal zu Regulus abgefallen waren, behandelt hatten. Die Libyer fielen den Meuterern zu, deren Streitkräfte dadurch bis gegen 100000 Mann anschwollen. Utica und Hippo wurden belagert, Karthago völlig von seinem Hinterlande abgeschnitten, und Hanno erwies sich gegen diese Wogen des Aufruhrs als ein völlig unfähiger Feldherr.

In dieser Not des Vaterlandes erscheint wieder die lichte Heldengestalt des Hamilkar Barkas als Erretter. An der Spitze der geringen noch verfügbaren Streitkräfte befreit er Utica, das freilich danach trotzdem eine Zeitlang mit den Empörern gemeinsame Sache machte. Sein Heldenname wirbt Anhang unter den den Aufrührern zu Hilfe ziehenden Numidiern, von denen ein Teil zu ihm übertritt. Schließlich gewinnt er nach einem überaus vorsichtig geführten Kleinkriege immer mehr Boden gegen die Meuterer, die durch Grausamkeiten aller Art die Brücken hinter sich abgeschnitten haben, und vernichtet sie in zwei blutigen Schlachten vollständig.

Sardinien und Corsica römisch.

Die Karthager atmeten auf, nachdem ihnen drei Jahre und vier Monate lang, also bis ins Jahr 238 v. Chr., das Schicksal von Messana, wo auch die Soldgeberin den Söldnern unterlegen war, gedroht hatte. Aber ein herber Verlust und eine arge Demütigung standen ihnen noch bevor. Während des Söldnerkrieges hatte sich auch die karthagische Besatzung auf Sardinien gegen ihre Führer empört und den Römern ihre Unterwerfung angeboten. Diese hatten zunächst loyal die Friedensbedingungen des Jahres 241 beobachtet; als aber die Karthager nach der Niederwerfung der Söldner in Afrika selbst Miene machten, Sardinien zurückzuerobern, besetzten die Römer die Insel und rüsteten von neuem gegen Karthago, so daß den erschöpften Puniern nichts übrig blieb, als in einem zweiten Friedensschlusse auch Sardinien an Rom abzutreten und noch 1200 Talente dazu zu zahlen.

Daß die Römer damals in so rücksichtsloser Weise die Schwäche des Gegners ausnutzten, entfachte vollends in den Männern der patriotischen Partei zu Karthago jene Entrüstung und jenen unauslöschlichen Haß, der sich dann im zweiten Punischen Kriege entlud. Die Römer vollendeten ihre Erwerbung des Tyrrhenischen Meeres dadurch, daß sie etwa gleichzeitig mit Sardinien auch das etruskische Corsica besetzten; doch beschränkte sich ihre Herrschaft hier wie in Sardinien auf die Behauptung der Küsten. Das rauhe, von tapferen Bergstämmen bewohnte Innere dieser Inseln blieb sich selbst überlassen.

Aus der inneren Geschichte des römischen Staates während des ersten Punischen und des Söldner-Krieges.

Vermehrung der Zahl der Prätoren.

Die großartigen Anstrengungen, die Rom in diesem Zeitalter zu machen hatte, und die großen Erfolge, die es schließlich erzielte, riefen natürlich auch so manche Veränderung im Innern hervor. Die gesteigerte Zahl der Rechtsfälle und zugleich auch die immer wachsende Zahl der Kriegsschauplätze machten im Jahre 247 v. Chr. zuerst die Wahl eines zweiten Prätors (praetor peregrinus) nötig, dem die Entscheidung von Prozessen zwischen Bürgern und Nichtbürgern sowie zwischen Nichtbürgern untereinander übertragen wurde, während der andre Prätor (praetor urbanus) die Rechtsprechung über die römischen Bürger beibehielt. Zu diesen beiden traten im Jahre 227 zwei neue Prätoren, von denen der eine die Provinz Sizilien, der andre die Provinz Sardinien mit Corsica verwalten sollte.

Latinische und römische Kolonien.

Während des Krieges waren auch wieder eine Anzahl von Kolonien von den Römern begründet worden, und zwar mit latinischem Rechte Firmum im Picenterlande (264 v. Chr.), Äsernia in Samnium (263), Brundisium in Kalabrien (244),

Spoletium in Umbrien (241), mit römischem Bürgerrechte aber Äsium in Umbrien, Alsium an der Südküste Etruriens und Fregenä an der Grenze zwischen Etrurien und Latium. — Eine Empörung der Falisker (241), über deren Ursachen und Verlauf wir nichts Sicheres wissen, wurde schnell unterdrückt.

Abschluß der Bürgertribus; Stadt und Staat im Altertume.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des ersten Punischen Krieges, wahrscheinlich unter der Zensur des C. Aurelius Cotta und des M. Fabius Buteo wurde auch der Schlußstein in das Gebäude der Bürgertribus eingefügt und im Zusammenhange damit eine Reform der Centurienordnung vorgenommen. Es wurden nämlich damals die beiden letzten ländlichen Tribus, die tribus Velina (am Monte Velino in den Sabinerbergen) und die tribus Quirina, auch auf sabinischem Gebiete, eingerichtet. Damit war die Zahl von 31 ländlichen Tribus, wozu die vier städtischen kamen, also insgesamt die Zahl von 35 Tribus erreicht, die niemals überschritten worden ist. Der bedeutsame Name der letzten: Tribus Quirina sollte wohl das Werk des Abschlusses als ein gottgewolltes bezeichnen. Man muß in der That zugeben, daß eine weitere Ausdehnung des römischen Bürgergebietes, das sich ohnehin vom südlichen Etrurien über den Tiber bis in die Sabinerberge und von da südwärts bis nahe an den unteren Liris erstreckte, nicht möglich war, wenn nicht das Wesen der städtischen Verfassung überhaupt aufgegeben werden sollte. Ein Aufgeben der städtischen Verfassung erschien aber den republikanischen Staatsmännern des Altertums überhaupt unmöglich, weil ihnen die Begriffe von Stadt und Staat schon aus religiösen Gründen untrennbar erschienen — war doch das Stadttemplum die Wohnstätte der staatserhaltenden Götter — und weil ihnen aus eben diesen Gründen der Gedanke an eine von auswärtigen, also stadtfremden Völkerschaften gewählte Repräsentativvertretung des Staates unfaßbar war. Die Ermächtigung zu amtlichem Handeln und jede Form des Imperiums konnte eben nur in Rom selbst und zwar nur von solchen, die persönlich in Rom anwesend waren, unter Mitwirkung der römischen Stadtgottheiten erlangt werden. Der antike Mensch trug eben ein ganz andres Staatsgefühl in der Brust als der moderne; das antike Staatsgefühl war durch und durch mit räumlichen Vorstellungen durchsetzt, der moderne Mensch, der weit abstrakter denkt, hat sich zum Begriffe der Zusammengehörigkeit und der Souveränität einer ganzen großen, auf unabsehbarem Raume wohnenden Nation durchgerungen. Der Abschluß der Tribusverfassung gegenüber den entfernter wohnenden Bundesgenossen war also nicht die That einer beschränkten und eigensüchtigen Nobilität, sondern der naturgemäße Ausfluß der gesamten Weltanschauung und insbesondere des damals noch lebendigen religiösen Bewußtseins. Die fast zwei Jahrhunderte später erfolgte Verleihung des römischen Bürgerrechtes an alle Italiker setzt ein wesentlich abgeschwächtes religiöses Bewußtsein voraus, und doch hob auch diese Verleihung die alten lokalen Schranken nicht auf, da nach wie vor die Ausübung der höchsten Rechte auf das Stadttemplum von Rom beschränkt blieb. Den Zwiespalt zwischen der städtischen Verfassung der Herrin und den Forderungen der aufstrebenden außeritalischen Provinzen konnte aber die republikanische Verfassung überhaupt nicht lösen: dieser Zwiespalt trieb mehr noch als der Ehrgeiz einzelner zur Monarchie. Und erst als diese das alte Bürgerrecht überhaupt vernichtet und in einen lediglich privatrechtlichen Anspruch auf Rechtsschutz umgewandelt hatte, wurde es auch den Provinzialen zu teil.

Reform der Klassen- und Centurienordnung.

In engem Zusammenhange mit dem Abschluß der Tribus stand die Neuordnung der Klassen und Centurien der sogenannten Servianischen Verfassung. Daß die Centuriatkomitien viel von ihrer alten Wichtigkeit verloren hatten, seitdem die Konsuln auch Tributkomitien beriefen (s. S. 346) und besonders seitdem durch die lex Hortensia eine fast unumschränkte gesetzgeberische Vollmacht auch an die von Tribunen geleiteten

ITALIEN
zu Beginn
des zweiten Punischen Krieges
218 v. Chr.
bearbeitet von
Carl Wolf.
Maſsstab 1:4800000
Unmittelbares romisches Gebiet (Ager Romanus)
Latinische Kolonieen
Gebiet der Bundesgenossen
Freie Staaten auf Sicilien
Griechische Kolonieen
MARE ADRIATICUM
MARE TYRRHENUM
LIGURES
CORSICA
SARDINIA
AFRICA
CARTHAGO
SICILIA
SYRACUSAE
Liparaeae
Sardinia
Sicilia
Corsica
ROMA
Nach Spruner-Sieglin u. a.

Tributkomitien übergegangen war, ist schon früher erwähnt worden (s. S. 376). Außerdem aber hatten die Centurien und Klassen längst ihre militärische Bedeutung verloren, da das Heer in der Schlacht nicht mehr nach Vermögensklassen sich aufstellte, sondern die einzelnen Bürger nach ihrer militärischen Erfahrung entweder unter die Leichtbewaffneten oder unter die Hastaten oder die Principes oder Triarier eingereiht wurden. Endlich entsprachen auch die Centurienzahlen der einzelnen Klassen nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen. So hatte z. B. die erste Klasse mit Einschluß der Ritter 98 Centurien, also ebensoviel Stimmen und somit die absolute Majorität, während doch in Wahrheit viel mehr Leute aus den unteren Klassen beim Heere waren. Auch das Vorstimmrecht der 18 Reitercenturien, das ursprünglich darauf beruhte, daß die Reiter auch in der Schlacht den Reigen zu eröffnen hatten, erschien den Bürgern im Zeitalter der Punischen Kriege, wo längst die bundesgenössische Reiterei die römische an Zahl und Wichtigkeit übertraf und überdies auch nur als Flankendeckung für das Fußvolk diente, als ein böser Anachronismus. So wurde denn unter den oben genannten Zensoren die Prärogative der Reiter abgeschafft und das Recht, die Abstimmung zu eröffnen, immer durch das Los einer der fünf Klassen verliehen; vor allem aber wurden die Centurien und damit die Stimmen der fünf Klassen alle auf dieselbe Zahl 70 gebracht. Diese Zahl zeigt eine Angleichung an die der 35 Tribus. Es sollte also in jeder der fünf Vermögensklassen jede Tribus mit zwei Centurien vertreten sein. Es ist klar, daß hier ein Ausgleichsversuch zwischen zwei ganz verschiedenen Einteilungsprinzipien des römischen Volkes vorliegt: denn die Tribusteilung beruhte auf lokalem Grunde, die Centurien- und Klassenordnung auf dem Vermögen und dem Kriegsdienste. Da wird man versucht, zu fragen, warum denn die Römer nicht lieber die Centuriatkomitien ganz aufgehoben und den Rest ihrer Befugnisse auch noch den Tributkomitien übertragen haben. Indes entsprach ein solches Einreißen des Bestehenden nicht dem Geiste der römischen Staatsbaumeister, die doch auch an die noch weit bedeutungsloseren Kuriatkomitien nicht Hand anzulegen wagten. Man begnügte sich eben, über den alten Staatsordnungen dem Bedürfnis entsprechend neue zu errichten, aber die alten Fundamente ließ man stehen. Es zeigt sich darin derselbe Geist zähen Festhaltens am Althergebrachten, dessen halb lächerlicher, halb rührender Nachhall noch im Jahre 538 n. Chr., als die trotzigen Goten vor Rom standen, die schwächlichen Erben des römischen Namens veranlaßte, die verrosteten Thore des alten Janustempels zu öffnen.

Der Begriff der Provinz.

Ganz neue Aufgaben waren dem römischen Staate mit der Verwaltung der beiden Provinzen Sizilien und Sardinien nebst Corsica gestellt. Der Ausdruck **Provinz** (provincia) bezeichnete an sich keineswegs etwas Räumliches, sondern den einem Beamten zugeteilten Geschäftskreis. Die Beamten, denen zunächst die Verwaltung der neuen überseeischen Gebiete Roms zufiel, waren ohne Zweifel die Konsuln; und in der That hat man eine Zeitlang versucht, die neuerworbenen Landschaften durch bloße Unterbeamte der Konsuln, durch **Quästoren**, regieren zu lassen. Aber bald erkannte man, daß auf diese Weise den weitentlegenen Gebieten weder die nötige administrative noch die nötige militärische Fürsorge zu teil werden könne. Dazu kam die Empfindung, daß diese überseeischen, von fremden Nationalitäten bewohnten Landschaften dem römischen Volkskörper doch anders gegenüberständen, als etwa die Volsker oder die Etrusker oder andre Glieder der italischen Eidgenossenschaft, die nicht nur durch die fortschreitende Romanisierung, sondern auch durch längere Waffengemeinschaft und vor allem auch durch das Wohnen auf demselben Kontinente den Römern näher standen. Deshalb kam man darauf, hier zuerst einen Gegensatz zwischen den in Italien seßhaften Eidgenossen und den überseeischen Unterthanen zu konstatieren. Dieser in

den geschichtlichen und teilweise auch in den ethnographischen Verhältnissen wohlbegründete Gegensatz kam darin zum Ausdruck, daß seit dem Jahre 227 v. Chr. besondere Beauftragte des römischen Volkes, Prätoren, mit der Leitung dieser überseeischen Gebiete betraut wurden und daß ihr besonderer Auftrag (provincia) allmählich auch eine staatsrechtliche und räumliche Scheidung der genannten Gebiete von Italien nach sich zog; so kam es, daß der Ausdruck Provinz späterhin auch die Länder und die Völker, die durch Prätoren regiert wurden, bezeichnete.

Ausgenommen von dieser neuen staatsrechtlichen Auffassung blieb nur der Rhegium gegenüberliegende nördliche Brückenkopf Siziliens, Messana, das, überdies von den italischen Mamertinern bewohnt, als eine civitas foederata in die italische Eidgenossenschaft eintrat. Das übrige römische Sizilien — Syrakus mit Heloros, Neetum, Acrä, Leontini, Megara und Tauromenium war dem verbündeten Könige Hieron belassen worden — stand seit 227 v. Chr. unter einem römischen Prätor, der für dieses ganze Gebiet mit konsularischer Gewalt im weitesten, ältesten Sinne des Wortes, also mit den Befugnissen des Oberfeldherrn, Oberrichters und Oberamtmannes ausgerüstet war.

Stellung der Provinzialen zu Rom.

Die Einzelheiten der römischen Regierungsweise sowie die Pflichten und Rechte der Provinzialen sind wohl erst im Laufe der Zeit ausgestaltet und fest geordnet worden und zwar, wie wir meinen, zunächst nach bestem Wissen und Gewissen der größtenteils noch unverdorbenen römischen Nobilität und ihres Organes, des Senates. Man verfuhr von Anfang an so konservativ als nur möglich. Den einzelnen Stadtgemeinden wurde ihre kommunale Selbständigkeit belassen, ja sogar die meist auf religiöser Grundlage beruhenden Bündnisse einzelner Städte untereinander samt ihren „Landtagen" ließ man bestehen; man räumte diesen Landtagen sogar das Recht ein, mit Bitten und Beschwerden vor dem Prätor, gegebenenfalls auch vor dem römischen Senate vorstellig zu werden. Man beließ den Gemeinden auch ein beschränktes Münzrecht, nämlich das Recht, Kupfer- und kleinere Silbermünzen zu schlagen. Jede Stadt mit ihrer ländlichen Umgebung — anfangs etwa 60, später nach der Eroberung von Syrakus ungefähr 68 Städte — bildete einen Verwaltungsbezirk, mehrere solche Bezirke einen Gerichtssprengel (conventus), in dessen Vorort der Prätor die Rechtsstreitigkeiten erledigte. Im einzelnen freilich verfuhr Rom auch in Sizilien nach dem bewährten Grundsatze: „Divide et impera!" In jeder Stadt wurde nach römischem Muster die Ratsgewalt in die Hände der aristokratischen Partei gelegt, die Demokratie unterdrückt. Zwischen die Gemeinden selbst aber wurde dadurch der Apfel der Zwietracht geworfen, daß einzelne Städte, die sich den Römern zuerst angeschlossen hatten, wie Egesta, Halicyä, Panormus, durch Steuerfreiheit, eigne Gerichtsbarkeit und andre Privilegien ausgezeichnet wurden.

Dagegen verloren die Provinzialen das Waffenrecht — nur im Falle der äußersten Not rief sie der Prätor zur Unterstützung der römischen Besatzungstruppen auf — ferner das Recht, Grundstücke in fremden Gemeinden zu erwerben, das Recht, mit Personen aus andern Gemeinden Ehen einzugehen, und, abgesehen von den privilegierten Orten, die eigne Gerichtsbarkeit.

Die Leistungen der Provinzialen für Rom; Gefahren des Systems der Steuerverpachtung.

Am schwierigsten war die Frage zu entscheiden, wie man die Leistungen der Gemeinden Rom gegenüber regeln solle. Moderne Geschichtschreiber haben den römischen Staatsmännern jener Zeit schwere Vorwürfe darüber gemacht, daß sie den Inselbewohnern nicht wie den italischen Bundesgenossen militärischen Zuzug auferlegt, sondern dafür aus Gewinnsucht Steuern und Zölle gefordert hätten. Indes waren wohl die Absichten des Senates hierbei ganz ehrenwerte. Die sizilischen Griechen waren für den Dienst bei dem Fußvolke weder nach ihrer Neigung, noch nach ihrem Wesen recht geeignet; den wilden Eingeborenen Corsicas aber konnte man das Waffen-

recht ohne große Gefahr für Rom noch viel weniger anvertrauen. Dazu kam, daß die Römer auf Sizilien ein Steuer- und Zollsystem bereits vorfanden. Die Sikelioten waren gewöhnt, entweder ihren früheren karthagischen Gebietern oder ihren Tyrannen oder endlich einer führenden Stadtgemeinde den Zehnten von allen Feldfrüchten und in Häfen und an Stadtthoren Eingangszölle zu entrichten. Diese Einnahmen wurden nunmehr der römischen Staatskasse überwiesen als ein billiger Ausdruck der Unterthanenschaft und zugleich als Entschädigung für die kostenvolle militärische und administrative Sicherstellung der Insel. In dieser Regelung der Leistungen der neuen Unterthanen lag aber an sich kein Unrecht, wohl aber bei der eigentümlichen Verfassung des römischen Staates eine Reihe schwerer Gefahren für die Zukunft. Denn da der städtische Charakter der römischen Verfassung keinen Raum ließ für die Anstellung von Regierungsbeamten zur Erhebung des Zehnten und der Zölle, so mußte nach römischer Anschauung die Eintreibung dieser Leistungen Privatleuten übergeben werden. Glücklich war die Stadt, der es gelang, selbst den Ertrag des Zehnten und der Zölle für ihr Gebiet zu pachten und die dafür von den römischen Zensoren festgesetzte Pachtsumme direkt an die dem Prätor beigegebenen Quästoren zu entrichten. In den meisten Fällen aber und mit der Zeit in immer steigender Regelmäßigkeit wurde diese Pachtung einzelnen römischen Privatleuten (publicani) oder ganzen Aktiengesellschaften (societates publicanorum) überlassen, die der römischen Staatskasse die geforderte Summe zahlten und sich dafür mit riesigem Gewinn aus den Taschen der Provinzialen schadlos hielten.

Gleichzeitig aber benutzten unternehmende Römer auch die Beschränkung der Insulaner hinsichtlich der Grundstückserwerbung, um sich für billiges Geld auf dem fruchtbaren Getreideboden Siziliens wertvolle Besitzungen zu verschaffen. So wurde die neue Ordnung der Leistungen der Provinzler die Veranlassung zu ihrer Verarmung und zugleich die Veranlassung zu einem schamlosen Hasten nach Reichtümern, wie es den früheren Generationen der Römer unerhört gewesen war. Selbst wohlmeinende Glieder der Nobilität waren ein Menschenalter später der Ansicht, daß die Provinzen eigentlich nur zur Bereicherung des römischen Volkes daseien und keinen höheren Anspruch zu erheben hätten, als Ackergüter (praedia populi Romani) zu sein, aus denen man möglichst viel Gewinn für den Eigentümer herausschlagen müsse. Der Senat war hierbei insofern nicht ohne Schuld, als auch er sich allmählich dieser unsittlichen Auffassung anbequemte. Sie fand ihre Krönung auf Sardinien und Corsica, wo die feindselige Haltung der Eingeborenen dem Konsul Marcus Pomponius Matho bereits im Jahre 231 v. Chr. den Vorwand lieferte, um mit Hilfe von Bluthunden förmliche Menschenjagden zu veranstalten und seine Beute zum Verkaufe auf den römischen Sklavenmarkt schleppen zu lassen.

Symptome der beginnenden Sittenverderbnis.

Auch auf andern Gebieten als dem der Provinzverwaltung fehlte es nicht an Anzeichen dafür, daß in den oberen Kreisen Roms das Ehrgefühl sich zu vergröbern, die von den Vätern ererbte Sittenstrenge sich zu lockern anfing. Es war gewiß zunächst nur eine an sich harmlose Freude am Erfolge, aber doch im Keime eine schon unrepublikanische Betonung der Persönlichkeit, die dem Sieger von Mylä, dem Gaius Duilius, nicht nur die Ehrensäule mit den Schiffsschnäbeln auf dem Forum, sondern auch für immer das Recht zugestand, sich bei der Heimkehr von einem Gastmahle eine Fackel vorantragen und sich von einem Flötenspieler geleiten zu lassen. So wurde auch dem Manius Valerius Maximus gestattet, zur Erinnerung an die Eroberung von Messana für sich und seine Nachkommen den Beinamen Messalla anzunehmen und eine Abbildung eines über die Karthager erfochtenen Sieges an einer Außenwand des Rathauses anzubringen. Bedenklicher schon war es, wenn der Konsul des Jahres 231,

Caius Papirius Maso, nachdem ihm der Triumph auf dem Kapitol, den er wegen eines ganz bedeutungslosen Raubzuges auf Corsica begehrte, abgeschlagen worden war, auf eigne Faust und eigne Kosten auf dem Albanerberge triumphierte. Wir hören auch, wie 400 junge römische Ritter sich in Sizilien dem Befehle des Konsuls, an der Schanzarbeit teilzunehmen, widersetzten. Freilich wurden sie zur Strafe dafür im Jahre 252 von den Zensoren ihrer Ritterpferde für verlustig erklärt und unter die Zahl der Ärarier, d. i. der außerhalb der Klassen stehenden Proletarier, versetzt. Ein Schwinden der Achtung vor den Geboten der Religion offenbarte sich darin, daß im Jahre 231 die erste formelle Ehescheidung wegen Kinderlosigkeit vorkam; weit ärger verging sich der trotzige Appius Claudius Pulcher gegen die Staatsreligion, der vor der unglückseligen Seeschlacht bei Drepana die heiligen Hühner, die als Orakel auf dem Admiralschiffe dienten, weil sie nicht fressen wollten, im Meer ersäufen ließ, „damit sie tränken". Er wurde vor den Centuriatkomitien angeklagt und entging nur durch einen Zufall, ein Gewitter, der Verurteilung. Dagegen wurde seine nicht minder trotzige und hochfahrende Schwester, als sie im Jahre 246 v. Chr. inmitten des Gedränges der von den Spielen heimflutenden Volksmenge den Fluch ausgesprochen hatte, daß doch ihr Bruder noch lebe und durch neue Niederlagen die Überzahl der Proletarier vernichte, von den Tributkomitien wegen Verletzung der Hoheit des römischen Volkes zu einer Geldstrafe von 25000 As verurteilt. Solche und ähnliche Vorkommnisse beweisen einerseits das Vorhandensein einzelner Keime des Verfalls der alten Römertugend, anderseits aber zeigt gerade die harte Ahndung, die solche Ausschreitungen erfuhren, und der Umstand, daß sie solange im Bewußtsein der Römer lebendig blieben, daß der Kern der Nobilität noch immer gesund war.

Die Ausdehnung der römischen Herrschaft im Norden und Osten bis an die natürlichen Grenzen Italiens.

Der illyrische Krieg.

Durch das Zurückweichen der Karthager war das Tyrrhenermeer mit seinen Inseln und der Westküste Italiens ohne Zweifel in die Gewalt der Römer gekommen. Wollten sie aber wirklich Herren Italiens sein, so durften sie auch die Verhältnisse an der Ostküste Italiens und im Adriatischen Meere nicht außer acht lassen.

Hier hatte sich über den kümmerlichen Resten der alten griechischen Seemacht, den ewig mit einander hadernden Bundesgenossenschaften der Ätoler und der Achäer, ein kühn auftretender Räuberstaat gebildet, der alles andre über den Haufen warf. Das Herrengeschlecht der Illyrier von Skodra (Skutari) trieb, unterstützt von der Natur des felsigen Landes und den schwer zugänglichen, tief eingeschnittenen Buchten der Nordwestküste, seit Menschengedenken Seeraub. Diesen hatte König Agron in größerem Maßstabe als bisher organisiert und sich auch mit Glück in die Händel des Ätolischen Bundes eingemischt. Nach seinem Tode führte seine Witwe, Königin Teuta, die Regierung im alten Geiste weiter und ließ ganze Flotten leichter Schnellsegler gegen die Griechenstädte der Küste von Epirus und der vorgelagerten Inseln in See gehen. Phönike im epirotischen Binnenland wurde so erobert und reiche Beute von den Räubern in ihren Felsenburgen im heutigen Montenegro und Nordalbanien geborgen. Dann nahmen sie die schöne Insel Kerkyra (Korfu) ein und belagerten die gleichnamige Stadt. Die zu Hilfe heransegelnde Flotte des Achäischen Bundes, zehn Schiffe im ganzen, wurde natürlich geschlagen, so daß den Kerkyräern nichts übrig blieb, als zu kapitulieren und eine illyrische Besatzung unter Demetrios von Pharos einzunehmen.

Nun kam ein Hilferuf der Griechen von Apollonia, Epidamnos (Dyrrhachium, Durazzo) nach dem andern an den römischen Senat — denn Makedonien, das wohl

in erster Linie berufen gewesen wäre, einzugreifen, war durch Thronwechsel (König Demetrios II. fiel 229 v. Chr. gegen die Dardaner) und Kämpfe mit den nördlichen Barbaren gefesselt — dazu kamen die bitteren Klagen der italischen Schiffer, die kein befrachtetes Fahrzeug mehr auf die Adria zu entsenden wagten, so daß sich die Römer endlich entschlossen, wenigstens durch Gesandte bei der Königin Teuta wegen des Seeraubes vorstellig zu werden. Aber diese erklärte unbefangen, sie könne als Königin ihres Volkes nicht hindern, daß dieses seinen Erwerb zur See suche. Als darauf der jüngere der beiden Gesandten eine gewaltsame Rechtsbelehrung in Aussicht stellte, schickte ihnen die ergrimmte Königin Meuchelmörder nach, die ihn bei der Heimkehr umbrachten. Da die Mörder nicht ausgeliefert wurden, stach im Frühjahre 229 v. Chr. der Konsul Gnäus Fulvius mit einer Flotte von 200 Kriegsschiffen von Ostia aus in See gegen Korfu, dessen Befehlshaber Demetrios von Pharos alsbald nach der Ankunft der römischen Flotte zu den Römern überging. Da setzte der andre Konsul Lucius Postumius Albinus von Brundisium aus das Landheer über und erschien gleichzeitig mit der Flotte vor Apollonia, das sofort in römischen Schutz trat; daraufhin flohen die Illyrier, die Epidamnus belagerten, nordwärts. Ihre Burgen wurden gebrochen, ihre leichten Flotten von der stolzen römischen Armada zerstreut. Im Frühjahr 228 bequemte sich Teuta zum Frieden. Ihre nördlichen Gebiete, Dalmatien, erhielt Demetrios von Pharos als römischer Vasall, Teuta wurde auf das ursprüngliche Gebiet ihres Hauses um Skodra beschränkt und gelobte Tributzahlungen, aber Korfu, Apollonia, Epidamnus und die Völkerschaften der Atintaner im nördlichen Epirus und der Parthiner, nordöstlich von Epidamnus, traten in die römische Bundesgenossenschaft ein. Ihre Bundespflichten wurden von Senatoren, die von einem Konsul dazu beauftragt waren, sogenannten konsularischen Legaten, geregelt und überwacht.

Stimmung in Makedonien und Griechenland.

Damit war nicht nur das Adriatische Meer von den Seeräubern befreit und die Schiffahrt an der Ostküste Italiens für den römischen Kaufmann gesichert, sondern auch ein wichtiger Fingerzeig für die Zukunft gegeben: Rom war mit Erfolg als Schützerin der Hellenen aufgetreten und hatte auf der Balkanhalbinsel festen Fuß gefaßt. In Griechenland herrschte darüber großer Jubel, man freute sich nicht nur über die Befreiung des Meeres von den illyrischen Seeräubern, sondern vor allem auch über die Demütigung Makedoniens, die in dem erfolgreichen Eingreifen der Römer ausgesprochen war. Und als eine römische Gesandtschaft in Korinth und dann auch in Athen erschien, wurde den Römern die Teilnahme an den isthmischen Spielen gestattet. Um so größer war die Erbitterung der Makedonier über die Festsetzung der Römer auf der Balkanhalbinsel. Als der Nachfolger des Demetrios, der thatkräftige Antigonos Doson, daran ging, den unter König Kleomenes von Sparta (s. S. 500) neu aufstrebenden Peloponnes zu unterjochen, zog er den römischen Vasallen Demetrios von Pharos in sein Interesse. Dessen Truppen fochten den makedonischen zur Seite in der Schlacht bei Sellasia (221 v. Chr.). Als aber Antigonos Doson im Winter 221/220 gestorben und ihm der junge Philipp V., Sohn des Demetrios (221—179 v. Chr.), gefolgt war, züchtigten die Römer den ungetreuen Demetrios von Pharos für seinen Abfall, indem sie ihn 219 aus Dalmatien verjagten und dort Feinde der Makedonier als Vasallen einsetzten.

* * *

Die Erneuerung des Kampfes mit den Galliern.

Unterdessen hatten die Römer aber auch nach Norden zu das Gebiet ihrer Herrschaft beträchtlich erweitert. Fünfundvierzig Jahre lang nach der Vernichtung der Senonen (zwischen Sena Gallica und Ariminum, im Jahre 285 v. Chr., s. S. 375) hatten die Gallier der Poebene sich ruhig verhalten. Als aber die Generation, die diese schrecklichen

Ereignisse mit erlebt hatte, ausgestorben war, regte sich unter den Galliern wieder der alte Unternehmungsgeist. Einzelne Häuptlinge knüpften Verbindungen an mit transalpinischen Landsknechten (Gäsaten), die nach dem Erlöschen des ersten Punischen und des Söldner-Krieges nicht mehr genügende Beschäftigung fanden. Haufen von Gäsaten kamen bereits im Jahre 238 v. Chr. in die Poebene und rückten gegen Ariminum vor, rissen einige Boierhäuptlinge mit fort, gerieten aber mit der Masse des boischen Volkes in einen Kampf, in dem sie umkamen. So waren die römischen Rüstungen diesmal vergeblich gewesen.

Aber nach fünf Jahren lief eine neue Bewegung durch die Dörfer und Höfe des Polandes: Der Volkstribun C. Flaminius hatte in diesem Jahre beantragt, daß das Picenterland und das ehemalige Senonengebiet zwischen Ancona und Ariminum als Kolonialland unter römische Bauern verteilt würde. Die Nachricht davon wurde wohl in der übertriebenen Form zu den Galliern gebracht, als ob die Römer ihre Herrschaft weiter gegen den Po hin vorzuschieben trachteten. Die Besorgnis vor einer römischen Invasion, noch mehr aber wohl der Überschuß an kriegerischer Kraft, der sich nach dem Erlöschen der Kämpfe zwischen Römern und Puniern bei den Kelten angesammelt hatte, trieb zunächst die Boier zum Bunde mit den Insubrern, und beide Stämme zogen wiederum Gäsaten aus dem jenseitigen Gallien herbei. In den nächsten Jahren wurde die Haltung dieser Stämme immer drohender, so daß sich die Römer durch umfängliche Rüstungen auf eine neue keltische Völkerflut in Italien gefaßt machten und zugleich, um dieser Gefahr mit aller Kraft begegnen zu können, sich durch einen im Jahre 226 v. Chr. mit Hasdrubal abgeschlossenen Vertrag (s. S. 448) vor einem karthagischen Angriff sicherten.

Einbruch der Gallier; Stärke der römischen Streitkräfte.

Endlich im Jahre 225 v. Chr., gerade als der eine der beiden Konsuln, Gaius Atilius, mit seinen Legionen in Sardinien Krieg führte, setzten sich die gallischen Massen in Bewegung; doch waren an diesem Kriege nicht alle cisalpinischen Keltenstämme beteiligt, vielmehr traten eben damals die Veneter und die Cenomanen (zwischen Adda und Etsch) in die römische Bundesgenossenschaft ein. Gegen die unter Aneroëstus und Konkolitanus hereinbrechenden Keltenscharen hatten die Römer den Konsul L. Ämilius Papus mit zwei Legionen römischen Fußvolkes (10 400 Mann) und 600 Reitern nebst 15 000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern der Bundesgenossen nach Ariminum geschickt; dieselbe Anzahl von Streitern, also insgesamt 27 000 Mann, hatte Atilius Regulus in Sardinien, der auf die Kunde vom Galliereinfall sofort zurückgerufen wurde. Außerdem aber standen 50 000 Sabiner und Etrusker mit 4000 Reitern in Etrurien unter dem Oberbefehl eines römischen Prätors; ferner waren 20 000 Umbrer und Sarsinaten mit dem Schutze der östlichen Apenninpässe betraut, während die gleiche Zahl von Cenomanen und Venetern ins Boierland einfallen sollten; endlich stand bei Rom selbst eine Reserve von 20 000 Mann römischen Fußvolkes mit 1500 Reitern und 30 000 Bundesgenossen mit 2000 Reitern und in Sizilien und Tarent 8400 Mann und 400 Reiter, also war im ganzen eine Kriegsmacht von 199 200 Mann Fußvolk mit 11 100 Reitern aufgestellt. Nach den bei dieser Gelegenheit von den Bundesgenossen eingeforderten Listen der Waffenfähigen wären aber die Römer im stande gewesen, im Notfalle 700 000 Mann zu Fuß und 70 000 Reiter aufzustellen.

Schlacht bei Telamon 225 v. Chr.).

Wider Erwarten wandten sich die Gallier nach Etrurien, plünderten das Land und schlugen bei Clusium die römische bundesgenössische Armee. Aber vor dem von Ariminum heranziehenden Konsul zogen sie sich nordwärts, um zunächst ihre Beute zu sichern. Unterdessen war der andre Konsul mit seinem Heere in Pisa gelandet und

226. Der Gallier und sein Weib.

Marmorwiederholung der berühmten pergamenischen Bronzegruppe (s. S. 268) in der Villa Ludovisi zu Rom.

zog südwärts. So gerieten die Gallier an der etruskischen Küste bei Telamon an der Mündung des Ombrone zwischen beide konsularische Heere. Hier eröffnete der Konsul Atilius Regulus mit seinen Reitern das Treffen und starb den Heldentod. Aber er hatte die gallische Flut zum Stehen gebracht und gezwungen, sich zu teilen und nach zwei Seiten hin Front zu machen. Nach Süden zu standen die transalpinischen Gäsaten und die Insubrer gegen die Legionen des Papus, nach Norden zu die Taurisker und die Boier gegen die aus Sardinien gekommenen Truppen, auf den Flügeln tobte die Reiterschlacht. Aber die Gäsaten ließen sich, nachdem sie voll Übermut alle Kleider von sich geworfen und nur im Schmucke ihrer Waffen und goldenen Armspangen und Halsketten in der Front standen, durch den Hagel der römischen Wurfspeere (pila) verwirren, und im Handgemenge verbogen sich die schlechtgestählten Klingen der Gallier unter den Hieben der festen römischen Schwerter. Schließlich wurde das ganze gallische Heer von den Römern umzingelt, nur die Reiter entrannen. 40 000 Gallier bedeckten das Leichenfeld, 10 000 mit ihrem Könige Konkolitanus wurden gefangen; der andre Heerführer Aneroëstus gab sich selbst mit seinem Gefolge den Tod.

Eroberung des cisalpinischen Gallien.

Mit der Schlacht bei Telamon endete der Schrecken, den die Römer bis dahin immer beim Namen der Gallier empfunden hatten und den man noch bei Ausbruch dieses Krieges durch kein andres Mittel bannen zu können glaubte, als daß man in Rom zu den alten barbarischen Menschenopfern zurückgreifend, einen Gallier und eine Gallierin auf dem Forum lebendig begrub. Jetzt gingen die Römer zum Angriff auf das ganze noch unbezwungene Poland über. Die Boier und Lingonen, die südwärts vom Po wohnten, ergaben sich den Römern im Jahre 224 v. Chr. ohne weitere Kämpfe. Die Konsuln des folgenden Jahres, Publius Furius und Gaius Flaminius, überschritten den Po in der Gegend von Cremona unweit der Adduamündung. Dort aber erlitten sie durch die Insubrer Verluste. Deshalb zogen sie sich ostwärts über den Clusius ins Gebiet der Cenomanen, gewannen deren Unterstützung und rückten von neuem gegen die Insubrer vor. Diese erkannten den Ernst ihrer Lage, nahmen die goldenen Standarten, „die unbeweglichen", aus dem Heiligtume ihrer Göttin und rüsteten sich zum Entscheidungskampf. Er wurde an einer für die Römer wenig günstigen Stelle geliefert, nämlich so, daß sie einen Fluß (den Oglio?) im Rücken hatten. Aber die Schwierigkeit der Lage wurde durch den kühnen Mut des Feldherrn Flaminius und durch die Erfahrung und Tapferkeit der Offiziere und der Soldaten ausgeglichen; die Insubrer wurden dadurch besiegt, daß man ausnahmsweise ins erste Treffen die Triarier stellte, an deren festen Stoßlanzen sich die gallischen Schwerter verbogen.

Die Kraft der Insubrer war nunmehr gebrochen, immerhin verstärkten sie im Jahre 222 v. Chr. ihre zusammengeschmolzenen Scharen durch 30 000 Gäsaten, aber auch mit diesen wurden sie in der Nähe von Clastidium am Südufer des Po geschlagen, wobei der Konsul Marcus Marcellus den gallischen König Viridomarus mit eigner Hand tötete. Danach wurden Acerrä an der Adda und vor allem die Hauptfeste der Insubrer, Mediolanum (Mailand), vom Konsul Gnäus Cornelius Scipio erstürmt. Nun erlosch der Widerstand der Gallier, die ganze Poebene bis an die schneebedeckten Felsenmauern der Alpen gehorchte den Römern: die Blutarbeit war gethan, und es war hohe Zeit, daß die langsame und ausdauernde Friedensarbeit an dem herrlichen Lande, das das peninsulare Italien mit dem Körper von Europa verbindet, endlich begann.

C. Flaminius und die römische Kolonisation im cisalpinischen Gallien.

Lage des Mittelstandes und der unteren Volksschichten in Rom nach dem ersten Punischen Kriege.

Die Lage des Mittelstandes und unteren Volkes in Rom war nach dem ersten Punischen Kriege keineswegs eine so rosige, wie man sie nach dem großartigen Erfolge, der erzielt worden war, hätte erwarten sollen. Nach früheren Kriegen war dem Volke eine Entschädigung für die überstandenen Mühen und für das vergossene Blut durch Ausführung von Kolonien zu teil geworden, durch die Tausende von unbemittelten Bürgersöhnen und Proletariern in ansässige Bauern verwandelt worden waren. Von solchen Maßregeln hören wir in der Zeit nach dem ersten Punischen Kriege nichts. Im Gegenteil, die in jener Zeit zuerst hervortretende Interessenpolitik des Senats, die das Wohl des Staates immer mehr mit dem Gedeihen der Nobilität identifizierte, konnte sich nicht einmal dazu entschließen, das noch von früheren Kriegen her reichlich vorhandene Staatsland im Gebiete der Picenter und der senonischen Mark im Interesse der Gesamtheit der bäuerlichen Kolonisation zu erschließen; man fand es vorteilhafter, diese großen und gesegneten Landstrecken den Standesgenossen zur Nutznießung zu überlassen. Auch von den neuen überseeischen Provinzen zog der Mittelstand und die unteren Schichten kaum einen Nutzen — man müßte denn das königliche Almosen von 200 000 Scheffeln Weizen hierher rechnen, das Hieron von Syrakus gelegentlich eines Besuches in Rom im Jahre 237 v. Chr. den Armen der Stadt austeilen ließ — jene wurden vielmehr, wie schon oben ausgeführt worden ist, immer mehr zu einer Beute der vornehmen Vögte und ihres kapitalistischen Anhanges, der Publikanen und der Güteraufkäufer.

Stockung der Kolonisation.

Die Stockung, die durch dieses verwerfliche Gebaren des Senates in der bäuerlichen Kolonisation eintrat, wurde gegen Ende des Kampfes mit Karthago und in den ersten Jahren danach nicht gleich als drückend empfunden, da während des Krieges manche Bauernhufe durch den Tod ihres Besitzers erledigt worden war — war doch die römische Zensusliste, d. h. die Liste der zum Dienst im offenen Felde verpflichteten jüngeren Leute (juniores, vom 17. bis zum 46. Jahre) während des Krieges von 292 000 auf 260 000 gesunken. Auch nach dem Kriege hob sich die Zahl der Militärdienstpflichtigen nur langsam, sie betrug im Jahre 233 v. Chr. erst gegen 271 000; doch kommt dies langsame Steigen der Zensuslisten wohl nicht allein auf Rechnung geringer Bevölkerungszunahme, sondern auch auf Rechnung der zunehmenden Verarmung, da nur die in die fünf Vermögensklassen Eingeschätzten in die Listen aufgenommen wurden. Außerdem entspricht aber nach der Berechnung eines modernen Gelehrten bereits die Zahl von 271 000 Zensierten einer Gesamtzahl von etwa 2 560 000 Köpfen römischer Bevölkerung, wovon fast die Hälfte als außerhalb der Klassen stehend zu betrachten ist. Unter diesen Umständen wäre eine fortgesetzte bäuerliche Kolonisation eine unabweisbare Pflicht des Senates gewesen, sie wurde aber zu gunsten der überseeischen Politik und der gesteigerten Selbstsucht der regierenden Kreise vernachlässigt.

Erweiterung der Kluft zwischen Nobilität und Volk.

Dazu kam, daß in derselben Zeit der Spalt zwischen Volk und Nobilität, zwischen Regierten und Regierenden, der bis dahin zwar auch vorhanden, aber doch an manchen Punkten überbrückt gewesen war (s. S. 388), sich immer mehr zu einem unheilbaren Risse erweiterte. Der enge Kreis der Familien der Nobilität wurde gegen Leute geringerer Herkunft (homines novi) immer exklusiver, den selbstherrlichen Naturen, die in den Provinzen als Vizekönige geherrscht hatten, fiel es schwer, sich danach in die republikanische Unpersönlichkeit zurückzufinden, und endlich führte der mit der Verschiebung der Besitzverhältnisse immer größer werdende Unterschied zwischen reich und arm auch zu einer nach außen immer mehr hervortretenden Verschiedenheit der Lebens-

führung. Das alles wirkte zusammen, um eine ähnliche soziale Not über das römische Volk heraufzuführen, wie sie vor der Liciniischen Gesetzgebung vorhanden gewesen war: nur waren jetzt die Verhältnisse viel großartiger geworden und deshalb schwerer zu wandeln.

Gaius Flaminius.

Unter solchen Verhältnissen trat Gaius Flaminius mit wichtigen Plänen zu einer sozialen Reform hervor. Er stammte nicht aus der Reihe der Nobilität, sondern war ein homo novus, jedoch, wie es scheint, aus begüterter Familie. Seine ganze Laufbahn ist typisch für die Anfeindungen und den Haß, dem schon damals ein warmer Freund des Vaterlandes ausgesetzt war, wenn er mit der Staatsweisheit der herrschenden Klasse in Widerspruch geriet. Flaminius hat diesen Haß der ganzen adlig-kapitalistischen Gesellschaft, die es ihm nie verzieh, daß er ihr durch wohlgemeinte Verbesserungsvorschläge unbequem wurde, getragen sein ganzes Leben lang, ja über seine Lebenszeit hinaus; denn auch die römische Geschichtschreibung, die wesentlich im Sinne der Nobilität arbeitete, hat sein Bild absichtlich verdunkelt und durch falsche Flecken verunziert. Eine Betrachtung der Bestrebungen und Schicksale des interessanten Mannes zeigt uns deutlicher als jedes Raisonnement die Verschlechterung der römischen Gesellschaft, die zwischen dem ersten und dem zweiten Punischen Kriege eintrat, und die leider vernachlässigten Mittel, die, rechtzeitig angewendet, die kranken Verhältnisse auf lange Zeit hinaus hätten heilen können.

Soziale Pläne des Flaminius; Widerstand des Senates.

Flaminius trat zuerst im Jahre 232 v. Chr. als Volkstribun mit einem Ackergesetze hervor, das das noch unverteilte Staatsland im Picenterland und in der senonischen Mark, also das Gebiet zwischen Ancona und Ariminum, zur Aufteilung in Ackergüter für die ärmeren Bürger forderte. Diese Gebiete hatte die Nobilität gegen die Bestimmungen der damals bereits vergessenen leges Liciniae Sextiae in großen Komplexen für sich ausgebeutet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Flaminius, um eine rechtliche Grundlage für seine Forderungen zu schaffen, auf das in Vergessenheit geratene Liciniische Ackergesetz (s. S. 356) hinwies oder gar es formell erneuerte. Die Nobilität war thöricht genug, sich den Anträgen des Flaminius zu widersetzen und ihn dadurch, sehr gegen seinen Willen, zunächst in die Bahnen der späteren Demagogen zu drängen, so daß er in die Lage kam, seine Anträge ohne einen Vorbeschluß des Senats als ein bloßes Plebiszit durchzusetzen, wozu er nach der lex Hortensia formell berechtigt war, was aber der bisher gepflogenen Praxis der Gesetzgebung nicht entsprach. Flaminius fand also für seine agrarischen Reformen bei der Nobilität etwa so viel guten Willen und Verständnis, wie der Reichsfreiherr vom Stein für seine Pläne der Bauernbefreiung bei der adligen Junker- und Hofpartei in Preußen. Der Senat bedachte damals gar nicht, daß er durch seine Opposition seinen bösen Willen in Sachen des Volkswohles offen zugestehe und dadurch die Kluft zwischen sich und dem Volke beträchtlich erweitere. Mit Recht datiert deshalb der einsichtige Polybius vom Volkstribunate des Flaminius an den Umschwung zum Schlechteren in den inneren Verhältnissen Roms, aber Polybius irrt mit seinem aristokratischen Gewährsmanne, dem Annalisten Fabius Pictor, aus dessen Werk er geschöpft hat, darin, daß er dem Flaminius die Schuld aufbürdet, die dem Senate zukommt. Als alle Vorstellungen und Drohungen den unerschrockenen Tribunen nicht zur Zurücknahme seines Antrages bewegen konnten, gewannen die Senatoren schließlich den Vater des Flaminius soweit für sich, daß er kraft der väterlichen Gewalt den unverletzlichen Tribunen von der Rednerbühne herabzuziehen suchte. Trotzdem wurde das Plebiszit angenommen und Flaminius selbst in die „Dreimännerkommission für Ackerverteilung“ (triumviri agris dandis assignandis) gewählt. Nunmehr versuchte die Nobilität dadurch, daß sie Männer von besonders erprobter Parteigesinnung zu Konsuln wählen ließ, wie z. B. den Q. Fabius Maximus, wenigstens der Ausführung des Gesetzes nach Möglichkeit

Schwierigkeiten entgegenzustellen. Indes scheint doch spätestens im Jahre 228 v. Chr. das Werk der Ackerverteilung beendet gewesen zu sein, da wir in diesem Jahre den Urheber dieses Werkes wieder an einem andern Punkte der sozialen Frage Hand anlegen sehen.

Flaminius und die Provinzialverwaltung.

Die Verwaltung der Provinzen durch konsularische Legaten im Verein mit der Publikanenwirtschaft hatte schnell zu offenbaren Mißbräuchen geführt. Es war wohl auf Flaminius' Anregung zurückzuführen, wenn damals (228 v. Chr.) durch ein von Tribunen beantragtes Gesetz die Anzahl der Prätoren von zwei auf vier vermehrt wurde (s. S. 434), so daß Sizilien und Sardinien nunmehr unter besonderen, verantwortlichen Beamten eine geordnete Verwaltung erhielten. Flaminius selbst war 227 der erste Prätor in Sizilien, und soviel verdankte ihm das schöne Eiland, daß die Sikuler noch ein Menschenalter später voll dankbarer Erinnerung seinem Sohne eine Million Scheffel Weizen zur Verteilung an das Volk zur Verfügung stellten.

Flaminius als Konsul.

Nach der Provinzverwaltung bewarb sich Flaminius um das Konsulat. Aber jahrelang wußte die Nobilität die Wahl des tüchtigen Mannes zu hintertreiben, weil sie von ihm neue Kolonisationspläne erwartete. Endlich im Jahre 223 v. Chr. wurde er mit Publius Furius Konsul und erhielt damit die Aufgabe, den entscheidenden Stoß gegen die Insubrer nördlich vom Po zu führen. Er war der erste römische Feldherr, der den gewaltigen Strom überschritt, und trug trotz der Ungunst der Verhältnisse den entscheidenden Sieg davon (s. S. 440). Aber auch dabei wurde er in gewissenloser Weise von der Nobilität angefeindet. Er erhielt nämlich, als er im Begriffe war, das entscheidende Treffen zu liefern, einen versiegelten Brief vom Senate des Inhalts, er möchte sofort nach Rom zurückkehren und sein Amt niederlegen, da die bei seiner Wahl angestellten Auspizien ungenügend gewesen und neue, unheilverkündende Wunderzeichen beobachtet worden wären. Eine solche frevelhafte Herabwürdigung religiöser Gebote zum Zwecke gemeiner Intrigen entsprach bereits damals der Gesinnung eines größeren Teiles der Senatoren, die der Augur Q. Fabius Maximus in das kühle Wort zusammenfaßte, gute Auspizien seien dann vorhanden, wenn die Handlung, für welche die Auspizien angestellt würden, dem Staatswohle förderlich zu sein schiene. Aber Flaminius, der den Inhalt des Briefes ahnen mochte, steckte ihn uneröffnet beiseite, bis die Schlacht vorüber war. Dann aber erklärte er seinen Sieg als die beste Rechtfertigung seiner Konsulwahl und kehrte erst, nachdem er noch eine Weile den Krieg fortgesetzt hatte, nach Rom zurück. Als ihm hier der Senat den wohlverdienten Triumph verweigerte, triumphierte er kraft eines Plebiszits und legte dann erst sein Amt nieder. Die aristokratische Geschichtschreibung suchte ihm seinen Kriegsruhm dadurch zu schmälern, daß sie das Verdienst an dem Siege seinen tüchtigen Kriegstribunen beimaß. Und als im Jahre 221 der Diktator M. Minucius den verfemten Flaminius zum Reiteroberst ernannte, wurde auch dieser zur Abdankung genötigt, weil bei seiner Ernennung eine Spitzmaus gepfiffen hätte.

Flaminius' Kolonisationspläne.

Trotz dieser unablässigen Anfeindung ermattete Flaminius nicht in der Verfolgung seiner gemeinnützigen Ziele. Als er während seines Konsulates die unstäten Gallier unter der Furie des Krieges dahinschwinden sah und die herrlichen Ebenen zu beiden Seiten des schönen Stromes durchritt, ermaß er in seinem Geiste wohl, wieviel Tausende armer Proletarier auf diesem unerschöpflichen Nährboden ihr Getreide bauen und mit der kostbaren Eichelmast der ungeheuren Laubwälder ihr Vieh erhalten könnten. Aber alle seine Vorschläge über Aussendung von Kolonien nach dem cisalpinischen Gallien verhallten wirkungslos im Senate; lieber ließ man sich von den unterjochten und zusammengeschmolzenen gallischen Stämmen einen unbedeutenden Tribut zahlen, als daß man sie nach dem Rate des verhaßten Mannes zur Landabtretung genötigt hätte.

Kostbare Jahre verrannen so, bis endlich im Jahre 220 v. Chr. dem beliebten Volksmanne sich das Amt öffnete, das der Ausführung seiner sozialen Pläne am förderlichsten sein konnte: die Zensur. Er bekleidete dieses Amt zugleich mit L. Ämilius Papus. Die Art, wie Flaminius seine Zensur führte, enthält den unumstößlichen Beweis von der Reinheit seines Charakters und der Lauterkeit seiner Absichten. Wäre er ein Demagog nach dem Muster der späteren gewesen, so würde er in seiner Zensur die ganze Schale seines Zornes und seiner Rachsucht über die entartende Nobilität ausgegossen und namentlich seine persönlichen Gegner mit der nota censoria aus ihren Ehrenämtern, dem Senate und dem Ritterstande hinausgeworfen haben. Aber er war eine aristokratische Natur im edelsten Sinne des Wortes, ohne eine Spur

227. Der Furlo-Paß (rechts die alte via Flaminia).
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

niedriger Rachsucht. So hören wir nichts von einer Anwendung der zensorischen Straf- und Rügemittel gegen die Feinde, wohl aber arbeitete er der einreißenden Sittenlosigkeit durch Gesetze entgegen. Die Freigelassenen waren während einer laxeren Handhabung der Zensur auch in die ländlichen Tribus eingedrungen; aus diesen verwies sie Flaminius wieder zu gunsten der freigeborenen römischen Bauern in die vier städtischen Tribus. Der Schaulust des Stadtvolkes gab auch er insoweit nach, als er den großen Circus Flaminius anlegte und die dort abzuhaltenden plebejischen Spiele besser ausstattete. Wichtiger war die Anlage und der Ausbau der Flaminischen Straße (via Flaminia), die, einer uralten Völkerstraße folgend, Umbrien durchschnitt, von der Höhe des Apennin bei Fanum sich zum Meere niedersenkte und dann an der Küste hin Ariminum erreichte. Diese Straße verband also Rom mit

dem cisalpinischen Gallien und sicherte den gallischen Kolonien, deren Errichtung Flaminius unablässig betrieb, die Verbindung mit der Hauptstadt.

Wir wissen nicht, auf welche Weise er schließlich die Ausführung von Kolonisten nach Gallien durchsetzte; aber seinen Bemühungen war es hauptsächlich zu danken, wenn endlich im Jahre 218 mit der Aussendung von je 6000 Mann nach Placentia und Cremona am Po ein Anfang gemacht wurde.

Auf Flaminius' Anregung ferner brachte der Tribun Q. Claudius im Jahre 220 oder 219 das wichtige Gesetz ein, daß kein Senator und auch keiner, dessen Vater Senator gewesen sei, ein Seeschiff von mehr als 300 Amphoren (1 Amphora = $^1/_4$ hl) Tragkraft besitzen sollte. Dadurch wurde der römischen Nobilität der überseeische Handel und die damit verbundene Spekulation verboten; dasselbe Gesetz verbot ihr aber wahrscheinlich auch die Teilnahme an den Lieferungsgeschäften der Publikanen für den Staat. Es war ein Zeichen der Zeit, daß ein solches Gesetz notwendig geworden war. Zwei Generationen früher, zur Zeit des Pyrrhuskrieges, war es noch ganz selbstverständlich, daß ein Mitglied der Nobilität jeden Gewinn aus Handelsgeschäften meide und vom Ertrage des Grundbesitzes lebe, aber die Erwerbung der Provinzen Sizilien und Sardinien hatte einen so schamlosen Tanz um das goldene Kalb eröffnet, daß es notwendig schien, wenigstens die Regierenden davon zurückzuhalten.

Anfänge einer Geldaristokratie.

Seit der Zensur des Flaminius beginnt also innerhalb der römischen vornehmen Gesellschaft sich eine Scheidung in zwei Stände zu vollziehen, insofern sich von der alten Nobilität der Grundbesitzer eine neue des Kapitals absondert, die, ihrem ganzen Wesen nach weit weniger exklusiv, auch den reicheren Plebejern ihre Kreise öffnete, überhaupt die Geltung des Menschen vorwiegend nach dem Vermögen bemaß, das er besaß. So entsteht seit dieser Zeit allmählich neben dem Senatorenstand der Ritterstand, so genannt, weil seine Glieder ihrem Vermögen gemäß ihrer Militärpflicht als Reiter genügten, eine Finanzaristokratie, die in einem ähnlichen Gegensatze zu der Geburtsaristokratie, der Nobilität, steht, wie etwa im heutigen London die geräuschvolle City zu dem feierlichen Westminster. Doch kommen diese Gegensätze erst später zu ihrer vollen Entwickelung.

228. Denar des P. Manius (etwa 217 v. Chr.) nach dem Münzfuße der Lex Flaminia. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Flaminius' zweites Konsulat; sein Münzgesetz.

Bald nach der Zensur des Flaminius brach das entsetzliche Unglück des Krieges mit Hannibal über den Staat herein. In dieser Not des Volkes wählte man den Flaminius zum zweitenmal zum Konsul für das Jahr 217. Kurz nach Antritt seines Konsulates regelte er das Münzwesen durch ein Gesetz den Zeitverhältnissen entsprechend, indem er den Uncialfuß einführte, d. h. den As nur noch auf ein Zwölftel seines ursprünglichen Gewichtes ausprägen ließ. Mit dieser Münzreduktion wurde aber eine Schulderleichterung verbunden. Es war nämlich seit der letzten Festsetzung des As auf $^1/_3$ Pfund Kupfer (Trientalfuß, s. S. 401) während des ersten Punischen Krieges der Sextantarfuß, d. h. die Ausprägung des As nur auf $^1/_6$ Pfund Kupfer eingetreten. Also war ein neuer As des von Flaminius durchgeführten Uncialfußes, nach dem der As nur $^1/_{12}$ Pfund wog, nur halb soviel wert als ein As des zuvor gültigen Sextantarfußes. Trotzdem bestimmte das Gesetz des Flaminius, daß, außer beim Solde, 16 — statt 20 — neue As gleich 10 alten oder gleich einem Silberdenar in Zahlung genommen werden sollten; so gewann der Staat bei der Umprägung 20%, der Privatschuldner aber $37^1/_2$%, da er mit jedem Silberdenar, den er bezahlte, 16 As seiner Schuld tilgte. Seitdem gilt der Sesterz (= $^1/_4$ Denar) 4 As.

Flaminius' Ende.

Als sich das Frühjahr näherte und der Wiederbeginn des Krieges zu erwarten stand, begab sich der Konsul Flaminius nach Ariminum zum Heere, wie es scheint, ohne Beobachtung der Formalitäten, die mit dem Ausrücken des Konsuls ins Feld nach dem Herkommen verbunden waren; wahrscheinlich drängten ihn Nachrichten von dem unerwartet frühen Aufbruch Hannibals aus Gallien gegen Mittelitalien zur Eile. Wenige Wochen später unterlag auch er der Kriegslist des Puniers am Trasimenischen See. Seine persönliche Tapferkeit in der Schlacht konnte auch von seinen Gegnern nicht geleugnet werden, im übrigen aber wurde ihm die Schuld an dieser Niederlage in ihrem vollen Umfange aufgebürdet. Gewiß mit Unrecht, denn die Römer hätten wahrscheinlich auch unter einem andern Generale ihre Niederlage erlitten (S. 459 f.). Aber mag er immerhin kein bedeutender Feldherr gewesen sein, ein bedeutender Staatsmann war Flaminius jedenfalls. Er war der erste, der die zum Niedergange des römischen Volkes führenden Ursachen erkannte und ihnen mit Einsicht und Geschick entgegenwirkte. Die Zurückdrängung der unlauteren und unrömischen Elemente, die den Stand der Freigelassenen bildeten, aus den Reihen der römischen Bauernschaft, die Zurückdrängung der regierenden Nobilität von der verderblichen Gier nach Gold, die Wiederaufnahme der staatsrettenden Kolonisation unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen war sein Werk. Und wenn die gallischen Kolonien in so geringer Anzahl und so spät angelegt wurden, daß der Ansturm Hannibals die römische Herrschaft außer in Cremona und Placentia vom Boden fegte, ehe sie festen Fuß gefaßt hatte, so war das nicht seine Schuld, sondern die seiner blinden politischen Gegner. Indes lebten auch gerade seine Kolonisationspläne nach dem zweiten Punischen Kriege sofort wieder auf, und der Gedanke, das Poland in ein römisches Bauernland zu verwandeln, ist auch späterhin von Segen gewesen: das cisalpinische Gallien bildete späterhin auf lange Zeit für die Römer die wichtigste und größte Vorratskammer nationaler Kraft.

Der zweite Punische Krieg.

Karthago nach dem Frieden von 238 v. Chr.

Nach dem Ende des Söldnerkrieges und nach dem zweiten demütigenden Frieden mit Rom (238 v. Chr.), der Sardinien und eine neue große Geldzahlung den Römern in die Hände lieferte, befand sich Karthago nicht nur in einer sehr gedrückten, sondern auch sehr gefährlichen Lage. Dreißig Jahre früher war man nahe daran gewesen, das Seefahrts- und Handelsmonopol auf dem ganzen Westmeere, von den Säulen des Herkules bis nach Malta, durch die endgültige und völlige Erwerbung Siziliens zu vollenden, und jetzt, nach dem Zusammenbruche dieser ganzen Machtstellung, mußte man ängstlich nach Norden spähen, ob es nicht etwa dem stolzen Römer beikomme, von dem nahen Lilybäum aus den Versuch des Regulus mit besserem Glücke zu wiederholen. Diese gefährliche Lage mußte dem Kurzsichtigsten einleuchten, sie mußte der demokratischen Kriegspartei in Karthago neue Stärke verleihen und die Klagen der großen aristokratischen Handelshäuser über Schädigung des Erwerbs durch Kriegsgelüste endlich einmal zum Schweigen bringen. Ob die Gefahr, in der Karthago damals ohne Zweifel schwebte, auch zu einer wirklichen Änderung der Verfassung führte, oder ob nur das Gewicht der einzelnen Parteien im Staate sich verschob, das ist uns dunkel. Soviel ist aber klar, daß sich aus der Flut verschiedener Bestrebungen, gegenseitiger Vorwürfe und hin und her wogenden Gezänkes unter den betriebsamen Leuten der Punierstadt siegreich zwei Wünsche im Bewußtsein aller emporrangen: nämlich einen starken Schützer der gefährdeten Stadt zu besitzen und das Verlorene auf irgend welche Weise zu ersetzen.

Für die Erfüllung des ersteren Wunsches hatte das Schicksal den Puniern aus den Nöten der vorangegangenen Kriege einen Mann errettet, der auch in der trübsten Zeit die Hoffnung des Staates gewesen war: den Hamilkar Barkas. Alle Parteien mögen wohl damals darin übereingestimmt haben, daß dem Hamilkar die ohnehin ziemlich unumschränkte Stellung eines Feldhauptmanns der Republik mit besonders umfassenden Vollmachten anvertraut würde. Hamilkar Barkas aber war wohl auch der Vater des Gedankens, in Spanien für das Verlorene Ersatz zu suchen. Spaniens Bergwerke konnten das Geld, seine Bewohner die Truppen liefern, die Karthago zum Kampfe gegen seine Rivalin brauchte. Bisher hatten sich die Karthager darauf beschränkt, an den Küsten einen gewinnbringenden Tauschhandel zu treiben, nur das Land an der Mündung des Guadalquivir, das herrliche Tarteſſus (Andalusien) hatten sie auch ihrer Plantagenwirtschaft dienstbar gemacht, das ganze Innere aber und der Norden der großen Pyrenäischen Halbinsel war noch gar nicht ins Bereich der karthagischen Macht gezogen worden. Seine auf Eroberung des ganzen Landes zielenden Pläne trug Hamilkar vermutlich in einem der engeren Ausschüsse des Großen Rates vor und fand Beifall; über den Vorbereitungen lagerte nach der vorsichtigen Weise der Handelsrepubliken der Schleier des Geheimnisvollen. Selbst als das Heer Hamilkars bereits an der Nordküste Afrikas westwärts zog, wußte die große Menge zu Karthago und das Ausland nur von einem Kriegszuge gegen die westlichen Libyer, bis man plötzlich zu Karthago die Kunde vernahm, er habe bei den Säulen des Herkules die Meerenge überschritten und bekriege die keltiberischen Stämme. Es war eine ähnliche Schwenkung in der Politik wie die der Engländer, als sie nach dem Verluste ihrer amerikanischen Kolonien (1783) schon im folgenden Jahre durch die Indiabill des jüngeren Pitt den Schwerpunkt ihrer gesamten Kolonialpolitik nach Ostindien verlegten; und die Kunde vom Unternehmen des Hamilkar Barkas war eine ähnliche Überraschung für Rom, wie die Kunde von der Landung Napoleons in Ägypten für die Engländer.

Hamilkar Barkas setzt nach Spanien über.

Die Einzelheiten dessen, was Hamilkar in Spanien geleistet hat, entziehen sich unsrer Betrachtung: es scheint, als habe er nicht nur durch Gewalt und Blut, sondern auch auf friedlichem Wege durch den Zauber seiner liebenswürdigen, ritterlichen Persönlichkeit die karthagische Herrschaft erfolgreich ins Innere des Landes vorgeschoben, bis er im Jahre 229 in einer Schlacht den Heldentod starb. Das Heer, d. h. wohl der aus den im Heere befindlichen punischen Offizieren gebildete Kriegsrat samt den vom Senate dazu abgeordneten karthagischen „Beisitzern", wählte nunmehr den Schwiegersohn des Toten, Hasdrubal, zum Feldhauptmann, und diese Wahl wurde vom Senate der Heimat bestätigt. Hasdrubal erweiterte das Gebiet der Karthager noch weiter nach Norden zu und vermehrte durch geschickte Verträge mit keltiberischen Stämmen, die ihm Söldner stellten, die Wehrkraft des spanischen Heeres noch beträchtlich; außerdem gründete er an der Südwestspitze den bis auf den heutigen Tag wichtigen Hafen Neukarthago (Cartagena) als Hauptwaffenplatz für Unternehmungen nach Norden und Osten. Dazu gelang es, in der Umgegend der neuen Stadt ergiebige Silbergruben zu finden, die später einen Jahresertrag von 36 Millionen Sesterzen (7 500 000 Mark) lieferten, so daß hieraus und aus den Tributen der unterjochten Stämme aller Sold gezahlt und auch noch beträchtliche Summen in Reserve gestellt werden konnten.

Hasdrubal in Spanien.

Die Römer waren gegen die ihnen von Spanien her drohende Gefahr nicht blind: sie ersuchten wohl dann und wann den karthagischen Senat um Aufklärung über seine iberischen Pläne und erhielten beschwichtigende Antworten, vor allem aber hielt ihnen wohl, und zwar bereits seit 238, die Sorge vor einer Erneuerung der

Vertrag der Römer mit Hasdrubal.

Kelteneinfälle in Italien die Hände gebunden. Ja, als diese Gefahr in deutlicheren Umrissen sichtbar wurde, mußte man zu Rom sogar auf einen kombinierten Angriff Hasdrubals und der Kelten gefaßt sein. In dieser Not und Sorge beschlossen die Römer, sich durch kluge Nachgiebigkeit wenigstens nach einer Seite hin zu sichern. Aus diesem Bestreben erwuchs der Vertrag mit Hasdrubal vom Jahre 226 v. Chr. Er ist jedoch nicht, wie es nach der römisch gefärbten Tradition scheinen kann, zur Bedrohung Hasdrubals und zur Einengung der karthagischen Macht abgeschlossen worden, sondern bedeutete eine starke Konzession, durch die man die Karthager zu loyaler Haltung während des Keltenkrieges bestimmen wollte und auch wirklich bestimmt hat. Es wurde nämlich im Jahre 226 der Ebro, bis zu dem damals die karthagische Machtstellung noch lange nicht heranreichte, als Grenzlinie der beiderseitigen Interessensphären festgesetzt, damit also den Karthagern alles, was südwärts des Ebro lag, sieben Achtel der ganzen Iberischen Halbinsel, bedingungslos überlassen. Freilich, als die Gallier besiegt waren und das cisalpinische Gallien dem Reichskörper eingefügt wurde, bereute man in Rom die den Karthagern in Spanien gemachten Zugeständnisse und suchte sie auf jede Weise einzuengen oder zurückzunehmen. Während dieses Umschwunges der Stimmung in Rom fiel Hasdrubal 221 durch den Dolch eines Meuchelmörders und überließ die Weiterführung der karthagischen Schöpfungen in Spanien und ihre Verteidigung gegen die Römer dem Sohne des großen Hamilkar, seinem Schwager Hannibal.

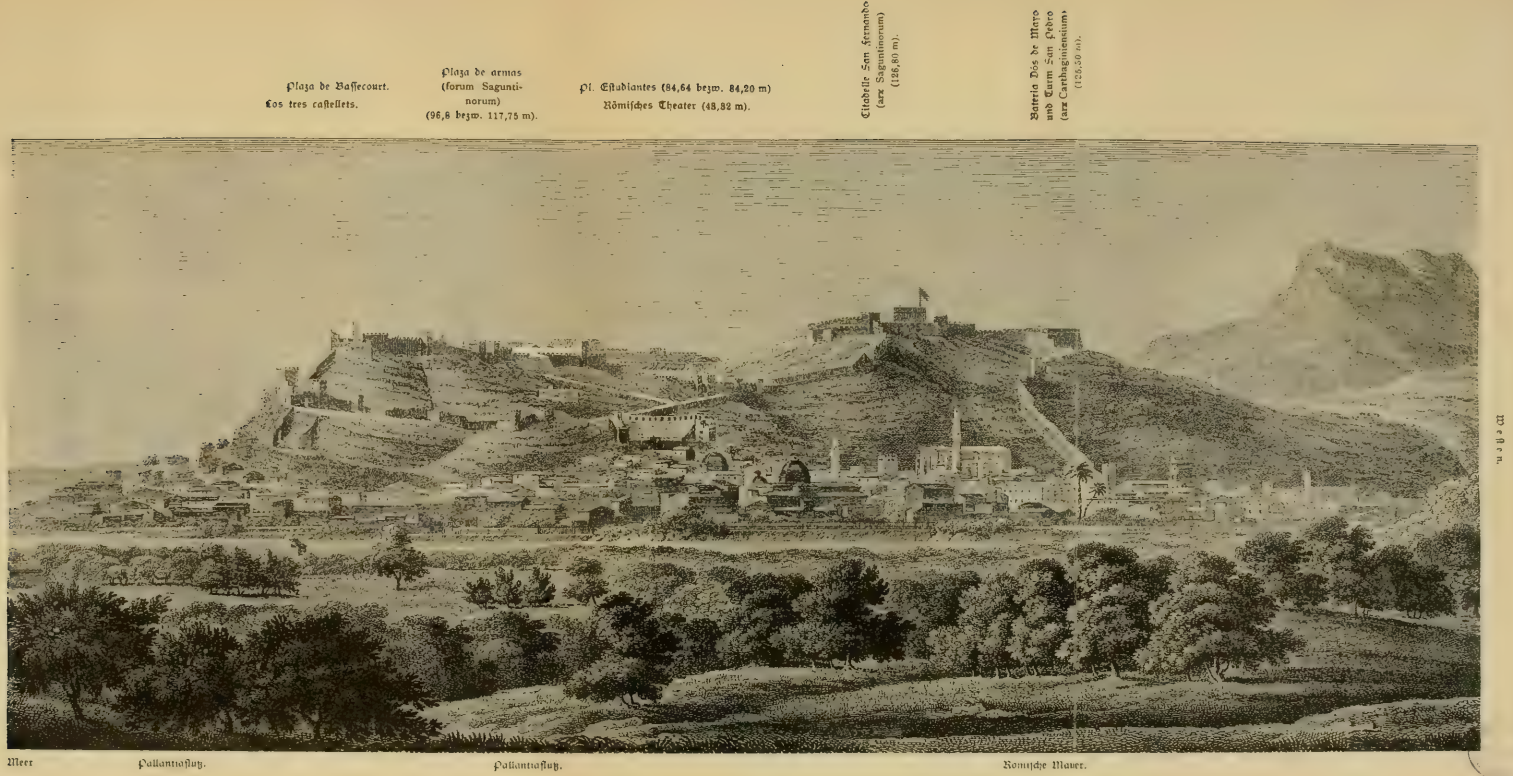
Hannibal.

Hannibal war erst 28 Jahre alt, als er mit Genehmigung des karthagischen Senates als karthagischer Feldhauptmann an die Spitze des Barkidenreiches in Spanien trat. Aber er war trotz seiner Jugend auf seine hohe und schwierige Stellung vorbereitet wie kein andrer. Geboren im Jahre 249 v. Chr., kurz bevor sein Vater sich anschickte, auf dem Felsen Heirkte seinen unsterblichen Ruhm zu gründen, war er aufgewachsen unter der Not der letzten Jahre des Krieges mit den Römern und unter den Schrecken des Söldnerkrieges. Als sein Vater nach Spanien aufbrach, war Hannibal elf Jahre alt. Er selbst soll später — nach dem Zeugnisse des Polybius — dem Könige Antiochos von Syrien die denkwürdige Opferszene, die seinem Leben Richtung und Ziel gab, folgendermaßen geschildert haben: „Während der Vater dem Zeus opferte, stand ich zur Seite des Altars. Als er aber gute Vorzeichen erlangt hatte und nun den Göttern Speise und Wein spendete und die üblichen Gebräuche verrichtete, ließ er die übrigen Teilnehmer der heiligen Handlung ein wenig zurücktreten, mich aber rief er zu sich und fragte mich freundlich, ob ich an dem Feldzuge teilnehmen wolle. Wie ich nun freudig „ja!“ sage und ihn nach Knabenart auch noch stürmisch darum bitte, ergreift er meine Rechte, führt mich an den Altar, läßt mich das Opfer berühren und dabei schwören, daß ich nie ein Freund der Römer sein wolle.“

So wuchs also Hannibal im Lager zum Jünglinge heran und doch nicht ohne die Geistesbildung, die den Besten seines Volkes eigen war. Bald war er ein tüchtiger Fechter und ein hervorragender Reiter und selbst als Feldherr that er es dem gemeinen Manne an Bedürfnislosigkeit gleich: in seinen Mantel gehüllt schlief er auf bloßer Erde und war gewöhnt, Hunger und Durst zu ertragen. Weit wichtiger aber war es noch, daß ihn der Vater in neunjährigem persönlichen Verkehr in alle seine Pläne einweihte und ihm einen tiefen Einblick eröffnete in das, was geschehen war, und in das, was geschehen mußte. Zum Manne herangereift, war Hannibal oft schweigsam und düster, aber mit Blitzesschnelle wußte sein Geist Pläne zu schmieden und den Gegner durch ungeahnte Wendungen zu überraschen. In ihm paarte sich die phönikische Schlauheit des Fuchses mit der Kraft des numidischen Löwen; dabei war er persönlich edel und hochherzig, und so sehr auch die Römer seinen ganzen Lebenslauf und sein Wesen nach unehrenhaften Vorkommnissen und niedrigen Charakterzügen durchspäht haben, so haben sie doch nichts gefunden, was einer ernsthaften Kritik standhielte. Er hat den stolzen Staatsbau dieses starken Volkes bis in seine Grundfesten erschüttert wie kein einzelner vor ihm noch nach ihm, und noch als heimatloser Flüchtling bezauberte er die selbstherrlichsten Tyrannen des Ostens. So war denn Hannibal ein wahrhaft großer Mann, und er erscheint uns um so größer, je tragischer sich mit der Zeit sein Schicksal gestaltete, ohne daß es doch im stande war, die beiden mit orientalischer Glut in ihm lodernden Flammen, die heißeste Vaterlandsliebe und den grimmigsten Römerhaß, das Vermächtnis seines Vaters, zu ertöten.

Hannibal und Sagunt.

Diesem Manne also hatte der Kriegsrat des Heeres nach Hasdrubals Ermordung einstimmig den Oberbefehl übergeben, und das Volk in Karthago hatte diese Wahl bestätigt. Hannibal ging sofort daran, das Werk seines Vaters und seines Schwagers

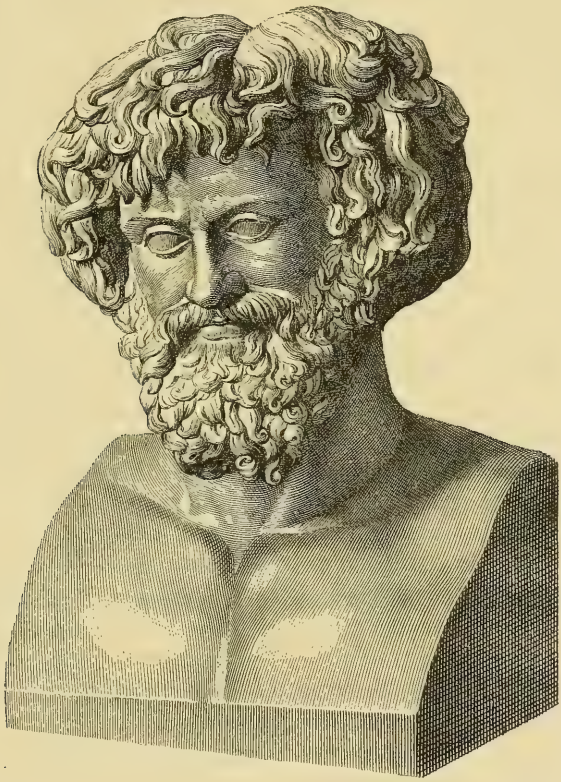


Die Stadt Murviedro (Sagunt) mit den Forts im Jahre 1811 (von Norden gesehen).

Nach dem Zuge der noch heute zum Teil erhaltenen iberischen Mauern zu urteilen, lag das von Hannibal angegriffene iberische Sagunt nur auf der Höhe. Der Gipfel derselben ist wie ein Bogen geformt, dessen konvexe Seite nach Süden liegt und dessen Enden in zwei Erhebungen auslaufen, die durch eine ausgedehnte Senkung in der Richtung von Osten nach Westen miteinander verbunden sind. Seine Länge beträgt ungefähr 1 km, seine Breite 115—205 m. Der Angriff mit Widder und Turm kann nur auf einer Seite, im Westen der Stadt erfolgt sein, trotzdem er auch da auf nicht geringe Geländeschwierigkeiten stieß, auf allen übrigen Seiten war ein solcher Angriff unmöglich, da der Fels hier steil abfällt. Die beiden andern, von Livius genannten Heeresabteilungen der Karthager mußten sich also vorläufig auf eine Einschließung der Stadt im Süden und Norden mittels einer Kontravallationslinie beschränken. Die von Livius erwähnte Burg der Saguntiner kann nur auf der Stelle der heutigen Citadelle, das von den Karthagern erbaute Fort nur auf der Stelle der „Beteria Dós de Mayo" gestanden haben. Das von Livius erwähnte forum ist dann im Osten der Forts, sehr wahrscheinlich auf der „Plaza de armas" zu suchen, wohin uns die vielen antiken Gebäudereste weisen, die eine solche Bestimmung des Platzes für die römische Zeit nahelegen.

Die Zahlen bezeichnen die Höhe über dem Pallantiaufer in Metern. — Nach der spanischen Seekarte liegt die Citadelle 174 m über dem Meere.

zu vollenden. Durch zwei Sommerfeldzüge in den Jahren 221 und 220 v. Chr. unterwarf er die Olkader, die Vaccäer, Karpesier und die andern Völkerschaften zwischen dem oberen Tejo und dem oberen Ebro. Sein Winterlager hielt er beide Mal in Cartagena. Nach dem zweiten Feldzuge gehorchte ihm alles Land bis zum Ebro, nur die volkreiche Stadt Saguntum (Murviedro), in fruchtbarer Gegend, unweit der Küste des Golfes von Valencia, trotzte noch seinem Machtgebot. Aber der Trotz der Saguntiner beruhte nicht auf dem Bewußtsein eigner Kraft, sondern auf dem Bündnisse, das die Römer mit dieser wohlgelegenen Stadt eingegangen waren. Man hat, um dieses Bündnis römischerseits zu rechtfertigen, die Fabel aufgebracht, Sagunt sei



229. Sogenannter Hannibal, Bronzekopf in Neapel

von Zakynthiern gegründet und also eine griechische Kolonie gewesen, oder es sei eine Tochtergemeinde der Latinerstadt Ardea; indes war Saguntum ohne Zweifel eine iberische Stadt, und da es auch südlich vom Ebro liegt, so bedeutete der nach dem Gallierkriege, also etwa 224 oder 223 v. Chr. erfolgte Abschluß eines Bundes der Römer mit Sagunt eine offenbare Verletzung des mit Hasdrubal im Jahre 226 geschlossenen Vertrages. Dem Kampfe mit Sagunt war Hannibal bisher ausgewichen, weil er wußte, daß dieser Kampf zum Kriege mit den Römern führen würde; er war dabei eingedenk der Mahnung seines Vaters, den Kampf mit Rom erst dann wieder aufzunehmen, wenn die karthagische Herrschaft in Spanien fest und dauerhaft geworden sei. Nach dem Sommerfeldzuge des Jahres 220 aber sahen sich die Saguntiner rings von karthagischem Gebiete umschlossen und überdies in ihrer Opposition

gegen Hannibal in Spanien völlig vereinsamt. Sie schickten also drängender als zuvor Gesandtschaften nach Rom mit der Bitte um Hilfe.

Pläne und Verhandlungen der Römer vor Ausbruch des Krieges.

Die römischen Gesandten erschienen im Winterlager Hannibals zu Cartagena und forderten zweierlei: erstens, daß er den Ebro nicht überschreite, und zweitens, daß er Sagunt, das innerhalb seiner Machtsphäre lag, nicht angreife. Die erste dieser beiden Forderungen war berechtigt, die zweite vollkommen unberechtigt, da zur Zeit des Vertrages mit Hasdrubal Sagunt noch nicht im Bunde mit Rom stand, also auch von der karthagischen Interessensphäre nicht ausgenommen war. Hannibal antwortete ausweichend und verständigte sich über dasselbe Verfahren mit dem karthagischen Senate, bei dem die römischen Gesandten auch vorstellig wurden. Der beste und einzige zuverlässige Gewährsmann über diese Verhältnisse, Polybius, macht hier dem Hannibal den Vorwurf, er habe nicht offen und ehrlich genug den römischen Gesandten den eigentlichen Grund seiner Beschwerden, die Wegnahme Sardiniens, eröffnet und habe sich dadurch den Vorwurf einer hinterlistigen Politik zugezogen. In Wahrheit aber erforderte die Lage für Hannibal und Karthago eine vorsichtige Politik; überdies war auch die Haltung der Römer in dieser ganzen Angelegenheit so unehrlich, daß sie nicht berechtigt waren, einen Vorwurf zu erheben. So gelangte man denn im römischen Senate nach der Heimkehr der Gesandten aus Cartagena und aus Karthago zu der Überzeugung, daß es zum Kriege kommen werde, ja man war willens, ihn selbst von Sagunt aus zu eröffnen. Weil aber die Gesandten beunruhigende Nachrichten über die Stärke der karthagischen Stellung in Spanien mitgebracht hatten, so war man auf einen großen Krieg gefaßt und wünschte deshalb zunächst im Osten, wo Demetrios von Pharos zu Makedonien abgefallen war (s. S. 437), die Verhältnisse zu ordnen, um sich dann mit ganzer Kraft auf den Westen werfen zu können. Man vertraute, daß entweder Hannibal sich durch die Vorstellungen der Römer doch vom Angriffe auf Sagunt noch einige Zeit werde abhalten lassen, oder daß im schlimmsten Falle Sagunt fest genug sei, die Belagerung längere Zeit auszuhalten.

Eroberung von Sagunt.

Aber alle diese klugen und heimtückischen Berechnungen wurden durch die kühne Thatkraft Hannibals durchkreuzt. Zu derselben Zeit, als der römische Konsul Lucius Ämilius nach Illyrien segelte, um den ungetreuen Demetrios zu züchtigen, im Frühjahre 219 v. Chr. erschien Hannibal mit großer Heeresmacht vor Sagunt und begann die Belagerung. Der römische Schriftsteller Livius entwirft uns ein lebendiges Bild von den Einzelheiten der Berennung und Verteidigung der Stadt. Er weiß zu erzählen von einer schweren Verwundung, die Hannibal davongetragen habe, von abgeschlagenen Stürmen und vergeblichen Verhandlungen, von der stückweisen Eroberung der Stadt, von Scheiterhaufen, die die Saguntiner auf dem Markte errichtet hätten, um sich mit ihren Schätzen zu verbrennen, von Hannibals Grausamkeit u. a. Aber alle diese Züge tragen den Stempel rhetorischer Erfindung, sie sind teilweise den Berichten über die Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.) nachgebildet. Mit einiger Sicherheit wissen wir nur, daß Hannibal nach achtmonatlichem heißen Kampfe, also gegen Ende des Jahres 219, die Stadt eroberte; die Bewohner wurden Sklaven, die Beute verstärkte seine Kriegskasse.

Die Kriegserklärung.

Als die Kunde vom Falle Sagunts im Anfange des Jahres 218 nach Rom gelangte, war man bestürzt über die Vereitelung des früheren Kriegsplanes, doch sah man sofort den Krieg als unvermeidlich an, und die Gesandtschaft, die nunmehr nach Karthago geschickt wurde, hatte nur den Zweck, ein Ultimatum zu stellen, dessen Ablehnung man voraussah, und dadurch die Punier ins Unrecht zu setzen. So ließen denn die römischen Gesandten, die wohl noch im Laufe des Januar 218 v. Chr. in Karthago erschienen, dem karthagischen Senate nur die Wahl zwischen der Auslieferung

Hannibals und der bei ihm befindlichen Ratsmitglieder oder dem Kriege. Der älteste der römischen Gesandten gab dieser Alternative noch einen besonders drastischen Ausdruck, indem er auf den Bausch seiner Toga zeigte und äußerte, darin bringe er ihnen Krieg und Frieden, er wolle den Bausch entleeren und ihnen dalassen, was sie wünschten. Darauf hieß ihn der karthagische Schofet, der die Sitzung leitete, ausschütten, was ihm gutdünke. Der Römer entfaltete seine Toga mit der Erklärung, er lasse ihnen den Krieg, und von den Bänken der karthagischen Ratsherren scholl es zurück: „Krieg, Krieg!"

Hannibals Rüstungen.

Dem Hannibal kam die Kunde von diesen Vorgängen wohl im Laufe des Februar nach Cartagena. Doch erheischte die Vereinbarung eines Kriegsplanes erst einen mehrmaligen Depeschenwechsel mit den heimischen Behörden, mit denen er doch im Einverständnis handeln wollte; namentlich aber erforderte die Sicherung Afrikas vor einem Einfalle der Römer und die Sicherung Spaniens selbst die umfassendsten Vorbereitungen. Denn Hannibal war von vornherein entschlossen, persönlich den Krieg in Italien zu führen und hatte zu diesem Zwecke dort schon längere Zeit Kundschafter unterhalten und mit den oberitalischen Kelten Verbindungen angeknüpft. So wurden spanische Truppen in libysche Garnisonen und libysche Truppen nach Spanien gelegt, um Meuterei und Fahnenflucht zu hindern. Der Geschichtschreiber Polybius fand noch — um 150 v. Chr. — auf dem lacinischen Vorgebirge in Bruttium eine Erztafel, auf der Hannibal die Stärke der von ihm aus Spanien nach Italien geführten Armee und die Stärke der zurückgelassenen Besatzungen aufgezeichnet hatte, ein Beweis, mit welcher Sorgfalt Hannibal alle diese Geschäfte überwachte. Danach schickte er als Besatzungen nach Libyen hinüber 1200 Reiter, 13850 Mann zu Fuß und eine Anzahl balearischer Schleuderer. In Spanien aber ließ er seinem Bruder Hasdrubal 50 Penteren, 2 Tetreren (Vierruderer) und 5 Trieren zurück; ferner 1550 Reiter aus Nordafrika, 11850 Mann libysches Fußvolk, 300 Ligurer, 500 Balearen und 21 Elefanten. Für sich selbst stellte er um Cartagena 90000 Mann Fußvolk, gegen 22000 Reiter und 60 Elefanten in Bereitschaft. Bei diesen umfänglichen und zeitraubenden Vorbereitungen ist es nicht wunderbar, daß Hannibal etwas später, als man sonst den Feldzug zu eröffnen pflegte, nämlich erst Mitte Mai, von Cartagena aufbrach.

Kriegsplan der Römer.

Um den Kriegsplan der Römer zu verstehen, muß man festhalten, daß sie an die Gefahr, von Hannibal auf dem Landwege in Italien angegriffen zu werden, zunächst gar nicht dachten, weil ein solches Wagnis nach dem Stande der damaligen Kriegführung ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen schien. Der Senat bestimmte also nach der Rückkehr der Gesandten aus Karthago, die wohl im Februar 218 v. Chr. erfolgte, daß im Frühlinge zu einer doppelten Expedition gerüstet werden solle; ein Heer sollte unter dem Konsul Publius Cornelius Scipio mit teilweiser Benutzung des Seeweges nach Spanien gehen, das andre unter Tiberius Sempronius von Lilybäum aus nach Afrika übersetzen.

Hannibal überschreitet den Ebro und die Pyrenäen.

Aber die Instandsetzung der großen Flotten, die dazu nötig waren — 60 Fünfruderer für Scipio und 160 für Sempronius — kostete viel Zeit, so daß noch während der Rüstungen, gegen Ende Juni die Kunde einlief, Hannibal habe mit einem großen Heere den Ebro überschritten. Aber noch immer war man sich in Rom über Hannibals Absichten nicht klar; man dachte, seine Unternehmung gelte der Unterwerfung des nördlichen Spanien bis an die Pyrenäen, und man wurde in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß Hannibal in der That längere Zeit in diesem Gebiete verweilte und mit den Ilurgeten, Bargusiern, Arenosiern, Andosinern und andern keltiberischen Stämmen Krieg führte. Auch entließ Hannibal hier einen größeren

Teil des Heeres in die Heimat und gab dem Hanno 10 000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter zur Behauptung des Landes zwischen Ebro und Pyrenäen, dann erst überschritt er mit etwa 50 000 Fußsoldaten und 9000 Reitern über den Col de Panissas oder den Col de Carbassière die Pyrenäen und gelangte in das südöstliche Gallien, etwa Mitte August 218 v. Chr.

Aufstand der Boier und Insubrer.

Die Römer hatten unterdessen ihre Rüstungen vollendet, und Tiberius Sempronius war mit seinen Legionen nach Sizilien aufgebrochen, um hier alles zur Überfahrt nach Afrika in Bereitschaft zu setzen. Der Abmarsch des Scipio aber nach Spanien war verschoben worden wegen eines Aufstandes der Boier und Insubrer, bei dem Hannibal seine Hand mit im Spiele hatte. Man war nämlich, wie schon oben erzählt worden ist, erst im Frühling dieses Jahres dazu gekommen, die von Flaminius längst geforderten Kolonien, und zwar zunächst nur zwei, Placentia und Cremona, wirklich einzurichten. Das geschah viel zu spät, nunmehr mit fliegender Hast und trug dazu bei, die ohnehin durch karthagische Sendboten erregte Gärung unter den Kelten in offenen Aufruhr zu verwandeln. Die römischen Bauern wurden von ihren Äckern verjagt, und ein von einem Prätor geführtes Heer wurde von den Kelten eingeschlossen. Um dieses zu befreien, mußte Scipio seine Legionen hergeben, bis neue Mannschaften von den Bundesgenossen auf dem oberitalischen Kriegsschauplatze eingetroffen waren.

Hannibal und Scipio an der Rhone.

So kam es, daß Scipio erst gegen Mitte August von Pisä absegeln konnte; nach einer Fahrt von fünf Tagen landete er an dem ersten Mündungsarme der Rhone im Gebiete von Massilia, das mit den Römern verbündet war. Hier erfuhr er, daß Hannibal die Pyrenäen überschritten habe und auf dem Marsche zur Rhone sei. Diese unangenehme Botschaft veranlaßte den Scipio seine Truppen auszuschiffen, um Hannibals Marsch aufzuhalten. Während er noch damit beschäftigt war, also etwa am 20. August, kam die Kunde, Hannibal habe bereits die Rhone erreicht. Scipio, der seinen Gegner noch fern glaubte, hielt diese Nachricht zunächst für falsch, sie beruhte aber auf Wahrheit. Denn Hannibal war in der That, nachdem er hier mit Gewalt, dort durch Geldzahlung sich den Durchzug ermöglicht hatte, etwa am 15. August an die Rhone gelangt; er hatte aber das Gebiet der Massilier vermieden und war vier Tagemärsche von der Mündung entfernt, etwa bei La Ramière gegenüber von Arausio (Orange), erschienen. Wäre Scipio auf diese Kunde sofort mit dem ganzen Heere nach Norden aufgebrochen, so hätte er vielleicht wenigstens den Übergang der Elefanten Hannibals über den Fluß noch stören können, so aber schickte er zunächst nur eine Abteilung von 300 Reitern auf Rekognoszierung nordwärts.

Hannibals Übergang über die Rhone.

Unterdessen hatte Hannibal nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten den Übergang über die Rhone bewerkstelligt. Die Stelle, die er dazu gewählt hatte, zeigt seinen strategischen Scharfblick. Sie lag oberhalb der Mündung der Durance, so daß also dieser wasserreiche Gebirgsfluß eine Deckung gegen einen Anmarsch der Römer von Marseille her bot. Das Ufer, von dem aus die Überfahrt unternommen werden mußte, ist dort eben, der Fluß nur 300 m breit. Aber während Hannibal von den Anwohnern der Rhone Einbäume und größere Boote zusammenkaufte und während seine Soldaten mit dem Bau von Flößen beschäftigt waren, sammelten sich auf dem linken Flußufer — zwischen Arausio (Orange) und le Lampourdier — große Scharen von Kelten, um den Übergang des karthagischen Heeres zu hindern. Deshalb ließ Hannibal in der dritten Nacht und am darauffolgenden Morgen einen Heeresteil unter dem Kommando eines Unterfeldherrn, Namens Hanno, mit keltischen Führern 25 römische Meilen (= 37 km) stromaufwärts marschieren, bis sie an eine Strominsel kamen, wo ihnen niemand den Übergang wehrte. Sie bewerkstelligten ihn auf eilig gezimmerten Flößen, rasteten dann und marschierten in der fünften Nacht auf dem linken Ufer

abwärts den dort versammelten Kelten entgegen. Als sie durch Rauch dem Hannibal ihr Herannahen meldeten, ließ dieser Boote mit Reitern und Einbäume mit Fußsoldaten vom Ufer abstoßen; aber während die Gallier ihr Kriegsgeheul anstimmten und sich anschickten, die landenden Fahrzeuge anzugreifen, erschien Hanno plötzlich in ihrem Rücken und führte dadurch eine so allgemeine Bestürzung herbei, daß die ersten Boote der Karthager fast unangefochten anlegen und Hannibal die Übergesetzten zu einem Treffen formieren konnte. Darauf wandten sich die Kelten schnell zur Flucht. Nun wurde das ganze Heer ohne Störung hinübergebracht und lagerte eine Nacht am linken Ufer der Rhone. Nur die 37 Elefanten waren noch auf dem rechten Ufer. Am folgenden Tage aber vernahm Hannibal die Kunde von der Landung der Römer; er schickte deshalb 500 numidische Reiter auf Rekognoszierung südwärts. Dann stellte er in einer Heeresversammlung die zu ihm gelangten keltischen Häuptlinge vor und ließ sie unter Vermittelung eines Dolmetschers selbst zum Heere sprechen. Ihr leibhaftiges Erscheinen und ihre Worte, die die Gefahrlosigkeit des ferneren Marsches über die Alpen und die Fruchtbarkeit und den Reichtum Italiens schilderten und zugleich auch die Unterstützung aller oberitalischen Kelten gegen die Römer in Aussicht stellten, machten auf die Krieger Hannibals einen tiefen Eindruck. Begeistert jauchzten sie ihrem großen Führer zu, und der Aufbruch nach Italien wurde für den nächsten Tag festgesetzt.

Gnäus Scipio geht nach Spanien.

Nach Auflösung der Versammlung kam die numidische Reiterschar, die Hannibal südwärts geschickt hatte, ordnungslos und auf die Hälfte zusammengeschmolzen auf atemlosen Rossen zurückgejagt. Sie waren mit der Rekognoszierungstruppe des Scipio zusammengestoßen und nach erbittertem Kampfe besiegt worden. Römische Reiter verfolgten sie bis dicht an das karthagische Lager heran, dann warfen sie ihre Rosse herum, um südwärts zu ihrem Feldherrn zurückzukehren und ihm Bericht zu erstatten. Auf ihre Kunde hin marschierte Scipio sofort an der Rhone aufwärts, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Als er aber in die Gegend von Arausio, wo der Rhoneübergang Hannibals stattgefunden hatte, gelangte, hörte er zu seinem Erstaunen, daß Hannibal unterdessen auch die Elefanten glücklich über den Fluß gebracht habe und mit seinen letzten Truppen bereits vor drei Tagen abgezogen sei, den Alpen entgegen. Hieraus entnahm Scipio die unangenehme Gewißheit, daß er zu spät gekommen sei und den Abmarsch des Feindes nach Italien nicht mehr hindern könne, den er übrigens auf dem eingeschlagenen Wege kaum für möglich erachtet hätte. So blieb ihm nichts weiter übrig, als an die Küste zurückzukehren und seine Armee wieder einzuschiffen. Er schickte den größten Teil davon unter seinem Bruder Gnäus nach Spanien, um dort den Kampf mit Hasdrubal aufzunehmen, er selbst aber segelte mit wenigen Schiffen und geringer Mannschaft nach Pisä zurück, um in Etrurien Verstärkungen an sich zu ziehen, und in der Hoffnung, Hannibal werde bei dem Alpenübergange mit seinem Heere den Untergang finden.

Hannibals Übergang über die Alpen.

Die Einzelheiten des berühmten Alpenüberganges Hannibals sind bekanntlich sehr streitig. Es gibt eine ganze Litteratur über die Frage, welchen Weg Hannibal gezogen sei und wie die verschiedenen Berichte, namentlich der des Polybius und der des Livius, miteinander zu vereinen seien. Uns scheint, wie sonst, so auch hier Polybius der zuverlässigere Berichterstatter zu sein, der übrigens auch den Ereignissen um mehr als ein Jahrhundert näher stand (s. S. 524) als Livius. Vor allem aber hat Polybius Spanien, Gallien, Oberitalien und das zwischen beiden Ländern liegende Alpengebiet persönlich bereist und hat dort Erkundigungen über Hannibals Alpenübergang eingezogen, so daß er über eine Menge topographischer, geographischer, historischer Kenntnisse verfügt, die dem rhetorisierenden Livius, der überdies in vielen Punkten von ihm abhängig ist, schlechterdings abgehen. Von den modernen Darstellungen des Alpenüberganges geben wir der des französischen Pionieroberſten Perrin den Vorzug, der die Anlage der neuen Befestigungen in den französischen Departements Jura und Hautes Alpes geleitet hat und dabei alle die Thäler und Wege, die vom Rhonethal ins Pothal hinüberleiten, mit dem Polybius in der Hand persönlich erforscht und begangen hat. Nur in der Berechnung der Zeit, in der Hannibals Marsch aus Spanien nach Italien erfolgte, glauben wir von Perrin abweichen zu müssen.

230. Kärtchen zum Alpenübergang Hannibals.

Nach Perrins Forschungen lagerte Hannibal am ersten Tage nach seinem Aufbruche von der Rhone, also etwa am 10. September, bei St. Paul-trois-châteaux, am folgenden Tage zwischen Ancône und Montélimar, am dritten Tage nach Überschreitung der Drôme bei Livron, am vierten erreichte er bei Chateauneuf die Isère. Das von der Rhone und der Isère, die sich einander an manchen Stellen beträchtlich nähern, umflossene Gebiet hieß die Insel und war von keltischen Allobrogern bewohnt. Dort verweilte Hannibal einige Tage, um dem älteren von zwei Brüdern, die sich um die Herrschaft stritten, beizustehen; dadurch erlangte er von dem Sieger wertvolle Unterstützung seines Heeres mit Proviant, Kleidung und Waffen und außerdem die militärische Deckung seines Marsches durch die sogenannte Insel. Zehn Tage lang marschierte Hannibal an der Rhone aufwärts und legte in dieser Zeit nur 100 römische Meilen zurück. Etwa Anfang Oktober wandte sich Hannibal vom Laufe der Rhone ostwärts den Alpen entgegen und gelangte zunächst auf die Ebene von Grand-Lemps, dann marschierte er an den See von Aiguebelette, dann über Lépin nach Montmélian, dann über die Isère nach Haute Ville. Auf diesem beschwerlichen Marsche begannen

die Belästigungen des Zuges durch allobrogische Stämme, die oft vor ihm die Pässe besetzten, oft den ohnehin mühselig sich emporwindenden Train durch Angriffe in Verwirrung brachten, wobei Lasttiere mit ihrem Gepäck und ihren Treibern in die Tiefen stürzten und namentlich die verwundeten Pferde großes Unheil anrichteten. Schließlich sah sich Hannibal genötigt, durch Nachtmärsche die wichtigsten Punkte im voraus zu besetzen und den Allobrogern bei Montandry eine förmliche Schlacht zu liefern. Die Eroberung einer Bergstadt, die er von ihren Bewohnern fast verlassen fand, gab ihm wenigstens für einen Rasttag einen sicheren Punkt und Proviant für mehrere Tage. Von da ging es dann unter fortwährenden starken Verlusten an Leuten, Tieren und Gepäck und unter unaufhörlichen Angriffen der Berghirten, die von oben her Steine schleuderten und Felsblöcke herabwälzten, über den kleinen Cucheron nach St. Georges, Belle Ville und Pré Jourdan; bei la Chambre wurde der Arc überschritten, und das Heer gelangte über Châtel, Villard-Clément, St. Michel, Champ-Villerey, Aussois und den Lac Noir auf die Paßhöhe des Col du Clapier (zwischen Modane und Susa, südlich vom Mont Cenis); hier langte Hannibal spätestens am 20. Oktober an, als die Höhen schon beschneit waren, „da der Untergang der Plejaden nahe war", den man auf den 26. Oktober berechnet hat. Hier (2500 m hoch) verweilte Hannibal zwei Tage, um seinen erschöpften Leuten wenigstens die nötigste Rast zu gönnen und die Versprengten zu sammeln. Aber freilich, fast die Hälfte seiner braven Soldaten lag von den Feinden erschlagen oder von Krankheit und Hunger dahingerafft oder mit beim Sturz zerschmetterten Gliedern in den Schluchten und Thälern des Gebirges. Den Rest aber ermutigte er zum Ausharren mit dem Hinweise auf das liebliche Land, das, vom Padusstrome wie von einem Silberfaden durchschnitten, im Glanze der Herbstsonne zu den eisigen Höhen emporschimmerte. Der Abstieg, der dann begann, brachte zunächst neue Schreckniſse. Auf dem unterdes gefallenen Neuschnee glitten Menschen und Tiere aus und stürzten in die Tiefen. Danach aber gelangte er an eine so schmale Stelle des Pfades, daß sie kein Lasttier, geschweige denn ein Elefant passieren konnte. Hier half sich Hannibal durch Aufmauerung an den Seiten des Pfades, bis ein leidlicher Weg für die Tiere hergestellt war, zuletzt wurde auch der Rest der Elefanten, die den Hunger und die andern Strapazen überstanden hatten, hinübergeleitet. Drei Tage später, jedenfalls noch vor Ende Oktober, erreichte Hannibals Heer die Poebene bei Rivoli, nachdem der Alpenübergang in 15 Tagen — von Montandry an gerechnet — bewirkt war. Um ihn scharten sich noch 12000 Mann lybische Kerntruppen, 9000 Iberer und 6000 Reiter, während er nach dem Rhoneübergang noch 38000 Mann Fußvolk und über 8000 Reiter besessen hatte. Auch diese Angabe hat Polybius auf der oben erwähnten Erzsäule gelesen, die Hannibal auf dem lacinischen Vorgebirge bei Croton hinterlassen hatte.

Schlacht am Ticinus (218 v. Chr.).

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als das zusammengeschmolzene Häuflein der Karthager im Pothale anlangte. Was wollten diese abgemagerten braunen Gestalten vom Saume der afrikanischen Wüste, die hohlwangig, mit mattem Blicke, das ausgehungerte Berberroß hinter sich herziehend in die Wiesenthäler der Insubrer niederstiegen, gegen das waffenstarke römische Italien? Die Senatoren in Rom werden, nachdem der erste Schrecken über die Ankunft Hannibals in den ersten Tagen des November überwunden war, mit Genugthuung die Schilderungen ihrer Kundschafter von der geringen Anzahl und dem Zustande der Armee Hannibals vernommen haben; aber sie waren doch vorsichtig genug, den Konsul Tiberius Sempronius sofort durch einen Kurier mit seinem Heere aus Sizilien zum Schutze Italiens herbeizurufen. Indes, ehe dieser auf dem Kriegsschauplatze eintreffen konnte, mußten viele Wochen vergehen — Polybius berechnet für den Marsch von Lilybäum bis Ariminum 40 Tage —

somit fiel die Aufgabe, Italien zu verteidigen oder besser noch, den Hannibal in Oberitalien zu vernichten, dem andern Konsul, Publius Scipio, zu. Er war von Pisä aus, wo er frühestens am 10. September gelandet war, ins etrurische Binnenland gegangen und hatte die prätorischen Heere, die am Südfuße des Apennin gegen die Boier auf der Wacht lagen, an sich gezogen. Noch vor Ende September überschritt er mit diesen Streitkräften, vermutlich auf dem Passe von Fäsulä nach Bononia, den Apennin. Im Laufe des Oktober bahnte er sich den Weg durch die karthagisch gesinnten Boier nach Placentia, überschritt den Po und marschierte auf die Kunde, daß Hannibal zu den Insubrern niedersteige, ihm bis an den Ticinus entgegen, eine Leistung, die auch dem Gegner Hochachtung abnötigte. Unterdessen hatte Hannibal seinen erschöpften Truppen wohl bis Ende Oktober Rast gegönnt und hatte sie durch die sorgsamste Pflege wieder in leistungsfähige Krieger verwandelt. Sein erster Vorstoß traf die Tauriner, die sich geweigert hatten, sich ihm anzuschließen; ihre Stadt wurde nach dreitägigem Kampfe, Ende Oktober oder Anfang November, erstürmt und geplündert. Infolge davon traten fast alle Keltenhäuptlinge zwischen Po und Ticino zu ihm über. Da kam die Kunde, daß Scipio am Ticinus stehe. Hannibal zog ihm entgegen, Scipio aber überschritt den Ticinus. Nach wenigen Tagen — es war im Monat November — trafen die Heere aufeinander, indem die Römer auf dem rechten Ufer südwärts, die Karthager nordwärts marschierten. So entwickelte sich in der Ebene eine Reiterschlacht, an welcher auf seiten der Römer auch die Leichtbewaffneten, nicht aber das schwergerüstete Fußvolk teilnahm. Hier zeigten sich die Numidier den römischen und gallischen Reitern überlegen, und auch die römische leichte Mannschaft wurde niedergeritten. Scipio selbst wurde im Getümmel verwundet, doch konnte er noch die Anordnungen für den Rückzug über den Ticinus und über den Po auf Placentia treffen, wohin das Fußvolk ohne stärkere Verluste entkam. Hannibal aber überschritt den Po weiter stromaufwärts, rückte dann auf dem Südufer des Po stromabwärts gegen Placentia vor und schlug etwa 10 km von den Römern sein Lager auf. Infolge der Nähe des Feindes brach im römischen Lager Meuterei aus, indem 2000 gallische Fußsoldaten und 200 gallische Reiter nach Niedermetzelung der römischen Lagerwache zu Hannibal übergingen. Gleichzeitig schlossen auch die Boier mit dem Karthager einen Bund. Nunmehr mußte Scipio auf das rechte Ufer der bei Placentia in den Po einmündenden Trebia zurückgehen und schanzte auf den Höhen hinter dem Flusse ein festes Lager, in dem er den andern Konsul Tiberius Sempronius zu erwarten gedachte.

Schlacht an der Trebia (Dezember 218 v. Chr.).

Den Konsul Sempronius konnte frühestens in den ersten Tagen des November die Ordre des Senates erreichen, die ihn und sein Heer aus Sizilien zum Schutze Italiens herbeirief. Die Nachricht, daß Hannibal im Anmarsche gegen Italien sei, hatte Sempronius wohl schon im September erhalten und hatte aus diesem Grunde die Abfahrt nach Afrika hinausgeschoben. Jetzt war die Zeit zu kurz, um die Armee als ein Ganzes und auf einer Straße von Lilybäum auf den oberitalischen Kriegsschauplatz überzuführen. Dazu hätten etwa zwei Monate gehört. Für eine Benutzung des Seeweges aber war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten. So wurde denn das Heer in viele kleine Kontingente aufgelöst und den einzelnen Soldaten mit dem Hinweise auf ihren Fahneneid zur Pflicht gemacht, am vierzigsten Tage nach ihrem Abmarsche von Lilybäum, also etwa am 15. Dezember, in Ariminum mit ihrem Befehlshaber zusammenzutreffen. Die Entfernung beträgt 910 römische Meilen, also wurde eine durchschnittliche Geschwindigkeit von $22\frac{3}{4}$ römischen Meilen für den Tag vorausgesetzt, die allerdings nur durch gelegentliche Benutzung von Fuhrwerk, die sich dem einzelnen leichter bietet als großen Abteilungen, zu erzielen ist. Mitte Dezember rückte

Sempronius von Ariminum nach Nordosten ab und erreichte frühestens am 23. das Lager des Scipio an der Trebia.

Nach einigen Rasttagen für seine erschöpften Truppen lieferte dann Sempronius dem Hannibal die Schlacht an der Trebia.

Alle Warnungen seines noch immer an der Verwundung vom Ticinus daniederliegenden Amtsgenossen waren vergebens, er bestand darauf, dem Hannibal eine entscheidende Schlacht zu liefern. Das war es gerade, was der listige Punier wünschte. Nachdem dieser seinen jungen feurigen Bruder Mago mit 1000 Reitern und 1000 auserlesenen Fußsoldaten in einem ausgetrockneten, an den Rändern mit Gebüschen bewachsenen Flußbett verborgen hatte, das quer über die baumlose Ebene des westlichen Trebiaufers südlich von Placentia hinlief, reizte er den römischen Konsul in den Morgenstunden eines naßkalten Wintertages — es war bald nach der Wintersonnenwende, etwa am 26. oder 27. Dezember 218 v. Chr. — noch bevor die römischen Soldaten ihr Frühmahl eingenommen hatten, zur Schlacht, indem er numidische Reiter auf das östliche Trebiaufer, wo sich das römische Lager befand, hinübergehen ließ. Sogleich ließ Sempronius seine Reiterei und 6000 Leichtbewaffnete gegen die Numidier vorgehen, die fechtend über den Fluß zurückgingen und die römischen Reiter und Leichtbewaffneten durch das vom Regen angeschwollene Gewässer nach sich zogen. Drüben aber stießen sie bald auf das vollständig zum Kampfe gerüstete punische Heer, dessen Zentrum aus 20000 Iberern, Galliern und Libyern bestand, während 10000 Reiter die Flügel und 8000 Libyer und Balearen die Reserve bildeten. Als Sempronius das sah, zog er die Reiter etwas zurück, ging dann aber unvorsichtigerweise mit seinem gesamten Fußvolke, 16000 Römern und 20000 Bundesgenossen, die auf eine große Schlacht an diesem Tage gar nicht eingerichtet waren, durch die kalten Fluten der Trebia auf das andre Ufer hinüber und formierte die Schlachtreihe. Die bereits durch das vorhergegangene Scharmützel ermatteten, hungernden und frierenden Leichtbewaffneten der Römer eröffneten ohne die rechte Energie den Kampf, wurden aber sofort geworfen. Ebenso wich die römische Reiterei, die die Flanken der Phalanx decken sollte, beim ersten Anprall der noch ganz frischen numidischen und gallischen Reiter zurück, so daß sich die libyschen Reserven Hannibals auf die entblößten Flanken der Römer stürzen konnten. Endlich stürmten auch noch das Fußvolk und die Reiter Magos aus dem Hinterhalt hervor und bedrängten die Römer im Rücken. In dieser Todesnot brach die ganze römische Aufstellung zusammen, nur die 10000 Römer, die im Zentrum das Vordertreffen gebildet hatten, warfen die ihnen gegenüberstehenden Gallier über den Haufen, durchbrachen die karthagische Schlachtreihe, waren aber nicht im stande, die Verbindung mit ihren in wilder Auflösung zur Trebia zurückfliehenden Waffengenossen herzustellen. So schlossen sie sich zu dichten Kolonnen zusammen und marschierten — unter ihnen wahrscheinlich Sempronius — am linken Ufer der Trebia nordwärts nach Placentia und gingen dort unter dem Schutze dieser Festung über den Fluß. Die andern Truppen der Römer wurden größtenteils von den Reitern Hannibals zusammengehauen oder von den Elefanten zertreten oder fanden in den eisigen Fluten der Trebia den Tod, ohne das römische Lager auf dem rechten Ufer wieder zu erreichen, das nunmehr den Karthagern in die Hände fiel.

Das gesamte cispadanische Gallien war infolge dieser Niederlage für die Römer verloren. Nur Placentia und Cremona hielten sich, doch mußten diese Festungen vom Adriatischen Meere aus durch Schiffe, die den Po hinauffuhren, verproviantiert werden.

Rüstungen der Römer und Hannibals für das Jahr 217 v. Chr.

Vergebens suchte Sempronius in seinen Berichten an den Senat die Größe der erlittenen Niederlage zu verschleiern; gar bald erfuhr man in Rom die furchtbare Wahrheit und sorgte durch außerordentliche Maßregeln für die Sicherheit des eigentlichen Italien. Das Konsulat des Scipio und Sempronius ging damals zu Ende; denn obwohl in jener Zeit die Konsuln am 1. März ihr Amtsjahr antraten, so ging doch der Staatskalender dem astronomischen damals etwa um zwei Monate voraus, so daß die Konsuln des Jahres 217 v. Chr. nach dem astronomischen Kalender, den wir bisher unseren Zeitangaben zu Grunde gelegt haben, etwa am 1. Januar 217 ihr Amt antraten. Der eine dieser neuen Konsuln war Gnäus Servilius, der andre der beim Volke beliebte, der Nobilität verhaßte Gaius Flaminius (s. S. 442 f.). Ihm, dem bewährten Bezwinger der Gallier, brachte das römische Volk damals besonderes Vertrauen entgegen.

Mit den schlimmsten Mitteln suchte die Nobilität die Wahl des Flaminius zum Konsul zu hintertreiben, nämlich indem man den römischen Aberglauben gegen diese starke Persönlichkeit aufbot. Die Pontifices behaupteten z. B., auf dem Viehmarkte sei ein Ochse in den dritten Stock eines Hauses hinaufgeklettert und dann durch das Fenster auf die Straße hinabgesprungen, ein Rabe sei in den Tempel der Juno geflogen und habe sich auf das Kissen der Göttin gesetzt,

in Lanuvium habe sich der heilige Speer bewegt, zu Amiternum seien Gespenster erschienen, in Picenum habe es Steine geregnet, in Gallien habe ein Wolf der Schildwache das Schwert aus der Scheide gerissen und sei damit entsprungen. Trotz alledem wurde Flaminius zum Konsul gewählt. Über die staatsmännische Thätigkeit, die er als Konsul entwickelte, ist bereits oben S. 442 f. gesprochen worden, ebenso über seinen Aufbruch nach Ariminum, wohin er für den 15. März (des astronomischen Kalenders) die Garnison von Placentia — wohl auf dem Wasserwege — beordert hatte. Von Ariminum scheint er mit teilweiser Benutzung der Flaminischen Straße nach Etrurien marschiert zu sein, wo er, südlich vom Apennin im oberen Arnothal bei Arretium, sein Lager aufschlug, während der andre Konsul, Servilius, in Ariminum, dem Endpunkte der Flaminischen Straße, die Grenzwacht gegen Hannibal bezog.

Aber des Puniers rastloser Geist schmiedete schon wieder neue Entwürfe und mußte sie schmieden, wenn er nicht unterliegen wollte. Denn seine Lage war trotz aller Erfolge im offenen Felde ernst genug. Abgeschlossen von der Heimat, ohne andre Unterstützung als die der wetterwendischen, leicht versagenden Kelten war er noch immer ein abenteuernder Kondottiere, den ein einziger Mißerfolg vernichten konnte. Solange den Römern das fast unerschöpfliche Aushebungsgebiet der latinischen und sabellischen Stämme zur Verfügung stand, mit andern Worten, solange die italisch-römische Eidgenossenschaft bestand, blieb er der schwächere; und er hätte nicht der scharfblickende Feldherr sein müssen, der er war, wenn ihn nicht die bisherigen Erfahrungen darüber belehrt hätten, daß der italische Bauer ein Soldat von Gottes Gnaden war, daß die Bewaffnung des römischen Fußvolkes der libyschen bedeutend überlegen war. Seine Siege dankte er größtenteils nur seinem Feldherrngenie. Deshalb mußte Hannibal, wenn er nicht das Schicksal eines Pyrrhus erleiden wollte, mit allen Kräften an der Sprengung der italischen Eidgenossenschaft arbeiten. Er that es im Laufe des Winters, indem er alle gefangenen Römer in Ketten legte, alle Bundesgenossen ohne Lösegeld entließ, damit sie daheim verkündeten, Hannibal führe nicht Krieg gegen Italien, sondern nur gegen Rom. Als aber kaum der erste Frühlingshauch den Schnee auf den Bergen des Apennin zu zertauen begann, da rüstete er sich bereits, um den Krieg nach Italien selbst zu tragen und Rom selbst zu überwinden oder doch seine Herrschaft zu zersprengen.

Hannibals Einbruch in Italien im Frühjahre 217 v. Chr.

Die Aufgabe, möglichst ungehindert in Italien einzubrechen, war für Hannibal ein strategisches Problem ersten Ranges. Sie war zur normalen Zeit und auf normalen Wegen kaum lösbar. Denn die vorzüglich gewählte Stellung der Römer beherrschte die ganze Breite der Halbinsel. Drei Militärstraßen führten damals aus Mittelitalien in die Poebene, im Osten die bei Ariminum endende Via Flaminia, in der Mitte der Halbinsel die über Clusium führende Via Cassia, die zwischen Fäsulä und Bononia den Apennin überschreitet (indes wurde diese erst später ausgebaut), endlich im Westen längs der tyrrhenischen Küste die wahrscheinlich vom Zensor M. Aurelius (241 v. Chr.) angelegte Via Aurelia. Keine von diesen drei Straßen konnte Hannibal benutzen. Denn zu Ariminum, im rechten Flügel der römischen Stellung, stand mit großer Heeresmacht der Konsul Servilius, das Zentrum bildete Flaminius mit seiner Armee bei Arretium, den linken Flügel bildete die starke römische Festung Pisä mit ihrem vorgeschobenen Posten an der ligurischen Grenze: Luna. Die Basis der römischen Verteidigung zwischen Pisä und Arretium bildete das Arnothal, zwischen Arretium und Ariminum das unwirtliche Gebirge, doch so, daß zwischen Pisaurum (einen Tagemarsch südwärts von Ariminum) und Arretium eine Verbindung über Tifernum Urbinum möglich war. Wollte Hannibal diese starke Defensivstellung zersprengen, so mußte er an einer Stelle gegen das Arnothal vorgehen, wo die Römer seinen Angriff schlechterdings nicht vermuten konnten, und er mußte es in einer Zeit thun, in der die Römer die Verbindung zwischen den einzelnen Heeresteilen noch nicht hergestellt hatten und überhaupt noch nicht auf seinen Angriff gefaßt waren. Aus

diesen Gründen marschierte er bereits Ende März oder spätestens Anfang April, als eben erst die Schneeschmelze auf den Apenninen begonnen hatte, etwa von Parma aus auf das Gebirge hinauf und gelangte über den Paß von Pontremoli nach Lucca; von da aus marschierte er, das feste Pisä vermeidend, südostwärts durch den damals vollständig versumpften Kessel von Pescia — heute der Garten Toscanas — zwischen Fucecchiosee und Bientinasee — noch im vorigen Jahrhundert ein See- und Sumpfgebiet von mehr als 50 km Umfang — in das durch die Schneeschmelze gleichfalls in einen Sumpf verwandelte Arnothal. Die Strapazen dieses Marsches waren unsäglich. Die libyschen Kerntruppen und die Iberer zogen voran, dann kam das unentbehrlichste Gepäck, dann die Gallier, die man nur mit Anwendung von Gewalt

231. Ansicht des Trasimenischen Sees. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

vorwärts brachte, die Nachhut bildete die numidische Reiterei unter Mago. Vier Tage und vier Nächte ging es ununterbrochen durch Wasser und Sumpf, haufenweise stürzten die Lasttiere — ihre Leiber und Lasten bildeten des Nachts die einzigen Ruhepunkte für die zum Tode ermatteten Krieger, Tausende von den Galliern erlagen den Beschwerden, und Hannibal selbst, der den letzten noch lebenden Elefanten als Reittier benutzte, erblindete infolge der andauernden Erkältung auf einem Auge. Aber groß war auch der Preis, der durch so hohen Einsatz gewonnen wurde: völlig unbemerkt von den Römern gelangte Hannibal, die Stellung des Flaminius bei Arretium umgehend, aus dem Arnothal nach Siena; hier schwenkte Hannibal ostwärts ein in das fruchtbare Chianithal (Clanis), und erst der Rauch, der aus den von Hannibal angezündeten Dörfern aufstieg, und der Weheruf der flüchtigen Bauern belehrte den Flaminius in Arretium, daß die Stellung der Römer durchbrochen sei, daß Hannibal

bereits südwärts von ihm stehe und die Straße über Cortona ins Tiberthal und nach Rom in seinen Händen habe.

Die Schlacht am Trasimenischen See.

Was wollte Flaminius, jetzt bereits ein geschlagener Mann, aber geschlagen mit Mitteln, die in der ganzen römischen Kriegskunst unerhört waren, unter solchen Umständen thun? Eilboten nach Ariminum senden und das andre konsularische Heer unter Servilius herbeirufen? Ehe Servilius kam, mußte mindestens eine Woche vergehen, Zeit genug für den rastlosen Karthager, um ungehindert bis nach Rom selbst zu marschieren, das völlig überrascht worden wäre. Wer konnte sagen, was unter solchen Umständen die Wirkung des karthagischen Aufmarsches gewesen wäre? Deshalb konnte es jetzt für Flaminius und für jeden Patrioten, der an seiner Stelle stand, nur eine Losung geben: dem Feinde nach ohne Rast und Ruh, ohne Rücksicht auf die eigne Sicherheit, ihn zum Stehen zu bringen, mit ihm zu kämpfen, wo man ihn finde. Das war's, was Hannibal wünschte: nach der strategischen Niederlage des Gegners noch seine faktische Vernichtung durch den blinden Eifer, zu schlagen, wo und wie es auch sei.

Mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit stellte Hannibal dem Gegner die Falle, in der er sich fangen mußte.

Seine Kundschafter durchforschten das vor ihm liegende Gelände von Cortona bis Perusia und berichteten ihm von den eigentümlichen Verhältnissen jener Strandebene am Nordufer des Trasimenischen Sees, die, von der Straße nach Perusia durchschnitten, im Westen wie im Osten nur einen schmalen Ausweg zwischen bewaldeten Bergen und dem Spiegel des Sees bietet. In diese Strandebene marschierte Hannibal, der den Flaminius absichtlich hatte nahe herankommen lassen, an einem Nachmittage — es war in der zweiten Hälfte des April 217 — hinein, so daß die Römer, die ihm dicht auf den Fersen waren, noch gegen Abend bis an den westlichen Ausgang des Defilees gelangten und dort, bei dem heutigen Dorfe Borghetto, ihr Lager aufschlugen. Noch am Abende traf Hannibal seine Vorbereitungen. Er nahm seinen Standpunkt inmitten der etwa 5 km langen Ebene und ließ von da aus den östlichen Ausgang bei Oliveto und die sich nördlich daran schließenden Anhöhen bis nach Vernazzano hin von Libyern und Iberern besetzen. Die Balearier aber und die Lanzenträger ließ er in weitem Bogen auf den Hügeln von Tuoro und Spelonca sich verbergen, während er die Reiterei und die Gallier weiter links auf der Linie von Sanguinetto zum Monte Gualandro und darüber hinaus bis nach Montecchio hin im Bergwalde versteckte. In der ersten Morgenfrühe des folgenden Tages setzte Flaminius seinen Marsch fort, nur darauf bedacht, Hannibal einzuholen und zum Stehen zu bringen; er unterließ es daher, irgend welche besonderen Maßregeln für seine Sicherheit zu treffen, wie sie die Natur des Geländes, das er nunmehr durchziehen mußte, erfordert hätte. Eine gründliche Rekognoszierung der waldigen Hügel, die den Engpaß und die Strandebene umgaben, hätte jedenfalls einen Zeitverlust verursacht, den er unter allen Umständen vermeiden wollte; und daß auch keiner seiner Stabsoffiziere auf eigne Faust solche Rekognoszierungen vornehmen ließ, zeigt, daß wohl das ganze Heer von der Stimmung des Führers beherrscht war und daß der Abmarsch eilfertig vor sich ging.

So kam es, daß die Römer der Feinde erst ansichtig wurden, als ihre erste Marschkolonne den östlichen Ausgang der Strandebene bei Oliveto erreichte und diesen durch libysche und iberische Truppen versperrt fand. Sie dachten wohl im ersten Augenblick, die karthagische Nachhut vor sich zu haben und griffen unverweilt an. Aber da klang von den Höhen über Oliveto der karthagische Kriegsruf und pflanzte sich fort wie der Sturmwind über die Hügel im Norden der Ebene und von da zum Monte Gualandro, wo die Gallier und die numidischen Reiter nur auf Hannibals Signale gewartet hatten, um hervorzubrechen. So erfolgte fast gleichzeitig von drei Seiten her auf die langgezogene Marschkolonne der Römer der furchtbare Angriff, dessen lähmende Wirkung noch vermehrt wurde durch den dichten Nebel, der jeden Überblick verhinderte. Ganze Scharen wurden niedergemetzelt, ehe sie recht zur Besinnung kamen, andre wurden südwärts in den See gedrängt und versuchten vergebens durch Schwimmen sich zu retten; gleichzeitig begann auch die Blutarbeit im westlichen Engpasse zwischen Vigne und Pieve, wo die Nachhut der Römer eingekeilt zwischen See und Wald fast ohne Widerstand den von oben eindringenden Galliern erlag. Nur am Ostende der Ebene, wo der ungleiche Kampf begonnen hatte, war es dem römischen Heeresteil, der sich aus der Marschkolonne gleich zu Anfang der Katastrophe zu einem Schlachthaufen formiert hatte, gelungen, die eiserne Umklammerung Hannibals zu zersprengen und sich — etwa 6000 Mann stark — auf die waldigen Höhen zu retten, wo sie ein etruskisches Dorf — etwa in der Gegend von S. Bartolomeo — besetzten. Aber außer aller Verbindung mit den Ihrigen vermochten sie nirgends Hilfe zu bringen und wurden selbst nach der Schlacht von Hannibals Unterfeldherrn Maharbal umzingelt und

zur Ergebung gezwungen. Mit ihnen betrug die Gesamtzahl der Gefangenen mehr als 15000 Mann; von diesen wurden die Bundesgenossen gemäß der von Hannibal auch schon vorher befolgten Politik ohne Lösegeld in die Heimat entlassen, die Römer dagegen den einzelnen Truppenteilen des punischen Heeres zum Gewahrsam übergeben. Drunten aber auf der Strandebene des Trasimenischen Sees und im westlichen Engpasse lagen 15000 Römer in ihrem Blute, unter ihnen der Konsul Flaminius und sein Gefolge mitten in einem Haufen erschlagener Gallier.

Flaminius hatte das Ungestüm, mit dem er Hannibal verfolgt hatte, mit dem Herzblute bezahlt, aber die aristokratische Partei war damit noch nicht zufrieden; sie bürdete ihm in der von ihr beeinflußten Geschichtschreibung auch die ganze Schuld an der Katastrophe auf und legte seinem patriotischen Ungestüm das niedrige Motiv persönlichen Ehrgeizes unter, als ob er nur deshalb so schnell und unter allen Umständen mit Hannibal habe kämpfen wollen, um nicht die Ehre des Sieges mit seinem von Ariminum herbeiziehenden Amtsgenossen teilen zu müssen. — Die 4000 Reiter, die unter Gaius Centenius als Vortrab des andern konsularischen Heeres drei bis vier Tage nach der trasimenischen Schlacht in Etrurien eintrafen, fielen zur Hälfte in einem Treffen, das ihnen Maharbal lieferte, die andre Hälfte von ihnen wurde gefangen.

232. Plan der Schlacht am Trasimenischen See. Nach Stürenburg.

Die Nachrichten von diesen Keulenschlägen des Schicksals verbreiteten zu Rom dumpfes Entsetzen; man erwartete den Anmarsch Hannibals gegen die Stadt und ernannte den Quintus Fabius Maximus zum Diktator, der den Marcus Minucius zum Reiteroberſten wählte. Hannibal aber wußte wohl, daß seine Überlegenheit über die Römer auf dem Kampfe im offenen Felde beruhe und daß seine Streitkräfte zu einer erfolgreichen Belagerung der Stadt nicht ausreichten, solange die mittelitalischen Bundesgenossen treu zu Rom hielten. Er zog deshalb nach Umbrien und, als ein von ihm versuchter Handstreich gegen die Festung Spoleto fehlgeschlagen war, von da nach Picenum, indem er überall das offene Land verheerte und die Dörfer der römischen Bauern niederbrannte. Hier erreichte er zuerst nach seinem Übergange über die Alpen das Meer und benutzte die Gelegenheit, zur See die Verbindung mit der Heimat anzuknüpfen und durch seine Siegesbotschaften die Karthager noch williger zu machen zur Unterstützung seiner weiteren Unternehmungen. Außerdem benutzte Hannibal den Aufenthalt in dem herrlichen Picenterlande, wo es Brot und Wein in Fülle gab, seinem Heere die nötige Pflege angedeihen zu lassen und vor

Hannibals Marsch nach Apulien.

allem auch die kostbaren Pferde seiner Reiterei wieder in die Höhe zu bringen. Endlich verwendete er die am Trasimenischen See erbeuteten Rüstungen, Schwerter, Schilde dazu, das gesamte libysche Fußvolk, seine Kerntruppe, nach römischer Weise zu bewaffnen. Dann zog er südwärts an der Küste hin durch das Gebiet der Vestiner, Marruciner und Frentaner nach Apulien. Hier plünderte und verheerte er große Strecken Landes, besonders aber die Stadtgebiete der römischen Kolonien, wie Luceria.

Der Diktator Fabius Maximus.

Da erschienen auch die Römer wieder im Felde. Der Diktator Fabius, der zunächst vier neu ausgehobene Legionen befehligt hatte, vereinigte sich im nördlichen Apulien, etwa bei Teanum, mit dem Heere des Servilius aus Ariminum, das ihm eine wünschenswerte Verstärkung an gedienter Mannschaft zuführte. Servilius wurde mit einer kleineren Abteilung zum Schutze Roms gegen einen Landungsversuch der Karthager abkommandiert, mit den übrigen Truppen bezog Fabius bei Ärä ein Lager. Vergebens bot ihm Hannibal die Schlacht an: Fabius, alt und bedächtig, wollte die Fehler seiner Vorgänger vermeiden und war fest entschlossen, einer Entscheidungsschlacht auszuweichen und lieber durch fortgesetzte Verfolgung kleiner Detachements, die Hannibal auf Fouragierung aussenden mußte, und durch Abschneiden der Zufuhr die karthagische Armee auszuhungern und allmählich aufzureiben.

Hannibal in Kampanien.

Als Hannibal merkte, daß sich der römische Oberbefehlshaber auf eine Schlacht nicht einlasse, unternahm er einen Zug nach Kampanien, um namentlich Capua, dessen Einwohner längst durch seine Agenten im karthagischen Interesse bearbeitet wurden, zum Abfall von Rom zu bewegen. Er zog also plündernd durch Samnium, verwüstete das Gebiet der römischen Festung Benevent und nahm Telesia, eine offene Stadt unweit des Volturnus, ein. Dann stieg er in die fruchtbaren Gefilde am Volturnus nieder und lagerte sich zwischen Cales und Capua am Nordufer des Flusses, während seine Reiter ungehindert die ganze Ebene durchstreiften. Der Diktator Fabius war ihm gefolgt bis in das falernische Gebiet und stand auf den Bergen, die Kampanien im Norden umgürten, aber dem Drängen seiner Kriegstribunen und Centurionen, in die Ebene hinabzusteigen und deren Verwüstung durch Hannibal nicht ruhig mit anzusehen, widersetzte er sich auf das Entschiedenste und mit gutem Grunde; denn er wußte, daß Hannibal in der Ebene seine furchtbarste Waffe, die treffliche Reiterei, am besten ausnutzen konnte. Übrigens hatte sich Hannibal bezüglich der Haltung Capuas verrechnet: weder diese Stadt noch irgend eine andre Kampaniens fiel ihm zu, so daß er bald den Rückzug nach Apulien antrat, um seine reiche Beute in einem befestigten Lager in Sicherheit zu bringen und zugleich die ausreichende Verproviantierung des Heeres für den Winter vorzubereiten.

Hannibals Rückzug nach Apulien.

Zum Rückmarsch nach Apulien gedachte Hannibal dieselbe Straße zu benutzen, auf der er gekommen war, aber diese befand sich jetzt in den Händen der Römer. In der That machte damals Fabius einen Versuch, dem Hannibal ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten, indem er die Paßhöhe der Straße — der Ort, wo dies geschah, läßt sich aus den unklaren Berichten der Quellen nicht erkennen — mit 4000 Mann besetzte und dann selbst auf den benachbarten Höhen ein festes Lager bezog, um womöglich den Hannibal im Marsche zu überfallen. Aber dieser hatte die Stellung der Römer auf das Sorgsamste ausgekundschaftet; trotzdem fand er es nicht für der Mühe wert umzukehren, sondern gewann die freie Straße durch List.

Von dem massenhaft erbeuteten Schlachtvieh ließ er zwei Tausend der stärksten Ochsen vor seinem Lager zusammentreiben und ihnen Fackeln und Reisigbündel an den Hörnern befestigen. Nach Mitternacht ließ er diese Fackeln anzünden und die Ochsen die waldigen Höhen hinaufjagen, die die Römer besetzt hielten, den Ochsen folgten Leichtbewaffnete, die den Eindruck verstärkten, als ob Hannibal an dieser Stelle die Linien der Römer durchbrechen wolle. Infolge des nächtlichen Tumultes und des Lichterscheines rückte die römische Abteilung, die die Straße

bewachen sollte, eiligst ab und eilte zum Hauptlager, um nicht von der übrigen Armee getrennt zu werden. Fabius aber hielt sich ruhig in seinem Lager, um erst den Anbruch des Tages abzuwarten. Unterdessen aber war Hannibal mit all seiner Beute auf dem freigewordenen Passe abmarschiert. Am nächsten Tage zog er seine Leichtbewaffneten, die auf den Höhen während der Nacht mit den Römern scharmützelt hatten, vorsichtig wieder an sich, wobei noch etwa 1000 Römer erschlagen wurden.

So erntete Fabius von seinem Versuche, Hannibal zu überfallen, nur Hohn und Spott, und es bildete sich in Rom und im Heere selbst eine starke Partei, die seine vorsichtige Kriegführung rückhaltlos verdammte. Hannibal aber kam unangefochten nach Apulien, eroberte dort die Stadt Geronium, die 25 römische Meilen nördlich von Luceria lag, und machte sie zum Stützpunkt eines befestigten Winterlagers. Von da aus ließ er die größere Hälfte seines Heeres in einzelnen Detachements auf Fouragierung ausziehen, die er mit der kleineren Hälfte des Heeres deckte.

Als der Reiteroberst Minucius, dem Fabius auf eine Zeit den Oberbefehl übergeben hatte, von dieser Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte hörte, zog er in das Gebiet von Larinum, fügte wirklich den Feinden einige Verluste zu und nötigte sie, die Fouragierungen zu beschränken. Die übertreibende Kunde davon erregte in Rom einen Sturm der Entrüstung über die Kriegführung des Fabius und führte dazu, daß in ganz verfassungswidriger Weise Minucius vom Volke in Tributkomitien gleichfalls zum Diktator gewählt wurde. Die Einheit im Oberbefehl, die man erst so dringend gewünscht hatte, war nun zerstört, das Heer wurde zwischen Fabius und Minucius geteilt. Fabius blieb bei seiner vorsichtigen Weise, Minucius aber hielt sich für verpflichtet, das ihm zu teil gewordene Vertrauen durch einen größeren Sieg zu rechtfertigen. Hannibal gab ihm auch bald Gelegenheit zur Schlacht, versteckte aber 5000 Mann im Hinterhalt; so kam es, daß Minucius geschlagen wurde. Dabei wäre wohl wieder eine größere Katastrophe eingetreten, wenn nicht Fabius sich ihm zur Seite gehalten und nun mit seinen frischen Truppen die Verfolgung der Geschlagenen durch Hannibal gehindert hätte. Durch diese Erfahrung gewitzigt, ordnete sich nunmehr Minucius freiwillig wieder dem Fabius unter, und zu Rom sang man später:

„Únus homó nobís cunctándo réstituit rem“
(Ein Mann rettete uns den Staat durch Zaudern).

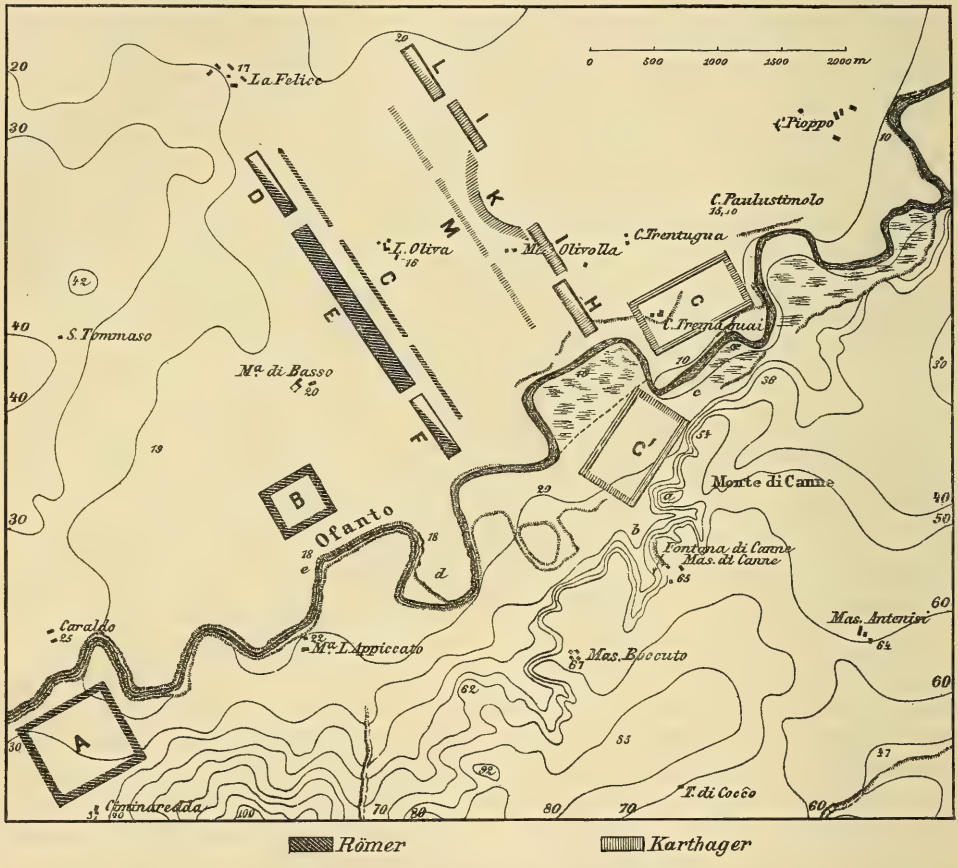
Aber in Wahrheit hat wohl mehr die Unerschütterlichkeit und Treue der römischen Bundesgenossen und die Abneigung aller Italiker und Griechen gegen den semitischen Karthager Rom gerettet, als die thatenlose Kriegführung des Zauderers.

Die Rüstungen für das Jahr 216 v. Chr.

Im Oktober 217 v. Chr. legte Fabius die Diktatur nieder, und die Konsuln Gnäus Servilius und der an Flaminius' Stelle gewählte M. Atilius Regulus traten in ihren vollen Machtbereich ein. Aber auch sie konnten nicht hindern, daß Hannibal in seinem mit allen Vorräten wohlversorgten Lager bei Geronium im Herzen Apuliens ungestört überwinterte. Für das Jahr 216 wurden L. Ämilius Paulus und Gaius Terentius Varro zu Konsuln gewählt. Ämilius Paulus genoß besonders das Vertrauen der adligen Gesellschaft, weil er ihrer Mitte entstammte und sich 219 im illyrischen Kriege bewährt hatte, Terentius Varro aber war der Held des unteren Volkes, der ihm deshalb besonders geeignet schien, der Retter des Vaterlandes zu werden, weil er nicht aus den vornehmen Kreisen der Nobilität hervorgegangen war, sondern sich von unten heraufgearbeitet hatte. Er war zuletzt Prätor gewesen und hatte im Sommer 217 lebhaft an dem Zustandekommen der Wahl des Minucius zum zweiten Diktator mitgewirkt.

Für den Feldzug des Jahres 216 wurden von den Römern ganz außergewöhnliche Rüstungen veranstaltet. Zu den vier Legionen, die bereits in Apulien standen, hob man noch vier andre aus, so daß im ganzen acht Legionen gegen Hannibal

aufgeboten waren, eine neunte Legion aber wurde unter dem Prätor L. Posthumius gegen die Boier geschickt, um die Gallier im Heere Hannibals schwierig zu machen. Außerdem wurde aber jede der im Felde stehenden Legionen auf 5000 Mann Fußvolk und 300 Reiter gebracht und jeder Legion 5000 Mann bundesgenössisches Fußvolk und 600 bundesgenössische Reiter beigegeben. So standen also gegen Hannibal damals 80000 Mann zu Fuß und etwa 7000 Reiter im Felde, während Hannibal zwar über 10000 Reiter, aber nur über 40000 Mann Fußvolk verfügte.



233. Plan der Schlacht bei Cannä. Nach Stürenburg.

A = großes Lager der Römer, B = kleines römisches Lager, C u. C′ = die Lager Hannibals, D—G = die Aufstellung der Römer, H—M = die Aufstellung der Truppen Hannibals. Über das Nähere vergl. den Text S. 465.

Der Feldzug des Jahres 216 v. Chr.

Mit diesen Truppen, in denen allerdings ein ungewöhnliches Maß kriegerischer Erfahrung verkörpert war, brach Hannibal im Frühlinge, als die Saaten schon hoch standen, aus seinem Lager bei Geronium auf, marschierte südwärts und nahm das Kastell der schon früher zerstörten Stadt Cannä, das die Ebene von Canusium beherrschte und den Römern als Hauptmagazin für ihre Verproviantierung gedient hatte, weg. Die Konsuln waren damals noch in Rom, die apulische Armee stand also noch unter den Prokonsuln — so nannte man die Konsuln des vergangenen Jahres, denen ihr Imperium zur Beendigung eines Krieges verlängert worden war — Servilius und Regulus. Diese berichteten über den neuen Schlag nach Rom und meldeten zugleich, daß die süditalischen Bundesgenossen, die nun das zweite Jahr die Last des

verheerenden Krieges zu tragen hatten, sehr ungehalten darüber wären, daß von Rom aus nichts Entscheidendes für die Besserung ihrer Lage geschehe. Daraufhin gingen beide Konsuln zum Heere ab, mit der bestimmten Weisung von seiten des Senates, einer Entscheidungsschlacht mit Hannibal unter günstigen Verhältnissen nicht auszuweichen: die aufgestellten Streitkräfte schienen genügend zu sein, den listigen Gegner zu umklammern und zu erdrücken.

Leider aber konnten sich die beiden Konsuln über den zu befolgenden Kriegsplan nicht einigen. Der vorsichtige Ämilius Paulus war gegen eine Schlacht in den weiten, baumlosen Ebenen Apuliens, wo Hannibals treffliche Reiterei ihre Überlegenheit entfalten konnte, er wünschte den Gegner entweder durch Märsche aus Apulien auf ein Terrain zu locken, wo die Entscheidung beim Fußvolke lag, oder abzuwarten, bis die Schwierigkeit der Verproviantierung die Karthager aus der stark ausgesogenen Landschaft vertreiben würde. Varro dagegen, der entschieden die geringere kriegerische Erfahrung besaß, wünschte möglichst bald dem Hangen und Bangen bei den Bundesgenossen und in Rom ein Ende zu machen; durch sein Betreiben kam es am 2. August 216 v. Chr. zu jener furchtbaren Niederlage bei Cannä, die den römischen Staat seinem Untergange nahe brachte. Schlacht bei Cannä.

Ein glückliches Vorpostengefecht bestärkte Varro, als das tageweise wechselnde Oberkommando ihm wieder einmal zugefallen war, in der Absicht, sich dem Feinde zu nähern. Er führte also das Heer durch die große Ebene am linken Ufer des Aufidus (jetzt Ofanto), auf der die Karthager lagerten (C), über den Fluß und bezog einige römische Meilen südwestlich von Cannä am Südufer des Aufidus ein Lager (A). — Jetzt war auch für Ämilius Paulus nicht mehr die Möglichkeit geboten, das Heer ohne Gefahr zurückzunehmen; er mußte sich also den Absichten Varros unterordnen und sich darauf beschränken, die Lage des römischen Heeres nach Kräften zu verbessern. Zu diesem Zwecke führte er, als er wieder am Kommando war, ein Drittteil des Heeres auf das linke Aufidusufer hinüber und schlug dort, etwa eine halbe Wegstunde von dem größeren auf dem Südufer befindlichen Lager ostwärts, ein kleines Lager (B) auf, um die Fouragierungen der Römer auf der Nordseite des Flusses zu decken und den Feinden, die auch nördlich vom Aufidus lagerten, Schwierigkeiten zu bereiten. Bald darauf verlegte Hannibal sein Lager auf das Südufer des Aufidus (C¹) und bot hier dem Ämilius Paulus die Schlacht an: dieser konnte sich aber auch jetzt nicht entschließen, sie anzunehmen. Als aber Varro am nächsten Tage wieder den Oberbefehl hatte, hielt er die günstige Stunde der Entscheidung für gekommen. Man wußte auch in Rom nach den Meldungen von dem oben erwähnten Vorpostengefecht, daß die Entscheidung bevorstehe, und die ganze Stadt befand sich in einer nach den bisherigen Mißerfolgen doppelt begreiflichen fieberhaften Aufregung.

Während nun in Rom alles in atemloser Spannung auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze oder wenigstens nach der abergläubischen Art des Volkes auf Anzeichen lauschte und Tausende in den Tempeln auf den Knieen lagen, um den Sieg auf die römischen Waffen herabzuflehen, ließ Varro am 2. August — etwa Mitte Juni des natürlichen Kalenders — bei Sonnenaufgang aus beiden Lagern die Truppen ausrücken und konzentrierte sie auf dem linken Ufer des Aufidus, wo sich nordwärts bis La Felice eine im Osten durch den Manfredonischen Meerbusen und seine Maremmen begrenzte Ebene erstreckt. Nur 10 000 Mann blieben in dem größeren römischen Lager (A) auf dem rechten Ufer zurück: sie sollten versuchen, während der Schlacht das ihnen gegenüberliegende karthagische Lager bei Cannä (C¹) zu erstürmen. Varro stellte sein Heer in folgender Weise auf. Den rechten Flügel (F), der sich an den Aufidus anlehnte, bildeten die römische Reiterei unter dem Konsul Ämilius Paulus, daran schloß sich (E) in einer dichten, viele Glieder tiefen Aufstellung die Masse des römischen und bundesgenössischen Fußvolkes, 70 000 Mann stark, ein furchtbarer Schlachthaufen, von vornherein bestimmt, den entscheidenden Stoß gegen die Punier zu führen, unter dem Kommando des Konsularen Gnäus Servilius, den linken Flügel (D) bildete die bundesgenössische Reiterei unter Varro selbst. Die römische Front wurde in der gewöhnlichen Weise durch Schützenketten der Leichtbewaffneten (C) verhüllt. — Um dieselbe Zeit führte auch Hannibal seine balearischen Schleuderer und Leichtbewaffneten über den Aufidus und stellte sie in einer langgezogenen Ordnung (M) auf. Dann führte er seine übrige Armee über den Fluß und ordnete sie mit bewunderungswürdiger Kunst. Seinen linken Flügel, der römischen Reiterei gegenüber, bildete er aus iberischer und libyscher schwerer Reiterei (H) unter dem Oberbefehl seines Unterfeldherrn Hasdrubal; daran schloß sich, etwas zurückgenommen, die Hälfte seiner libyschen Kerntruppen (I), dann etwas vorgerückt, in halbmondförmiger Stellung, die Rundung der Sichel den Feinden zugekehrt, das gallisch-iberische Fußvolk (K), dann, wieder etwas zurückgenommen, die andre Hälfte der libyschen Kerntruppen (I) und endlich als rechter Flügel die numidische Reiterei (L).

Nach kurzem Vorgefecht der Plänkler stießen die feindlichen Schlachtreihen, die trotz der numerischen Überlegenheit der Römer doch wegen der Tiefe des römischen Zentrums etwa dieselbe Frontlänge hatten, in der ganzen Linie aufeinander. Dabei hielt die bundesgenössische Reiterei unter Varro dem abwechselnden Vordringen und Zurückweichen der Numidier stand; dagegen wich das vorgeschobene gallisch-iberische Fußvolk Hannibals nach kurzem Ringen vor dem furchtbaren Stoße der Legionen rückwärts. Aber der römische rechte Flügel, die Reiterei unter Paulus, wurde von der überlegenen schweren Kavallerie Hasdrubals nach tapferer Gegenwehr geschlagen und zersprengt; ihr verwundeter Führer ritt ins römische Zentrum, um hier nach Kräften an der Leitung des Angriffes sich zu beteiligen. Aber die große Masse des römischen Fußvolkes in seiner unbehilflichen Aufstellung, die — wie in neuerer Zeit die schweren Schlachtvierecke Tillys gegenüber der leichtbeweglichen schwedischen Front bei Breitenfeld — einer unentwickelteren Stufe der Kriegskunst entsprach, schuf sich hier selber das Verderben. Indem nämlich die tiefer und seitwärts stehenden Glieder der Phalanx an den Feind zu kommen trachteten, der zunächst nur in der Mitte, an der Bogenstellung der Gallier und Iberer gepackt worden war, verdichtete sich das römische Zentrum immer mehr zu einem vorwärtsdrängenden Gewalthaufen, der an den Flanken des libyschen Fußvolkes vorüber von den langsam zurückweichenden Kelten ostwärts gezogen wurde. Da gab Hannibal seinen beiden libyschen Korps den Befehl, rechts und links einzuschwenken und sich auf die Flanken des römischen Zentrums zu werfen. In dem Bestreben, diesen Angriff abzuwehren, kam das Vorrücken der Legionen zum Stillstand, und die vor ihnen weichenden Gallier und Iberer faßten wieder festen Fuß, ohne daß es doch der dichtgedrängten römischen Phalanx gelungen wäre, sich auf den Flanken zu geordneten Angriffskolonnen zu formieren.

Da vollendete das Schicksal des Tages ein kühnes Manöver des Hasdrubal. Er hatte, wie schon erwähnt, die römische Reiterei auf dem rechten Flügel vernichtet; danach hatte er seine Schwadronen von neuem geordnet und war mit ihnen hinter dem Zentrum weg hinüber auf den karthagischen rechten Flügel geritten, um den Angriff der Numidier auf die bundesgenössische Reiterei Varros zu verstärken. Vor der Wucht dieses Ansturmes stob der römische linke Flügel auseinander; Varro selbst wurde mit fortgerissen und kam, von Numidiern verfolgt, mit 70 Reitern noch am Tage der Schlacht nach Venusia. Hasdrubal aber warf sich nunmehr, die Lage der Römer klar überschauend, mit seiner schweren Reiterei der römischen Phalanx in den Rücken, so daß sie auf allen Seiten umzingelt war. Und nun begann ein Morden und Schlachten, wie es in der Weltgeschichte nicht wieder vorgekommen ist. Die römische Bewaffnung der Libyer bewährte sich in diesem grauenvollen Nahkampfe zum Entsetzen der Römer auf das Trefflichste, und so dicht wurden die Scharen ihrer Bürger zusammengedrängt, daß nur hier und da einzelne Haufen die verderbliche Umzingelung durchbrachen, alles übrige aber sich schließlich zu einem wehrlosen Menschenklumpen zusammenballte, unter dem Schwerter und Lanzen des grimmen Puniers die entsetzliche Todesernte abhielten.

Nicht im bildlichen Sinne, sondern in furchtbarster Wirklichkeit färbte sich der Aufidus rot von den Bächen edlen Blutes der Römer und Italiker, die durch das Blachfeld rannen. Von den 6000 Reitern, die auf seiten der Römer am Kampfe teilgenommen hatten, waren 70 römische und 300 bundesgenössische entkommen, vom Fußvolk waren die 10000, die das größere Lager der Römer besetzt halten sollten, größtenteils gefangen worden, etwa dieselbe Zahl war in der Schlacht gefangen worden, etwa 3000 waren aus dem Blutbade selbst entronnen; das übrige römische Heer aber, mehr als 60000 Leichen, deckte das Schlachtfeld. Und diesen ungeheuren Erfolg hatte Hannibal davongetragen mit einem Verluste von 4000 Galliern, 1500 Iberern und Libyern und 200 Reitern. Unter den erschlagenen Römern war der Konsul Ämilius Paulus, der Konsular Servilius, 80 Senatoren und der größte Teil der Stabsoffiziere. Um das Unglück voll zu machen, erlag fast gleichzeitig auch das unter Postumius nach Norden geschickte römische Heer den Boiern, nachdem es in einen Hinterhalt gelockt worden war, fast bis auf den letzten Mann.

Wirkung der Nachricht von Cannä auf Rom.

Wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, welche Wirkung die Schreckensnachricht von Cannä in Rom hervorbrachte. Dumpfen Gerüchten von einer furchtbaren Katastrophe, die das römische Heer betroffen habe, folgten bald genauere Berichte über den fürchterlichen Umfang des Unglücks. Es gab keine Familie in der Stadt, die nicht den Vater oder den Sohn oder beide unter die Opfer des Unglückstages zu rechnen hatte: die Straßen und Plätze hallten wider vom Jammergeschrei der Witwen und Waisen. Das Gefühl, von den alten Göttern völlig verlassen zu sein, und eine unsägliche Verzweiflung lagerten über dem ganzen römischen Volke, und

vor der aufgeregten Phantasie der aus allem Gleichmaß gebrachten Gemüter stieg die düstere Gestalt des unheimlichen Afrikaners herauf wie eine Gottesgeißel, gesandt, das sündige Rom vom Erdboden zu vertilgen. Schon glaubte man die weißen Mäntel seiner numidischen Reiter vor den Thoren zu sehen, und so groß war der Schrecken und die Mutlosigkeit in Rom in den ersten Stunden und Tagen nach der Schreckenskunde, daß ein Handstreich Hannibals gegen die Stadt selbst, falls er ebenso schnell hätte marschieren können, als das Gerücht von Cannä Italien durcheilte, nicht aussichtslos gewesen wäre. Aber ihn trennten von Rom mindestens zehn starke Tagemärsche, und er wußte genau, daß so lange die fassungslose Bestürzung des eisernen Volkes nicht dauern werde, und zu einer normalen Belagerung der wohlbefestigten großen Stadt reichten seine 40000 Krieger nicht aus. So begnügte er sich denn, die ihm erreichbaren Früchte des Sieges zu pflücken, und sie waren ansehnlich genug. In Rom aber ging, der ganzen Natur dieses Volkes entsprechend, die völlige Mutlosigkeit bald vorüber, zumal die südwärts ausgesandten Reiter nichts von einer Annäherung Hannibals verspürten. So ergriff denn wenige Tage nach der Schreckenskunde der Senat, jetzt mehr als je der Repräsentant des römischen Geistes, mit fester Hand wieder die Zügel der Regierung, und seine ersten Beschlüsse waren gleich wieder dazu angethan, noch die Nachwelt mit scheuer Bewunderung der ehernen Charaktere zu erfüllen, deren Wort und Antrag in jenen schweren Tagen dem wieder aufatmenden Volke Ziel und Richtung wiesen. Die Persönlichkeit, die bei den ersten Versuchen Roms, sich wieder aufzurichten, besonders hervortrat, war M. Claudius Marcellus. Er wollte eben damals mit einer Flotte von Osten nach Sizilien segeln, um das dort gleichfalls sinkende Glück der Römer zu stützen: er wurde jetzt durch das decretum tumultus, d. h. die Proklamierung des Belagerungszustandes, mit einer größeren Abteilung römischer Seesoldaten nach Rom gerufen und wurde mit Fabius Maximus die Seele der nationalen Verteidigung. Ihre erste Aufgabe mußte es sein, in Rom selbst den Schrecken zu bannen und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke wurde durch das decretum tumultus sogar das Provokationsrecht aufgehoben, jeder Zusammenlauf von Menschen, jede laute Klage verboten, und selbst das Trauergewand mußte am 30. Tage nach der Schlacht verschwinden. Um die Angst des Volkes vor dem Zorne der Götter zu mindern, wurden die sibyllinischen Bücher befragt: sie forderten wieder wie vor dem Gallierkriege im Jahre 225 barbarische Menschenopfer; und die Pontifices meinten dem Aberglauben des niederen Volkes nachgeben zu müssen und ließen einen Griechen und eine Griechin, einen Gallier und eine Gallierin lebendig begraben. Ein schweres Verbrechen war an der Göttin Vesta zu sühnen. Zwei ihrer Priesterinnen hatten die Keuschheit verletzt: die eine hatte sich selbst getötet, die andre wurde lebendig eingemauert, ihr Verführer aber vom Pontifex Maximus auf dem Markte zu Tode gegeißelt.

Neubegründung des römischen Heeres.

Aber das wichtigste blieb doch die Neubegründung der römischen Armee. Man ging bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit Roms und der Bundesgenossen, indem man die Aushebung von vier neuen Legionen und 1000 Reitern mit den entsprechenden bundesgenössischen Kontingenten beschloß. Welche Verluste mußte dieses kriegsstarke Volk, auch abgesehen von den großen Schlachten, erlitten haben, wenn die Aufstellung einer Armee von 40000 Mann, wovon noch dazu die Hälfte auf die Bundesgenossen kam, es notwendig machte, daß zu Rom die jüngste wehrdienstpflichtige Altersklasse, die Siebzehnjährigen, ja sogar viele Knaben, die noch nicht einmal die männliche Toga angelegt hatten, einberufen wurden! Man muß dabei allerdings bedenken, daß von den mittleren und älteren Jahrgängen nicht alle einberufen werden konnten, da doch auch freie und erfahrene Männer für die Werke des Friedens,

für Ackerbau, Handel und Gewerbe gebraucht wurden. In solchen schweren Zeiten machte sich die Sklaverei als eine Wohlthat bemerkbar. Sie ermöglichte es, daß Landbau und Gewerbe nicht völlig stillstanden, während die Hausväter und erwachsenen Söhne größtenteils dem Vaterlande ihre Dienste weihten. Sie ermöglichte es jetzt sogar, das für ein Auftreten im offenen Felde zu schwache römische Heer beträchtlich zu vermehren, indem man 8000 besonders kräftige Sklaven ankaufte und mit der Aussicht auf Freilassung ins römische Heer einreihte. Wir hören auch, daß Tausende von Verbrechern und Schuldknechten (?) damals befreit wurden, um die Zahl der Streiter zu vermehren, bis ein neues Geschlecht herangewachsen sei.

Bei diesen außergewöhnlichen Maßregeln erscheint das Verfahren doppelt auffällig, das der Senat gegen die Reste des cannensischen Heeres einschlug. Es hatten sich zu den 370 Reitern und 3000 Mann, die unmittelbar nach der Schlacht nach Venusia und Canusium entkommen waren, allmählich noch einzelne versprengte Abteilungen zusammengefunden, so daß schließlich Leute genug in Canusium waren, um zwei, allerdings schwache Legionen aus ihnen zu formieren. Wie nötig hätte der Senat diese Leute zur Verteidigung Italiens brauchen können. Aber sie wurden zur Strafe dafür, daß sie besiegt worden und aus der Schlacht entflohen waren, als unwürdig angesehen, auf dem geweihten Boden des Vaterlandes zu kämpfen, und ins Ausland, in die Provinz Sizilien, beordert, um dort ihre Schande durch neuen Kriegsruhm vergessen zu machen. Noch härter verfuhr der Senat gegen die Tausende, die Hannibal gefangen genommen hatte. Zwar die römischen Bundesgenossen entließ der Karthager vermutlich auch diesmal ungekränkt in die Heimat, damit sie ihre Volksgenossen den Fremden geneigt stimmten, aber die Römer, deren doch sicherlich auch Tausende waren, behielt er in strengem Gewahrsam. Da erschienen aus ihrer Mitte zehn angesehene Männer, begleitet von einem karthagischen Unterhändler, Namens Karthalo, und baten inständig, daß man sie loskaufe. Das von Hannibal geforderte Lösegeld von 3 Minen (etwa 250 Mark) für den Mann war gewiß nicht zu hoch. Aber man wies die Bittenden ab, und dem karthagischen Gesandten verbot man, überhaupt die Stadt zu betreten, damit Hannibal ja nicht etwa eine Bereitschaft zum Friedensschluß bei den Römern zu verspüren glaube. Diese Überantwortung der unglücklichen Gefangenen, die keine andre Schuld an sich trugen, als daß sie nicht mit den Waffen in der Hand den Tod gesucht hatten, an einen Feind, der sie nun nach Kriegsrecht töten, quälen oder in die Sklaverei nach Afrika verkaufen konnte, erscheint unserm christlichen Bewußtsein als eine Überspannung des Begriffes bürgerlicher und militärischer Ehre. Wir denken dabei an das bittere Herzeleid der Frauen und Kinder, die ihren Gatten und Vater, oder der armen Eltern, die vielleicht ihren einzigen Sohn unter den Gefangenen hatten, und wir überrechnen die Summe des Elends, das durch einen minder harten Beschluß hätte vermieden werden können. Und doch ist das Verhalten der Senatoren ihren unglücklichen Mitbürgern gegenüber, unter denen sich vermutlich auch Standesgenossen befanden, von einer herben Größe, die es uns mit erklären hilft, warum damals Rom nicht unterging. Hannibal, die Bundesgenossen, ja jeder Römer selbst sollte es wissen, daß in diesem Kriege für ihn keine andre Wahl war, als zu siegen oder zu sterben.

Läuterung der Nobilität und des Volkes durch das Unglück.

Aus diesem Verhalten der Nobilität weht uns ein ganz andrer Geist entgegen als aus ihrem Verhalten ein Jahrzehnt früher. Hatten wir bei unsrer Erzählung vom Leben und Wirken des Gaius Flaminius auf Schritt und Tritt die Anfänge der Entartung der regierenden Kreise, ihre Gier nach Gold und schrankenloser Macht, ihre Vernachlässigung der wichtigsten Aufgaben der inneren Politik hervorheben müssen, so scheint uns jetzt die Nobilität plötzlich wieder auf der Höhe zu stehen wie zur Zeit

des Krieges mit Pyrrhus. Die Ursachen dieser Wandlung sind nicht schwer zu erkennen, es sind dieselben, die nach der Katastrophe von Jena und Auerstädt das preußische Volk, insbesondere aber die Kreise des höfischen Adels und der Offiziere zu einem tiefgehenden Läuterungsprozeß führten. So bewirkte auch in Rom das von Hannibal heraufgeführte nationale Unglück eine Läuterung des Senates wie des Volkes und bahnte noch einmal die Rückkehr zu der Sittentüchtigkeit und zu den Idealen der Ahnen an. Diese schnelle und folgenreiche Umkehr war möglich, weil die guten Elemente die schlechteren noch überwogen und weil sich die schlechteren in der Not der Zeit still verhielten. Leider war diese Umkehr nicht von langer Dauer: als mit dem Ende des zweiten Punischen Krieges und nach der Niederwerfung Makedoniens (197) Gefahr und Furcht vorüber waren, lenkten auch die Regierung und das Volk, wie wir sehen werden, wieder in die schlimmeren Bahnen zurück.

Aussöhnung der Nobilität mit dem Volke.

Zunächst aber offenbarte sich der neue Kurs, den der Senat nach der Schlacht von Cannä einschlug, in der auffallenden Auszeichnung des Gaius Terentius Varro, der, wenn man den Berichten der aristokratischen Geschichtschreibung glauben will, an dem ganzen Unglück von Cannä schuld sein sollte. Er verdankte seine Wahl zum Konsul dem Zwiespalt zwischen dem Senat und dem Volk, das den hochgeborenen Generalen Mißtrauen entgegenbrachte. Um so größer war anderseits der Hochmut und die Verachtung, mit welcher die Nobilität einem solchen Emporkömmling begegnete. Und traf den Varro auch nicht die Verantwortung für die Schlacht überhaupt, da die Konsuln vom Senate die Weisung zu schlagen empfangen hatten, so trug er doch vielleicht eine gewisse Schuld an der Auswahl des Schlachtfeldes und an der verkehrten Aufstellung des römischen Zentrums. Außerdem gab es unter seinen vornehmen Gegnern im Senate gewiß manche, die es für rühmlicher gehalten hätten, in seiner Lage nach der Schlacht Hand an sich selbst zu legen. Um so auffallender war es, daß der Senat bei der Heimkehr des vielgeschmähten Mannes den Beschluß faßte, daß die Senatoren ihm entgegenziehen und ihm dafür danken sollten, daß er am Staate nicht verzweifelt habe. Dieser hochherzige Beschluß galt nicht nur seiner Person, sondern bedeutete die Herstellung des inneren Friedens zwischen Nobilität und Volk. So brachte denn der verderbliche Krieg auch sein Gutes: die sittliche Läuterung und die Aussöhnung der vorher arg entzweiten Stände des römischen Volkes; außerdem aber bestand, wie das folgende zeigen wird, der von den Römern aufgerichtete italische Bundesstaat in dieser Zeit die Feuerprobe, so daß man bekennen muß, daß Kraft und Leistungen des Römertums im Kampfe gegen ein widriges Geschick zu keiner Zeit sich größer offenbart haben, als in den Zeiten nach der Niederlage von Cannä.

Hannibals Lage nach dem Siege von Cannä.

Unterdessen hatte Hannibal sich bemüht, seinen Sieg nach Kräften auszunutzen. Zwar der Aufforderung seines Reitergenerals Maharbal, sofort gegen Rom aufzubrechen, hatte er aus guten Gründen, wie wir oben sahen, widerstanden, obwohl das Bild verlockend genug war, das ihm dieser kühne Krieger mit den Worten ausmalte: „Wenn du mich reiten lässest und mir schleunigst nachfolgst, so sollst du in fünf Tagen auf dem Kapitol speisen.“ Dagegen glaubte Hannibal nunmehr den richtigen Zeitpunkt gekommen, um die stärkste Wurzel der römischen Macht, die italische Eidgenossenschaft, zu zersplittern und mit den einzelnen Gliedern in Verbindung zu treten. Nur so konnte er hoffen, stark genug zu werden, um Rom selbst anzugreifen. Und in der That, der Schlag von Cannä genügte, um wenigstens die unteritalischen Bundesgenossen der Römer, die bisher am meisten unter der Last des Krieges gelitten hatten und ohnehin zum Teil nur widerwillig ihren Bundespflichten nachgekommen waren, in ihrer Treue wankend zu machen. In Apulien selbst traten Arpi, Salapia, Herdonea und Uzentum zu Hannibal über, ebenso fielen die Lukaner seinem Generale Hanno,

die Bruttier seinem Bruder Mago zu, bis auf Consentia und Petelia, die sich erst nach hartnäckiger Belagerung ergaben. Hannibal selbst aber zog nach Kampanien, wo ihm der herrlichste Preis seines Sieges winkte, das früher von ihm vergebens umworbene Capua.

Capua.

Capua war damals ohne Zweifel die zweite Stadt Italiens. Inmitten der fruchtbarsten Ebene der Halbinsel gelegen, soll es so volkreich und mächtig gewesen sein, daß es 30000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter ins Feld stellen konnte. Seit länger als einem Jahrhundert (seit 338) war es mit Rom durch enge Waffenbrüderschaft verbunden, da die Capuaner als römische Bürger in der Legion dienten. Aber nach dem römischen Grundsatze: „Divide et impera" war in Capua eine breite Kluft zwischen dem Herrenstande und der Masse des Volkes geschaffen worden: der capuanische Adel besaß das Vollbürgerrecht, eigne Gerichtsbarkeit und andre Ehrenvorrechte. Das Volk aber mußte sich mit dem römischen Bürgerrecht ohne Wahlrecht (civitas sine suffragio) begnügen und war überdies dem Herrenstande der Stadt zinspflichtig. Die Erbitterung über diese ungleiche Behandlung führte dazu, daß die capuanische Volkspartei, als Rom nach der Katastrophe von Cannä den kampanischen Adel nicht mehr unterstützen konnte, sich dem Hannibal in die Arme warf; und der Adel war teils zu schwach, teils zu schlaff, dies zu verhindern.

Diese reiche Stadt schloß jetzt mit dem Sieger ein Bündnis ab, in dem sie sich zwar ihre Unabhängigkeit, Freiheit der Bürger vom Kriegsdienste und von der Besteuerung wahrte, aber doch freiwillige Hilfe und Unterstützung der Karthager versprach. Außerdem brachen damals die Capuaner Rom gegenüber dadurch die Brücken hinter sich ab, daß sie die römischen Bürger, die zahlreich unter ihnen wohnten, in ein Badehaus zusammentrieben und dort durch heiße Dämpfe erstickten. Auch die Nachbarstädte Atella und Calatia verbündeten sich mit Hannibal. Ferner gelang es ihm, auch die Städte Nuceria und Acerrä mit Gewalt zu erobern, aber damit waren auch seine Fortschritte in der Sprengung der römisch-italischen Eidgenossenschaft zu Ende, obwohl es an punischen Parteien in andern kampanischen Städten nicht fehlte.

Hannibal vor Nola zurückgewiesen.

So war z. B. in Nola, der zweiten Stadt Kampaniens, das Volk für Anschluß an Hannibal, der Adel für die Treue gegen Rom. Schon kam ein punisches Korps herbei, um Nola in Besitz zu nehmen, da erschien, vom nolanischen Adel gerufen, Marcus Claudius Marcellus, der bei Casilinum gestanden hatte, vor der Stadt, legte eine römische Besatzung hinein und wies Hannibals Versuch, sich trotzdem Nolas zu bemächtigen, durch ein siegreiches Treffen unter den Mauern der Stadt zurück. Gewiß ist die Größe und Wichtigkeit dieses Sieges von den römischen Geschichtschreibern übertrieben worden, aber das ist auch sehr begreiflich, erschien er doch den Zeitgenossen wie der erste Lichtblick nach einer langen Nacht des Leidens. Und einen Wendepunkt im zweiten Punischen Kriege bezeichnet die Abweisung Hannibals vor Nola und die darauf folgende Hinrichtung der Rädelsführer der punischen Bürgerpartei allerdings, denn sie setzte dem Abfall der Bundesgenossen von Rom Ziel und Grenze.

Die Treue der Bundesgenossen rettet Rom.

Fortan waren alle Versuche Hannibals, sich Neapels oder Cumäs mit Güte oder Gewalt zu bemächtigen, um eine geordnete Verbindung mit Karthago zur See herzustellen, vergeblich. In Casilinum verteidigte sich eine kleine Garnison von etwa 1000 italischen Landwehrleuten aus Präneste und Perusia, die sich dort festgesetzt hatte, fast ein Jahr lang gegen das punische Belagerungsheer so heldenmütig und ausdauernd, daß sie erst im Frühjahr 215 v. Chr. mit Genehmigung des römischen Senates auf Abzug mit Lösegeld kapitulierte. So war also der Gewinn aller seiner Siege im offenen Felde und seiner klugen Politik in der Behandlung der Italiker schließlich doch nur das Bündnis mit den Bruttiern, Lukanern, einigen apulischen Gemeinden und mit Capua nebst einigen kleineren Nachbarstädten. Die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung liegen einerseits in dem Gegensatz der Rasse: Griechen, Osker und Sabeller fühlten, soweit sie nicht eine Leidenschaft verblendete, eine instinktive Abneigung gegen den Semiten, anderseits trug in jenen schweren Zeiten die staatsmännische Weisheit und Mäßigung ihre Früchte, die die leitenden Männer Roms ein

Jahrhundert zuvor bei der Festsetzung der vielgestaltigen Verträge mit ihren Bundesgenossen angewendet hatten. Die Griechen Neapels sahen in den Römern ihre natürlichen Beschützer vor der erdrückenden Konkurrenz und Rücksichtslosigkeit der Punier, die Ritterschaft der kampanischen Gemeinden sah in Rom den Bürgen ihrer Macht und ihres Einflusses, endlich die Äquer, Marser, Samniten, Frentaner, Marruciner, Picenter u. a. fühlten sich schon so sehr als lateinisch redende Togamänner, daß sie in Hannibal, dem Beschützer der Gallier und Verwüster ihrer Äcker, nur ihren Todfeind erblicken konnten. So mochte denn schon im Winter 216/215 während der berüchtigten Winterquartiere zu Capua mancher bange Zweifel Hannibals Herz beschleichen, ob er wirklich sein Ziel erreichen werde.

Hannibals Bündnis mit Makedonien.

Soviel aber war ihm jedenfalls schon klar, daß er Rom nicht mit Hilfe seiner italischen Bundesgenossen vernichten könne. Hannibal sah sich also auf auswärtige Hilfe angewiesen, und die Kunde von Cannä war gewaltig genug, sie ihm zu verschaffen. Schon bei Beginn des Krieges hatte jener Demetrios von Pharos, den die Römer 219 aus Illyrien verjagt hatten, eine Zufluchtsstätte am makedonischen Hofe bei Philipp V. gefunden und versucht, den König zum Kriege gegen Rom zu bewegen. Aber Philipp war damals durch den Krieg mit den Ätolern (220—217) gehindert und hatte wohl zu seinen Streitkräften nicht das rechte Vertrauen. Als ihn aber die Kunde von der Niederlage der Römer am Trasimenischen See erreichte, schloß er sofort mit den Ätolern den Frieden von Naupaktos (217). Von diesem Friedensschlusse an datiert Polybius mit Recht die Verknüpfung der westlichen und der östlichen Politik, sofern seit jenem Frieden nicht nur Philipp und seine Bundesgenossen, sondern auch seine Gegner den Blick nach Westen richteten und teils mit den Römern, teils gegen die Römer mit den Karthagern in Verbindung traten. Allerdings der erste Versuch Philipps, im Frühjahre 216 gegen die Römer in Illyrien aufzutreten, fiel recht schwächlich aus, sofern er im Begriffe, Apollonia mit einer Flotte zu überrumpeln, auf die bloße Kunde vom Herannahen eines römischen Geschwaders entfloh. Aber die Nachricht von Cannä gab ihm neuen Mut. Er schickte im Winter 216/215 eine Gesandtschaft an Hannibal, die sich mit List nach Capua durchschlug und dort mit dem karthagischen Feldherrn und den bei ihm befindlichen Mitgliedern des großen Rates ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß, das eine Landung der Makedonier in Italien in Aussicht stellte.

Sizilien nach Hierons Tode.

Auch in Sizilien vollzog sich damals ein für die Römer ungünstiger Umschwung der Verhältnisse. Der alte König Hieron, der mit unwandelbarer Treue bei den Römern ausgehalten hatte, starb im Herbste des Jahres 216 v. Chr. nach einer segensreichen Regierung von 54 Jahren. Ihm folgte sein Enkel Hieronymus, fast in allen Stücken das Gegenteil des Großvaters, ein unerfahrener, ehrgeiziger, allem Bösen zugänglicher Knabe von 15 Jahren, der unter der Leitung nicht minder ehrgeiziger Oheime und Frauen aus dem königlichen Hause mit den Gesandten Hannibals, die ihm als Preis den Besitz von ganz Sizilien vorspiegelten, ein Bündnis schloß. Allerdings wurde Hieronymus infolge seines tyrannischen Auftretens noch im Jahre 215 zu Leontini von Verschworenen ermordet und bei den sich daran anschließenden Kämpfen das ganze syrakusanische Königshaus ausgerottet, aber die wichtige Stadt Syrakus, damals die größte aller griechischen Städte, kehrte doch nicht zum Bunde mit den Römern zurück. Vielmehr setzte der karthagisch gesinnte Pöbel und das Heer von Syrakus, das teilweise aus römischen Überläufern bestand, die Wahl der beiden Gesandten des Hannibal, des Hippokrates und Epikydes, unter die Strategen durch. Und als im Jahre 214 Leontini zur Strafe dafür, daß seine Bürger sich unter Hippokrates' Führung an der Niedermetzelung eines römischen Grenzpostens beteiligt

hatten, durch den römischen Konsul Marcellus erstürmt worden und zweitausend dabei gefangene römische Überläufer hingerichtet worden waren, wurde der Römerhaß im niederen Volke zu Syrakus und beim Heere noch vermehrt. Diese Stimmung benutzten Hippokrates und Epikydes, um die römisch gesinnten Aristokraten und Strategen bei einem Volksaufstande teils zu ermorden, teils zu verjagen, teils einzuschüchtern. So griff denn in Syrakus eine von karthagischen Agenten geleitete Pöbelherrschaft Platz, und obwohl die Römer 214 ihren tüchtigsten Feldherrn, den Marcus Claudius Marcellus, nach Sizilien schickten, so hatten sie doch jahrelang mit der höchsten Anstrengung zu ringen, um ihren Besitz auch nur einigermaßen zu behaupten.

Die Haltung des karthagischen Senates.

Immerhin waren die sizilischen Verhältnisse nicht derart, daß etwa Hannibal von dieser Seite eine wirksame Unterstützung seiner Unternehmungen in Italien hätte erwarten können. Deshalb hatte er, um seine Heimat zu größerer Opferwilligkeit zu entflammen, als sie ihm bisher gezeigt worden war, von Bruttium aus seinen Bruder Mago nach Karthago übersetzen lassen. Die Erfolge, von denen Mago dem hohen Rate der Heimat zu berichten wußte, mußten jede Opposition verstummen machen, und damit auch ein sichtbarer Beweis der römischen Verluste nicht fehle, ließ er einen ganzen Scheffel goldener Ringe, wie sie die römischen Senatoren und Ritter zu tragen pflegten, vor der erstaunten Gerusia ausschütten. Aber die Maßregeln, die damals der karthagische Senat ergriff, in diesem einzigen Momente, der den alten Kampf auf Leben und Tod zum Vorteil der Punier entscheiden konnte, waren doch nur halbe, sei es, daß man dem Glücke Hannibals allein die Vollendung seines Werkes zutraute, sei es, daß man sich durch falsche Rücksichten der Sparsamkeit leiten ließ. Man bewilligte ihm 4000 numidische Reiter und 40 Elefanten, die Bomilkar im Jahre 215 wirklich auch in Bruttium ans Land brachte. Ein starkes Ergänzungsheer aus libyschen Fußsoldaten zu schicken, die sich doch bei Hannibal so trefflich bewährt hatten, hielt man nicht für nötig. Die Verpflichtung, ein größeres Heer zu Fuß zu beschaffen, wurde vielmehr auf das spanische Barkidenreich abgeladen, indem Mago den Auftrag erhielt, dort 20 000 Mann und 4000 Reiter für Italien anzuwerben. Vermutlich wurde dieses Auskunftsmittel auch mit in Rücksicht auf die ungenügende Größe der karthagischen Kriegsflotte gewählt, denn Hasdrubal sollte dem Bruder seine Armee mit den neugeworbenen Truppen auf dem Landwege zuführen.

So mußte sich also schon sehr bald nach der Schlacht von Cannä der Blick Hannibals auf Spanien richten als das einzige Land, von wo er bei seinem Riesenplan wirklich ausreichende Unterstützung erlangen konnte. Deshalb bietet der spanische Krieg, der gleichzeitig mit dem italischen geführt wurde, nicht nur ein örtliches Interesse, sondern er war entscheidend für den Fortgang des zweiten Punischen Krieges überhaupt.

Die Scipionen in Spanien.

Wie oben (S. 453) erzählt wurde, war der größte Teil des konsularischen Heeres, unter P. Cornelius Scipio im Sommer 218 v. Chr. an der Rhone erschienen war, das unter dessen Bruder, dem wackeren Gnäus Scipio, in derselben Zeit aus Gallien nach Spanien abgegangen, in der Hannibal seinen Alpenübergang bewerkstelligte. Gnäus Scipio war vermutlich in der Nähe von Emporiä gelandet, hatte den karthagischen Feldherrn Hanno, den Hannibal zwischen Pyrenäen und Ebro zurückgelassen hatte, besiegt und Tarraco zum Stützpunkte weiterer Unternehmungen gemacht. Im folgenden Jahre (217) schlug Gnäus Scipio die karthagische Flotte an der Ebromündung und erhielt den wichtigen Zuzug von 8000 Mann unter seinem Bruder Publius, der von seinen am Ticinus empfangenen Wunden genesen war. Diese Verstärkung ermöglichte es den Scipionen, den Kriegsschauplatz bereits südwärts vom Ebro zu verlegen, doch blieb es natürlich ihre Hauptaufgabe, den Karthagern die Pyrenäenpässe zu sperren

und dadurch jeden Zuzug karthagischer Söldner nach Italien zu verhindern. Im Jahre 216 wurde auch die Lage der Scipionen dadurch kritisch, daß sie sich nach der Schlacht von Cannä für lange Zeit auf eigne Füße gestellt sahen und befürchten mußten, daß Hasdrubal, der Bruder Hannibals und Oberbefehlshaber in Spanien, jetzt doppelte Anstrengungen machen würde, sie zu überwältigen und nach Italien zu ziehen, um das Schicksal Roms zu vollenden. In der That rückte Hasdrubal Barkas damals mit einem großen Heere gegen den Ebro vor, aber es gelang den Scipionen, ihn bei der uns unbekannten Stadt Ibera gänzlich zu schlagen und sein Heer zu vernichten. Dieser Sieg der Scipionen vereitelte auf Jahre hinaus den geplanten Hilfszug Hasdrubals. Nun mußten auch die 20 000 Mann Fußvolk und die 4000 Reiter, die der karthagische Senat durch Mago für Hannibal in Spanien anwerben ließ, zur Behauptung des Barkidenreiches verwendet werden.

Mißerfolge der Karthager.

Auch die Versuche der Karthager, ihre frühere Herrschaft auf Sardinien bei den Eingeborenen, die schwer unter dem römischen Joche zu leiden hatten, in gute Erinnerung zu bringen und womöglich zu erneuern, endete nach anfänglichen Erfolgen mit der Vernichtung der Landungsarmee durch Titus Manlius Torquatus (215). Ganz unthätig aber zeigte sich unter den karthagischen Bundesgenossen König Philipp von Makedonien, der das ganze Jahr 215 verstreichen ließ, ohne einen Landungsversuch in Italien zu unternehmen; dadurch wurde den Römern Zeit gelassen, Brundisium zur See durch eine Flotte und auch zu Lande durch ein Heer zu sichern und dem Makedonierkönig allerlei Feindschaft im Osten zu erwecken, die ihn vollends seine Bundespflichten gegen Hannibal vergessen ließen.

Im Jahre 215 v. Chr. vermochten die Scipionen bereits bis in das Herz des Barkidenreiches, bis an den Guadalquivir (Bätis), vorzudringen und bei Illiturgi und Intibili zu siegen. Die Folge dieses kühnen Auftretens und der wohlberechnete Großmut, mit der sie Geiseln und Gefangene der Eingeborenen, die in ihre Hände fielen, regelmäßig ohne Lösegeld in die Heimat entließen, war der Übertritt vieler Gemeinden und Stämme von den Karthagern zu den Römern. So konnten sie fast bis an die spanische Südküste vordringen und sich den Weg von Tarraco dorthin durch den Wiederaufbau des von Hannibal zerstörten Sagunt sichern, eine Handlung, die dem Ansehen der Karthager in Spanien bedeutend Abbruch that. Doch nicht genug damit. Römische Sendboten wußten auch die Meerenge zu überschreiten und drüben in Afrika mit eingeborenen Fürsten Verbindungen anzuknüpfen. Namentlich Syphax, ein König in Mauretanien — jetzt Oran und Algier — trat in Bundesgenossenschaft mit den Römern, die ihm römische Exerziermeister und Offiziere zur Ausbildung seiner Söldner lieferten.

Der Untergang der Scipionen.

Durch den fortschreitenden Einfluß der Römer in Afrika sah sich Hasdrubal Barkas selbst veranlaßt, mit einem großen Teil der spanischen Armee nach Afrika hinüberzugehen (213 v. Chr.). Es gelang ihm, den Syphax durch Masinissa, den Sohn des Königs von Westnumidien, zu schlagen (212) und dadurch eine überraschende Wendung der Dinge herbeizuführen. Denn danach kehrte er mit einer starken libysch-numidischen Armee nach Spanien zurück und begann im Verein mit seinem Bruder Mago und seinem General Hasdrubal, Gisgons Sohn, gegen die Scipionen vorzurücken. Diese nahmen aus Sorge vor der karthagischen Übermacht 20 000 Keltiberer in Sold, teilten aber dann unklug ihre Streitkräfte, wurden jeder für sich geschlagen und kamen danach samt ihren Heeren um (212). Nur einzelne Scharen der Römer retteten sich über den Ebro und behaupteten sich da unter der Führung des Gaius Marcius, bis ein neues römisches Heer von 12 000 Mann unter dem Prokonsul Gaius Claudius Nero anlangte (211), das dann (210) auch südlich vom Ebro die

Operationen wiederaufnahm. Immerhin aber war durch die Vernichtung der Scipionen der römische Machtbereich in Spanien sehr zusammengeschwunden, und der große Plan Hasdrubals, ein starkes Hilfsheer nach Italien zu führen, schien jetzt der Ausführung näher gerückt als viele Jahre zuvor.

Der Krieg in Italien seit 215.

Aber schon begannen Hannibals Verhältnisse sich auf dem italischen Kriegsschauplatze wieder zu verschlechtern. Denn nachdem das erste, schlimmste Jahr nach der Katastrophe von Cannä ohne größere Verluste für die Römer vorübergegangen war, vermochten sie mit Anspannung aller Kräfte im Jahre 214 v. Chr. bereits wieder 200 000 Mann unter die Waffen zu stellen. So konnten sie in diesem Jahre drei Legionen ins oberitalische Keltenland werfen, wovon die eine in Picenum zur Reserve diente. Gleichzeitig stand Tiberius Gracchus, gestützt auf die Festungen Benevent und Luceria, mit vier Legionen dem bei Arpi lagernden Hannibal gegenüber, während vier andre Legionen unter Quintus Fabius und Marcus Marcellus gegen Capua operieren sollten. Dazu kamen zwei Legionen zum Schutze der Stadt Rom selbst, starke Besatzungen in Brundisium und Tarent, um den Versuch einer Landung der Makedonier zu vereiteln, besondere Heere auf Sizilien, Sardinien, in Spanien und endlich zwei starke Flotten, die eine in den sizilischen Gewässern, die andre in der Adria.

Diesen im Verhältnis zu seinen eignen Streitkräften riesigen Kriegsmitteln hatte Hannibal immer nur die 40 000 Mann entgegenzustellen, mit denen er bei Cannä gesiegt hatte, denn die ihm zu teil gewordenen Nachschübe füllten kaum die entstandenen Lücken. Um so bewunderungswürdiger erscheint uns der zähe Mut, mit dem er ausharrte, und die Meisterschaft, die er schon damals in der Defensive entfaltete. Erfolgreich wußte er die drohende Einschließung Capuas zunächst zu vereiteln, und wenn er auch 213 das wichtige Arpi in Apulien verlor, so eroberte er doch dafür im folgenden Jahre das herrliche und für eine Landung von Makedonien her so günstig gelegene Tarent (212) durch List; ebenso öffneten ihm Thurii, Metapontum und wahrscheinlich auch Heraclea die Thore, so daß er alle unteritalischen Häfen besaß mit Ausnahme von Velia, Pästum (seit 263 römische Kolonie) und Rhegium, das die Römer von Messana aus verteidigten. Unterdessen hatten freilich die Römer Capua soweit eingeschlossen, daß jede Ackerbestellung im Umkreise der volkreichen Stadt aufhören mußte. Da zog Hannibal aus Apulien herbei und zwang durch geschickte Manöver die Konsuln Quintus Fulvius und Appius Claudius, die Belagerung von Capua aufzuheben. Auf dem Rückmarsch nach Apulien vernichtete Hannibal ein römisches Heer unter dem unfähigen Marcus Centenius und in Apulien ein andres unter Gnäus Fulvius bei Herdonea.

Die Belagerung Capuas.

Kaum aber hatte er die Belagerung der Burg von Tarent, die noch in den Händen der Römer war, begonnen, so zogen auch die beiden konsularischen Heere und dazu das gleichfalls zwei Legionen zählende des Prätors Gaius Claudius Nero wieder gegen die Stadt Capua heran und umklammerten sie mit eisernem Ringe. Sie errichteten nämlich gegen die Stadt selbst einen inneren Wall und Graben und dann um ihre Lagerplätze eine äußere Befestigungslinie, stark genug, jeden Entsatzversuch zu vereiteln. Während des Winters 212/211 brach bereits Hungersnot in der Stadt aus, und als Hannibal im Frühjahr herankam, machte er zwar den Versuch, die römischen Wälle zu stürmen, doch überzeugte er sich bald von der Nutzlosigkeit weiterer Opfer und marschierte, seinen Plan plötzlich ändernd, nördlich gegen Rom ab. Er gab sich keinesfalls der Hoffnung hin, die feindliche Hauptstadt etwa durch einen Handstreich zu erobern, wohl aber glaubte er durch den Schrecken seines plötzlichen Anmarsches die Belagerungsarmee von Capua hinter sich herzuziehen und dadurch die kampanische Hauptstadt zu befreien, allenfalls auch einen neuen Sieg in offenem Felde

zu gewinnen. So zog denn Hannibal mitten durch das von römischen Festungen erfüllte zentrale Gebiet des römischen Staates, alles offene Land und die Dörfer furchtbar verwüstend.

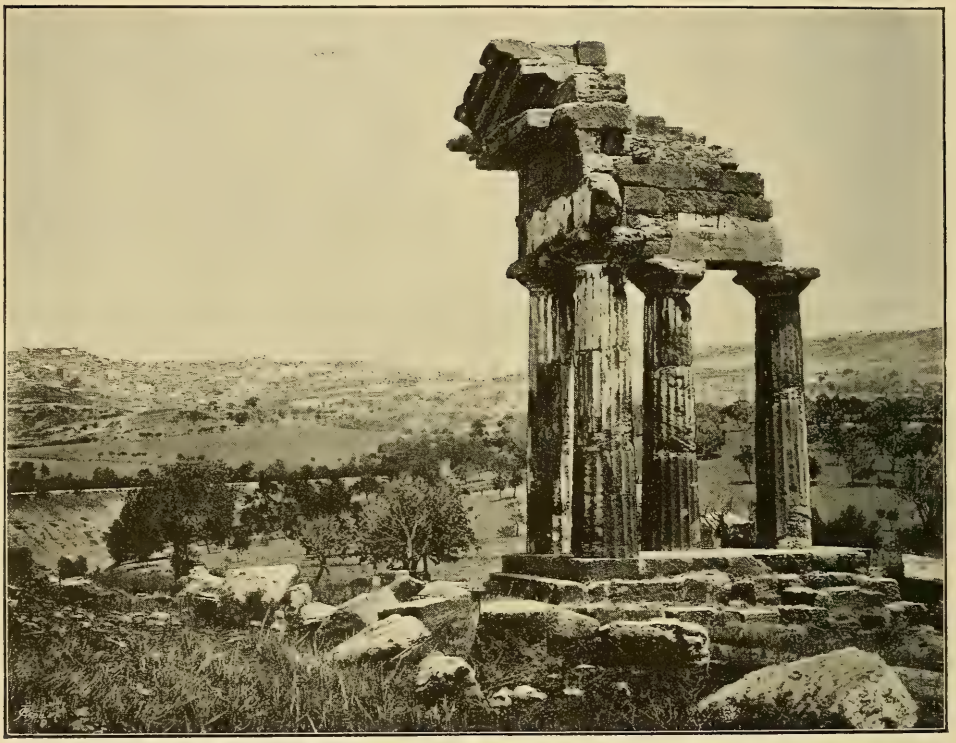
Unweit von Tibur überschritt er den Anio und schlug, etwa 7 km von der Stadt, sein Lager auf, während die Feuersäulen der brennenden Dörfer und Gehöfte den Einwohnern Roms die furchtbare Wahrheit verkündeten, daß der unheimliche Afrikaner vor den Mauern stehe, die seit der gallischen Katastrophe keinen Feind gesehen hatten. Der Ruf „Hannibal ante portas“ („Hannibal steht vor den Thoren“) verbreitete bereits Entsetzen unter dem niederen Volke, das noch vermehrt wurde durch den Anblick einiger numidischer Überläufer, die in ihren weißen Mänteln den Aventin herunterritten. Aber da erließ der Senat das decretum tumultus, das alle Beamten und gewesenen Beamten mit außerordentlichen Vollmachten, mit dem imperium ausrüstete, das Kriegsrecht in der Stadt zur Geltung brachte und demnach auch gestattete, ein Heer innerhalb der Mauern zu haben. Zwei Legionen, die dicht bei Rom gestanden hatten, wurden in die Stadt gezogen, dazu kamen 16000 Mann, die der Prokonsul Quintus Fulvius von Capua auf der von Hannibal nicht benutzten Appischen Straße herbeigeführt hatte, Truppen genug, um nicht nur dem Kapitol eine starke Besatzung zu geben, sondern auch außerhalb der Stadt, zwischen dem collinischen und esquilinischen Thore ein Lager anzulegen, in dem die Konsuln des Jahres 211, Gnäus Fulvius Centumalus und Publius Sulpicius Galba, befehligten. Hannibal konnte es sich nicht versagen, die starke Gegnerin Roma, an deren Bezwingung er nun bereits ein Jahrzehnt vergeblich gearbeitet hatte, wenigstens in der Nähe zu sehen. Umgeben von einigen Tausenden seiner gefürchteten numidischen Reiter ritt er in der Gegend des collinischen Thores bis zu einem Heiligtum des Herkules heran und betrachtete sich die Lage und die Mauern der Stadt. Spätere Berichterstatter melden sogar, daß er voll ohnmächtigen Grimmes einen Speer über die Mauer geworfen habe.

Der Fall Capuas (211 v. Chr.).

Aber bereits nach wenigen Tagen zog Hannibal wieder ab, in der Hoffnung, daß seine Drohung die gewünschte Wirkung hervorgebracht habe. Nach fünf Tagemärschen erfuhr er jedoch, daß die Belagerung von Capua unterdessen ruhig ihren Fortgang genommen habe. Was half es, wenn er dem ihm von Rom aus nachfolgenden Konsul eine schwere Niederlage bereitete und sogar das Lager dieses römischen Heeres erstürmte, das Schicksal Capuas konnte er damit nicht wenden. Unmutig überließ er die Stadt ihrem Schicksale und warf sich nach Bruttium, um durch die Überrumpelung des noch römischen Rhegium ein Gegengewicht gegen den drohenden Verlust Capuas zu schaffen, aber sein Anschlag mißlang, und auch die Belagerung der Burg von Tarent machte keine Fortschritte. Unterdes erfüllte sich Capuas Verhängnis. Als keine Hilfe von Hannibal mehr zu erwarten stand und die eignen Mittel des Widerstandes erschöpft waren, überlieferte sich die Stadt den Römern auf Gnade und Ungnade. Man wußte in Capua genau, daß man von Rom nichts als die härteste Bestrafung zu erwarten hatte. Deshalb gaben sich 28 Ratsherren, die sich als besonders schuldig fühlen mußten, vor der Übergabe der Stadt im Hause des Vibius Virrius gemeinsam durch Gift den Tod. Aber auch die übrigen Häupter der Stadt fanden vor Q. Fulvius, der die Exekution leitete, keine Gnade; an Capua sollte ein Beispiel statuiert werden, wie Rom den Treubruch räche. So wurden 53 capuanische Offiziere und Beamte teils auf dem Markte von Teanum, teils auf dem von Cales vor Fulvius' Augen mit Ruten gepeitscht und dann enthauptet. Ähnliche Blutgerichte folgten in Atella und Calatia. Außerdem wurden 300 Adlige aus Capua und den beiden genannten Nachbarstädten gefangen nach Rom geführt und starben dort in den Kerkern den Hungertod. Der größere Teil der capuanischen Bevölkerung, der Waffen gegen Rom getragen hatte oder sonst mit den Puniern gut freund gewesen war, wurde mit Weib und Kind in die Sklaverei verkauft. Die an den kriegerischen und politischen Vorgängen Unbeteiligten verloren ihre Äcker, teilweise auch das bewegliche Vermögen und mußten sich in der Fremde niederlassen. Denn Rom benutzte diese Gelegenheit, um Capua, das bis dahin noch immer als eine Art Nebenbuhlerin der Bundeshauptstadt gegolten hatte, samt Atella und Calatia als politische Gemeinden zu vertilgen: ihr Stadtgebiet wurde zum ager populi Romani, also zum Staatslande erklärt.

Der Krieg in Sizilien unter M. Marcellus (214—211 v. Chr.).

Dieses furchtbare, alles Maß überschreitende Strafgericht warf einen dunklen Schatten auf Hannibals Zukunft in einer Zeit, wo ihn die Siegesnachricht vom Untergang beider Scipionen hätte hoffnungsvoll stimmen können. Er sah den Abfall seiner unteritalischen Bundesgenossen zu Rom voraus. Die ohnehin schwierige Verproviantierung und Ergänzung seines zusammenschwindenden Heeres mußte dadurch noch schwieriger, ja schließlich unmöglich werden, während die Römer immer größere Heere auf den Kriegsschauplatz werfen konnten, zumal da auch in Sizilien sich der Krieg unterdessen durchaus zu ihren Gunsten gewandelt hatte.



234. Ruinen des Castortempels zu Agrigent. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Belagerung von Syrakus.

Wir haben oben die Verhältnisse in Sizilien in dem Augenblicke verlassen, als die Pöbelherrschaft in Syrakus diese wichtige und großartige Stadt zu einer Bundesgenossin Hannibals gemacht hatte. Auf die Kunde von diesen Ereignissen war der römische Konsul M. Marcellus mit einem Landheere vor der Stadt erschienen, während der Proprätor Appius Claudius die Einschließung mit einer Flotte auf der Seeseite begann. Aber die Stadt war, seit sie die Belagerung durch die Athener (415—413) siegreich überstanden hatte, sehr vergrößert worden und leistete nachhaltigen Widerstand.

Syrakus (s. die Skizze Bd. I, S. 676) umfaßte außer der Insel Ortygia, dem Ausgangspunkt der ganzen, ursprünglich phönikischen Siedelung, die die Burg und die wichtigsten Magazine trug, die festländische Altstadt, Achradina, an die sich im Nordwesten die Vorstädte Tycha und Epipolä, im Südwesten Neapolis anschlossen, im ganzen ein befestigtes Gebiet von mehr als 30 km Umfang. Dazu kam, daß die syrakusanischen Stadtmauern größtenteils wieder auf steilen Felsen angelegt waren und somit den Römern fast nirgends Gelegenheit boten, mit Erfolg Bresche zu legen.

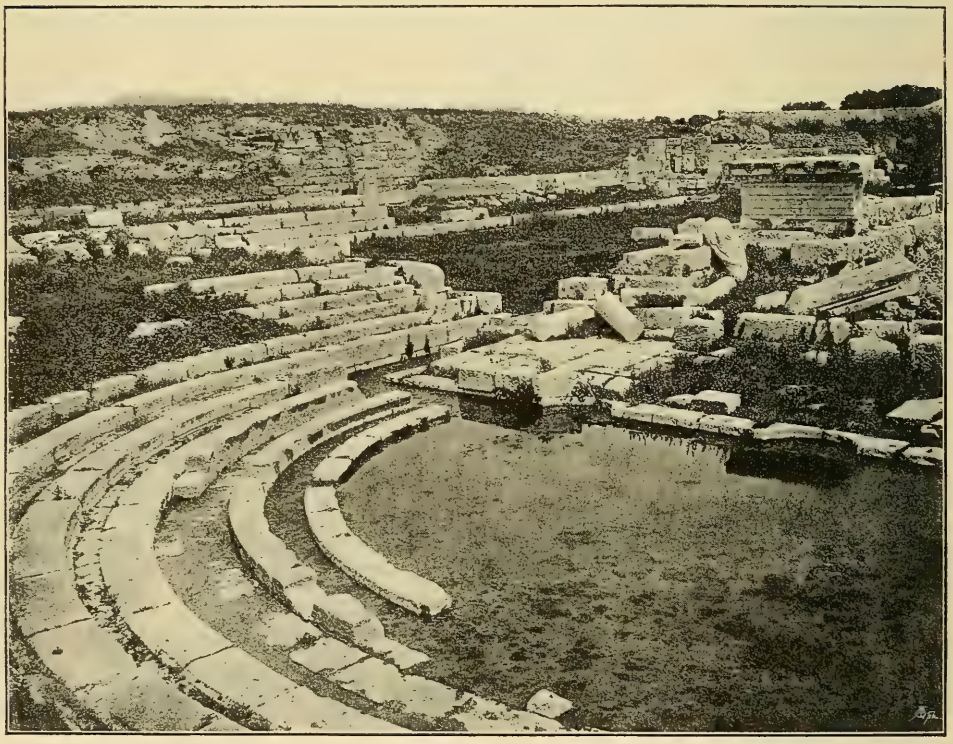
Auf der Seeseite aber wurde den Belagerern durch die kunstvollen Maschinen, die der gelehrte Mathematiker und Physiker Archimedes (s. Abb. S. 253) in Syrakus damals konstruierte, großer Schaden zugefügt. Segelten die römischen Fünfruderer mit Sturmleitern und anderm Belagerungszeug gegen die Achradina heran, so wurden sie schon aus der Ferne mit großen Steinen und Bleiklumpen beschossen, kamen sie näher, so ergoß sich auf die Besatzung aus kleinen, nur handbreiten Löchern der Mauer ein förmlicher Hagel von starken Pfeilen. Wurden aber die Sturmleitern in die Höhe gerichtet, so schwebten plötzlich drehbare Krane über der Mauer hervor und warfen große Steine und Bleistücke auf das Deck der Schiffe, die die Leitern zertrümmerten und die Mannschaft töteten, oder es fiel eine an starker Kette befestigte eiserne Hand von der Mauer herab, packte das Schiff am Vorderteil und zog es daran so hoch in die Höhe, daß es senkrecht auf das Hinterteil zu stehen kam. Ließ dann die eiserne Hand los, so stürzte das

235. Das sogenannte Grab des Archimedes zu Syrakus. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Schiff oft auf die Bordseite, wobei die Mannschaft großenteils umkam. Die Angst der römischen Soldaten vor den Maschinen des Archimedes wurde schließlich so groß, daß sich kein Schiff mehr an die Stadtmauer zu fahren getraute.

So ergab sich denn nach achtmonatlicher Belagerung zu Wasser und zu Lande, daß die Streitkräfte der Römer nicht hinreichten, um die Stadt auf diese Weise zu bezwingen. Man beschränkte sich also auf die Blockade (213) und ließ ein Landheer vor der Stadt lagern, um sie zu bewachen. Unterdessen waren aber auch die Karthager nicht müßig gewesen, die überhaupt für den sizilischen Krieg ein größeres Interesse zeigten als für den italischen. Ein Heer von 25000 Mann Fußvolk, 3000 Reitern und 12 Elefanten wurde von Himilko bei Heraclea Minoa ans Land gebracht und besetzte bald darauf das wichtige Agrigent, was Marcellus durch einen Geschwindmarsch von Syrakus aus vergeblich zu verhindern suchte. Ja, der Besatzung von Syrakus schwoll jetzt der Mut so sehr, daß sie den Hippokrates mit 10000 Mann und 500 Reitern dem Himilko zu Hilfe schickte. Wenige Tage später schlugen Himilko

und Hippokrates in der Ebene des Anapus vor Syrakus ihr Lager auf, da das gesund gelegene Plateau im Westen der Stadt wahrscheinlich schon damals von den Römern besetzt war, die indes ihr Hauptlager auch am Anapus dicht am Tempel des olympischen Zeus hatten. Und wenn auch die karthagischen Führer jetzt nur kurze Zeit vor der Stadt verweilten, so war doch die Lage des Marcellus zwischen den Belagerten und dem Entsatzheere ernst genug. Er konnte, auch als ihm aus Italien eine dritte Legion zu Hilfe geschickt worden war, nicht hindern, daß eine große Anzahl sizilischer Binnenstädte zu den Karthagern abfielen; ja die Neigung dazu wurde noch vermehrt, als die Römer mit der blutigsten Strenge diesem Abfall zu steuern suchten.



236. Ruinen des Theaters zu Syrakus. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

So ließ z. B. der römische Kommandant von Enna, der Centurio L. Pinarius, die sämtliche männliche Einwohnerschaft, weil sie ihm Neigungen für Karthago zu bekunden schien, zu einer Volksversammlung ins Theater zusammenrufen und dort von seinen Soldaten einfach niedermetzeln; darauf wurde die Stadt geplündert und Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Weder der römische Senat noch der Oberstkommandierende in Sizilien, M. Marcellus, fanden auch nur ein Wort des Tadels für den Urheber solcher Greuel.

Um sich auf jeden Fall das oben erwähnte Plateau westlich von Syrakus zu sichern, verlegte Marcellus gegen Ende des Jahres 213 v. Chr. das Hauptlager dorthin, doch ließ er auch in dem alten Lager am Olympieion eine Besatzung. Die Stimmung in der Stadt, über die er wohl unterrichtet war, ließ ihn hoffen, daß er sich ihrer vielleicht durch List oder Verrat bemächtigen könne. Der wohlhabendere Teil der Einwohnerschaft war nämlich keineswegs karthagisch, sondern römisch gesinnt

und hatte sich nur durch das Schreckensregiment, das Hippokrates und Epikydes samt den römischen Überläufern über die Stadt verhängt hatten, einschüchtern lassen. Diese römische Partei knüpfte insgeheim mit Marcellus Verbindungen an über eine günstige Kapitulation, aber die Verschwörung wurde entdeckt und von Epikydes mit 80 Hinrichtungen bestraft.

Die Eroberung von Syrakus (212 v. Chr.).

Da führte den Marcellus eine List zum Ziele. Als während eines Festes der Artemis im Jahre 212 v. Chr. die syrakusanischen Wachen im Schlafe und Rausche lagen, erstieg er mit 1000 Mann eine günstig gelegene Stelle der Außenmauer und eroberte fast ohne Kampf die Vorstädte Epipolä, Neapolis und Tycha; das dadurch

237. Ruinen der Akropolis von Selinunt. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

isolierte Fort Euryalus mußte sich ihm bald danach ergeben. Nur die Altstadt hielt sich noch. Um Syrakus zu retten, eilten Himilko und Hippokrates von Agrigent herbei und griffen das Lager am Olympieion an; gleichzeitig machte Epikydes einen Ausfall auf die Römer in den Vorstädten, und eine karthagische Flotte versuchte im großen Hafen von Syrakus zu landen. Aber alle diese Unternehmungen schlugen fehl. So blieb den Karthagern nichts übrig, als in den sumpfigen Niederungen des Anapus ihr Lager aufzuschlagen. Hier wendete sich der alte Bundesgenosse der Syrakusaner, die Pest, die die Stadt zweimal unter Dionysius von karthagischen Heeren, einmal von dem athenischen Belagerungsheer errettet hatte, gegen Syrakus: das Entsatzheer mitsamt den Führern Himilko und Hippokrates erlag im Sommer 212 der schrecklichen Seuche, unter der die Römer in den höher gelegenen Vorstädten, durch Häuser vor dem glühenden Sonnenbrande geschützt, nur wenig litten. Noch einmal erglänzte der unglücklichen Stadt ein Hoffnungsschimmer, als eine große karthagische

Flotte von 130 Kriegsschiffen und 700 Lastschiffen unter dem Admiral Bomilkar am Vorgebirge Pachynum erschien. Epikydes selbst fuhr hinaus, um Bomilkar zum Angriff auf die an diesem Vorgebirge ankernde römische Flotte zu bewegen. Aber Bomilkar vermied die Schlacht und steuerte ostwärts nach Tarent, Epikydes entfloh nach Agrigent. Unterdes wütete in Syrakus der Straßenkampf zwischen den römisch gesinnten Einwohnern, die noch immer auf erträgliche Kapitulationsbedingungen hofften, und der Soldateska, die keine Gnade zu gewärtigen hatte, bis ein spanischer Offizier, Namens Möricus, die Insel Ortygia an Marcellus verriet. Darauf entflohen die Überläufer auch aus der Achradina, und die von ihnen befreiten Einwohner beeilten sich, dem Marcellus ihre Thore zu öffnen (212). Unter diesen Umständen hätte der Sieger die syrakusanische Einwohnerschaft ohne Zweifel begnadigen, die herrliche Stadt erhalten und sich mit ihrem Eintritt in die Bundesgenossenschaft der Römer begnügen müssen; aber er überließ sie kalten Blutes seinen durch den langen Krieg entmenschten Soldaten zur Plünderung, die unter vielem Blutvergießen so gründlich besorgt wurde, daß Syrakus eine Ruine blieb bis auf den heutigen Tag.

Tod des Archimedes.

Dabei fand auch der erfindungsreiche Verteidiger der Stadt, Archimedes, einen unnatürlichen Tod. Ein Soldat fand ihn im Hausgarten nachdenklich sitzen und Figuren vor sich in den Sand zeichnen. Als er die Frage des Römers nach den Schätzen des Hauses überhörend ihm zurief: „Zerstöre mir meine Kreise nicht", traf ihn der Todesstreich. Marcellus hätte, wie die römischen Geschichtschreiber berichten, gern den berühmten Ingenieur kennen gelernt, so mußte er sich damit begnügen, ihn ehrenvoll zu bestatten und ihm ein Grabmal zu errichten, auf dem der griechische Bildhauer einen Cylinder und eine Kugel anbrachte. Dieses Grabmal wurde nachmals von einem der liebenswürdigsten Bewunderer griechischer Weisheit, von M. Tullius Cicero, als er im Jahre 75 Quästor in Sizilien war, von Dornen und Gestrüpp befreit und den Bewunderern des großen Toten wieder zugänglich gemacht.

Die Plünderung und die politische Vernichtung von Syrakus, das mit seinem Stadtgebiet der römischen Provinz Sizilien zugeschlagen wurde — nur Tauromenium und Neetum durften wie einst Messana (s. S. 434) in die römische Bundesgenossenschaft eintreten — bleibt ein Schandfleck für Rom und Marcellus, der dadurch nur noch mehr hervortrat, daß die ganze Masse der aus Syrakus geraubten Kunstschätze im Jahre 211 von Marcellus zu Rom im Triumphe mit aufgeführt wurde. Seit dieser Zeit besonders wurde es bei den römischen Vornehmen Sitte, sich für griechische Kunstwerke, die jetzt zum erstenmal in großer Masse auf den Markt kamen, zu interessieren und dergleichen Dinge zu sammeln.

Wiedereroberung Siziliens.

Mit dem Falle von Syrakus war die Wiedereroberung Siziliens durch die Römer entschieden. Vergebens hatte Hannibal einen sehr fähigen libyschen Offizier Namens Muttines nach Sizilien geschickt, damit er die verstreuten Haufen der einheimischen Flüchtlinge, römischen Überläufer, vertriebenen und verarmten Bauern und Räuber unter karthagische Fahnen sammle und überall den Kleinkrieg gegen die Römer erwecke. Der Zwiespalt im Kommando mit Hanno, dem General des karthagischen Senats, führte schließlich dazu, daß Muttines im Jahre 210 Agrigent an den römischen Konsul Lävinus übergab. Mit der Vernichtung dieser Stadt, deren Einwohner in die Sklaverei verkauft wurden, brach die Stellung der Karthager auf Sizilien und damit ihre Begeisterung für den sizilischen Krieg überhaupt zusammen.

So wurden also die Hoffnungen, die Hannibal im Jahre 211 v. Chr. wegen des günstigen Standes der Verhältnisse in Spanien hätte hegen können, sehr herabgemindert durch den Rückgang seiner Macht und seiner Streitkräfte in Italien und durch das Erlöschen des Widerstandes der Karthager auf Sizilien. Und da der Verlust von Syrakus (212) und von Capua (211) durch keinen späteren Erfolg wieder aufgewogen wurde, so kann man wohl sagen, daß das Jahr 211 den Wendepunkt des zweiten Punischen Krieges zum endgültigen Unterliegen Hannibals und zum Siege der

Römer bezeichnet. Seit dem Jahre 211 war es den Römern wie ihrem großen Gegner klar, daß er aus eigner Kraft in Italien die Verhältnisse nicht mehr zu seinen Gunsten zu wenden vermöge und auch von Sizilien und Makedonien, gegen das die Römer eben damals die ganze Schar seiner östlichen Gegner und Nebenbuhler aufboten, keine wirksame Hilfe zu erwarten stand. Deshalb richteten sich aller Augen nach Spanien, wo allein von allen Kriegsschauplätzen noch keine gültige Entscheidung gefallen war.

Der spanische Kriegsschauplatz.

Der Rückgang der Macht Hannibals in Italien ermöglichte es den Römern, wenngleich auch ihre Staatskassen fast erschöpft waren und die Bundesgenossen kaum noch ihre drückende Last zu tragen vermochten, größere Streitkräfte nach Spanien zu werfen als je zuvor. Es kam nur darauf an, für diesen wegen des Terrains und der Natur der Einwohner ganz besonders schwierigen Kriegsschauplatz auch den rechten General zu finden. Der Blick des Senats für die richtige Beurteilung der Persönlichkeiten hatte sich natürlich unter den schweren Erfahrungen des Krieges geschärft; man hatte längst darauf verzichtet, das alte System jährlich wechselnder Heerführer beizubehalten, wie denn z. B. M. Marcellus im Jahre 210 sein viertes Konsulat bekleidete und auch in der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Konsulaten vom Jahre 215 an ohne Unterbrechung im Besitz des Imperiums gewesen war und es bis zu seinem Tode blieb. In solchen Zeiten verlernte man es auch, ängstlich darüber zu wachen, daß der Inhaber eines großen Kommandos das durch das Herkommen üblich gewordene Alter besitze und die ganze Reihe der Ehrenstellen bis zum Konsulat durchlaufen habe. Man schaute nur nach dem Tüchtigsten und Passendsten aus. Als solcher erschien damals den römischen Staatsmännern wie dem Volke ein junger Mann von 25 Jahren, vornehmster Herkunft, der noch nie ein Amt bekleidet, noch nie ein selbständiges Kommando gehabt hatte, und der doch so bekannt war und allen solches Vertrauen einflößte, daß man ihn mit prokonsularischer Gewalt nach Spanien schickte. Das war Publius Cornelius Scipio.

P. Cornelius Scipio.

Publius Cornelius Scipio war der Sohn jenes Scipio, der am Ticinus von Hannibal besiegt und dann nach schönen Erfolgen in Spanien 212 v. Chr. gegen Hasdrubal gefallen war. Der junge Scipio hatte im Alter von 17 Jahren die Schlacht am Ticinus mitgemacht und persönlich die kleine Reiterschar angeführt, die seinen verwundeten Vater aus dem Getümmel rettete. Diese That hatte ihm den Ruhm persönlicher Tapferkeit erworben und später zur Stelle eines Kriegstribunen verholfen. Auch nach der Schlacht von Cannä zeichnete er sich aus. Er muß aber frühzeitig noch andre Eigenschaften besessen haben als die eines tapferen Offiziers. In seinem Wesen zeigen sich Züge einer unrömischen Denk- und Empfindungsweise, die uns, wenn wir ihn mit Männern wie Q. Fabius Maximus, M. Marcellus zusammenhalten, fremdartig anmuten. Er ist der erste Römer von Bedeutung, bei dem ein tiefer entwickeltes Gemütsleben sogar auf diejenigen Handlungen einen Einfluß übt, die er als Beamter und Feldherr des römischen Volkes vollführte. So überraschen uns an ihm wirkliche Großmut gegen die Besiegten und Herzensgüte gegen seine Untergebenen. Neben einer echt römischen Kühnheit in seinen Entwürfen und Entschlossenheit in deren Ausführung finden wir eine eigentümliche Neigung zum Mystizismus. Er fühlt sich mit den Göttern in enger Gemeinschaft, pflegt stundenlang in den Tempeln geheimnisvolle Zwiesprache mit ihnen und erfreut sich ihrer besonderen Gnade in allen seinen Unternehmungen. Alles in allem erscheint er uns als eine vielseitigere, freiere, menschlichere Persönlichkeit als seine älteren Zeitgenossen; er tritt auf als ein warm, bisweilen sogar schwärmerisch empfindender, gottbegeisterter Jüngling, wie er in Zeiten der Not auch in einem nüchternen Volke entsteht, der den Glauben in sich trägt, der Retter des Vaterlandes werden zu können, und den der feste Glaube an den Wert seiner Persönlichkeit weit über die Schranken hinausträgt, die die republikanische Selbstlosigkeit dem Individuum gezogen hat. Vielleicht war es neben seiner militärischen Tüchtigkeit und seiner hohen Geburt besonders diese neue, selbstbewußte, prophetische Art, die die Blicke des Senats und des Volkes so sehr auf ihn lenkte, daß er im Alter von 22 Jahren (213) zum Ädil, im Alter von 25 Jahren (210) zum Oberbefehlshaber in Spanien mit prokonsularischem Imperium befördert wurde.

Scipio in Spanien.

Mit 30 Kriegsschiffen, 10000 Fußsoldaten und 1000 Reitern segelte Scipio etwa im Herbste 210 nach Emporiä und marschierte von da nach Tarraco, wo er das

Kommando des zuletzt von Claudius Nero befehligten spanischen Heeres übernahm und seine Winterquartiere abhielt. Die Flotte befehligte sein Freund C. Lälius. Mit dem folgenden Frühjahre (209) wurde im römischen Heere und in der römischen Kriegführung ein neuer Geist lebendig, der zu um so größeren Erfolgen führte, je weniger die drei karthagischen Feldherren Hasdrubal Barkas, Hasdrubal, Gisgons Sohn, und Mago auf diese Wandlung vorbereitet waren. Ganz plötzlich nämlich, als alle drei Heere der Karthager anderswo beschäftigt waren, erschien Scipio mit 25 000 Mann, 2500 Reitern und 35 Kriegsschiffen vor dem Hauptwaffenplatze der Karthager in Spanien, vor Karthago nova (Cartagena), und nahm die wichtige Stadt samt der Burg, die zusammen nur 1000 Mann Besatzung hatten, ein, indem er beim zweiten Angriff die Ebbe zu Hilfe nahm. Was von der Bevölkerung die Erstürmung der Stadt überlebte, ward von Scipio begnadigt, die vielen in den Arsenalen und karthagischen Staatswerkstätten vorgefundenen Arbeiter wurden teils als Ruderknechte verwendet, um 18 eroberte Kriegsschiffe zu bemannen, teils wurden sie als Staatssklaven in Abteilungen von je 30 unter Aufsicht gestellt und mußten nunmehr für das römische Heer arbeiten mit der Aussicht auf Befreiung, falls der Krieg günstig für Rom zu Ende gehe. Die zahlreichen Geiseln, die Scipio in Cartagena vorfand, benutzte er, um mit den Stämmen, die sie gestellt hatten, freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Über die weiteren Unternehmungen Scipios in Spanien wissen wir nichts Sicheres.

Hasdrubal erzwingt den Zug nach Italien.

Die Karthager machten keinen Versuch, Karthago nova wiederzuerobern, vermutlich, weil sie mit einem größeren Plane beschäftigt waren, nämlich mit der Ausrüstung und dem Abmarsch des Hasdrubal Barkas nach Italien. So sah es dieser wohl auch gern, daß Scipio, ermutigt durch seinen großen Erfolg, auch im Sommer 208 wieder südwärts zog, bis nach Andalusien hinein, und dadurch die wichtigeren Pyrenäenpässe, deren Hütung seine Hauptaufgabe sein mußte, von Verteidigern entblößte. Bald rächte sich der schwere Fehler, den er begangen hatte; bei Bäcula, unweit des Guadalquivir, traf er plötzlich auf das nach Norden abziehende gewaltige Heer Hasdrubals. In einer Schlacht, die er der karthagischen Nachhut lieferte, siegte Scipio zwar, konnte es aber nicht hindern, daß Hasdrubal weiterzog, die Pyrenäen glücklich passierte und in Gallien sein Winterlager (208/207) aufschlug. Hasdrubals glücklich vollzogener Abmarsch brachte das Zünglein der Wage noch einmal in starkes Schwanken, noch einmal erneute sich in Italien unter bösen Anzeichen aller Art die Angst vor der feindlichen Invasion, der gallische Schrecken stand von neuem vor der Thür, und er traf einen Staat, den ein elfjähriger Krieg bis aufs Mark ausgesogen hatte.

Kämpfe in Italien 211—207 v. Chr.

Unterdessen hatte Hannibal, obwohl er nach dem Falle Capuas lediglich auf die Defensive angewiesen war, wie ein verwundeter Löwe dem Feinde noch manche Wunde versetzt. So schlug er im Jahre 210 den Proprätor Gnäus Fulvius Centomalus bei Herdonea in Apulien, wo er schon vor zwei Jahren den Fulvius Flaccus besiegt hatte. Unterdessen hatte der Konsul M. Marcellus die letzten karthagischen Magazine und Garnisonen im südlichen Samnium aufgehoben. Als er südwärts marschierte, erlitt auch er gegen Hannibal eine Niederlage bei Numistro (?), die indes in der Familientradition der Marceller, da Marcellus wenigstens sein Heer vor Auflösung und Vernichtung rettete, zu einem Erfolge umgefärbt wurde. Im Jahre 209 war das Augenmerk der Römer hauptsächlich darauf gerichtet, die Stadt Tarent, deren Burg noch immer von der römischen Besatzung gehalten wurde, wiederzunehmen. Die Belagerung leitete der greise Q. Fabius Maximus, jetzt zum fünftenmal Konsul, während der andre Konsul Q. Fulvius Flaccus und M. Marcellus den Hannibal anderweit beschäftigen sollten. Flaccus säuberte also das Land der Hirpiner von

punischen Garnisonen, Marcellus aber versuchte sich wieder im offenen Felde gegen den großen Schlachtenmeister, doch wiederum mit so geringem Erfolge, daß er sich schließlich in die Festung Venusia zurückziehen mußte. Von dort warf sich Hannibal plötzlich gegen ein römisches Heer, das Caulonia in Bruttium belagerte, und nahm es gefangen.

Der Fall Tarents (209 v. Chr.).

Nunmehr endlich glaubte er zum Entsatze von Tarent eilen zu können, aber unterwegs erreichte ihn die Kunde, daß diese herrliche Stadt bei einem Scheinangriffe der Römer durch Verrat des Anführers der bruttischen Hilfsvölker den Römern in die Hände gespielt worden sei. Bei dem furchtbaren Blutbade, das die

238. Publius Cornelius Scipio Africanus.
Büste im Museum zu Neapel.

Erstürmung begleitete, wurden die karthagische Garnison, die Verteidiger der Stadt aus der Bürgerschaft, viele Wehrlose und sogar die bruttischen Verräter niedergehauen, dann begann die Plünderung, die fast ebensoviel Beute in die Hände der Römer lieferte wie die Plünderung von Syrakus. Was an Kunstschätzen, Statuen, Tempelgerät überhaupt transportfähig war, also z. B. auch das große eherne Standbild des Herkules, ein Werk des Lysippos, ließ Fabius nach Rom schleppen, nur eine kolossale Jupiterstatue aus Erz, die man nicht von der Stelle brachte, mußte in der geschändeten Stadt zurückbleiben. 30000 Tarentiner wurden als Sklaven verkauft, wofür 3000 Talente (14 Millionen Mark) in den römischen Staatsschatz flossen.

Nach dem Falle von Tarent sah sich Hannibal im wesentlichen auf Bruttium beschränkt; in dieser wald- und gebirgsreichen Halbinsel beschloß er, wie in einer sicheren Burg, seinen Bruder Hasdrubal, von dessen Plänen er gewiß Kunde hatte, zu erwarten. Aber er lag nicht still, sondern war ohne Unterlaß auf der Lauer, ob er den Feind irgendwo packen könne; und gerade das Jahr 208 v. Chr. war den Römern auch in Italien nicht günstig. Konsuln waren Marcellus (zum fünftenmal), der sich jetzt für die früher erlittenen Niederlagen zu rächen hoffte, und Titus Quinctius Crispinus. Die Konsuln versuchten deshalb den Krieg mit der größten Vorsicht zu führen, wurden aber bei einem Rekognoszierungsritte in Lukanien von einer Reiterabteilung Hannibals überfallen, wobei der greise Marcellus fiel und Crispinus so schwer verwundet wurde, daß er bald darauf starb. Hannibal ließ die Leiche des Marcellus mit allen Ehren bestatten und überschickte die Asche dem Sohne. Schlimmer noch als dieses Unglück im Felde drückte die allgemeine Erschöpfung und der infolge davon hier und da hervortretende Widerwille der Bundesgenossenschaft gegen die Fortführung des Krieges auf die Stimmung der Römer, und dazu kam noch im Herbste des Jahres 208 die Meldung, daß Hasdrubal die Pyrenäen überschritten habe und demnach im Frühlinge 207 in Italien zu erwarten sei.

Man fühlte überall in Italien, daß jetzt die entscheidende Krise herangekommen sei: gelang es jetzt den vereinigten Söhnen Hamilkars, den Römern ein zweites Cannä zu bereiten, so war es nach menschlichem Ermessen um Rom geschehen. Man veranstaltete zu Rom Sühnfeste und Prozessionen, vor allem aber steigerte man die militärischen Leistungen des Volkes und der Bundesgenossen bis zur Grenze des Möglichen. Dreiundzwanzig Legionen wurden in Bereitschaft gestellt unter den Konsuln C. Claudius Nero und M. Livius Salinator, die bis dahin in bitterer persönlicher Feindschaft einander gegenübergestanden hatten, nun aber in der Not des Vaterlandes sich versöhnten. Claudius Nero sollte den Hannibal in Unteritalien in Schach halten, Livius Salinator dem von den Alpen niedersteigenden Hasdrubal entgegentreten. Aber auch diesmal kamen die Römer zu spät, um den Aufmarsch der Karthager im cisalpinischen Gallien zu hemmen. Hasdrubal marschierte ungehindert ins Pothal herein, zog 8000 Ligurer, die er schon während des Winters hatte anwerben lassen, und gallische Hilfstruppen an sich, bestürmte Placentia und wandte sich, als die Stadt ihm trotzte, in der Richtung der Ämilischen Straße nach Ariminum. Von da beabsichtigte er über Fanum auf der Flaminischen Straße (dem heutigen Furlopasse) durch Umbrien südwärts zu ziehen. Für ihn kam alles darauf an, daß er sich vor dem entscheidenden Kampfe mit seinem Bruder Hannibal vereinigen konnte. Deshalb schickte Hasdrubal eine Stafette, bestehend aus vier Galliern und zwei Numidiern, zu seinem Bruder nach Unteritalien mit einem Briefe, in dem Narnia im südlichen Umbrien als Vereinigungspunkt bezeichnet war. Die kleine Reiterschar schlug sich durch bis ins Gebiet von Metapontum am Tarentinischen Golf, dort aber verfehlte sie den Hannibal und wurde von fouragierenden Römern unweit Tarent gefangen. So erfuhr Claudius Nero statt Hannibals die wichtige Botschaft.

Die Schlacht am Metaurus (207 v. Chr.).

Nero hatte unterdes mit Hannibal, der sich anschickte, mit allen seinen Streitkräften, etwa 40000 Mann, nordwärts dem Bruder entgegenzuziehen, bei Grumentum in Lukanien ein Treffen bestanden, ohne daß er den weiteren Marsch Hannibals nach Apulien hinein hindern konnte. Schließlich aber war dieser bei Canusium, dem wichtigsten Straßenknotenpunkte, stehen geblieben, um vor seinem Einmarsche in das schwierige mittelitalische Gebirgsterrain genauere Nachrichten von Hasdrubal abzuwarten. Sie blieben aus, so daß Hannibal fälschlich meinte, sein Bruder sei noch im cisalpinischen Gallien beschäftigt, während Hasdrubal in Wahrheit bereits dem Scheitel-

punkte der Flaminischen Straße bei Fanum entgegenzog, wo ihn der Konsul Livius Salinator am Südufer des Metaurus erwartete.

Um so entschlossener und glücklicher benutzte Claudius Nero, der dem Hannibal bei Canusium gegenüber lagerte, den ihm vom Schicksal gegebenen Fingerzeig. Er täuschte den Hannibal mit einer List, die den schlauen Fechterzügen glich, mit denen früher der Punier die Römer getäuscht hatte; so bewahrheitete sich auch hier der Satz, daß schließlich das großartigste Feldherrngenie versagt, wenn ihm der Gegner in jahrelangem Ringen seine Künste abgelernt hat. Claudius Nero schickte Hasdrubals Brief durch Eilboten an den Senat nach Rom und ließ die zum Schutze der Hauptstadt dienenden zwei Legionen nach Narnia beordern, während eine andre Legion von Capua nach Latium heranziehen sollte. Dann erlas er aus seinem Heere 6000 der tüchtigsten Fußsoldaten und 1000 der trefflichsten Reiter, übergab das Kommando im Lager dem Quintus Catius und rückte mit seiner erlesenen Schar, ohne daß Hannibal auch nur eine Ahnung davon hatte, in der Stille der Nacht nordwärts ab, um durch einen Geschwindmarsch, der in der alten Geschichte ohne gleichen ist, seinen Kollegen im Senonenlande zu erreichen und mit ihm vereint den Hasdrubal zu schlagen. Voraus flogen dem kühnen Zuge, der natürlich die kürzeste und leichteste Verbindungslinie nach Sena Gallica, die Küstenstraße, einschlug, Kuriere, die überall in den Bauerndörfern, in Kastellen und Kolonien die Teilnahme der Bevölkerung für das Unternehmen wachriefen und Proviant, Wagen und Packtiere für die Fußsoldaten requirierten. Willig gab da ein jeder, was er hatte, denn er gab es für den eignen Herd, den der Punier in diesen Gegenden wie einst im Jahre 217 v. Chr. bedrohte. So kam das kleine, aber erlesene Heer kraft der regsten Teilnahme der Bürger und Bauern mit unerhörter Geschwindigkeit vorwärts; es war ein Zug wie jener des Großen Kurfürsten „vom Rhein bis an den Rhyn", bei dessen Gelingen auch die Bereitwilligkeit der märkischen Gespannbauern den Ausschlag gab. So kam es, daß Nero die Strecke von Canusium bis Sena, über 260 römische Meilen (400 km), in sechs Tagen zurücklegte; heimlich zur Nachtzeit rückte er ins Lager des Livius Salinator ein.

Hasdrubal hatte unterdes den Metaurus überschritten und das wichtige Straßenknie bei Fanum, den Eingang zum Furlopaß, in seine Hand gebracht. Aber er konnte selbstverständlich nicht in die Engpässe der Flaminia hineinziehen, ohne den Gegner, der südlich davon bei Sena stand, geschlagen zu haben. Deshalb war er bis nahe nach Sena herangerückt und bereit, mit Livius Salinator zu kämpfen. Da gewahrte sein kriegsgeübtes Auge die Veränderung, die über Nacht im gegnerischen Lager vor sich gegangen war, und bald wußte er sich auch die Gewißheit zu verschaffen, daß der andre Konsul angekommen war. Er deutete diese auffallende Erscheinung auf eine Niederlage, die sein Bruder erlitten haben müsse, und gab in der folgenden Nacht seiner Armee Befehl, in aller Stille über den Metaurus zurückzugehen. Aber von seinen Führern im Stiche gelassen, verfehlte er im Dunkel der Nacht die Furt und wurde am andern Tage mit seinen ermüdeten Truppen von den nachsetzenden Römern noch südwärts des Metaurus angegriffen. Er war von vornherein im Nachteil, da ihm die Schlacht auf ungünstigem Terrain aufgezwungen wurde. Trotzdem fochten seine Spanier auf dem rechten Flügel mit altgewohnter Tapferkeit, ebenso errangen die Ligurer im Zentrum, wo auch die Elefanten standen, anfangs einen kleinen Erfolg; um so schlechter hielt sich der linke Flügel, der aus Galliern bestand. Da entschied Nero die Schlacht, indem er den rechten Flügel umging und den Spaniern in die Flanke fiel. In dem großen Blutbade, das nunmehr unter Hasdrubals Truppen begann, suchte auch ihr unglücklicher Führer den Heldentod, indem er hoch zu Roß mitten in eine römische Kohorte hineinsprengte.

Sechs bis sieben Tage später erfuhr Hannibal, was geschehen war, und zwar durch einen Akt unglaublicher Roheit. Claudius Nero nämlich, der mit derselben Schnelligkeit, mit der er bei Sena erschienen war, in sein Lager bei Canusium zurückgekehrt war, ließ das blutige Haupt Hasdrubals den karthagischen Vorposten vor die Füße werfen, obwohl Hannibal weder dem Flaminius noch dem Marcellus die letzten Ehren versagt hatte. Hasdrubals Haupt wurde vor Hannibal gebracht. Beim Anblick dieses Schreckniſſes verhüllte er sein Haupt und sprach: „Ich erkenne das Schicksal Karthagos“ („agnosco fata Carthaginis“). Und in der That: das großartige Ringen der Römer und Karthager um die Weltherrschaft war mit der Niederlage und dem Tode Hasdrubals entschieden. Es war nicht zu erwarten, daß sich die Karthager noch einmal zu einem so großartigen Unternehmen, wie der Hilfszug Hasdrubals gewesen war, aufraffen würden. Spanien und Italien zugleich wurden am Metaurus endgültig verloren. — Hannibal zog sich nach Bruttium zurück, aber seine große Seele war weit entfernt von kleinlicher Verzagtheit. Mit ungebeugtem Mute erwartete er hier sein Verhängnis, und noch vier Jahre dauerte es, bis ihm nicht die eigne Not, nicht das Schwert der Römer, sondern der Ruf des Vaterlandes gebot, den letzten Rest seiner italischen Eroberung freiwillig zu verlassen.

Unterwerfung Spaniens.

Nachdem in Rom der Siegesjubel vorüber und den Göttern ein dreitägiges Dankfest mit allem Pompe gefeiert worden war, richteten sich aller Augen nach Spanien, denn der verwundete Löwe in Bruttium schien nicht mehr stark genug zu sein, einen Ausfall aus seiner Höhle zu unternehmen. Mit um so größerer Spannung erwartete man nunmehr in Rom die völlige Verdrängung der Karthager aus Spanien und danach die Beendigung des Krieges überhaupt durch den in Wort und Lied vielgepriesenen jugendlichen Helden, den Publius Cornelius Scipio. Seine Aufgabe in Spanien selbst war nach dem Abmarsche Hasdrubals nicht allzu schwierig. Zwar standen ihm noch der andre Hasdrubal, Gisgons Sohn, und Hannibals jüngerer Bruder Mago gegenüber; aber das punische Heer wurde im Jahre 206 v. Chr. bei Bäcula (?) geschlagen. Indessen mehr noch als diese Niederlage schadete wohl die Kunde vom Metaurus der punischen Herrschaft: ein spanischer Stamm nach dem andern trat zu den siegreichen Römern über. Der Rest der karthagischen Streitkräfte wurde in der Inselstadt Gades (Cadiz) eingeschlossen, gleichzeitig wurden die letzten Gemeinden, die zu den Karthagern hielten, wie Illiturgis am Bätis, Castulo, Astapa entweder zur Ergebung genötigt oder vernichtet. Noch vor Ablauf des Jahres 206 öffnete auch Gades den Römern die Thore, nachdem Mago mit allem Kriegsgerät aus der Stadt nach Ligurien abgesegelt war, und trat in die Bundesgenossenschaft der Römer ein. Damit war Spanien von den Römern bezwungen, wenn auch die Behauptung der freiheitliebenden Landschaften noch manchen Krieg nötig machen sollte.

Friede mit Makedonien.

Um dieselbe Zeit erlosch auch der Krieg mit dem Könige Philipp, den man den ersten makedonischen nennt. Die Römer hatten diesen Krieg überhaupt mehr mit fremden Kräften, mit den Hilfsmitteln der griechischen Gegner Philipps, als mit eignen Mitteln geführt; namentlich die Ätoler, Spartaner und Attalus von Pergamum waren gegen Philipp zu Felde gezogen. Aber Philipp vertrieb die Ätoler aus Akarnanien und Elis, und sein Bundesgenosse, der tapfere Philopömen, der seit dem Tode des Aratus (213) den Achäischen Bund leitete, besiegte und tötete den Tyrannen der Spartaner Machanidas bei Mantineia (207). So kam es, daß sich die Ätoler, nachdem Philipp Thermon genommen hatte, 206 zu einem Separatfrieden mit Makedonien gezwungen sahen, dem später (205) auch Rom beitrat.

Scipios Heimkehr und Konsulat.

Geschmückt mit dem Ruhm, Spanien bezwungen zu haben, getragen von dem festen Glauben, daß er dazu bestimmt sei, den ganzen Krieg zu beenden, bewundert

vom Volke, kehrte Scipio noch im Jahre 206 nach Rom zurück. Er war erstaunt, daß ihm der Senat die Ehre des Triumphes versagte, noch mehr aber darüber, daß man seinen Plan, den Krieg nunmehr nach Afrika zu verlegen, nicht ohne weiteres billigte. Führer der Opposition gegen Scipio war der greise Fabius Cunctator. Mit um so größerer Begeisterung wurde Scipio von den Komitien für das Jahr 205 zum Konsul gewählt, und er dachte schon daran, seine Ermächtigung zur Kriegführung in Afrika gegen den Willen des Senats durch einen Volksbeschluß herbeizuführen, als endlich ein Vergleich zustande kam: Scipio sollte als Konsul die Provinz Sizilien verwalten und von hier aus nach Afrika übersetzen dürfen, doch ohne dadurch Italien von Truppen zu entblößen. So wurden ihm nur die beiden Legionen überwiesen, die nach der Schlacht bei Cannä strafweise nach Sizilien versetzt worden waren. Aber Scipios Beliebtheit beim Volke vermochte es, daß ihm aus allen Teilen Italiens Freiwillige, 7000 an Zahl, zuströmten; die Kosten für den Flottenbau aber wurden größtenteils von den etruriſchen Städten wie Arretium, Cäre, Populonia u. a. getragen, denen dieses Opfer vermutlich zur Buße für ihre während der letzten Jahre zu Tage getretene puniſche Gesinnung auferlegt wurde. In Sizilien wurde durch Beisteuern der siziliſchen Städte Heer und Flotte nach Möglichkeit ergänzt.

Scipio in Afrika.

Trotzdem waren es nicht mehr als 30000 Mann auf etwa 40 Kriegs- und 400 Transportschiffen, mit denen Scipio im Frühling 204 nach glücklicher Überfahrt am schönen Vorgebirge bei Utica landete. Es war klar, daß Scipio mit so geringen Mitteln Karthago nicht bezwingen konnte; deshalb hatte er von vornherein seine Hoffnung auf die Mitwirkung afrikaniſcher Bundesgenossen gesetzt. Namentlich baute er auf die Hilfe des Masinissa, des Königs der Massylier (Hauptstadt Cirta, das heutige Constantine), eines ehemaligen Bundesgenossen der Karthager, mit dem Scipio schon während der Belagerung von Gades Verbindungen angeknüpft hatte.

Die Scipioniſche Legende.

Scipios Versuche, schon von Spanien aus Beziehungen mit den Vasallenfürsten der Karthager anzuknüpfen, wie überhaupt die Berichte über Scipios Thaten erscheinen bei Livius in hohem Grade durch Dichtung und Erfindung ausgeschmückt. Man hat wohl gemeint, daß alle diese Züge aus einem Epos genommen seien, das Scipios Person und Thaten verherrlichte. Da aber von einem solchen Gedichte keine Spur auf uns gekommen ist, auch Polybius manche dieser Mythen berichtet und als Gewährsmann den jungen Freund des Scipio, den Gaius Lälius, nennt, so hat man es wohl eher mit einer im Scipioniſchen Freundeskreise besonders nach seinem Tode immer weiter ausgesponnenen Legende zu thun, wie sie sich um bedeutende Männer bei vorwiegend mündlicher Tradition zu bilden pflegt.

In das Gebiet dieser Legende gehört wahrscheinlich die Reise, die Scipio im Jahre 206 nach Numidien unternommen haben soll, um den mächtigen König der Massäsyler, Syphax von Siga (westlich von Oran), den Nebenbuhler des Masinissa, für die Römer zu gewinnen. Dabei ereignete es sich, so wird uns erzählt, daß an ein und demselben Tage Scipio mit Lälius und der Karthager Hasdrubal, Gisgons Sohn, bei Syphax eintrafen, um ihn jeder für sein Volk zu gewinnen, und daß die Vertreter der beiden feindlichen Nationen in Syphax' Palast friedlich an einem Tisch zusammenspeisten, wobei Scipio auch den Gegner durch sein gewinnendes Wesen und den Adel seiner Persönlichkeit bezauberte. Andre Züge des Scipionenromans werden später (S. 514) berührt werden.

Aber die Hoffnungen, die Scipio auf Masinissas Hilfe gesetzt hatte, erwiesen sich wenigstens zunächst als trügeriſch. Dieser Berberscheich war nämlich unterdessen von seinem Nebenbuhler Syphax, dem Hasdrubal Gisgon seine schöne Tochter Sophonisbe zur Frau gegeben hatte, aus seinem Reiche vertrieben worden und konnte demnach nur mit 200 Reitern zum Heere Scipios stoßen. So sah sich dieser genötigt, sich zunächst auf die Belagerung Uticas zu beschränken, damit er durch die Eroberung dieser wichtigen Hafenstadt einen Stützpunkt für seine weiteren Unternehmungen gewinne. Aber die Stadt blieb den Karthagern treu und widerstand den Römern auf das Tapferste. Auch in Italien stand der Krieg im Jahre 204 keineswegs sehr günstig für die Römer. Denn es war dem jüngeren Bruder Hannibals, dem Mago, gelungen, sich mit 14000 Mann

in Genua und Ligurien festzusetzen und von da aus Gallien zu beunruhigen; ihm hatten die Karthager noch 6000 Mann Verstärkung geschickt. Allerdings war es ihm auch danach unmöglich, sich durch das stark gerüstete Italien zu Hannibal durchzuschlagen, aber die Anwesenheit zweier Barkiden auf italischem Boden beunruhigte die Römer immerhin. Dazu kam, daß Scipio im Herbste 204 beim Herannahen der vereinigten karthagischen Feldherren Hasdrubal und Syphax sogar die Belagerung von Utica aufheben und sich auf eine östlich davon gelegene Halbinsel zurückziehen mußte.

Aber er ließ sich nicht entmutigen und harrte den Winter über in dieser ungünstigen Position aus; der Frühling 203 brachte ihm dafür wichtige Erfolge. Nachdem er nämlich die Gegner durch Scheinverhandlungen über den Frieden lässiger gemacht hatte, überfiel er in einer Nacht sowohl das karthagische wie das numidische Lager und benutzte die durch den Brand der leicht entzündlichen Rohrhütten hervorgerufene Verwirrung, um beiden Heeren eine empfindliche Schlappe beizubringen. Noch einmal sammelten sich die karthagischen Streitkräfte im offenen Felde; aber Scipio schlug sie abermals entscheidend auf den „großen Feldern". Infolge dieser Niederlage zog sich Syphax in sein Reich zurück, und nun erst zeigte sich der Wert der Bundesgenossenschaft Masinissas für die Römer. Denn nunmehr gewann dieser mit Leichtigkeit die ererbte Herrschaft über seine Massylier zurück, und durch ein römisches Hilfskorps unter Lälius unterstützt, trieb er den Syphax immer weiter westwärts und nahm ihn schließlich gefangen. Den Römern ausgeliefert, wurde der gestürzte König durch Lälius nach Rom gebracht und dort für den künftigen Triumph Scipios aufbewahrt.

Sophonisbe.

An Syphax' Sturz knüpft sich eine romanhafte Geschichte vom Ende der schönen Karthagerin Sophonisbe. Sie sollte vor ihrer Vermählung mit Syphax mit dessen Nebenbuhler Masinissa verlobt gewesen sein, und dieser sollte sich vornehmlich, um sich für den Raub der Braut an Karthago zu rächen, an die Römer angeschlossen haben. Nach Syphax' Sturz aber habe er doch noch die Sophonisbe heimgeführt. Da aber sei Scipio ihm entgegengetreten und habe voll Sorge, daß die Barkidentochter auch den neuen Gemahl zum Römerfeind mache, die Auslieferung Sophonisbes verlangt. Um der Geliebten dieses Schicksal zu ersparen, habe Masinissa sie den Giftbecher trinken lassen.

Dieser tragische Stoff hat antike und moderne Dichter (Emanuel Geibels „Sophonisbe") beschäftigt und ist auch bildlich dargestellt worden, wie eine Fresko aus Pompeji zeigt, eines der wenigen historischen Gemälde, die uns aus dem Altertum übrig sind. Dieses Gemälde ist trotz seiner starken Beschädigung so interessant und lehrreich für römische Malerei überhaupt, daß wir im Anschluß an Otto Jahn einige Erläuterungen dazu geben. „Die Mitte des Bildes nimmt ein stattliches, mit grünen Polstern und Teppichen bedecktes Lager ein; auf ein violettes, gelbverbrämtes Kissen stützt eine stattliche schöne Frau von üppigem Körperbau, welche auf dem Lager liegt, ihren linken Arm. Sie ist mit einem grünen Chiton bekleidet, über welchen ein gelber Überwurf gebreitet ist. Mit der Rechten hält sie eine silberne Schale empor, auf welche sie ernst den Blick gerichtet hält. Auf demselben Lager ruht hinter ihr ein junger Mann von tiefbrauner Körperfarbe, mit einem weißen Tuche in den Haaren, einem gleichfalls weißen, über den rechten Arm hängenden Mantel, der besorglich seine Hand auf ihre rechte Schulter legt und sie wie zum Schutze fester an sich zieht; er hat sich, von augenblicklicher Erregung ergriffen, gerade aufgerichtet und den Blick voll Unruhe und Besorgnis über die schöne Frau hinweg einem Manne zugewendet, der am Fuße des Lagers steht. Die auffallende Physiognomie des kahlköpfigen Mannes stimmt mit den uns bekannten Porträtbüsten des Scipio Africanus völlig überein, besonders auch in der Narbe am Kopf, die von der Verwundung Scipios am Ticinus herrührte. Damit ist die Deutung des Gemäldes gegeben. Es stellt den Augenblick dar, in dem die Vermählungsfeier des Masinissa mit der Sophonisbe durch ein furchtbares Geschick in eine Totenfeier umgewandelt wird; die Schale, aus welcher den Göttern beim hochzeitlichen Mahle gespendet wird, aus welcher die Neuvermählten einander zutrinken, wird hier als Träger des Giftes zum Symbol des Todes, dem die junge Gattin geweiht ist. So erklärt sich der feste, aber ernste und traurige Blick, den Sophonisbe auf die Schale heftet, und der Ausdruck des Entsetzens im Gesicht des Masinissa, der mit der einen Hand die Geliebte an sich zieht, als wolle er zugleich sie hindern, die Schale zu leeren, mit der andern die Worte begleitend, durch die er ihr Leben zu retten sich vergebens bemüht: beides, seine leidenschaftliche Liebe und seine abhängige Schwäche, ist in seiner Haltung ausgedrückt. Ernst und unbeugsam wie das Fatum, wenn auch nicht ohne Teilnahme, steht der römische Feldherr ihnen gegenüber und harrt der Vollendung des Geschickes, das Masinissa durch Übereilung und Verblendung auf das Haupt des geliebten Weibes herabgezogen hat; nicht der eigne Wille treibt Scipio zu

239. Sophonisbe trinkt aus dem Giftbecher. Wandgemälde aus Pompeji. (Unten rechts der Kopf des Scipio in größerem Maßstabe.)

dem grausamen Befehle, die höhere Macht, die Rom den Sieg und die Weltherrschaft verleiht, sendet ihn, ihr Gebot zu vollstrecken. Diese höhere Macht ist angedeutet durch den Diener, der hinter Scipio steht; er ist nackt bis auf einen violetten, um die Hüfte geschlungenen Schurz und trägt in der Linken eine Tafel, auf der eine Schüssel erkennbar ist. Das sind heilige Symbole einer geistlichen Gewalt, die hier nicht entbehrt werden kann, da Scipio sonst nicht befugt wäre, in das Ehegemach der Neuvermählten einzudringen und den widerrechtlich geschlossenen Bund wieder zu lösen. Um so mehr erscheint der Tod der Sophonisbe als ein Opfer für die Majestät des römischen Volkes."

Waffenstillstand zwischen Römern und Karthagern.

Als die Karthager sich ihres mächtigsten Bundesgenossen beraubt und dafür die Römer in den Stand gesetzt sahen, durch Masinissa über die reichen Hilfsquellen Numidiens zu verfügen, erhielt unter inneren Kämpfen aller Art die Friedenspartei die Oberhand. Man schickte Gesandte an Scipio und ließ um Waffenstillstand und Vorschläge für den Friedensschluß bitten. Scipio ging darauf ein und forderte als Bedingung des Waffenstillstandes, daß Hannibal und Mago Italien räumen und daß seine Truppen doppelten Sold aus der karthagischen Staatskasse erhalten sollten, als Friedensbedingungen aber außerdem die Abtretung Spaniens und aller Inseln zwischen Italien und Afrika, Auslieferung aller Kriegsgefangenen und Überläufer, sowie der karthagischen Kriegsschiffe bis auf zwanzig, Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5000 Talenten (24 Millionen Mark) und endlich Stellung von Geiseln. Die karthagischen Behörden nahmen diese Bedingungen an und schickten sofort sowohl an Hannibal wie an Mago den Befehl, Italien zu räumen und nach Afrika zurückzukehren. Gleichzeitig gingen Gesandte von Karthago und von Scipio nach Rom, um die Bestätigung der Friedensbedingungen vom Senate und vom Volke zu erbitten. Diese Bestätigung wurde, wie es scheint, gewährt, wenn auch erst nach längerer Zögerung, weil man vorsichtigerweise erst die Räumung Italiens durch Hannibal und Mago abwartete. Die Zögerung wurde für das Zustandekommen des Friedens verhängnisvoll. Denn so landete Hannibal eher in Afrika, als die karthagischen Gesandten mit der Bestätigung der Friedensbedingungen aus Rom zurückkehrten, und die Nachricht von der Heimkehr des großen Barkiden verursachte in Karthago einen völligen Umschwung der vorher friedlichen Stimmung.

Letzte Thaten der Barkiden in Italien.

Hannibal hatte sich, nachdem er 205 Locri durch Verrat verloren hatte, auf Croton zurückgezogen und sich hinter den hohen Gebirgswällen dieser Gegend verschanzt. Mit einem Häuflein libyscher und spanischer Veteranen, das er sich aus den endlosen Feldzügen der letzten fünfzehn Jahre gerettet und das er immer und immer wieder durch italische Rekruten verstärkt hatte, hielt er sich hier, wie einst sein Vater Hamilkar auf dem Felsen Heirkte bei Panormus. Da traf ihn, als er eben damit beschäftigt war, einen militärisch genauen Bericht über seinen Zug aus Spanien nach Italien und über seine Thaten in diesem Lande aufzuzeichnen, der Befehl des karthagischen Senats. Er gehorchte der eisernen Notwendigkeit, vielleicht noch beseelt von einer schwachen Hoffnung, durch sein persönliches Eingreifen in Afrika das Schicksal seiner Vaterstadt zu wenden, jedenfalls aber erfüllt vom größten Schmerze über die wahrhaft tragische Wendung seiner Heldenlaufbahn und den Ausgang, dem er vermutlich entgegeneilte. Bevor er aus Italien schied, ließ er auf Erztafeln, die noch Polybius sah und benutzte (s. S. 451), den Bericht über seine Thaten in punischer und griechischer Sprache im Tempel der Juno auf dem lacinischen Vorgebirge aufstellen. Dann stach er mit seinem kleinen Heere in See und landete im Herbste 203, den Bestimmungen des Waffenstillstandes entsprechend, an der Südostgrenze des karthagischen Gebietes in Leptis.

Dorthin gelangten auch die Trümmer der Armee Magos, aber ohne ihren Führer. Er war bei einem Vorstoße von Ligurien nach Gallien im Insubrerlande auf ein großes römisches Heer von vier Legionen gestoßen und hatte einen blutigen Kampf mit ihm bestanden, bei dem er selbst schwer verwundet worden war. In Genua traf ihn die Ordre des karthagischen Senats. Auch er gehorchte ihr und ging in See, starb aber während der Überfahrt an seinen Wunden.

Die Kunde der völligen Räumung Italiens von den Karthagern erregte in Rom unendlichen Jubel, man atmete auf vom letzten Reste des schweren Druckes, der seit 15 Jahren auf dem Volke gelastet hatte, und noch erinnerte sich Senat und Volk dankbar des Mannes, der zuerst den Siegeslauf des fürchterlichen Puniers zum Stillstand gebracht hatte: des 90jährigen Fabius Cunctator, dem damals nach dem Beschluß des Senats die höchste Ehre, die Graskrone, verliehen wurde.

Unter der Bevölkerung Karthagos, die sich voll Ingrimm durch das Mißgeschick der letzten Jahre um alle die großartigen Hoffnungen der früheren Perioden des Krieges betrogen sah, gewann jetzt die Patriotenpartei wieder die Oberhand, und diese glaubte mit Hilfe Hannibals dem Kriege in Afrika eine günstige Wendung geben zu können. Hasdrubal Gisgon, dem man nun alle Schuld an den Niederlagen des Jahres 203 aufbürdete, wurde das erste Opfer der Parteileidenschaft; er vergiftete sich, aber noch seine Leiche wurde von der wütenden Menge geschändet. Dann plünderte man eine unweit der Stadt gestrandete römische Transportflotte, die Gesandten aber, die Scipio nach Karthago geschickt hatte, um eine Sühne dieses Frevels zu erlangen, wurden abschläglich beschieden und auf der Rückreise sogar überfallen und nur mit Mühe gerettet. Scipios vornehme Natur war weit entfernt von kleinlicher Rache: als jetzt erst die karthagischen Gesandten aus Rom zurückkehrten und in seine Hände kamen, entließ er sie ungekränkt nach Hause. Aber nach solchen Verletzungen des Völkerrechts war von Frieden nicht weiter die Rede. So verging der Winter 203/202 mit Kriegsrüstungen auf beiden Seiten.

Die Entscheidungsschlacht bei Zama. (202 v. Chr.)

Im Frühling 202 brach Scipio von seinem Lager bei Tunis auf und zog das fruchtbare Bagradasthal aufwärts, um den Karthagern durch Plünderung ihrer Ortschaften und Verwüstung ihrer Farmen möglichst viel Abbruch zu thun; Hannibal aber, der während des Winters zwar manchen Berberscheich wieder für sich gewonnen hatte, übrigens aber großenteils ungeübte und unzuverlässige Truppen besaß, zog von Hadrumetum, wo sein Winterquartier gewesen war, westwärts dem Feinde entgegen. In einer nicht genauer bekannten Gegend, südöstlich vom oberen Bagradas — Polybius nennt die Stadt Naraggara, die gewöhnliche Überlieferung Zama — trafen die Heere aufeinander. Hannibal ersuchte den Gegner um eine Unterredung, wie es scheint, um den Vorwurf zu entkräften, daß er ein Feind des Friedens sei. Aber Scipio konnte nach dem Friedensbruche der Karthager nichts andres fordern als bedingungslose Unterwerfung, und diese konnte Hannibal natürlich nicht gewähren. So kam es am folgenden Tage zur Entscheidungsschlacht, die in der Weltgeschichte unter dem Namen der Schlacht bei Zama bekannt ist. Dort wurde Hannibal nach langem blutigen Ringen, in dem seine alten Veteranen vom Trasimenus und Cannä fast alle ihren Tod fanden und zwar zum Teil von Leuten, die bei Cannä vor ihnen geflohen waren, gänzlich besiegt. Die letzte Entscheidung brachte auch hier die vorzügliche numidische Reiterei, die diesmal unter Masinissa auf seiten der Römer in Überzahl vorhanden war. Der Rest der karthagischen Armee wurde gefangen, mit wenigen Reitern entkam Hannibal selbst nach Hadrumetum.

Der Friedensschluß (201 v. Chr.).

Nach dieser Niederlage schwand auch der Patriotenpartei der Mut zur Fortsetzung des Krieges. Man schickte Gesandte an Scipio und bat um die Friedensbedingungen. Dieser forderte vorbehältlich der Genehmigung des römischen Volkes: Ersatz für allen während des Waffenstillstandes den Römern zugefügten Schaden, Auslieferung der Gefangenen und Überläufer, sowie der karthagischen Kriegsflotte bis auf zehn Schiffe und der Elefanten, Verzicht auf jede Kriegführung außerhalb Libyens, und auch in Libyen selbst sollte jede karthagische Kriegserklärung der Genehmigung der Römer bedürfen, Rückerstattung alles dem Masinissa zugefügten Schadens, Soldzahlung und Unterhalt für die römischen Truppen bis zur Ratifizierung des Friedens, Zahlung einer Kriegsentschädigung von 10000 Talenten (50 Millionen Mark) in 50 jährlichen Raten zu je 200 Talenten (1 Million Mark) und Stellung von 100 Geiseln.

Diese Bedingungen waren mild im Vergleiche zu den Strafgerichten, die von römischen Feldherren ein halbes Jahrhundert später über besiegte Städte verhängt wurden, Strafgerichte, die nicht mehr bloß auf Demütigung der Besiegten, sondern

auf ihre Vernichtung ausgingen. Aber diese Bedingungen waren hart, wenn man die Rolle erwägt, die Karthago noch wenig Jahre zuvor gespielt hatte. Deshalb regte sich auch, als man in der Stadt über die Forderungen Scipios verhandelte, vereinzelter Widerspruch verblendeter Vaterlandsfreunde, der von keinem geringeren als von Hannibal selbst zum Schweigen gebracht wurde. Der großartige Verzicht auf das Ziel seines ganzen Lebens und Strebens, der darin lag, war vielleicht der größte Sieg, den Hannibal in diesem ganzen Riesenkampfe erfochten hat.

Masinissa. Da Karthago nach den Bedingungen des Friedens aufhörte, in Libyen die bestimmende Macht zu sein, eine Wandlung, die ihren schärfsten Ausdruck in der Wegführung und Verbrennung der karthagischen Flotte fand, so konnte Rom die Verhältnisse Afrikas nach seinem Gutdünken ordnen. Masinissa war schon vor dem Friedensschlusse von Scipio zum „Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes" ernannt worden, und der Senat hatte diese Ernennung bestätigt. Jetzt erhielt er zu seinem Gebiete den größten Teil des Königreiches, das vordem Syphax besessen hatte, mit der Hauptstadt Cirta. Nur ein Teil des väterlichen Landes wurde dem Vermina, einem Sohne des Syphax, überlassen. Masinissa spielte seit dieser Zeit im römischen Interesse den Beobachter und Zuchtmeister für das gedemütigte Karthago.

Scipios Heimkehr und Triumph. Scipios Heimkehr gestaltete sich zu einer großen Huldigung für den Mann, der als Erretter und Befreier von der Not des furchtbaren Krieges damals der volkstümlichste Held in ganz Italien war. Bei seinem glänzenden Einzuge in die Stadt schritt König Syphax vor seinem Triumphwagen, hinter ihm aber, den übrigen Truppen voran, die Veteranen aus jenen cannensischen Legionen, die nun ihren Schrecken vor dem großen Punier durch sechzehnjährige Kriegsstrapazen und durch glänzenden Sieg gesühnt hatten, sie alle ein beredtes Zeugnis der hohen und ernsten Auffassung der Pflichten gegen das Vaterland, die sich unter der Not des Krieges im Römervolke aufs neue befestigt und bethätigt hatte. Der Jubel des römischen Volkes an diesem Tage war ein berechtigter. Denn nachdem jahrelang Volk und Staat in der gefährlichsten Weise in seiner Existenz bedroht gewesen war, lag nun der ehedem furchtbare Gegner für immer entkräftet zu Boden, und die unumschränkte Herrschaft über die herrlichen Küstenländer des westlichen Mittelmeerbeckens von den Säulen des Herkules bis hinüber nach Malta war von dem tapferen und staatsklugen Volke am Tiber erstritten worden. Und wodurch war nach so furchtbaren Niederlagen und Erschütterungen, die die Vorsehung durch die Hand eines unvergleichlichen Helden, Schlachtenmeisters und Staatsmannes über die Römer verhängt hatte, doch noch von ihnen und nicht von den Karthagern der entscheidende Sieg erfochten worden? Nicht durch die Anzahl und Macht fremdländischer Bundesgenossen, nicht durch die Staatskunst des Senates, die vielmehr vor und nach Beginn des Krieges sich als recht engherzig und unfähig erwiesen hatte, nicht durch das Genie eines großen Feldherrn — denn dem Hannibal war keiner von den gegen ihn ausgesandten Römern gewachsen, auch Scipio nicht — sondern einzig und allein durch die den Römern und den ihnen waffenbrüderlich verbundenen Italikern, also allen „Togaleuten" innewohnende kriegerische Kraft. Es war die Kraft eines im wesentlichen noch unverdorbenen Bauernvolkes, das die bösen Keime, die sich bereits gezeigt hatten, unter dem Drucke der Not schnell wieder beseitigte, eine Kraft, die, auf religiös-sittlicher Grundlage und auf der harten ländlichen Arbeit beruhend, nur durch eine gleichartige, nicht aber durch ein nicht mehr persönlich wehrhaftes Kaufmannsvolk, mag es auch die tüchtigsten Offiziere

stellen und die besten Söldner anwerben, überwunden werden kann, eine Kraft, die auch unter Schlägen nicht in sich zusammenbricht, sondern, wie es die tiefsinnige Sage vom Riesen Antäus meldet, aus der Berührung mit dem Boden sich immer wieder erneut. So bietet denn der Hannibalische Krieg ein für alle Zeiten und alle Völker lehrreiches Schauspiel dar, das trotz der Mannigfaltigkeit der Kriegsschauplätze und der überraschenden Wechselfälle des Schicksals doch insofern auch einer gewissen Einheit nicht entbehrt, als sich das Interesse des Beobachters auf die von düsterer Tragik umwobene Heldengestalt Hannibals, des punischen Herkules, konzentriert.

Zustand Italiens nach dem Kriege.

Herrlich war der Siegespreis, den die Bürger und Bauern Italiens sich erstritten hatten, aber furchtbar waren auch die Opfer, die er gekostet hatte. Italien befand sich nach dem Hannibalischen Kriege in einem ähnlichen Zustande der Verwüstung und Verödung wie Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege; hier wie da waren nicht alle Landschaften in derselben Weise von der Kriegsfurie heimgesucht worden. Der Norden und die Mitte des Landes hatten nur in den ersten Jahren die eigentlichen Kriegsgreuel erduldet; dafür war aber die Südhälfte länger als ein Jahrzehnt der Schauplatz der verheerendsten Kämpfe und der schrecklichsten Verwüstungen gewesen. Meilenweit waren Höfe und Dörfer niedergebrannt, die Bewohner erschlagen oder in die Sklaverei verkauft. Ganz besonders aber lagen die Gemeinden verödet, die erst unter dem Drucke der Verhältnisse den Puniern zugefallen waren und dann das vernichtende Strafgericht der römischen Henker erduldet hatten, oder gar wie die Bruttier durch behördlich organisierte Räuberbanden ausgeplündert worden waren. Und was etwa ein großmütiger Räuber oder ein Soldat, dem das Gefühl noch nicht ganz erstorben war, übrig gelassen hatte, das mordeten und stahlen die Händler und Trödler, die schon damals wie die modernen „Hyänen des Schlachtfeldes“ hinter dem Heere zogen und dem Soldaten um wenig Geld seine Beute an Menschen und Sachen abnahmen. Welche Szenen der Grausamkeit und Verwilderung mögen sich damals in Städten wie Capua, Tarent, Locri u. a. abgespielt haben, namentlich wenn, wie in Locri, ein hochgeborener Legat des Scipio, Pleminius mit Namen, sich an die Spitze der Mordbrenner stellte. Aber auch die Landschaften, in denen der Krieg nur vorübergehend gehaust hatte, wie in Latium, Etrurien, Umbrien, waren nach dem Kriege kaum wiederzuerkennen: so sehr waren Anbau und Kultur in ihnen zurückgegangen. Die gefräßigen Schlachten der ersten Kriegsjahre und die darauf folgenden, bis zum Friedensschlusse nicht ausgesetzten Rekrutierungen hatten die besten Hände vom Pfluge und vom Werktische hinweggeführt, Mangel und Seuchen hatten oft die Zurückgebliebenen aufgezehrt. So war es kein Wunder, daß die römische Bürgerliste während der Jahre von 220 bis 204 v. Chr. von 270213 auf 214000, also um mehr als 20 Prozent herabgegangen war, die Verluste der Bundesgenossen werden wohl gegen 50 Prozent ihrer Bevölkerung betragen haben.

Scipios Stellung im Staate.

Für die Verödung Italiens war es kein Ersatz, wenn im Herzen des Landes, in Rom selbst, das ja nie in die Hand des Feindes gekommen war, das städtische Leben niemals aufgehört hatte, frisch und kräftig zu pulsieren. Und auch hier waren, wenn sie auch nicht so greifbar vor Augen lagen, neben vielem Guten, was der Krieg geschaffen hatte, manche Schäden vorhanden. Die Not des Krieges hatte dazu geführt, von dem Systeme jährlich wechselnder Feldherren und Beamten abzugehen, indem man bewährten Männern ihre Amtsfrist weit über das gesetzliche Maß hinaus verlängerte (Prokonsuln, Proprätoren). Das war gewiß vernünftig und notwendig, aber dieses Verfahren mußte doch mit der Zeit die republikanische Denkweise gerade der hervor-

ragendsten Mitglieder der Nobilität untergraben. Eine so selbstbewußte Natur, wie z. B. Scipio, der fast ein Jahrzehnt im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestanden und in Spanien wie in Afrika ganz nach seinem Willen geschaltet und gewaltet hatte, war nach seiner Heimkehr nicht gewillt, sich mit dem Maße des Einflusses, das ein gewöhnlicher Senator besaß, zu begnügen, sondern strebte auch weiterhin, den Staat nach seinem Willen zu lenken, ein Streben, das ihn in bittere Feindschaft und grimmigen Haß mit vielen seiner Standesgenossen, besonders mit Marcus Porcius Cato verstrickte. Es ist bezeichnend, daß Polybius, der hier als ein Echo aus dem Scipionischen Freundeskreise gelten kann, ohne irgend welche Scheu es als etwas Auffallendes erzählt, Scipio habe in Spanien den ihm von den Häuptlingen angebotenen Königstitel abgelehnt und sich mit dem Titel eines Imperators begnügt, und daß Polybius dann ganz unbefangen hinzufügt: „Noch mehr aber wird man sich über die außerordentliche Hoheit der Seele in diesem Manne wundern müssen, wenn man auf die größeren Zeiten seines Lebens blickt, in denen er nach der Unterjochung Spaniens die Karthager zu Boden warf und die meisten und schönsten Teile Libyens von den „Altären der Philänen" (d. i. ein Hafen in Kyrene) bis zu den Säulen des Herkules unter Roms Gewalt brachte, sodann aber Asien und die Könige Syriens bezwang und den schönsten und größten Teil der Erde den Römern unterthan machte und Gelegenheiten erhielt, für sich eine königliche Herrschaft zu gewinnen, wo er es auch immer gewünscht hätte. Scipio aber übertraf alle andern Menschen so sehr an Seelenadel, daß er, was alle als das höchste Gut von den Göttern erflehen, ich meine das Königtum, obwohl es ihm vom Glücke wiederholt angeboten wurde, doch verschmähte und seine Vaterstadt und die Treue gegen sie höher schätzte."

Ausblick. Man muß zugeben, daß in der That das Wachstum des Staates in und seit dem Hannibalischen Kriege Fragen aufwerfen ließ, die vom Standpunkte der Republik und der Stadtverfassung keine Lösung finden konnten. Doch diese Fragen über die zukünftige Gestaltung der Republik mit Rücksicht auf die berechtigten Ansprüche der Bundesgenossen und auf die organische Eingliederung der Provinzen waren zunächst nicht brennend, aber offenkundig war die Verödung Italiens und die schwere Bedrängnis des zusammengeschmolzenen römisch-italischen Mittelstandes, der zur einen Hälfte aus Dorf- und Hofbauern, zur andern Hälfte aus städtischen Landwirten und Handwerkern bestand. Je mehr dieser Mittelstand, namentlich der bäuerliche, sich als die Wurzel der römischen Kraft bewährt hatte, um so mehr mußte eine einsichtige Regierung nach dem Kriege bemüht sein, mit allen Mitteln die tiefen Wunden zu heilen, die ihm Lasten und Blutvergießen des Krieges geschlagen hatten.

Leider geschah, während die Nobilität in der äußeren Politik eine anerkennenswerte, weise Mäßigung walten ließ, auf dem Gebiete der Sozialpolitik noch nicht einmal das, was im Rahmen der alten Stadtverfassung hätte geschehen können, um in Italien einen gesunden und leistungsfähigen Bauernstand zu erhalten. Im Gegenteil, wie die deutschen ostelbischen Großgrundbesitzer die Not des Dreißigjährigen Krieges dazu benutzten, die verödeten Bauernhufen zu besetzen oder um ein Spottgeld ganze Dörfer aufzukaufen, so benutzten die römischen Aristokraten in unsäglicher Verblendung den durch den Hannibalischen Krieg geschaffenen Notstand der bäuerlichen Bevölkerung, um ihren ohnehin bedeutenden Grundbesitz zu riesigen Landgütern (Latifundien) zu erweitern. Die nationale Gefahr, die für die Zukunft in diesem Verfahren lag, wurde zunächst nicht erkannt oder trat zurück vor der Sorge um die überseeische Politik. Und als man dann anfing, die sozialen Schäden zu erkennen, war es zu einer friedlichen Lösung der Schwierigkeiten zu spät.

Befestigung der römischen Herrschaft im Norden und Westen.

Nach dem Friedensschlusse vom Jahre 201 v. Chr. war die Thätigkeit der römischen Staatsmänner keineswegs, wie man oft gemeint hat, mit Absicht und Bewußtsein auf weitere, maßlose Eroberungen gerichtet. Die guten Lehren, die der Hannibalische Krieg gebracht hatte, die Erinnerung an die nur mit Mühe überstandene Not ganz Italiens hielt noch ein Menschenalter lang die äußere Politik der Nobilität im großen und ganzen in guten Bahnen. Man war vor allem darauf bedacht, das Erworbene, also die herrschende Stellung im Westmeere, zu befestigen und vor allem Italien von den Alpen bis zur Südspitze Siziliens vor feindlichen Einfällen dauernd sicher zu stellen. An weiteren Ländererwerb oder gar an die Ausdehnung ihrer direkten Herrschaft auf die Osthälfte der Alten Welt dachten die Senatoren nicht. Deshalb war man in dieser Blütezeit der überseeischen Politik Roms, die man etwa bis zum Jahre 168 v. Chr. rechnen kann, überall bemüht, das Bestehende zu erhalten und nur das den Römern feindliche Übergewicht dieses oder jenes Staates durch ein unschädliches Gleichgewicht zu ersetzen. Aber freilich ohne Einmischung in die Verhältnisse des Auslandes war auch dieses maßvolle Ziel nicht zu erreichen; die andauernde Einmischung aber führte vielfach zur Schwächung und schließlich zum Sturze der betroffenen Staaten und dadurch zur Vollendung der römischen Weltherrschaft.

Kolonisation in Oberitalien.

Das Unglück der ersten Jahre des Hannibalischen Krieges war ohne Zweifel mit dadurch herbeigeführt worden, daß der Punier, von den Alpen niedersteigend, sogleich die günstigste Operationsbasis in einem von kriegslustigen, römerfeindlichen Stämmen erfüllten, Italien strategisch beherrschenden, nur durch zwei Festungen ganz ungenügend verteidigten Lande vorgefunden hatte. Deshalb beeilte sich der Senat alsbald nach dem Frieden, die Kolonisationspläne des vielgeschmähten Flaminius wiederaufzunehmen. Aber auch die Gallier wußten, daß sie für ihre Existenz kämpften, und erhoben sich, von den Ligurern unterstützt, in seltener Einmütigkeit. Cremona, die eine der beiden römischen Kolonien, die den Hannibalischen Krieg überdauert hatte, wurde bestürmt, die andre, Placentia, im Jahre 200 v. Chr. sogar genommen, wobei sich nur 2000 von den römischen Einwohnern retteten. Nachdem drei Jahre lang mit wechselndem Glücke gekämpft worden war, gelang es den Römern, Placentia neu zu gründen (198) und die Cenomanen und Insubrer nördlich vom Po in die römische Bundesgenossenschaft aufzunehmen (196); sie behielten ihre Gauverfassung und bekamen die Verpflichtung auferlegt, die Pogrenze gegen Einfälle der Alpenvölker und der transalpinischen Kelten zu sichern. Gegen die Boier dagegen, die südlich vom Po hausten, führte man, besonders seitdem sie 193 bei Mutina entscheidend geschlagen worden waren, einen Vertilgungskrieg. Alles Land südwärts vom Po wurde für Anlage römischer städtischer und dörflicher Kolonien bestimmt, eine heilsame Maßregel, die auf viele Jahre dem gedrückten Bauern Mittel- und Unteritaliens Gelegenheit zur Einwanderung in ein im höchsten Grade anbaufähiges Land (s. S. 278) verschaffte. Der einsichtige C. Lälius verstärkte 190 v. Chr. die beiden schon vorhandenen Kolonien Cremona und Placentia durch 6000 Kolonisten und setzte im Senate den Beschluß durch, daß noch zwei neue latinische Kolonien im ehemaligen Boierlande angelegt werden sollten. Infolgedessen wurde zunächst 189 Bononia (Bologna) mit 3000 Familien begründet, und zwar so, daß die Latiner, die als Fußsoldaten gedient hatten, je 50, die Reiter aber je 70 Joch Landes erhielten. Sechs Jahre später (183) wurde Aquileja als Schutzwehr gegen Einfälle aus Illyrien gegründet, und zwar als die zwölfte und letzte der jüngeren latinischen Kolonien in Italien. Schon vorher aber

hatte man auch römische Bürgerkolonien auf gallischem Boden angelegt, da man Bürgern nicht mehr wie früher (s. S. 390) zumuten konnte, sich mit dem seit dem Ende des zweiten Punischen Krieges verschlechterten latinischen Rechte zu begnügen. So entstanden im Jahre 183 Mutina (Modena) und Parma, die aus je 2000 Bürgern gebildet wurden. Um diese Hauptpunkte des Römertums in der Poebene untereinander und mit Rom zu verbinden, zweigte man vom Endpunkte der Flaminischen Straße in Ariminum eine neue Militärchaussee, die Via Aemilia, ab, die in nordwestlicher Richtung, dem Apennin parallel, durch die Ebene nach Placentia lief und bis auf den heutigen Tag der Landschaft den Namen (Emilia) gegeben hat (187 v. Chr.). Gleichzeitig wurde der Paßweg von Bononia über den Apennin nach Arretium zu einer Militärstraße ausgebaut und wohl auch die Straße von Arretium nach Rom, die Via Cassia, unter staatliche Verwaltung genommen. Seitdem galt der Po als Grenze Italiens, zu deren Sicherung gegen die nordöstlichen Barbaren, namentlich auch gegen die Illyrier und gegen Angriffsgelüste Makedoniens, die in den Jahren 183—181 ausgebaute Festung Aquileja diente.

Nur wenig später (177) bauten die Römer auch eine starke Grenzfestung im Westen, Luna, zum Schutz Italiens gegen das räuberische Volk der Ligurer, die den genuesischen Apennin und die Seealpen bewohnten und noch lange Zeit unabhängig blieben. Luna wurde mit Rom durch die an der tyrrhenischen Küste hinführende Via Aurelia verbunden, die man allmählich in der Richtung der Küste um den ganzen Golf von Genua herumführte bis in das Gebiet der mit Rom verbündeten Massalioten.

Die Romanisierung im oberitalischen Keltenlande machte rasche Fortschritte. Als Polybius um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Oberitalien bereiste, waren die Kelten aus den Ebenen zu beiden Seiten des Po verdrängt oder mit den römischen Ansiedlern verschmolzen; nur am Fuße der Alpen gab es noch keltisch redende und wirtschaftende Dörfer. Aber freilich, ein großer Teil der nach Oberitalien auswandernden bäuerlichen Kraft und Tüchtigkeit ging, wenigstens zunächst, dem römischen Volkskörper verloren, da die vor dem Jahre 183 v. Chr. angesiedelten Kolonisten ihr römisches Bürgerrecht mit dem latinischen vertauschen mußten (s. oben) und da auch die, die es seitdem hatten behalten dürfen, nur selten in die Lage kamen, es auszuüben. Und je mehr sich die wirtschaftliche Blüte des Polandes entfaltete, desto mehr verödeten die ländlichen Tribus des eigentlichen, römischen Italien, zumal die Aristokratie das Zusammenschrumpfen des bäuerlichen Bürgerstandes nicht ungern sah, um durch Ankauf der freigewordenen Hufen sich selbst große zusammenhängende Liegenschaften (Latifundien) im Herzen Italiens zu erwerben.

Rom und Karthago nach dem Kriege.

Die Politik des römischen Senates gegen Karthago war nach dem Friedensschlusse, wie natürlich, von dem Gedanken beherrscht, daß man jedes Wiederaufleben einer punischen Großmacht verhindern müsse. Deshalb verfolgte man mit dem ausgeprägtesten Mißtrauen jede Bewegung der ehemaligen Nebenbuhlerin und war geneigt, in den unausbleiblichen Grenzstreitigkeiten zwischen den Karthagern und Masinissa von Numidien diesem unter allen Umständen Recht zu geben. So wurde bereits 193 die reiche und blühende Landschaft Emporia (an der Kleinen Syrte) von Masinissa besetzt und danach ein Gebietsstreifen nach dem andern dem numidischen Königreiche einverleibt, ohne daß die gedrückten Karthager es gewagt hätten, sich gegen ihren Peiniger, den Vasallen Roms, zu erheben. Dieser Kleinmut hatte nicht nur in der Verschiebung der Machtverhältnisse seinen Grund, sondern auch darin, daß den Karthagern ihr größter Bürger, der allein Mut und Geist besessen hätte, die Fahne des Widerstandes gegen Rom noch einmal zu entfalten, geraubt worden war.

Hannibal hatte nach dem Frieden versucht, die Verfassung seiner Vaterstadt in dem Sinne zu reformieren, daß der Krämergeist der herrschenden Klasse vom Staatsruder zurückgedrängt und der patriotischer empfindende Mittelstand dafür herangezogen werde. Die Durchführung dieses Planes erweckte in Rom um so größere Besorgnisse, je näher der Gedanke lag, daß Hannibal die Verwickelungen Roms im Osten (s. S. 503) benutzen könne, um mit den wiedererstarkenden Mitteln seiner Vaterstadt Italien zur See anzugreifen. Es war ein vollgültiges Zeugnis für die Furcht, die man in Rom auch nach dem Sturze der karthagischen Macht vor dem großen Punier empfand, daß im Jahre 196 eine römische Gesandtschaft, obwohl sich Scipio im Senate gegen ein solches Verfahren ausgesprochen hatte, in Karthago Hannibals Auslieferung forderte. Dieser ersparte seinen Mitbürgern die Schande, die die Römer ihnen ansannen, wenigstens zum Teil, indem er sich durch Flucht nach dem römerfeindlichen Osten den Häschern entzog. Aber sein Haus wurde niedergerissen und sein Vermögen konfisziert. Er fand vorläufig eine Zufluchtsstätte am Hofe Antiochus' des Großen, des Königs von Syrien. Hannibals Flucht nach dem Osten.

Der Wunsch der Römer, vor allem ein Wiederaufblühen der karthagischen Macht zu verhindern, war auch maßgebend für die römische Staatskunst in Spanien. Die Behauptung dieser Herrschaft forderte so andauernde und große Opfer, daß der Besitz des Landes von den Römern nicht als ein Vorteil, sondern als eine Last betrachtet wurde. Man wäre glücklich gewesen, wenn man dort unter einem zuverlässigen Fürsten, wie Masinissa in Numidien, einen Vasallenstaat hätte gründen können, aber die Natur des Landes und seiner Bewohner war zu verschiedenartig und zerrissen; deshalb mußten die Römer fast wider Willen darangehen, Spanien unter direkte Botmäßigkeit zu nehmen und mit eignen Mitteln zu behaupten, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß dort irgend ein karthagischer Offizier das Königreich der Barkiden, das sich für Rom so verhängnisvoll erwiesen hatte, erneuere. Die römische Herrschaft in Spanien.

Am leichtesten fügten sich der römischen Herrschaft die griechischen und punischen Küstenstädte. Sie erkannten in den Römern ihre Beschützer vor den Übergriffen der Eingeborenen. Diese waren in zahlreiche, nach Abkunft und Kultur sehr verschiedene Stämme gegliedert. An der Ost- und Südküste war der römischen Herrschaft und Gesittung durch die jahrhundertelangen Beziehungen zu Griechen und Phönikern ein verhältnismäßig leichter Eingang gesichert, aber je weiter man von der Küste ins Innere und besonders nach Norden und Westen vordrang, um so wilder und unbändiger zeigten sich die ritterlich tapferen, aber auch leicht verzagten, dann wieder schnell erregbaren, immer aber trotzigen und stolzen Söhne Iberiens. Sie teilten mit den Kelten Galliens das leicht aufflammende Feuer der Begeisterung für irgend eine große oder ihnen sonst sympathische Persönlichkeit, gleichviel ob sie einheimischen oder fremden Stammes war: die Barkiden, Viriathus, Sertorius und alle die Bandenführer bis zu den karlistischen Generalen der Neuzeit haben mit diesem Faktor gerechnet: in keinem Lande ließ sich der Volks- und Bandenkrieg (guerilla) so leicht entzünden und nähren wie in Spanien, bei keinem Volke findet sich eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Opferwilligkeit für ein Ideal so eng verbunden mit leerer Phantasterei und ausgeprägtem Mangel an staatsbildender Kraft; „der Geist des Cid wie des Don Quijote" war und ist im spanischen Volke lebendig bis auf diesen Tag. Während der Herrschaft der Römer gehörte der Krieg in Spanien zu den typischen Zuständen des Landes; erst mit der Vollendung der Romanisierung in der Kaiserzeit erlosch er allmählich. Deshalb mußten in Spanien stets starke Streitkräfte stehen; hier vor allem geriet das militärische Bedürfnis, möglichst lange Zeit dieselben Besatzungstruppen zu verwenden, in Widerspruch mit dem Bedürfnis des Bürgers, die Waffen nach gethaner Arbeit niederzulegen, ein Widerstreit, der schließlich dazu führte, Söldnerheere aus Nichtbürgern anzuwerben. Charakter der spanischen Bevölkerung.

Organisation der römischen Provinzen in Spanien.

Im Jahre 197 v. Chr. wurden zuerst die Besitzungen der Römer in Spanien in zwei Provinzen organisiert; die südliche, Hispania ulterior, reichte westlich bis zum Guadiana (Anas), östlich bis nahe an die Ebromündung und umfaßte die Landschaften Andalusien, Murcia und Valencia; die nördliche Provinz, Hispania citerior, reichte bis an die Pyrenäen und umfaßte Katalonien und Aragonien. Diesen beiden Provinzen suchte man allmählich das binnenländische Kastilien (Keltiberien) anzugliedern, während man sich zunächst begnügte, die Bewohner des Westens und Nordwestens, namentlich die kriegerischen Lusitanier im heutigen Portugal (Lusitanien) von den römischen Provinzen abzuwehren. Innerhalb dieser Gebiete bildeten wiederum Gades, Malaca, das ursprünglich den Massalioten gehörige Hemeroscopium, Saguntum und Emporiä verbündete Staaten, alle andern Gemeinden waren den Römern zinspflichtig. Doch wurde mit der Beitreibung des Zinses hier viel milder verfahren als etwa in Sizilien, weil man die kriegerische Bevölkerung nicht reizen wollte; aus demselben Grunde verzichtete die römische Regierung auch auf das Münzmonopol in Spanien und gestand manchen Gemeinden das Recht zu, selbst Silbermünzen zu prägen, um sie anderseits für militärische Leistungen um so gefügiger zu machen. Trotzdem brach noch im Jahre 197 ein allgemeiner Aufstand in Spanien aus, zu dessen Bewältigung 195 der Konsul Marcus Porcius Cato nach Spanien ging. Nach seiner ersten großen siegreichen Schlacht unterwarf sich das ganze Land; kaum aber verbreitete sich die falsche Kunde, Cato sei wieder nach Rom zurückgereist, so brach die Empörung von neuem aus. Nun folgten harte Strafen: alle Stadtmauern in beiden Provinzen mußten an einem Tage niedergerissen werden, die Einwohner der Städte, die am zweiten Aufruhr beteiligt gewesen waren, wurden als Sklaven verkauft. Solche Strenge brachte eine kurze Friedenszeit, so daß Cato daran gehen konnte, die Leistungen der einzelnen Gemeinden für Rom genauer festzusetzen und namentlich den Betrieb der gewinnbringenden Eisen- und Silberbergwerke zu ordnen.

Der Krieg gegen König Philipp von Makedonien (200—197 v. Chr.).

Steigen der makedonischen Macht seit 204 v. Chr.

Der Frieden, den die Römer im Jahre 205 mit Philipp von Makedonien abgeschlossen hatten, wurde von ihnen nur als ein Waffenstillstand betrachtet, da ihnen eine Demütigung Makedoniens wegen des Hannibalischen Krieges noch nicht gelungen war. Im Gegenteil, in den folgenden Jahren hob sich die makedonische Macht durch einen glücklichen Krieg, den Philipp im Bunde mit Antiochus dem Großen von Syrien gegen Ägypten und dessen Vasallenstaaten führte. In Ägypten war nämlich 204 Ptolemäus IV. Philopator (S. 50) gestorben und hatte das Reich seinem fünfjährigen Sohne Ptolemäus V. Epiphanes (204—181) hinterlassen. In Wahrheit regierten die einander befehdenden Minister und ihre Sippschaften. Diesen Zustand der Schwäche benutzten Antiochus und Philipp, um verbündet möglichst viel vom ägyptischen Reiche für sich loszureißen. Während nun Antiochus bis zum Jahre 196 Cölesyrien mit Phönikien und Palästina eroberte, versuchte Philipp, die Inseln und die Landschaften der Ostküste des Ägäischen Meeres, die teils zu Ägypten gehörten wie die Kykladen, teils selbständige Staaten bildeten wie die Republik Rhodus, das Königreich Pergamum u. a., sich anzueignen. In den Jahren 204—201 machte er beträchtliche Fortschritte, indem er die Kykladen und die wichtigsten Städte am Hellespont besetzte, den Rhodiern und dem Attalus von Pergamum glückliche Seegefechte lieferte und sogar rhodische Orte in Karien einnahm.

Einmischung der Römer in die Verhältnisse des Ostens.

Aber sowie die Römer im Jahre 201 durch den Frieden mit Karthago freie Hand erhalten hatten, bildete sich unter Vermittelung des Attalus in Athen ein großes Bündnis zwischen den Athenern, Rhodiern, Ägypten und Pergamum zur Herbeiführung des Friedens, bei dem die Römer als ausschlaggebende Macht bereits den

Rückhalt bildeten. Die Einmischung der Römer in diese Verwickelungen war, wie schon oben im allgemeinen bemerkt worden ist, nicht ein Akt des Übermutes oder der Eroberungsgier, sondern entsprang der ernsthaften Besorgnis, daß ein entscheidendes Übergewicht Makedoniens und Syriens im Osten dazu führen könne, daß die Karthager unter Hannibal mit Hilfe dieser Ostmächte den Krieg zu erneuern versuchten. Deshalb erschienen römische Gesandte im Jahre 200 vor Philipp, als er eben Abydos am Hellespont einnahm, forderten ihn auf, den Kampf gegen die Verbündeten der Römer einzustellen, und erklärten ihm, als er Ausflüchte machte, den Krieg.

240. Silbernes Tetradrachmon Ptolemäus' V.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Noch in demselben Jahre landete ein römisches Heer unter Publius Sulpicius Galba in Apollonia, dem bald die Illyrier und Dardaner als Bundesgenossen zufielen. Ein kleineres Heer von 1000 Mann auf 20 Schiffen unter C. Claudius ging nach Asien und suchte dort die Bundesgenossen zu unterstützen, doch hütete man sich, Antiochus von Syrien zu verletzen, da man nicht Lust hatte, sich in die Verhältnisse der entfernteren Ostmächte einzumischen. Während nun Philipp Attika verwüstete, suchte Galba in Makedonien einzudringen, doch ohne großen Erfolg. Erst der Übertritt der Ätoler zu den Römern im Winter 199/198 und ein Wechsel im Kommando änderte

T. Quinctius Flamininus.

241. Silbernes Tetradrachmon Philipps V. von Makedonien.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

die Lage sehr zu ungunsten Philipps. Im Jahre 198 trat nämlich der tüchtige und energische, für das Hellenentum begeisterte erst dreißigjährige Titus Quinctius Flamininus an die Spitze des römischen Heeres. Philipp lagerte dem römischen Heere gegenüber in der Landschaft Epirus in dem engen Thale des oberen Aóus (Viosa). Ein Versuch des Königs, durch eine Unterredung mit Flamininus den Frieden zu erlangen, scheiterte an der Forderung des Römers, daß Philipp Thessalien, die fruchtbarste Landschaft seines Reiches, räumen sollte. Bald darauf gelang es Flamininus, die unangreifbare Stellung des Königs mit einem Teile seines Heeres zu umgehen und ihn dadurch zum Rückzug zu zwingen. Infolge dieses Sieges der Römer fielen ihnen die Epiroten zu, und Thessalien wurde bis auf wenige feste Plätze erobert. Somit war Nordgriechenland größtenteils in den Händen der Römer. In Mittel-

griechenland aber standen die Akarnanen und die Böoter zu Philipp; außerdem stützte sich hier die makedonische Macht auf die beiden starken Festungen in den Flanken des böotischen Landes: Chalkis auf Euböa und Korinth. Noch im Jahre 198 drang Flamininus in Phokis ein, bezog in Antikyra am Korinthischen Meerbusen Winterquartiere und ließ die Belagerung von Korinth durch seine Flotte, die durch rhodische und pergamenische Schiffe verstärkt war, eröffnen. Unter diesen Umständen trat auch der Achäische Bund, der bis jetzt Neutralität beobachtet hatte, zu den Römern über, von denen er Schutz vor den Angriffen des spartanischen Tyrannen Nabis erhoffte.

In Sparta war die alte lykurgische Verfassung längst zu einer toten Form erstarrt. Das Land, ehedem in 6000 Ackergüter für ebensoviele Vollbürger (Spartiaten) geteilt, war um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. im Besitz von etwa 100 Familien, neben denen etwa 600 verarmte Kleinbauern den Spartiatennamen führten. Es herrschte also in Wahrheit die drückendste Oligarchie. Vergebens hatte der edle König Agis IV. (244—241 v. Chr.) und nach ihm Kleomenes III. (236—219 v. Chr.) versucht, die alte Landesverfassung und damit die alte Wehrhaftigkeit wiederherzustellen, jener wurde von den Oligarchen hingerichtet, dieser vom Makedonierkönig Antigonos Doson 221 bei Sellasia besiegt und fand in Ägypten nach romantischen Schicksalen einen tragischen Untergang. Aber auch die Makedonier unter Philipp V. vermochten nicht die Herrschaft über den von wilden Parteikämpfen zerrissenen Peloponnes zu behaupten: um 215 errichtete in Sparta der Söldnerführer Machanidas eine Tyrannis, und als er 206 im Kampfe gegen Philopömen, den Leiter des Achäischen Bundes, gefallen war, trat der grausame und blutige Nabis an seine Stelle, der seine Macht auf ein aus allen griechischen Landschaften zusammengelaufenes Räubergesindel gründete.

242. Münze des Titus Quinctius Flamininus.

Während des Winters 198/197 verhandelte Philipp wiederum über den Frieden und zwar erst mit Flamininus, dann durch Gesandte mit dem Senate in Rom. Doch scheiterten auch diese Verhandlungen an der bestimmten Forderung der Römer, daß Philipp Chalkis, Korinth und Demetrias am pagasäischen Golfe, seine Hauptzwingburgen den Hellenen gegenüber, herausgeben müsse.

Schlacht bei Kynoskephalä (197 v. Chr.).

Im Frühling 197 begann der Feldzug von neuem. Philipp hatte die Besatzung von Korinth verstärkt und mit Aufbietung aller Kräfte eine Phalanx von 26000 Mann zusammengebracht. Da beschäftigte Flamininus die Akarnanen durch einen Flottenangriff auf Leukas und zwang durch die Einnahme Thebens die Böoter zum Abfall von Philipp. Dann zog er nordwärts, um durch Thessalien in das Herz des makedonischen Reiches einzudringen. Aber schon in der Nähe von Skotussa im inneren Thessalien stieß die römische Vorhut unvermutet auf die makedonischen Leichtbewaffneten, die eine steile Hügelkette, Kynoskephalä (d. i. Hundsköpfe) genannt, besetzt hielten. Hinter der Hügelkette befand sich das makedonische Lager. Die römischen Vortruppen wurden geworfen und flohen den Hügel hinab, um bei den Legionen Schutz zu suchen. Die nachdringenden makedonischen Plänkler wurden mit Mühe so lange von der trefflichen ätolischen Reiterei aufgehalten, bis Flamininus die Legionen geordnet hatte. Unterdessen begann auch Philipp die Phalanx aufzustellen. Es kam darauf an, wer zuerst den die Gegend beherrschenden Bergrücken besetzen konnte. Philipp eilte mit seinem rechten Flügel hinauf und ordnete ihn dort zum Angriff; aber der linke unter seinem Feldherrn Nikanor konnte nicht so rasch folgen. Immerhin war auch dieser schon fast auf der Höhe angekommen, als die Legionen von der andern Seite den Anstieg begannen, indem sie die makedonischen Leichtbewaffneten vor sich hertrieben.

Da verdarb das Ungestüm Philipps alles. Ohne dem Nikanor Zeit zu lassen, den linken Flügel der Phalanx in seiner vollen Tiefe aufzustellen, ließ er seinen rechten Flügel mit eingelegter Lanze im Sturme gegen den linken römischen vorgehen und zersprengte ihn vollständig. Auf der andern Seite mußte Nikanor, so gut es ging, ihm zu folgen versuchen, um den Zusammenhang der Glieder nicht zu stören. Aber während seine vordersten Reihen sich dem römischen rechten Flügel entgegenwarfen, erstiegen die hintersten erst die Höhe; dazu sprengte auch das unebene Terrain die Glieder auseinander, so daß diese als ein ungeordneter Haufe vor der römischen Front ankamen und mit leichter Mühe zusammengehauen wurden. Danach aber wurde auch der siegreiche rechte Flügel des Königs umzingelt und zersprengt. Ein Drittel des makedonischen Heeres lag auf dem Schlachtfelde, 5000 Mann waren gefangen; Philipp selbst entkam über Larissa nach Makedonien. Gleichzeitig siegten die Römer und ihre Verbündeten auch in Akarnanien und in Karien.

Friede zwischen Philipp und Rom.

Bald darauf kam der Friede zustande, dessen Bedingungen von Flamininus im Verein mit einer Zehnerkommission römischer Senatoren festgesetzt wurden. Diese Bestimmungen zeigen klar und deutlich, daß es den Römern damals nicht um Eroberungen zu thun war, sondern nur um Vernichtung der makedonischen Großmacht und um Befestigung des römischen Einflusses. Die Römer beanspruchten nämlich keinerlei Gebietsabtretung für sich, sondern waren bemüht, auf der Balkanhalbinsel ein gewisses Gleichgewicht kleinerer Königreiche und verschiedener Städtebündnisse herzustellen. So mußte Philipp zwar alle seine Eroberungen herausgeben, behielt aber das Gebiet Makedoniens ungeschmälert unter der Bedingung, daß er sein Heer auf 5000 Mann, seine Flotte auf fünf Kriegsschiffe reduziere, eine Kriegsentschädigung von 1000 Talenten zahle, den Römern Zuzug leiste und sich jeder selbständigen Kriegführung gegen Hellenen enthalte. Dagegen ließ man ihm freie Hand gegen die nördlich von Makedonien wohnenden Barbaren, weil man ganz richtig in dem makedonischen Reiche einen Grenzschutz der hellenischen und der römischen Welt vor den bereits damals südlich der Donau schweifenden Germanen erblickte.

Befreiung der von Philipp beherrschten Griechenstädte.

Bezüglich der griechischen Gemeinden, die Philipp unterthan gewesen waren, wurde bestimmt, er solle die asiatischen freigeben, die europäischen aber an die Römer abtreten. Aber Rom beabsichtigte keineswegs, diese Städte und Gebiete für sich zu behalten, sondern auf den isthmischen Spielen erschien im Jahre 196 v. Chr. der Überwinder Philipps, der Griechenfreund T. Quinctius Flamininus, der damals auf die Entschließungen des Senates einen starken Einfluß ausübte, und ließ im Namen des Senates und des römischen Volkes durch den Herold der gespannt lauschenden Menge ein Dekret verlesen, das mit den Worten begann: „Frei sollen sein die Korinther, Phoker, Lokrer, Euböer, Magneten, Thessaler, Perrhäber und die Achäer in Phthios.“ Da brauste unendlicher Jubel durch die Versammlung, der Herold mußte seine Botschaft wiederholen, und des begeisterten Dankes wurde kein Ende. Dem Flamininus wurden Altäre errichtet, und man prägte damals in Griechenland Goldstatere mit seinem Bilde und lateinischer Umschrift. Die Maßregel des römischen Senates war keine Komödie, hinter der sich etwa Herrschsucht verbarg, sondern einfach die Konsequenz der im Orient eingeschlagenen Politik: die befreiten Griechenstädte sollten entweder schon vorhandene staatliche Bildungen, wie den Ätolischen, Achäischen und den Ägäischen Bund, vergrößern helfen oder sich selbst zu neuen Städtebündnissen zusammenschließen, um ein Gegengewicht gegen die Großmachtgelüste Makedoniens und Syriens zu bilden. Daß die Griechen allem guten Willen der damaligen römischen Staatsmänner zum Trotz sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigten, sondern den Drang zur Einheit, den stärksten Quell nationalen Lebens, trotz der hohen Blüte ihrer

Bildung und Wissenschaft und trotz der aufopfernden Thätigkeit einzelner tüchtiger Männer wie Philopömen in jammervoller Zerrissenheit und Zersplitterung versiegen ließen, war nicht die Schuld ihrer römischen Schutzherren.

Unzufriedenheit in Griechenland.

Um die Durchführung aller Friedensbedingungen und der festgesetzten Ordnung der Verhältnisse zu überwachen, ließen die Römer Besatzungen in den von Philipp ausgelieferten Festungen Demetrias, Chalkis und Akrokorinth, worüber aber in Griechenland bald gemurrt wurde, namentlich von den Ätolern, die mit der Regelung der griechischen Verhältnisse durch die Römer gar nicht einverstanden waren. Sie hatten nämlich gehofft, daß ihnen wegen ihrer Beihilfe am Siege von Kynoskephalä eine ganz besondere Belohnung zu teil werden würde, namentlich auf Thessalien hatten sie sich Hoffnung gemacht. Die Römer aber wollten das Übergewicht der stolzen ätolischen Bauernschaft in Nordgriechenland nicht noch verstärken und bildeten aus Thessalien vier kleine selbständige Eidgenossenschaften. Außerdem bestand auch zwischen dem Achäischen Bunde und dem Tyrannen Nabis von Sparta noch immer der Kriegszustand, weil Nabis das achäische Argos nicht herausgab. Gegen diesen Friedensstörer veranlaßte Flamininus im Jahre 195 v. Chr. einen allgemeinen Kriegszug der Hellenen, an dem auch der rechtmäßige König von Sparta, Agesipolis, und die spartanischen Emigrierten teilnahmen. Nach einem Sturmangriff der verbündeten Römer und Griechen auf die Stadt Sparta konnte Flamininus den Frieden diktieren. Nabis mußte Argos, Messene und die ganze Küste abtreten, an der er sich als Seeräuber furchtbar gemacht hatte, außerdem mußte er Kriegskosten zahlen und Geiseln stellen. Die spartanische Küstenlandschaft wurde den zurückgekehrten Emigrierten zur Entschädigung für ihre von Nabis konfiszierten Güter gegeben, eine verständige und maßvolle Lösung der bestehenden Schwierigkeiten, die aber Nabis natürlich nur zuließ, solange er unter dem Drucke der römischen Waffen stand, und die auch den Achäischen Bund nicht befriedigten, weil er seinen unruhigen Nachbar behielt. Auch anderwärts gärte es sehr bald nach dem Jubel auf dem Isthmos sehr bedenklich, in Böotien z. B. wurden im Jahre 196 von der makedonischen Partei etwa 500 römische Soldaten nach und nach meuchlings ermordet. Die Hoffnung aller Unzufriedenen aber beruhte, thöricht genug, auf dem großen Könige des Ostens, auf Antiochus von Syrien, mit dem die Römer bisher den Zusammenstoß vermieden hatten, und der sich infolgedessen nicht nur selbst für unüberwindlich hielt, sondern auch bei der urteilslosen Menge diese Anschauung zu erwecken verstand. Trotzdem war Flamininus vertrauensselig genug, im Jahre 194 die römischen Besatzungen aus allen griechischen Städten, auch aus Demetrias, Chalkis und Akrokorinth zurückzuziehen. Er bahnte dadurch dem Abfall den Weg. So lauerte denn, als er noch in demselben Jahre das Land verließ, um daheim den wohlverdienten Triumph zu feiern, schon ein neuer großer Krieg vor der Thür.

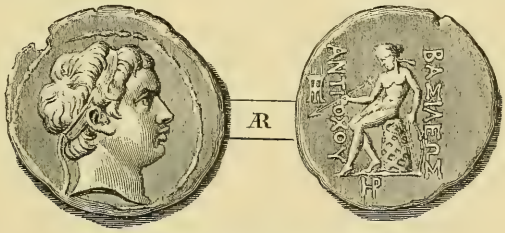
Der Krieg gegen Antiochus von Asien und die Ätoler.

Ursache und Veranlassung zum Kriege.

Die eigentliche Ursache zum Konflikte zwischen Antiochus und den Römern lag darin, daß dieser asiatische Despot sich nach dem starken Rückgange der ägyptischen (s. S. 498) und der ihm zuvor verbündeten makedonischen Macht einbildete, in der hellenischen Welt eine ähnliche Rolle spielen zu können wie einst Alexander. Eine hellenistisch-orientalische Universalmonarchie wäre aber für die Römer besonders in dem Falle gefahrdrohend geworden, wenn diese etwa in ein Bundesverhältnis zu Karthago trat. Dazu aber schien Aussicht vorhanden zu sein, seitdem Hannibal, dessen Name noch immer zu Rom in der Hütte wie im Palaste einen furchtbaren Klang hatte, im Jahre 195 v. Chr. am Hoflager des Antiochus zu Ephesus erschienen war und zu

den Beratern des Königs zählte. Wenn Hannibal seinen Einfluß auf den syrischen Herrscher steigerte, wenn Hannibals Geist die trägen Volksmassen des Ostens mit Leben und Thatkraft beseelte, wenn der Zauber seiner Persönlichkeit die zersplitterte, aber nichtsdestoweniger vorhandene kriegerische Kraft der Hellenen auf einen Punkt zusammenbrachte, so konnte allerdings eine den Römern gefährliche Koalition entstehen.

Die äußere Veranlassung zum Kriege gab der Streit um das Schicksal der durch Rom vom makedonischen Joche befreiten griechischen Städte Asiens. Noch während des makedonischen Krieges hatte Antiochus Teile von Cilicien, Lycien und Karien, die vorher zu Ägypten gehört hatten, erobert. Dann war er in das mittlere und nördliche Kleinasien vorgedrungen, hatte Ephesus genommen und war bereits 196 über den Hellespont nach Thracien gegangen. Dort traten ihm römische Gesandte entgegen und forderten die Freigabe der asiatischen Griechenstädte. Aber der König kehrte sich nicht daran, sondern pochte auf seine Macht und auf seine guten Beziehungen zu den thrazischen Städten, zu Ariarathes von Kappadocien, besonders aber zu Ägypten, dessen König Ptolemäus Epiphanes damals mit ihm Frieden schloß und sein Schwiegersohn wurde. Auf der andern Seite verlangte sowohl die Republik Rhodus als auch Eumenes von Pergamum, der 197 auf den Thron gekommen war, Hilfe von Rom gegen die wachsende syrische Macht.



243. Münze Antiochus' III. von Syrien.
Nach Mionnet.

Während nun in den Jahren 194 und 193 zwischen Rom und Syrien über die Regelung der asiatischen Angelegenheiten verhandelt wurde, verschob sich in Griechenland die Lage sehr zu gunsten des Antiochus. Zwar der Versuch des Nabis, die durch Flamininus festgesetzte Ordnung der Verhältnisse auf dem Peloponnes umzustoßen und die Meeresküste wieder in seine Gewalt zu bringen, mißglückte (192): er wurde zum Frieden genötigt und bei einer Heerschau von Alexamenes, dem Befehlshaber seiner ätolischen Hilfstruppen, ermordet. Aber die Ätoler, der kriegerischste Stamm der damaligen Hellenen, konnten die ihnen von den Römern widerfahrene Kränkung nicht verwinden und beschlossen in offener Volksversammlung, den König Antiochus durch Gesandte zu veranlassen, daß er Griechenland von den Römern befreie. Dieser Volksversammlung wohnte auch Flamininus bei, den der Senat bei der steigenden Gärung in Griechenland mit der Rolle eines Vermittlers betraut hatte, und bat um eine Abschrift dieses Volksbeschlusses. Aber der Strateg Damokritos erwiderte, er habe jetzt keine Zeit und werde die Antwort an der Spitze eines Heeres an dem Tiber erteilen. „Die Krankheit der Rhetorik", bemerkt A. Holm mit Recht dazu, „hatte selbst das praktische Bauernvolk der Ätoler ergriffen."

Aufstand des Nabis und der Ätoler.

Wie wenig den Römern damals an einem Kriege im Osten gelegen war, geht daraus hervor, daß sie auch jetzt noch kein Heer nach Griechenland hinüberschickten, ja daß sie nicht einmal in die Hauptfestungen Demetrias und Chalkis Besatzungen legten, ein Fehler, der sich dann schwer gerächt hat. Sie waren im Jahre 192 vielmehr

darauf bedacht, vor allem Italien zu sichern, auf das sie einen Angriff Hannibals von Osten her erwarteten. Deshalb wurde der Prätor Bäbius Tamphilus mit 25 000 Mann nach Bruttium geschickt, andre Heere sollten die Gallier und Ligurer beobachten. Auch die Seestädte an der Ostküste Siziliens wurden in Verteidigungszustand versetzt.

Antiochus Oberfeldherr der Ätoler.

Unter diesen Verhältnissen war es den Ätolern und ihren Gesinnungsgenossen, denen der römerfreundliche Achäische Bund unter Philopömen nur einigermaßen die Wage hielt, leicht, Erfolge zu erzielen. Ohne Schwertstreich wurde von den Ätolern die wichtige Festung Demetrias besetzt; die Kunde davon brachte der Ätoler Thoas zu Antiochus nach Asien und bewog den eitlen König dadurch und durch Vorspiegelungen aller Art, nach Griechenland zu kommen, wo ihm alles von selbst zufallen würde. Antiochus landete im Herbst 192 mit 10000 Fußsoldaten, 500 Reitern und sechs Elefanten bei Demetrias und wurde auf einer Versammlung des Ätolischen Bundes in Lamia zum Oberfeldherrn ausgerufen. Schon in jener Zeit kann Hannibal im Kriegsrate des Königs keine einflußreiche Stimme mehr gehabt haben, sonst würde der König nicht gewagt haben, mit so geringen Streitkräften den Römern entgegenzutreten. Aber freilich Antiochus selbst wurde in dem Wahne, daß die Römer vor ihm zitterten, noch bestärkt, als diese auch jetzt noch ihre Streitkräfte in Italien zurückhielten und eine kleine römische Abteilung von 500 Mann, die das wichtige, von Antiochus belagerte Chalkis auf Euböa entsetzen sollte, bei Delion in Böotien vernichtet wurde. So gelang es dem feigen Asiaten, Chalkis zu nehmen, nachdem die römische Partei aus der Stadt entflohen war, und danach ganz Euböa zu erobern. Dann unternahm er einen Vorstoß nach Thessalien, nach Pherä und Skotussa und beleidigte den König Philipp, um dessen Freundschaft und Bundesgenossenschaft er sich nach Hannibals Rat ganz besonders hätte bewerben sollen, dadurch, daß er auf dem Schlachtfelde von Kynoskephalä die modernden Gebeine der makedonischen Phalangiten beerdigen ließ. Durch diese eitle Prahlerei bestärkte er den König Philipp nur in seiner Treue gegen die Römer; ebenso ließ sich der Achäische Bund, der noch immer von dem trefflichen Philopömen geleitet war, durch eine syrische Gesandtschaft nicht zur Neutralität bestimmen, sondern erklärte auf seiner Tagsatzung zu Ägium dem Antiochus und den Ätolern den Krieg. Endlich aber landete im Winter 192 auf die Kunde, daß Antiochus in Griechenland eingefallen, also für Italien nichts zu befürchten sei, der Prätor Bäbius mit dem Heere aus Bruttium in Apollonia in Epirus und entsandte einen Unterfeldherrn mit 2000 Mann und einem makedonischen Hilfskorps nach Thessalien. Vor der Ankunft dieses Heeres löste Antiochus die Belagerung von Larissa auf und nahm sein Winterquartier in Chalkis, wo er sich mit seinem Hofe und Heere durch die üppigsten Feste und Gelage auf den Feldzug des nächsten Jahres vorbereitete.

Der Kampf in Griechenland.

Im Jahre 191 waren Publius Cornelius Scipio Nasica und Manius Acilius Glabrio Konsuln. Das Los, den Krieg gegen Antiochus zu führen, traf, nachdem der Senat und das Volk die Kriegserklärung beschlossen hatten, den Acilius Glabrio, einen Mann niederer Herkunft, der aber für einen tüchtigen Feldherrn galt. Mit zwei Legionen und numidischen Reitern und Elefanten, die Masinissa gesendet hatte, landete Glabrio im Frühling des Jahres 191 in Apollonia, übernahm die Armee des Bäbius und brachte durch Zuzug aus Makedonien und von andern Bundesgenossen die Stärke der römischen Streitkräfte auf 40 000 Mann. Zwei gewesene Konsuln, der bekannte M. Porcius Cato und Lucius Valerius Flaccus, verschmähten es nicht, den Feldzug in echt republikanischer Selbstlosigkeit als Kriegstribunen mitzumachen. Um diesem ansehnlichen Heere zu begegnen, hatte auch Antiochus umfängliche Rüstungen in

Asien und Syrien und bei den Ätolern angeordnet. Als aber der Feldzug begann, stellten die Ätoler nur 4000 Mann, und die asiatischen und syrischen Truppen trafen nicht ein. Deshalb verschanzte sich Antiochus, um den Zuzug seiner Hilfsvölker abzuwarten, im Thermopylenpasse und übertrug die Bewachung des Gebirgspfades, auf dem einst Ephialtes die Perser den Spartanern in den Rücken geführt hatte (480 v. Chr.), den Ätolern. Aber Cato zog über den Kallidromos, den höchsten Teil der Ötakette, umging die Ätoler, zersprengte sie, und als Glabrio die Stellung des Königs von vorn angriff, stürmte Cato von oben her den Feinden in die Flanke. Die Folge dieses doppelten Angriffes war die Vernichtung des syrischen Heeres; König Antiochus selbst, dem ein Steinwurf die Vorderzähne eingeschlagen hatte, floh mit 500 Mann nach Chalkis und segelte von da eiligst hinüber nach Ephesus. Darauf ergab sich Chalkis an die Römer, Demetrias an Philipp, und nur das Eingreifen des römischen Konsuls hinderte diesen, auch Lamia in Phthiotis einzunehmen, dafür wurden ihm die zu Antiochus übergetretenen thessalischen Gemeinden überlassen. Die Epiroten und Böoter baten in Rom um Gnade, Elis und Messenia traten dem Achäischen Bunde bei, und die Ätoler erlangten durch Flamininus' Bemühung einen Waffenstillstand. So schloß der Krieg in Europa.

Der Kampf in Asien.

Den Römern blieb nunmehr, wenn sie eine für sie günstige Ordnung der Verhältnisse des Orients herbeiführen wollten, nichts übrig, als ihrem Gegner nach Asien hinüber zu folgen. Sie thaten es mit Widerstreben und deshalb mit einer Langsamkeit, die bei dem sonst so thatkräftigen Volke in Erstaunen setzt. Die römische Flotte unter dem Prätor Gaius Livius vereinigte sich mit der pergamenischen, so daß sie 105 Deckschiffe und 50 offene Fahrzeuge zählte, und schlug die schwächere syrische Flotte unter dem emigrierten Rhodier Polyxenidas am Korykischen Vorgebirge (zwischen Ephesus und der Insel Chios). Danach hemmte der Winter die Fortsetzung des Seekrieges. Er wurde im Frühlinge 190 wieder aufgenommen und zunächst mit wechselndem Glücke geführt. Auch Hannibal nahm daran teil, aber in einer für ihn ungünstigen und unpassenden Rolle als Admiral, die ihm der Eigensinn des Antiochus aufgezwungen hatte: er sollte eine syrisch-phönikische Flotte von Cilicien her ins Ägäische Meer führen, wurde aber an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien von einer rhodischen Flotte unter Eudamos geschlagen. Entschieden wurde der Seekrieg durch den am 23. Dezember, nach dem berichtigten Kalender etwa Ende August, 190 gewonnenen glänzenden Sieg bei Myonnesos, einem Vorgebirge der ionischen Küste zwischen Teos und Kolophon, wo die römisch-rhodische Flotte 13 syrische Schiffe nahm und 29 in den Grund bohrte oder verbrannte. Voll Schrecken über diesen Schlag zog Antiochus sofort seine Truppen aus Thrakien zurück, wo er das feste Lysimachia besaß, und ermöglichte dadurch dem römischen Landheere den ungestörten Übergang über den Hellespont.

Unterdessen hatten in Rom Lucius Cornelius Scipio, der Bruder des Siegers von Zama, und der intime Freund der Scipionen, Gaius Lälius, das Konsulat des Jahres 190 angetreten. Da nun Lälius freiwillig auf das Oberkommando in Asien verzichtete, so fiel es ohne Los dem Lucius Scipio zu, für den es indes sein weit bedeutenderer Bruder in der Scheinstellung eines Legaten ausübte. Der große Ruf des Africanus bewirkte, daß sich sofort 5000 Veteranen aus dem Hannibalischen Kriege zum Heeresdienste meldeten. Durch diese und andre Nachschübe wurde das Heer des Glabrio in Epirus verstärkt und nach Asien beordert, während 10000 Mann aus Bruttium unter Glabrio zur Verteidigung Griechenlands dort zurückblieben. Die für Asien bestimmte Armee zog darauf zu Lande an den Hellespont; daß die Römer den langen und beschwerlichen Landweg wählten, beweist, wie wenig sie sich auf dem

Meere heimisch fühlten, eine Eigentümlichkeit, die auch noch viel später bis über Cäsars Zeit hinaus oft die Art der Kriegführung bestimmte. So kam es, daß die Römer erst zur Zeit der Seeschlacht von Myonnesos am Hellespont anlangten und nach der kopflosen Zurückziehung der syrischen Besatzung aus dem starken Lysimachia einen müheloſen und sicheren Übergang nach Asien bewerkstelligen konnten.

Unterdes hatte Antiochus mit allen Kräften gerüstet; er verfügte über eine Phalanx von 16 000 Mann, die nach Art der makedonischen gerüstet und ausexerziert war. Im übrigen aber gewährte seine Armee einen buntscheckigen Anblick: da fanden sich gallische und kappadocische Fußsoldaten, reitende Pfeilschützen von den Mysiern und andern Völkerschaften, schwergepanzerte Reiter (Kataphrakten), arabische Kamelreiter, 54 Elefanten und sogar Sichelwagen. Nachdem die Friedensverhandlungen kein Ergebnis geliefert hatten, trat diese ganze bunte Menge, etwa 80 000 Mann Fußvolk und 12000 Reiter den südwärts vorrückenden Römern im Thal des Hermus bei Magnesia am Sipylus entgegen. Scipio Africanus lag gerade krank in Eläa, an seiner Stelle kommandierte Gnäus Domitius. Das Vordertreffen des Antiochus wurde von Eumenes von Pergamum, der den rechten Flügel der Römer führte, mit leichter Mühe zersprengt, während Antiochus selbst mit überlegenen Reitermassen den schwachen römischen linken Flügel zurücktrieb. Das Schicksal des Tages aber wurde entschieden, als die syrische Phalanx, von den Reitern des Eumenes in der Flanke gepackt und vorn von den römischen Schützen und Schleuderern belästigt, durch die scheu werdenden eignen Elefanten auseinander gerissen wurde und schließlich in einem wüsten Knäuel das Weite suchte. Bei dem folgenden Gemetzel soll die Hälfte des syrischen Heeres erschlagen worden sein, der Verlust der Römer betrug 24 Reiter und 300 Fußsoldaten, die Legionen waren gar nicht ins Gefecht gekommen.

Der Frieden.

Antiochus gab seine Sache verloren und ließ die Römer, die unterdes Sardes genommen hatten, um Frieden bitten. Scipio leitete seine Antwort mit dem stolzen Satze ein, daß die Römer noch niemals durch einen Sieg übermütiger oder durch eine Niederlage verzagter geworden wären; deshalb gewähre man ihm dieselben Friedensbedingungen, die man ihm vor der Schlacht vergeblich gestellt habe: Abtretung der europäischen und kleinasiatischen Besitzungen bis an den Taurus, Zahlung der Kriegskosten im Betrage von 15000 euböischen Talenten (71 Millionen Mark), Auslieferung des Karthagers Hannibal, des Ätolers Thoas und einiger andren Römerfeinde, Verminderung der Kriegsmarine auf zehn Deckschiffe. Während nun die syrischen Gesandten und die Abgeordneten fast aller Staaten diesseit des Taurus nach Rom reisten und dort, um bei der Neuregelung der asiatischen Verhältnisse möglichst günstige Bedingungen für die Heimat zu erlangen, vor dem Senate alle Rhetorenkünste spielen ließen, bestrafte Gnäus Manlius Vulso, der Nachfolger der Scipionen in Asien, die mit Antiochus verbündet gewesenen Galater durch einen Raubzug in ihr Gebiet, und Marcus Fulvius Nobilior vollendete mit Philipp von Makedonien die Unterwerfung der Ätoler, besonders nach der Eroberung Ambracias, der ehemaligen Residenz des Pyrrhus, aus der Nobilior herrliche Kunstwerke nach Rom entführte. Im Frieden (189 v. Chr.) mußte der Ätolische Bund den Römern die Entscheidung über Krieg und Frieden zugestehen und Kriegskosten zahlen. Seine Kraft war seitdem gebrochen.

Im Jahre 189 wurde auch der Friede mit Antiochus auf Grund der von Scipio vorgeschlagenen Bedingungen ratifiziert. Danach erhielt eine Anzahl griechischer Gemeinden in Vorderasien die Selbständigkeit, z. B. Dardanus und Ilion, mit denen schon damals die Sage den Ursprung der Römer verknüpft hatte (s. S. 298), ferner Smyrna, Chios, Kolophon, Milet u. a.; die größten Teile aber der von Antiochus abgetretenen Gebiete wurden dem Eumenes von Pergamum, der sich besonders treu

und thätig bewiesen hatte, und der Republik Rhodus überlassen. Rhodus erhielt damals fast das ganze Lycien und den größten Teil von Karien, Eumenes aber bekam Phrygien, Lydien, das nördliche Karien, Großphrygien, Lykaonien nebst Teilen von Cilicien und Pamphylien. Sogar in Europa erhielt Eumenes Besitzungen, nämlich den thrakischen Chersones mit Lysimachia. Das war eine starke Kränkung für Philipp, dem man für seine wertvolle Unterstützung gegen die Ätoler nur das beließ, was man ihm zu erobern gestattet hatte, Demetrias und einzelne Distrikte von Thessalien und

244. Die Göttin Roma. Marmorbüste im Louvre zu Paris.

Epirus; doch mußte er auch diese späterhin auf die Anklagen seiner Feinde herausgeben, so daß ihm nur Demetrias blieb. Der Grund zu dieser Demütigung lag in der richtigen Meinung der Römer, daß Makedonien von allen den Staaten des Ostens noch das festeste Gefüge und die größte Kraft besitze, daß Philipp trotz mancher Schwächen von allen den Dynasten des Ostens der fähigste und tapferste sei, Grund genug, ihm zu mißtrauen.

Das Ergebnis des Krieges gegen Philipp von Makedonien und Antiochus von Syrien war durchaus das von den Römern gewünschte: eine auffallende Verschiebung der Machtverhältnisse im Osten. Zehn Jahre hatten genügt, um die früheren drei Großmächte Makedonien, Syrien, Ägypten gänzlich aus ihren Stellungen zu werfen; mehr oder minder unterdrückte Vasallenstaaten waren dafür unter dem Schutze der Römer zu Macht und Einfluß gelangt, aber auch diese nur in dem Maße, daß keinerlei Ergebnis.

Übergewicht zu befürchten war, sondern daß sie sich untereinander und mit den früheren Großmächten die Wage hielten. Eine Unzahl von Intrigen und Eifersüchteleien zwischen freien Stadtgemeinden und despotischen Dynastien hatten sich vor den Augen und Ohren der römischen Senatoren während der Kriege und während der Friedensverhandlungen abgespielt und hatten dazu beigetragen, das ohnehin starke Selbstgefühl dieser republikanischen Überwinder des Erdkreises noch zu steigern; sie genossen ein ähnliches Schauspiel wie Napoleon I. zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses und des Rheinbundes. Den Römern selbst erschien ihr Vorgehen im Osten als ein Kampf gegen die Könige zu gunsten der republikanischen städtischen Verfassung. Der einzige von diesen Königen, dem sie vollständiges Vertrauen erwiesen, war Eumenes von Pergamum; er spielte in Asien etwa dieselbe Rolle für die Römer, wie Masinissa in Afrika.

245

246

245 und 246. Darstellungen der Göttermutter auf römischen Grabmälern.

245 Eine Hauptseite des Taurobolienaltars: Links sitzt Kybele, geschmückt mit der Mauerkrone, in der Hand das Tympanon und den Lorbeerzweig, auf dem von Löwen gezogenen Wagen, rechts steht ihr Begleiter und „Heiliger", der phrygische Eunuch Attis, in der Tracht ihrer Priester. — 246 Ein Votivrelief, wahrscheinlich die Nachbildung einer bedeutenderen Tempelskulptur: Die Vestalin Claudia Quinta, deren Ehrbarkeit angezweifelt worden war, zieht das bei niedrigem Wasserstande festsitzende Schiff mit der Kybele den Tiber hinauf, ein Wunder, das sich bei der Einholung der Göttin (205 v. Chr.) zugetragen haben soll.

Der Kampf des Altrömertums gegen den eindringenden Hellenismus. M. Porcius Cato.

Bis zu den Kriegen mit den Mächten des Orients (200—189 v. Chr.) war die Sitte und Kultur der Römer noch vorwiegend eine nationale und bäuerliche gewesen. Während dieser Kriege aber hatten besonders die adligen Heerführer und Offiziere, vielfach aber auch die Mannschaften, fremde Eindrücke und Lebensanschauungen, wissenschaftliche und technische Kenntnisse, religiöse und künstlerische Anregungen aus dem hellenistischen Osten in bunter Fülle in sich aufgenommen. Sie wirkten Gutes und Böses nebeneinander; Gutes, indem sie in Rom eine vielseitigere Geistes- und Gemütsbildung anbahnten, als sie den Vätern eigen gewesen war und indem sie die Römer befähigten, Sammler, Bewahrer, Verbreiter der unvergleichlichen geistigen und künstlerischen Leistungen des Hellenentums zu werden, die das zerrissene und entartete, später zwischen andern Stämmen zerdrückte Griechenvolk nicht auf die Dauer festhalten konnte; Böses, indem sie Überfeinerung des Lebens, Luxus, Trägheit und alle Laster des Orients bis herab zu der unnatürlichen Wollust der Knabenliebe unter den „Togaleuten" in steigendem Maße bekannt und heimisch machten.

Einführung des Kybeledienstes in Rom (204 v. Chr.).

Die Gefahr, sich mit orientalischer Schwärmerei und Sinnenlust zu vergiften, war für die Römer aus dem Grunde besonders groß, weil ihnen die neuen Laster nicht als das entgegentraten, was sie waren, sondern unter der gleisnerischen Verhüllung religiöser Gebräuche und religiöser Geheimbünde, die ihnen um so anziehender erschienen, je nüchterner und prosaischer sich im Vergleich dazu die alte Staatsreligion ausnahm. Ja sogar der Staat selbst glaubte sich der Aufnahme fremder Kulte nicht ganz verschließen zu können. So hatte man bereits 291 v. Chr. den Äskulap feierlich als Staatsgottheit eingeholt (s. S. 413); 205 öffnete man dem schwärmerischen Kybeledienst die Thore, indem man die phrygische „Göttermutter" unter dem Symbol eines Steines aus Pessinus in Galatien durch eine Gesandtschaft holen ließ. Zwar wurde gleichzeitig durch ein Gesetz bestimmt, daß die Eunuchenpriester dieser Gottheit nicht Römer, sondern Gallier sein sollten, aber die „wilde Ausgelassenheit, das Wehklagen und Jauchzen, die Verzückungen, die barbarische Musik der Cymbeln und Pfeifen" hielten doch damals in Rom ihren Einzug.

247. Priesterin der Kybele. Relief im Museum des Vatikans zu Rom.

Offenbar ein Weihgeschenk für einen Tempel. Dargestellt ist die Römerin Laberia Felicia, Großpriesterin der großen idäischen Göttermutter, wie sie mit der Rechten aus einer kleinen Schale eine Spende auf einen kleinen Altar gießt. In der andern Hand hält sie einen Eichenzweig, auf der Brust trägt sie ein Bild des Zeus.

Die Bacchanalien.

Aber das einmal erwachte Bedürfnis nach schwärmerischer Versenkung in den Gottesbegriff und nach dazu passenden Formen des Gottesdienstes war mit dem Kultus der Kybele nicht befriedigt. Bald darauf wurde auch ein dem Bacchus geweihter Geheimdienst, wie es scheint, zuerst in Etrurien eingeführt und verbreitete sich von da über ganz Italien, ganz besonders auch nach Rom. Einen interessanten Einblick in die durch diesen Bacchusdienst angerichteten Verirrungen und Verwüstungen gewährt uns der Bericht des Livius über den im Jahre 186 v. Chr. zu Rom entdeckten Geheimbund und über das darauf bezügliche Senatskonsult (senatus consultum de bacchanalibus), von dem sich ein Exemplar auf einer Erztafel, die im Jahre 1640 in Kalabrien gefunden wurde, glücklicherweise erhalten hat. Der Konsul Postumius war nämlich im Jahre 186 v. Chr. durch die Anzeige einer Dirne, die ihrem Buhlen aus Sorge um seine Treue und sein Leben den Zutritt zu den Bacchanalien wehren wollte, hinter das geheimnisvolle Treiben gekommen und hatte erfahren, daß zuerst die Bacchanalien nur von Frauen besucht gewesen seien, und zwar nur dreimal im Jahre; dann aber habe man auch Männer zugelassen, die Versammlungen auf fünf

im Monat vermehrt und auf die Nachtzeit verlegt. Unter dem Deckmantel der Nacht würden nun nicht nur Opfer dargebracht, sondern auch Unzucht aller Art getrieben und solche, die sich diesem Zwange nicht fügten, ermordet, ihre Leichen aber in Höhlen verborgen. Auf den Bericht des Konsuls setzte der Senat einen außerordentlichen Gerichtshof ein zur Bestrafung derer, die unter dem Namen des Bacchus gefrevelt hatten, und die Untersuchung förderte allerdings haarsträubende Dinge zu Tage. Mehr als 7000 Männer und Frauen waren an den Bacchanalien beteiligt; vielen konnte Unzucht, Testamentsfälschung, falsches Zeugnis, Mord durch Dolch und Gift und andre Verbrechen nachgewiesen werden. Solche traf der Tod; die Hinrichtungen wurden, soweit es sich um Frauen handelte, im Schoße der Familie vollzogen. Der ganze mystische Bacchusdienst wurde im Bereiche des römisch-italischen Bundesstaates bei Todesstrafe verboten; nur die von altersher üblichen Bacchusfeste, die man in einem weinbauenden Lande nicht entbehren konnte, wurden unter der Aufsicht des städtischen Prätors geduldet, aber keine gemeinsame Kasse, keine besonderen Priester. Das düstere Gemälde, das sich uns hier entrollt, entbehrt der Lichtseite nicht ganz. Die Ausschreitung derjenigen schlimmen Elemente, die sich die Aufregung jener Schwärmer zu nutze machten und gegen sie oder mit ihnen die schlimmsten Frevel verübten, werfen den Schatten des Lasters auch auf die, die aus edleren Beweggründen zu irrenden Schwärmern wurden und von denen die Überlieferung schweigt. Man darf wohl diesen schwärmerischen Geheimdienst, wenigstens in seinen harmloseren Anfängen, betrachten „als einen, wenn auch verfehlten Schritt, aus der Öde der römischen Formenreligion, die dem Herzen und Gewissen, der Phantasie und dem Gefühle nichts bot, nach einem innigeren Gottesbewußtsein, nach einer Religion, die den Menschen aus dem niederen Treiben der selbstsüchtigen Berechnung erhebt zur Begeisterung, zum Vergessen des Selbst und zum Suchen der Gottesnähe."

Kampf der altrömischen und hellenistischen Weltanschauung; Scipio und Cato.

Aber nicht nur auf religiösem Gebiete stießen die alte nationalrömische Art und die neue hellenistische hart aufeinander, sondern auch im gesamten übrigen Leben des Staates und der Familie. Der Kampf dieser beiden Weltanschauungen gegeneinander tobt gleichzeitig auf dem Gebiete der äußeren wie der inneren Politik, der Religion und der Sitte, des Völkerrechtes, der Litteratur und der Kunst; er verkörpert sich uns am deutlichsten im Kampfe zweier Kreise von Personen, die sich besonders in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten Makedonischen Kriege mit dem ausgeprägtesten Parteihasse gegenüber stehen. Der Kreis der modernen Männer und Griechenfreunde gruppiert sich um die Scipionen, Flamininus, Fulvius Nobilior, der Vorkämpfer der altrömischen Partei ist Marcus Porcius Cato. Das schnelle und siegreiche Emporkommen des vornehmen Corneliers, seine Thaten im Hannibalischen und im asiatischen Kriege, das unrepublikanische Übergewicht seines persönlichen Willens im Senate, sein halb prophetisches, halb „königliches Wesen" sind uns bereits bekannt (s. S. 494); auch auf die Begeisterung des Flamininus für das Griechentum, das in ihm einen wahren Patron gefunden hatte, und auf das Interesse des Fulvius Nobilior für griechische Kunst ist bereits hingewiesen worden. Dagegen ist von Catos Emporkommen und Wesen, das fast in allen Punkten das Gegenstück zu dem Scipios bildet, noch nicht im Zusammenhange gesprochen worden. Eine Betrachtung seines Lebens und Strebens an der Hand der reichhaltigen Berichte des Livius und des Plutarch wird uns schneller und tiefer in die damals bestehenden Gegensätze einführen als alle Reflexion und wird uns nicht nur das Idealbild eines echten Römers überhaupt, sondern auch einen interessanten Ausschnitt aus der ganzen sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kultur der noch blühenden, aber bereits vom Untergange bedrohten Republik liefern.

Senatus consultum de Bacchanalibus.

(Bemerkungen über die Bacchanalien.)

[illegible]

Manuskripten.

[illegible]

Herstellung.

[illegible]

Senatus consultum de Bacchanalibus.

(Senatsbeschluß über die Bacchusfeste.)

Diese Urkunde, deren erste Hälfte wir hier auch in einer Transskription und Übersetzung wiedergeben, ist von ganz besonderer Wichtigkeit schon um des Gegenstandes willen, von dem sie handelt (vergl. S. 510). Die hier reproduzierte Urkunde läßt uns aber auch einen Blick thun in die Weise des amtlichen Verkehrs zwischen Rom und seinen italischen Bundesgenossen: aus Zeile 2 und 3 der Tafel ersehen wir, daß dieser Senatsbeschluß — und gewiß auch mancher andere, der allgemeinere Wichtigkeit besaß — nicht nur zu Rom kundgethan, sondern auch den sämtlichen verbündeten Gemeinden (civitates) mitgeteilt wurde, die je ein Exemplar davon auf einer Erztafel an einem öffentlichen Orte aufstellen mußten. Endlich haben wir in dem Wortlaute der Tafel eine umfangreichere Probe der römischen Gesetzessprache und zugleich auch des älteren Latein vor uns

Transskription:

[*Q.*(uintus)] Marcius L.(uci) f.(ilius), S.(purius) Postumius L. f. cos. (consules) senatum consoluerunt n.(onis) Octob.(ribus) apud aedem Duelonai. Sc.(ribendo) arf.(uerunt) M.(arcus) Claudi(us) M. f., L. Valerius P.(ubli) f., Q. Minuci(us) C.(ai) f.

De Bacanalibus, quei foideratei esent, ita exdeicendum censuere:

„Neiquis eorum *B*acanal habuise velet; sei ques esent, quei sibei deicerent necesus ese Bacanal habere, eeis utei ad pr.(aetorem) urbanum Romam venirent, deque eeis rebus, ubei eorum ver*b*a audita esent, utei senatus noster decerneret, dum ne minus senatorbus C adesent *quom* ea res cosoleretur. Bacas vir nequis adiese velet ceivis Romanus neve nominus Latini neve socium quisquam, nisei pr. urbanum adiesent, isque *d*e senatuos sententiad, dum ne minus senatoribus C adesent, quom ea res cosoleretur, iousise[n]t.“ Ce*n*suere.

Sacerdos ne quis vir eset. Magister neque vir neque mulier quisquam eset. Neve pecuniam quisquam eorum comoine*m h*abuise ve*l*et. Neve magistratum neve pro magistratu*d* neque virum *neque mul*ierem quiquam fecise velet. Neve posthac inter sed coniourase *neve* comvovise neve conspondise neve conpromesise velet, neve quisquam fidem inter sed dedise velet. Sacra in *o*quoltod ne quisquam fecise velet, neve in poplicod neve in preivatod neve extrad urbem sacra quisquam fecise velet, nisei pr. urbanum adieset, isque de senatuos sententiad, dum ne minus senatoribus C adesent, quom ea res cosoleretur, iousise*t*.“ Censuere.

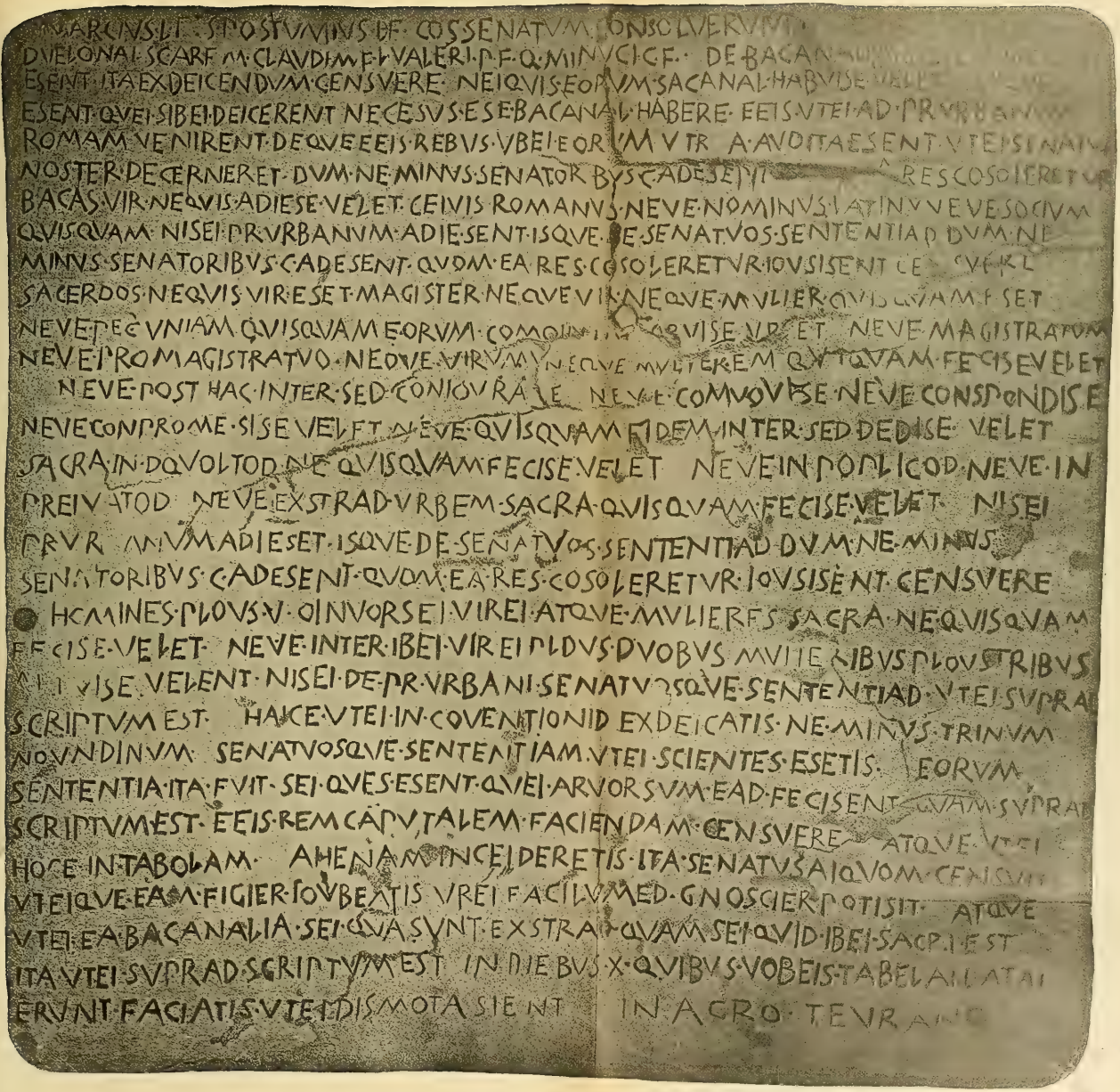
Übersetzung:

Quintus Marcius, des Lucius Sohn, und Spurius Postumius, des Lucius Sohn, haben als Konsuln am 7. Oktober beim Tempel der Bellona eine Senatssitzung abgehalten. Bei der Niederschrift sind zugegen gewesen Marcus Claudius, des Marcus Sohn, Lucius Valerius, des Publius Sohn, Quintus Minucius, des Gaius Sohn.

Betreffs der Bacchusfeste haben sie (die Konsuln) beantragt, folgende Verordnung an die, die (mit uns) verbündet sind, ergehen zu lassen:

„Niemand von ihnen (den Bundesgenossen) wolle ein Bacchusfest abhalten. Wenn welche wären, die sagten, es wäre für sie notwendig, ein Bacchusfest abzuhalten, die sollten zum Praetor urbanus kommen, und über diese Angelegenheiten solle, wenn ihre Worte angehört worden seien, unser Senat entscheiden, vorausgesetzt, daß nicht weniger als 100 Senatoren dabei wären, wenn diese Angelegenheit beraten würde. Zu den Bacchantinnen wolle kein Mann gehen, (weder) ein römischer Bürger noch einer aus der latinischen Bundesgenossenschaft noch auch der (sonstigen) Bundesgenossen einer, es sei denn, daß sie sich an den Praetor urbanus gewandt hätten und der es laut Senatsbeschluß — vorausgesetzt, daß nicht weniger als 100 Senatoren dabei waren, als diese Angelegenheit beraten wurde — erlaubt hätte.“ Der Antrag ging durch.

„Das Priesteramt solle kein Mann verwalten. Festleiter solle weder ein Mann noch ein Weib sein. Und niemand von ihnen wolle eine gemeinschaftliche Kasse haben. Und es wolle niemand weder einen Mann noch ein Weib als Festleiter noch an Stelle des Festleiters einsetzen. Und man solle sich von nun an nicht mehr untereinander durch einen Eid oder ein Gelübde oder eine feierliche Verpflichtung oder ein Versprechen verbindlich machen, und niemand wolle sich gegenseitig durchs Wort verpflichten. Heilige Handlungen wolle niemand im geheimen vornehmen. Auch wolle niemand öffentlich noch privatim noch auch außerhalb der Stadt heilige Handlungen vornehmen, es sei denn, daß er sich an den Praetor urbanus gewandt habe und der es laut Senatsbeschluß — vorausgesetzt, daß nicht weniger als 100 Senatoren dabei waren, als die Angelegenheit beraten wurde — erlaubt habe.“ Der Antrag wurde angenommen.



Senatus Consultum de Bacchanalibus.

Bronzeplatte aus dem Jahre 186 v. Chr., aufgefunden im Jahre 1640 zu Tiriolo in Bruttium, jetzt in Wien.

Nach Ritschl, „Mon. prisc. latinit."

Marcus Porcius Cato; seine Jugend.

Marcus Porcius Cato war 234 v. Chr. zu Tusculum in Latium geboren und entstammte einer plebejischen Familie, die zwar nicht unbegütert und nicht ohne Ansehen war — der Urgroßvater Catos hatte bereits als Ritter gedient und fünf Streitrosse in Schlachten eingebüßt — aber doch noch kein Glied zur höheren Staatskarriere gebracht hatte. Auf den väterlichen Landgütern im Sabinerlande wuchs er heran in der Zeit, in der der zweite Punische Krieg sich vorbereitete. Nahe bei den Gütern des Vaters lag das einfache Landhaus des Manius Curius Dentatus, der den Pyrrhus überwunden und im ganzen dreimal triumphiert hatte. Der Anblick der bescheidenen Besitzung, auf der Dentatus auch als ruhmgekrönter Feldherr noch gewohnt und gewirtschaftet hatte, begeisterte den Jüngling zu dem Streben, durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit vorwärts zu kommen. Im Alter von 17 Jahren trat er in das Heer ein und machte als Soldat die schwersten Zeiten des Hannibalischen Krieges mit durch. Besonders in der Schule des Q. Fabius Maximus, mit dem er z. B. Tarent einnahm (209), bildete er sich zum Offizier und Feldherrn heran.

Cato als Quästor.

Entscheidend für seine Laufbahn wurde außer seiner persönlichen Tüchtigkeit die Freundschaft mit seinem Gutsnachbar Lucius Valerius Flaccus, der für seine Bewerbung um die Quästur den Einfluß der mächtigen gens Valeria aufbot. So wurde Cato Quästor für das Jahr 204 und wurde dem nur zwei Jahre älteren Konsul Scipio zugewiesen. Man erzählte sich in Rom, daß die später so herbe Feindschaft zwischen beiden Männern schon aus dieser Zeit stammte, da sich der schlichte homo novus erlaubt habe, dem stolzen, glänzenden Aristokraten über unnötige Vergeudung der Staatsgelder Vorwürfe zu machen, worauf ihn Scipio mit den Worten abgewiesen habe: „Ich bin dem Vaterlande von meinen Thaten, nicht aber vom Gelde Rechenschaft schuldig.“

Cato als Senator.

Nach Ablauf der Quästur trat Cato 203 in den Senat ein und beschloß, nach dem Tode des Fabius Maximus, des Führers der altrömischen Partei, dessen Bestrebungen fortzusetzen. Hier erregte er bald Aufsehen durch die kernige Art seiner Beredsamkeit und seinen allzeit schlagenden Witz, noch mehr aber dadurch, daß er es wagte, gegen die herrschende Partei der Scipionen und Flaminine und gegen ihr neues, anspruchsvolles Auftreten Opposition zu machen; gleichzeitig wuchs auch durch peinlich sorgsame Bewirtschaftung seiner Güter und die bei einem römischen Senator damals bereits auffallende Einfachheit seiner Lebensführung sein Wohlstand und seine Popularität. „Denn ein Mann“, sagt Plutarch, „der bei der alten Sitte stehen blieb, selbst sein Gut zu bewirtschaften, der sich mit einem Gang zur Hauptmahlzeit, mit kaltem Frühstück, schmucklosem Gewande und einem gemeinen Wohnhause begnügte, der es vorzog, überflüssiger Dinge nicht zu bedürfen anstatt sie zu besitzen, war eine große Seltenheit, da schon damals der römische Staat wegen seiner Größe die frühere Sittenreinheit nicht bewahrte, sondern mittels der Herrschaft über soviele Verhältnisse und Völker auch viele neue Sitten und die Vorbilder vielgestaltiger Lebensführung in sich aufnahm. Mit Recht bewunderten also die Römer den Cato, da sie sahen, wie andre durch Strapazen ermattet und durch Ausschweifungen entkräftet wurden, jener aber von beiden unbesiegt, und zwar nicht nur solange er jung und ruhmbegierig war, sondern auch noch nach seinem Konsulate und seinem Triumphe als Greis im Silberhaar wie ein unbesiegbarer Athlet festhielt an seiner Lebensführung und Abhärtung und sich immer gleich blieb. Er trug, wie er selbst sagte, nie ein Kleid, das mehr kostete als 100 Drachmen (75 Mark), trank auch als Prätor und Konsul mit seinem Gesinde denselben Wein und ließ zur Hauptmahlzeit vom Markte für 30 Asse (130 Pfennige) Fleisch holen, und auch dies nur für den Staat, damit sein Körper für den Kriegsdienst stark bleibe. Einen bunten babylonischen Teppich, der ihm durch Erbschaft zugefallen war, verkaufte er sofort, keines seiner Landhäuser ließ er übertünchen, für keinen Sklaven gab er jemals mehr als 1500 Drachmen (1200 Mark) aus, da er nicht schöne und üppige, sondern arbeitsame und abgehärtete Leute zu Pferdeknechten und Ochsentreibern verwenden könne.“

Cato als Ädil, Prätor, Konsul und Prokonsul.

Ein solcher Mann war nach dem Herzen des römischen Mittelstandes, ganz besonders aber nach dem Herzen der harten Bauern aus der Schule des Hannibalischen Krieges, die die einreißende Verschwendung der adligen Großgrundbesitzer mit Kopfschütteln betrachteten. Sie wählten den Cato 199 zum plebejischen Ädilen, einem Posten, dessen Geschäftskreis sich etwa mit dem eines modernen Stadtrats deckte. Im folgenden Jahre (198) verwaltete Cato als Prätor Sardinien und erregte dort durch seine Enthaltsamkeit das höchste Aufsehen. „Denn er verlangte von der Provinz keinen Aufwand für sich und besuchte die Städte zu Fuß ohne Wagen, wobei ihn ein einziger Diener begleitete, der ihm die Kleider und die Opferschale trug. Aber so genügsam und anspruchslos er in diesen Dingen den Unterthanen erschien, so zeigte er doch in andern Fällen auch wieder seine volle Würde und den ganzen Ernst seines Amtes, indem er unerbittlich auf dem Rechte bestand und unnachsichtig und streng auf die Erfüllung der Vorschriften für die Provinzverwaltung drang, so daß den Sardiniern die römische Herrschaft noch niemals so furchtbar, aber auch noch nie zuvor so liebenswert erschienen war. Dieselben Gegensätze zeigte die Redeweise des Mannes, sie war anmutig und wirksam, freundlich und erschütternd, scherzhaft und bitter, sinnreich und herausfordernd zugleich.“

Im Jahre 196 bewarb er sich mit Valerius Flaccus um das Konsulat. Seine kraftvolle, von Gesundheit strotzende Gestalt mit dem rötlichen Haar und den hellen blauen Augen, seine narbenbedeckte Brust und vor allem der wohlverdiente Ruf eines Ehrenmannes bewirkte, daß er Erfolg hatte. Im Anfange seines Konsulats (195) trat er gegen die beginnende Eman-

zipation der Frauen auf. Es bestand nämlich seit dem Jahre 215 in Rom eine lex Oppia, die verbot, daß eine Frau mehr als eine halbe Unze Goldschmuck und bunte Kleidung besitze und daß sie innerhalb der Stadt oder 1000 Schritt im Umkreis außerhalb im Wagen fahre, außer wo es die Gebräuche der Staatsopfer erforderten. Dieses Gesetz paßte schlecht zu dem um sich greifenden Luxus und sollte nach dem Antrage zweier Volkstribunen aufgehoben werden. Die altrömische Partei aber wünschte das Gesetz beizubehalten; darüber entstand nun in Rom die größte Aufregung, die von den putzsüchtigen Frauen geschürt wurde; auf allen Straßen und Plätzen standen Gruppen aufgeregter Weiber, die mit allen Mitteln der Güte und des Zornes ihre Männer zu bearbeiten suchten, daß sie für die Aufhebung des lästigen Gesetzes stimmen sollten. Gegen dieses Treiben nun hielt damals Cato eine geharnischte Rede, die aber doch nicht zum Ziele führte. Die lex Oppia wurde durch Volksbeschluß aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit war es wohl, daß er, ein Wort des Themistokles kopierend, den Ausspruch that: „Alle Völker herrschen über ihre Weiber, wir über alle Völker, über uns aber die Weiber."

Als Provinz wurde ihm das rebellische Spanien zugewiesen, über dessen Niederwerfung und Verwaltung durch Cato schon oben (S. 498) gesprochen worden ist. Welches Ansehen er bei seinem Gefolge genoß, zeigt folgender Vorfall. Einer der fünf Diener, die ihn begleiteten, hatte sich heimlich aus der Zahl der Kriegsgefangenen drei Knaben gekauft; als aber Cato davon gehört hatte, wagte der Diener nicht ihm vor die Augen zu treten, sondern erhängte sich. Den Ton des Verkehrs mit den Soldaten traf Cato vortrefflich, indem er sie doch dabei fortwährend in der strafften Zucht erhielt. Er erklärte, er könne keinen Soldaten brauchen, der auf dem Marsche die Hände und im Kampfe die Füße bewege und der lauter schnarche, als er in der Feldschlacht schreie. Und als ihm einst ein Soldat angstvoll meldete, in der Nacht sei ein böses Vorzeichen beobachtet worden: die Feldmäuse hätten das Schuhzeug einer Abteilung angenagt, entgegnete Cato: „Das ist kein böses Vorzeichen; ein solches aber wäre es, wenn das Schuhzeug die Feldmäuse angenagt hätte."

Cato unter der Vorherrschaft der Scipionen.

Bei seiner Heimkehr aus Spanien wurde dem Cato die Ehre des Triumphes zu teil, aber er fand das Staatsruder in den Händen der Neuerer: Publius Cornelius Scipio war für das Jahr 194 mit Tiberius Sempronius Longus zum Konsul gewählt worden. In diesem Jahre vollzog sich auf Anregung des Scipio Africanus eine Neuerung, die in weiten Kreisen verstimmend wirkte: bei den szenischen Spielen saßen die Senatoren zum erstenmal von dem Volke getrennt auf besonderen Plätzen. Im folgenden Jahre (193) war wieder ein Cornelier, Lucius Cornelius Merula, mit Quintus Minucius Thermus Konsul, 192 der Bruder des Titus Quinctius Flamininus mit Domitius Ahenobarbus. Das Jahr 191 brachte unter dem Konsulate des L. Cornelius Scipio, des unbedeutenden Bruders des Africanus, und des Manius Acilius Glabrio den längst erwarteten Krieg mit Antiochus von Asien. Es ist ein Beweis der schlichten, echt republikanischen Gesinnung Catos, daß er in der bescheidenen Stellung eines Kriegstribunen an dem Feldzuge teil nahm; welche Belohnung seiner Tüchtigkeit in der Schlacht an den Thermopylen beschieden war, ist bereits S. 505) erzählt worden.

Nach diesem Siege kehrte Cato mit dem Auftrage, dem Senate persönlich Bericht zu erstatten, in die Heimat zurück; doch hatte er sich schon vorher in Griechenland umgesehen, ja er soll sogar in Athen eine Rede gehalten haben und zwar in seiner Muttersprache; er selbst erzählt, die Athener hätten die Kürze und Schärfe seiner Redeweise bewundert; „denn was er selbst nur kurz ausführte, das habe der Dolmetscher weitschweifig und mit vielen Worten übersetzen müssen; im ganzen aber glaube er, die Worte kämen den Griechen von den Lippen, den Römern aus dem Herzen."

Cato und das Hellenentum.

Dem scharfen Blicke Catos werden die tiefen Schäden des bürgerlichen und staatlichen Lebens in Griechenland nicht entgangen sein, Beobachtungen, die er in Rom fortzusetzen Gelegenheit hatte, weil seit jener Zeit nicht nur Gesandte und Redner aller Art aus dem hellenischen Osten vor dem Senate erschienen, sondern auch griechische Litteraten, Künstler, Ärzte, Kammerdiener, Händler und Schwindler Rom in ähnlicher Weise überschwemmten, wie die Franzosen in denselben Lebensstellungen unser deutsches Vaterland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Unter dieser hellenistischen Hochflut trat das Gute und Edle, was die Griechen als das Erbe ihrer Väter mitbrachten und was genialere Naturen wie Scipio und Flamininus packte und begeisterte, vor Catos praktischem und nüchternem Blicke zurück vor der erschreckenden Menge fremder Abenteurer, fremder Ideen und fremder Laster, die dies buntscheckige Volk ins Land trug. Cato war weit davon entfernt, das Hellenentum an sich zu verachten: lernte er selbst doch noch als Mann Griechisch und war im Homer, Thukydides und Isokrates wohlbewandert; dagegen bildete sich bei genauer Bekanntschaft mit den Griechen seiner Zeit eine Geringschätzung gegen diese in ihm aus und eine um so höhere und berechtigte Wertschätzung der heimischen, italischen Art, die er der blinden

Bewunderung alles dessen, was hellenisch hieß, entgegenzustellen bemüht war. Er sah eben die Griechen seiner Zeit nicht an als das, was sie sein wollten: die Nachkommen einer großen Zeit, die besondere Rücksicht verdienten, sondern als das, was sie — von wenigen tüchtigen Leuten wie Philopömen, Polybius u. a. abgesehen — wirklich waren: ein charakterloses, unstätes, auf leichten Erwerb durch Handel und Schwindel gerichtetes Völkchen ohne staatsbildende Kraft und Opferfreudigkeit. Daß Cato sein Vaterland vor dieser Gesellschaft zu bewahren suchte, war ein zwar vergebliches, aber nichtsdestoweniger edles und richtiges Bestreben. Übrigens war er auch gegen persön-

248. Ein altrömisches Ehepaar.
Marmorgruppe von einem Grabe, jetzt im Museo Pio-Clementino des Vatikans zu Rom.

liche Tüchtigkeit bei einem Griechen nicht blind: verbanden ihn doch im Alter freundschaftliche Beziehungen mit dem trefflichen Polybius (s. S. 524).

Cato hatte auch bald nach seiner Heimkehr reichlich Gelegenheit, gegen den zu Rom neuen und unerhörten Geist des Schwindels aufzutreten. Im Jahre 190 begehrte neben Acilius Glabrio, der diese Ehre verdient hatte, auch der Prokonsul Minucius Thermus den Triumph für ganz unbedeutende Kämpfe mit den Ligurern. Aber Cato warf ihm in seiner berühmten Rede „von den Lügenschlachten" die Fälschung der an den Senat gesandten Berichte vor und bezichtigte ihn in einer andern Rede, von der noch ein Bruchstück übrig ist, daß er die Dezemvirn einer römischen Bundesstadt ohne Recht und Prozeß habe hinrichten lassen. Mehr und mehr fühlte er danach inneren Beruf zum Amte des Zensors, für dessen technische Geschäfte: Verdingung von Bauten, Verpachtung von Zöllen, Bergwerken u. s. w. er gewiß eine

große Erfahrung und praktischen Blick besaß, außerdem aber hoffte er als Zensor auch gegen die aufkommende Sittenverderbnis einschreiten zu können. Aber gerade deswegen waren seine Gegner auf der Hut; sie wußten seine Bewerbung und die seines Freundes Valerius Flaccus zu vereiteln; dafür wurden im Jahre 189 v. Chr. Titus Quinctius Flamininus und M. Claudius Marcellus Zensoren, der letztere ernannte den Scipio Africanus sofort zum „princeps senatus". Die Partei der Neuerer triumphierte.

Aber trotzdem gewann Cato immer mehr Anhang: es fanden sich einige Volkstribunen — die Namen Petillius oder Näbius sind nicht sicher — die offenbar aus bloßem politischen Hasse die Behauptung aufstellten, bei der Verrechnung der Beute aus dem Kriege mit Antiochus seien Veruntreuungen vorgekommen. Diese Anklage richtete sich nur scheinbar gegen den unbedeutenden Lucius Scipio, in Wahrheit sollte sie den Sieger von Zama treffen, der ja den ganzen asiatischen Feldzug geleitet hatte. Dieser nahm sie auch auf, aber in seiner Weise. Als im Senat die verdrießliche Angelegenheit zur Verhandlung kam, wurde Scipio darüber, daß sich gemeine Verleumdung und Verdächtigung auch an seine Person gewagt habe, so zornig, daß er vor den Augen der Senatoren die Rechnungsbücher, die seine und seines Bruders Unschuld hätten darthun können, zerriß und sich dadurch selbst der Möglichkeit beraubte, den vollgültigen Beweis seiner Ehrlichkeit anzutreten. Das war sicherlich sehr unklug gehandelt und zeugt nicht von einem besonnenen und über das Geschwätz des Tages erhabenen Geiste; der größte Staatsmann unsrer Zeit hat schlimmere Anschuldigungen mit eiserner Stirn entgegennehmen und sachlich widerlegen müssen. Auch brachte Scipio die Ankläger nicht zum Schweigen, sondern mußte es sich gefallen lassen, daß ihn ein Volkstribun vor das Volksgericht zog. Zufällig fügte es sich aber, daß der Verhandlungstag der Jahrestag des Sieges von Zama war. Scipio erschien als Angeklagter mit einem großen Gefolge von Freunden und Klienten, schritt mitten durch die versammelte Volksmenge bis zur Rednerbühne, auf der die Tribunen Platz genommen hatten, und als es still geworden war, forderte er die ganze Versammlung auf, ihm auf das Kapitol zu folgen, um den Göttern dafür zu danken, daß sie ihm an diesem Tage vor 15 Jahren den Sieg über den Todfeind der Römer bei Zama verliehen hätten. Mit Jauchzen und Beifallsrufen folgte ihm das Volk wie einem gottbegeisterten Propheten — und die Gerichtsverhandlung unterblieb an diesem Tage. — Dieses Verfahren Scipios war gewiß vornehm und großartig, aber gewiß nicht groß und noch weniger republikanisch. Die feste Ordnung des Staats war um seiner Person willen durchbrochen, das Ansehen des Volkstribunats schwer geschädigt. Welche Rolle Cato dabei gespielt hat, ist aus den verworrenen Berichten nicht klar zu erkennen. Die Scipionische Überlieferung, die im Livius vorliegt, deutet an, daß er wohl von vornherein diesen ganzen Skandalprozeß gegen die Scipionen veranlaßt habe; indes sind wir durchaus nicht berechtigt, diese gehässige Beschuldigung zu glauben, zumal da Livius so wenig objektiv ist, daß er behauptete: „Cato sei gewöhnt gewesen, die Größe Scipios anzubellen". Viel wahrscheinlicher ist es, daß Cato erst gegen die offenbare Verfassungsverletzung des Africanus zu Felde zog und zwar mit Recht. — Über den Ausgang des Prozesses wissen wir nichts Sicheres. Jedenfalls aber hinterließ dieser Prozeß eine solche Verstimmung bei Scipio, daß er Rom verließ und sich auf ein bescheidenes Landgut bei Liternum in Kampanien zurückzog.

Die Scipionenprozesse.

Catos Zensur.

Der Einfluß Catos steigerte sich, als 186 v. Chr. die Entdeckung der furchtbaren Verbrechen, die unter dem Deckmantel der Bacchanalien verübt worden waren, alle wohlmeinenden Elemente des Staats zum Kampfe gegen die einreißende Sittenverderbnis aufzurufen schien (s. S. 510). Er wurde nunmehr doch noch, und zwar im Jahre 184 mit Lucius Valerius Flaccus Zensor. Die Erinnerung an diese Zensur wurzelte

lange und tief im römischen Volke. Zwar von der zensorischen Rüge (nota censoria), die den Verlust der Ehrentitel und des Sitzes im Senate zur Folge hatte, machte Cato nur einen sparsamen Gebrauch. Sieben Männer im ganzen mußten kraft der nota ihren Platz in der Kurie aufgeben, aber unter ihnen war Lucius Quinctius Flamininus, der Bruder des Siegers von Kynoskephalä. Er hatte, um seinem Lustknaben das Schauspiel einer Hinrichtung zu gewähren, einen kriegsgefangenen Boier vor den Augen der trunkenen Tafelgesellschaft umbringen lassen. Dem Lucius Scipio Asiaticus forderte Cato das Ritterpferd ab. Vor allem aber nützte Cato durch seine praktischen Kenntnisse dem Staate: er leitete eine Erneuerung und Erweiterung des großartigen Cloakennetzes, ließ eine große Säulenhalle (Basilica Porcia) für Gerichtszwecke auf dem Forum erbauen und regelte alle Verträge mit Lieferanten und Staatspächtern in einer für die öffentlichen Kassen gewinnbringenden Weise. Am schwierigsten war sein Kampf gegen den überhandnehmenden Luxus. Es schien unmöglich ihn auszurotten, um ihn aber wenigstens einzuschränken, führte er eine Luxussteuer im Betrage von jährlich 3 Prozent des Wertes ein für alle Kleider, Wagen, weiblichen Schmuck und Hausgeräte, wenn das Stück den Wert von 1500 Drachmen (1200 Mark) überstieg. Diese Steuer erregte natürlich viel Erbitterung, aber das Volk erkannte doch die Trefflichkeit seiner Absichten so sehr an, daß es ihm im Tempel der Gesundheit eine Bildsäule errichtete mit einer Inschrift des Inhalts, er habe als Zensor den römischen Staat, der sich schon zum schlechteren neigte, durch treffliche Maßregeln, besonnene Satzungen und Anordnungen wieder aufgerichtet.

Cato als Hausvater.

Catos politische Laufbahn war mit seiner Zensur, die er nach dem großen Sühnopfer (lustrum) in der Mitte des Jahres 183 v. Chr. niederlegte, auf ihrem Höhepunkte angelangt. Aber danach war ihm noch mehr als ein Menschenalter voll der regsten Thätigkeit im Hause und in der Familie, ja auch im Staate vergönnt, da er doch bis ans Ende seines langen Lebens eines der einflußreichsten Mitglieder des Senates blieb. Welche Rolle er in den Zeiten des Sieges bei Pydna, ja sogar noch vor Ausbruch des letzten Kampfes mit Karthago gespielt hat, werden wir später sehen (s. S. 523 f.).

Ein ganz eigenartiges Bild gewährt uns Cato im Kreise seiner Familie. Obgleich er im ganzen auf die Frauen seiner Zeit wegen ihrer Neigung zur Emanzipation nicht gut zu sprechen war — kamen doch bereits Scheinehen vor, durch die sich eine Frau der manus d. h. der Aufsichtsgewalt ihrer männlichen Anverwandten entzog, um frei über ihr Vermögen disponieren zu können — so war er doch ein trefflicher Gatte, außerdem aber auch ein liebevoller Vater, und ein tüchtiger Verwalter seines Hausstandes, der die Sorge darum keineswegs als etwas Nebensächliches betrachtete. Bei seiner ersten Heirat sah er mehr auf edle Geburt als auf Reichtum, weil er meinte, daß zwar sowohl die reiche als auch die edelgeborene Frau Neigung zu Stolz und Dünkel besitze, daß aber die edelgeborene aus Scheu vor der Schande sich willfähriger von ihrem Manne zum Edlen und Guten anleiten lasse. Auch pflegte er zu sagen, daß der, welcher seine Gattin oder seinen Sohn schlüge, an die ehrwürdigsten Heiligtümer Hand anlege, und er hielt es für ein größeres Lob ein guter Ehegatte als ein großer Ratsherr zu sein. Daher bewunderte er an dem alten Sokrates nichts so sehr, als daß dieser mit einer schwer zu behandelnden Frau und mit seinen unbegabten Kindern immer in Sanftmut und Milde ausgekommen sei. Wenn ihm ein Sohn geboren war, kannte er keine dringendere Arbeit, die Staatsgeschäfte ausgenommen, als seiner Frau zu helfen beim Baden und Wickeln des Kindes. Denn seine Frau nährte die Kinder mit der eignen Milch, sie legte aber auch oft die Kinder der Sklaven an ihre Brust, um durch die Milchbrüderschaft ihrem Sohne die Zuneigung der Sklaven zu erwerben. Sobald der Knabe anfing verständig zu werden, unterrichtete ihn Cato selbst, obwohl er in seinem Sklaven Chilon einen tüchtigen Lehrer besaß. Denn er hielt es, wie er selbst sagte, nicht für gut, daß sein Sohn, wenn er zu langsam lernte, von einem Sklaven ausgescholten oder am Ohre gezupft würde und daß er für den ersten Unterricht einem Sklaven Dank schulde. Daher unterwies er selbst seinen Sohn im Lesen und Schreiben, im anständigen Verhalten und allen Körperübungen, indem er ihn nicht nur das Speerwerfen, Fechten und Reiten lehrte, sondern auch den Faustkampf, Hitze und Kälte ertragen und das Schwimmen über Strudel und durch reißende Strömungen im Tiber. Um den Geist des Knaben anzuregen und ihn in den großen Thaten der Vorfahren heimisch zu machen, schrieb er selbst mit großen Buchstaben für ihn allerhand Erzählungen auf. Vor einem unanständigen Worte aber hütete er sich in Gegenwart seines Sohnes so sehr wie in Gegenwart der keuschen Priesterinnen der Vesta.

Cato als Landwirt.

Mustergiltig erschien den Zeitgenossen und noch vielen späteren Generationen Catos Thätigkeit als Landwirt, deren Erfahrungen er auch in einem Buche über den Landbau niedergelegt

hat, dem einzigen seiner Werke, das uns vollständig erhalten ist. Da finden sich wertvolle Ratschläge über den Ankauf des Gutes und den Wirtschaftsplan und ausführliche Regeln für die Bebauung und Düngung des Bodens wie für die Behandlung des Gesindes. Freilich ist, dem harten und realistischen Sinne der Römer entsprechend, der einzige Gesichtspunkt, von dem aus diese goldenen Bauernregeln gegeben werden, der des Nutzens und des Ertrages; von wirklicher Humanität gegen das Gesinde, das ja aus Sklaven bestand, findet sich keine Spur. Immerhin will Cato die Sklavenschaft in Vergleich zu der später einreißenden Grausamkeit gut behandelt wissen. Er ließ die Sklaven, die er brauchte, am liebsten selber erziehen, weil sie so eher nach seinem Willen gerieten. Zur Erziehung sollen einige Peitschenschläge ausreichen, aber er will nichts wissen von den Sklavenkerkern, vom Tragen von Eisenketten bei der Arbeit und ähnlichen Dingen. Schon weil sie ein kostbares Inventar bilden, sollten sie mit Nahrung, Kleidung, Schlaf und auch einem kleinen Maße von Freude gut versorgt werden. Praktisch genommen wird wohl das Los eines Sklaven, der sich gut führte, auf Catos Gütern nicht viel schlechter gewesen sein als das eines polnischen Knechtes auf einem der großen Güter des deutschen Ostens. Freilich bei schwereren Vergehen scheute Cato auch vor der Todesstrafe nicht zurück, doch ließ er sie nur vollziehen, wenn die ganze Sklavenschaft des Gutes den Frevler für schuldig erklärte. Besonders unmenschlich erscheint uns seine Anweisung an den Verwalter (villicus), alte und kränkliche Sklaven wie altes Eisen und andres unnützes Gerät zu verkaufen, damit man sie nicht länger füttere, als sie reichlichen Nutzen gewährten. Aber auch diese Härte ergibt sich aus der ganzen Anschauung des römischen Bauern, der zwischen Sklaven und Zugtieren nicht weiter unterschied. — Übrigens machte doch schon Cato die Erfahrung, daß die Landwirtschaft in Italien auch bei der größten Sorgfalt und Sparsamkeit keineswegs eine sehr hohe Grundrente abwarf. „Als er sich", erzählt Plutarch, „aufmerksamer mit seinen Einkünften beschäftigte, fand er, daß der Landbau mehr einen Zeitvertreib abgebe als einen hohen Ertrag. Er legte daher seine Kapitalien in sicher rentierenden Dingen an und kaufte Teiche, warme Quellen, freigelegene Plätze, die er an Tuchmacher verpachtete, Güter mit Wiesenflächen und Wäldern zum Kohlenbrennen. Davon bezog er bedeutende Einkünfte, die ihm, wie er selbst sagte, Jupiter nicht beschädigen könne." Von diesem Verfahren aus war es bis zur kaufmännischen Spekulation, für die die Römer große Begabung zeigten, nur noch ein Schritt. Auch Cato beteiligte sich durch die Mittelsperson seines Freigelassenen Quinctio als Aktionär an überseeischen Geschäften.

Cato als Schriftsteller und Patriot.

Vielbesprochen ist die Stellung, die Cato in den litterarischen Bestrebungen seiner Zeit und seines Volkes einnahm. Wie er in allen andern Äußerungen seines Wesens uns als ein Freund des Vaterländischen entgegentritt, so wünschte er auch, daß sich die Litteratur nicht im Sinne des Hellenismus, sondern in nationalem Geiste entwickeln sollte, außerdem war er der Vertreter einer praktischen Richtung im Gegensatz zur schöngeistigen. Deshalb steht alles, was er geschrieben und veröffentlicht hat, in enger Beziehung zu seinem privaten und öffentlichen Wirken. Als Staatsmann verfaßte er seine Reden, als Landwirt und Sozialpolitiker sein Buch über den Landbau, als Erzieher und Bildner seines Sohnes und des jüngeren Geschlechtes überhaupt seine „Sittenvorschriften" (praecepta ad filium) und sein Geschichtswerk „Ursprungsgeschichten" (Origines), in dem er zuerst von der Weise der üblichen Jahreschroniken abwich. Cato wollte nämlich nicht berichten, was auf den Tafeln der Pontifices steht: „wie oft der Weizen teuer und Sonnen- und Mondfinsternisse gewesen seien", sondern er erzählte, nachdem die Ursprungsgeschichte Roms im ersten Buche behandelt war, im zweiten und dritten von der Entstehung der andern italischen Gemeinden und wie sie Glieder des römisch-italischen Bundesstaates geworden seien: er wies also seine hellenisierenden Zeitgenossen auf die natürlichen und historischen Grundlagen der Größe Roms, auf die Entstehung des italischen Volkes der Togaträger hin. Schon allein diese selbständige Erfassung des großen Zieles, das der Geschichtschreibung gesteckt ist, durch geeignete Betrachtung der Vergangenheit schädlichen Strömungen des politischen Lebens entgegenzuwirken und das Volk auf gesunden Bahnen zu erhalten, beweist, das Catos Wesen von Mommsen verkannt wird, wenn er von ihm sagt: „Politisch und sittlich gründlich borniert und stets das Ideal der guten alten Zeit vor den Augen und auf den Lippen verachtete er eigensinnig alles Neue."

Auch auf andern Gebieten wußte er freier und vorurteilsloser zu denken als die meisten seiner Zeitgenossen: er war z. B. durchaus frei vom römischen Aberglauben; pflegte er doch zu sagen, er wundere sich, daß ein Eingeweideschauer dem andern nicht ins Gesicht lache, wenn sich zwei begegneten. Er erklärte sich damit für einen Gegner der fremden, etruskischen Haruspicin, aber von der echt italisch-römischen „Gebundenheit vor den Göttern" (religio) war er erfüllt: an seiner Redlichkeit und seinem Wort ließ sich nicht drehen noch deuteln. Es geschah also wohl auch mit dem vollen Bewußtsein vom Werte der heimischen italischen, zu treffendem Ausdruck und zum Witz vorzüglich geeigneten Redeweise, wenn er erklärte, um ein guter Redner zu sein, brauche man die geschraubte und oft hohle griechische Rhetorik seiner Zeit nicht, oder wenn er die langatmigen

Redevorschriften des Isokrates verspottend sagte, seine Schüler lernten so spät reden, daß sie erst im Hades ihre Kunst zeigen könnten. Mit demselben Rechte, mit dem es die deutschen Patrioten einem Friedrich dem Großen verdachten, daß er seine Werke französisch schrieb, hielt er sich über Postumius Albinus auf, der ein Geschichtswerk in griechischer Sprache geschrieben hatte und sich deswegen entschuldigte. „Man könnte", sagte Cato, „es ihm wohl verzeihen, wenn er durch einen Beschluß der Amphiktyonen dazu gezwungen worden wäre."

Gesamturteil über Cato.

Freilich eine für alle Zeiten gültige Idealgestalt war Cato trotz alledem nicht; nach unsrem christlich-germanischen Empfinden und auch nach der Anschauung der Griechen fehlte ihm das Gemüt und die edle Versöhnlichkeit seinen Feinden gegenüber. Aber der römische Volkscharakter erreichte in ihm diejenige Höhe der Vollendung,

249. Die Appische Straße in ihrer späteren Gestalt
mit den Gräbern vornehmer Familien zu beiden Seiten, links die berühmten Scipionengräber.
Rekonstruktion nach Canina.

deren er ohne fremde Einflüsse fähig war. Das Menschlichkeitsideal, das ein Jahrhundert später Cicero vertrat, war schon kein national-römisches mehr, sondern hervorgegangen aus einem Kompromiß mit der griechischen Moral, die dem gemeinen Nutzen das an sich Edle und Schöne siegreich entgegengestellt hatte.

Scipios Tod.

Lange vor Cato, der in ungebrochener Kraft noch den Ausbruch des dritten Punischen Krieges erlebte (149 v. Chr.), starb sein Gegner Publius Cornelius Scipio. Er hatte sich, wie es scheint, nach dem unglücklichen Scipionenprozesse nicht wieder mit den römischen Verhältnissen aussöhnen können, sondern verbrachte den Rest seiner Tage zu Liternum in Kampanien, wo noch in der Kaiserzeit sein Landhaus gezeigt wurde. Hier starb er wahrscheinlich 183 v. Chr., erst 50 Jahre alt, und soll verordnet haben, daß seine Asche nicht in der berühmten, noch jetzt vorhandenen Scipionengruft an der Via Appia, sondern in Liternum beigesetzt werde.

Hannibals Ende.

In demselben Jahre starb auch sein großer Gegner Hannibal im fernen Osten. Er war nach der Niederlage des Antiochus zuerst nach Kreta, von da nach Bithynien geflohen und hatte sein letztes Asyl bei dem Könige Prusias gefunden, den er in seinen Kämpfen gegen Eumenes von Pergamum mit Rat und That unterstützte. Sein Name war den Römern noch immer ein Schrecken. Als daher freundschaftlichere Beziehungen zwischen Rom und Prusias angebahnt worden waren, äußerte entweder der Senat oder, was wahrscheinlicher ist, Flamininus, der den Frieden zwischen Prusias und Eumenes vermittelte, auf eigne Faust den Wunsch, daß Hannibal den Römern ausgeliefert werde. Prusias war nicht Mannes genug, sich dem schmachvollen Ansinnen zu entziehen. Römische Häscher umstellten das Haus des 67jährigen Greises; aber dieser war auf einen solchen Fall vorbereitet, „denn er kannte die Römer und das Wort der Könige" und endete sein thatenreiches, bis zum letzten Atemzuge folgerichtig durchgeführtes Leben durch Gift.

Der Krieg gegen Perseus von Makedonien.

Wiederaufblühen der makedonischen Macht; Perseus (179 bis 168 v. Chr.).

Im Jahre 179 v. Chr. starb König Philipp von Makedonien; er konnte mit Befriedigung auf die zweite Hälfte seiner Regierung zurückblicken. Denn seit dem für ihn unglücklichen Tage von Kynoskephalä hatte sein Reich zwar nicht viel an äußerem Umfange, wohl aber an innerer Kraft gewonnen. Ein sparsamer und umsichtiger Staatshaushalt hatte bedeutende Geldsummen aufgespeichert, die Armee war reorganisiert und im stillen weit über die vertragsmäßige Zahl vergrößert worden, außerdem aber waren aus Thrakien und vom Norden der Balkanhalbinsel jederzeit kriegslustige und zahlreiche Söldnerscharen zu haben. Diese Konsolidierung der makedonischen Verhältnisse hatte dem König Philipp wohl schon in den letzten Lebensjahren den Gedanken nahegelegt, noch einen Waffengang mit Rom zu wagen. Der Plan kam nicht zur Ausführung, äußerte aber seinen Einfluß bei der Thronfolge; Demetrius nämlich, der Sohn Philipps aus ebenbürtiger Ehe, der lange Zeit als Geisel in Rom gelebt hatte und für einen Römerfreund galt, wurde von dem kriegslustigen makedonischen Adel ermordet, so bestieg Perseus, der Sohn aus unebenbürtiger Ehe, 179 v. Chr. den makedonischen Thron.

Perseus war wie sein Vater ein tüchtiger Verwaltungsmann, der viel auf einen wohlgefüllten Kronschatz gab, er besaß auch ein gewinnendes persönliches Auftreten und hätte wohl im Frieden glücklich und zum Heile seines Volkes zu herrschen verstanden, aber für die große Aktion, die ihm sein Militäradel und schließlich auch die Verhältnisse aufzwangen, fehlten ihm die beiden wichtigsten Eigenschaften: entschlossene Tapferkeit und ausdauernde Standhaftigkeit.

Die Kriegspläne des Perseus.

Gleich zu Anfang seiner Regierung suchte er auf Umwegen Italien, wo seit dem Erlöschen der keltischen Kraft im Norden, der tiefste Frieden herrschte, in Kriegsgefahr zu verwickeln. Er plante, die byzantinische Politik des 5. Jahrhunderts n. Chr. vorausnehmend, nichts Geringeres, als durch eine kleine Völkerwanderung wenigstens Oberitalien zu überfluten. Nördlich der unteren Donau, etwa im heutigen Rumänien und südlichen Ungarn hauste damals ein Germanenstamm, den man Bastarner nannte. Diese Bastarner, übrigens der erste Germanenschwarm, der in der Geschichte kriegerisch hervortritt, zog Perseus durch sein Gold und Verheißungen aller Art über den völkertrennenden Donaustrom herüber, damit er sich auf die im heutigen Serbien seßhaften illyrischen Dardaner werfe, die den Römern verbündet waren. Dadurch sollte die ganze nordillyrische Barbarenwelt rebellisch werden, das neugegründete (183/181 v. Chr.) Aquileja überrumpeln und in die ohnehin zur Ansiedelung lockende

Poebene einbrechen. Aber die Bastarner wurden geschlagen, und der größte Teil ihres wilden Schwarmes ging im Eise der Donau zu Grunde. Danach knüpfte Perseus mit dem mächtigsten illyrischen Könige, dem Gentius, einem Bundesgenossen der Römer, insgeheim Verbindungen an, ebenso mit Kotys, dem Gebieter des östlichen Thrakiens, während der römerfreundliche Habrupolis aus derselben Landschaft verdrängt wurde.

Stimmungen und Parteiungen in Griechenland.

Auch in Griechenland war der Einfluß des Perseus bedenklich im Steigen. Der Enthusiasmus für die Römer aus den Zeiten des Flamininus war längst verflogen; die wenigen einsichtsvollen Patrioten, denen die hohle Rhetorik und die Parteiphrasen das gesunde Urteil nicht trübten, mußten sich sagen, daß die römische Bevormundung und Einmischung, so gut sie ursprünglich gemeint waren, doch den Zusammenschluß der hadernden Gemeinden und die Bildung eines kräftigeren Staatswesens geradezu hindere, da man im römischen Interesse überall auf Erhaltung der Spannung und des Gleichgewichts bedacht war. Ihnen erschien also der Anschluß an das makedonische Königreich, den sie früher als Knechtschaft verflucht hatten, jetzt als die einzige Möglichkeit der Rettung. Makedonisch gesinnt waren ferner alle die Gegner des aristokratischen Regiments, das die Römer überall, wo sie nicht einen Dynasten vorfanden,

250. Silbernes Tetradrachmon des Perseus.

Auf der Vorderseite der lebensvolle Porträtkopf des Königs mit der Binde geschmückt; auf der Kehrseite der Adler auf dem Blitz im Eichenlaubkranz und der Inschrift Basileos Perseos (des Königs Perseus).

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

in den Städten hergestellt hatten. So kam es, daß Eumenes von Pergamum, der als der eigentliche Träger der verhaßten Politik der „Römerfreiheit" galt, immer mehr an Beliebtheit einbüßte, seine Geschenke wurden zurückgewiesen, die ihm früher gesetzten Bildsäulen eingeschmolzen. Perseus dagegen wurde, als er sich einmal mit bewaffnetem Gefolge in Hellas blicken ließ, überall mit Jubel empfangen. Dynastische Verbindungen sollten die entstehende Koalition gegen Rom fördern; Perseus selbst heiratete eine syrische Prinzessin; auch mit Prusias von Bithynien war er verschwägert.

Alle diese Dinge waren dem römischen Senate nicht unbekannt, denn es fehlte weder an Spionen noch an Angebern. Aber man bezeigte lange Zeit keine Lust, sich von neuem einen weitausschauenden Krieg im Osten aufzubürden. Die römische Bürgerschaft wünschte auch, im Genusse des Errungenen nicht gleich wieder gestört zu werden. Endlich kam der Stein ins Rollen durch eine Reise des Eumenes von Pergamum nach Rom 172 v. Chr. Dieser schilderte den einflußreichsten Senatoren das Umsichgreifen der makedonischen Macht und die drohende Kriegsbereitschaft des Perseus. Noch mehr aber trieb zum Kriege die Aufregung über einen Mordanfall, dem der König bei der Rückreise von Rom nach Pergamum in der Nähe von Delphi fast erlegen wäre und für den man ohne weiteres Perseus verantwortlich machte. Seitdem war man in Rom zum Kriege entschlossen, aber noch nicht zum Kriege gerüstet. Deshalb galt es, Zeit zu gewinnen. Eine römische Gesandtschaft erschien noch im Jahre

172 v. Chr. in Pella und forderte Rechenschaft über die Verletzung des Vertrags vom Jahre 197 v. Chr. Aber Perseus erklärte ihn für aufgehoben, zugleich aber sich bereit, einen neuen Vertrag auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit den Römern abzuschließen. Als die Gesandten auf diese stolze Forderung nicht eingingen, wies er sie an, binnen drei Tagen sein Gebiet zu verlassen.

Der Krieg von 171—169 v. Chr.

Es stand zu befürchten, daß Perseus, der schon 40000 Mann auf den Beinen hatte, die kleine Kriegsmacht der Römer, die nur 5000 Mann stark bei Apollonia stand, angreifen und die epirotisch-illyrische Küste besetzen werde, um die Römer an der Landung zu verhindern. Unbegreiflicherweise aber machte er auf den treulosen Rat seines Gastfreundes Quintus Marcius Philippus noch einmal den Versuch, in Rom durch Gesandte einen billigen Frieden zu erlangen, was natürlich mißlang. So verging die kostbare Zeit bis zum Frühlinge 171, da landeten die Römer ohne Schwierigkeit eine Armee von etwa 30000 Legionssoldaten und Italikern, die durch etwa 10000 Mann numidischer, ligurischer, griechischer und pergamenischer Hilfsvölker sowie durch 10000 Flottensoldaten auf 40 Deckschiffen verstärkt wurden. Mit dem größten Teile dieser Streitkräfte fiel der Konsul Publius Licinius Crassus in Thessalien ein, dort wurde seine Reiterei und sein leichtes Fußvolk von Perseus und Kotys bei Larissa so geschlagen, daß die Römer 2000 Reiter und ebensoviel Fußsoldaten

251. Tetradrachmon Eumenes' II. von Pergamum, geprägt auf der Insel Syros.

Auf der Vorderseite der mit dem Diadem geschmückte Kopf Eumenes' II. Auf der Rückseite die Dioskuren.

durch den Tod oder Verwundung, und 600 Reiter durch Gefangennahme verloren. Aber Perseus versäumte es, den Erfolg auszunützen und über die schlecht disziplinierte und schlecht geführte Armee der Römer einen entscheidenden Sieg zu erfechten, weil er sich auf den Gedanken verrannt hatte, den Krieg in der Defensive zu führen, für die allerdings das von unwegsamen Gebirgswällen verschanzte Makedonien sich besonders zu eignen schien.

Aber auch von römischer Seite geschah nichts, um eine Entscheidung herbeizuführen. Der Konsul begnügte sich, einzelne makedonische Besatzungen aus Thessalien zu vertreiben, Ambracia zu besetzen, während der Flottenführer Gaius Lucretius die abgefallenen böotischen Städte wie Thisbä und Haliartus teils mit Gewalt teils mit List in seine Hand brachte und die unglückliche Bevölkerung als Sklaven verkaufte. Überhaupt erlaubten sich die römischen Truppen, Offiziere wie Mannschaften, damals sogar im Gebiete der treuen griechischen Bundesgenossen die schlimmsten Gewaltthaten; leider gaben die Oberkommandierenden dazu das Vorbild, indem sie willkürlich Kriegskontributionen ausschrieben und die Bürger, die dagegen den Beistand des Senates anrufen wollten, hinrichten oder verkaufen ließen. Zwar wurde danach der besonders kompromittierte Gaius Lucretius durch das Volksgericht in Rom verurteilt, und der Senat erließ strenge Vorschriften zum Schutze der griechischen Verbündeten, aber alle diese Vorkommnisse beweisen doch, wie sehr es mit dem guten Geiste in der römischen

Bürgerschaft abwärts ging. Unter diesen Umständen wird es erklärlich, daß Perseus trotz seiner Unentschlossenheit Fortschritte machte; hätte ein thatkräftiger Mann und ein tüchtiger Feldherr an seiner Stelle gestanden, er hätte den Römern die empfindlichsten Niederlagen zufügen und ganz Griechenland auf seine Seite ziehen können. Immerhin gelang es sogar dem unentschlossenen Schwächling, die wichtigsten Stämme der Epiroten zum Anschluß an Makedonien zu bringen, die Römer aus Illyrien zurückzutreiben und mit Gentius ein Bündnis vorzubereiten.

Im Jahre 170 v. Chr. bot die römische Kriegführung unter dem Konsul Aulus Hostilius, dem Führer der illyrischen Armee, unter Appius Claudius und dem Admiral Lucius Hortensius in gleicher Weise ein Bild kläglicher Zerrüttung. Auch das Jahr 169 brachte keine Besserung, obwohl es dem Konsul Quintus Marcius Philippus, dem obenerwähnten Gastfreunde des Perseus, gelang, westlich von Tempe auf unwegsamen Pfaden am Lapathuspasse vorüber den Olymp zu überschreiten und nach Herakleum in Makedonien vorzudringen. Perseus hätte ihn mit geringer Mühe, da er weder Proviant noch eine gesicherte Rückzugslinie hatte, vernichten können, zumal Gentius jetzt offen zu ihm übertrat und die römischen Gesandten einkerkern ließ. Aber da verdarb alles des Perseus Unfähigkeit und sein Geiz. Anstatt nämlich dem Gentius die versprochenen 300 Talente zu schicken, ließ er auf die Kunde von seiner Erhebung gegen Rom den Geldtransport einstellen, da ja nunmehr der Illyrer ohnehin gezwungen sei, sich gegen die Römer zu verteidigen. Und als sich ihm ein Bastarnerschwarm von 20000 Mann anbot, war ihm der Sold zu hoch. Um so mehr betrieb er auch jetzt wieder die Friedensverhandlungen, und zwar auch durch Vermittelung der Rom befreundeten Mächte, wie Rhodus und Ägypten. Die Römer bewiesen damals eine offenbare Treulosigkeit, indem sie zum Scheine auf diese Verhandlungen eingingen, um den Perseus von jeder energischen Aktion abzuhalten, gleichzeitig aber den Konsul des Jahres 168 Lucius Ämilius Paulus mit Verstärkungen auf den Kriegsschauplatz entsendeten.

L. Ämilius Paulus; die Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.).

Jetzt endlich kam der richtige Mann auf den schwierig gewordenen Posten. Er war noch ein Held aus der alten Zeit, der in der Not des Hannibalischen Krieges aufgewachsen war; sein Vater war bei Cannä gefallen. Er selbst hatte sich schon als Prätor in Spanien im Jahre 190 großen Ruhm erworben und als Konsul im Jahre 182 die Ligurer erfolgreich bekämpft. Jetzt wurde er trotz seines geringen Vermögens, wegen seiner Tüchtigkeit zum zweitenmal Konsul. Mit der größten Strenge und Straffheit im Dienst, die sofort auch die militärischen Leistungen der Armee in Griechenland hob, vereinte er eine unantastbare Redlichkeit und ein gereifteres Verständnis für griechische Bildung und Kunst. — Nachdem er den wichtigen Paß bei Pythion in seine Hand gebracht hatte, zwang er den Perseus, von den makedonischen Randgebirgen ins Innere zurückzuweichen und bei Pydna standzuhalten. Es war am Tage nach einer Mondfinsternis, am 4. September des römischen Staatskalenders, am 22. Juni des julianischen, als sich aus einem Vorpostengefecht die entscheidende Schlacht entwickelte. Sie verlief ganz ähnlich wie die bei Kynoskephalä: die Phalanx war erst siegreich und warf mit ihrem furchtbaren Anprall die Legionen bis fast an den Wall des Lagers zurück — Paulus selbst gestand später, daß er damals gezittert habe — dann aber sprengten die in Kohorten fechtenden Römer die Reihen der Phalanx, die auf dem unebenen Terrain in Unordnung geraten war, auseinander, und die Reiterei vollendete das Blutbad. 20000 Makedonier lagen tot, darunter die 3000 „Auserwählten", 11000 wurden gefangen. Perseus selbst war bei der ersten ungünstigen Wendung der Schlacht mit der Reiterei entflohen: so endete bei Pydna das Reich Alexanders des Großen und seine berühmte Schlachtordnung an einem Tage.

Perseus trug in unköniglicher Weise nur Sorge, sich und sein Geld zu retten. Er entwich mit dem Kronschatz nach Samothrake, mußte sich aber hier mit seiner Familie und allen seinen Schätzen dem römischen Admiral Gnäus Octavius ergeben. In Amphipolis trat er dem greisen Sieger unter die Augen, der zwar bei diesem ungeheuren Glückswechsel nicht ungerührt blieb, doch aber dem letzten Erben der Monarchie Alexanders die Aufführung im Triumphe zu Rom nicht ersparen konnte.

Interessant wegen ihrer rhetorischen Färbung ist die Schilderung, die Plutarch von der Begegnung zwischen Perseus und Ämilius Paulus entwirft: „Damals wurde es offenbar, daß in Perseus noch eine unedlere Leidenschaft herrschte als der Geiz, nämlich die Liebe zum Leben, wodurch er sich auch noch das Mitleid verscherzte, das einzige Gut, das das Schicksal den Geschlagenen nicht nehmen kann. Denn als er auf sein Bitten vor Ämilius geführt wurde, erhob sich dieser und ging ihm samt seinen Freunden wie einem großen Mann, den ein schweres gottgewolltes Verhängnis getroffen hat, entgegen, Thränen im Auge. Perseus aber warf sich — ein schmachvoller Anblick — auf sein Antlitz, streckte die Hände nach den Knieen des Römers aus und stieß unedle Worte und Bitten hervor, so daß ihm Ämilius nicht länger zuhören konnte, sondern ihn mit trauriger und betrübter Miene ansah und also sprach: Unglücklicher, warum befreist du das Schicksal gerade von dem härtesten Vorwurfe und beweisest durch deine Handlungsweise, daß du nicht ohne Schuld unglücklich und nicht deiner jetzigen, sondern der früheren Lage unwürdig bist? Warum verkleinerst du meinen Sieg und setzest meine That dadurch herab, daß du dich als einen unedlen und unwürdigen Gegner der Römer erweisest? Tapferkeit fürwahr gibt den Unglücklichen einen großen Anspruch auf Ehrfurcht auch beim Feinde, Feigheit aber, auch wenn sie mit Glück gepaart ist, gilt den Römern als durchaus verächtlich."

Zerteilung Makedoniens.

Es war natürlich, daß der Senat in Rom jetzt zu härteren Maßregeln griff, als dreißig Jahre früher, wo man die Unzuverlässigkeit der östlichen Könige praktisch noch nicht so kennen gelernt hatte. Da sich das makedonische Reich immer wieder als der feste Mittelpunkt der römerfeindlichen Bestrebungen erwiesen hatte, so sollte es aufhören zu sein. Makedonien wurde damals in vier selbständige Eidgenossenschaften, nach dem Muster des Achäischen und Böotischen Städtebundes und andrer, zerschlagen. Die Vororte waren Amphipolis, Thessalonike, Pella und Pelagonia; hier, aber auch in allen andern makedonischen Städten, wurde die aristokratische Verfassung durchgeführt. Statt der bisherigen königlichen Grundsteuer hatten die vier Eidgenossenschaften etwa die Hälfte des bisherigen Betrags, zusammen 100 Talente (500000 Mark) an Rom zu bezahlen. Die Ausbeutung der reichen Gold- und Silberbergwerke wurde zunächst untersagt, später wurden sie Eigentum des römischen Staates. — Auch das Königreich des Gentius in Illyrien, den der Prätor Lucius Anicius mühelos überwunden hatte, wurde in drei kleine Republiken aufgelöst. Aber auch gegen diejenigen griechischen Staaten, die Rom treu geblieben waren, beschloß man scharf vorzugehen, um für alle Zukunft vor jeder östlichen Koalition sicher zu sein.

Vorgehen der Römer gegen Pergamum und Rhodus.

Die schlimmen Erfahrungen, die man mit Makedonien gemacht hatte, erschütterten das Zutrauen des Senates zu den Königen des Ostens überhaupt, hatte doch schon der alte Cato gelegentlich des Besuches, den Eumenes in Rom abstattete, erklärt, jeder König sei ein von Natur fleischfressendes Tier. So mußte jetzt auch Eumenes seine ohnehin unwürdige Aufseherrolle über den Osten sich noch demütigender gestalten lassen. Er erhielt nichts von den thrakischen Besitzungen des Perseus, wohl aber erklärte man, um ihn zu schädigen, Pamphylien für unabhängig, wo sich seitdem die Seeräuber einnisteten, und sogar der Raubstaat der Galater, der das pergamenische Reich bedrohte, erhielt vom Senate die Unabhängigkeit zugesichert. — Noch schlimmer erging es der blühenden Handelsrepublik Rhodus, gegen die allerdings auch ein Vorwand zum Einschreiten der Römer vorlag. Als nämlich der Krieg gegen Perseus stillzustehen schien und die Sendboten des Königs allerorten um Vermittelung eines erträglichen Friedens mit Rom baten, kam es der Handelsrepublik im Ägäischen Meere

für einen Augenblick in den Sinn, daß sie ihrer republikanischen Schwester an dem Tiber doch eigentlich ebenbürtig sei, und so schickten die sonst so klugen und vorsichtigen Rhodier Gesandte nach Rom und erboten sich, den Frieden mit Perseus zu vermitteln, ließen aber auch durchblicken, sie würden sich von Rom zurückziehen, wenn es eigensinnig auf der Fortsetzung des Handel und Wandel lähmenden Krieges beharre. Das war allerdings kühn gesprochen; aber es blieb auch bei den bloßen Worten, in Wahrheit kamen die Rhodier sehr bald wieder zur Vernunft und blieben den Römern treue Bundesgenossen. Trotzdem benutzte man jetzt in Rom diese unglückselige Gesandtschaft, um Rhodus empfindlich zu demütigen. Man sah zwar von der Kriegserklärung gegen Rhodus ab, die ein übermütiger Prätor betrieb, aber die Rhodier verloren alle Besitzungen auf dem asiatischen Festlande, vor allem aber wurde ihr Handel empfindlich geschädigt durch die Errichtung eines Freihafens in Delos und durch andre Handelsbeschränkungen, so daß der Ertrag des rhodischen Hafenzolles, der sich vorher auf 1 Million Drachmen (800 000 Mark) jährlich belaufen hatte, auf 150 000 Drachmen (120 000 Mark) herabsank. Vergebens bemühte sich der alternde Cato, dieses Schicksal von Rhodus durch eine glänzende Senatsrede, von der Bruchstücke — die ältesten echten Proben römischer Beredsamkeit — erhalten sind, abzuwenden.

Nach den bei Gellius (VII, 3) erhaltenen Fragmenten rief er seinen Mitsenatoren etwa folgende Gedanken zu: „Allerdings bin ich der Meinung, daß die Rhodier unsern Sieg über König Perseus nicht gewünscht haben. Aber dasselbe haben auch viele andre Völker und Stämme nicht gewünscht, und ihre Absicht dabei war nicht einmal sträflich. Denn sie fürchteten mit Recht, daß sich, wenn den Römern niemand mehr furchtbar gegenüberstehe, die bisherige Waffenbrüderschaft im Kriege in eine förmliche Unterthanenschaft verwandeln werde. Sie hegten also den Gedanken aus Sorge um ihre Freiheit; und bei Gedanken und Worten blieb es auch; denn eine thatsächliche Unterstützung haben sie dem Perseus niemals gewährt. Überlegt euch nun, ob wir in unsern Privatangelegenheiten nicht viel rücksichtsloser vorgehen. Denn jeder von uns stemmt sich mit allen Kräften dagegen, wenn ihm etwas Widriges zustoßen soll; jene aber haben es sich doch thatsächlich gefallen lassen . . . . Sollen wir nun plötzlich die Unsumme von Wohlthaten, die sich die Römer und Rhodier bisher herüber und hinüber erwiesen haben, sollen wir die alteingewurzelte Freundschaft aufgeben? Wollen wir uns vor den Rhodiern dadurch hervorthun, daß wir die böse Absicht, die jene nur in Gedanken gehabt haben sollen, in Thaten umsetzen? Hat doch sogar der, der am härtesten gegen die Rhodier sprach, nur behauptet, sie hätten Feinde werden wollen. Wer ist unter euch, der, wenn es seine Person beträfe, es für billig erachten würde, daß er auf die Beschuldigung hin, er habe schlimm handeln wollen, Strafe erleiden müßte? Ich glaube, niemand; ich wenigstens möchte es nicht. . . . Oder ist etwa ein Gesetz so hart, daß es festsetzt: Wenn jemand mehr als 500 Joch (vom Staatslande) haben will, so soll seine Strafe so und so groß sein, oder wenn jemand eine größere Anzahl Schafe (auf der Gemeinweide) haben will, so soll er um so und soviel gebüßt werden? Wollen wir doch alle mehr haben und dieser Wunsch geht uns straflos aus. . . . Doch man spricht auch vom Übermute der Rhodier, ein Vorwurf, den ich für mich und meine Kinder sehr ungern hören würde, aber was kümmert uns dieser Vorwurf an andern? Oder zürnt ihr gar darüber, wenn jemand übermütiger ist als ihr selbst?“

Wie wohl thut es, in jener Zeit aus dem Munde des strengen Cato Worte zu vernehmen, in denen er von den Bundesgenossen wie von Menschen spricht, die den Römern gleichberechtigt sind!

Aber die weisen Ratschläge einer absterbenden Staatskunst, deren Kennzeichen Mäßigung und Enthaltsamkeit auch gegen die Schwachen und Besiegten gewesen war, verhallten wirkungslos an den tauben Ohren des übermütigen Geschlechtes, das seit der Überwindung des Antiochus und dem Tode Hannibals herangewachsen war.

Verfahren gegen Griechenland.

So ließen sich auch die harten Maßregeln, die damals vom Senate gegen die am Kriege gar nicht beteiligt gewesenen griechischen Städte und Eidgenossenschaften verhängt wurden, nur aus dem Rechte des Stärkeren über den Schwächeren rechtfertigen. Es war hart genug, daß auf geheimen Befehl des Senats an einem Tage 70 Ortschaften in Epirus, die sich allerdings für Makedonien erklärt hatten, geplündert und vernichtet wurden, wobei wiederum 150 000 Griechen in die Sklaverei verkauft wurden; härter war es, daß auch in allen andern Städten sozusagen eine Musterung der Bürger nach ihrer

Gesinnung gegen Rom stattfand, bei der die Patrioten und die Makedonierfreunde größtenteils dem Beile des Henkers oder auch einer summarischen militärischen Exekution erlagen, andre mit Einziehung des Vermögens und Verbannung büßten. Das beste Teil erwählten noch diejenigen Patrioten, die in großer Anzahl — allein mehr als 1000 Achäer — von den Römern selbst als Geiseln nach Italien geführt wurden. Sie wurden dort wenigstens anständig gehalten und waren den blutigen Verfolgungen ihrer politischen Gegner in der Heimat entrückt. Unter den 1000 achäischen Geiseln befand sich auch der Geschichtschreiber Polybius.

Polybius.

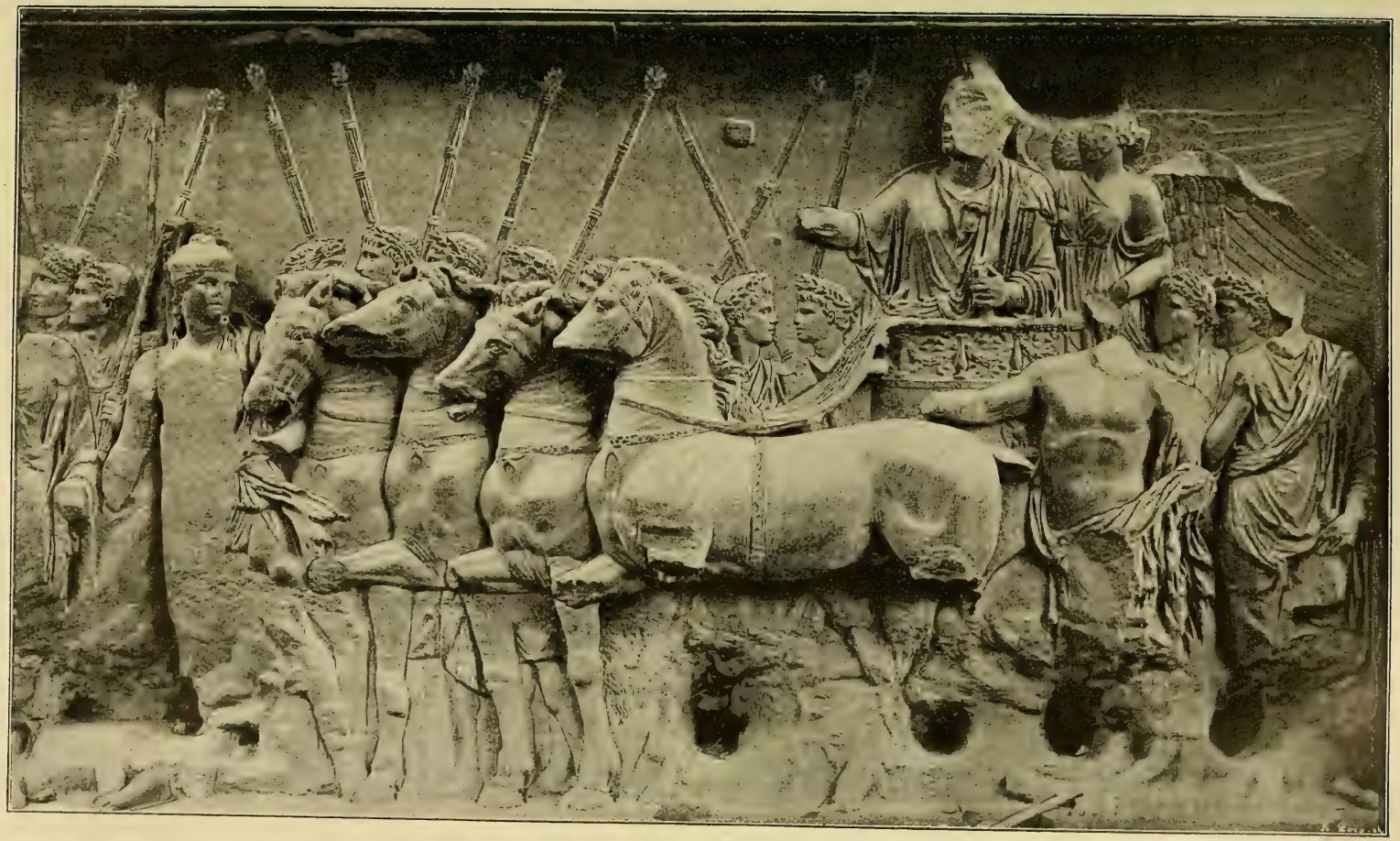
Polybius war um das Jahr 210 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien als Sohn des angesehenen Strategen Lykortas geboren. Als Jüngling schloß er sich besonders an den edlen Philopömen, den Leiter des Achäischen Bundes, an. Als Philopömen im Jahre 183 v. Chr. von den gegen den Achäischen Bund empörten Messeniern gefangen und durch Gift hingerichtet worden war, begleitete Polybius die Leiche des Meisters nach Megalopolis. Als der Krieg zwischen Rom und Perseus auszubrechen drohte, wirkten Lykortas und sein Sohn für die Aufrechterhaltung der Neutralität des Achäischen Bundes. Schon das erschien den Römern strafbar, deshalb gehörte er auch zu den Geiseln, die nach Italien übergeführt wurden. Aber gerade das Heraustreten aus den engen und kleinen Verhältnissen der Heimat wurde ihm zum Segen. Seine bedeutende staatswissenschaftliche und philosophische Bildung brachte ihn in persönliche Beziehung zum Sieger von Pydna, zu dem edlen Ämilius Paulus, der ihn in Rom in sein Haus aufnahm und in die vornehme Gesellschaft des scipionisch-ämilianischen Kreises einführte. Von den Jüngeren wurden besonders Scipio Ämilianus (s. S. 531) und sein Freund, der jüngere Gaius Lälius, seine gelehrigen Schüler. Es herrschte in diesem Kreise ein überaus fruchtbringendes Geben und Nehmen geistiger Güter. Polybius gewann dabei nicht nur einen tiefen Einblick in die römische Kriegskunst und Staatsverwaltung, sondern auch eine vorurteilsfreie Würdigung der römischen Tüchtigkeit und staatsbildenden Kraft. Er war der erste Grieche, der das Römertum verstand und in der römischen Weltherrschaft einen Segen für die vielgestaltige Kulturwelt der Mittelmeerländer erkannte. Außerdem bereicherte er, als sein Exil im Jahre 150 beendet war, seine Weltanschauung durch großartige Reisen. Er begleitete den jüngeren Scipio in den Krieg gegen Karthago; er war aber auch selbst in Spanien, Gallien und zog, den Spuren Hannibals folgend, über die Alpen ins Poland. Auch Ägypten und den Orient hat er bereist, vor allem aber Italien, in dem er überall historische und volkswirtschaftliche Studien mit topographischen verband und sich bemühte, die alten hellenischen Fabeleien über die westlichen Länder durch wirkliches Wissen zu ersetzen.

Als Griechenland im Jahre 146 v. Chr. noch einmal von den Römern besiegt worden war, verwendete ihn der römische Senat sogar als praktischen Staatsmann, eine Ehre, die wohl keinem Griechen wieder zu teil geworden ist. Er erreichte bei den dem Mummius beigegebenen zehn Kommissaren manche Milderung für die Besiegten und bereiste als Bevollmächtigter des Senats Griechenland, um die neue Ordnung der Dinge anzukündigen und in den einzelnen Gemeinden durchzuführen. — Seinen Lebensabend benutzte er zur Abfassung eines großartig angelegten Geschichtswerkes von 40 Büchern, in denen er die Entstehung der römischen Weltherrschaft von Beginn der Punischen Kriege bis zur Schlacht bei Pydna (168 v. Chr.) und als Anhang dazu die Geschichte von 168—146 behandelte. Zu Grunde liegt der Gedanke, daß die Vorsehung (Tyche) die Größe der Römer und die Überwindung des Erdkreises durch sie gewollt hat. Ferner bemüht sich Polybius, überall die inneren Zusammenhänge der verschiedenen Ereignisse (Pragmatismus) darzulegen und Lehre und Nutzen für die Zukunft aus dem Gang der Geschichte zu ziehen. Ganz besonders wertvoll aber wird das Werk durch den kritischen Standpunkt des Verfassers: überall ist er bemüht, der lügenhaften Tradition sichere Urkunden gegenüberzustellen (s. S. 333, 451) und auf Autopsie beruhende Aufklärung über die westlichen Länder zu verbreiten. Seine Betrachtung Italiens als eines einheitlichen Landes und seine Schilderung der Poebene (II, 14—17) muß als klassisch gelten. Leider sind nur die ersten 6 Bücher vollständig, die übrigen in Bruchstücken erhalten. Er starb 82 Jahre alt in Griechenland.

Der Triumph des Ämilius Paulus.

Den Abschluß des so ergebnisreichen Krieges gegen Perseus bildete der Triumph des Ämilius Paulus in Rom, einer der glänzendsten, die je gehalten worden sind. Wenige Tage zuvor fuhr Paulus auf der Prachtgaleere des Perseus, einem Schiffe mit 16 Ruderreihen, das mit Waffen, purpurnen Segeln und Fahnen prächtig geschmückt war, langsam den Tiber herauf, auf beiden Ufern des Stromes von einer tausendköpfigen Menschenmenge begrüßt. Dann folgte der Triumph selbst.

Eine genaue Beschreibung dieses großartigen Schauspiels hat uns Plutarch in der Lebensbeschreibung des Ämilius Paulus aufbewahrt: Das Volk errichtete im Zirkus und auf dem Markte Tribünen und besetzte alle Teile der Stadt, von denen man den Zug erblicken konnte. Alle Zuschauer waren mit weißen Gewändern geschmückt. Alle Tempel standen offen und waren voller Kränze und Räucherwerk. Gerichtsdiener und Liktoren ordneten das durcheinander laufende Volk und hielten die Straßen frei. Der Zug selbst war auf drei Tage verteilt. Der erste Tag genügte kaum, um die erbeuteten Bildsäulen, Gemälde und Kolossalstatuen auf 250 Wagen zur



252. **Ein römischer Triumphzug. Flachrelief vom Titusbogen in Rom.**

Das Bild zeigt den Triumphator auf dem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen, umgeben von seinen Liktoren, die lorbeergeschmückte Rutenbündel tragen, und geleitet von lorbeergeschmückten Senatoren. Hinter dem Triumphator steht die Siegesgöttin, geführt wird der Wagen von der Göttin Roma.

Ansicht zu bringen. Am zweiten Tage wurden auf einer Menge von Wagen die schönsten und kostbarsten Stücke der makedonischen Waffenbeute gefahren, schimmernd von frischgeputztem Erz und Eisen, und obwohl sie mit Kunst und Sorgfalt angeordnet waren, so sah es doch aus, als ob sie ganz natürlich durcheinander lägen. Da sah man Helme bei Schilden und Panzer auf Beinschienen, kretische leichte und thrakische geflochtene Schilde und Köcher mit Pferdezäumen untermischt. Überall aber ragten aus den Waffenhaufen blanke Schwerter und Sarissen — das sind die langen Speere der makedonischen Phalangiten — die dazwischen gesteckt worden waren, hervor, und da die Waffen nur lose übereinander lagen, so gaben sie beim Zusammenschlagen einen fürchterlichen Klang und boten auch den Siegern einen entsetzlichen Anblick. Hinter den Wagen, die die Waffen fuhren, schritten 3000 Männer, die 750 Gefäße mit Silbergeld trugen, jedes aber enthielt drei Talente und wurde von vier Männern getragen (es waren also im ganzen 10 Millionen Mark in Silbergeld). Andre trugen silberne Mischkessel, Trinkhörner, Schalen und Becher, die zur Schaustellung prächtig geschmückt waren und sich durch Größe und treffliche Arbeit auszeichneten. Am dritten Tage begannen den Zug Trompeter, die nicht die bei Aufzügen und Festen üblichen Weisen bliesen, sondern kriegerische Musik. Hinter diesen wurden 120 Mastochsen geführt mit vergoldeten Hörnern, Binden und Kränzen. Die Jünglinge aber, die sie führten, waren mit schönen purpurnen Schürzen zur heiligen Handlung angethan, Knaben trugen die goldenen und silbernen Opfergefäße. Hinter diesen schritten die Männer, die das gemünzte Gold in 77 Gefäßen trugen, in jedem 3 Talente wie beim Silber. Dann kam das Weihgefäß, das Ämilius Paulus aus 10 Talenten Goldes und Edelstein hatte machen lassen, dann andre Schalen aus dem Kronschatz der Antigoniden und Seleukiden und solche vom Meister Therikles und das goldene Tafelgeschirr des Perseus. Dann folgte der Wagen des Perseus mit seiner Rüstung, auf der Rüstung aber lag das Königsdiadem. Nach einem kleinen Zwischenraume brachte man die gefangenen Königskinder, geleitet von einer Schar von Wärtern, Lehrern und Hofmeistern, die ihre Hände flehend zu den zuschauenden Bürgern emporstreckten und die Kinder anwiesen, dasselbe zu thun. Es waren zwei Prinzen und eine Prinzessin, die wegen ihrer zarten Jugend die Größe ihres Unglücks noch nicht begriffen. Sie wurden gerade deshalb um so mehr bedauert, und Perseus wurde beim Vorüberschreiten viel weniger angestaunt: so sehr wendeten die Römer mitleidsvoll ihr Auge diesen Kindern zu, viele weinten sogar, bei allen aber war die Schaulust mit Betrübnis gemischt, bis die Kinder vorüber waren.

Perseus selbst schritt hinter den Kindern her in schwarzem Gewande und makedonischen Schuhen, der Größe des Unglücks völlig erliegend und einem Wahnsinnigen ähnlich. Ihm folgte die Schar seiner Vertrauten und Hofleute. ..... Darauf folgten gegen 400 goldene Kränze, die dem Ämilius von den Städten durch Gesandte als Siegespreise geschickt worden waren, endlich er selbst, der Triumphator, auf einem herrlich geschmückten Wagen, ein Mann, wert, auch ohne dieses Gepränge angestaunt zu werden. Er trug ein golddurchwirktes Purpurkleid, in der Rechten hielt er einen Lorbeerzweig. Lorbeerzweige trug auch das ganze Heer, das in seine Abteilungen gegliedert, dem Wagen des Feldherrn folgte und teils die althergebrachten Spottverse, teils Sieges- und Loblieder auf den Feldherrn sang.

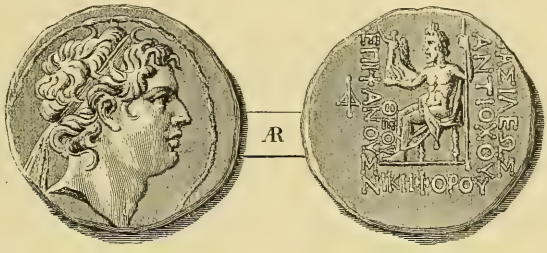
Die Zerstörung der Vasallenstaaten.

Seit dem Siege von Pydna fühlten sich die Römer als die Herren der Welt, eine stolze Empfindung, die nicht nur das Herz des hochgeborenen Aristokraten erfüllte, sondern auch in der Seele des gemeinen Mannes bis zum ärmsten Proletarier herab heimisch wurde. Nicht umsonst hatte man die ehedem gefürchteten Könige des Ostens im Straßenstaube, mit dem Bußgewand angethan, durch die Reihen der gaffenden Menge in Rom hindurchschreiten lassen, nicht umsonst waren dem kleinen Handwerker und Produktenhändler Schätze an Gold und Silber bei den Triumphen gezeigt worden, deren Größe sein Kopf nicht fassen konnte, die ihm aber die Vorstellung erweckten, daß Reichtümer an dem Tiber zusammenströmten, so groß und unermeßlich, daß das ganze Römervolk davon in Saus und Braus leben und prassen und sie doch nicht vertilgen könne. In der That wurde ja auch die Staatssteuer, das Tributum, nach dem Triumphe des Ämilius Paulus der römischen Bürgerschaft erlassen, ein Erlaß, der den Wunsch erzeugte, daß der Staat noch mehr für die ärmeren Bürger thun möge in Gaben und Spenden. Richtete sich die Begehrlichkeit der unteren Volksschichten in Rom auf die unmittelbaren Lebensbedürfnisse, so schwelgte damals der römische Senator in dem Gedanken, daß er, obwohl Bürger einer Republik, doch mehr vermöge als so ein orientalischer König. Solcher Römerstolz wurde durch das unwürdige Verhalten der östlichen Dynasten noch vermehrt und vergrößert. Ging doch König Prusias II. von

Bithynien, den Filzhut der Freigelassenen auf dem geschorenen Haupte, den römischen Gesandten entgegen und fiel bei einer Audienz vor dem Senate, dem er 166 zur Besiegung des Perseus persönlich Glück wünschte, demütig auf seine Kniee nieder. Dementsprechend war das Auftreten der römischen Staatsmänner: sie beanspruchten in jener Zeit nicht nur in Italien und im eigentlichen Unterthanengebiete (in Sizilien, Sardinien, Corsica und beiden spanischen Provinzen) die unbedingte Geltung ihres Willens, sondern auch in den fester und loser mit Rom verknüpften Klientelstaaten, also in allen Küstenländern des Mittelmeeres „vom Atlas bis zu den Alpen, vom Atlantischen Ozean bis zum Nil und zum Orontes."

Römische Politik in Syrien und Ägypten; Entstehung des Partherreiches.

Das empfanden zunächst die früheren Großmächte des Ostens, Syrien und Ägypten. Der unternehmungslustige Antiochus IV. Epiphanes von Syrien (175—164 v. Chr.), der als Schutzherr des Hellenismus auch die Juden hart bedrängte, war während des römisch-makedonischen Krieges in Ägypten eingedrungen und hatte sich des jungen Königs Ptolemäus IV. Philometor, seines Neffen, bemächtigt. Gerade zur Zeit der Schlacht von Pydna war er im Begriff, Alexandria zu belagern, da erschien in seinem Lager als Gesandter Roms Gaius Popilius und forderte ihn im Namen des Senates auf,



253. Münze König Antiochus' IV. Epiphanes von Syrien.
Die Vorderseite zeigt den Porträtkopf des Königs, die Kehrseite den Zeus, thronend mit der Siegesgöttin, und die Inschrift.
Nach Mionnet.

Ägypten zu räumen. „Der König erbat sich Bedenkzeit; aber der Konsular zog mit dem Stabe einen Kreis um ihn und hieß ihn sich erklären, bevor er den Kreis überschreite. Antiochus erwiderte, daß er gehorche, und zog ab." So kläglich endeten die Großmachtsgelüste der Seleukiden. Und als dann im Jahre 164 v. Chr. Antiochus IV. Epiphanes gestorben war, gestatteten die Römer dem zunächst berechtigten Demetrius, der als Geisel in Rom lebte, nicht, die Regierung anzutreten, sondern erhoben den unmündigen Knaben Antiochus V. Eupator zum Könige, dem sie in der Person des Senators Gnäus Octavius einen Vormund und Regenten bestellten. Dieser aber erhielt vom Senate den geheimen Auftrag, die syrische Kriegsmacht zu ruinieren, indem er die Kriegsschiffe verbrennen und den Elefanten die Sehnen durchschneiden sollte. In ähnlicher Weise suchte der Senat auch Ägypten unter seiner Tutel und in fortwährender Schwäche zu erhalten.

Wer so entscheidend in die Geschicke fremder Völker und Staaten eingreift, der lädt damit auch eine gewisse Verpflichtung auf sich, den Schutz dieser Völker gegen innere Wirren und äußere Feinde zu übernehmen, eine Aufgabe, der sich der römische Senat in jener Zeit gar nicht gewachsen zeigte, ja für deren Durchführung er nicht einmal den guten Willen besaß. Denn man ließ es damals ruhig geschehen, daß bei dem Zusammenbruch der syrischen und der ägyptischen Macht sich östlich von diesen Gebieten neue kräftige Barbarenreiche zu bilden begannen, vor allem das Partherreich, das auf den Trümmern der von Alexander dem Großen ostwärts vom Euphrat geschaffenen hellenischen Kultur emporstrebend einen Triumph asiatischer

Barbarei über diese bedeutete. Und als der römische Regent von Syrien, Octavius, in Laodicea ermordet worden war, als der von den Römern beiseite geschobene Demetrius aus Rom entfloh, den Knaben Antiochus entthronte und selbst den Thron bestieg, da entzog sich der Senat aller Unbequemlichkeit dadurch, daß er den Thronräuber als König anerkannte. Das Blut des Octavius blieb ungerächt; ebenso geschah damals in Ägypten vieles gegen den Willen und die Autorität des Senates, man ließ es aber geschehen, weil man sich dazu stark genug fühlte und nicht wegen orientalischer Thronstreitigkeiten römische Bürger an den Nil oder an den Euphrat marschieren lassen wollte. Immerhin zeigt sich darin, daß man diese entlegenen Gebiete nicht aufgab, die aufkeimende Lust und Freude an der Herrschaft selbst.

Wandel der römischen Politik gegen die Handelsrepubliken.

Dazu gesellte sich auch bald der Wunsch, aus den mittelbar beherrschten Gebieten materiellen Nutzen zu ziehen. Das komplizierte Staatengebäude, das die frühere Politik nach dem alten Grundsatze „Divide et impera" im Osten und auch in Afrika geschaffen und mühsam im Gleichgewicht erhalten hatte, erwies sich für diese neueren Anschauungen als ungeeignet. Denn es erforderte fortwährend diplomatische, sehr häufig aber auch kriegerische Intervention der Römer; außerdem aber brachte dieses ältere System weder der Staatskasse noch den goldgierigen Privatleuten irgend welchen direkten materiellen Nutzen. Deshalb brach sich bald nach dem Siege von Pydna in den regierenden Kreisen zu Rom die Ansicht Bahn, es sei vorteilhafter, die Klientelstaaten allmählich in wirkliche unterthänige Landschaften umzuwandeln, die von römischen Vögten regiert würden und nach Rom zinsten. Die aufstrebende römische Kaufmannschaft aber verlangte auch noch das Handelsmonopol im ganzen Bereiche der römischen Macht für sich: dieser Wunsch, dem die Machthaber um so bereitwilliger nachgaben, weil sie selbst als Statthalter ihre Taschen genügend füllen zu können glaubten, führte zur Vernichtung der älteren Sitze des Großhandels. Rhodus war bereits unmittelbar nach dem Kriege mit Perseus seines Handels beraubt worden, Karthago und Korinth büßten, wie wir sehen werden, ihre Konkurrenz auf diesem Gebiete mit erbarmungsloser Vernichtung.

Vorgeschichte des sogenannten dritten Punischen Krieges (149—146 v. Chr.)

Diesen für die Klientelstaaten gefahrvollen Wandel der Stimmung in Rom erfuhren zuerst die Karthager. Sie waren ihren Verpflichtungen gegen Rom pünktlich nachgekommen; die Kriegskontribution war längst entrichtet, und karthagische Schiffe hatten die römischen Flotten in den Kriegen gegen die Könige des Ostens verstärkt. Karthago war, wenngleich seine politische Rolle ausgespielt war, doch wieder zu einer bedeutenden wirtschaftlichen Blüte gekommen: reich an Kapital und Volkszahl trieb es noch immer einen gewinnbringenden Handel mit dem afrikanischen Binnenlande und den Hauptverkehrsplätzen des Mittelmeeres und beherrschte ein noch immer bedeutendes Gebiet, das heutige Tunis und Teile von Tripolis. Masinissa, der König von Numidien, beanspruchte zwar schon längst einen wichtigen Teil dieses Gebietes für sich, nämlich die fruchtbare Landschaft Emporia an der Kleinen Syrte, aber die Römer hatten sich, die Spannung zwischen Karthago und dem Könige für den günstigsten Zustand erachtend, nicht beeilt, ihm zu seinem vermeintlichen Rechte zu verhelfen. Indes bald nach dem Kriege gegen Perseus hatte Masinissa selbst zugegriffen und das streitige Gebiet besetzt (s. S. 496). Die Beschwerde der Karthager über diesen Friedensbruch wurde nach langen Verhandlungen von den Kommissaren des Senates dahin erledigt, daß die Landschaft Emporia dem Masinissa zugesprochen und den Karthagern für die rechtswidrige Ausübung des Besitzes eine Strafe von 500 Talenten ($2\frac{1}{2}$ Millionen Mark) auferlegt wurde. Masinissa begriff wohl, welcher Wind von Rom her wehte. Wenige Jahre später besetzte er die Stadt Tusca westlich von Karthago und die sogenannten großen Felder am Bagradas; wiederum baten die Karthager den Senat um Hilfe. Er war verpflichtet, diese Hilfe zu leisten, denn den Karthagern

war durch den Vertrag vom Jahre 201 jede kriegerische Selbsthilfe verboten. Aber die Senatskommission, die etwa im Jahre 157 — die Reihenfolge und Chronologie dieser Ereignisse ist ganz unsicher — nach Afrika kam, sah mit Neid den blühenden Zustand der karthagischen Landschaften und konnte sich nicht entschließen, einen klaren Bescheid zu geben. Endlich — etwa im Jahre 154 — kam in der gepeinigten Stadt die sogenannte Patriotenpartei, Hasdrubal und Karthalo, ans Ruder und begann, dem Gebote der Notwehr folgend, den Krieg gegen Masinissa. Aber das Heer der Karthager wurde im Jahre 151 von Masinissa geschlagen und allmählich aufgerieben. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, ob der greise Numidierkönig, der sich die Kühnheit und Thatenlust der Jugend bewahrt hatte, auch noch den Rest des karthagischen Gebietes besetze und die reiche Stadt selbst zur Residenz eines großen afrikanischen Reiches mache.

Der Senat beschließt die Zerstörung Karthagos.

Zunächst hatten die Römer dem Ringen der beiden afrikanischen Mächte unthätig zugeschaut; sie hatten sich begnügt, die Karthager durch Gesandte auf die Verletzung des Vertrages vom Jahre 201 v. Chr., die sie durch ihre Selbsthilfe auf sich geladen hatten, aufmerksam zu machen. Bald aber mischte sich den Staatsmännern an dem Tiber in die Freude über das Unterliegen der noch immer gehaßten Gegnerin die Besorgnis, daß sich, wenn Karthago selbst mit seiner Flotte und seinen ungeheuren Kapitalien dem Masinissa anheimfalle, eine neue afrikanische Großmacht herausbilde. Die Gefahr für Rom schien hier wegen der Nähe Karthagos größer zu sein, als wenn einmal im fernen Osten irgendwo der Wille des römischen Senates nicht vollzogen wurde. Alle Erinnerungen an das Unheil des Hannibalischen Krieges tauchten wieder auf und erhitzten schreckhafte Gemüter. Eine Einmischung der Römer in den karthagisch-numidischen Krieg schien unter diesen Verhältnissen allerdings geboten und wurde auch von besonnenen Leuten, wie z. B. von Marcus Porcius Cato gefordert. Es ließ sich auch mit den Grundsätzen einer vernünftigen Politik vereinen, wenn man das wertvolle Gebiet Karthagos und die herrliche Hafenstadt selbst, anstatt beides dem Masinissa zufallen zu lassen, in eine direkt unterthänige Landschaft, also in eine Provinz verwandelte. Aber damit gab sich die römische Bürgerschaft, namentlich der Kaufmannsstand, der nach dem Handelsmonopol lüstern war, nicht zufrieden; die Gier nach der zu erhoffenden reichen Beute kam bei den unteren Schichten hinzu: man drängte also die Regierung zum Kriege und zwar zu einem Vertilgungskriege, wie er in der Geschichte zivilisierter Nationen ohne Beispiel ist. Der Senat gab schließlich nach und war nur bemüht, die rohe Gewaltthat mit einigen Fetzen des gemißbrauchten Völkerrechtes notdürftig zu verhüllen. Daher kam der schleppende Gang dieser schamlosen Exekution, die für alle Zeiten ein Schandmal am Namen der Römer bildet.

Fälschung der römischen Überlieferung zu ungunsten Catos.

Die spätere römische Überlieferung ist geschäftig, die Hauptschuld an dem großen Frevel dem alten ehrenwerten Cato aufzubürden. Er soll — so berichten allerdings erst spätere Geschichtschreiber aus dem 2. Jahrh. n. Chr., Plutarch und Appian — als Gesandter der Römer sich persönlich vom Wohlstande der Karthager überzeugt haben; bei seiner Rückkehr habe er einige noch frische, drei Tage vorher auf karthagischem Gebiet gebrochene Feigen vorgezeigt, um jedermann von der gefährlichen Nähe der alten Nebenbuhlerin zu überzeugen. Seitdem habe er dann jahrelang jede Aussprache im Senate mit dem sprichwörtlich gewordenen Satze geschlossen: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ („Übrigens bin ich der Ansicht, daß Karthago zerstört werden muß“). Diese vielbesprochene Erzählung halten wir für eine Fabel, obwohl sie in ihren Grundzügen auf Livius und nur in ihren geschichtlich unmöglichen Einzelheiten auf spätere Erfindung in den Rhetorenschulen zurückzugehen scheint. Es ist bezeichnend, daß der aristokratische Widerpart Catos, der im Senate die gemeine Exekution an einer verbündeten Stadt zu verhindern suchte, nach der aristokratischen Tradition ein Scipio Nasica ist. Wir haben schon früher auf Fälschungen der römischen Geschichte zu gunsten der Scipionen aufmerksam machen müssen (s. S. 514). Oder wie sollte derselbe Cato, der im Jahre 168 v. Chr. seinen ganzen Einfluß aufbot, um Rhodus, das sich doch gegen Rom selbst bis zu einem gewissen Grade aufgelehnt hatte, zu retten, der ausdrücklich

den Satz aufstellte, daß Rom, um auf guten Bahnen zu bleiben, Nebenbuhlerinnen haben müsse, der immer als Gegner der Könige, als Freund der Freistaaten aufgetreten war, die rohe Vernichtung der Rom verbündeten Republik Karthago gepredigt haben? Man müßte geradezu annehmen, daß ihn die Schwäche des Alters dazu gebracht habe, die Arbeit seines Lebens auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wieder zu zerstören. Aber es steht ja fest, daß Cato noch im Jahre 149 v. Chr., wenige Wochen vor seinem Tode, gegen einen der rohen Generale der neumodischen Aristokratie, gegen den Proprätor Servius Sulpicius Galba, der in Spanien unter treulosen Vorspiegelungen 7000 Barbaren in seine Hand gebracht und teilweise niederhauen, teilweise als Sklaven hatte verkaufen lassen, seine Stimme mit voller Klarheit erhob und die Verurteilung des Frevlers forderte. Wir sehen also, daß Cato für die ehrliche Aufrechterhaltung geschlossener Verträge, für eine menschliche und maßvolle Regierung der Bundesgenossen und Unterthanen eintrat bis zu seinem letzten Atemzuge. Den Anhaltspunkt für die Fälschung lieferte wohl die richtige Forderung Catos, daß die Römer überhaupt mit den Waffen in der Hand in Afrika intervenieren sollten, ehe ihnen dort die Verhältnisse über den Kopf wüchsen; daraus haben dieselben Leute, die ihn einem Hunde verglichen, der Scipios Größe anbelle — ein Ausdruck des Livius — die Beschuldigung geformt, als habe er aus kindischem Eigensinn und blindem Hasse die furchtbare Zerstörung Karthagos betrieben und veranlaßt.

Als bald nach der Vernichtung des karthagischen Heeres, mit dem man vergebens versucht hatte, sich des Masinissa zu erwehren, karthagische Gesandte vor dem römischen Senate erschienen, meldeten diese, daß die Führer der Kriegspartei, Hasdrubal und Karthalo, zum Tode verurteilt seien und den Römern jede Genugthuung, die sie verlangten, zu teil werden sollte. Aber sie wurden ohne klaren Bescheid entlassen; ebenso erging es einer zweiten Gesandtschaft. In dieser Zeit peinlicher Ungewißheit über das künftige Schicksal Karthagos trennte sich die Stadt Utica von der herrschenden Gemeinde und trat selbständig in die römische Bundesgenossenschaft ein. Jetzt erst sandte man den Karthagern die Kriegserklärung, während sich gleichzeitig ein römisches Heer von 80000 Fußsoldaten und 4000 Reitern unter dem Schutze von 50 Kriegsschiffen unter dem Kommando der Konsuln Manius Manilius und Lucius Marcius Censorinus in Lilybäum auf Sizilien zur Abfahrt nach Afrika rüstete. Die Karthager fühlten sich zu schwach, den ihnen hingeworfenen Fehdehandschuh anzunehmen: sie schickten Gesandte an den Senat und zeigten ihre Unterwerfung auf Gnade und Ungnade (deditio) an. Nunmehr forderte der Senat, daß den Konsuln in Lilybäum binnen 30 Tagen 300 Geiseln übergeben würden, garantierte aber gleichzeitig der Stadt ihr Gebiet, die Freiheit aller Bürger und die Erhaltung des öffentlichen wie des privaten Eigentums. Weitere Anordnungen würden die Konsuln treffen. Die Geiseln wurden von den Karthagern pünktlich in Lilybäum übergeben, trotzdem gingen die Konsuln mit der gesamten Armee nach Utica hinüber. Hier fanden sich wieder Abgesandte der Karthager ein, um die letzten Befehle der Konsuln zu empfangen. Sie forderten völlige Entwaffnung der Stadt und die Auslieferung alles Kriegsgerätes an die Römer. Auch diese Forderung wurde erfüllt: auf langen Wagenzügen gelangten die 2000 Wurfmaschinen, die die Stadtmauer verteidigt hatten, 200000 Rüstungen, eine unzählbare Menge von Schwertern, Schilden, Speeren u. a. in das Lager der Römer. Jetzt schien der Gegner wehrlos zu sein; und nun erst verkündeten die Konsuln als die Exekutoren einer nicht nur grausamen sondern geradezu schimpflichen und verlogenen Politik das letzte Ziel der Wünsche des römischen Senates: Die Stadt Karthago müsse dem Erdboden gleich gemacht werden, die Bewohner sollten sich anderswo, aber mindestens 10000 Schritte (15 km) vom Meere entfernt ansiedeln dürfen.

Um die Furchtbarkeit dieses Befehls ganz zu verstehen, muß man sich daran erinnern (s. S. 432), daß für den antiken Menschen die Begriffe Staat und Stadt viel mehr zusammenfielen, als es bei uns der Fall ist, ja daß sogar die Religion und die Beobachtung religiöser Vorschriften vorzugsweise an den Ort geknüpft erscheint. Deshalb entsprach es durchaus der Wahrheit, wenn Appian den karthagischen Gesandten Hanno die Gegenbitte aussprechen läßt: „Lasset nur die Stadt bestehen, die nichts gegen euch begangen hat, uns selbst aber, die ihr anderswo anzusiedeln gedenkt, tötet, wenn ihr wollt: so werdet ihr nur gegen Menschen hart

erscheinen, aber nicht gegen Heiligtümer und Götter und Gräber und die Stadt, die euch nichts zu leide gethan hat.“ Es hat schon im Altertume einzelne Stimmen gegeben, die das widerwärtige Spiel der Katze mit der Maus, das damals der römische Übermut sich erlauben durfte, verdammten, allen voran der wackere Polybius, der sich auch hierin als ein urteilsfähiger und unparteiischer Beurteiler erwies.

Umschwung der Stimmung in Karthago.

Das furchtbare Urteil der Römer bewirkte, was die Verkündiger desselben von dem wehrlosen Gegner nicht erwartet hatten: einen plötzlichen, in allen Kreisen des gemißhandelten Volkes fast gleichzeitig hervortretenden Umschwung der vorher so verzagten Stimmung in ihr Gegenteil. Durch alle Ausbrüche der Wut und der Verzweiflung, niedriger Roheit und phantastischer Schwärmerei, die nach der Verkündigung der Römerbotschaft die Riesenstadt durchtobten, brach sich schließlich der eine Gedanke siegreich Bahn: „Lieber sterben als verderben, Rache und Kampf gegen die römische Treulosigkeit bis zum letzten Blutstropfen.“ Waffenlos und wehrlos nahmen die Karthager den letzten, aussichtslosen Kampf gegen die römische Übermacht auf: so fiel wenigstens auf den Untergang dieses Kaufmannsvolkes jener herrliche und verklärende Schimmer des Heldenmutes, der früher immer nur einzelne seiner hervorragenden Abkömmlinge umkleidet hatte.

Der eitle Glaube der Römer, daß sich der Wahnsinn der waffenlosen Karthager bald von selbst legen würde, gab diesen einige Wochen Zeit, ehe der Angriff auf die Stadt eröffnet wurde. Währenddem glich Karthago einer großen Waffenfabrik: in den Werkstätten und Arsenalen, in den Kasematten und auf den Schiffswerften herrschte eine fieberhafte Thätigkeit, um aus Holz, Leder und Metallen aller Art neue Angriffs- und Verteidigungswaffen herzustellen, die Stadtmauer mit neuen Geschützen zu armieren, den Hafen mit Kriegsschiffen zu füllen. Als die vorhandenen Tierhaare und Seile nicht für die Herstellung der Sehnen für Bogen und Katapulte ausreichten, gaben die Karthagerinnen willig ihr eignes Haar für das Vaterland. Alle Sklaven erhielten die Freiheit, der verurteilte Hasdrubal, der unterdes auf eigne Faust ein Heer gesammelt hatte, wurde jetzt der Feldhauptmann; ein andrer Hasdrubal, Masinissas Enkel, wurde mit der Leitung der Verteidigung betraut. So kam es, daß die Versuche der Römer, die Stadt im Sturm zu nehmen, abgeschlagen wurden und man sich zu einer regelrechten Belagerung entschließen mußte, deren Wechselfälle wir nicht genauer besprechen. Die römische Kriegführung erwies sich in den beiden ersten Jahren der Belagerung 149 und 148 v. Chr. als wenig tüchtig, so daß die Karthager eher im Vorteile als im Nachteile waren. Dazu starb der alte König Masinissa, der zuletzt mit den Römern nicht im besten Einvernehmen gestanden hatte, und hinterließ das Reich seinen drei Söhnen Micipsa, Gulussa und Mastanabal und damit dem Zwiespalt und der Schwäche. Ein Umschwung zu gunsten der Römer trat erst ein, als im Jahre 147 der Konsul Publius Cornelius Scipio Ämilianus mit Verstärkungen in Utica gelandet war.

Scipio Ämilianus

Publius Cornelius Scipio Ämilianus war als Sohn des Ämilius Paulus, des Siegers von Pydna, im Jahre 185 geboren worden, jedoch mittels Adoption in das Geschlecht der Scipionen übergetreten. Als 17jähriger Jüngling hatte er sich bei Pydna ausgezeichnet; dann hatte er in Rom im Kreise seiner vornehmen Verwandten und ihres griechischen Anhanges, des Polybius und des Philosophen Panätius, ferner durch Freundschaft mit C. Lälius dem Jüngeren eng verbunden, besonders seiner staatsmännischen und philosophischen Bildung gelebt, in seiner idealen Weise weit entfernt von der Goldgier und den Ausschweifungen der jüngeren Aristokratie. Aber seine Studien hatten ihn nicht gehindert, im Jahre 151, unter dem Konsulate des Lucullus als einfacher Kriegstribun in das spanische Heer einzutreten und in Spanien unter den schwierigsten Verhältnissen sich den Ruhm eines tapferen Offiziers und, was mehr war, den eines ehrlichen Mannes zu erwerben. Von Spanien aus nach Afrika geschickt, um Kriegselefanten von Masinissa herbeizuholen, hatte er die Niederlage der Karthager gegen den Numidierkönig mit angesehen und auf Bitten der Unterlegenen sich um einen Vergleich zwischen Masinissa und Karthago bemüht, der indes nicht zustandegekommen war. Danach hatte er auch am Kriege der Römer gegen Karthago als Kriegstribun teilgenommen und mehr Feldherrntalent

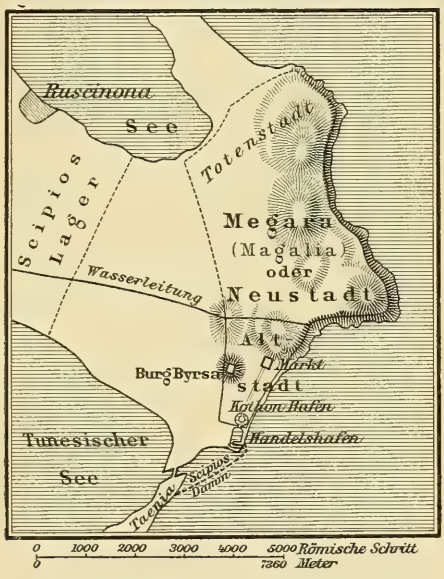
entwickelt, als die Konsuln selbst. Im Jahre 148 war er nach Rom zurückgekehrt, um sich, 37 Jahre alt, um die Ädilität zu bewerben. Aber er galt bereits als der einzige Mann, der den schwierig gewordenen Krieg schnell und sicher zu gunsten Roms beenden könnte: soll doch sogar der ehrliche Cato, der nur noch seine Erfolge in Spanien erlebt hatte, auf ihn den Homerischen Vers angewandt haben:

„Er allein ist ein Mann, die andern sind flatternde Schatten."

So geschah es, daß er unter Verletzung der Lex Villia annalis, die das 43. Lebensjahr als Minimalalter für das Konsulat festsetzte, und trotz der anfänglichen Einsprache des Senates und des wahlleitenden Konsuls wie einst sein Adoptivgroßvater vom Volke unter allgemeiner Begeisterung zum Konsul gewählt und bald darauf durch einen tribunizischen Antrag auch mit dem Oberbefehl in Afrika betraut wurde.

Die Eroberung und Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.).

Im römischen Lager stellte der neue Feldherr zunächst die verfallene Zucht der Soldaten wieder her und begann die Belagerung Karthagos, die man unterbrochen hatte, von neuem. Er verlegte sein Lager auf die Landenge zwischen dem See von Tunis und dem Meerbusen, der sich von Norden her der Mauer der Vorstadt Magalia nähert, und eroberte zunächst diese weitläufige Außenstadt. Dann ließ er von der Landzunge aus, die von der Altstadt Karthagos nach Süden zu vorspringt, einen gegen 30 Meter breiten Steindamm um die an der Südspitze der Stadt gelegenen beiden Häfen, den Handelshafen und den Kriegshafen (Kothon), herumführen und dadurch alle Zufuhr zur See abschneiden. Vergebens suchten sich die Karthager dieser furchtbaren Umklammerung zu Wasser und zu Lande dadurch zu entziehen, daß sie aus dem Kriegshafen nach Osten zu eine neue Ausfahrt gruben und mittels dieser plötzlich wieder eine Seeschlacht anbieten konnten — sie richteten nichts aus; Scipio eroberte sogar den Quai und den Handelshafen. Während des Winters 147/146 aber wüteten Hunger und Seuchen in der Riesenstadt, die bei Beginn der Belagerung gegen 700000 Einwohner zählen mochte. Dazu gesellten sich Tumulte und Kämpfe unter den Bürgern — der Feldhauptmann Hasdrubal ließ z. B. den Stadtkommandanten gleichen Namens auf dem Rathause ermorden und führte dann selbst über das unglückliche Volk ein Schreckensregiment — so daß schließlich im Frühlinge 146 Scipios Freund Lälius bei einem allgemeinen Sturmangriff die schlecht verteidigte Mauer überstieg und auch den Kriegshafen eroberte. Dann wurde der Markt von den eindringenden Römern besetzt; aber noch stand ein heißes Ringen mit der zum Wahnsinn getriebenen Bevölkerung, die nichts mehr zu hoffen hatte, bevor. Die 6—7 Stockwerke hohen Häuser, jedes einer Festung gleich, mußten eins nach dem andern erstürmt werden. War eine Straße erobert, so steckte man sie in Brand, um den Feinden keine Schlupfwinkel mehr zu lassen. Am 7. Tage endlich war man bis an die Byrsa, den Burgfelsen Karthagos, vorgedrungen, auf den sich der Rest der Bevölkerung geflüchtet hatte. Da erlahmte der Widerstand — 50000 halbverhungerte Gestalten, die Reste des reichen und blühenden Punievolkes, baten den Sieger um Gnade und erhielten so wenigstens statt des Todes die Sklaverei. Nur Hasdrubal mit Weib und Kind und um ihn



254. Plan von Karthago zur Zeit der Belagerung durch P. Cornelius Scipio Ämilianus.
Nach Kiepert.

900 römische Überläufer, die auf keine Gnade zu rechnen hatten, verteidigten den Tempel des Äskulap, der die Spitze des Felsens krönte. Als auch dieser in Flammen aufging, packte den letzten Feldherrn der Karthager die Lust zum Leben, er entfloh aus dem Heiligtume und bat den Scipio fußfällig um Gnade. Nicht so sein Weib. Wie jene Dido, an welche die Fabel vom Ursprunge der Stadt geknüpft ist, suchte sie als letzte der freien Karthagerinnen selbst den Tod, indem sie den feigen Gemahl verfluchend erst ihre Kinder, dann sich selbst in die Flammen des Tempels stürzte. Noch 17 Tage wütete das entfesselte Element des Feuers in der ausgeplünderten Stadt. Als die Ruinen verkühlt waren, stürzte man die hervorragenden Mauern ein, soweit man es vermochte, und zog symbolisch über die Stätte, auf der Karthago gestanden hatte, den Pflug, wodurch man Grund und Boden den Göttern weihte. Was Polybius nach eigner Anschauung von den gewaltigen 2 m dicken Außenmauern und den sich daran anschließenden Laufgängen und Kasematten und der noch 1 m dicken Innenmauer erzählt, haben die Ausgrabungen bestätigt; sie haben aber auch ganze Schichten von Asche und verkohltem Gebälk, Reste der grausamen Zerstörung, zu Tage gefördert.

Scipio war Römer genug, um den Blutbefehl des Senats zu vollziehen, aber nicht Römer genug, um bei den fürchterlichen Szenen des Jammers ungerührt zu bleiben. Nach dem Zeugnis seines Freundes Polybius kam ihm im Angesichte des entsetzlichen Zerstörungswerkes ein Gedanke in den Sinn, der damals den meisten seiner Volksgenossen unfaßbar gewesen wäre, nämlich der Gedanke, daß auch Rom einmal einem ähnlichen Schicksal erliegen könne. Er sprach die Verse Homers:

„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzengewaltigen Königs."

Die großartige führende Stellung, die Karthago als Gebieterin der andern phönikischen Städte Afrikas eingenommen hatte, wurde von keiner dieser Städte auch nur annähernd wieder erreicht. Utica wurde zwar als Hauptstadt der römischen Provinz Afrika, die man aus dem früheren Gebiete Karthagos bildete, der Sitz des Prätors und hob sich durch Einwanderung zahlreicher römischer Kaufleute, die den ehedem karthagischen Binnenhandel an sich zu ziehen suchten, aber es blieb doch jederzeit eine gewöhnliche Provinzialstadt. Sie behielt ebenso wie Hadrumetum, Thapsus und einige andre Städte, die sich während des Krieges den Römern angeschlossen hatten, ihre städtische Freiheit und Selbstverwaltung; die andern Gemeinden zahlten seitdem für die Nutznießung ihrer Ackerflur, die rechtlich den Römern gehörte, eine feste Steuer (stipendium), die sie aber ohne Einmischung der Römer von ihren Bürgern einziehen durften. Der größte Teil des karthagischen Stadtgebietes wurde eine Domäne des römischen Staates, die in großen Parzellen gegen geringes Weidegeld an römische Unternehmer verpachtet wurde. Besondere Verteidigungsmaßregeln für den römischen Besitz in Afrika gegen die freien Stämme der Wüste schienen unnötig zu sein, da die Provinz rings von dem verbündeten Königreich Numidien umschlossen war. Die Provinz Afrika.

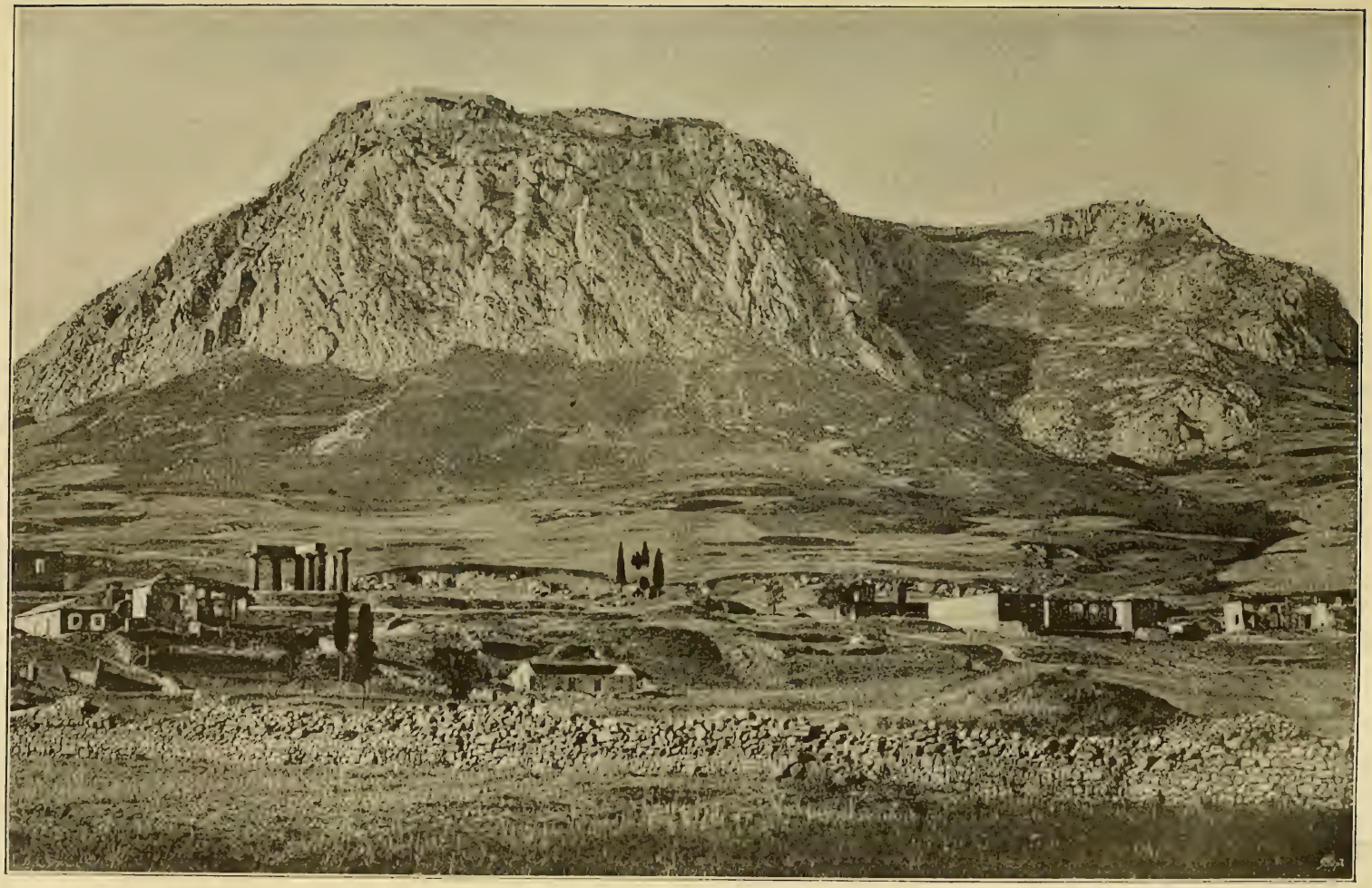
Während sich Rom rüstete, den letzten Schlag gegen Karthago zu führen, war auch Makedonien wieder in Unruhe versetzt worden und zwar in einer Weise, die deutlich zeigte, wie wenig die Zerteilung des Landes in vier ohnmächtige Eidgenossenschaften der Stimmung seiner Bauern und Edelleute entsprach. Ein Abenteurer Namens Andriskos, seines Zeichens ein Tuchwalker aus Adramytteion in Kleinasien, hatte sich unter dem Namen Philipp für einen Sohn des Perseus und der Syrerin Laodike ausgegeben und war nach wunderbaren Schicksalen schließlich nach Makedonien gelangt, wo er vielen als Erretter aus den unbehaglichen Zuständen des Volkes erschien und nach schwacher Gegenwehr der Regierungen großen Anhang fand. Den Prätor Publius Juventius Thalna mit einer Legion schlug der falsche Philipp im Jahre 149 v. Chr. Die Vernichtung Makedoniens.

und breitete infolge dieses Sieges seine Herrschaft sogar nach Thessalien aus. Deshalb sah sich der Senat genötigt, im Jahre 148 ein größeres Heer unter dem Prätor Q. Cäcilius Metellus nach Makedonien zu schicken. Dieser schlug den Prätendenten und erreichte seine Auslieferung von einem thrakischen Fürsten. Nunmehr wurden die makedonischen Eidgenossenschaften aufgehoben und das ganze Gebiet des Landes samt Epirus, den ionischen Inseln, Apollonia und Dyrrhachium in eine römische Provinz verwandelt, indem es einem in Pella residierenden römischen Prätor unterstellt wurde. Die geringe Steuer, die das Land schon bisher statt der königlichen Grundsteuer nach Rom entrichtet hatte, wurde dabei nicht erhöht, vielleicht in Rücksicht auf die reichen Metallbergwerke des Landes, deren Verpachtung der Staatskasse bedeutende Erträge lieferte (s. S. 522). — Zur militärischen Sicherung der neuen Provinz wurde quer durch dieselbe eine römische Militärstraße gebaut, die Via Egnatia, die, einem uralten Handelswege folgend, von Dyrrhachium durch das Kandavische Gebirge nördlich vom Lychnitissee (Ochrida) nach Thessalonike (Saloniki), später noch weiter ostwärts führte.

Die Zerstörung Korinths.

Fast gleichzeitig erforderten auch die verworrenen Verhältnisse im eigentlichen Griechenland noch einmal eine bewaffnete Intervention der Römer, obwohl diese gerade den Hellenen gegenüber eine Geduld und Nachsicht übten, wie gegen kein andres Volk. So wurden im Jahre 150 v. Chr. die noch lebenden 300 von den 1000 achäischen Geiseln, die im Jahre 167 nach Italien gebracht worden waren, in die Heimat entlassen, obwohl es dort keineswegs ruhig und ordnungsgemäß herging. Leider waren nicht alle Heimgekehrten so vernünftig wie Polybius, der die politische Unterordnung der Griechen unter Rom als eine unabwendbare und, wie die Verhältnisse lagen, auch segensreiche Notwendigkeit ansah. An vielen Orten in Griechenland wurde mit hohlem Pathos gegen die milde Bevormundung, die die Römer ausübten, gepredigt und gehetzt, als ob diese allein der kräftigen Entfaltung der „hellenischen Nation" im Wege stände. Der Streit innerhalb des Achäischen Bundes über die Rechte der Stadt Sparta führte zum Kriege (148 v. Chr.), in dem der Achäische Bund Sparta besiegte. Aber Rom gestattete den Spartanern und einigen andern Städten, aus dem Achäischen Bund auszutreten. Darüber waren die siegreichen Achäer sehr erbittert, wählten 146 v. Chr. einen der schlimmsten Schwätzer, den Kritolaus, zum Strategen und erklärten den Schützlingen Roms, Sparta und Herakleia am Öta, den Krieg. Ihnen schlossen sich gegen Rom Theben und Chalkis an.

Um zunächst Herakleia zu schützen, zog Metellus aus Makedonien herbei und schlug bei Skarpheia den Kritolaus, der nach der Schlacht verschwand. Dann nahm Metellus nach mehreren andern siegreichen Gefechten Theben und Megara, war aber trotzdem zu einem billigen Frieden bereit. Diesen verhinderte der aufgeblasene Diäus, der nach Kritolaus Strateg der Achäer war; aber auch dieser wurde von dem Konsul des Jahres 146 v. Chr. Lucius Mummius, der unterdes den Oberbefehl in Griechenland übernommen hatte, bei Leukopetra auf dem Isthmus von Korinth gänzlich geschlagen und gab sich selbst den Tod. Die ganze Thorheit der Griechen büßte nun die reiche Handelsstadt Korinth, in der die römischen Gesandten vorher manche Beleidigung hatten erdulden müssen. Korinth wurde von Mummius besetzt und den Soldaten zur Plünderung überlassen. Was dabei von den Bewohnern nicht umkam, wurde in die Sklaverei verkauft, die reichen Kunstschätze der Stadt wanderten nach Rom und in andre Städte Italiens, die Mauern und Befestigungen auf Akrokorinth wurden geschleift, die Stadt selbst durch Feuer zerstört, der Wiederaufbau durch Senatsbeschluß verboten. So wurde die einst so herrliche und reich geschmückte Stadt eine der „Städteleichen", an denen noch in Ciceros Zeit die griechische Küste so reich war.



255. Die Akropolis von Korinth. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Die Gründe, die den Senat veranlaßten, in demselben Jahre, wo Karthago in Schutt und Asche sank, auch die wichtigste Handelsstadt Griechenlands zu vertilgen, mögen verschiedener Art gewesen sein. Vor allem wollte man wohl durch die Zerstörung dieser Stadt, die der Sitz der gegen Rom revoltierenden achäischen Regierung gewesen war, die Griechen insgesamt vor weiterer Unbotmäßigkeit warnen, ferner war gerade Korinth bei der überaus gesicherten Lage seiner Oberstadt (Akrokorinth) geeignet, der Ausgangspunkt neuer kriegerischer Wirren zu werden; war doch Akrokorinth eine der drei Festungen gewesen, durch die bereits die makedonischen Könige Griechenland militärisch beherrscht hatten. Endlich aber kam auch gegen Korinth die Eifersucht der römischen Kaufleute in Frage, die bei der Zerstörung Karthagos den Ausschlag gegeben hatte.

Ordnung der Verhältnisse Griechenlands.

Gleichzeitig mußten Theben und Chalkis auf Euböa die Stadtmauern schleifen, doch durften die Einwohner in den nunmehr offenen Flecken wohnen bleiben. Das Stadtgebiet der widerspenstigen Städte wurde Eigentum des römischen Volkes (ager vectigalis), für dessen Benutzung die Bewohner eine Steuer nach Rom entrichten mußten. Der Achäische Bund wurde aufgelöst, in den Städten die aristokratische Verfassung durchgeführt und wenigstens zunächst streng darauf gesehen, daß kein Bürger in zwei Gemeinden Grundbesitz habe. Keineswegs aber wurde damals bereits ganz Griechenland formell in eine Provinz verwandelt, vielmehr behielten die meisten griechischen Städte auch jetzt noch dem Namen nach ihre Freiheit; nur ging das Patronat über diese Gemeinden vom Senate nunmehr auf den Statthalter von Makedonien über, ein Zustand, der allerdings von der völligen Unterthanenschaft der Griechen nur dem äußeren Scheine nach verschieden war.

Die Kämpfe in Spanien.

Trotz der verdienstvollen Wirksamkeit des Konsuls Marcus Porcius Cato in Spanien (195 v. Chr.) hatte die Ruhe in diesen Provinzen, wie es nach den früher (S. 497) dargelegten Verhältnissen fast natürlich war, nur wenige Jahre gedauert. Im jenseitigen (südlichen) Spanien wurde besonders in den Jahren 191, 189, 185 mit wechselndem Glücke gegen die allzeit kriegsbereiten Lusitanier (im heutigen Portugal) gestritten. In der Geschichte des diesseitigen Spanien aber bezeichnete die vortreffliche Verwaltung des Tiberius Sempronius Gracchus, des Vaters des bekannten gleichnamigen Tribunen, einen wichtigen Abschnitt. In den Jahren 179 und 178 kämpfte Gracchus nicht nur glücklich gegen die keltiberischen Völkerschaften, sondern wußte auch auf friedliche Weise die Aussöhnung dieser stolzen Eingeborenen mit der römischen Herrschaft zu fördern. Er gründete neue städtische Gemeinden, z. B. Graccurris, um die Guerillabanden an bürgerliche Ordnung zu gewöhnen, tapferen Kriegern gewährte er Aufnahme ins römische Heer und fesselte sie so an die römischen Fahnen, vor allem aber wußte er durch Redlichkeit und Treue Vertrauen zur römischen Regierung zu verbreiten. Sein Verdienst war es hauptsächlich, wenn sich das diesseitige Spanien bis zum Jahre 154 einer fast ungestörten Ruhe erfreute. In diesem Jahre aber warfen sich die freien Stämme Lusitaniens mit aller Kraft auf das jenseitige Spanien und schweiften verheerend bis unter die Mauern von Neukarthago. Gegen die Lusitanier und ihre Bundesgenossen schickte der Senat im Jahre 153 den Konsul Quintus Fulvius Nobilior, und zwar ließ man in diesem Jahre zuerst die Konsuln am 1. Januar ihr Amt antreten, wärend ihr Antrittstag bis dahin der 1. März gewesen war. Aber bevor noch Fulvius in Spanien eintraf, hatte das römische Heer am Tajo so furchtbare Verluste erlitten, daß ganz Spanien in Gärung und Aufregung geriet. Namentlich mit den Arevakern, Vaccäern und Numantinern gab es seitdem harte Kämpfe, die für die Römer wenig rühmlich waren, weil mancher römische Feldherr vor allem darauf bedacht war, seine Tasche zu füllen, und dabei in der treu-

losesten Weise Verträge schloß und brach, wie es sein Vorteil zu erheischen schien. Namentlich der Konsul Lucius Lucullus (151 und 150) und der schon oben (S. 530) erwähnte Prätor Servius Sulpicius Galba haben damals den römischen Namen durch Untreue, Habgier und Grausamkeit schließlich so befleckt, daß die spanischen Eingeborenen sich auf keine Kapitulation mehr einließen, wenn nicht ein besonders bekannter Ehrenmann, wie bei den Vaccäern im Jahre 151 v. Chr. Scipio Äm i l i a n u s, sich persönlich für die Haltung des Vertrages verbürgte.

Viriathus.

Diese Verhältnisse begünstigten das Emporkommen des Viriathus in Lusitanien, der, ursprünglich ein einfacher Hirt, durch unerschrockene Tapferkeit und eine mit List und Klugheit gepaarte starke Vaterlandsliebe sich allmählich zur Stellung eines Königs in Lusitanien aufschwang und (149—141 v. Chr.) ein römisches Heer nach dem andern besiegte.

Gleich im ersten Jahre seines Auftretens lockte er die Römer unter C. Vetilius in einen Hinterhalt und tötete 4000 Mann; dann vernichtete er ein Korps von 5000 Vettern und Tittern, die den Römern zu Hilfe zogen. Im folgenden Jahre schlug er zweimal den Caius Plautius, im Jahre 147 den Claudius Unimanus. Ebensowenig war der im Jahre 145 mit zwei neuen Legionen gegen Viriathus geschickte Konsul Fabius Maximus Äm i l i a n u s im stande, irgend einen größeren Erfolg über den kühnen Bandenführer davonzutragen. Dieser behauptete sich damals nicht nur im offenen Felde gegen die Römer, sondern gewann unter den freiheitliebenden, ritterlichen Stämmen der pyrenäischen Halbinsel immer mehr Anhang und Zuzug.

Von dem Wesen des Viriathus entwirft Mommsen folgende packende Charakteristik: „Kein Abzeichen unterschied ihn von dem gemeinen Soldaten; von der reichgeschmückten Hochzeitstafel seines Schwiegervaters, des Fürsten Astolpa im römischen Spanien, stand er auf, ohne das goldene Geschirr und die kostbaren Speisen berührt zu haben, hob seine Braut auf das Roß und ritt mit ihr zurück in seine Berge. Nie nahm er von der Beute mehr als denselben Teil, den er auch jedem seiner Kameraden zuschied. Nur an der hohen Gestalt und an dem treffenden Wiswort erkannte der Soldat den Feldherrn, vor allem aber daran, daß er es in Mäßigkeit wie in Mühsal jedem der Seinigen zuvorthat, nie anders als in voller Rüstung schlief und in der Schlacht allen voran focht. Es schien, als sei in dieser gründlich prosaischen Zeit einer der Homerischen Helden wiedergekehrt; weit und breit erscholl in Spanien der Name des Viriathus, und die tapfere Nation meinte, endlich in ihm den Mann gefunden zu haben, der die Ketten der Fremdherrschaft zu brechen bestimmt sei."

Im Jahre 141 v. Chr. kamen die Römer unter der Führung des Konsuls Quintus Fabius Maximus Servilianus so ins Gedränge, daß er den Abzug des Heeres aus einer unwirtlichen, felsigen Gegend nur dadurch erkaufen konnte, daß er den Viriathus als König der freien Lusitanier anerkannte. Später bereute man diese Nachgiebigkeit sowohl im Senate, als auch im römischen Lager, und der Bruder des Servilianus, Servilius Cäpio, erneuerte den Krieg mit größeren Mitteln. Viriathus wünschte den Frieden zu bewahren und war zu großen Zugeständnissen bereit. Als man aber auch die Ablieferung der Waffen von ihm forderte, mußte er sich der früheren Treulosigkeiten der Römer erinnern und brach die Verhandlungen ab. Da gewann der römische Feldherr drei seiner Vertrauten durch Versprechungen, daß sie ihren König während der Nacht im Zelte erstachen (139 v. Chr.). Nach dem Tode des Viriathus, den die Seinigen noch durch eine großartige Leichenfeier ehrten, erlosch allmählich der Widerstand Lusitaniens.

Numantia.

Aber noch ehe die Römer in erwünschter, aber schmachvoller Weise von der gefährlichen Person des Viriathus befreit wurden, war bereits (143) in Keltiberien wieder ein ernsthafter Krieg ausgebrochen, der sich um die beiden Städte Termantia und Numantia am oberen Duero konzentrierte. Numantia war eine auf hohem Felsplateau gelegene Gemeinde von nur 8000 Männern, die sich aber durch den höchsten Heldenmut und den ausdauerndsten Widerstand gegen die Römer für alle Zeiten einen hohen Ruhm gesichert hat. Vergeblich hatte Metellus Macedonicus, der Sieger über den falschen Philipp, 143 und 142 Numantia belagert; er wurde abgelöst von dem unfähigen Emporkömmling Quintus Pompejus (141 und 140), diesem folgte 139 der Konsul Marcus Popilius Länas. Auch diese beiden zogen unverrichteter

Sache wieder heim. Da erschien im Jahre 137 der Konsul Gaius Hostilius Mancinus als Befehlshaber vor Numantia, um alle bisher erduldete Schmach noch zu überbieten. Er wurde mit seinem ganzen zuchtlosen und demoralisierten Heere von den Numantinern eingeschlossen und löste sich und seine Armee, anstatt sich durchzuschlagen, durch einen schimpflichen Vertrag, den sich die Numantiner von ihm, mehreren Stabsoffizieren und von dem Quästor Tiberius Sempronius Gracchus, dem Sohne des unvergessenen Statthalters von 179/178, beschwören ließen. So erlangte das römische Bürgerheer durch den Edelmut der Feinde Leben und Freiheit zurück, obwohl beides verwirkt war. Um so schmählicher war es, daß der Senat den allerdings demütigenden Friedensschluß verwarf und den Numantinern, damit dem Buchstaben des Vertrages einigermaßen Genüge geschehe, den Urheber des Friedens, den Konsul Mancinus, ausliefern ließ. Ohne die Insignien seiner Würde, nur mit einem Hemde bekleidet, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde das unglückliche Opfer von den Fetialen vor ein Stadtthor von Numantia geführt und stand dort einen vollen Tag, da die Numantiner selbstverständlich dieses heimtückische Verfahren der Römer nicht durch Annahme des Bürgen legitimieren konnten. Danach wurde er nach Anstellung von Auspizien im römischen Lager wieder aufgenommen und kehrte in die Heimat zurück. Der Krieg gegen Numantia aber nahm auch weiterhin unter unfähigen Generalen seinen unrühmlichen Fortgang, bis sich endlich im Jahre 134 Rom gezwungen sah, seinen besten Bürger an die wundeste Stelle seines Reiches zu schicken.

Die Zerstörung von Numantia (133 v. Chr.).

Scipio Ämilianus, der Überwinder Karthagos, war in diesem Jahre zum zweitenmal Konsul. Mit einer großen Schar von Freunden und Klienten ging er alsbald nach Spanien ab und fand dort zunächst ein reiches Feld seiner organisatorischen Thätigkeit. Die spanische Armee befand sich in einem kaum glaublichen Zustande von Liederlichkeit und Verkommenheit. Ganze Scharen von Dirnen, Spaßmachern, Wahrsagern, Händlern mußte er aus dem Lager weisen, dazu mußten weiche Betten, bequeme Wagen, kostbares Eßgeschirr und andre Kennzeichen eines unmilitärischen Luxus konfisziert werden. Es schien ganz unmöglich, den zuchtlosen Haufen gegen tapfere Männer zu führen: so verbrachte denn Scipio den ganzen Sommer 134 mit unablässigen Exerzier- und Schanzübungen, durch die allmählich die liederlichen Horden wieder in geordnete und leistungsfähige militärische Körperschaften umgewandelt wurden. Die Feigheit seiner Soldaten nötigte ihn auch, sich aus besseren Leuten und Klienten eine besondere Schutzmannschaft (cohors praetoria) zu bilden, die seitdem zu den stehenden Einrichtungen der römischen Heere gehörte. Erst im Winter 134 sammelte Scipio seine Streitkräfte, die durch spanische Zuzüge und das numidische Hilfskorps des Prinzen Jugurtha auf etwa 60 000 Mann gestiegen waren, um die Festung Numantia. Er umschloß sie mit einer doppelten Kontravallationslinie, die mit Mauern und Türmen befestigt war, und sperrte auch alle Zufuhr ab, die den Belagerten bis jetzt auf dem Duero zu teil geworden war. So wurde also nicht den römischen Waffen, sondern dem Hunger und den Seuchen die Hauptarbeit überlassen. Trotzdem hielt sich das Häuflein der Numantiner im ganzen 15 Monate lang gegen Scipio. Erst als man schon in der Stadt angefangen hatte, Menschenfleisch zu verzehren, ergab sich der Rest der Bewohner auf Gnade und Ungnade (133 v. Chr.). 50 dieser Tapferen zierten den Triumph des Siegers, die andern wurden als Sklaven verkauft, Numantia zerstört. Ein großes Verdienst erwarb sich Scipio danach, indem er mit verständiger Hand und mildem Sinne die Wunden des arg mitgenommenen Landes durch Eingliederung der eroberten Gegenden in die römischen Provinzen und durch geordnete, die Romanisierung befördernde Verwaltung zu heilen suchte. Eine lange Friedenszeit war der Lohn dieser Bestrebungen.

Die Provinz Asia.

Um dieselbe Zeit, wo Spanien nach der Zerstörung von Numantia sich williger als bisher den römischen Machtansprüchen fügte, erweiterte sich der Kreis der unmittelbaren römischen Herrschaft auch im Osten. Wie sehr nach der Schlacht von Pydna das Wohlwollen des Senats gegen den König Eumenes von Pergamum, den man früher zum Nebenbuhler der makedonischen und syrischen Macht erzogen hatte, geschwunden war, ist schon oben (S. 522) hervorgehoben worden. Immerhin war es seiner Klugheit und Fügsamkeit gelungen, das pergamenische Reich in seinem wesentlichen Bestande auf seinen ihm gleichartigen Bruder Attalus II. Philadelphus (158—138 v. Chr.) zu vererben. Auch Attalus II. fuhr fort, in seiner Residenz und den übrigen Städten seines Reiches bildende Kunst und Litteratur zu pflegen, wie es die Tradition seines Hauses mit sich brachte (s. S. 266 f.). Aber mit der Thronbesteigung seines Mündels, Attalus III. (138—133 v. Chr.), begann eine so wüste und blutige Despotie in dem friedlichen Reiche, daß der plötzliche Tod des Fürsten als eine Erlösung empfunden wurde. Er hinterließ keinen Leibeserben, wohl aber ein, sei es echtes, sei es gefälschtes Testament, das die Römer zu Erben seiner Schätze und seines Reiches einsetzte. Der Senat nahm die Erbschaft an, und nachdem der Prätendent Aristonikus, ein natürlicher Sohn des Königs Eumenes II., der sich anfangs mit Glück im Kriege gegen die Römer (131—129) versucht hatte, gefangen und hingerichtet worden war, wurden die Verhältnisse des pergamenischen Reiches in der Weise geordnet, daß man die thracischen Besitzungen zur Provinz Makedonien schlug, die östlichen Gebiete, namentlich Lykaonien, an das Vasallenkönigreich Kappadocien unter dem unmündigen Ariarathes VI. gab; das übrige Gebiet wurde die römische Provinz Asia.

* * *

Rückblick auf den Gang der römischen Eroberungen von 343 bis 133 v. Chr.

Die zwei Jahrhunderte von 343—133 v. Chr. zeigen uns, wenn wir die äußere römische Geschichte betrachten und von den Erschütterungen absehen, mit denen Hannibals Genie das Römertum heimgesucht hat, das siegreiche Fortschreiten eines starken Volkstums von Erfolg zu Erfolg, von Land zu Land, von Meer zu Meer. Am Anfange des Zeitraumes tritt der römisch-latinische Stamm zum erstenmal aus seiner bescheidenen Existenz in der Tiberebene und den sie umschließenden Berglandschaften heraus, zwingt die Kampaner zum Anschlusse und macht sich dadurch zur gebietenden Macht Mittelitaliens. Am Ende des Zeitraumes sehen wir die ehemaligen Bauern und Rittergutsbesitzer des Tiberlandes als hochgebietende Herren der gesamten damals kultivierten Erde alle die Küstenländer des Mittelmeeres von den Säulen des Herkules bis zum Nil und zum Euphrat mit ihrem Machtworte umspannen, eine Leistung, die nicht nur durch die darauf verwendete militärische Kraft und staatsmännische Einsicht, sondern vor allem durch die Ausdehnung und Dauerhaftigkeit des Geschaffenen alle früheren sogenannten Weltreiche in den Schatten stellte. Man muß zugeben, daß den Römern viele Umstände zu Hilfe kamen, namentlich die Wurzelschwäche des karthagischen Reiches, die Zersplitterung der hellenischen Kraft und die gegenseitige Rivalität der Ostreiche, die aus Satrapien Alexanders hervorgegangen waren. Aber trotzalledem bleibt das Weltreich der Römer, namentlich wenn man seinen winzigen Ursprung bedenkt, eine bewundernswerte Schöpfung. Seine Begründung und Dauer wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht das römische Staatsgefüge trotz mancher Schäden im einzelnen doch im großen und ganzen eine gigantische Kraft besessen hätte, die es nicht bloß fähig machte, die schwersten Krisen zu überstehen, sondern auch alle die schwächeren und schwächlichen Königreiche und Republiken am Mittelmeere mit fast magischer Gewalt an sich zog und festhielt, sowie eine helle Flamme Mücken und Schmetterlinge in ihrem gefährlichen Bannkreise hält.

Unter solchen Umständen bildete sich bei den Römern allmählich der Gedanke aus, sie seien berechtigt, aus ihrer thatsächlichen Übermacht gemeinen Nutzen zu ziehen, vor allem den ungeheuren Strom von Edelmetallen, der im Osten und Süden kursierte, nach Rom zu lenken. So wurden sie aus den „Schiedsrichtern der Völker" streng gebietende und rücksichtslos schatzende Herren. Dieser Umschwung in der äußeren Politik vollzog sich aber erst in der Zeit nach der Schlacht von Pydna (168 v. Chr.). Die sich damals zum Großhandel aufschwingende Kaufmannschaft Roms und Italiens betrieb aus diesem Grunde die Einschränkung und Vernichtung fremder Handelszentren, wie wir es in der Behandlung von Rhodus, Karthago und Korinth gesehen haben; die Zuckungen der letzten Reste von Nationalgefühl im Osten aber dienten dazu, die Umwandlung dieser Länder in unmittelbar abhängige, von römischen Statthaltern regierte Gebiete, also in Provinzen, anzubahnen. Solche Statthalter residierten bereits am Ende der besprochenen Epoche in Lilybäum für Sizilien, auf Sardinien, in Corduba und Cartagena für das jenseitige und das diesseitige Spanien, in Ariminum für das Gallierland, in Saloniki für Makedonien und in Ephesus für Asien. Doch dieser äußeren glänzenden Machtentfaltung entsprach nicht mehr die innere Kraft des Staates. Das zeigte sich mit erschreckender Deutlichkeit in der folgenden Epoche seiner Geschichte.

* * *

Roms Volk und Staat während des Aufsteigens zur Weltmacht (264—133 v. Chr.).

Staatsverfassung und Volkswirtschaft.

Aufhören der Volkssouveränität: Herrschaft der Nobilität und des Senates.

Die Verfassung des römischen Staates haben wir zuletzt bei der am Ende des ersten Punischen Krieges (241 v. Chr.) vorgenommenen Reform der Centurien besprochen. Die von diesem Zeitpunkte an bis zum Ende des Zeitraumes (133) eingeführten Neuerungen an der Staatsverfassung scheinen, äußerlich betrachtet, nur unbedeutend gewesen zu sein, in Wahrheit aber hat sich in dieser Epoche der ganze Charakter des staatlichen Lebens verwandelt. Noch im ersten Punischen Kriege war das gesamte Staatsleben von einem im guten Sinne des Wortes demokratischen Geiste durchweht gewesen. Die Volksgemeinde war über Krieg und Frieden befragt worden, Adel und Bauern haben eng zusammengestanden bei der Abwehr der gemeinsamen Gefahr, die Italien von seiten der Karthager bedrohte. Aber wir haben schon bei der Würdigung der Bestrebungen des Gaius Flaminius gesehen, wie sich zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege die Kluft zwischen den beiden Ständen erweiterte, wie sich der Senat erst durch Volksfreunde dazu drängen ließ, etwas für das Wohl der unteren Klassen der Bürgerschaft zu thun. Die Not des zweiten Punischen Krieges hatte dann nach den furchtbaren Niederlagen der ersten Jahre noch einmal zum Ausgleich der Stände geführt und dem Volke noch einmal Einfluß auf die wichtigsten Maßregeln gestattet: das beweist u. a. die Rolle, die der Emporkömmling Terentius Varro spielen konnte, ferner die Art und Weise, wie der ältere Scipio fast gegen den Willen der Senatsmehrheit nach Afrika überzusetzen ermächtigt wurde. Aber nach dem Kriege ging es mit der Volkssouveränität schnell zu Ende: schon der Kampf gegen Philipp von Makedonien mit allem, was sich daran anschloß (200—196), war einzig und allein ein Werk des Senates, der seit dieser Zeit mehr praktisch als theoretisch die Mitwirkung des Volkes auf die nach dem Gesetze unumgängliche Teilnahme an Wahl, Gesetzgebung und Gericht beschränkt, aber die ganze auswärtige und den besten Teil der inneren Politik lediglich nach seinem Gutdünken und durch seine Ausschüsse und Organe leitet. Da aber der Senat mittels der Zensur fast aus-

schließlich aus den Kreisen der Nobilität und zwar meist aus den gewesenen Beamten ergänzt wird, so ist die Suprematie des Senates fast gleichbedeutend mit einer Herrschaft des Amtsadels.

Diese beruhte in jener Zeit nicht nur auf Usurpation, sondern war in den Verhältnissen des Römischen Reiches tief begründet. Je weiter sich die Wohnsitze der römischen Bürger nach Norden und Süden zu von der Hauptstadt entfernten, um so mehr wurde der Satz zur Lüge, daß in den Beschlüssen der Centuriat- oder Tributkomitien der Volkswille ausgedrückt sei. Denn wenngleich man die Beschlußfassung über ein Gesetz erst vornahm, wenn der Gesetzantrag drei Markttage (nundinae) hintereinander, also mindestens 17 Tage lang ausgestellt gewesen war, und sie dann auch möglichst nahe an einen Markttag heranschob, so war es doch den römischen Bürgern in Mutina, Parma und andern Städten des cisalpinischen Gallien, ebenso den Bürgern der bruttischen Seekolonien wie Kroton, Tempsa u. a. bei den damaligen Verkehrsverhältnissen in der Regel unmöglich, zum Zwecke der Abstimmung eine 8—10tägige Reise nach Rom zu unternehmen. Demnach stimmten in den Volksversammlungen vorzugsweise die Einwohner Roms, der schlechtere Teil der Bürgerschaft; der bessere, bäuerliche Teil war nur in unverhältnismäßig geringer Anzahl vertreten. Dieser mißlichen Zerfahrenheit gegenüber finden wir im Senate die straffste Konzentration aller seiner Glieder und Kräfte.

Noch mehr aber war das Übergewicht des Senates begründet in der Natur der zu behandelnden Geschäfte. Solange lediglich städtische oder italische Angelegenheiten zu ordnen waren, stand der mittlere Bauer dem Manne vornehmerer Geburt nicht nach im Verständnisse der Erfordernisse des Gemeinwohles. Als aber mit dem Ausbruch des makedonischen Krieges die überseeische Politik in den Vordergrund trat und die verschlungenen Fäden griechischer und orientalischer Diplomatie in Rom zusammenliefen, als rhetorisch gebildete Griechen als Gesandte der Ostmächte ein- und ausgingen und ihre Patrone mit einem in Rom bis dahin unerhörten Schwalle von Worten und kunstreichen Antithesen überschütteten, da hörte das Verständnis des römischen Bauern für die Politik und damit auch ein großer Teil seines Interesses an derselben auf. Man war zufrieden, wenn man nicht zu oft um auswärtiger Verwickelungen halber von Haus und Hof fort in den Krieg mußte, denn bei dem römischen Bauern überwog trotz seiner auf Zucht und Gehorsam beruhenden Kriegstüchtigkeit doch bei weitem die Freude an der stillen Arbeit des Friedens und am Erwerbe. Die Zufriedenheit des Volkes mit der Senatsregierung steigerte sich noch, wenn in Triumphzügen wie in dem des Quinctius Flamininus (194) große Massen von erbeuteten Edelmetallen gezeigt oder wenn gar nach der Einheimsung der großen Beute aus dem Kriege gegen Perseus (168) allen Bürgern die Umlage (tributum) erlassen werden konnte.

Unter solchen Umständen war es fast selbstverständlich, wenn der Senat allein die Zügel der Regierung führte und wenn das Volk auf die Ausübung der ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechte entweder faktisch verzichtete oder sie doch meist im Sinne des Senates gebrauchte. Freilich war mit dieser Stellung des Senates auch die sittliche Verpflichtung verbunden, seine hohe Macht zum wahren Wohle der Gesamtheit, namentlich auch der unmündigen Massen zu gebrauchen. Leider aber ist den Senatoren das Bewußtsein dieser sittlichen Pflicht im Laufe der besprochenen Geschichtsepoche immer mehr abhanden gekommen, und zuletzt hat er mit seiner Alleinherrschaft geradezu einen schmählichen Mißbrauch zu gunsten der Interessen der Nobilität getrieben. Die Darlegung dieser unsittlichen Interessenpolitik des Adels ist zugleich eine Darlegung der wichtigsten Ursachen, die am Ende der Epoche zur gewaltsamen Veränderung, zur Revolution treiben.

Mißbrauch der Macht des Senates; Stocken der Kolonisation.

Die Selbstsucht der Nobilität zeigte sich zunächst auf dem Gebiete der inneren Politik, namentlich der Kolonisation. Die Kolonisation d. h. die Aufteilung großer Strecken von Staatsländereien in Bauernhufen war das einzige Mittel, mit dem man den Bestrebungen der adligen Großgrundbesitzer, ihre großen Güter durch „Bauernlegen" und Aufkaufen kleinerer in einer staatsgefährlichen Weise zu arrondieren, einigermaßen die Wage halten konnte. In der That hören wir etwa noch zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Hannibalischen Krieges vom Fortgang dieser wichtigen Einrichtung, ohne die sich ein bäuerlicher Mittelstand in Italien bei den hohen Anforderungen, die der Kriegsdienst und die wachsende Geldwirtschaft an ihn stellten, nicht halten konnte. Der ältere Scipio Africanus, obwohl keineswegs ein zielbewußter Landwirt, hat doch nicht nur heimatlos gewordene Soldaten mit Äckern versorgt, sondern auch als Zensor (199 v. Chr.) und als Konsul (194) die Ausführung von 8 Bürgerkolonien betrieben, nämlich von Vulturnum, Liternum (wo er selbst ein Landgut erwarb), Puteoli, Salernum in Kampanien, Buxentum, Kroton, Tempsa in Lukanien und Sipontum in Apulien. Aber alle diese Städte waren Seestädte; ihre Kolonisten waren auch viel weniger als Ackerbauer ausgesendet, als vielmehr um die wichtigen Zollstätten, die diese Häfen bildeten, vor den Briganten zu sichern, die schon damals große Strecken Unteritaliens unsicher machten; auch bestand jede dieser Kolonien nur aus 300 Bürgern. Wichtiger war (193) die Gründung der latinischen Kolonie Copia im Stadtgebiet von Thurii mit 3300 und von Vibo Valentia mit 4000 Kolonisten, die sowohl der durch den Hannibalischen Krieg verödeten Landschaft Bruttium als auch den gedrückten Latinern zu gute kam. Die Wiederaufnahme der Kolonisation im cisalpinischen Gallien unter C. Lälius im Jahre 190, die zur Verstärkung der latinischen Städte Cremona und Placentia, zur Neugründung der Bürgerstädte Potentia und Pisaurum in Umbrien und Picenum (184), Mutina (Modena), Parma (183) und Luna (177) und der Latinerstädte Bononia (Bologna [189]) und Aquileja (183—181) führte, ist schon früher besprochen worden (s. S. 495 f.). Seit dieser Zeit aber hören wir nichts mehr von Anlegung von Kolonien, nur daß im Jahre 157 Auximum (Osimo) im Picenterlande in eine römische Bürgerkolonie umgewandelt wurde. Diese auffällige Erscheinung hat keineswegs ihren Grund darin daß das Bedürfnis für weitere Kolonisation geschwunden war. Im Gegenteil, bald nach dem Hannibalischen Kriege, als die Zahl der Bürger nach den Zensuslisten auf 214000 gefallen war und infolgedessen viele leere Bauernhufen zur Verfügung standen, war das wirtschaftliche Bedürfnis nach neuen Kolonien viel geringer als beispielsweise im Jahre 164 v. Chr., wo die Zahl der Bürger wieder auf 337022 gestiegen war. Die jahrzehntelang anhaltende Stockung der Kolonisation war vielmehr darin begründet, daß nach Ansicht des Senates in Italien nichts mehr zu verteilen war.

Ruin der Bauern durch Sklavenwirtschaft und Einfuhr fremden Getreides.

Diese bei dem Reichtum des Staates an Domänen geradezu himmelschreiende Lüge war nichts als der Ausdruck des Dogmas, daß die Nobilität das eigentliche römische Volk sei, daß also ihr auch der Besitz der riesigen Staatsländereien gebühre. Noch zu der Zeit, als Cato zu gunsten der Rhodier sprach (167 v. Chr.), war das Licinische Gesetz, daß niemand mehr als 500 Joch vom Staatslande besitzen sollte, in Kraft gewesen, während des folgenden Menschenalters aber kümmerte sich niemand darum. Man gewöhnte sich, Staatsland zu erwerben wie eignen Besitz und darauf Gebäude und wirtschaftliche Anlagen zu errichten, als ob es nie zurückgefordert werden könnte. So kamen in die Hände einzelner Familien widerrechtlich riesige Ackermassen zusammen, die teils zum Plantagenbau mit Sklavenwirtschaft nach karthagischem Muster, teils nur als Weideflächen für große Viehherden verwendet wurden. Damit war, wie im heutigen England, der Untergang des freien Bauernstandes untrennbar

verbunden. Die unerträgliche Konkurrenz des durch billige Sklavenarbeit auf den Plantagen erbauten Weizens und der Import fremden Getreides ohne Schutzzoll mußten schließlich auch diejenigen Bauern ruinieren, die allen Kriegsdiensten und andrer Belastung zum Trotz sich auf ihrer Scholle behauptet hatten. Wem Haus und Hof versteigert war, der ging entweder mit den Seinen zu Grunde oder er trat als Pächter in die Klientel eines Vornehmen oder er wanderte nach Rom und vermehrte das großstädtische Proletariat. Aus diesen Verhältnissen ergab sich die auffallende Erscheinung, daß im Zenith der römischen Weltmacht, nach dem Kriege gegen Perseus in den Jahren von 164—159 v. Chr., die Zahl der zensierten Bürger nicht stieg, sondern von 337022 auf 328316, und bis zum Jahre 136 gar auf 317923 herabsank. Es schien, als ob sich das weltbeherrschende Römervolk in eine kleine Schar übermächtiger Herren und große Massen von Hörigen und Sklaven auflösen wollte.

Abschließung der Nobilität vom Volke.

Das Übel wurde vermehrt durch die immer strenger durchgeführte **Abschließung** der Nobilität vom Volke. Früher hatte die Not eines schweren Krieges eher einmal dazu geführt, daß ein ahnenloser Mann durch eigne Tüchtigkeit zu den Staatsämtern und dadurch auch zu Sitz und Stimme im Senate gelangte. Jetzt war das schon durch die gesellschaftlichen und pekuniären Anforderungen, die an den Träger eines höheren Staatsamtes gestellt wurden, fast unmöglich gemacht; noch mehr aber sorgte die Nobilität selbst dafür, daß sich kein Unberufener in ihre Reihen eindrängte und daß möglichst jeder Sprößling der regierenden Geschlechter wenigstens insoweit auf die Staatskarriere zu hoffen habe, daß er Senator werden konnte.

Scipio Africanus schied zuerst als Konsul 194 v. Chr. im Theater die Sitzreihen der senatorischen Familien von denen des Volkes. Im Jahre 180 v. Chr. brachte der Tribun Lucius Villius ein Gesetz durch, das festsetzte, niemand solle sich um die Quästur, das unterste Staatsamt bewerben dürfen, der nicht 30 Jahre alt und Kriegstribun gewesen sei; außerdem sollten bestimmte Zwischenräume bis zur Bewerbung um das nächst höhere Amt innegehalten werden und keine Wiederwahl zu einem Amte vor Ablauf von 10 Jahren stattfinden. Seitdem wurde der schon vorher angebahnte Gebrauch befestigt, daß man sich um die Ädilität — die kurulische und plebejische werden hierbei gleich behandelt — im 37. Jahre, um die Prätur im 40., um das Konsulat im 43. und um die Zensur erst nach Bekleidung des Konsulates bewarb. Das Gesetz des Villius (lex Villia annalis) war gegen die „Ämtergier der jungen Nobiles" gerichtet und hatte das Kriegstribunat zur Voraussetzung der Amtskarriere gemacht, damit auch gediente Leute aus dem Volke zu den Ämtern gelangen könnten. In Wahrheit aber diente das Gesetz nur den Interessen der Nobilität; denn je besser geordnet die Bewerbung der jungen Nobiles wurde, desto seltener konnten ahnenlose Leute (homines novi) auf Erfolg hoffen.

Bestechung bei Wahlen.

Es kam hinzu, daß die **Bestechung** der Wähler durch Kornspenden und andre Versprechungen immer mehr um sich griff, so daß schon im Jahre 181 v. Chr. gegen diesen Frevel (ambitus) durch ein Gesetz eingeschritten werden mußte; dieses Gesetz wurde dann im Jahre 159 v. Chr. dahin verschärft, daß der des Ambitus Überführte mit dem bürgerlichen Tode, dem Exil, bestraft werden sollte. Da aber trotz alledem die Wahlbestechung im Schwunge blieb und das hauptstädtische Volk nachgerade auf materielle Vorteile von seiten der Beamten rechnete, so wurden immer wieder die 24 Kriegstribunen vom Volke aus den Reihen der jungen Nobiles gewählt und damit diesen allein der Weg zu den höheren Ämtern geebnet. Ein großer Teil von diesen, die ein- oder mehreremale Stabsoffiziere (Kriegstribunen) gewesen waren, gelangten danach zur Quästur, die ungefähr 12 Männer gleichzeitig bekleideten. Ein wichtiger Abschluß wurde dann von denen erreicht, die einmal eine der vier Ädilen-

stellen erlangten; denn schon die Verwaltung der Ädilität brachte in der besprochenen Epoche in der Regel den Sitz im Senate. Indes mußte keineswegs jeder, der noch weiter kommen wollte, Ädil gewesen sein, mancher wurde auch mit Überspringung der Ädilität Prätor, da es ja neben nur 4 Ädilen jährlich 6 Prätoren gab. Das Konsulat und die Zensur konnten selbstverständlich nicht allen gewesenen Prätoren zu teil werden, sondern nur den einflußreichsten.

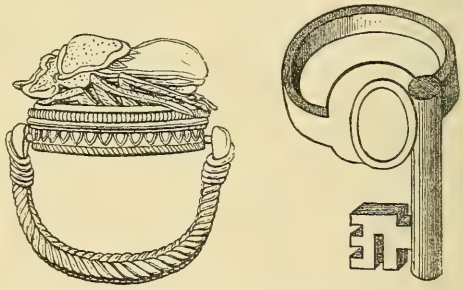
Organisation der Nobilität.

Die feste Organisation der Nobilität zeigte sich aber auch darin, daß sie vermittelst der adligen Zensoren auch die 1800 staatlichen **Ritterpferde** (equites equo publico) für sich allein in Anspruch nahm. Militärische Rücksichten traten bei der Verleihung der Ritterstellen ganz zurück, die Senatoren behielten sie, solange es ihnen beliebte, und ließen die freiwerdenden an ihre Söhne verleihen, so daß schließlich die Bürgerreiterei mehr zur Standesrepräsentation, als zu Kriegszwecken diente und völlig den Charakter einer adligen „Nobelgarde" annahm.

Auch an **äußerlichen Abzeichen** unterschieden sich die Glieder des herrschenden Standes vom Volke. Es war ein eifersüchtig gehütetes Vorrecht der Nobilität, wächserne Porträtmasken der Ahnen im Atrium des Hauses so aufzustellen, daß gleich jeder Ein-

256. Römisches Schuhwerk.

Abgesehen von den Sandalen und den pantoffelartigen soccī war die verbreitetste Fußbekleidung der spezifisch römische calceus, der gleich der Toga zur Tracht des römischen Bürgers gehörte. Der hier abgebildete ist der calceus senatorius, mit hohen Sohlen und durch ein doppeltes Riemenpaar verschlossen.



257 und 258. Römische Ringe.

Ringe wurden allgemein angewendet und zwar sowohl zum Schmuck als zum praktischen Gebrauch, da man nicht bloß Schriftstücke, sondern auch Truhen und Kästchen, ja sogar Zimmer (bezw. Vorratskammern) zu versiegeln pflegte; auch diente das Petschaft bei Urkunden u. s. w. zur Beglaubigung der Unterschrift. 257 Römischer Siegelring und zwar die funda (Schleuder) benannte Form. Das Siegel ist, wie häufig, in Scharnieren befestigt. — 258 Ring verbunden mit einem kleinen Schlüssel.

tretende einen Begriff von dem Alter und der Wichtigkeit der Familie bekam (jus imaginum, s. S. 387). Aber auch in der Kleidung hatten die Adligen manches Besondere für sich. Die Senatoren trugen Schnürschuhe mit elfenbeinerner Schnalle (lunula) und am Finger den breiten Goldring und später am Untergewand (tunica) einen Purpurstreifen (clavus).

Sittlicher Niedergang der Nobilität.

Je schrankenloser die Gewalt der herrschenden Minderheit die gesamte Regierung, das Staatsland, die Ämter und großen Vermögen umfaßte, um so leichter waren die Glieder dieser Oligarchie tiefgehender **Sittenverderbnis** ausgesetzt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich noch zur Zeit des Krieges gegen Perseus, des Zerstörungskrieges gegen Karthago und Korinth und auch späterhin noch einzelne sittenstrenge und unbestechliche Männer wie L. Ämilius Paulus, Scipio Ämilianus u. a. vorfanden; aber daß solche in der Minderzahl waren, beweisen die skandalösen Vorgänge, die früher in der Lebensbeschreibung Catos und bei der Geschichte der Kämpfe in Spanien erzählt worden sind. Die vornehmsten Leute scheuten sich nicht, den Staat zu betrügen; man zapfte die öffentlichen Wasserleitungen für den Hausbedarf an, man unterließ es einfach, das Hutgeld und die Pachtsummen für die Staatsländereien, die man bewirtschaftete, zu bezahlen, und die Zensoren, die über dergleichen zu wachen

hatten, vermieden gern das Ärgernis, das mit solchen Untersuchungen verbunden ist, ja hatten gar oft selbst kein reines Gewissen. Deshalb erklärte schon Cato: „Wer einen Bürger bestiehlt, stirbt in Ketten und Banden, wer aber den Staat bestiehlt, in Gold und Purpur." Weit schlimmer war es, daß außerdem als Genossen des Reichtums und der griechischen Kultur Luxus, Schwelgerei und Unzucht aller Art unter den Vornehmen grassierten. Wie konnten aber Leute, deren wüste Schlemmerei und unnatürliche Wollust in ganz Rom stadtbekannt war, als Beamte daheim oder als Kriegsherren draußen im Felde mit sittlicher Strenge den beginnenden Zügellosigkeiten ihrer Mitbürger entgegentreten? Daher die Tausende von Marketendern, Händlern und Buhldirnen, die Scipio aus dem Lager von Numantia entfernen mußte; nicht die römische Kriegskunst war eine schlechtere geworden, sondern die Sittenlosigkeit der adligen Offiziere und Generale hat in jener Zeit zumeist die Schlappen verschuldet.

Korruption der Bevölkerung Roms durch die Nobilität.

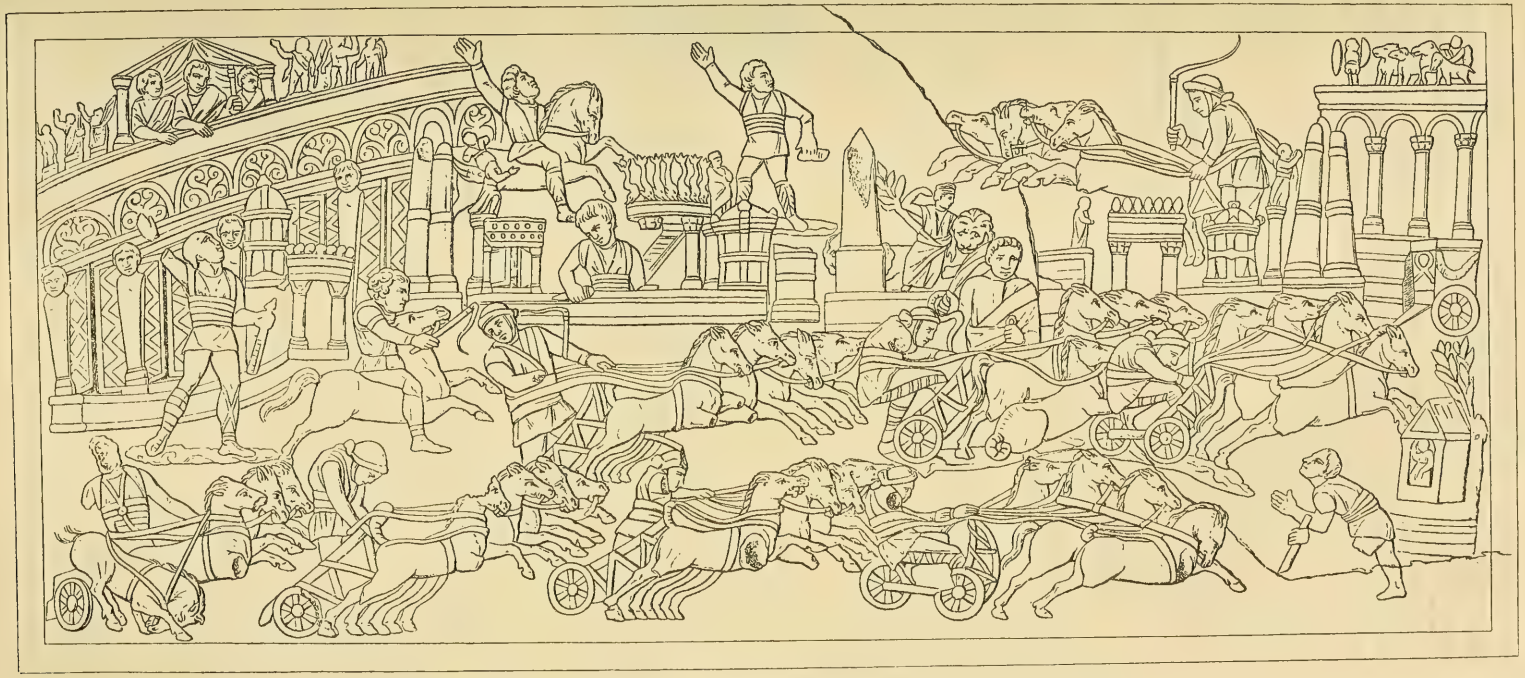
Ein ganz besonderes Verbrechen lud die oligarchische Regierung auf sich durch die entsittlichende Behandlung des römischen Volkes in der Hauptstadt. Nicht einmal den Schein ehrbaren Wandels vor dem Volke hielt man am Ende dieser Epoche mehr für nötig, man verlernte es völlig, die großstädtische Menge als eine ernsthafte Sache zu behandeln, und gewöhnte sich, mit ihr ein unwürdiges Spiel zu treiben, in dem sich noch verletzender als in der härtesten Knechtung die souveräne Verachtung des „Mob" offenbarte. Dieselben Leute, die erst den Bauersmann von Haus und Hof gejagt hatten, sorgten dann in Rom gründlich dafür, daß er das Arbeiten überhaupt verlernte, erzogen ihn also systematisch zum Bummler und nahmen ihn dann mit affektierter Großmut als Genossen oder wenigstens als Staffage der adligen Lust in ihre Klientel.

Begünstigung der Schaulust des Volkes durch Spiele.

Dieser verwerflichen Staatskunst dienten in erster Linie die Vermehrung der Feier- und Spieltage. Vor dem zweiten Punischen Kriege gab es nur die seit 367 v. Chr. viertägig gefeierten „römischen Spiele" (ludi Romani) und die 220 von C. Flamininus gestifteten plebejischen Spiele; aber bereits 215 wurde den römischen Spielen ein fünfter Tag hinzugefügt. Um dieselbe Zeit wurden Spiele der Ceres, der Nährmutter der Plebs (ludi Cereales), 212 Spiele zu Ehren des Apollo (ludi Apollinares) gestiftet und im Jahre 204 zu Ehren der „großen phrygischen Göttermutter", die man unter dem Symbol eines Steines aus Pessinus herbeigeholt hatte, die Megalensischen Spiele (ludi Megalenses). Obwohl man zugeben muß, daß alle diese Spiele zunächst einem durch die Not des Hannibalischen Krieges gesteigerten religiösen Bedürfnisse dienen sollten, so wurden sie doch im Laufe der Zeit von der Nobilität, deren Glieder als Ädilen und städtische Prätoren den größten Teil der Kosten zu tragen hatten, benutzt, um sich durch glänzende Ausstattung derselben beim Volke beliebt zu machen und so für die nächsten Wahlen zu empfehlen. So wurde das Volk zur Schaulust verführt, besonders seitdem man anfing, einzelne oder alle Spieltage wegen angeblich vorgekommener Formfehler zu wiederholen. Außerdem aber wurden auch außer den Spielen an den Götterfesten bereits dann und wann aus zufälligen Anlässen, z. B. bei Leichenbegängnissen, solche Schaustellungen von Privatleuten veranstaltet. So feierte z. B. L. Scipio, der Bruder des Africanus, 186 seine glückliche Heimkehr von einer Gesandtschaft aus Asien durch zehntägige „gelobte Spiele" (ludi votivi).

Begünstigung der Arbeitsunlust durch Kornspenden.

Eine noch viel gefährlichere Verlockung zum Müßiggange lag in der künstlichen Verbilligung der Kornpreise in der Hauptstadt durch die Ädilen. Es war vielleicht durch die Not des Volkes zu entschuldigen, wenn in den letzten Jahren des Hannibalischen Krieges der Scheffel Getreide den Armen der Hauptstadt für den lächerlichen Preis von zwei Assen verkauft wurde; aber auch späterhin sorgten die Ädilen dafür, daß entweder römische Statthalter aus getreidereichen Provinzen riesige Kornladungen zu Schleuderpreisen nach der Hauptstadt dirigierten, oder daß die Provinzen selbst, um



259. **Zirkusrennen.** Relief auf einem Sarkophag in Foligno. Nach „Annal. Inst.“

Trotz der rohen Arbeit verdient das Bild, das offenbar die Kopie eines Gemäldes ist, unser Interesse, da der dargestellte Zirkus vermutlich den Zirkus Maximus in Rom wiedergibt. Links sehen wir acht zweiflügelige Thore (carceres), die Schranken der Rennbahn, von wo die Wagen auslliefen. Darüber die Loge des Festgebers, der das Signal zum Ausfahren gegeben hat. Ganz rechts steht ein zweiräderiger Wagen mit Blumengehängen, auf dem man vor Beginn der Spiele die Götterbilder (tensae) in feierlichem Zuge (pompa) durch den Zirkus geführt hat. Mitten durch den Zirkus zieht sich eine Mauer (spina), an ihren Enden erheben sich je drei kegelförmige Holzsäulen (metae), die man kunstvoll möglichst knapp umfahren mußte. Acht Gespanne kämpfen um den Preis. Das linke Handpferd läuft frei am Zügel, die drei andern sind je durch ein Joch verbunden. Die beiden Reiter mit Peitschen dienen zum Anfeuern — ebenso die vier Stallmeister in der Bahn — und helfen bei Unfällen. (Nach Baumeister.)

sich bei den Ädilen beliebt zu machen, ihnen große Getreidesendungen unentgeltlich zur Verfügung stellten. So konnte z. B. der kurulische Ädil Gaius Flaminius 1 Million Scheffel Weizen, die ihm das dankbare Sizilien in Erinnerung an die Prätur seines Vaters geschickt hatte, den Scheffel zu zwei Assen verkaufen. Welche Anlockung für die Arbeitsunlustigen ganz Italiens lag darin, in Rom, wo das Brot fast umsonst zu haben war, zusammenzuströmen!

Das Unwesen der Klientel.

Unter solchen Verhältnissen war auch die alte ernsthafte Einrichtung der Klientel (s. S. 310 f.) zur Fratze geworden. Die ehemaligen „Hörigen" der patrizischen Geschlechter hatten längst die volle bürgerliche Freiheit gleich den Plebejern erlangt, aber formell abgeschafft war das Verhältnis der Klientel nicht worden, weil man es schon wegen der zahlreichen Freigelassenen in Rom, die zu ihren ehemaligen Herren wie die „Hörigen" zu ihrem patronus standen, nicht entbehren konnte. Außerdem hatte es auch die Not des zweiten Punischen Krieges, der festbegründete Reichtum auf der einen, die drohende Armut auf der andern Seite mit sich gebracht, daß zahlreiche freie Bauern als Pächter, ebenso zahlreiche Kleinhändler und Handwerker in Rom als hauptstädtische Klienten sich von neuem unter den Schutz eines mächtigen und reichen Adligen gestellt hatten. Das alte ehrwürdige Patronat über die wirtschaftlich und rechtlich Schwächeren und die zwischen Patron und Klienten waltende Treue (fides) machte aber in jener Zeit einer Interessengemeinschaft niederer Gattung Platz. Der großstädtische Klient ließ sich im Falle der Not im Hause des Patrons mit durchfüttern und verkaufte dafür sein Stimmrecht, das er selbstverständlich nur im Sinne seines Herrn gebrauchen konnte; und der Patron anderseits scheute sich nicht, insgeheim Steuern von seinen Klienten einzuziehen, z. B. wenn er die Ausgaben für glänzende Spiele zu bestreiten hatte. Es ist klar, daß bei dem Umsichgreifen der Klientel das ehrsame, unabhängige Bürgertum in Rom immer mehr Mühe hatte, sich zu behaupten, zumal auch die Wurzeln seiner Kraft, seine römische Nationalität, noch von andrer Seite her untergraben wurden.

260. Geißelung eines Sklaven.
Pompejanisches Bronzerelief.

Die großen Kriege des letzten Jahrhunderts unsres Zeitraums hatten eine ungeheure Menge von Sklaven in Italien zusammengeführt, die keineswegs bloß zur Bebauung der Plantagen und als Hirten, sondern zu Tausenden auch in Rom selbst als Gesinde und Handwerker, als Kammerdiener und Aufsichtsbeamte, als Privatsekretäre und Erzieher in vornehmen Häusern verwendet wurden. Gute Führung der Sklaven, besondere Verdienste um den Herrn oder seine Familie, noch mehr aber Spekulationen der Herren selbst veranlaßten häufige Freilassung von Sklaven. Unter diesen Freigelassenen befanden sich vorzugsweise Griechen, aber auch Karthager, Gallier, Sardinier, Corsen, Spanier, Syrer, Thracier, kurz Vertreter aller der von den Römern unterjochten oder bekriegten Völker. Sie blieben als liberti unter dem Patronat ihrer Herren und betrieben meist in Rom ein Handwerk, eine Kunst oder ein Geschäft, von dessen Ertrag sie dem Patron einen Teil abgeben mußten. Selbstverständlich war diese buntscheckige internationale Menge bemüht, möglichst bald alle

Rückgang der römisch-italischen Nationalität in der Hauptstadt.

die Rechte des römischen Bürgers zu erwerben, und die Zensoren hatten nach wie vor Not, wenigstens die Freigelassenen selbst von den ländlichen Tribus fernzuhalten, während sie sich in den vier städtischen bereits ungehindert als Bürger gerierten. Aber die Söhne von Freigelassenen ließen sich, vorausgesetzt, daß sie Grundbesitz erwarben, in der Ausübung ihrer politischen Rechte schlechterdings nicht mehr beschränken: sie verwuchsen völlig mit der früheren Bürgerschaft, veränderten aber natürlich im Laufe der Zeit deren nationalen Charakter und schwächten ihre Widerstandskraft gegen fremde Sitte und Unsitte.

Handel und Geldwirtschaft; Anfänge eines Kapitalistenstandes.

Wir haben bis jetzt in unserer Darstellung der Verhältnisse Roms vor Ausbruch der Revolution immer nur den Gegensatz zwischen Nobilität und Volk betont. Es muß aber hinzugefügt werden, daß sich damals die Bildung eines neuen Standes vorbereitete, der später den Platz zwischen Adel und Volk einnahm. Den Römern war der Sinn für Erwerb und Vermehrung des Vermögens tief eingepflanzt. Cato stellte den Satz auf: „Die Verminderung des Vermögens kann einer Witwe, niemals aber einem Manne verziehen werden" und hielt den für einen besonders lobenswerten Mann, aus dessen Rechnungsbüchern sich nach seinem Tode ergebe, daß er mehr erworben als geerbt habe. In alter Zeit hatte der vorteilhafte Vertrieb der erbauten landwirtschaftlichen Produkte oder des gezüchteten Viehes die wichtigste Quelle des Erwerbs gebildet, je mehr aber die Landwirtschaft an Rentabilität einbüßte, mit um so größerem Eifer warfen sich Leute aus dem Bürgerstande auf den Betrieb größerer Handelsgeschäfte, ja es bedurfte eines besonderen Gesetzes, um die Nobilität wenigstens von der direkten Beteiligung an überseeischen Spekulationen abzuhalten (s. S. 445). Die wachsende Ausdehnung der römischen Macht besonders nach Osten, die mit dem Luxus aufkommende Steigerung der Bedürfnisse Italiens und die vermehrte Kaufkraft der Römer, denen in immer höherem Grade die Vorräte an Edelmetallen aus den östlichen Reichen zuflossen, mußten dem natürlichen Erwerbssinn und dem kaufmännischen Unternehmungsgeist immer stärkeren Antrieb gewähren. Es bildeten sich große Handelsgesellschaften von 50 und mehr Mitgliedern, die eine entsprechende Anzahl von Kauffahrteischiffen (s. Abb. 187 S. 349) unterhielten und sich durch gleichzeitige Beteiligung aller Mitglieder am Ertrage aller nach den verschiedensten Richtungen ausgesandten Schiffe vor Verlusten deckten, ein Verfahren, das für den Handel im Altertume etwa dasselbe leistete, was die modernen Assekuranzgesellschaften leisten. Zur Bildung von Aktiengesellschaften anderer Art bot die Finanzverwaltung des Staates Veranlassung. Weder die dem Staate gehörigen Bergwerke in Sizilien, Spanien, Makedonien und im cisalpinischen Gallien, noch die Pechhütten und Kohlenbrennereien in den waldreichen Gegenden Italiens, Sardiniens und Corsicas wurden vom Staate selbst bewirtschaftet, sondern an Unternehmer (publicani), die dem Staate die geforderte Pachtsumme im voraus entrichteten, zur Nutznießung überwiesen. Die Zensoren schlossen die betreffenden Pachtverträge ab. Wie umfänglich aber z. B. die Bergwerksbetriebe waren, geht daraus hervor, daß die Zensoren ausdrücklich festsetzten, es sollten in den Goldgruben von Victumulä bei Vercellä im cisalpinischen Gallien nicht mehr als 5000 Arbeiter beschäftigt werden. Selbstverständlich war ein einzelner Kapitalist nicht im stande, ein derartiges Bergwerk oder die gesamten Kohlenbrennereien und Pechhütten einer Provinz zu pachten. So bildeten sich auch zu diesem Zwecke Aktiengesellschaften von Staatspächtern (societates publicanorum), die einen immer größeren Einfluß im Staate und auf die Staatsverwaltung erlangten. Solche Gesellschaften übernahmen bereits im zweiten Punischen Kriege sämtliche Lieferungen für die Armee, und wohl noch weiter zurück geht die Sitte, auch die Ausführung von Staatsbauten aller Art, also von Tempeln, Straßen, Kloaken und dergleichen, derartigen Gesellschaften im Wege freier

Submission durch die Zensoren zu übertragen. Rechnet man hinzu, daß wahrscheinlich auch die Erträge des Zehnten von den Feldfrüchten und der Hafenzölle in Sizilien und anderwärts an Publikanen verpachtet wurden, so ergibt sich, daß schon eine sehr große Anzahl von Römern von der Landwirtschaft und der mit Landwirtschaft verbundenen Kleinindustrie zur reinen Geldwirtschaft übergegangen war, bemüht, ihre wachsenden Kapitalien möglichst gewinnbringend anzulegen. So haben die Kapitalisten in Italien auch ihrerseits durch Zinswucher den Ruin des Bauernstandes beschleunigt, anderseits bereits in manchen Fällen z. B. gegen Karthago und Korinth den Gang der äußeren Politik beeinflußt (s. S. 529 u. 536). Ihre auf Interessengemeinschaft begründete ständische Organisation als eine mit der Amtsaristokratie wetteifernde Finanzaristokratie war nur noch eine Frage der Zeit. Sie vollzog sich am Anfang der folgenden letzten Epoche der römischen Republik.

Die Lage der Bundesgenossen.

In der Zeit, in welcher ganze Scharen römischer Bürger zu Klienten und Proletariern herabsanken, verschlechterte sich naturgemäß auch die Lage der italischen Bundesgenossen. Allerdings hatte unter dem Eindrucke der Schlacht von Cannä (216 v. Chr.) der Konsular Spurius Carvilius den Vorschlag gemacht, aus jeder Stadt latinischen Rechts je zwei Bürger in den römischen Senat aufzunehmen, um den Latinern eine gewisse Teilnahme an der Regierung zu gestatten und sie dadurch zu um so treueren Bundesgenossen zu machen. Aber dieser Vorschlag war mit Entrüstung zurückgewiesen worden, wie es scheint wohl auch aus religiösen Gründen; es war wohl kein Zufall, daß er gerade von einem Homo novus ausging, der noch dazu früher durch das Beispiel einer leichtfertigen Ehescheidung Ärgernis erregt hatte. Als man aber anfing, das römische Bürgerrecht 183 bis auf Kolonien im cisalpinischen Gallien auszudehnen, weil man den Kolonisten römischer Abstammung nicht mehr zumuten konnte, sich mit dem schlechter gewordenen latinischen Rechte zu begnügen, da hätte man mit gutem Gewissen den eigentlichen Latinern und den Kolonien latinischen Rechtes das volle römische Bürgerrecht, das sie durch ihre Leistungen im Hannibalischen Kriege reichlich verdient hatten, geben können. Aber man erweiterte vielmehr die Kluft zwischen dem Römer und dem Latiner, die durch die Weltstellung Roms ohnehin auffälliger als früher hervortrat, noch mehr, z. B. durch verschiedene Gesetze (leges Porciae), die jeden römischen Bürger unter allen Umständen, in Rom wie außerhalb der Stadt, vor der Prügelstrafe und der Hinrichtung durch einen Magistrat sicherstellten, den Latiner aber nicht. Ferner bürdete man den Bundesgenossen in immer steigendem Maße die Lasten des Krieges auf, von denen sich die römische Bürgerschaft mehr und mehr zu befreien suchte, den Beuteanteil der Bundesgenossen aber bemaß man so gering als möglich, z. B. betrug das Geschenk, das die Soldaten bei einem Triumphe im Jahre 177 erhielten, für die bundesgenössischen nur die Hälfte von dem, was die römischen erhielten. Infolge solcher ungerechten Bedrückungen suchten sich die Latiner durch Einwanderung in die Stadt Rom vielfach ihren Kriegslasten zu entziehen, sie wurden aber durch strenge Zensoren z. B. in den Jahren 187 und 177 aus der Hauptstadt ausgewiesen.

Lage der Provinzialen; die erste quaestio perpetua repetundarum.

Das römische Regiment erschien zunächst an vielen Orten, namentlich im Osten, als ein mildes und gutes, namentlich dann, wenn man vorher einen schlimmeren Herrn oder anarchische Zustände gehabt hatte. Auch haben wirklich manche römische Statthalter wie Cato, Ämilius Paulus, Scipio Ämilianus u. a. ihre weitgehenden Befugnisse mit echt republikanischer Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit zu gunsten Roms und der ihnen anvertrauten Landschaften verwaltet. Aber freilich niedriger stehende Charaktere erlagen der Versuchung, die in der Schrankenlosigkeit ihrer Macht gegenüber den Provinzialen begründet war, und zeigten Habgier, Willkür, Grausamkeit, Untreue und alle die andern Laster, zu denen die Allmacht schwächere Geister zu verführen pflegt, um so mehr, je weniger eine geordnete Kontrolle der Statthalter durch den Senat eingerichtet wurde.

Den Provinzialen stand allerdings ein doppelter Weg offen, um gegen einen Statthalter nach Ablauf seiner Amtszeit Recht zu suchen. Entweder wandten sie sich durch Vermittelung ihres Patrons — das war in der Regel derjenige Senator, der die Provinz eingerichtet hatte, oder einer seiner Nachkommen — an den Senat, und dieser setzte dann eine außerordentliche Untersuchungskommission aus Senatoren ein (quaestio extraordinaria de repetundis), oder ein Volkstribun nahm die Sache in die Hand und zog den angeklagten Statthalter vor das Volksgericht. In beiden Fällen aber war nur dann eine Verurteilung zu erwarten, wenn die Verbrechen des Angeklagten zum Himmel schrieen. Maßvolle Bedrückungen und Erpressungen der Statthalter, ebenso Willfährigkeit dieser Vögte gegenüber der Habgier der römischen Steuerpächter (publicani) und Bankiers (argentarii), die bereits damals Wuchergeschäfte in den Provinzen betrieben, mußten die Provinzialen schweigend und ohne Aussicht auf Rechtshilfe erdulden. Da brachte der Tribun Lucius Calpurnius Piso Frugi, ein Mann, der wegen seiner Sittenstrenge bekannt war und in einem Geschichtswerke über den Verfall der altrömischen Tugenden, besonders der Schamhaftigkeit, herbe Klage geführt hat, im Jahre 149 ein Gesetz durch, das die Einsetzung eines stehenden Gerichtshofes aus Senatoren zur Aburteilung über die angeklagten Statthalter (quaestio ordinaria repetundarum) anordnete. Damit war der erste der stehenden Kriminalgerichtshöfe geschaffen. Sie wurden später auch auf die andern Arten von Verbrechen ausgedehnt. Sicherlich wird diese Maßregel zunächst das schändliche Treiben der römischen Landvögte etwas eingeengt haben; aber es war bedenklich, daß diese im Falle der Anklage nur von Standesgenossen gerichtet wurden.

Ergebnis. Fassen wir die einzelnen Bilder, die wir von den staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen des römischen Volkes entworfen haben, zusammen, so ergibt sich folgendes. Der herrschende Stand, die Nobilität, war um das Jahr 133 v. Chr. in der Mehrzahl seiner Glieder von der altrömischen Sittenstrenge weit entfernt und durch Selbstsucht und sinnliche Begierden verdorben. Aus der Masse des beherrschten Volkes sondert sich bereits der Stand der Kapitalisten und ringt danach, sich neben dem Adel eine Stellung und Einfluß auf die Regierung zu erkämpfen. Die übrige Menge des Volkes wendet sich von dem wenig einträglichen Ackerbau mehr und mehr dem Handwerk, der Industrie und dem Kleinhandel zu, zahlreiche Bürger verfallen auch dem Müßiggange. Besonders das untere Volk der Hauptstadt wird durch die entartende Nobilität systematisch zu einem arbeitsscheuen, eingebildeten, dem Senate willfährigen, käuflichen Pöbel erzogen, der überdies durch Vermischung mit zahlreichen Freigelassenen allmählich ein internationales Gepräge erhält. In der unmittelbaren Umgebung Roms mag sich, gestützt durch die Märkte der Hauptstadt, ländlicher Kleinbetrieb nach Art unsrer modernen „Gartennahrungsbesitzer", deren Wirtschaften sich besonders in der Nähe der Großstädte finden, gehalten haben. Aber in den besten Ackerbaulagen Italiens außer Latium z. B. in Etrurien, Apulien, Kampanien ist der freie Bauernstand im Verschwinden. Die große Anzahl kleiner Landwirte auf dem ehemaligen Stadtgebiete von Capua sind Pächter. Der bäuerliche Ackerbau behauptet sich noch auf dem jungfräulichen Boden der Poebene, wo er durch eine gewinnbringende Schweinezucht unterstützt wird, und in den Bergthälern der Sabiner, Umbrer, Samniten, die für Plantagenwirtschaft weniger geeignet sind. Lukanien und Bruttium haben sich von der Verwüstung des Hannibalischen Krieges überhaupt nicht erholt, große Landstrecken sind dort völlig verödet und zur Kulturstufe bloßer Weidewirtschaft unter unfreien Hirten herabgesunken. — Scheinbar herrschen überall in Italien und in Rom Ruhe, Frieden und Zufriedenheit. Aber es ist die Ruhe vor dem Sturme. Es bedarf nur der führenden Persönlichkeiten, um dem Volke über die Mißwirtschaft der Nobilität die Augen zu öffnen und die Revolution zu entfesseln.

Litteratur, Kunst, Sitte.

Aus den älteren Epochen der römischen Geschichte kennen wir nur sehr bescheidene Keime und Anfänge der Dichtkunst und der prosaischen Rede (s. S. 406 f.). Erst im Zeitalter der Punischen Kriege beginnt sich eine Litteratur im eigentlichen Sinne des Wortes bei den Römern zu entfalten, erst im zweiten Punischen Kriege zog, nach dem Ausspruche eines römischen Dichters, die Muse mit beschwingtem Schritte unter das wilde Kriegervolk des Romulus. Sie brachte zunächst das Epos und die dramatische Poesie mit und gestaltete beide nach griechischen Mustern.

Livius Andronicus.

Als Vater der Dichtung in römischer Sprache gilt mit Recht der etwa 280 v. Chr. in Tarent als Grieche geborene Livius Andronicus. Nach der Einnahme der Stadt im Jahre 272 kam er als Sklave in das Haus des vornehmen Livius Salinator nach Rom. Später erhielt er zum Lohne für den Unterricht der Kinder des Hauses die Freiheit. Das Bedürfnis, seinem Unterrichte ein Schulbuch zu Grunde zu legen, veranlaßte ihn, die Odyssee ins Lateinische zu übersetzen. Er knüpfte also die werdende Litteratur der Römer an den großen Namen Homer, gerade wie der erwachende Hellenismus der Renaissance von Petrarcas Bemühungen ausging, den Homer ins Latein übersetzen zu lassen. Andronicus bediente sich bei seiner Übersetzung des steifen und schleppenden saturnischen Versmaßes, seine Odysia begann: Virúm mihi, Caména, ínsecé versútum. („Nun singe mir, Camene, vom gewandten Manne"). Cicero verglich sie den ungelenken Bildwerken des Dädalus; trotzdem diente sie noch zur Zeit des Dichters Horaz (um 50 v. Chr.) als Schulbuch. Nach dem Ende des ersten Punischen Krieges, im Jahre 240 machte Andronicus im Auftrage der Ädilen den Versuch, die „römischen Spiele" (vom 16.—19. September) durch Aufführung je einer aus dem Griechischen ins Lateinische übertragenen Tragödie und Komödie zu verschönern, wobei er selbst Theaterdichter, Schauspieldirektor und Darsteller der Hauptrolle war. Seitdem bürgerten sich dramatische Vorstellungen nach griechischen Mustern in Rom ein und wurden eines der wichtigsten Mittel der Volksbelustigung. In hohem Alter trat Andronicus auch als Lyriker auf und zwar besonders im Dienste der Staatsreligion. Als Hasdrubals Zug im Jahre 207 v. Chr. noch einmal die Existenz Roms bedrohte, dichtete er ein Prozessionslied, das zur Sühne schlimmer Vorzeichen von einer Schar römischer Jungfrauen gesungen wurde, und als die Götter den römischen Waffen den glorreichen Sieg am Metaurus verliehen hatten, feierte er diese Errettung durch ein Siegeslied, zugleich zum Preise des siegreichen Feldherrn, seines Patrons, des Livius Salinator. Andre traten ihm mit ähnlichen Versuchen zur Seite, so daß noch zu seinen Lebzeiten (er starb etwa 204 v. Chr.) „die Schreiber und Schauspieler" zu einer besonderen Zunft organisiert wurden und im Tempel der Minerva auf dem Aventin ihr Zunftlokal erhielten.

Theater und Bühnenausstattung in Rom.

Das römische Theater blieb auch während der Blüte der dramatischen Kunst ein schmuckloser Holzbau, der allemal nur für das augenblickliche Bedürfnis errichtet wurde. Die erhöhte Bühne hatte die Form eines Rechtecks, war aber länger und tiefer als im griechischen Theater, weil die Orchestra, der für den Chor bestimmte halbkreisförmige Raum vor der Bühne, bei den Römern mit für Schauplätze verwendet wurde. Demnach mußte der Chor, der überdies von den Römern weit spärlicher verwendet wurde, mit auf der Bühne erscheinen, wo sich auch Volksszenen, Gefechte u. a. abspielten. Abgeschlossen war die Bühne (proscaenium) durch eine Brettwand (scaena), die den Hintergrund bildete. Der halbkreisförmig abgegrenzte, nach hinten zu ansteigende Zuschauerraum (cavea) war mit Holzplanken eingefaßt. Sitze gab es im allgemeinen nicht: dadurch sollten vor allem die Weiber vom Theaterbesuch abgehalten

werden. Nur die Magistrate, Priester und Senatoren durften sich seit 194 v. Chr. (s. S. 512) ihren Amtssessel in den Raum vor die Bühne tragen lassen, in dem auch, auf erhöhtem Sitze, der Festgeber Platz nahm. Schon im Jahre 154 v. Chr. hatte man ein steinernes Theater mit größerer Bequemlichkeit für das Publikum zu bauen begonnen, aber Scipio Nasica ließ diesen Bau und ebenso die Aufstellung von Sesseln für Privatleute durch einen Senatsbeschluß verbieten. Erst Mummius errichtete bei seinen Triumphalspielen 145 v. Chr. hölzerne, aufsteigende Sitzreihen (gradus), erst Pompejus im Jahre 55 v. Chr. das erste steinerne Theater für etwa 18000 Zuschauer.

Auch die Ausstattung der Bühne blieb lange Zeit ganz einfach: um so größer war der Spielraum für die Phantasie der Zuschauer. In der Tragödie mit griechischen Personen gingen die Darsteller auf einem Untersatz von Holz oder Leder (crepida, vgl. Abb. 262), der den griechischen Kothurn ersetzte. Daher heißt diese Art der Tragödie fabula crepidata. Römische Helden traten in der purpurbesetzten Toga auf (toga praetexta, daher fabula praetextata = römische Tragödie). In der Komödie mit griechischen

261. Szene einer Palliata auf einem Miniaturbild.

Dieses Miniaturbild stammt aus dem Codex Ambrosianus des Terenz in Mailand und stellt eine Szene aus dem „Phormio“ dar mit den Personen: Demipho, Geta, Phormio, Hegio, Cratinus, Crito. Die Personen sind, bis auf den Sklaven Geta, der barbarische Tracht anhat, alle mit dem griechischen Pallium bekleidet. Die Unterschrift: dic, Hegio. Heg. Ego? Cratinum censeo, si tibi videtur. Dem. Dic, Cratine. Cra. Mene vis? Dem. Te enthält zwei Verse aus Akt III, Szene 3 des Phormio, doch ist die Beziehung der Worte auf das darüberstehende Bild zweifelhaft.

Personen trugen die Darsteller das griechische Pallium, einen weißen oder farbigen Mantel. Deshalb heißt diese Art von Komödien fabula palliata, die national-römische dagegen fabula togata. Abarten der Togata sind die fabula Atellana und der Mimus. — Erst mit dem Verfall der dramatischen Dichtung stellte sich das Bedürfnis nach wirklich künstlerischer Ausbildung der Schauspieler und nach szenischem Pompe ein. Bei der ersten Vorstellung im stehenden Theater des Pompejus trugen z. B. 600 Maulesel die trojanische Beute des Agamemnon über die Bühne.

Nävius (gest. 207 v. Chr.)

Ein weit bedeutenderes Talent als Andronicus und zugleich auch der erste freigeborene Italiker, der sich aus innerem Drange der Litteratur widmete, ja sogar als Charakter noch für uns erkennbar, ist Gnäus Nävius.

Nur wenig jünger als Andronicus, aus Kampanien gebürtig, hatte er während des ersten Punischen Krieges die Waffen getragen. Gegen Ende des Krieges, etwa 30 Jahre alt, kam er nach Rom und trat hier zuerst im Jahre 235 v. Chr. als dramatischer Dichter auf. Aber er war zugleich heißblütiger Parteimann demokratischer Gesinnung und verwebte in seine Theater-

stücke mehr als einen Spottvers auf die Mächtigen seiner Zeit, namentlich die unfähigen Meteller scheint er mit Hohn verfolgt zu haben. Noch ist ein Vers von ihm übrig:

„Fató Metélli Rómae — cónsulés fiunt"
(„Zum Unheil sind Meteller Konsuln Roms geworden"),

samt der Antwort der Betroffenen:

„Malúm dabúnt Metélli Náevió poétae"
(„Leid drohen die Meteller Nävius dem Dichter").

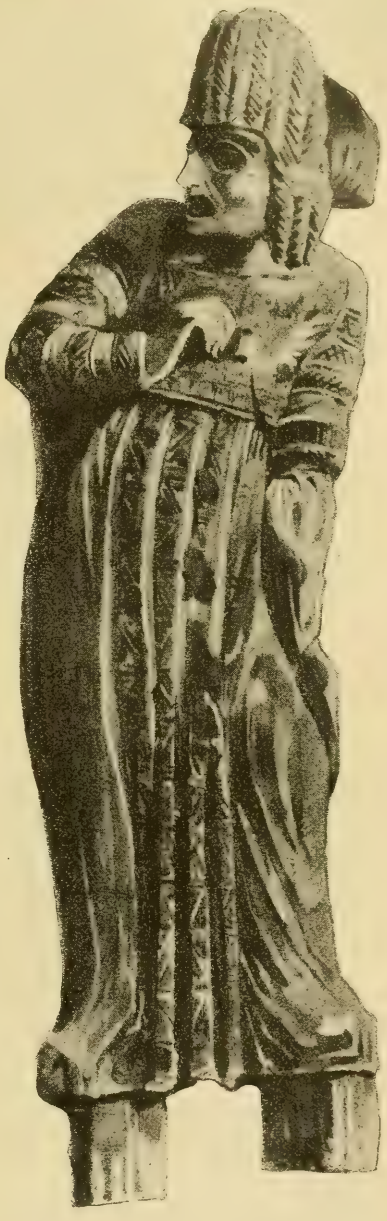
Er büßte seine Spottverse mit Kerker in Rom und später mit seiner Verbannung nach Utica, wo er etwa 202 gestorben ist.

Nävius begnügte sich nicht, wie sein Vorgänger, in der Tragödie nur griechische Stoffe (fabula crepidata), wie „Das trojanische Pferd", „Andromache", „Danae", „Iphigenia", zu behandeln, sondern wurde der Erfinder einer neuen Gattung, der sogenannten fabula praetextata, in der nationale Stoffe herangezogen und besonders bei Leichenspielen und Triumphen verwertet wurden. Berühmt war sein „Romulus", in dem zuerst die von Griechen ausgebildete Gründungsfabel der Tiberstadt dramatisch bearbeitet war, ferner „Clastidium", worin der siegreiche Zweikampf des Marcellus mit dem gallischen Anführer Viridomarus (222 v. Chr.) den Mittelpunkt bildete. Auch in der Komödie beschritt Nävius neue Bahnen, indem er die griechischen Vorbilder des Menander u. a. nicht einfach übersetzte, sondern sie durch Einfügung echt römischer Gestalten und politischer Anspielungen schmackhafter und wirksamer machte. So finden sich in seinen Komödien z. B. Präneſtiner und Lanuviner als Typen des italischen Kleinbürgertums.

Bereits in vorgerücktem Alter beschenkte Nävius sein Volk auch mit dem ersten nationalen Epos, einer dichterischen Darstellung des ersten Punischen Krieges (Bellum Poenicum). Doch behandelte er einleitungsweise auch die römische Urgeschichte vom Untergang Trojas an und die Fahrt des Äneas nach Latium. Dabei ließ der Dichter den Äneas auch bereits bei Dido in Karthago einkehren und erklärte den unauslöschlichen Haß zwischen Römern und Karthagern durch den Haß der verschmähten Karthagerin gegen den Ahnherrn Roms. Romulus ist nach Nävius der Enkel des Äneas, er kennt also noch nicht die albanische Königsreihe. Das Gedicht war reich an spannenden Situationen und voll von einem gesunden Realismus, der ihm noch in den spätesten Zeiten des Römertums Bewunderer erwarb. Das Versmaß war auch hier noch der ungefüge Saturnier, aber doch in besserer Form als bei Andronicus; die Sprache, schlicht und ungekünstelt, erinnert an die Inschriften der Scipionensarkophage, z. B.:

„Transít Melitám Románus — ínsulam, íntegram óram
Urít, populátur, vástat — rem hóstiúm concínnat."

„Nach Malta geht der Römer, dem unversehrten Eiland,
Verbrennt, verheert, verwüstet, trägt Feindeshab' zusammen."



262. Tragischer Schauspieler.

Polychrome Elfenbeinstatue, gefunden unter den Ruinen einer Villa bei Rieti.

Die bartlose Maske mit ältlichen Zügen hat so weite Ausschnitte, daß Mund, Augen und Augenbrauen des Schauspielers darunter deutlich wahrnehmbar sind. Der Ausdruck des Gesichts zeigt grimmige Wut, die Augen funkeln, der Mund ist zu leidenschaftlicher Rede weit geöffnet. Die ganze Bewegung des Körpers ist die zorniger Abweisung (nach Baumeister). Die Gestalt trägt einen reichverzierten, langherabfallenden, engärmeligen, hochgegurteten griechischen Leibrock (poikilon) und wandelt auf hohen hölzernen Kothurnen (crepidae).

Ennius (239 bis 168 v. Chr.).

Vielseitiger als Nävius, auch formgewandter, aber nicht so voll von frischer Originalität war der Kalabrese Quintus Ennius.

Geboren 239 v. Chr. zu Rudiä in Kalabrien, wuchs er in einem Gebiete auf, in dem nebeneinander Griechisch, Oskisch und Lateinisch gesprochen wurde. Seine große Gewandtheit in sprachlicher Formgebung ist wohl besonders auf diesen Umstand zurückzuführen. Im Hannibalischen Kriege diente er unter den Bundesgenossen, avancierte zum Centurio und trat in Sardinien bereits dem wenig jüngeren Quästor Cato (204) näher, der ihn gegen Ende des Krieges mit nach Rom brachte. Seine bescheidene Klause auf dem Aventin teilte er mit dem Komödiendichter Cäcilius und kam durch Privatunterricht und Vorlesungen allmählich mit den Scipionen,

263. Tragischer Schauspieler nach dem Siege. Nach Mus. Borbon.

Das Bild zeigt einen Schauspieler unmittelbar nach Beendigung des Wettkampfes. Noch trägt er das Königskostüm, nur die Maske hat er abgelegt, und diese ist an einem Gestelle angebracht, vor dem eine (allegorische) Frauengestalt kniet. Diese schreibt auf ein Brett eine auf den Sieg des Schauspielers bezügliche Inschrift. Das beschriebene Brett mit der Maske soll dann als Siegeszeichen an der von dem Diener gehaltenen Stange befestigt und aufbewahrt werden. (Nach Baumeister.)

Fulviern und andern edlen Geschlechtern in Verbindung. Sein vornehmster Gönner war der ältere Scipio Africanus; im Gefolge des Konsuls Marcus Fulvius Nobilitor machte er 189 den Feldzug gegen die Ätoler mit, das erste Mal, daß einem römischen Dichter eine solche Ehre zu teil wurde. Als 184 der Sohn dieses Fulvius die Kolonien Potentia und Pisaurum im Picenterlande einrichtete, erhielt auch Ennius dort ein Landgut und damit das römische Bürgerrecht. Er starb im Jahre 168 in Rom an Podagra.

Ennius war als Dichter ein echter Südländer, kraftvoll in seiner Phantasie, geschickt zu theatralischem Effekt, aber auch wahren Gefühlen zugängig und heißblütig in der Darstellung der Leidenschaft. Daher kommt das Pathetische seiner Verse und Wortfügungen. Er verband damit ein feines Gefühl für Anmut und Sauberkeit der sprachlichen Form. Ein solcher Mann that dem damaligen Latein not: es war trotz

Andronicus und Nävius durch den gesteigerten Gebrauch der Sprache im öffentlichen wie im privaten Verkehr, durch Nachlässigkeit der Aussprache, durch Mischung mit fremden Idiomen in Gefahr, seine schönen Flexionsendungen zu verlieren und vor der glänzenderen und wohllautenderen griechischen Schwester zur dienenden Magd des gewöhnlichen Lebens herabzusinken. Diese Vernachlässigung der lateinischen Sprache bekämpfte Ennius mit allen Mitteln, vor allem aber wurde er durch das Vorbild seiner eignen dichterischen Sprache ein wirksamer Spracherhalter und Sprachbildner für Jahrhunderte. „Die Herrschaft zweisilbiger Wörter und Formen nahm unter dem Einfluß des daktylischen Rhythmus, welcher ein reicheres Wellenspiel mehrsilbiger Wortfüße begünstigte, ein Ende; das strenge Entweder — Oder von Kürze oder Länge verjagte das leichtfertige Gesindel mittelzeitiger Silben, jeder Vokal und Konsonant kam zu seinem vollen Recht, und so entwickelte sich der majestätische Faltenwurf des römischen Idioms, welchem die Herrschaft über die Welt beschieden war."

Am wenigsten hat Ennius in der Komödie geleistet; seine Begabung führte ihn mehr zum ernsten Drama und zum Epos. In seinen zahlreichen Tragödien — 22 Titel werden erwähnt — hat er besonders den troischen Sagenkreis bevorzugt, aber auch zwei nationalrömische Stoffe hat er dramatisch behandelt, den „Raub der Sabinerinnen" und den zeitgenössischen Stoff „Ambracia". Völlig umgestaltet hat er die römische epische Poesie, indem er statt des steifen, zweischenkeligen Saturniers, in dem sich Andronicus und Nävius abgequält hatten, den herrlichen daktylischen Rhythmus, den epischen Hexameter, von den Griechen herübernahm. Aber nicht sofort kam Ennius auf diesen erlösenden Gedanken. Das erste größere epische Gedicht, das wir von ihm kennen, sein „Scipio", ein begeisterter Lobpreis der Heldenthaten seines Gönners, war in trochäischen Tetrametern abgefaßt. Berühmt war darin die Stelle, worin sogar die Natur dem großen Scipio, der nach Afrika übersetzt, in lautloser Stille huldigt:

„Weit und breit in tiefem Schweigen steht des Himmels Weltenraum,
Selbst Neptun, der grimme Meergott, läßt die rauhen Wogen ruh'n,
Sonnengott hemmt seiner Rosse flügelraschen Windeshuf,
Stille stehn die ew'gen Ströme, und kein Lufthauch webt im Baum."

Leider ist dieses Epos, das etwa gleichzeitig mit dem Friedensschluß 201 vollendet wurde, bis auf wenige Verse verloren.

Der Erfolg spornte Ennius zu seiner größten Leistung an, die er bald nach dem Ende des Hannibalischen Krieges begann. Die Unvollkommenheit des „Bellum Poenicum" des Nävius, namentlich in metrischer und sprachlicher Hinsicht, ließ den Gedanken nicht verwegen erscheinen, dasselbe Unternehmen nochmals zu beginnen und bis zum Ende des zweiten Punischen Krieges fortzuführen. So entstand in mehr als zwanzigjähriger Arbeit das Riesenwerk der „Annalen" des Ennius in 18 Büchern mit etwa 30000 Hexametern, von denen ungefähr 600 erhalten sind. Wie nachmals Dante, der Sänger der divina comedia, so eröffnete Ennius seine „Heldenchronik" (annales) mit einer Vision, die seine Weihe beglaubigen sollte. „Auf dem Parnaß, so gab er an, sei ihm im Traume Homers Schatten erschienen, der, aus den Tiefen der acherusischen Räume emporgestiegen, ihm die Geheimnisse der Schöpfung und des Lebens nach dem Tode offenbart, ihm vertraut habe, wie seine eigne Seele, ehemals von einem Pfau beherbergt, später von ihm auf den weisen Pythagoras und nach dessen Dahinscheiden durch unbekannte Mittelstufen auf den rudinischen Sänger übergegangen sei. So belehrt habe er den ihm anvertrauten immergrünen Kranz der Poesie vom Helikon herabgebracht, um ihn unter Italiens Völkern prangen zu lassen."

Das große Werk führte den Leser von der Zerstörung Trojas zur Gründung Roms durch Romulus und Remus, die Enkel des Äneas, die Söhne des Mars, dann durch die Königszeit und die Anfänge der Republik zur Geschichte der Unterwerfung Italiens, ferner zur Überwindung Karthagos und der Könige des Ostens. Der zweite Punische Krieg bildete wohl den Mittelpunkt der großartigen Dichtung. Sie hat in der römischen Litteratur ihresgleichen nicht gefunden und wurde noch in der Zeit des Kaisers Hadrian bewundert. Noch später sogar zogen Rhapsoden, die Teile der Annalen vortrugen, in Italien von Ort zu Ort und wurden gern gehört. Und als im 14. Jahrhundert die lateinische Litteratur ihre Auferstehung feierte, knüpfte Petrarca mit seinem lateinischen Epos „Afrika" an die Leistungen des großen Kalabresen an.

Was Ennius außer seinen Dramen und seinen Epen geschaffen hat, war meist philosophisch-didaktischen Inhalts, oder es diente der Unterhaltung. Sein Gedicht „Epicharmus" — der Name ist von einem sizilischen Komödiendichter hergenommen — verdolmetschte den Römern die Anschauungen der mittelitalischen Griechen über die Entstehung der Welt. Andres, was er ins Latein übersetzte, war leichterer, ja frivoler Natur. Wie er die Herkunft aus dem gräcisierten Süden in seiner Freude am Becher und am üppigen Mahle nicht verleugnete — er übersetzte in den „Heduphagetica" die leckeren Kochrezepte eines griechischen Feinschmeckers in

lateinische Hexameter — so war er auch ganz Kalabrese in der unrömischen, leichtfertigen Auffassung der Religion. Sicherlich war er selbst durch den Pythagoreismus hindurch zur Verachtung der alten Göttermythen gelangt, sonst hätte er nicht die seicht rationalistische Aufklärung des berüchtigten Romans „Heilige Legende" des Agrigentiners Euhemerus durch eine Übersetzung ins Lateinische seinen römischen Landsleuten vermittelt. In dasselbe Gebiet gehören seine „Jonischen Unterhaltungen" und der sogenannte „Sota" — abgekürzt aus dem Namen des Autors Sotades — Plaudereien humoristischen, oft auch schlüpferigen Inhalts, für welche sich unter den Vornehmen Roms bereits ein Lesepublikum fand. Den mittleren und unteren Schichten des Volkes blieben diese zweifelhaften Erzeugnisse griechischen Raffinements wohl zunächst fremd. Etwas höher standen die Satiren (saturae) des Ennius. Der Name dieser Art von Satire ist von einem aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Gerichte (satura lanx) hergenommen und bezeichnet eine Dichtungsgattung, die aus inhaltlich und formell verschiedenen Stücken besteht. Da gab es Stücke belehrenden und scherzhaften Inhalts in buntem Durcheinander, daneben auch Dialoge über philosophische Gegenstände in wechselndem Versmaß. Erst später (s. S. 561) ist der bis heute feststehende Begriff der Satire als einer Wahrheitspredigerin im Gewande des Scherzes und der Ironie ausgebildet worden.

Alles in allem war Ennius der vielseitigste und wohl auch der fruchtbarste Dichter, den die römische Sprache gehabt hat; und wenn seine pathetische Weise auch nicht der rührenden Naivität des Homer an Wirkung gleichkam und wenn auch seine Dramen im wesentlichen nur Nachbildungen griechischer Originale waren, so verdient er doch wegen seines schöpferischen Talentes und als Sprachmeister unsre volle Anerkennung. Welche Achtung er in Rom noch nach Jahrhunderten genoß, zeigt die Grabschrift, die ihm ein unbekannter Verehrer, vielleicht der gelehrte Varro, dichtete:

„Schauet, o Bürger, hier des greisen Ennius Bildnis:
Was eure Väter gethan, sang er in bleibendem Vers.
Niemand traure um ihn, noch wein' er ob seiner Bestattung.
Fragt ihr warum? Er lebt, lebet in euerem Mund!"

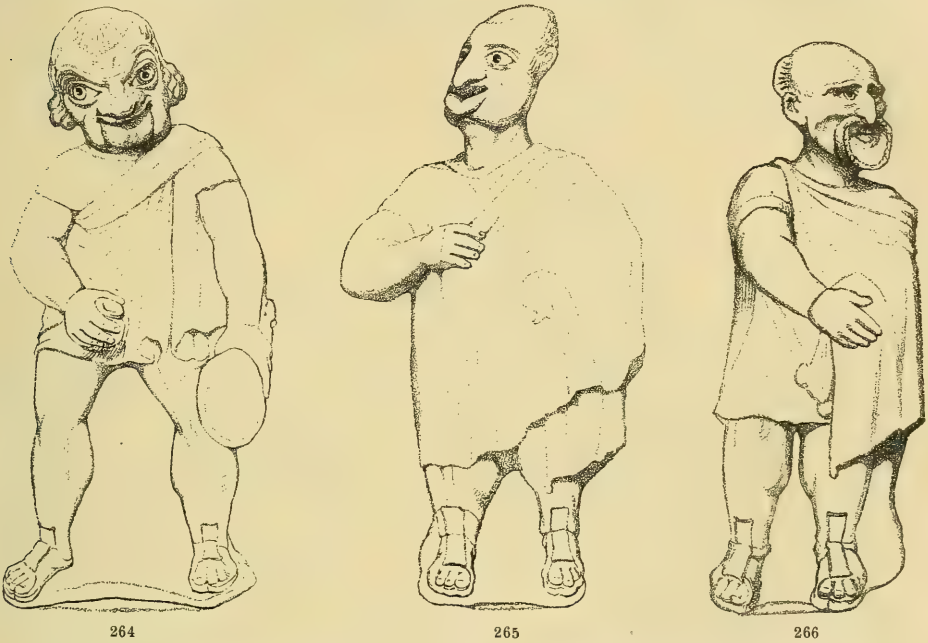
Plautus (ca. 250 bis 184 v. Chr.).

Etwas älter als Ennius, aus dem Dichterkreise des Nävius hervorgegangen, ist der Meister der „Komödie in griechischem Kostüm" (fabula palliata) Titus Maccius Plautus.

Etwa 250 v. Chr. zu Sarsina in Umbrien geboren, war er als armer Jüngling nach Rom gekommen und hatte als „Kulissenschieber" bei den Theatergesellschaften soviel verdient, daß er Handelsreisen unternehmen konnte. Aber er hatte Unglück und mußte sich nach seiner Rückkehr bei einem Müller in Rom zum Drehen der Handmühle verdingen. In dieser kläglichen Lage trat ihm die komische Muse tröstend zur Seite. Er gedachte der Komödien, die er als Theaterdiener gehört und gesehen hatte, und fing selbst an, solche zu dichten oder vielmehr nach griechischen Mustern zu bearbeiten. Er hatte Erfolg, kam in bessere äußere Verhältnisse und blieb dann, etwa 40 Jahre lang, Komödiendichter bis zu seinem Tode (184 v. Chr.).

Das ist alles, was wir vom Leben des genialen Mannes wissen. Dagegen sind wir über seine Werke um so besser unterrichtet; denn 20 seiner Komödien sind uns vollständig, eine 21. wenigstens in Trümmern bekannt, und zwar ist uns die größere Hälfte dieser Komödien in einer uralten Mailänder Handschrift, den sogenannten Ambrosianischen Palimpsesten, erhalten. Plautus entnahm seine Stoffe der jüngeren attischen Komödie, besonders den Stücken des Menander, Philemon, Diphilos. Demnach sind die Stücke des Plautus vorzugsweise Charakterstücke, nur der „Amphitruo" ist eine mythologische Komödie, in der Jupiter in der Rolle des Titelhelden und Mercur in der Dienerrolle auftreten und mit ihren menschlichen Doppelgängern eine „Komödie der Verwechselungen" aufführen. Das jüngere attische wie das ihm nachgebildete plautinische Lustspiel ist ein bürgerliches. Der Schauplatz ist das Bürgerhaus; die Stoffe behandeln die Leidenschaften der Familienväter, die Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn, die Verhältnisse beider zu den Parasiten und den Hausklaven, vor allem aber die Liebesverhältnisse des Sohnes. Solche Liebeshändel aber waren mit der künftigen Gattin im allgemeinen unmöglich, da ein geselliger Verkehr zwischen unverheirateten Söhnen und Töchtern besserer Familien nach antiker Sitte nicht stattfand, und da die Ehe ohne vorhergehende Liebeswerbung des Jünglings einzig und allein nach dem Wunsche der Eltern geschlossen wurde. Deshalb trat, wie im wirklichen Leben, so auch in der Komödie an Stelle des umworbenen jungen Mädchens „das lockere Völkchen der Hetären", deren Gunst und Liebe sich der noch unvermählte junge Mann um so eifriger zu erwerben suchte, je mehr eine solche lockere „Freundin" durch Schönheit, Koketterie und Schelmerei ihn zu bezaubern verstand. Der Widerstand des Vaters, Mangel an Geld, die Bemühungen eines Nebenbuhlers, die Machinationen eines Kupplers oder einer Kupplerin, die Bundesgenossenschaft eines pfiffigen Sklaven führen in dem Stücke komische Konflikte herauf, die wohl einmal in eine Heirat mit der Geliebten auslaufen, wenn sie sich durch Lüftung eines Schleiers, der über ihrer Herkunft schwebte, zufällig als eine noch reine Freigeborene entpuppt, öfter aber noch dazu führen, daß der leichtsinnige Sohn der „Freundin" entsagen und sich einer legitimen Ehe mit einer ihm vom Vater bestimmten Braut bequemen muß.

Aber das Liebesmotiv ist nicht das einzige, das Plautus seinen Zuhörern vorführt: eine ganze Reihe menschlicher Leidenschaften ist vielmehr in seinen Charakterfiguren ausgeprägt. Außer dem leichtfertigen, verliebten, pietätlosen Jüngling und der reizenden, witzigen, oft aber auch intriganten und habgierigen Hetäre und ihrem schmutzigen Hüter, dem verworfenen Kuppler, lernen wir den Geizigen kennen, und zwar nicht nur in einer Rolle zweiten Ranges als knauserigen Vater oder schamlosen Wucherer, sondern als den Hauptträger der Handlung im „Goldtopf" (aulularia); diese meisterhafte, beinahe ergreifende Charakteristik des Geizes hat der Franzose Molière in seinem „Geizhals" (L'avare) nachgeahmt. Typisch ist ferner die Figur des verschmitzten Sklaven, der besonders in den Rollen des Chrysalus (Goldmann) in den „Bacchides" und des Pseudolus (Lügner) in dem gleichnamigen Stücke als kaltblütiger Ratgeber der Söhne in Liebeshändeln und Konflikten mit den Vätern und als unermüdlicher Erfinder tückischer List und schlauer Einfälle, durch die er sich vor harter Strafe und den jungen Herrn aus schwerer Verlegenheit rettet, geschildert wird. Schon ein Dichter der älteren attischen Komödie, Eupolis, hatte in seinen „Schmeichlern" die Parasiten des reichen Atheners Kallias als einen Chor von Dämonen dargestellt, deren Körper eigentlich nur aus Bauch und Darm bestanden. Die



264 265 266

264—266. Terrakottastatuetten, Figuren aus der Palliata darstellend. Nach Hertz in der „Arch. Zeitung".
264 Schmarotzer mit Salbfläschchen und Schabeisen. 265 Übermütiger, geckenhafter Bankier.
266 Der schlaue Geldprotz.

Figur des Schmarotzers, der sich für seine Schmeicheleien am Tische des Gönners reichlich entschädigt, gehörte zu den stehenden der jüngeren attischen Komödie. In Rom bot die bereits in Plautus' Zeit entartende Einrichtung des Klientenwesens eine gewisse Ähnlichkeit. Parasiten finden sich auch in den meisten Stücken des Plautus mit drastischem Realismus, der wohl die Vorlage noch überbot, gezeichnet. So scheint in den „Captivi" (Die Gefangenen), einem übrigens mehr ernsten Familienrührstück, die Gestalt des Ergasilus zur besonderen Erheiterung des Publikums erfunden und nach römischen Mustern ausgestaltet zu sein. Gleich zu Anfang des ersten Aktes tritt die dickbäuchige, dünnbeinige, durch Glatze, fettglänzendes Antlitz und lüsterne Augen ausgezeichnete Gestalt des Ergasilus auf und charakterisiert in längerem Monolog sich selbst und die ganze eßlustige Schar der Schmarotzer. Einige Verse daraus mögen als Probe der derben Komik angeführt werden:

„Zur Ferienzeit, wenn der Patron aufs Landhaus zieht,
Gibt's böse Zeiten auch für unsern gier'gen Zahn.
Grad wie zur heißen Zeit die Schneck im Dunkeln kriecht,
Vom eignen Safte zehrend, wenn kein Tau mehr fällt,
So schleichet auch der arme Parasit im Dunkeln nur
Und zehret von dem eignen Fett zur Ferienzeit,
Wenn die, die sonst ihn füttern, auf dem Lande sind.
Zur Ferienzeit schrumpft er zum dürren Jagdhund ein;

Ist der Patron zurück, so schwillt der Parasit
Gar frei und frech wie ein Molosserhund.
Doch, Parasit, beim Herkules, werd' prügelhart
Und dulde, daß man Töpfe dir am Kopf zerschlägt,
Sonst sei Sackträger lieber am Dreibogenthor."

Nicht weniger lächerlich und ebenso nach dem Geschmacke des römischen Publikums war die Figur des mit Kriegs- und Liebesabenteuern prahlenden Offiziers, den Plautus nach einem unbekannten Vorbilde am sorgfältigsten als „Pyrgopolinices" („Turm- und Stadtbezwinger") im „Miles gloriosus" („Der ruhmredige Krieger") gezeichnet hat. Auf langen Beinen, den mächtigen Oberkörper von der purpurnen Chlamys umflattert, den blinkenden Helm mit wehendem Federbusch auf dem Haupte, an der Seite ein riesiges Schwert, das Haupt von wallender Lockenperücke umrahmt, das Lächeln des Adonis auf den Lippen, so stelzt der Unbezwingliche und Unwiderstehliche über die Bühne und türmt mit stolzen Worten ganze Berge erschlagener Feinde auf, um dann vor der geringsten wirklichen Gefahr feig zurückzuweichen. Hekatomben von Frauenherzen sind seiner Unwiderstehlichkeit zum Opfer gefallen, dabei aber

267. Szene aus Plautus' Komödie „Der ruhmredige Krieger". Nach Mus. Borb.

Die große Gestalt mit Speer und purpurner Chlamys ist der ruhmredige Krieger; der Mann rechts von ihm sein Parasit, in „verschmitzt unterwürfiger Haltung"; die drei Jünglinge sind Statisten. Die zu beiden Seiten der eigentlichen Szene sitzenden Greise sind Rhabdophoren (Stabträger), die die Theaterpolizei ausüben.

läuft er jeder Dirne nach, läßt sich in die plumpsten Fallen locken und wird von den Weibern unsäglich ausgelacht. — Man muß zugeben, daß der „Bramarbas" ebenso wie der Parasit des echten Gegenstückes im römischen Leben nicht ganz entbehrte, im übrigen aber darf man die gesellschaftlichen Bilder, die uns Plautus entrollt, namentlich die Familienbilder, in denen an Stelle der Pietät zwischen Vater und Sohn ein wüster Streit um Geld und leichtsinnige Liebeshändel getreten ist, nicht für getreue Spiegelbilder römischer Verhältnisse halten. Es ist ganz undenkbar, daß schon zu Plautus' Zeit, also um 200 v. Chr., die altrömische väterliche Gewalt (patria potestas) vollkommen erloschen gewesen, die Hausherren eine so traurige Rolle dem verschmitzten Sklaven gegenüber gespielt, das ganze Leben durch eine so offen und ohne Scheu betriebene Erotik vergiftet gewesen sein sollte. Wir dürfen nicht vergessen, daß Plautus im wesentlichen griechische Sittenzustände schildert. Daraus, daß man in Rom für die Darstellung solcher fremden Verkommenheit ein Schaupublikum fand, darf man noch nicht schließen, daß die Zuschauenden nach denselben Grundsätzen wie die Bühnenfiguren zu handeln pflegten. Sonst müßte man ja auch alle diejenigen, die in unserer Zeit die frivolen französischen Operetten und die Pariser Ehebruchsdramen ansehen, für gleich leichtfertig halten mit den erdichteten Personen, deren geschickte Darstellung sie beklatschen. Der Römer sah die griechische

Liederlichkeit auf der Bühne mit dem stolzen Gefühl, daß es in seinem Hause anders und besser zugehe. Wohl aber kann man sagen, daß die fortwährende Darstellung so verdorbener Jünglinge, wie sie in den Komödien des Plautus und andrer auftreten, mit dazu beigetragen haben werden, lockere Ansichten über Hetärenwesen, Hintergehung der Väter u. a. zu verbreiten.

Terenz (ca. 200 bis 159 v. Chr.).

Vornehmer und anständiger in Ton und Haltung ist die Muse des Publius Terentius Afer.

Geboren in Afrika ums Jahr 200 v. Chr. kam der Knabe als Sklave nach Rom in das Haus des vornehmen Terentius Lucanus, der ihn aufs sorgfältigste erziehen ließ und später mit der Freiheit beschenkte. Seine hervorragende geistige Begabung verschaffte ihm den Zutritt zu dem Kreise des Scipio Æmilianus und des Gaius Lälius. Im Verkehre mit diesen durch Bildung des Verstandes und des Gemütes gleich hochstehenden Männern klärte sich sein Latein zu hoher sprachlicher Reinheit ab. Ihnen verdankte er die Anregung, die Komödien des Menander in einer reineren, höheren ästhetischen Ansprüchen genügenden Form wiederzugeben, als es der volkstümliche und gröbere Plautus gethan hatte, dessen ganze Sphäre diesem ideal gestimmten Kreise nicht zusagte. Es wurde sogar behauptet, daß Stücke des Terenz ganz oder teilweise von seinen vornehmen Gönnern verfaßt seien, die nur mit ihrem Namen nicht hervortreten wollten. Terenz selbst hat das Gerücht, das vielleicht nicht ganz der Begründung entbehrte, da er dem Scipio und Lälius wahrscheinlich jedes Stück vor der Aufführung vorlas und im Verein mit ihnen verbesserte, auch gar nicht zurückgewiesen: er sagt im Prolog zu seinen „Adelphi" („Die Brüder"):

„Und wenn Mißgünst'ge sagen, daß gar edle Herrn
Mich unterstützen und beim Dichten mir Gehilfen sei'n,
So halt ich selbst, was ihnen dünkt ein großer Schimpf,
Für Lob, wenn denen meine Muse gut gefällt,
Die bei euch allen, bei dem ganzen Volk beliebt,
Die beste Kraft euch widmen, wie's die Zeit erheischt,
Im Krieg, im Frieden, im Geschäft und jedem gern."

Seine Dramen gewinnen dadurch für uns nur an Interesse, wenn wir wissen, daß sie die Zensur der besten Römer seiner Zeit passiert haben und deswegen zugleich als ein Zeugnis des Geistes dieser Männer angesehen werden können.

Im Jahre 166 v. Chr. wurde als Erstlingskomödie des Terenz seine „Andria" nach einem Muster Menanders aufgeführt, ein vornehm und edel gehaltenes Familienstück, in dem ein gutmütiger Jüngling, Pamphilus, gegen den Willen des Vaters doch noch seine Geliebte Glycerium als Gattin heimführen darf, da sie als eine, lange Zeit verschollen gewesene Schwester der ihm vom Vater bestimmten Braut Philumena nachgewiesen wird. Aber auch diese geht nicht leer aus, sondern erhält den schon längst nach ihr schmachtenden Charinus (dessen Gestalt Terenz aus der Perinthia des Menander entlehnt hat) zum Gatten. Weniger Beifall erntete die im Jahre 165 v. Chr. aufgeführte „Hecyra", aus deren Darstellung das Volk, ohne das Ende abzuwarten, davonlief: der feinere Geschmack des Scipionischen Kreises war eben noch nicht in den breiteren Schichten des Volkes durchgedrungen. Im Jahre 163 folgte der „Hautontimorumenos" („Der Selbstquäler"), 161 der „Eunuchus", der so gefiel, daß die Aufführung sofort wiederholt werden mußte und der Dichter 8000 Sesterzen (gegen 1500 Mark) Honorar erhielt. Noch in dasselbe Jahr gehörte der „Phormio". Als das vollendetste der Stücke des Terenz gelten die „Adelphi" („Die Brüder"), die im Jahre 160 an den Leichenspielen des Æmilius Paulus aufgeführt worden sind.

Die Handlung dieses berühmten Stückes, dessen Hauptwert in der psychologischen Entwickelung, in der Ausführung der „beiden entgegengesetzten brüderlichen Charaktere und in der sittlich-pädagogischen Frage liegt, der sie als Beispiel dienen", ist kurz folgende: Der rauhe polternde Demea hat zwei Söhne, Äschinus und Ctesipho. Der ältere, Äschinus, ist von seinem unverheirateten Oheim Micio adoptiert und mit großer Sanftmut und Milde erzogen worden, zum Ärger des leiblichen Vaters, der durch Härte und Strenge aus Ctesipho einen Mustersohn heranzubilden gedenkt. Aber beide Söhne haben eine Liebschaft: der ältere mit einem armen, aber freigebornen Mädchen, Pamphila, der Tochter des Hegio, der jüngere leichtfertigere, aber äußerlich vorsichtigere Sohn mit einer Saitenspielerin, die sich in den Händen des Kupplers Sanio befindet. Der Not des jüngeren Bruders hilft Äschinus, indem er dessen Geliebte gewaltsam aus dem Hause des Kupplers entführt; doch soll der Kuppler später aus der Tasche des Vaters den Kaufpreis erhalten. Durch diese That kommt Äschinus in Konflikt mit seiner Geliebten Pamphila, die ihrer Entbindung entgegensieht, und mit deren Vater Hegio, ferner mit seinem Adoptivvater Micio und endlich mit seinem leiblichen Vater Demea, der nun in schwerem Irrtum befangen seinen Ctesipho, für den doch die Entführung geschah, für einen Ausbund von Tugend, den Äschinus für gänzlich verdorben hält. Aber es kommt an den Tag, daß Äschinus die Saitenspielerin in selbstloser Absicht geraubt hat. Micio gestattet ihm, als er den Ernst der Neigung seines Pflegesohnes erkennt, die Pamphila zu heiraten, und endlich kommt auch Ctesiphos schlimmere Liebschaft und Heuchelei zur argen Demütigung Demeas ans Licht.

Danach ist Demea wie verwandelt: er ist mild gegen Ctesipho und gewährt ihm die Hochzeit mit der Saitenspielerin, der alte arme Hegio, der Schwiegervater des Aschinus, erhält ein Ackerstück, Micio wird zur Ehe mit der alten Sostrata beredet, weil sie so allein sei, und sogar der intrigante Sklave Syrus erhält die Freiheit. Die beiden alten und die beiden jungen Brüder stehen während der Handlung in scharfem Gegensatz zu einander, doch am Schluß erfolgt ein allgemeiner rührender Ausgleich: alle sollen eine Familie bilden. Es siegt also die Milde und Sanftmut über die rauhe Strenge und Gefühllosigkeit.

Auf der Höhe seines Ruhmes trat der etwa 40jährige Terenz 159 v. Chr. eine Reise nach Athen an, um das attische Bühnenwesen zu studieren und sich Anregung zu neuem Schaffen zu holen. Aber bei der Rückfahrt wurde er durch Sturm am Kap Malea zum Landen gezwungen, sein Schiff mit den neuerworbenen Handschriften Menandrischer Lustspiele ging unter; er selbst starb bald darauf zu Stymphalus in Arkadien.

Das nationale Lustspiel.

Mit Terenz hört die frische Produktion auf dem Gebiete der fabula palliata auf; man hatte in Rom 80 Jahre lang von den Stoffen und Gestalten der jüngeren attischen Komödie gezehrt: schließlich ging der Vorrat zu Ende, und man begnügte sich, die vorhandenen Palliaten, namentlich die des Plautus und Terenz in immer neuen Überarbeitungen wieder aufzuführen. Aber daneben erwuchs den Römern auch ein nationales Lustspiel, in dem „Togaleute" auftraten (fabula togata). **Leider ist uns von diesen nationalen Lustspielen, die das Leben und Treiben des mittleren und unteren Volkes in Italien zwischen 200 und 100 v. Chr. schilderten, kein einziges erhalten. Wir haben nur Titel und geringe Bruchstücke.**

Der Schauplatz ist nicht Rom selbst, sondern Latium und andre Gegenden Italiens. Nicht Helden und Personen des hohen Adels traten in der Togata auf, sondern Bauern, Krämer und Handwerker. Der Sklave ist nicht der übermütige Intrigant des Hauses, sondern auf die untergeordnete Rolle zurückgedrängt, die er in Italien wirklich spielte. Weibliche Provinzialtypen sind z. B. das Mädchen aus Setia, die Insubrerin, die Frauen aus Brundisium u. s. w. Die Ehefrauen (matronae) spielen eine viel wichtigere Rolle als in der griechischen Komödie; man unterhält sich darüber, wie man den Gemahl am leichtesten regiere, und trotzdem die Ehescheidung ein oft behandeltes Thema war, zeigen doch Titel wie: „Die Gatten", „Die Schwestern", „Die Schwägerinnen", „Die Tanten", „Die Schwiegermutter", daß die Familienbande noch viel festere waren als in Hellas. Freilich bekunden auch gerade die Fragmente der Togaten die Zersetzung des nationalen Lebens, den Fortschritt der Gräcisierung. In einer Togata des Afranius spielt bereits eine griechische Buhlerin aus Neapel die Hauptrolle, und derselbe Dichter hat sich auch nicht gescheut, den griechischen Buhlknaben auf die Bühne zu bringen. Außer Afranius, der etwa 150 v. Chr. geboren war, dichteten Togaten Titinius, ein römischer Plebejer, Zeitgenosse des Terenz, den er aber überlebte, und Titus Quintius Atta, der im Jahre 77 v. Chr. in Rom starb.

Die Tragödie. Pacuvius und Accius.

Die Tragödiendichtung des Ennius wurde fortgesetzt durch seinen Neffen Marcus Pacuvius, einen Römer aus der Kolonie Brundisium, der etwa 220 v. Chr. geboren und etwa 132 in Tarent gestorben ist. Elf seiner Tragödien gehörten der aus dem Griechischen entlehnten fabula crepidata **an, eine zwölfte war eine nationale** (praetexta) **und behandelte den Sieg des Konsuls Ämilius Paulus über Perseus von Makedonien** (168).

Der bedeutendste römische Tragiker war Lucius Accius. Accius' Dramen galten wegen ihrer erschütternden Tragik und wegen ihrer edlen, lebhaft bewegten Sprache, die bereits durch Aufnahme zahlreicher rhetorischer Elemente dem spezifisch römischen Geschmacke entgegenkam, noch in Ciceros Zeit für klassisch.

Geboren 170 als Sohn eines Freigelassenen, der als Kolonist 184 nach Pisaurum in der senonischen Mark übergesiedelt war, wußte er sich doch in Rom durch Kraft des Geistes und feuriges Temperament einen hervorragenden Platz zu erkämpfen. Als Jüngling hat er noch den alten Cato gesehen, als Mann den Scipio Ämilianus, als Greis hat er mit dem aufstrebenden Cicero verkehrt.

Wir kennen von ihm 37 Titel; die meisten seiner Tragödien behandeln griechische Stoffe, namentlich den Sagenkreis von Troja, Theben und den der Pelopiden. Sogar den schwierigen Stoff der Prometheussage hat er bearbeitet. Nationale Stoffe gestaltete Accius in seinem „Brutus", der mit Feuer und Leidenschaft republikanische Gesinnung pries, und in seinen „Aneaden", die den Opfertod des jüngeren Publius Decius Mus in der Schlacht bei Sentinum (295) behandelten.

Die Satire; Lucilius.

Neben der dramatischen Dichtung blühte im 2. Jahrhundert v. Chr. die zuerst von Ennius angebaute, dann von Gaius Lucilius veredelte und ausgebildete Satire.

Lucilius, geboren 180 v. Chr., stammte aus der latinischen Kolonie Suessa im Aurunkerlande und war dort ritterlichen Standes. Reich genug, um auf jede Erwerbsthätigkeit verzichten zu können, war er schon als junger Mann nach Rom übergesiedelt und war hier, wie fast alle litterarischen Talente seiner Zeit, in den Kreis des Scipio Ämilianus aufgenommen worden. In seinem Gefolge hatte er neben dem Philosophen Panätius und dem Historiker Polybius und dessen römischen Schülern (den Geschichtschreibern Rutilius Rufus und Sempronius Asellio) den Feldzug gegen Numantia mitgemacht. Im Jahre 103 ist er in Neapel gestorben.

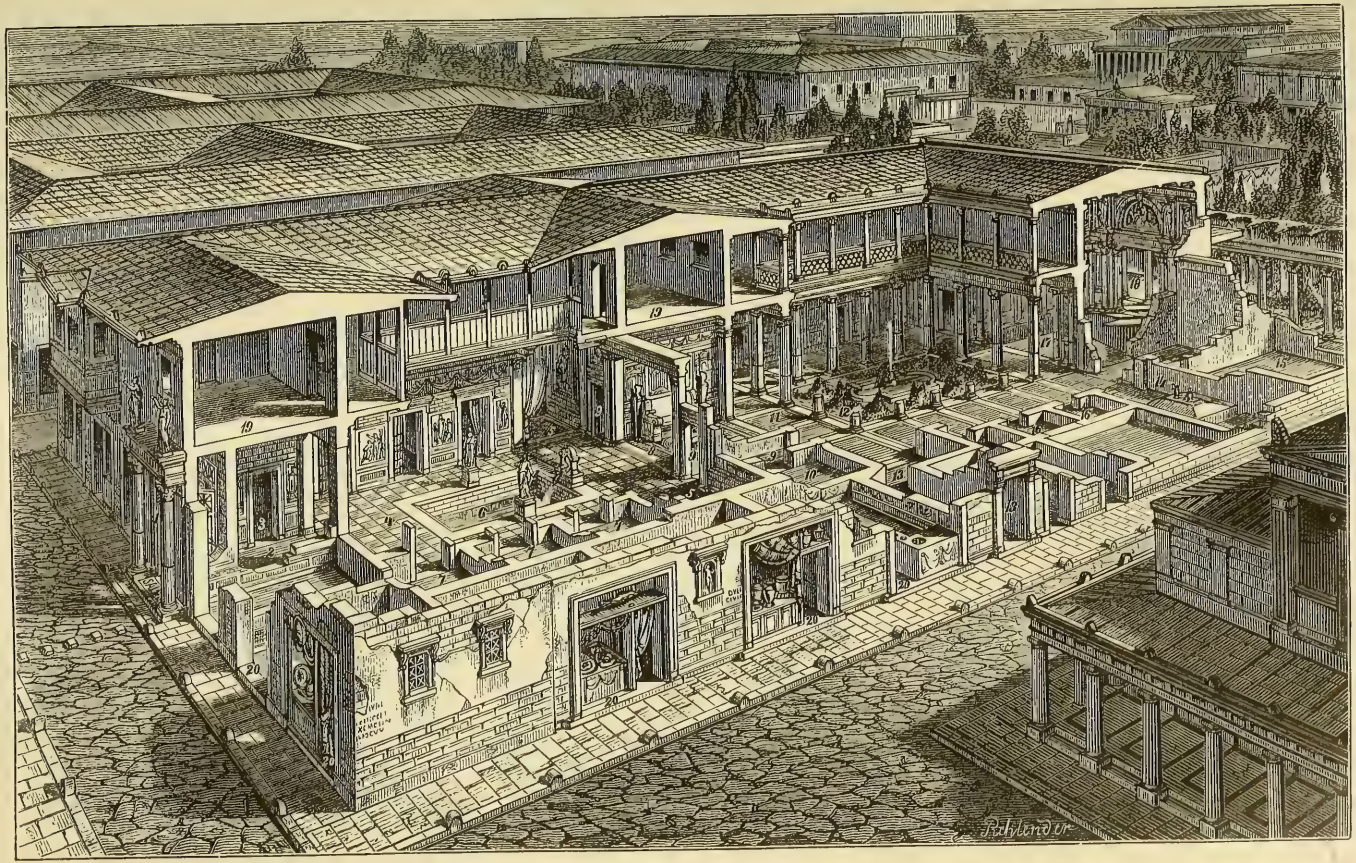
Von den 30 Büchern seiner Satiren sind nur etwa 1200 Verse und Versteile übrig, genug, um von der fast unerschöpflichen Fülle des Stoffes, die Lucilius in zwangloser Weise, aber mit allem Reiz eines sprudelnden, natürlichen, drastischen Witzes behandelt hat, einen Begriff zu geben. Die Verdorbenheit des regierenden Standes, die Habsucht und Üppigkeit der Lebensführung in Rom, die Erpressungen der Statthalter und Steuerpächter in den Provinzen, die um sich greifende Arbeitslosigkeit der Kleinbürger, den Spielluxus, die Ausschweifungen der Wollust — alle Schwächen und Gebrechen hält Lucilius wie in einem Spiegel seinem entarteten Volke vor, aber nicht mit dem düsteren Eifer des Pedanten, sondern mit dem heiteren Spotte des lachenden Philosophen, der sich selbst als Kind seiner Zeit fühlt. Noch hat er den Glauben an die Zukunft des „oft geschlagenen, aber nie besiegten Volkes“ nicht verloren, noch hält er den Kern dieses Volkes für gesund und betet für seine Wohlfahrt zu Jupiter. Sein reiches Talent und seine großartige Beobachtungsgabe fanden länger als ein Menschenalter keinen würdigen Nachfolger auf dem Gebiete der Satire. In andrer Form nahm erst Varro, der gelehrte Zeitgenosse Ciceros, die Satirendichtung wieder auf und nach ihm besonders Horaz, der sich selbst als einen Nachahmer des Lucilius bekannte.

Die Prosa

Die römische Prosa war im 2. Jahrhundert v. Chr. noch wenig entwickelt. Ihr wichtigster Vertreter war M. Porcius Cato, über dessen Schriftstellerei schon oben (s. S. 516) gesprochen worden ist. Schon vorher hatten sich sogenannte Annalisten, die die Ereignisse ohne Rücksicht auf ihren inneren Zusammenhang in Form von Jahrbüchern aufzeichneten, für römische Geschichtschreibung der griechischen Sprache bedient, so besonders Q. Fabius Pictor (geb. um 254 v. Chr.) und L. Cincius Alimentus. Der bedeutendste Annalist, der nach Catos Vorbild lateinisch schrieb, war der auch als Staatsmann bekannte L. Calpurnius Piso Frugi (s. S. 550); rhetorisch aufgeputzt war bereits die Geschichte des zweiten Punischen Krieges von L. Cölius Antipater. Als vorzügliche Redner galten Scipio Ämilianus und sein Freund Lälius, als die bedeutendsten Juristen Sextus Älius Pätus (Konsul 198), der einen Kommentar zum Zwölftafelgesetz geschrieben hat, ferner P. Mucius Scaevola (Konsul 133), der die Annalen der Pontifices in Buchform brachte, und P. Licinius Crassus Mucianus (Konsul 131).

Die bildende Kunst.

Von einer nationalrömischen Kunst wissen wir aus dem Zeitalter nach dem ersten Punischen Kriege nichts; kaum daß uns der oder jener Name eines Malers genannt wird, der einen Tempel mit Fresken ausschmückte. So malte z. B. der Dichter M. Pacuvius den Tempel des Herkules am Forum Boarium (Rindermarkt) aus, ein andrer zierte 214 v. Chr. den Tempel der Libertas auf dem Aventin mit einem Bilde des Sieges von Benevent (275). Aber diese Maler waren wohl großenteils griechischer oder halbgriechischer Abstammung; ebenso waren wohl die Bildner plastischer Werke, die in den Tempeln oder auf öffentlichen Plätzen Aufstellung fanden, meist Ausländer. Die spärlichen Keime nationalen künstlerischen Schaffens, die sich in früheren Perioden in Rom und Italien gebildet haben mochten, wurden von der im Geschmack und in den technischen Mitteln weit überlegenen griechischen Kunst erstickt, eine Wendung, mit der wir wohl zufrieden sein können, da uns so durch Vermittelung der Römer die wichtigsten Werke der griechischen Plastik entweder erhalten oder in Kopien überliefert worden sind. Namentlich die Plünderungen von Syrakus (212), Tarent (209), Pella (168), Korinth (146) und andern griechischen Städten lieferten Massen von Kunstwerken der Malerei und Plastik in Erz, Marmor, Thon, Elfenbein



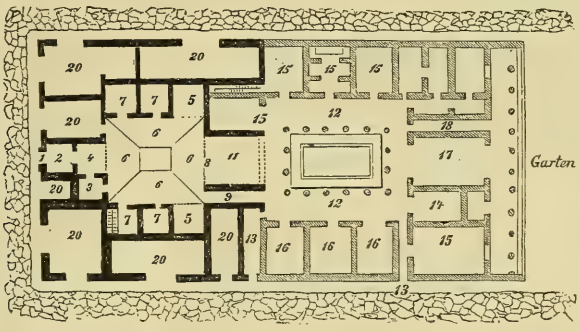
268. **Durchschnitt des römischen Hauses.** Zeichnung von G. Rehlender.

1 Ostium. 2 Vestibulum. 3 Raum für den Thürhüter. 4 Teil des Atrium. 5 Empfangszimmer (Alae). 6 Atrium. 7 Familien- und Gastzimmer. 8 Vorhang zwischen Atrium und Tablinum. 9 Gang vom Atrium in das Peristylium. 10 Familienzimmer. 11 Tablinum. 12 Peristylium. 13 Hinterthür. 14 und 15 Privatgemächer der Familie. 16 Zimmer des Hausherrn. 17 Saal. 18 Der nach dem Garten führende Gang. 19 Das obere Geschoß für Diener und Mietsleute. 20 Vermietete Läden.

und andern Stoffen nach Italien zum Schmucke der Hauptstadt, aber auch der Provinzialstädte, und vor allem bildete sich unter diesen Verhältnissen unter den Großen und Gebildeten Roms ein Sammeleifer für griechische Kunstsachen aus, der wenig Menschenalter später als vornehmster Sport galt.

Das Bürgerhaus.

Der steigende Reichtum und die zunehmende Verfeinerung des Lebensgenusses bewirkten im 2. Jahrhundert v. Chr. die weitere Ausgestaltung des vornehmeren Bürgerhauses. Je größer der Geschäftskreis des Hausherrn wurde, desto wichtiger wurde die Abtrennung seines Arbeitszimmers (tablinum) vom Hauptwohnraume (atrium). Je vornehmer der Haushalt eingerichtet wurde, desto mehr wurde der Anblick des Gesindes den Augen des Hausherrn, der Hausfrau und auch des Besuches entzogen. So zog sich denn das wirtschaftliche Leben in ein oberes Stockwerk oder in allerhand Anbauten und Nebengebäude zurück. Ferner bildete sich das Bedürfnis nach einem von Wandelgängen umgebenen Hausgärtchen aus: so wuchs an das Tablinum in den Garten- und Hofraum hinaus das Peristyl (peristylium d. h. der von Säulen um-



269. Grundriß eines vornehmen römischen Bürgerhauses.

1 Eingang (Ostium). 2 Vorsaal (Vestibulum). 3 Aufenthaltsraum für den Thürhüter. 4 Vorhalle. 5 Alae (Gastzimmer). 6 Atrium, in der Mitte ein Wasserbehälter (Impluvium). 7 Gemächer für Hausgenossen und Fremde. 8 Vorhang. 9 Gänge (Fauces). 10 Arbeitszimmer des Hausherrn (Tablinum). 12 Säulenhalle (Peristylium). 13 Kleiner Ausgang (Posticum). 14, 15, 16 Privatgemächer der Familie. 17 Großes Gesellschaftszimmer (Oecus). 18 Gang nach dem Garten. 20 Vermietete Läden.

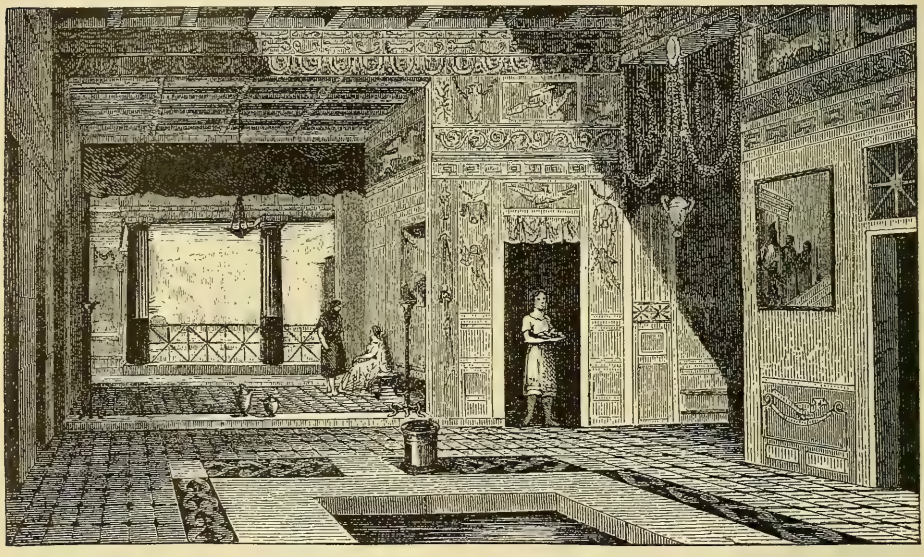
gebene Raum). In der Mitte des Peristyls, das mit dem Arbeitszimmer des Hausherrn durch eine Thür verbunden war, befand sich unter freiem Himmel ein Wasserbassin mit Springbrunnen; ringsherum Blumenbeete, das Ganze aber war in rechteckiger Form umfaßt von überdeckten, durch Säulen getragenen Hallen. In ganz großen Häusern finden sich auch hinter dem Peristyl noch angebaute Zimmer und Badeanlagen, mitunter sogar ein zweites Atrium und Vestibulum nach einer andern Straße zu, so daß schließlich der ganze ehemalige Hof- und Gartenraum bebaut ist und noch Nachbargrundstücke hinzugekauft werden. Der künstlerische Schmuck der vornehmen Bürgerwohnungen hält sich noch in den Grenzen der Einfachheit; das Material besteht nur im Grunde aus Travertin, die zu Tage liegenden Mauern bestehen aus Ziegeln. Marmorbekleidung und Wandmalereien sind wohl erst in der Kaiserzeit üblich geworden.

In schroffem Gegensatze zu dem geräumigen, Anmut, Würde und Bequemlichkeit vereinigenden Palaste der Vornehmen (domus) steht die Mietkaserne (insula), in die die Kleinbürger und Proletarier zusammengepfercht werden. Zwar trat das großstädtische Wohnungselend mit seinen auffallendsten Schäden erst im letzten Jahrhunderte v. Chr. und in der Kaiserzeit hervor, aber begründet wurde es schon früher. Das Wachstum der Einwohnerzahl seit dem Hannibalischen Kriege und namentlich der Zuzug von auswärts war so gewaltig, daß schon vor dem Ausbruche der gracchischen Revolution Tausende von Bürgern nicht mehr auf eignem Grund und Boden, sondern

in hochgetürmten Mietkasernen wohnten, die man, weil sie in alter Zeit durch einen „Umgang" (ambitus) voneinander getrennt sein mußten, „Inseln" nannte. Trotzdem aber waren die Häuserquartiere (vicus, vicinus = Hausnachbar) von zahlreichen großen Bränden und in den tiefer gelegenen Stadtvierteln nicht weniger von den Tiberüberschwemmungen heimgesucht, während die stolzen Paläste (domus) auf dem Palatin oder an den Abhängen des Kapitols in beneideter Sicherheit thronten.

Häusliches Leben.

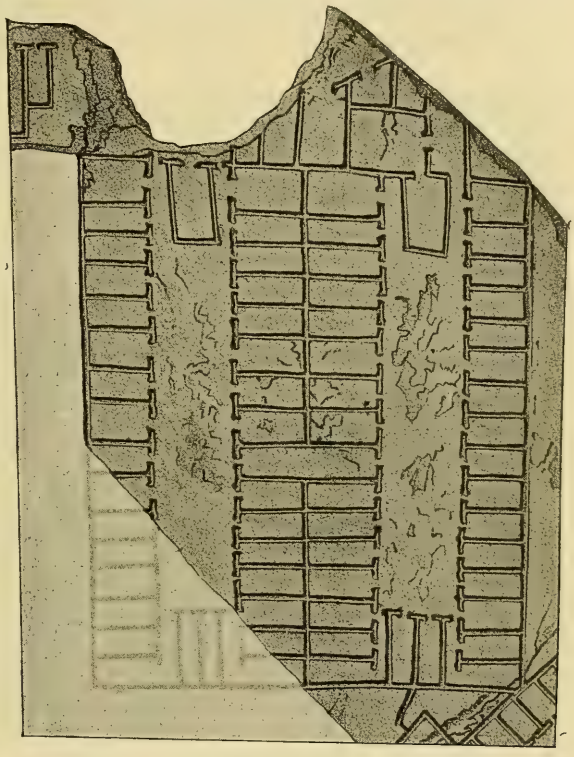
Das häusliche Leben, das sich innerhalb der eben geschilderten Wohnungen der Römer abspielte, trug schon längst nicht mehr den einheitlichen Charakter der älteren Zeit, in der die geringeren Vermögensunterschiede auch nur geringere Verschiedenheiten der Lebensführung aufkommen ließen. Schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. war die alte fast gleichmäßige Einfachheit unwiderbringlich dahin. Während in der Wohnung des Proletariers oft das notwendigste Hausgerät fehlte,



270. „Toscanisches" Atrium im Hause des tragischen Dichters (Casa del poeta tragico) zu Pompeji. Rekonstruktion nach Overbeck.

während der Mann des Mittelstandes bei schlichtem irdenen Eß- und Trinkgeschirr und einfachen Holzmöbeln doch seinen Stolz darein setzte, wenigstens ein silbernes Salzfaß und eine silberne Opferschale zu besitzen, glänzte die Wohnung des Reichen schon von kunstvoll geschnittenem Hausgerät aus edlem Holze, von silbernem Eßgeschirr und kristallenen Bechern. Während dem Armen ein elendes Thonlämplein leuchtete, erhellte der Reiche seine Gemächer mit köstlichen Bronzekandelabern griechischer Arbeit; während der Arme den Speise- und Weinvorrat kaum von Tag zu Tag aus einem Kramladen oder vom Markte beschaffte, lagen in den Vorratskammern des Reichen Schinken und Würste und andre Leckerbissen, die Erzeugnisse seiner Landgüter, in Hülle und Fülle, barg sein Keller die hohen Henkelkrüge voll kostbarer Weine in unabsehbarer Reihe. Während der Arme in allem angewiesen war, sich selbst zu helfen, der mittlere Hausvater zwei bis drei Sklaven besaß, die zugleich seine Erwerbsgehilfen waren, bildete sich um die Person des Reichen bereits ein kleiner Hofstaat verschieden gestellter Diener. Dieselbe Mannigfaltigkeit herrschte auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, der Vergnügungen und auch der Stellung, die die Frau im

Hause einnahm. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Frau bei den Römern zwar nicht mit so scheuer Ehrfurcht angesehen wurde wie bei den Germanen, aber doch eine wesentlich bessere und würdigere Rolle spielte als bei den späteren Griechen. Zwar gestattete man ihr weder die tiefere Bildung, die sie befähigt hätte, auch im politischen Leben die Gefährtin des Mannes zu sein, noch wünschte man, daß ihre Thätigkeit aus dem Hause hinaus ins öffentliche Leben übergreife — Frauen wie Cornelia, die Mutter der Gracchen (s. S. 569 f.), galten also als vereinzelte Erscheinungen — aber innerhalb des Hauses und des Familienkreises stand sie doch dem Manne ebenbürtig über den Kindern und als Herrin über dem Gesinde. Im Atrium empfing sie die Besuche und nahm auch an der Geselligkeit des Mannes teil. Anderseits that es nach der Auffassung der Römer auch ihrer Stellung keinen Abbruch, wenn sie intimere Beziehungen des Gatten zu Sklavinnen duldete; ihre eheliche Treue wurde davon noch nicht berührt und galt als selbstverständlich. Freilich wurde nach den makedonischen Kriegen durch die leichtfertigen Erzählungen der erbeuteten oder gekauften griechischen „Kammerjungfer" und durch die lüsternen Späße der griechischen „Haushofmeister" gerade in das feste Gefüge der römischen Ehe mancher böse Keil getrieben — die furchtbaren Ergebnisse der Untersuchung über die Bacchanalien (s. S. 510) konnten dafür Zeugnis ablegen — und nur wenige Menschenalter später gehörte Ehebruch und Ehescheidung zu den alltäglichen Vorkommnissen in Rom, so daß, wer die alten Zeiten und die alte Sittenstrenge suchen wollte, schon bis in die Hochthäler der Abruzzen hinaufsteigen mußte.



271. Komplex von römischen Mietkasernen und Verkehrsgebäuden (vici) auf einem Bruchstück des kapitolinischen Stadtplanes.

Dieser Stadtplan, der übrigens weder die einzige noch die erste Aufnahme der Stadt darstellt, war (auf Marmorplatten im Maßstabe von 1 : 250 eingegraben) an der Nordwand des Templum sacrae urbis, die an die Area des Templum Pacis stieß, angebracht und so dem Volke zugänglich gemacht. Die Trümmer dieses eigenartigen Denkmales, das wahrscheinlich aus der Zeit des Septimius Severus stammt, befinden sich jetzt im kapitolinischen Museum zu Rom.

Nach Jordan.

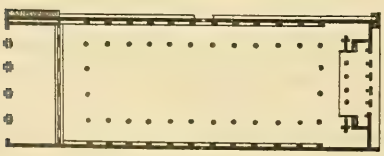
Das öffentliche Bauwesen.

Dem öffentlichen Bauwesen stellte das schnelle Wachstum der Einwohnerschaft zu große Aufgaben, als daß alle berechtigten Wünsche hätten erfüllt werden können. Die Straßen der Stadt wurden seit dem Kriege gegen Perseus durchweg gepflastert, die Cloaca maxima, die Hauptschleuse aller der von den Hügeln abfließenden Wässer, erhielt ihre heutige Gestalt, eine neue große Kloake zur Entwässerung des Stadtteils vor der Porta Carmentalis wurde vom Zirkus Flaminius zum Tiber geleitet. Zu den aus früherer Zeit vorhandenen beiden Wasserleitungen (s. S. 404) kam die im Jahre 144 v. Chr. begonnene Aqua Marcia und die Aqua Tepula im Jahre 125. — Der noch immer im Zunehmen begriffene Verkehr auf dem Tiber wurde im Jahre

179 v. Chr. durch die ämilische Brücke (oberhalb der alten Pfahlbrücke) unterstützt, der ersten Brücke mit steinernen Pfeilern, über die Holzbalken gelegt waren. Im Jahre 142 v. Chr. wurde sie ganz aus Stein aufgeführt. Zur Sicherung des rechten Tiberufers und des wichtigen Übergangs wurde auf dem Berg Janiculus eine Festung (Janiculum) angelegt. Bald führte auch von der Carmentalischen Vorstadt eine Holzbrücke auf die Tiberinsel und von da hinüber aufs Festland (später Pons Fabricius und Pons Cestius). Die Hauptplätze des Wasserverkehrs lagen vor Porta Trigemina und zogen sich von dort dem Laufe des Flusses folgend nach Südwesten. In alter Zeit war dort der Stapelplatz für das auf den „Salzwiesen" gewonnene Salz; später kamen Getreide, Öl und Wein als Hauptartikel der Einfuhr hinzu. Im

272. Heutige Ansicht der Tiberinsel mit den Steinbrücken (Pons Fabricius und Pons Cestius). Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Jahre 199 v. Chr. wurde etwa einen Kilometer südwestlich vom Trigeminischen Thor von zwei Ämiliern als Ädilen das Emporium als Stapelplatz angelegt und mit dem Stadtthore durch den ämilischen Porticus verbunden. Doch kam es erst im Jahre 174 v. Chr. zu den nötigen Quaibauten, Treppen und der festeren Herstellung des Porticus. Südwärts schlossen sich an das Emporium Magazinanlagen an (horrea), die mit dem Wachstum der Stadt und namentlich durch die später aufkommende Sitte großartiger Kornausteilungen unter die Armen beständig wuchsen, bis sie schließlich einen ganzen Stadtteil bildeten, in dessen Mitte sich von den Scherben der zerschlagenen Thongefäße (amphorae), in denen man Wein, Öl und wohl auch Getreide transportierte, allmählich ein ganzer Scherbenberg (Monte Testaccio) von 35 m Höhe bildete. — Auch im Innern der Stadt vermehrten sich die öffentlichen Bauwerke, namentlich die



273. Grundriß einer Basilika.

Tempel mit dem Aufkommen neuer Kulte, so wurde z. B. 191 v. Chr. der Tempel der 204 aus Pessinus herbeigeholten „Großen Mutter" (Magna Mater) geweiht. Die Langseiten des Forums aber begann schon Cato im Jahre 184 v. Chr. als Zensor mit „Basiliken" zu schmücken, die dem Geschäftsverkehr, aber auch dem Gerichtswesen dienten. Der Grundriß der Basilika hatte die Form eines Rechteckes; er bestand meist aus einem breiteren erhöhten Mittelschiff und zwei schmäleren Seitenschiffen, die voneinander durch Säulenreihen, die Träger des Daches, getrennt waren. Der Eingang war an einer Schmalseite und führte durch eine Vorhalle (Prothyron); dieser gegenüber am andern Ende des Hauptschiffes war durch Gitter ein Raum für die Richter und Advokaten abgetrennt, die sogenannte Exedra. Oben waren Galerien für die Zuschauer.

Das Zeitalter der Revolutionen und der Bürgerkriege (133—31 v. Chr.).

Von der Revolution der Gracchen bis zur Wiederherstellung der Senatsherrschaft durch Sulla (133—79).

Die Revolution der Gracchen.

Große Umwälzungen im Leben der Völker pflegen durch Verkettung zweier Arten von wirkenden Kräften hervorgerufen zu werden. Die eine Art der zum Umschwung treibenden Kräfte entsteht aus schweren sozialen Schäden, die andre geht von hervorragenden Personen aus, die dem planlosen Trieb der Massen zur Veränderung Richtung und Ziel geben. Die in den allgemeinen Verhältnissen des römischen Volkes und Staates liegenden Ursachen der Revolution sind im vorigen Abschnitte dargelegt worden. Dagegen ist von den wichtigsten Trägern und Bildnern der revolutionären Gedanken, von Tiberius und Gaius Sempronius Gracchus noch nicht die Rede gewesen. Je schwerer es uns werden wird, diese beiden Persönlichkeiten, die durch mehr als zwei Jahrtausende von uns getrennt sind, auch nur annähernd richtig zu erfassen, um so mehr müssen wir uns bemühen, außer ihren individuellen Trieben auch das in ihnen aufgespeicherte geistige und sittliche Erbe der Väter und Ahnen kennen zu lernen.

Die Vorfahren der Gracchen.

Das Sempronische Geschlecht, von dem die Gracchi wieder die angesehenste Familie bildeten, war plebejisch, gehörte aber zu den alteingesessenen Geschlechtern der Nobilität. Der Urgroßvater der beiden Gracchen, Tiberius Sempronius Gracchus, war einer der Helden des Hannibalischen Krieges: er war im Jahre 215 v. Chr. Konsul, hatte 214 bei Benevent den Hanno besiegt und war 212 in offenem Felde gefallen. Eine noch bedeutendere Rolle spielte sein Enkel gleichen Namens, der Vater der beiden Gracchen. Geboren etwa in der Zeit, als der Hannibalische Krieg ausbrach (218), und unter seinen Schrecknissen aufgewachsen, trat er zuerst im Jahre 190 in einer schwierigen Mission hervor. Als nämlich die Scipionen vor ihrem Abmarsch nach Asien die Stimmung des makedonischen Hofes zu erforschen suchten, ritt er in drei Tagen von Amphissa nach Pella (gegen 300 km) und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen glänzend. Doch brachte ihn der weitere Verlauf des asiatischen Feldzugs in persönliche Feindschaft zu den Scipionen. Trotzdem hemmte er im Jahre 187 v. Chr. als Volkstribun den Fortgang des bekannten Scipionenprozesses durch seine Interzession und zwar aus den lautersten Beweggründen. Er war zwar mit dem unrepublikanischen Auftreten des älteren Scipio ebensowenig einverstanden als Cato, aber er erkannte anderseits den niedrigen Demagogen, die den Prozeß veranlaßt hatten, die Berechtigung ab, den bedeutenden Mann noch weiter zu reizen und noch weiter auf die Bahn des Unrechts zu drängen, zumal bei einem ernsthaften Zusammenstoße der tribunizischen Gewalt mit den mächtigen Scipionen wahrscheinlich jene zum Schaden der Republik unterlegen wäre. Er wollte diesen Entscheidungskampf vermieden sehen, „damit die tribunizische Gewalt lieber durch die Interzession eines Kollegen lahm gelegt werde, was verfassungsmäßig war, als durch die Gewalt eines Privatmannes." Freilich lag auch in dieser Auffassung bereits ein Zugeständnis der Schwäche der Republik.

Im Jahre 180 v. Chr. wurde Gracchus zum Prätor gewählt und mit der Verwaltung des unruhigen diesseitigen Spanien beauftragt. Wie große Verdienste er sich dort durch Reinheit seines Charakters, taktvolles Auftreten, militärische und organisatorische Leistungen erworben hat, ist schon früher (s. S. 536) erzählt worden. Seine Verwaltung bezeichnete einen Markstein in der Geschichte jenes Landes, sein Name stand dort noch mehr als ein Menschenalter später in hohen Ehren. Trotzdem konnte er nach seiner Rückkehr 178 v. Chr. bei seinem Triumphe

274. Ansicht aus der römischen Campagna mit Ruinen eines römischen Aquädukts. Nach einer photographischen Naturaufnahme.
(Die Straße im Vordergrunde ist die Via Appia.)

dem Volke 40 000 Pfund Silber zeigen. Im Jahre 177 war er mit Gaius Claudius Pulcher Konsul. Als Prokonsul verwaltete er zwei Jahre lang die rebellische Insel Sardinien und schuf auch hier, allerdings mit rücksichtsloser Härte, Gehorsam und Ordnung. Deshalb triumphierte er im Jahre 175 v. Chr. zum zweitenmal und gelangte im Jahre 169 mit Gaius Claudius Pulcher zur Zensur. Als Zensor insbesondere hatte er Gelegenheit, den Geist, der ihn beseelte, zu zeigen. Er war von Haus aus ein geschworner Feind alles demagogischen Wesens und ein eifriger Anhänger der Nobilitätsregierung gewesen. Aber die Erfahrungen, die er in seinem privaten und amtlichen Leben gemacht hatte, hatten ihm immer deutlicher gezeigt, daß es eine Nobilität mit echtadliger Gesinnung und reiner Lebensführung nicht mehr gebe; so wurde er mehr und mehr in das Fahrwasser Catos geführt, ohne doch sich diesem persönlich eng anzuschließen. Sieben Senatoren stieß er aus dem Senate, bei der Musterung der Ritter aber nahm er so vielen das Ritterpferd weg, daß die höchste Erbitterung der Vornehmen gegen den strengen Zensor laut wurde. Diese Erbitterung verbreitete sich auch in die Kreise der außerhalb der Ritter stehenden Geldleute, als Gracchus bei der Verpachtung der Staatseinnahmen (vectigalia) alle diejenigen vom Bieten ausschloß, die unter den vorigen Zensoren solche Pachtungen übernommen hatten. Es kam soweit, daß die Zensoren von dem Tribunen Rutilius wegen Hochverrats (perduellio) angeklagt wurden, ein unerhörtes Vorgehen gegen amtierende Magistrate, das aber Gracchus ruhig über sich ergehen ließ, weil er seine Freisprechung und damit die Demütigung der kapitalistisch-gesinnten Kreise erzwingen zu können glaubte und erzwang. Ferner wollte er das internationale, immer von den Patronen abhängige Element der wenig begüterten Freigelassenen überhaupt ihrer Stellung in den Tribus und damit ihres Stimmrechtes berauben; er wurde aber durch den Einspruch seines Kollegen so weit gebracht, daß er einwilligte, sie sollten alle in eine durch das Los zu erwählende städtische Tribus aufgenommen werden. Das geschah zu gunsten der unabhängigen Bauern der ländlichen Tribus. Auch die Erbberechtigung der Frauen hat er gesetzlich beschränkt. Über andre wichtige zensorische Maßregeln des Gracchus besitzen wir nur dunkle Andeutungen.

Nach seiner Zensur unternahm er im Auftrage des Senats, der den strengen Sittenrichter gern einmal losſein wollte, eine Reise an die asiatischen Höfe, auch nach Rhodus und wirkte danach, wie Cato, für die Erneuerung des alten Bundesvertrags zwischen Rhodus und Rom. 163 v. Chr. war er wieder Konsul und Statthalter, wahrscheinlich in Ligurien, dann zog er sich ins Privatleben zurück, doch galt er bis an sein Lebensende im Senate als Patron von Spanien und als bester Kenner der orientalischen Höfe. Alles in allem war Tiberius Sempronius Gracchus in der Zeit, als Cato alterte und Ämilius Paulus, der Sieger von Pydna, dahinsiechte und dann (160 v. Chr.) starb, der bedeutendste aller Römer. Die führende Rolle des Scipio Ämilianus beginnt erst nach Catos (149) und Gracchus' Tode (etwa 150). Wir dürfen annehmen, daß auf die beiden Gracchen von ihrem Vater körperliche Kraft, Schärfe des Urteils, Adel der Gesinnung und ein starker Zug zur Unabhängigkeit von dem Cliquenwesen jener Zeit vererbt worden seien.

Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Nicht minder bedeutend waren die Eigenschaften, die sie von ihrer Mutter Cornelia überkamen. Diese war die leibliche Tochter des älteren Africanus. Geboren etwa 185 v. Chr. — also nur wenige Jahre vor dem Tode ihres großen Vaters, war sie unter der Obhut ihrer Mutter Ämilia, der Schwester des Siegers von Pydna, hochbegabt an körperlicher Schönheit und an Geist, aber auch hochstrebend in ihren Lebenszielen emporgewachsen. Sie blieb länger, als es in ihren Verhältnissen Sitte war, unvermählt, weil sie nur dem edelsten und besten Manne ihre Hand reichen wollte. Aus diesem Grunde vermählte sie sich nach dem Beschlusse des Familienrates etwa zwischen 165 und 163 v. Chr. mit dem drei Jahrzehnte älteren Tiberius Gracchus, der schon die ganze Reihe der kurulischen Ämter durchlaufen hatte und bereits als der erste Römer seiner Zeit galt. Die Ehe war überaus glücklich und mit zwölf Kindern gesegnet, die in rascher Folge zwischen 163 und 151 geboren wurden, von denen aber nur zwei Söhne und eine Tochter am Leben blieben. Auch als Witwe galt sie als die erste Frau in Rom, so tief war ihre Bildung, so bezaubernd ihre Umgangsformen, so fesselnd ihr schwungvoller Geist, von dem in ihren Briefen, Mustern reiner Sprache und edlen Gedankeninhaltes, sich litterarische Zeugnisse bis über Ciceros Zeit hinaus erhalten haben. Sie war als Witwe des Gracchus stolz genug, die Werbung des Königs Ptolemäus VII. Physkon und damit den Thron von Kyrene auszuschlagen; sie stellte ihr Leben lieber in den Dienst der Erziehung ihrer Kinder, die sie selbst unterrichtete und denen sie nicht vergebens den hohen Ehrgeiz des Scipionenhauses und das Feuer ihres Geistes einzuhauchen suchte. Ihre jüngste Tochter vermählte sich mit ihrem Adoptivneffen, dem Scipio Ämilianus; aber Cornelia gedachte vor allem, ihre leiblichen Söhne Tiberius und Gaius zu den ersten Männern Roms zu erheben.

Tiberius Sempronius Gracchus. (163—133 v. Chr.).

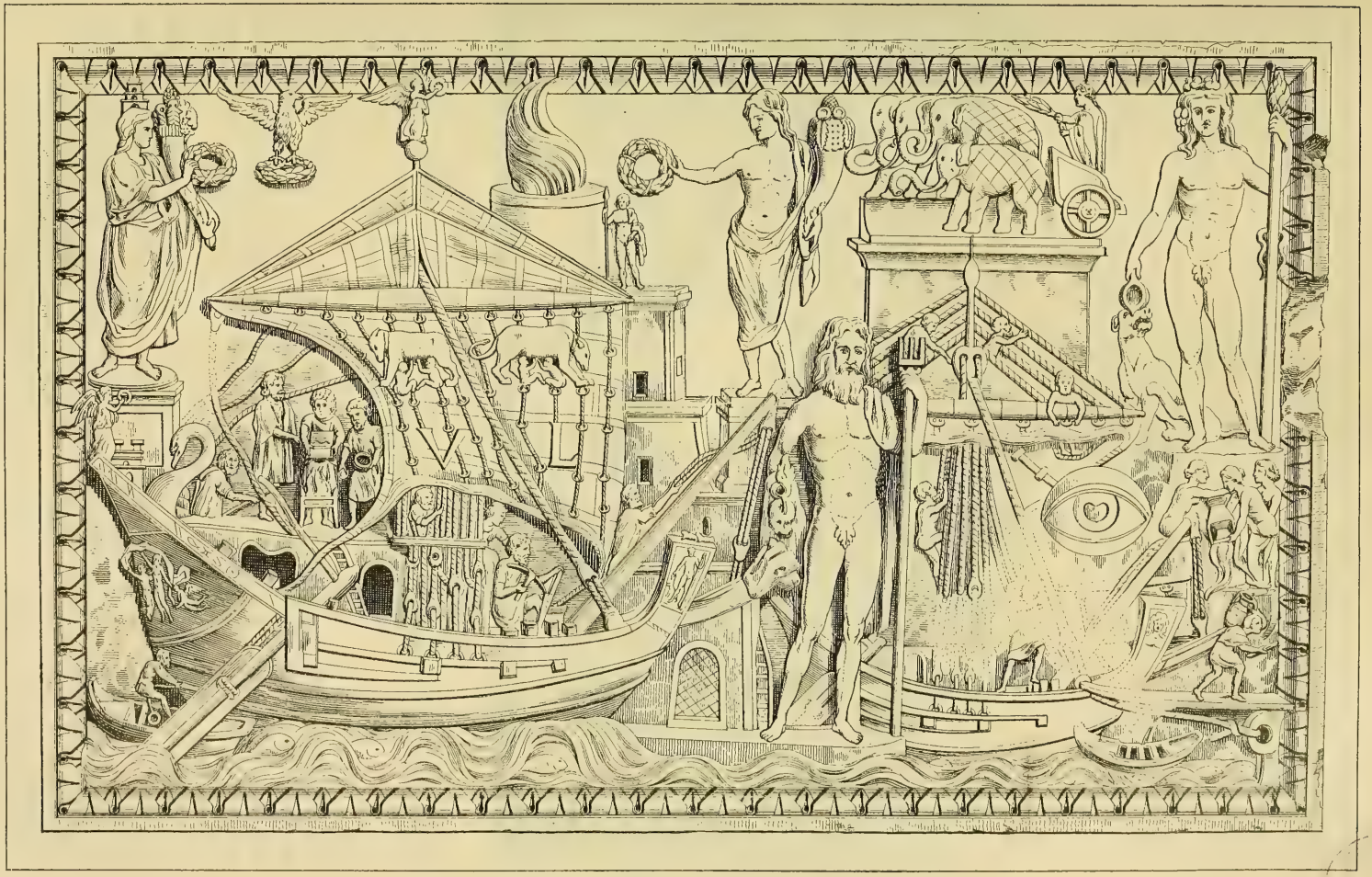
Tiberius, der ältere der beiden Söhne, war etwa 163 v. Chr., der jüngere Gaius 9 Jahre später, also etwa 154 geboren. Tiberius war ein stiller, ernsthafter Knabe, den Regungen des Gefühls in hohem Grade zugängig, Gaius war lebhaft, feurig und leidenschaftlich, beide waren in hohem Grade begabt und genossen von der Mutter und ausgezeichneten Lehrern den besten Unterricht, der damals in Rom denkbar war. Außerdem aber wirkte auf ihre Geistes- und Charakterbildung der ganze Kreis der hochstehenden und hochgebildeten Männer ein, die im Hause der Cornelia verkehrten, namentlich ihr Bruder Publius, des großen Africanus Sohn, und dessen Adoptivsohn Scipio Ämilianus. Als dieser im Jahre 147 v. Chr. sehr

gegen den Willen der Nobilität, die ihn wegen seiner makellosen Persönlichkeit und seiner Sittenstrenge fürchtete, zum Konsul gewählt worden war und als Provinz den Krieg gegen Karthago empfangen hatte, ging Tiberius, im 17. Lebensjahre stehend, mit ihm nach Afrika hinüber, um als Zeltgenosse seines Schwagers den Krieg kennen zu lernen. Bei einem nächtlichen Sturm auf die Vorstadt Magalia war Tiberius der erste, der einen wichtigen Turm erkletterte und verteidigte. Nach Jahresfrist war er wieder in Rom und studierte die Beredsamkeit unter Diophanes von Mitylene, die Philosophie unter dem Stoiker Gaius Blossius aus Cumä. Das eifrige Studium des Rechtes bei Q. Mucius Scävola und P. Licinius Crassus Mucianus bereitete ihn zum Amte der Augurn vor, das er noch vor seiner Quästur — etwa zwischen 142 und 140 v. Chr. — erhielt. Er genoß schon damals unter den jungen Männern Roms das meiste Ansehen. Bei dem Festmahle, das seine Aufnahme unter das Augurenkollegium feierte, verlobte ihm Appius Claudius Pulcher seine Tochter und war darüber so erfreut, daß er heimkehrend schon von der Thür aus seiner Gemahlin zurief: „Antistia, ich habe unsre Claudia verlobt", worauf jene erwiderte: „Wozu diese Eile und Überstürzung, wenn du doch nicht den Tiberius Gracchus zum Bräutigam bekommst?" Eine Reihe von Jahren, während deren Gaius Gracchus in schwärmerischer Verehrung für seinen älteren Bruder gleichfalls zum Jüngling heranwuchs, vergingen dem jugendlichen Augurn in ernsten Studien und in engerm politischen Anschluß an seinen großen Schwager, von dem auch eine Reform der inneren römischen Verhältnisse zu erwarten stand, da er doch so kraftvoll gegen die Demoralisation des Heeres vor Karthago eingeschritten war.

Reformpläne des Scipionischen Kreises.

In der That waren derartige Reformpläne bei Scipio Ämilianus, Lälius und den andern Männern des auserlesenen Kreises, der sich in scharfe Opposition zu dem schamlosen Treiben der gewöhnlichen Nobilität gestellt hatte, vorhanden. Scipio und Lälius sahen die tiefen Schäden der sozialen Verhältnisse klar vor Augen: sie verurteilten aufs schärfste die Ausbeutung des Volkes und des Staates durch die gewissenlose Nobilität und waren demokratisch genug, um die Erhaltung und Kräftigung der römischen Bauernschaft zu wünschen. Deshalb bereitete Lälius als Prätor im Jahre 145 v. Chr., wo Scipios leiblicher Bruder Q. Fabius Maximus Ämilianus und L. Hostilius Mancinus, der dem Scipio von Afrika her verpflichtet war, das Konsulat bekleideten, im Einverständnis mit Scipio ein Ackergesetz vor, durch das Staatsland zu gunsten armer Bürger verteilt werden sollte. Lälius wünschte also die segensreiche Kolonisation, die zuletzt (190), fast 50 Jahre früher, sein Vater in großem Maßstabe in Gallien betrieben hatte (s. S. 495), zum Heile des Volkes wiederaufzunehmen. Selbstverständlich aber war eine solche Maßregel ohne Beeinträchtigung der Adligen und Kapitalisten, die sich gewöhnt hatten, den Staatsacker als ihr Eigentum zu betrachten, nicht ausführbar. Deshalb erhob sich im Senate, als die Pläne des Scipionischen Kreises bekannt wurden, eine stürmische Opposition, der weder Scipio noch Lälius mannhaft entgegentraten. Es kam hinzu, daß gleichzeitig auch ein Volkstribun C. Licinius Crassus die Wahlkompetenzen des Volkes in demagogischer Weise zu vergrößern suchte und daß das niedere Volk solche Absichten mit Begierde zu unterstützen bereit war: Grund genug für Scipio und Lälius, ihren ganzen Reformplan fallen zu lassen. Sie waren in erster Linie doch Aristokraten: jegliche Agitation, jeder politische Skandal, jede Neigung des Volkes zur Selbsthilfe, überhaupt alle Strömungen, die von untenher kamen, waren ihnen fatal und verhaßt; so fürchteten sie, unter den obwaltenden Umständen durch ihr Ackergesetz einen Sturm der Volksbegehrlichkeit zu entfesseln, und wichen vor dieser Sorge und vor der Erregung ihrer Stammesgenossen zurück. Treffend berichtet Plutarch: „Da die Großen sich dem Lälius hartnäckig widersetzten, wurde ihm vor den daraus entstehenden Unruhen bange, und so stand er von seinem Vorhaben ab, wovon er den Beinamen der Weise bekam."

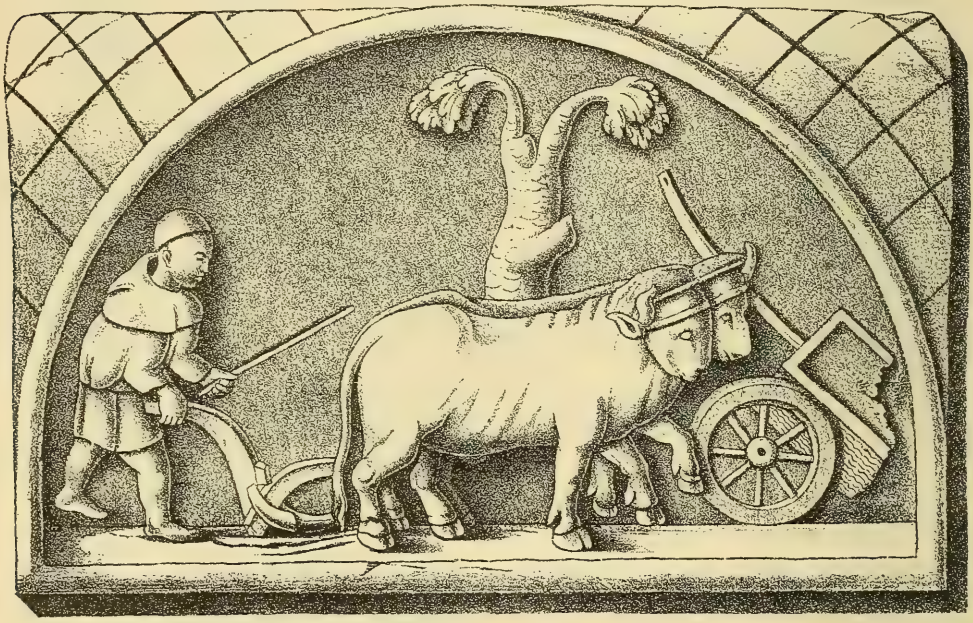
Wir können dieser Verherrlichung einer in jenen Zeiten falschen Enthaltsamkeit nicht beistimmen. Es gibt in der Geschichte eines Volkes Zeiten, wo ein Bruch mit den bestehenden Verhältnissen und mit den Vorrechten eines Standes zum Wohle der Gesamtheit unumgänglich nötig ist; die Reformation, die Französische Revolution und die Bauernbefreiung Steins sind aus diesem Geiste geboren. Für Scipio und Lälius



275. **Tiberhafen mit Handelsschiffen. Relief im Museum Torlonia zu Rom.**

Das Bild veranschaulicht nicht nur die Form und Takelage der römischen Handelsschiffe — das größere links trägt das Wahrzeichen Roms, die säugende Wölfin auf dem Großsegel — sondern zeigt auch die Anlage von Molen und Quais, an denen die Schiffe anlegen, um ihre Ladung zu löschen. In der Mitte des Bildes sieht man einen Turm mit dem Leuchtfeuer.

aber handelte es sich nicht einmal um den Bruch eines wirklich verbrieften Rechtes, sondern nur um die Vernichtung einer schädlichen Gewohnheit. Allerdings würde bei einer Verschiebung der Besitzverhältnisse zu gunsten der mittleren und unteren Klassen die Begehrlichkeit in hohem Grade erregt worden sein: aber in Scipios reiner und vom Volke angebeteten Persönlichkeit stand auch der Mann bereit, die bösen Leidenschaften einzudämmen und den guten Bestrebungen allein zum Siege zu verhelfen, was um so eher möglich schien, da das Volk noch nicht erbittert, sondern gefügig und lenksam war. Man hat wohl gemeint, Scipio habe die Verarmung des römischen Volkes zugelassen, um die Menge um so fester an sich zu ketten und dann im Bunde mit ihr doch noch eine demokratische Verschiebung des Besitzes vorzunehmen, nur sein



276. Römischer Bauer hinter dem Pfluge. Römisches Relief aus Arlon in Luxemburg.

Im Gegensatz zu dem in Abb. 168 auf S. 315 nach einer etruskischen Bronze aus Arezzo dargestellten einfachen Hackenpfluge ist hier der spätere römische Pflug wiedergegeben, der gleich dem griechischen so konstruiert ist, daß die verschiedenen Bestandteile alle einzeln gearbeitet und miteinander verfalzt bezw. verklammert sind. Man erkennt hier auch das zwischen Krummholz und Sterze angebrachte Stützholz. Auch die Art der Anschirrung ist von der dort veranschaulichten abweichend.

Nach Prat.

plötzlicher Tod habe ihn an der Ausführung dieser Pläne gehindert. Aber alles, was wir sonst von ihm wissen, beweist doch, daß er irgendwelchen zur wirklichen Monarchie hindrängenden Ehrgeiz nicht besaß und daß ihn die vornehme Kühle seines Wesens seiner besseren Einsicht zum Trotze zu einer scharfen Initiative gegen die verrottete Faktion seiner Standesgenossen nicht kommen ließ.

Seit jener Zeit wurde es im Kreise Scipios Axiom, daß die rechte Staatsverfassung eine Mischung aus den drei Urverfassungen: der Monarchie, Aristokratie und Demokratie sein müsse. Scipio selbst schien das gemäßigte monarchische Element in seiner Person zu vertreten, er suchte das demokratische gegen die Übermacht der Nobilität einigermaßen wiederherzustellen, insofern er das Wahl- und Gerichtsrecht des Volkes betonte, wollte aber auch das aristokratische Element nicht entbehren, für dessen sittliche Hebung er sich in seiner Zensur (142 v. Chr.) mit sanften Maßregeln bemühte. Jeder prinzipielle Kampf gegen die Stellung der Aristokratie im Staate

erschien ihm als Frevel (s. S. 581). Diese Ansicht Scipios über den römischen Staat ist vor allem in dem Werke des großen Geschichtschreibers Polybius zu finden, der zu seiner Umgebung gehörte; diese Ansicht wurde später von Cicero wiederaufgenommen, der im Gegensatz zu den selbstsüchtigen Machthabern seiner Zeit in Scipio Ämilianus das vollkommene Ideal eines reinen und selbstlosen Staatsmannes erblickte.

So geschah denn auch während Scipios Zensur, auf die das Volk große Hoffnungen gesetzt hatte, nichts Entscheidendes für die soziale Reform. Zwar wurden einige Ehrlose aus den Rittercenturien ausgestoßen, im übrigen aber begnügte sich Scipio, die Vornehmen durch Reden zur Einfachheit und Sittenstrenge zu ermahnen, über die sittenverderbende Wirkung der Plautinischen Komödien zu klagen und jeder litterarischen Invektive, selbst wenn sie sich gegen die verworfensten Aristokraten richtete, den Krieg zu erklären.

Reformpläne des Tiberius Gracchus.

Von diesem Verlaufe der Zensur seines Schwagers war der junge Augur Tiberius Gracchus wenig befriedigt. Bei ihm überwog das für die Not des Volkes empfängliche warme Herz alle Bedenken. Seine schlimmen Eindrücke von der sozialen Lage wurden noch vermehrt, als er im Jahre 137 v. Chr. mit dem Konsul Mancinus als Quästor nach Spanien reiste (S. 538). Da sah er das herrliche Etrurien, abgesehen von den Städten, fast in eine Öde verwandelt. Nirgends ein Dorf oder Bauernhaus, ungeheure Landstrecken des besten Bodens nur als Weide benutzt, da und dort eine große Weizenplantage, aber nicht bebaut von freien Arbeitern, sondern von gefesselten Sklaven, auch die Hirten, Oliven- und Weinpflanzer waren Sklaven. Wieviel Tausende römischer Bauern hätten allein in dieser Landschaft glücklich und frei auf der eignen Scholle hausen können, dafür aber drängte sich in den engen Straßen Roms ein von Jahr zu Jahr mehr entartendes, besitzloses, von den Mächtigen wie eine Herde geleitetes Proletariat und schrie um das Brot, das ungehoben im Boden lag. Im römischen Lager vor Numantia traf Gracchus die tiefste sittliche Entartung; sein scharfer Geist erkannte den Zusammenhang zwischen den Reiseeindrücken in Etrurien und diesen abschreckenden Lagerbildern. Dann kam die Katastrophe über das Heer seines Feldherrn (S. 538); er hatte dabei zwar persönlich die Genugthuung, daß die Numantiner seine Bürgschaft für den geschlossenen Vertrag jeder andern vorzogen. Aber welcher Abgrund der Verworfenheit eröffnete sich ihm, als nach seiner Rückkehr mit Mancinus der Senat sich ihm zwar dankbar erwies für die Errettung so vieler Tausende von Bürgern, im übrigen aber den rechtsgültig geschlossenen Vertrag unter Auslieferung des Mancinus an die Feinde kassierte. Vergebens wird damals Gracchus das Dazwischentreten seines Schwagers erwartet haben: aber Scipio Ämilianus schwieg zu dieser Ruchlosigkeit, die leider in der spanischen Politik der Römer nicht ohne Beispiel war. Gracchus kam dadurch auch persönlich in die schimpflichste Lage. Er hätte sich als Bürgen freiwillig den Numantinern ausliefern müssen, obwohl das römische Volk ausdrücklich nur den Mancinus zu dieser schmählichen Rolle verurteilt hatte. Aber hätte er sich nicht dadurch an der schändlichen Komödie beteiligt und so den Numantinern gegenüber erst recht den Vorwurf der Treulosigkeit auf sich geladen? Man darf wohl vermuten, daß, wenn nicht schon früher, so doch jetzt, im Jahre 136, jene Spannung zwischen Scipio und Gracchus eingetreten sei, die dann bis zum Tode des Gracchus bestand.

Das Jahr 134 führte den Scipio Ämilianus als Konsul nach Spanien, wo er seinem Charakter entsprechend die edelste Wirksamkeit entfaltete; dasselbe Jahr führte den nun fast dreißigjährigen Tiberius Gracchus zum Volkstribunat, das er am 10. Dezember 134 antrat. Nun war ihm Gelegenheit gegeben, die bitteren Erfahrungen der letzten Jahre und die Ergebnisse seiner schmerzvollen Seelenkämpfe in reforma-

torische Thaten umzusetzen. Man muß zugeben, daß, wenn Scipio nichts für die soziale Reform unternahm, kein andrer so wie Tiberius Gracchus geeignet, ja verpflichtet war, dieses Werk in die Hand zu nehmen. Die großen Traditionen des angesehensten patrizischen und des angesehensten plebejischen Geschlechtes, der Cornelier und der Sempronier, flossen in dem Gracchischen Brüderpaare — Gaius war unterdessen auch zwanzigjährig geworden — zusammen; die edelsten Ideen, die in den letzten Jahrzehnten die Besten ihres Volkes bewegt hatten, waren ihnen durch ihre große Mutter und durch den intimen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Philosophen vermittelt worden, die schlimme Lage des Volkes aber und die Verworfenheit der damaligen Regierung kannte Tiberius genugsam aus eigner Erfahrung. Aber auch ein dringender äußerer Anlaß, mit dem Reformwerke zu beginnen, fehlte nicht. In Sizilien, dem herrlichen Eilande, das von dem Zusammenbruche der griechischen Freistaaten an bis auf die neueste Zeit eine Musterstätte für soziale Mißwirtschaft gewesen ist, tobte seit 134 v. Chr. ein gräßlicher Kampf der durch schlechte Behandlung und Qualen aller Art zur Verzweiflung getriebenen Plantagen-, Hirten- und Bergwerksklassen gegen ihre Herren, gegen die Regierung und schließlich gegen die Besitzenden überhaupt. 200000 dieser Unglücklichen hatten sich allmählich unter der Führung des „Königs" Eunus zusammengeschart, eine Art Regierung eingerichtet und trotzten, auf feste Plätze gestützt, den römischen Waffen. Sogar das konsularische Heer unter Fulvius Flaccus konnte des Aufstandes im Jahre 134 nicht Herr werden, ebensowenig der Konsul des Jahres 133 Calpurnius Piso, der aber wenigstens Messana wiedergewann. Erst nach dem Falle von Numantia stellte der Konsul Rupilius 132 die römische Herrschaft in dem verödeten Eiland wieder her, nachdem er die festen Plätze genommen und durch Ströme von Blut Entsetzen verbreitet hatte. Konnten nicht ähnliche Sklavenempörungen auch in den Zwingern Italiens ausbrechen? In der That gärte es im Tribunatsjahre des Tiberius Gracchus auch in Italien da und dort unter den Sklaven, weitverzweigte Verschwörungen wurden entdeckt, und allein in Sinuessa hielt man 4000 Hinrichtungen für nötig, um die Ordnung und den Gehorsam der armen Landsklaven aufrechtzuerhalten.

Sklavenkrieg in Sizilien (134 bis 132 v. Chr.)

So war es natürlich, daß Tiberius Gracchus zunächst eine Reform der agrarischen Verhältnisse ins Auge faßte. Da aber in Italien kein andres Land verfügbar war, als die Staatsdomänen, die zum kleineren Teile von den Zensoren verpachtet wurden, zum größeren durch Okkupation in den Händen reicher Nutznießer (possessores) waren, so ließ sich Ackerland für die armen Bürger schlechterdings nicht beschaffen ohne Eingriff in die Besitzverhältnisse dieser Possessoren. Das Staatsland, das sie bewirtschaften ließen, war auf folgende Weise in ihren Besitz gekommen. Hatten die Römer in den früheren Kriegen um die Herrschaft in Italien eine besiegte Völkerschaft zu Landabtretung gezwungen, so war in der Regel der am wenigsten verwüstete, also ohne weiteres anbaufähige Acker vermessen (limitiert) und an römische Kolonisten verteilt worden. War aber das Ackerland entweder so verwüstet, daß der Anbau schwierig war, oder war es von feindlichen Einfällen besonders bedroht, so hatten die Konsuln unternehmungslustigen Bürgern gestattet, solches Land ohne Kaufpreis, aber gegen Abgabe eines Zehntels der Feld-, eines Fünftels der Baumfrüchte und eines Hutgeldes für Weideland in Bewirtschaftung zu nehmen. Dieses Verfahren war späterhin nicht nur im Falle der Not, sondern auch dann angewendet worden, wenn der Senat den Reichen, also vor allem seinen Mitgliedern, Gelegenheit zu vorteilhaften landwirtschaftlichen Unternehmungen bieten wollte. Selbstverständlich aber war der Staat berechtigt, jederzeit die Domänen von den jeweiligen Possessoren einzuziehen. Das Licinische Gesetz (366 v. Chr.) hatte auch das Maß, das der einzelne vom ager

Das Ackergesetz des Tiberius Gracchus.

publicus okkupieren durfte, auf 500 Joch beschränkt. Diese Bestimmung war, wie es scheint, in der Zeit des Flaminius (s. S. 442) entweder durch einen neuen gesetzgeberischen Akt oder doch wenigstens praktisch erneuert worden: denn dieser Staatsmann hatte wirklich seit 232 v. Chr. große Domänen in Picenum und Gallien einziehen lassen und Kolonisten darauf angesiedelt. Auch zur Zeit des Krieges gegen Perseus war das „500 Jochgesetz" noch so im Bewußtsein aller, daß Cato in einer Rede darauf anspielen konnte (s. S. 523). Aber seit einem Menschenalter hatte sich die Nobilität den Grundsatz zu eigen gemacht, daß, wie der gesamte Staat, so auch seine Domänen ihr unveräußerliches Eigen seien. Man hatte also, um den Gegensatz zwischen freiem Eigentum (heredium) und Staatsland zu verwischen, den Zehnten, beziehentlich Fünften des Ertrages und das Hutgeld nicht mehr an die Staatskasse abgeführt, und die als Beamte fungierenden Standesgenossen waren so gefällig gewesen, das zu dulden. Beim Aussterben von Familien und Geschlechtern waren ihre Staatsländereien wie fester Besitz vererbt worden, so daß riesige Landstrecken dieser Art in den Händen einzelner reicher Bürger zusammengekommen waren; man hatte Gebäude, Bewässerungsanlagen und andres auf Staatsland errichtet und wohl auch Schulden darauf gemacht.

Als nun die Pläne des Tiberius Gracchus, große Strecken des okkupierten Staatslandes für die Armen aufzuteilen, bekannt wurden, Pläne, die, wie wir nochmals betonen, durchaus keinen Rechtsbruch involvierten, sondern nur einen schmählichen Mißbrauch des öffentlichen Eigentums abstellen wollten, erhoben die Possessoren ein großes Geschrei über Verletzung alter Rechte und stellten sich, als ob überhaupt eine Sonderung von wirklichem Eigen und okkupiertem Staatsland nicht mehr möglich sei. Das war eine infame Parteilüge gerade wie die andre, daß sie alle bankerott werden müßten, wenn Gracchus' Vorschläge durchgingen. Diese waren nämlich so maßvoll und mild, daß durch ihre Annahme und Durchführung ein leistungsfähiger Großgrundbesitzerstand ebenso gesichert war wie die Neuschöpfung eines römischen Bauernstandes. Gracchus erneuerte einfach das Liciniſche Gesetz, daß niemand mehr als 500 Joch Staatsland besitzen solle, fügte aber zu gunsten der Großgrundbesitzer die Klausel hinzu, daß auch für die zwei ältesten Söhne je 250 Joch beansprucht werden dürften, so daß also im ganzen 1000 Joch Staatsland, abgesehen von allem durch Erbe und Kauf erworbenen Privateigen, im Besitze einer Familie bleiben konnten. Was sie über dieses Maß hinaus von Staatsland im Besitz hatten, sollte dem Staate zurückgegeben werden, jedoch so, daß für Gebäude und Meliorationen eine Entschädigung gezahlt würde. Das auf diese Weise eingezogene Ackerland sollte in Bauernhufen geteilt, und diese als unveräußerliche Lehngüter armen Bürgern gegeben werden. Zur allmählichen Durchführung dieser Maßregel wollte Gracchus alljährlich in Tributkomitien „Dreimänner für Ackerverteilung" (triumviri agro dividundo) wählen lassen. Einen Teil der nicht okkupierten, sondern regelmäßig von den Zensoren verpachteten Äcker, namentlich das fruchtbare Gebiet um Capua (ager Campanus) und das „Stellatische Feld" (campus Stellatis) bei Cales, nahm Gracchus von der Aufteilung aus: erstens um der Staatskasse die aus diesen Pachtungen fließenden beträchtlichen Einnahmen zu erhalten, zweitens um die kleinen kampanischen Pächter nicht von ihrer Scholle zu verdrängen.

Aus diesen Gesetzesvorschlägen spricht ein großer staatsmännischer Geist, der den verschiedensten Interessen nicht nur des Volkes sondern auch einer tüchtigen Aristokratie gerecht wird. Besonders wichtig war die Bestimmung von der Unverkäuflichkeit der Bauernhufen; Gracchus wollte eben nicht den Proletariern eine augenblickliche Wohlthat erweisen, die sie wieder durch schlechte Wirtschaft oder Wucher verlieren konnten, sondern die Mittel für den dauernden Bestand einer leistungsfähigen Bauernschaft

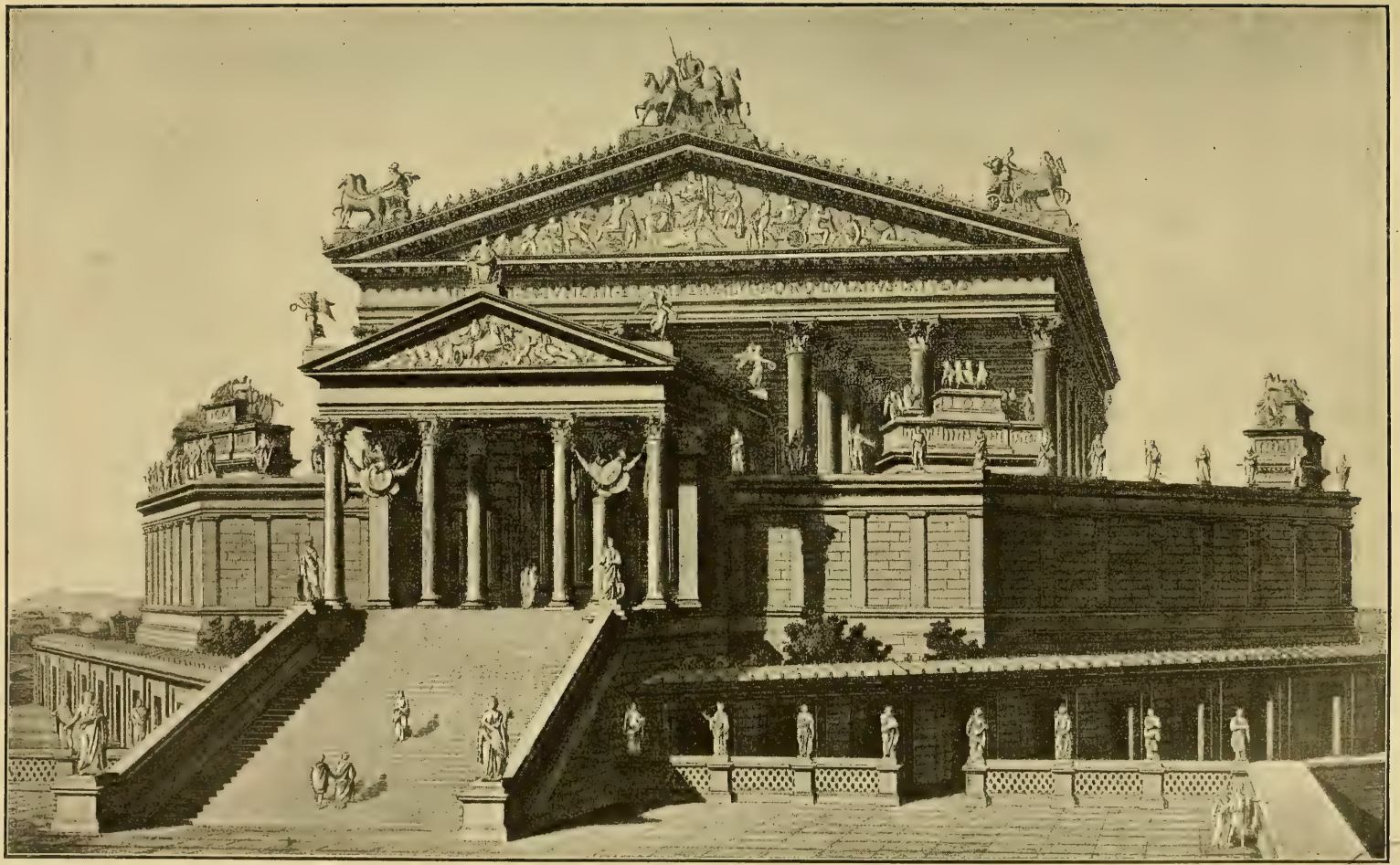
beschaffen, ein Plan, der in den modernsten agrarischen Theorien wiederkehrt. Schon diese eine Bestimmung beweist, daß er kein Demagog, sondern ein besonnener Reformator war. Auch an der Ausführbarkeit seiner Pläne war nicht zu zweifeln. Seinem Ackergesetz zufolge wäre die arme Bevölkerung in Rom vermindert und wieder auf das Land hinausgezogen worden. Sie war damals weder so verhetzt, noch so heruntergekommen wie später; eine Rückbildung dieser Bevölkerung, die zu einem großen Teile noch auf dem Lande geboren war und in der Jugend bäuerliche Arbeit erlernt hatte, in Bauern war nicht undenkbar. Auch ließ sich die bäuerliche Arbeit durch Einstellung der zollfreien Getreideeinfuhr aus den Provinzen schützen, wenn in Rom die Abnahme des Proletariats die Getreideverschleuderung entbehrlich machte. Endlich mußte sich mit der Wiedererstarkung der bäuerlichen Bevölkerung Italiens die sittliche und militärische Kraft Roms erneuern.

Dem Tiberius standen die beiden bedeutendsten Juristen seiner Zeit, P. Mucius Scävola, der gerade 133 v. Chr. Konsul war, und sein jüngerer Bruder, der Pontifex Maximus P. Licinius Crassus Mucianus, des jüngeren Gracchus Schwiegervater, mit Rat und That zur Seite. Ihnen, sowie seinem eignen Schwiegervater, Appius Claudius Pulcher (Zensor 136), hatte Tiberius seine Entwürfe mitgeteilt und hatte ihre Billigung erfahren: aber im Senate scharte sich die Masse der kurzsichtigen, in ihrem wundesten Punkte, ihrer Habsucht, verletzten Optimaten um den rohen und gewaltthätigen Cornelius Scipio Nasica, der beim ganzen Volke verhaßt war, während Tiberius Gracchus das Volk in fast täglichen Concionen über Zweck und Ziele seiner Gesetzesvorschläge aufzuklären suchte. Seine Beredsamkeit muß eine außerordentliche gewesen sein. Ruhig und klar, ohne jeden theatralischen Pomp, aber mit der Kraft, die in fester Überzeugung wurzelt, nur dann und wann der warmen Begeisterung seines Herzens in Ton und Stimme nachgebend und in solchen Augenblicken völlig unwiderstehlich, sprach er zum Volke. Eine Stelle aus seinen Reden über die armen Bürger hat uns Plutarch erhalten:

„Die wilden Tiere, die in Italien hausen, haben ihre Höhlen und jedes hat seine Lagerstätte und seinen Zufluchtsort. Aber die, die für Italien fechten und sterben, haben teil an Luft und Licht, sonst aber an keinem Gute, sondern unstät und heimatlos sind sie, Landstreicher mit Weib und Kind. Die Feldherren aber lügen, wenn sie in den Schlachten die Soldaten aufrufen, für ihre Grabmäler und Heiligtümer gegen die Feinde zu kämpfen. Denn von so vielen Römern hat keiner einen heimischen Herd, keiner eine Grabstätte seiner Vorfahren, sondern für die Schwelgerei und die Habsucht andrer müssen sie ihr Blut vergießen und sterben. Sie heißen Herren der Erde und haben selbst nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen."

Die Absetzung des Tribunen Octavius.

Gegen solche unwiderlegliche Argumente mit Gründen zu fechten, fühlte sich die Nobilität zu schwach. Sie wählte ein bequemeres Mittel: sie gewann den Tribunen Gaius Octavius — wodurch, wissen wir nicht — daß er in der entscheidenden Versammlung gegen die Abstimmung über die Rogationen des Gracchus sein Veto einlegen sollte. Zum Tage der Abstimmung war eine ungeheure Menge von Bürgern aus allen Teilen Italiens herbeigeströmt: die besseren Schichten des hauptstädtischen Volkes und vor allem die Reste der bäuerlichen Bevölkerung brachten dem Gesetze ein warmes und begeistertes Interesse entgegen. Noch einmal schilderte Tiberius in beredten Worten die vorhandenen Notstände und betonte, daß es doch wohl besser sei, Italien werde von freien Bauern als von Sklaven bewirtschaftet, die doch dem Staate nur feindselig gegenüberständen, und das römische Reich werde von ansässigen Staatsbürgern als von besitzlosen Proletariern verteidigt. Nicht auf Vermehrung des Besitzes einzelner, sondern auf Vermehrung einer seßhaften und wehrhaften Bürgerschaft komme es an: deshalb sollten die Reichen gern das überschüssige Staatsland zu gunsten der Armen fahren lassen; die Blüte Italiens, die kriegerische Kraft der Bürgerschaft,



277. **Jupitertempel auf dem Kapitol.** Nach Canina.

Während das Bild auf S. 317 die ältere Form des Tempels veranschaulicht, wie sie Qu. Lutatius Catulus nach dem Brand im Jahre 83 v. Chr., und zwar genau nach dem Muster des gewesenen, wiederherstellte (vollendet 69 v. Chr., bestand er so bis 70 n. Chr.), ist hier der Tempel der Kaiserzeit zur Darstellung gebracht, der, nachdem der von Vespasian 70 errichtete schon im Jahre 80 wieder durch Feuer zerstört worden war, von Domitian in den Jahren 80—82 erbaut wurde und in jeder Hinsicht alles in sich vereinigte, was Kunst und Prachtliebe jener Zeit zu schaffen vermochten. Gleich dem Vespasianischen unterschied er sich von jenem äußerlich vor allem dadurch, daß er höher war und die — aus pentelischem Marmor hergestellten — Säulen die korinthische Ordnung aufweisen. Er hat das Altertum überdauert — erst im Mittelalter ging er teils durch Plünderungen, teils durch die Fehden der römischen Adligen — allmählich zu Grunde. Auf den alten Fundamenten des Tempels und seiner Area erhebt sich heute der Garten und der Palast Caffarelli.

auf die sein Gesetz abziele, werde sie für das kleine Opfer reichlich entschädigen. Dann begann der Schreiber den Wortlaut des Gesetzes zu verlesen. Da aber intercedierte Octavius. Die Verlesung und Abstimmung wurden vertagt. Am nächsten Morgen wiederholte sich unter dem Toben des Volkes dasselbe Schauspiel. Der Streit zwischen den beiden Tribunen drohte Unruhen herbeizuführen. Da rieten zwei Konsulare den Streitenden, die Entscheidung des Senates anzurufen. Gracchus ging darauf ein und begab sich aus der Versammlung in den Senat, wo er aber mit Schimpf und Hohn zurückgewiesen wurde. Danach eilte er in die Versammlung zurück und beschwor den Octavius, von seiner Intercession abzugehen, da doch unmöglich ein Vertreter der Volksrechte das Volk an der Ausübung seines Stimmrechtes hindern dürfe. Octavius blieb fest. Nun erklärte Gracchus, entweder er selbst oder Octavius müsse sein Amt niederlegen; das Volk möge entscheiden, und Octavius möge es zuerst über Gracchus abstimmen lassen. Octavius weigerte sich, dies zu thun, darauf erklärte Gracchus, er werde am folgenden Tage über die Amtsentsetzung des Octavius abstimmen lassen. Noch hoffte Gracchus im stillen, Octavius werde es soweit nicht kommen lassen. Aber auch am dritten Tage änderte Octavius sein Verhalten nicht; da beantragte Tiberius, ihn seines Amtes zu entsetzen. Schon hatten 17 Tribus dafür gestimmt, die 18. brachte die Majorität: da ließ Gracchus unter der ungeheuren Wucht der Verantwortlichkeit, die ihn bedrückte, einhalten und machte noch einen Versuch, den Gegner zu gewinnen. Mit flehenden Worten trat er zu ihm hin, umarmte ihn und bat mit Thränen in den Augen und mit all der Leidenschaft, deren ein Südländer in der höchsten Gemütsbewegung fähig ist, daß er sich der Not des Volkes erbarme. Auch Octavius blieb nicht unbewegt, auch sein Auge wurde feucht, aber er hatte sein Wort den Optimaten verpfändet und brach es nicht. Da rief Tiberius die Götter zu Zeugen an — und die Abstimmung wurde vollendet: alle 35 Tribus erklärten Octavius für abgesetzt. Still schlich dieser, nunmehr ein Privatmann, von dannen. Es war ein verhängnisvoller Augenblick, von dem an die Geschicke des Gracchus und Roms sich zum Schlimmeren wendeten. Herbeigeführt war diese furchtbare Entscheidung, durch die ein unverletzlicher Tribun gegen Herkommen und Recht seines Amtes entsetzt wurde, durch den Trotz und die Habgier der Nobilität, die lieber die Staatsverfassung zusammenbrechen sah, als an ihrem Mein und Dein Einbuße erleiden wollte. Aber diese Entscheidung bildet zugleich auch die tragische Schuld in dem sonst fleckenlosen Wandel des edlen Tiberius Gracchus, die ihn zum Untergange trieb: er war nun nicht mehr ein Reformator, sondern ein Revolutionär.

Das Ackergesetz des Gracchus wurde nach der Absetzung des Octavius sofort vom Volke angenommen, und die Dreimännerkommission zu seiner Durchführung aus Tiberius selbst, seinem Bruder Gaius — der gerade vor Numantia diente — und seinem Schwiegervater Appius Claudius Pulcher gebildet. Die Volksmenge geleitete den Tribunen wie im Triumphe nach Hause, seine feinere Empfindung und sein tieferes Verständnis für die Grundlagen des Staates werden ihm aber wohl schon an diesem Tage des Sieges bittere Gefühle und trübe Ahnungen nicht erspart haben.

Da kam ihm noch einmal das Schicksal zu Hilfe: der reiche König Attalus von Pergamum hatte sein Reich und seine Schätze dem römischen Volke vererbt. Diesen Umstand benutzte Gracchus, um gegen die bisher unbestrittene Kompetenz des Senates in Finanzsachen und Verwaltungsangelegenheiten einen Schlag zu führen und zugleich die Empfänger der Lehngüter mit dem nötigen Betriebskapital zu versorgen. Er brachte nämlich in Tributkomitien das Gesetz durch, daß die Schätze des Attalus unter die Empfänger der neuen Hufengüter verteilt würden, und zugleich bereitete er ein Gesetz vor, das dem Senate das Recht, die Art und Weise der Besteuerung der neuen Provinz Asien zu bestimmen, entzog und dem Volke übertrug.

Das Ende des Tiberius Gracchus.

Aber freilich, das Werk, das er begonnen hatte, bedurfte jahrelanger Arbeit zu seiner Vollendung. Wollte er es weiterhin leiten, so brauchte er schon um seiner Sicherstellung willen die tribunizische Gewalt auf mehrere Jahre: seine Wiederwahl aber suchten seine Gegner mit allen Mitteln zu hintertreiben. Man behauptete, eine solche sei überhaupt unstatthaft und durch die lex Villia annalis verboten; das traf indes nicht zu, da das Tribunat nicht zu den eigentlichen Magistraten gehörte. Gefährlicher war es für Gracchus, daß der Wahltag gerade in die Erntezeit fiel, in welcher seine bäuerlichen Anhänger, mit deren Hilfe er hauptsächlich seine Gesetze durchgebracht hatte, schwer in die Stadt kommen konnten. Deshalb mußte er vor allem auch die Stimmen der Stadtbürger, die ihm, so weit sie von Klienten und Freigelassenen ausgeübt wurden, durch die Nobilität entfremdet waren, für sich zu gewinnen suchen. Er kam dabei schon in die üble Lage, den Proletariern allerhand Verheißungen für die Zukunft machen zu müssen. Trotzdem war die Wahlversammlung nur schwach besucht, die Landleute fehlten zum größten Teile. Streitigkeiten über die Wahlleitung führten zur Vertagung der Abstimmung. Am Nachmittage erschien Gracchus mit seinem jungen Sohne in Trauerkleidern vor dem Volke und rührte es so sehr, daß große Scharen während der Nacht vor seinem Hause für seine Sicherheit Wache hielten und schon vor Sonnenaufgang den Platz vor dem Jupitertempel auf dem Kapitol, wo der Wahlakt stattfinden sollte, besetzten. Aber auch der Senat war nicht müßig. Er versammelte sich vor Tagesanbruch im Tempel der Fides ganz nahe am Kapitol. Sklaven und Klienten mit Knütteln waren in der Nähe dieses Tempels bereitgestellt. Nach bösen Anzeichen aller Art erschien Tiberius auf dem Kapitol, aber die Wahlhandlung wurde gestört durch Volkshaufen, die von den Gegnern gedungen waren. Endlich erschien sogar ein dem Gracchus befreundeter Senator, Fulvius Flaccus, mit der Botschaft, die Senatoren planten gegen Gracchus einen Gewaltstreich. Da entrissen seine Anhänger den Liktoren ihre Stäbe, um eine Verteidigungswaffe zu haben, und Gracchus deutete, um den Fernerstehenden die Gefahr begreiflich zu machen, auf seinen Kopf. Ausgestellte Spione berichteten diese Gebärde sofort in den Senat, wo sie von den erbittertsten Gegnern des Tribunen so ausgelegt wurde, als verlange er das Königsdiadem. Nasica forderte den Konsul P. Mucius Scävola auf, die Stadt zu schützen und den Tyrannen zu stürzen. Der aber weigerte sich, den Weg der Gewalt zu beschreiten oder gar einen Bürger ohne Verhör töten zu lassen. Da rief Nasica aus: „Wer den Staat retten will, der folge mir", zog den Saum der Toga über sein Haupt und stürmte zur Kurie hinaus. Ihm folgten die übrigen Optimaten mit den bereitgestellten Klienten und Sklaven. Vor diesem aus den vornehmsten Männern bestehenden Gewalthaufen stob das Volk auf dem Kapitol auseinander; bei dem wüsten Gedränge, das nun entstand, zerbrachen Bänke und Planken. Mit ihren Trümmern bewaffneten sich die Senatoren und stürmten, alles vor sich niederschlagend, nach dem Platze, wo Gracchus selbst stand. Da versuchte auch dieser zu fliehen, aber er stolperte über einige Gefallene, und als er sich wieder aufrichten wollte, schlug ihn der Tribun Publius Saturejus mit einem Bankbeine an den Kopf, ein gewisser Rufus führte den zweiten Schlag, und so ging es fort, bis Tiberius an den Pforten des Jupitertempels bei den Statuen der sieben Könige tot niederfiel. Mit ihm wurden 300 seiner Anhänger von den Senatoren und ihrem Gefolge erschlagen oder von den Felsen herabgestürzt. Alle ihre Leichen, auch die des edlen Tiberius, die sein Bruder Gaius vergeblich zur Bestattung erbeten hatte, wurden von den fanatischen Optimaten in den Tiber geworfen.

Die grauenvolle Ermordung des Tiberius und seiner Anhänger durch die ersten Männer des Staates bedeutet für Rom das blutige Morgenrot einer neuen Zeit.

Auf eine friedliche Reform der sozialen Übelstände war nunmehr, seitdem das erste Bürgerblut geflossen und die Leidenschaft bei beiden Parteien entfesselt war, kaum noch zu hoffen. Das rohe Gebaren dieser dreinschlagenden Senatoren mußte die Achtung und Ehrfurcht, die das Volk in Rom bis dahin, selbst noch am Todestage seines Beschützers, dem Senate entgegentrug, von Grund aus zerstören. Aus der blutigen Saat mußten neue Gewaltthaten hervorgehen, mit denen sich die beiden Parteien der Optimaten und der Popularen, die sich seit dieser Zeit einander gegenüberstehen, zerfleischten, bis schließlich der ganze alte Staat mit der bürgerlichen Freiheit so unhaltbar wurde, daß er unter dem festen Schritt der Söldnerlegionen zusammenbrach und der Militärdiktatur ihres Feldherrn Platz machte.

Das Bild des Tiberius Gracchus wurde durch die aristokratisch gefärbte Geschichtschreibung und Publizistik der folgenden Jahrzehnte verzerrt; selbst Cicero sah in ihm, je schwärmerischer er sich die Gestalt des Scipio Ämilianus zum Ideal eines Staatsmannes verklärte, und je mehr die würdelose, der Militärdiktatur zustrebende Gegenwart die unbestrittene Senatsherrschaft der älteren Zeit vermissen ließ, um so mehr den von großen Traditionen abgefallenen, ehrgeizigen und selbstsüchtigen Revolutionär, der das ganze spätere Unglück des römischen Staates eingeleitet habe. Bei diesem Urteil ist, wie so häufig, Symptom und Ursache verwechselt. Die Schuld an der furchtbaren Katastrophe, die über Rom hereinbrach, trug die kurzsichtige, den Wert eines freien und sittlich tüchtigen Volkstumes verkennende Nobilität.

Die Folgen der Ermordung des Tiberius Gracchus.

Nach der Ermordung des Tiberius Gracchus war das Volk wie betäubt und blieb für längere Zeit eingeschüchtert. Aber noch vor Jahresfrist befestigte sich in allen seinen Kreisen, in Rom wie in Italien, die Überzeugung, daß durch die Ermordung des Tribunen ein ungeheurer Frevel geschehen sei. Auch der Senat mußte dieser Stimmung Rechnung tragen, indem er das Ackergesetz nicht aufhob, sondern an Stelle des Ermordeten den Schwiegervater des Gaius Gracchus, den Licinius Crassus Mucianus, unter die Triumvirn wählen ließ und den Anstifter des Mordes, Scipio Nasica, durch eine Mission nach Asien entfernte, wo er starb. Die Leitung des Kampfes gegen die Nobilitätsherrschaft fiel aber für mehrere Jahre unbedeutenden Männern zu, die wenig Erfolg hatten; nur wurde die geheime Abstimmung, die schon vorher für die Wahlen und das Gerichtsverfahren beschlossen worden war, nunmehr auch auf die Beschlußfassung über Gesetze ausgedehnt. Unterdes gingen die Ackerverteilungen an arme Bürger — besonders im Jahre 132 v. Chr. — gut von statten, da man naturgemäß zunächst das Domanialland verteilte, dessen Bereitstellung keine besonderen Schwierigkeiten bereitete. Infolgedessen stieg auch die Zahl der Bürger, die in die Vermögensklassen aufgenommen werden konnten, zwischen 133 und 125 von 318823 auf 394726. Aber allmählich lernten die Großgrundbesitzer, das Gesetz zu umgehen, indem sie überschüssiges Staatsland zum Scheine an Klienten und Freigelassene verkauften, oder sie suchten durch Täuschung Staatsland als Allodialland auszugeben. Und die Dreimänner, die nach dem Tode des Appius Claudius und des Licinius Crassus aus Gaius Gracchus, Fulvius Flaccus und Papirius Carbo bestanden, ließen sich, erbittert über die Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg gelegt wurden, auch manche ungerechte Entscheidung zu Schulden kommen. Besonders gegen die Latiner und andre italische Bundesgenossen, die Staatsland von römischen Bürgern gekauft oder auch widerrechtlich okkupiert hatten, wurde mit großer Strenge vorgegangen, endlich aber sollten auch die Gemeinden latinischen Rechtes, die Staatsland durch Senats- oder Volksbeschlüsse zur Nutznießung erhalten hatten, jetzt diese Ländereien zur Aufteilung unter arme römische Bürger herausgeben. Dagegen bildete sich bei den italischen Bundesgenossen eine starke Opposition. Wollten sie ihre Äcker

behalten, so mußte entweder die Ausführung des Ackergesetzes vor ihrer Flur Halt machen, oder sie mußten, was wohl das bessere war und auch mehr den Absichten des Tiberius Gracchus entsprochen hätte, sofort in die römische Bürgerschaft aufgenommen und damit derselben agrarischen Fürsorge teilhaftig werden. In ihrer Not wandten sich die Latiner an Scipio Ämilianus, der hier noch einmal eine wichtige Rolle gespielt hat.

Das Ende des Scipio Ämilianus.

Als er vor Numantia Kunde vom Ende seines Schwagers erhalten hatte, soll er mit einem Verse Homers ausgerufen haben:

„So mag jeder verderben, der so verderbliche That wagt."

Scipio meinte damit weniger das Streben des Tiberius Gracchus nach Hebung und Vermehrung des Bauernstandes als vielmehr die Mittel, mit denen er gegen den Senat und die Verfassung aufgetreten war. Nach Rom zurückgekehrt, stand Scipio zwischen zwei Feuern: die Senatoren trauten ihm nicht wegen seiner früheren demokratischen Ideen, und das Volk mißtraute ihm wegen seiner Feindschaft mit dem Ermordeten. Papirius fragte ihn geradezu einmal vor den Tributkomitien, was er von der Ermordung des Tiberius denke. Scipio erwiderte, er meine, daß dem Tiberius Recht geschehen sei. Da brauste das ganze Volk tobend auf, aber Scipio rief mit Donnerstimme unter die Menge: „Ich habe so oft den Schlachtruf bewaffneter Feinde gehört ohne zu zittern, wie könnte mich euer Geschrei ängstigen, denen Italien nur eine Stiefmutter ist" — er meinte damit die vielen landfremden Freigelassenen, die sich in der römischen Volksversammlung breit machten. Dagegen war Scipios Ruhm und seine Volkstümlichkeit bei der römischen und italischen Landbevölkerung noch nicht verblaßt; an ihn wandten sich viele, die mit den Entscheidungen der Triumvirn unzufrieden waren, und vor allem die in ihrem Besitz bedrohten Latiner. Ihre gerechte Sache nahm Scipio auf und brachte es mit Hilfe der Landbevölkerung in der That dahin, daß den Triumvirn ihre richterliche Entscheidung darüber, was Staatsacker sei, entzogen wurde (129 v. Chr.). Damit wurde aber, da kein Ackerland mehr verfügbar war, die Thätigkeit der Dreimänner lahmgelegt. Die Besorgnis der Triumvirn und des hauptstädtischen Volkes stieg, als Scipio zum Erstaunen der Optimaten im Senate beantragte, den Bundesgenossen die ihnen nach früheren Beschlüssen angewiesenen Staatsländereien zu lassen, also das gracchische Ackergesetz offen bekämpfte. Die Senatoren und die in Rom zahlreich anwesenden Latiner geleiteten ihn wie im Triumphe nach Hause. Für den nächsten Tag war eine Volksversammlung angesetzt, in der Scipio auch vor dem Volke zu gunsten der Latiner reden wollte; man erwartete, daß ihn der Senat, falls die hauptstädtische Plebs sich nicht fügen werde, mit einer außerordentlichen Gewalt, einer Art Diktatur, bekleiden werde. Da fand man ihn am nächsten Morgen in seinem Bette ermordet. Es wurde der Verdacht laut, daß er von seinen Verwandten, und zwar auf Anstiften der Cornelia, seiner Schwiegermutter, und seiner Gemahlin Sempronia, mit der er unglücklich lebte, ermordet worden sei, damit er nicht das Werk des Tiberius Gracchus vernichte und dem Aufsteigen des Gaius nicht im Wege stehe.

Lage und Stimmung der Bundesgenossen.

Scipio war 56 Jahre alt, als ihn der Tod ereilte; sein Tod war unter den obwaltenden Umständen ein Unglück für das römische Volk. Er wäre doch vielleicht noch im stande gewesen, wenigstens eine bessere Behandlung der Latiner und Italiker anzubahnen. Nach seinem Tode lenkte der Senat in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit in die alte, den Bundesgenossen und zugleich auch dem römischen Landvolke feindliche Politik zurück. Vergeblich stellte im Jahre 125 v. Chr. Fulvius Flaccus als Konsul nach langen Verhandlungen mit den Latinern, die bereit waren, gegen Gewährung des Bürgerrechtes auf den Besitz des Staatslandes zu verzichten, den Antrag,

es solle den latinischen Gemeinden freistehen, um Aufnahme ins römische Bürgerrecht zu bitten, und die Komitien sollten über diese Gesuche von Fall zu Fall entscheiden: er fiel damit sowohl im Senate als auch beim Volke durch, dessen Selbstsucht und nationaler Dünkel gegen die Bundesgenossen von der Nobilität systematisch geschürt wurde. Die Erbitterung darüber war in Italien so groß, daß die Bürger von Fregellä es wagten, sich offen gegen Rom zu empören, ein so aussichtsloses Vorgehen, daß darin nur ein Akt der Verzweiflung erblickt werden kann. Fregellä wurde bis auf die Fundamente der Häuser und Mauern zerstört.

Die Persönlichkeit des Gaius Gracchus.

Unter solchen Stürmen reifte Gaius Gracchus zu einer großartigen, aber unglücklichen Rolle heran. Die ganz bedeutende rednerische und staatsmännische Begabung des jungen Mannes steht außer Zweifel. Seine Reformpläne zeigen einen weiten Blick für die Ursachen der sozialen Schäden, seine Rednergabe ist von vielen Seiten bezeugt, Cicero nennt ihn den größten Redner, den Rom hervorgebracht habe. Gaius wurde vorwärtsgetragen von einem noch höheren Schwunge des Geistes als sein Bruder Tiberius, er war aber auch viel leidenschaftlicher. Mit einem überaus ausdrucksfähigen Organ verband er die lebhafteste Gestikulation und Gebärdensprache, in der die Südländer Meister sind. Die höchste Wirkung aber erzielte er durch die sanfte Traurigkeit, die aus seinen Reden sprach, als ob „die Fittiche des Todes" über ihm rauschten. Die bestimmte Ahnung, daß er, wenn er mit seinen Reformplänen hervorträte, demselben Schicksale erliegen würde wie sein Bruder, verließ ihn nicht und hielt ihn längere Zeit vom politischen Leben zurück, bis die immer mehr ausreifende Eigenart des Mannes über den instinktiven Trieb der Selbsterhaltung die Herrschaft erlangte. Nachdem er auch als Mitglied der Dreimänner-Kommission nicht aufgehört hatte, für den Staat — im ganzen zwölfmal — zu Felde zu ziehen, bewarb er sich im Jahre 126 v. Chr. mit Erfolg um die Quästur. Der Senat jubelte, als ihn das Los nach Sardinien rief: man hoffte, daß ihn dort der Krieg oder das Sumpffieber verzehren würde, und verlängerte, um ihn in Sardinien zurückzuhalten, seinem Prokonsul die Statthalterschaft von Jahr zu Jahr. Als Gracchus die Absicht merkte, kehrte er im Jahre 124 nach Rom zurück. Die durchaus ungerechtfertigten Anklagen, mit denen ihn der Senat peinigte, wies er siegreich zurück und erhielt vom Volke für 123 das Tribunat.

Die Reformpläne des Gaius Gracchus.

Von der großartigen Thätigkeit, die der dreißigjährige Gaius Gracchus als Tribun entfaltete, und von seinen noch großartigeren Plänen besitzen wir nur eine ganz trümmerhafte Überlieferung. Wir müssen deshalb darauf verzichten, Zeit und Reihenfolge seiner Gesetze festzustellen, dagegen läßt sich der innere Zusammenhang der einzelnen Maßregeln erkennen, da sein Hauptziel uns unverhüllt vor Augen liegt. Die vollständige Durchführung der Gesetze seines Bruders war schließlich daran gescheitert, daß das in Italien vorhandene, von Römern okkupierte Staatsland nicht ausreichte, um den römischen bäuerlichen Mittelstand wiederherzustellen. Auch hatte diese Schwierigkeit zu einer von Tiberius durchaus nicht gewollten Bedrohung des Ackerbesitzes der Latiner und der andern italischen Bundesgenossen geführt. Deshalb wünschte Gaius unter Aufrechterhaltung der agrarischen Ordnung seines Bruders den bäuerlichen Mittelstand dadurch zu vermehren, daß die Latiner und italischen Bundesgenossen, die in weit höherem Maße als die Römer selbst Ackerbauer und Landwirte geblieben waren, in das römische Bürgerrecht aufgenommen würden. Das wäre zugleich eine That ausgleichender Gerechtigkeit gewesen. Denn die italischen Bundesgenossen waren längst in dem Grade latinisiert und romanisiert, daß die Bevölkerung Italiens im wesentlichen als eine einheitliche, als die Nation der „Togaleute" erschien. Vor allem aber hätte die seit Jahrhunderten bestehende Waffenbrüderschaft schon längst

die Rechtsgleichheit nach sich ziehen müssen, wenn nicht in älterer Zeit religiöse Bedenken dem im Wege gestanden hätten (s. S. 432). Indessen hatte sich das religiöse Bewußtsein des Volkes und namentlich der regierenden Kreise während des letzten Menschenalters so abgestumpft, daß man es nicht mehr ernsthaft gegen eine Verleihung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen ins Feld führen konnte. Auch die große räumliche Entfernung mancher latinischen und verbündeten Gemeinden von Rom kam nicht mehr so wie früher in Frage, seitdem es römische Bürgerkolonien auf gallischem Boden gab (s. S. 495). Trotzalledem hatte sich die Kluft zwischen Bürgern und Latinern in den letzten Jahrzehnten nicht verengert, sondern erweitert, da die gewissenlose Nobilität in dem Wunsche, keinerlei Konkurrenz mit den tüchtigen Bürgern der italischen Landstädte bestehen zu müssen, diese immermehr zur Rolle von Unterthanen herabgedrückt und damit zugleich dem Selbstbewußtsein der hauptstädtischen Plebs geschmeichelt hatte. So war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, durch die Porcischen Gesetze der römische Bürger auch außerhalb der Stadt vor Prügelstrafe und Hinrichtung durch den Feldherrn geschützt, der Latiner nicht. Auch sonst erlaubten sich römische Beamte in latinischen und andern föderierten Städten Italiens die schlimmsten Gewaltthaten. Aus diesen Gründen war die Ausdehnung des Bürgerrechts über ganz Italien bis an die Alpen dringend zu wünschen: sie entsprach den Interessen der Bundesgenossen, die dadurch endlich die volle Rechtsgleichheit mit den Römern erlangt hätten, sie entsprach aber auch den Interessen des römischen Volkes, das sich durch Aufnahme eines vielfach tüchtigen und noch gesunden Mittelstandes gewissermaßen verjüngt hätte.

Aber Gracchus wußte wohl, daß der Senat, falls er, wie zu erwarten stand, diesen Plan bekämpfte, auf die Bundesgenossenschaft des hauptstädtischen Pöbels zu rechnen habe. Deshalb konnte er sich seinem Ziele nur auf Umwegen nähern: er versuchte zunächst, die Macht des Senates zu zertrümmern und sich dabei und durch andre populäre Maßregeln in der Volksgunst so festzusetzen, daß er danach hoffen konnte, das für ihn enthusiasmierte Volk auch zu einer unpopulären Maßregel zu gunsten der Bundesgenossen mit fortzureißen. Auch moderne Staatsmänner sind in der Lage gewesen, ihr eigentliches Ziel vor den Augen einer politisch unreifen Menge, mit der sie doch rechnen mußten, zeitweise zu verhüllen: aber keiner befand sich von vornherein so schutzlos einer so furchtbaren Verkettung widerstrebender Interessen gegenüber wie Gracchus. Fürst Bismarck hatte einen Rückhalt in dem erblichen Königtum der Hohenzollern und der preußischen Armee, Gracchus hatte nur sein Genie in die Wagschale zu werfen. Somit lag für ihn in der Verhüllung seines Endziels, die unvermeidlich war, zugleich auch der Keim seines Untergangs.

Die „Habeaskorpusakte“

Den Vernichtungskampf gegen die Macht des Senats eröffnete Gracchus durch ein Gesetz, das das Andenken seines ermordeten Bruders wiederherstellen und über seine Mörder den Stab brechen sollte. Es lehnte sich an ein früheres Porcisches Gesetz (s. oben) an und bestimmte, daß weder eine Untersuchung auf Leben und Tod noch ein Todesurteil gegen einen römischen Bürger ohne ausdrücklichen Befehl des Volkes verhängt werden dürfe. Diese lex Sempronia wendete sich also gegen die Auffassung, daß der Senat durch einen Beschluß (senatus consultum ultimum) auf gewisse Zeit das Provokationsrecht sistieren und die Magistrate mit außerordentlicher Vollmacht auch gegen das Leben von Bürgern ausrüsten könne. Danach wurde der Konsular Popillius Länas, der im Jahre 132 v. Chr. das Inquisitionsverfahren gegen die Anhänger des Tiberius Gracchus geleitet und mehrere von ihnen hatte hinrichten lassen, ins Exil getrieben und geächtet.

Das Gesetz über die Steuererhebung in Asien; der Ritterstand.

Sehr tief griff auch ein Gesetz über die asiatischen Steuern (de vectigalibus Asiae) in das Staatsleben ein, das vielleicht schon Tiberius Gracchus geplant, aber nicht ausgeführt hatte. Die Finanzverwaltung der Provinzen lag bis dahin ganz in den Händen des Senats, der ihnen — abgesehen von Sizilien (s. S. 434) — einen festen Steuerbetrag auferlegte, den sie durch Vermittelung des Statthalters in den römischen Staatsschatz (aerarium) entrichteten. Dagegen verordnete Gracchus durch ein Gesetz, daß die neue Provinz Asien (s. S. 539) den Zehnten von allem landwirtschaftlichen Ertrag als Steuer zahlen und daß die Einziehung dieser Steuer an die Publikanen verpachtet werden sollte. Das wurde für Asien der Anfang großer Qual: denn während sonst in den römischen Provinzen nur der Statthalter sich Erpressungen erlauben durfte, die Publikanen aber auf die Pachtung von Hafenzöllen und Domänen beschränkt waren, wurde nunmehr die ganze Provinz mittels des Zehnten, bei dessen Eintreibung die schlimmste Willkür üblich wurde, diesen römischen Blutsaugern überantwortet. Diese Folge hat Gracchus sicher nicht gewünscht und wohl auch kaum vorausgesehen: ihm kam es darauf an, das System der Finanzverwaltung des Senats zu sprengen und als Rivalen für die Amtsaristokratie die bürgerlichen Kaufleute und Kapitalisten zu einer neuen Aristokratie zu organisieren und damit einen ähnlichen Gegensatz zu schaffen, wie er ehedem in England zwischen der Westminster- und der Cityaristokratie bestand. Die Bildung dieses neuen Standes hatte sich natürlich schon seit Jahrzehnten vorbereitet; sie war schon vor Gaius Gracchus besonders dadurch gefördert worden, daß um 129 v. Chr. das Gesetz gegeben worden war, daß die Senatoren das Ritterpferd nicht beibehalten sollten. Die 1800 Ritterstellen waren seitdem nur den Söhnen der Optimaten zugänglich, die noch nicht Senatoren waren, und außerdem allen denen, die durch ihren Zensus (400 000 Sesterzien) zum Reiterdienst qualifiziert waren. Das waren eben die Kapitalisten. Deshalb nannte man den neuen Stand auch den Ritterstand (ordo equester).

Das Gesetz über die Geschworenengerichte.

Geradezu zerschmetternd wirkte auf die Macht des Senats Gracchus' Gesetz über die Gerichte, das bestimmte, die Richter der stehenden Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) sollten nicht mehr aus den Senatoren, sondern lediglich aus dem Ritterstande genommen werden. Seitdem mußte z. B. der stolze Statthalter, der wegen Erpressung angeklagt war, sich nicht, wie bisher, vor einem Gerichtshofe von Standesgenossen (man vergleiche die französischen Pairs und die englischen Peers = pares), sondern vor 450 Vertretern des Kaufmannstandes verantworten, die aus dem von Gracchus zusammengestellten Richterverzeichnis (album judicum) designiert waren. Die Wirkung des Gesetzes wurde noch dadurch erhöht, daß gleichzeitig Gracchus durch seinen Genossen im Tribunat, Manius Acilius Glabrio, das Gesetz über die Erpressungen verschärfen ließ.

Das Gesetz über die konsularischen Provinzen.

Auch in seine Geschäftsordnung bei der Verteilung der Provinzen mußte sich der Senat die schwersten Eingriffe des unerbittlichen Tribunen gefallen lassen. Bisher hatte der Senat die Provinzen für die Konsuln immer erst nach den Konsulwahlen bestimmt und dabei seinen Haß und seine Neigung stark zum Ausdruck gebracht. Galt ein Konsul als überzeugungstreuer Optimat und als fügsam gegen den Senat, so erhielt er eine angenehm zu verwaltende und ergiebige Provinz, war er nicht beliebt, so mußte er sich Sardinien, Corsica oder Ligurien gefallen lassen. Dagegen verordnete Gracchus durch ein Gesetz, daß die konsularischen Provinzen schon vor den Konsulwahlen bestimmt würden, und beschränkte durch dasselbe Gesetz (lex de provinciis consularibus) auch das Recht des Senates, die Statthalterschaften beliebig zu verlängern, Bestimmungen, die bis zum Ende der Republik in Kraft geblieben sind. Durch diese Maßregeln war der Senat so eingeschüchtert und ohnmächtig geworden, daß es Gracchus gelegentlich

wagen konnte, im Senate selbst über seine Reformvorschläge abstimmen zu lassen. So großartige Erfolge hatte er erzielt, weil er des Ritterstandes und des Volkes in Rom und in den römischen ländlichen Tribus vollkommen Meister war. Er verstand es eben, während er dem Senate zu Leibe ging, gleichzeitig das gesamte Volk für sich zu begeistern, einmal durch den Kampf gegen die verhaßten Optimaten, zweitens aber durch eine großartige Fürsorge für die Interessen der Kaufmannschaft, des ländlichen Mittelstandes und auch der wirtschaftlich Schwächsten, der Proletarier.

Die soziale Reform; das Getreidegesetz.

Denn zunächst hatte er das Werk seines Bruders fortgesetzt, soweit sich noch Ackerland vorfand, das verteilt werden konnte. Um Streitigkeiten darüber, was Staatsland sei und was nicht, für die Zukunft auszuschließen, ließ er die Ergebnisse der bisherigen Vermessungen zu einer Art von Grundbuch zusammenstellen und im Staatsschatze aufbewahren. Da aber das verfügbare Land bei weitem nicht ausreichte, um die Proletarier Roms zu versorgen, entschloß sich Gracchus, die bisher üblichen, aber nicht nach Bedürfnis, sondern nach Willkür oder nach der zufälligen Größe der Vorräte erfolgenden Getreidespenden an das Volk durch ein festes Gesetz (lex frumentaria) zu regeln. Es bestimmte, daß Getreide auf Staatskosten angeschafft und jedem Bürger monatlich ein bestimmtes Quantum zu dem niedrigen Preise von $6\frac{1}{3}$ As (30 Pfennige) für das Maß (modius = 8,75 Liter) überlassen werden sollte. Zweck und Bedeutung dieses Gesetzes ist vielfach mißverstanden worden. Man findet einen unlösbaren Widerspruch darin, daß Gracchus einerseits an der Wiederherstellung eines erwerbenden Mittelstandes arbeitete, anderseits durch die Getreidelieferung die Arbeitslosigkeit der Proletarier geradezu legalisierte. Aber dabei verkennt man, daß Gracchus die Spenden nicht eingeführt, sondern nur nach Zeit, Preis und Quantum geordnet hat, so daß sie nicht mehr als ein Machtmittel der Nobilität erschienen, um die Plebs nach Willkür zu lenken. Auch Cäsar vermochte später die Kornspenden nicht abzuschaffen, sondern konnte sie nur ordnen und beschränken und zwar auf 150 000 Almosenempfänger; auch in den modernen Städten ist eine geordnete Armenpflege unentbehrlich. Ferner fand man einen Widerspruch darin, daß Gracchus Korn zu einem Preise verschleudern ließ, der noch nicht die Produktionskosten erreichte, während er doch an der Wiederherstellung eines römischen Bauernstandes arbeitete, der doch ohne einen lohnenden Getreidebau nicht wohl denkbar ist. Aber man übersieht, daß Gracchus zwar den Verkaufspreis normiert hat, nicht aber den Einkaufspreis, den die Staatskasse zahlen mußte. Dieser war vermutlich höher und schloß den Mitbewerb des italischen Bauern nicht aus, der doch an Transportkosten sparte, was er für Produktionskosten mehr ausgab, als fremde Getreideländer. Beweisend für diese Auffassung, daß Gracchus die Blüte des italischen Kornbaues für vereinbar hielt mit seinem Getreidegesetz, ist der Umstand, daß er fremdes Getreide, das die Statthalter, um die Staatskasse zu schonen, in den Provinzen erpreßt hatten, nicht nach Italien hereinlassen wollte. Als z. B. der Proprätor Q. Fabius Maximus aus Spanien eine große derartige Getreidesendung in die Staatsspeicher dirigiert hatte, setzte es Gracchus im Senate durch, daß dieses Getreide freihändig verkauft, der Erlös den spanischen Städten zurückgesandt und gleichzeitig dem Statthalter eine Rüge erteilt wurde, daß er durch Erpressungen die römische Herrschaft den Unterthanen verhaßt und unerträglich mache. Also Gracchus wünschte, daß, solange ein almosenbedürftiges Proletariat in Rom bestehe, die Regierung inländisches und wo nötig auch ausländisches Getreide zu normalen Preisen kaufe und dem Volke sehr billig verkaufe; die Differenz sollte aus der Staatskasse, also indirekt aus der Tasche der Reichen fließen, ein Grundsatz, dem sich auch die moderne Steuerreform mehr und mehr nähert.

Straßenbauten, Militärgesetz, Koloniengründung.

Im Zusammenhange mit seinem Getreidegesetz steht auch sein Gesetz über Wege- und Straßenbauten, durch die er einerseits dem Kaufmannstande ungehinderten Verkehr, anderseits aber auch den Bauern einen leichteren und bequemeren Absatz ihrer Produkte nach der Hauptstadt sichern wollte. Dabei war Gracchus unablässig darauf bedacht, das Proletariat in Rom zu vermindern, und als die Ackerverteilungen dazu nicht ausreichten, griff er zu andern Mitteln. Durch ein Militärgesetz erleichterte er den Armen den Eintritt in das Heer dadurch, daß ihnen Kleidung und Waffen aus der Staatskasse gewährt wurden. Endlich aber nahm er auch die Gründung von Bürgerkolonien in verödeten Gegenden Italiens wieder auf, aber in anderem Sinne, als dies früher geschehen war. Er führte nämlich nicht arme Bürger — diese hätten nicht die nötigen Betriebsmittel gehabt — sondern sehr wohlhabende nach den alten griechischen Handelsplätzen Scylacium (Minervia) und Tarent (Neptunia), um deren Wiederaufblühen zu fördern. Für die Armen aber wurde auf dem ehemaligen Stadtgebiete von Karthago die Kolonie Junonia eingerichtet, da in Italien Land, das zu bäuerlicher Wirtschaft sich geeignet hätte, nicht mehr verfügbar war. Sechstausend arme Bürger sollten auf diese Weise aus Rom entfernt werden.

Verleihung des Bürgerrechtes an die Latiner und italischen Bundesgenossen.

Durch diese Maßregel glaubte sich Gracchus zugleich auch seinem Hauptziele zu nähern; denn je geringer die Zahl des bestechlichen Pöbels in Rom war, um so eher konnte Gracchus darauf rechnen, mit den einsichtigeren Elementen des Volkes seinen Hauptplan, die Verleihung des Bürgerrechtes an die Bundesgenossen, durchzusetzen. Er hatte unterdes zum zweitenmal das Tribunat (122 v. Chr.) angetreten und stand auf der Höhe seiner Popularität: jetzt glaubte er den Zeitpunkt gekommen, um seinen wichtigsten Plan vorsichtig zu enthüllen. Gracchus wollte das römische Stadtbürgerrecht durch ein italisches Staatsbürgerrecht ersetzen und promulgierte zu diesem Zwecke sein verhängnisvolles Gesetz über die Gleichberechtigung der Bundesgenossen mit den Römern (lex de sociis). Gleichzeitig wurde von den ihm befreundeten Tribunen Rubrius und Manius Acilius Glabrio ein Gesetz eingebracht, „wodurch der kapitolinische Kult, der seit den Zeiten des Tarquinius Priscus der religiöse Ausdruck für die Staatseinheit war, im Sinne des durch die lex Sempronia de sociis zu erweiternden Staates neu organisiert werden sollte."

Gracchus verzichtete bei der Begründung dieser Gesetze auf alles politische Raisonnement, er focht gegen die engherzige Selbstsucht der römischen Bauern und Gewerbetreibenden vorzugsweise mit den Waffen des Gefühls. Das beweisen Bruchstücke aus seiner Rede, die uns Gellius erhalten hat: „Neulich kam ein Konsul nach Teanum Sidicinum. Seine Gemahlin äußerte den Wunsch, im Männerbade ein Bad zu nehmen. Dem sidicinischen Quästor M. Marius wurde der Auftrag zu teil, die badenden Männer zu entfernen. Darauf erzählt die Frau ihrem Manne, das Bad sei nicht schnell genug geräumt worden und sei auch nicht sauber genug gewesen. Deswegen wird auf dem Markte der Pfahl aufgepflanzt und M. Marius, der vornehmste Mann der ganzen Stadt, wird herbeigeschleppt. Die Kleider werden ihm vom Leibe gerissen, er wird mit Ruten ausgepeitscht. Als dies die Einwohner von Cales hörten, erließen sie sofort den Befehl, daß kein Bürger die Bäder benutzen dürfe, solange ein römischer Beamter in der Stadt wäre. Zu Ferentinum wollte ein römischer Prätor aus derselben Veranlassung die Quästoren zum Schandpfahl schleppen lassen; der eine stürzte sich von der Stadtmauer hinab, der andre wurde ergriffen und mit Ruten gepeitscht ... Vor wenig Jahren wurde ein junger Mann, der bis dahin noch kein Amt bekleidet hatte, als Legat nach Asien geschickt. Er ließ sich in einer Sänfte tragen. Ihm kam ein Rinderhirt aus Venusia entgegen und fragte im Scherz, da er nicht wußte, wer in der Sänfte war, ob man hier einen Toten trüge. Als das der Insasse hörte, ließ er halten und den Mann mit den Tragriemen so lange geißeln, bis er den Geist aufgab."

Solche Beispiele unerhörter Roheit und Gewaltthat genügten nicht, um das durch Fechterspiele und Tierhetzen bereits an das Blut Unschuldiger gewöhnte Römervolk zum Mitleid zu stimmen; man hatte sich unter dem Regiment der Nobilität schon zu sehr daran gewöhnt, Latiner und Bundesgenossen als Menschen einer untergeordneten Gattung zu betrachten. Deshalb büßte Gracchus, sowie er für diese das Wort ergriff

und sie den stolzen Quiriten gleichstellen wollte, sofort den größten Teil seiner Beliebtheit ein, und der Redner des Senates, der Konsul C. Fannius, erntete mit den niedrigsten Gründen des gemeinsten Vorteils Beifall, als er der Menge zurief: „Glaubt ihr etwa, daß ihr künftig noch in den Volksversammlungen und bei den Spielen Platz finden werdet, wenn die Bundesgenossen dasselbe Recht haben wie ihr?“ Der Senat atmete auf. Jetzt konnte der Kampf gegen den Gewaltigen, der damals fast wie ein Monarch über Rom waltete, beginnen; denn nun war es möglich, ihm das Volk zu entfremden. Zu seinem Verderben traf gerade damals den Gracchus das Los, als Mitglied der „Dreimännerkommission für die Ausführung der Kolonie Junonia“ nach Afrika gehen zu müssen. Er war nur 70 Tage abwesend, aber der Senat benutzte diese Zeit, ihn völlig aus dem Sattel der Volksgunst zu heben. Er gewann nämlich den Tribunen Livius Drusus für den heimtückischen Plan, alle volksfreundlichen Maßregeln des Gracchus durch noch weitergehende Scheingesetze zu überbieten, dabei den Gracchus zu vernichten und nach seinem Sturze in das alte Gleis zurückzulenken. Gracchus hatte zwei Kolonien für Italien beantragt, Livius beantragte deren 12 für je 3000 arme Bürger, ohne auch nur ernstlich daran zu denken, wo das Land dazu herkommen sollte. Die Steuer, die Gracchus weise den neugeschaffenen Bauerngütern auferlegt hatte, schaffte Livius Drusus gewissenlos ab; um aber auch die Latiner für sich zu gewinnen, beantragte er, daß künftig auch diese von der Prügelstrafe befreit sein sollten. So fand Gaius Gracchus nach seiner Rückkehr das Volk ihm gegenüber kalt und teilnahmlos, und als er mit Hilfe der zahlreichen Latiner in der Stadt dennoch seine Gesetze durchzusetzen versuchte, ließ der Konsul Fannius alle Latiner und Bundesgenossen aus Rom ausweisen. Die Folge war, daß Gracchus nicht einmal zum Tribunat für das Jahr 121 v. Chr. wiedergewählt wurde und somit seit Ende 122 schutzlos den Angriffen seiner Todfeinde preisgegeben war.

Das Ende des Gaius Gracchus.

Wäre die Triebfeder seines Handelns Ehrgeiz gewesen oder wäre sein Ziel, wie seine Gegner behaupteten, die Monarchie gewesen, so hätte er sich an die Spitze der enttäuschten Italiker stellen und den Krieg der Bundesgenossen gegen das entartete Rom entfesseln können. Aber er war eine friedfertige Natur, die mit gesetzlichen Mitteln arbeitete. Deshalb wartete er ruhig ab, ob die Gegner etwa seine Gesetze antasten würden. Das that der Konsul des Jahres 121 v. Chr. L. Opimius, der die Zurückziehung der an sich nicht sehr populären Kolonie Junonia (Karthago) aus religiösen Scheingründen beantragte. Die Abstimmung sollte auf dem Kapitol stattfinden. Dort stand auch Gracchus und der frühere Tribun Fulvius mit vielen seiner Anhänger, als ein Liktor des Opimius mit den Eingeweiden der Opfertiere daher kam und die Leute des Fulvius anherrschte: „Fort mit euch schlechten Bürgern, macht den guten Platz.“ Über diese Äußerung entstand ein Streit, in dem der Liktor erstochen wurde. Über diese Gewaltthat triumphierte Opimius: er bauschte das unbedeutende Ereignis durch eine unerhörte Komödie vor dem Senate so auf, daß der ihm willfährige Senat am nächsten Tage beschloß, der Staat sei in Gefahr, und den Konsul durch eine besondere Formel zu außerordentlichen Maßregeln ermächtigte. Diese Formel bildete einen Ersatz für die außer Übung gekommene Diktatur; sie lautete: Der Konsul soll verhüten, daß der Staat zu Schaden komme (videat consul, ne quid respublica detrimenti capiat), und ermächtigte die Konsuln, Bewaffnete in der Stadt zu haben und auch ohne besonderes Geheiß des Volkes mit Leib- und Lebensstrafen gegen Bürger vorzugehen. Unverzüglich sammelte Opimius Bewaffnete und zog auch kretische Bogenschützen in die Stadt. Die Kunde davon erhielt Gracchus auf dem Forum; auf dem Heimwege stand er lange an der Statue seines Vaters und vergoß Thränen. Die Besten der Volkspartei scharten sich um ihn

und wachten die Nacht über vor seinem Hause, während die Gewaltthätigen mit Fulvius zechten. Dieser besetzte am Morgen das alte Quartier der Plebejer, den Aventin. Auch Gracchus kam dahin, nachdem er die flehenden Bitten der Gattin und des Sohnes, die ihn zu Hause halten wollten, sanft zurückgewiesen hatte. Aber er erschien nicht in der Rüstung, sondern in der Toga; nur einen Dolch trug er an der Seite. Verhandlungen zwischen den Parteien blieben ohne Ergebnis. Da setzte Opimius Preise auf den Kopf des Gracchus und des Fulvius, den andern wurde Straflosigkeit zugesichert, falls sie sofort den Aventin räumten und die Waffen niederlegten. Dann ließ Opimius den Hügel erstürmen. Dabei wurde Fulvius mit seinem älteren Sohne niedergehauen, dem jüngeren, den man gefangengesetzt hatte, ließ Opimius an der steinernen Pforte des Gefängnisses den Kopf zerschmettern. Gracchus kämpfte nicht; er wurde von den Seinen gedrängt zu fliehen. Dabei verstauchte er sich den Fuß. Um ihn zu retten, hielt Pomponius die Feinde an der Porta Trigemina auf, bis er blutüberströmt zusammenbrach. Dasselbe that Lätorius an der Pfahlbrücke. Aber jenseit des Tiber, im Haine der Furien, holten die Verfolger den Flüchtling ein. Sie fanden ihn tot; er hatte wohl selbst mit dem Dolche sich einer grausamen Hinrichtung entzogen, bei ihm lag ein treuer Sklave, der den Herrn nicht überleben wollte. Sein Haupt brachte ein gewisser Septimulejus dem Opimius; er hatte das Hirn durch Blei ersetzt, damit es schwerer sei, denn es sollte mit Gold aufgewogen werden. Die Leichen aller Erschlagenen trug der Tiberstrom ins Meer, ihre Güter wurden konfisziert, und zum Hohne gegen Recht und Menschlichkeit baute der blutbefleckte Henker Opimius einen Tempel der Eintracht.

* * *

Verwirrung des Staatsrechtes nach dem Tode des Gracchus.

Als Gracchus von seinen Feinden verhöhnt wurde, daß er nicht einmal zum Tribunat wiedergewählt worden sei, soll er voll Erbitterung erwidert haben: „Ihr Thoren ahnt nicht, welche Verwirrung und Finsternis mein Wirken über den Staat heraufgeführt hat.“ Gracchus meinte damit, daß er zwar den alten Staat der Nobilität eingerissen, daß man ihn aber zum Wiederaufbau des Staates nicht habe gelangen lassen, und daß aus diesem Zustande schweres Unheil für das Volk und auch für den Adel folgen werde. Die Geschichte hat sein tiefes Urteil bestätigt. Denn der Senat hatte zwar dem Sempronischen Gesetz, das das Leben eines jeden Bürgers unter allen Umständen sicherte, das sogenannte senatus consultum ultimum siegreich gegenübergestellt; aber freilich, die staatsrechtliche Geltung des Beschlusses stand nicht außer Zweifel, da ihm der Wortlaut der lex Sempronia widersprach. Hier beginnt also der verhängnisvolle Widerstreit zwischen Senatsbeschluß (senatus consultum) und Volksbeschluß (lex), der so vielfach die Geschichte der folgenden Jahrzehnte beherrscht und eigentlich theoretisch nie ausgeglichen worden ist. Der Senat behauptete, auf Grund der geltenden Praxis in der Lage zu sein, einen Volksbeschluß ganz oder teilweise abzuschaffen; die Tribunen behaupteten meist, daß dies unmöglich sei: das formelle Recht sprach zu ihren Gunsten, da die Volkssouveränität nie abgeschafft worden war. Anderseits muß man anerkennen, daß ein Staat auf die Dauer nicht bestehen kann ohne die Möglichkeit, im Falle der Not oder innerer Unruhen auch Leib und Leben der Bürger den leitenden Magistraten zu unterstellen. Und sicherlich hätte auch Gracchus seine Habeaskorpusakte, die zunächst nur ein Mittel des Kampfes sein sollte, wieder beschränkt und irgend einer Behörde — entweder dem von ihm neu konstituierten Senate oder einer Repräsentativversammlung in Rom — das Recht eingeräumt, die hochgesteigerte bürgerliche Freiheit im Falle der Not zu sistieren oder, wie wir sagen würden, den Belagerungszustand zu

erklären, so aber ließ er thatsächlich den Staat hinsichtlich des wichtigsten Punktes der Verfassung „in Verwirrung und Finsternis" zurück.

Trotzdem bei dem Kampfe auf dem Aventin etwa 250 Anhänger des Gracchus gefallen waren und die folgenden Bluturteile des Opimius ihrer etwa noch 3000 hinweggerafft hatten, wagte doch der Senat keineswegs, etwa die Gesetze des Gracchus in Bausch und Bogen abzuschaffen; vielmehr blieben gerade die am meisten senatsfeindlichen, wie das über die Steuererhebung in Asien, „die Säule des Ritterstandes", das Gesetz über die Geschworenengerichte, sowie das über die konsularischen Provinzen in Kraft. Aber das wohlthätige Ackergesetz machte man durch scheinbar wohlgemeinte Ergänzungen wirkungslos. Zuerst wurde durch ein tribunizisches Gesetz die Unverkäuflichkeit der assignierten Bauerngüter aufgehoben. Seitdem hörten diese Güter auf, eine Pflanzschule bäuerlichen Wesens zu sein; sie wurden vielmehr Objekte der gemeinsten Spekulation und dienten dazu, die Latifundien der Vornehmen abzurunden. Noch weiter ging ein tribunizisches Gesetz vom Jahre 118 v. Chr. (lex Thoria?), durch das geradezu die Ackerverteilung eingestellt und den Possessoren unter Sicherung ihrer Besitzansprüche nur eine „Abgabe" an die Staatskasse auferlegt wurde, deren Ertrag unter die Armen verteilt werden sollte. Endlich wurde im Jahre 111 v. Chr. auch diese Abgabe aufgehoben und allen Possessoren ihr Staatsland als festes Eigentum überwiesen. Das noch nicht okkupierte Staatsland wurde für Weideland erklärt, auf das jeder ohne Abgabe 10 Stück Vieh treiben dürfe. Durch diese und ähnliche Bestimmungen wurde der Grundgedanke der agrarischen Reform der Gracchen beseitigt und auch jede spätere Wiederaufnahme ähnlicher Reformpläne unmöglich gemacht. Auch von den durch Livius Drusus verheißenen italischen Kolonien war weiterhin nicht mehr die Rede; die von Gracchus ausgeführten ließ man verkümmern. Nur als im Jahre 121 v. Chr. nach längeren Kämpfen mit den mächtigen Stämmen der Arvener und der Allobroger das südliche Gallien jenseit der Alpen unterworfen worden war, sicherte man diese Landschaft (Gallia Narbonensis) durch Anlage der Bürgerkolonie Narbo Martius (Narbonne). In Italien stand bald die frühere Latifundienwirtschaft mit Sklavenarbeit wieder in der üppigsten Blüte. Die Folge dieser Politik war, daß die Zahl der vermöge ihres Besitzes in die Zensuslisten aufgenommenen Bürger, die zwischen 133 und 125 v. Chr. von 318823 auf 394726, also um 76000 gestiegen war, wiederum stillstand. Im Jahre 111 wurden nur 394336 Bürger eingeschätzt, und im Jahre 104 behauptete ein durchaus glaubwürdiger Mann, Lucius Marcius Philippus, in der gesamten Bürgerschaft gebe es noch nicht 2000 Familien mit leidlichem Vermögen; die Masse des Volkes bestand aus Proletariern.

Der Jugurthinische Krieg und der cimbrische Schrecken.

Der Jugurthinische Krieg.

Ein Jahrzehnt nach Gracchus' Tod enthüllte sich die ganze Unfähigkeit und Verkommenheit der damaligen Nobilität in erschreckender Weise durch den sogenannten Jugurthinischen Krieg, der eben dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Die Einzelheiten dieses Krieges, über die wir schnell hinweggehen, hat uns der Geschichtschreiber Sallustius (in seinem „Bellum Jugurthinum") überliefert.

Im Jahre 118 v. Chr. hatte der Vasall Roms Micipsa, Masinissas Sohn, sein Königreich Numidien seinen beiden Söhnen Adherbal und Hiempsal und seinem Neffen Jugurtha hinterlassen. Aber Jugurtha ließ den Hiempsal ermorden und eröffnete gegen Adherbal den Krieg. Dieser flüchtete besiegt nach Rom und bat um Hilfe. Aber auch Jugurthas Gesandte erschienen dort und brachten durch Bestechung viele Optimaten auf ihre Seite. Zur Schlichtung des Streites ging eine Kommission von 10 Senatoren unter Führung des Opimius nach Afrika und wies dem Adherbal

das unfruchtbare und dünn bevölkerte Ostnumidien mit der Hauptstadt Cirta, dem Jugurtha aber das fruchtbare, hochentwickelte Westnumidien an. Kaum aber war die Kommission wieder fort, so erneuerte Jugurtha den Krieg und belagerte den Adherbal in Cirta. Drei junge Edelleute, die nun der Senat nach Afrika schickte, wurden von Jugurtha mit Gold und leeren Worten abgespeist. Danach schickte man eine Gesandtschaft von erfahrenen Leuten unter dem „Senatshaupte" (princeps senatus) Marcus Ämilius Scaurus, der unter seinen Standesgenossen als ein Ausbund von Tugend galt. Aber auch dieser richtete nichts Entscheidendes aus. Unterdes nahm Jugurtha Cirta, Adherbal wurde ans Kreuz geschlagen, die Einwohner, darunter auch viele römische Kaufleute, wurden hingerichtet.

Jetzt endlich erklärte Rom den Krieg: den Oberbefehl erhielt der Konsul L. Calpurnius Bestia, einige Senatoren, darunter Scaurus, standen ihm zur Seite. In der That wurde Jugurtha besiegt, und der Frieden kam zustande (111 v. Chr.), aber wie erstaunte man in Rom, als die Bedingungen ruchbar wurden. Der freche Mörder des Hiempsal, Adherbal und zahlreicher römischer Bürger, der jahrelang die Autorität des Senates verhöhnt hatte, behielt Leben, Thron und Reich, nur 30 Kriegselefanten, etwas Geld, Getreide und Schlachtvieh sollte er ausliefern. Es war offenbar, daß nicht nur die früheren Gesandten, sondern jetzt auch der Feldherr Calpurnius und seine Berater, darunter der ehrenwerte Scaurus, sich hatten in schamloser Weise durch numidisches Gold bestechen lassen.

Der Tribun Memmius; Jugurtha in Rom.

Aber noch fand sich in Rom ein ehrenhafter und unerschrockener Mann, der den Leitern der Regierung die Maske der Heuchelei herunterriß. Das war der Tribun C. Memmius. Er schilderte dem Volke das schmachvolle Treiben der goldgierigen Optimaten und setzte den Beschluß durch, daß Jugurtha selbst in Rom vor dem Volke über seine Verbrechen und seine Mitschuldigen vernommen werden sollte. Jugurtha kam, der Macht seines Goldes vertrauend; äußerlich spielte er den demütigen Supplikanten. Memmius fragte ihn vor dem Volke nach seinen Gönnern in Rom, aber als sich Jugurtha den Anschein gab, als wollte er antworten, intercedierte der von ihm bestochene Tribun Bäbius. Um dieselbe Zeit ließ er durch sein Gefolge einen Enkel des Micipsa, Massiva, der sich in Rom aufhielt und als Kandidat für den numidischen Thron galt, ermorden, und als er nach dieser That den Befehl des Senats erhielt, Rom sofort zu verlassen, soll er seine Abschiedsempfindung in die Worte gekleidet haben: „O, du feile Stadt, wie bald wirst du zu Grunde gehen, wenn sich ein Käufer findet."

Erneuerung des Krieges; Metellus.

Danach wurde der Krieg gegen Jugurtha im Jahre 110 erneuert. Aber den Römern waren noch weitere Demütigungen beschieden. Während der Konsul Sp. Posthumius Albinus zur Abhaltung der Komitien nach Rom zurückgekehrt war, ließ sich sein Bruder Aulus Posthumius von Jugurtha in unwegsame Gegenden locken. Dort überfielen die Numidier in einer finsteren Nacht das römische Lager und zwangen die Armee, ohne Waffen durch das Joch zu gehen und binnen zehn Tagen Numidien zu räumen. Seitdem erschien Jugurtha den Libyern und Numidiern als ein nationaler Held, der gegen die römische Knechtschaft kämpfe; ein großer Teil der römischen Provinz Afrika fiel ihm zu. Endlich im Jahre 109 kam ein tüchtiger Mann, der Konsul Q. Cäcilius Metellus, an die Spitze des römischen Heeres, das sich in einem ähnlichen Zustande der Verlotterung befand, wie früher vor Numantia. Aber eben aus diesem Grunde, weil er das Heer reorganisieren mußte, konnte er die militärischen Operationen gegen Jugurtha erst im Jahre 108 aufnehmen, und obwohl er ihn auf schwierigem Terrain am Flusse Muthul (Wadi Mossul?) besiegte, so vermochte er doch auch in diesem Jahre nicht den zähen Gegner zu vernichten.

Darüber verlor das Volk in Rom, das durch die Enthüllungen des Memmius und durch die sich daran schließenden Prozesse und Verurteilungen (z. B. des Opimius und Calpurnius Bestia) in fortwährender Aufregung erhalten worden war, die Geduld mit Metellus und dem Adelsregiment überhaupt. Und als sich für das Jahr 107 ein ahnenloser Offizier, der von der Pike auf gedient hatte, ums Konsulat bewarb, gab es diesem vor allen seinen hochgeborenen Mitbewerbern den Vorzug. Dieser Mann war **Gaius Marius**.

278. Gaius Marius. Marmorbüste in der Glyptothek zu München.

Gaius Marius.

Marius war eines Bauern Sohn aus Arpinum im Volskerlande. Er hatte sich 134 vor Numantia als tüchtiger Soldat ausgezeichnet und war 119 zum Volkstribunat gelangt. Als solcher hatte er ein Gesetz gegen die Beeinflussungen der Wahlen durch die Optimaten durchgebracht und auch sonst durch rücksichtslose Schroffheit Aufsehen erregt. Später war er bei der Bewerbung um die Ädilität durchgefallen, aber 114 gerade eben noch zur Prätur gelangt. Nach einer straffen Verwaltung Spaniens hatte er sich mit Julia, der Tante Cäsars, vermählt, ohne daß ihn deswegen die Nobilität für voll angesehen hätte. In den Krieg gegen Jugurtha hatte ihn Metellus als Legaten mitgenommen und als solchen wegen seiner straffen Disziplin und strategischen Tüchtigkeit hochgeschätzt; als aber Marius ihn um Urlaub gebeten hatte, damit er sich in Rom um das Konsulat bewerben könne, hatte ihn der vornehme Aristokrat mit herbem Spotte abgefertigt. Trotzdem war ihm schließlich der Urlaub bewilligt worden. Er kehrte aus Rom zurück als Konsul und zwar mit dem ihm durch einen besonderen Volksbeschluß erteilten Auftrage, an Stelle des stolzen Metellus das Kommando gegen Jugurtha zu übernehmen.

Ehe Marius in Afrika eintraf, hatte Metellus noch mehrere wichtige Städte, vor allem Cirta, eingenommen. Jugurtha hielt sich schon damals nur noch mit Hilfe seines

Schwiegervaters, Bochus von Mauretanien. Als er im Bunde mit diesem von Marius im Jahre 106 in zwei Schlachten geschlagen worden war und nur noch an Bochus' Hof eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, kam alles darauf an, die Auslieferung des gefährlichen Friedenstörers zu erlangen. Das diplomatische Geschick, das hierzu nötig war, besaß der derbe Haudegen Marius nicht, um so mehr besaß es der feingebildete, geniale, aber auch liederliche Aristokrat, den ihm die Ironie des Schicksals zum Quästor gegeben hatte: L. Cornelius Sulla.

L. Cornelius Sulla.

Sulla entstammte einer altpatrizischen, aber verarmten Familie. Als junger Mann mußte er sich in Rom mit einer Mietwohnung behelfen, aber sein Vermögen oder wenigstens sein Kredit genügte doch noch, um ihm ein lockeres Leben im Kreise der Jeunesse dorée und ihrer Damen zu ermöglichen. Die Freuden der Tafel, Witz, Wein und Weiber übten auf ihn eine große Anziehungskraft; es ist eine sonderbare Empfehlung für ihn, daß ihm die Buhlerin Nicopolis ihr Vermögen vermachte. Indes war er diesen bösen Mächten doch nicht in dem Grade ergeben, daß er für Höheres keinen Sinn gehabt oder das Riesenmaß seiner körperlichen und geistigen Kraft vorzeitig zerstört hätte. Es kamen Perioden des Ekels vor dem niederen Sinnengenuß über ihn, dann wandte er sich ernsterem Nachdenken und den Büchern zu und erwarb in kurzer Zeit mühelos einen Wissensschatz, den andre in jahrelangem Fleiße nicht bewältigten. Alles, was er anfaßte, gelang: er gehörte zu den verwöhntesten Schoßkindern des Glückes; seine Zeitgenossen erkannten das an, indem sie ihm den Beinamen „Felix" gaben. Seine Umgangsformen waren ein Gemisch von kühlem Selbstbewußtsein und herzlicher Kameradschaftlichkeit, von der er auch geringe Leute nicht ausschloß, von vornehmer Nonchalance und liebenswürdiger Gefälligkeit, ein Gemisch, das immer interessant blieb und Wirkung that, wo andre Mittel versagten. Dabei besaß er für seine Person wenig Ehrgeiz und gönnte andern gern ihre Erfolge auf der politischen Laufbahn. So war es gekommen, daß der blonde, blauäugige „Liebling der Weiber" erst im 31. Jahre sich um die Quästur bewarb und sie 107 erhielt.

279

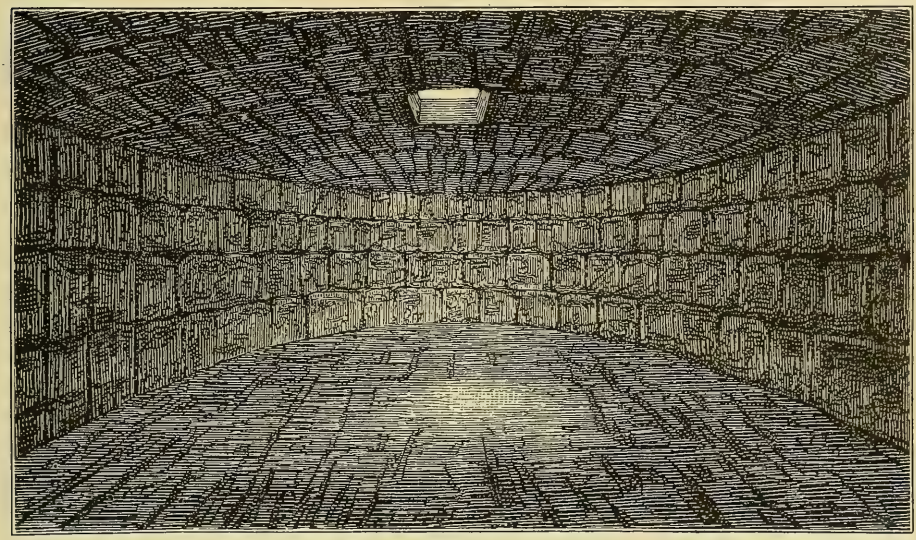
280

279 und 280. Münzen mit Darstellungen Sullas.

279 Bildnis des Sulla auf einem Denar des Q. Pompejus Rufus (58 v. Chr.). 280 Münze, geprägt von Faustus Cornelius Sulla (Sohn des Lucius Cornelius Sulla), auf deren Rückseite Sulla, Bochus und Jugurtha dargestellt sind. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Dieser Mann übernahm, nachdem er sich bereits im Jahre 106 in schwierigen Lagen durch Unerschrockenheit ausgezeichnet hatte, im Jahre 105 die gefährliche Aufgabe, Jugurthas Auslieferung vom König Bochus zu erwirken. Er mußte sich zu diesem Zwecke mit geringer Bedeckung „in die Höhle des Löwen", an den mauretanischen Hof, begeben. Schon die Reise dorthin war ein Wagnis: Jugurtha suchte ihn abzufangen, und einmal konnte sich Sulla nur dadurch retten, daß er am hellen Tage mit verblüffender Sicherheit mitten durch das Lager des Gegners ritt. Am Hofe endlich wurden lange Zeit alle seine geheimen Abmachungen durch die geschickten Manöver Jugurthas durchkreuzt, bis Sulla endlich durch Verheißungen und Redekünste aller Art den wetterwendischen Barbaren soweit brachte, daß er sich endgültig von seinem Schwiegersohne lossagte. Jugurtha wurde darauf bei einer Unterredung überlistet, gefangen und mit seinen Söhnen gefesselt ins römische Lager geschleppt. Damit erst war der langwierige Krieg zu Ende. Bochus erhielt zum Lohne für seine Gefälligkeit den westlichen Teil von Numidien, den Rest des numidischen Reiches bekam der schwache Halbbruder Jugurthas, Gauda. Sulla aber ließ eine Darstellung der Szene, wie ihm Jugurtha von Bochus ausgeliefert wurde, auf seinen Siegelring gravieren, die später auch auf Münzen wiederholt wurde. Man sagt, daß daraus der furchtbare Zwist zwischen Marius und Sulla erwachsen sei, der später dem römischen Staate so verhängnisvoll wurde.

Doch scheint zunächst wenigstens das gute Einvernehmen zwischen dem Konsul Marius und seinem Quästor noch nicht getrübt worden zu sein. Am 1. Januar 104, dem Antrittstage seines zweiten Konsulats, triumphierte Marius in Rom; seinen Triumphzug verherrlichte die interessante Gestalt des „Wüstenkönigs" Jugurtha und seiner Söhne, der zugleich im Königsschmucke und in Fesseln einherschritt. Danach wurde er, nachdem ihm die Kerkermeister gierig die Kleider und wegen des Goldschmuckes sogar die Ohrläppchen abgerissen hatten, in das finstere Staatsgefängnis (carcer Tullianum) hinabgestoßen. Mit den Worten: „O, was habt ihr da für ein eisiges Badegemach" stürzte er in die Tiefe, in der ihn nach sechstägigem Kampfe mit dem Hunger die römischen Henker erdrosselten.



281. Kammer im Carcer von Rom.

Unser Bild zeigt das Innere des jetzt allein zugänglichen mit einem Tonnengewölbe bedeckten Raumes. Derselbe ist gerade über dem Tullianum gelegen, dem alten Brunnenhause, in dem die Hinrichtungen vollzogen wurden. Jugurtha, die Catilinarier, Vercingetorix fanden darin ihren Tod. Das viereckige Loch im Gewölbescheitel ist der ursprüngliche Zugang.

Nach Oehler, „Klassisches Bilderbuch".

Die ersten Kämpfe der Römer mit den Cimbern.

Die Römer hatten damals nicht lange Zeit, sich der endlichen Vernichtung des frechen Spötters zu erfreuen. Eine große und ernste Gefahr beschäftigte sie damals, eine Gefahr, die sogar an die Pforte Italiens selbst pochte: es war der sogenannte cimbrische Schrecken*). Im Jahre 113 v. Chr. überschritten die Cimbern, ein großes wanderndes germanisches Volk, von Norden kommend, die mittlere Donau und erschienen in langen Wagenzügen, denen die stattlichen, blonden, blauäugigen Männer zur Seite schritten, vielleicht den niedrigen Tarvispaß (783 m) benutzend, in der heutigen Landschaft Krain. Von dem Konsul Papirius Carbo, der sie bei Aquileja erwartete, forderten sie Land zur Niederlassung; er aber forderte, daß sie das Alpenland, die natürliche Schutzmauer Italiens, räumen sollten. Sie gehorchten und zogen nordwärts, aber bei Noreja wurden sie treulosерweise von den nachziehenden Römern

*) Über die Urheimat, die ältesten Wanderungen und die Kultur der Germanen wird im folgenden Bande (III.) im Zusammenhange gesprochen werden. In diesem (II.) Bande wird nur insoweit von den Germanen die Rede sein, als sie mit den Römern in Berührung gekommen und für die Geschichte der Römer wichtig geworden sind.

überfallen. Sie schlugen den Konsul, zogen aber weiter und bahnten sich durch die Schweiz einen Weg in das südöstliche Gallien. Hier schlugen sie im Jahre 109 den Konsul Silanus. Nach mehrjährigem Stilliegen im Gebiete der Allobroger zogen sie im Jahre 105 unter König Bojorix der Rhonemündung zu, um auf der Küstenstraße Italien zu überfluten. An der unteren Rhone traten ihnen drei römische Heere entgegen, aber sie wurden einzeln in der Gegend von Arausio (Orange) durch den furchtbaren Anprall der cimbrischen Schlachthaufen völlig vernichtet. 80000 Römer und Italiker sollen dort gefallen sein. Schlimmer noch war der moralische Eindruck der Niederlagen, die Tage von Cannä schienen wiederzukehren; Italien lag unverteidigt vor den nordischen Barbaren. Da rettete ein Zufall Rom: unberechenbar wie die Woge des Meeres wich die siegreiche Hochflut der germanischen Wanderer einem neuen Impulse folgend plötzlich zurück, um sich nach Spanien zu wenden. Rom atmete auf.

Der Prozeß des Servilius Cäpio.

Aber die ausgestandene Angst und die dem römischen Namen zugefügte Schmach verlangte ein Opfer: es fand sich in der Person des Q. Servilius Cäpio. Er war ohnehin beim Volke verhaßt. Als Konsul des Jahres 106 hatte er versucht, die Richterstellen wieder den Senatoren zuzuwenden; aber sein Gesetz wurde schon im Jahre 104 durch den Volkstribunen C. Servilius Glaucia wieder zu gunsten des Ritterstandes umgestoßen. Dann hatte er bei der Wiedereroberung von Tolosa (Toulouse), das sich infolge römischer Niederlagen gegen helvetische Stämme 107 empört hatte, aus dem dortigen keltischen Tempel riesige Schätze an Gold und Silber geraubt, aber beim Transport durch einen Scheinüberfall in seinen Privatbesitz gebracht. Endlich hatte er als Konsular 105 die Niederlage bei Arausio durch seine Unbotmäßigkeit gegen den Konsul Gnäus Mallius Maximus teilweise mit verschuldet. Dieser Mann wurde jetzt auf Antrag der Volkstribunen verfassungswidrig seines Prokonsulates entsetzt, sein Vermögen wurde eingezogen. Ein zweites Gesetz stieß ihn aus dem Senate aus. Endlich gab der Tribun L. Apulejus Saturninus im Jahre 103 ein Gesetz, das diejenigen mit Leib- und Lebensstrafen bedrohte, die „die Hoheit des römischen Volkes verminderten". Es war direkt auf Cäpio gemünzt. Er wurde daraufhin vom Tribunen Norbanus angeklagt und eingekerkert. Vergebens ließ die Senatspartei durch andre Tribunen Einspruch erheben; sie wurden durch einen Steinhagel aus der Versammlung getrieben, und das Todesurteil über Cäpio wurde vom Volke ausgesprochen. Doch rettete ein Volkstribun den Verurteilten nach Smyrna und ließ, um die Volkswut zu befriedigen, einen zerfleischten Leichnam in den Kleidern des Cäpio an der Gemonischen Treppe zeigen. Man vergleiche diese Vorgänge mit jener würdigen Haltung, die das römische Volk ein Jahrhundert früher nach der Katastrophe von Cannä an den Tag gelegt hatte, und man wird empfinden, wie weit es schon auf dem Wege von der Höhe seiner Kraft zur Tiefe der Entsittlichung vorgeschritten war.

Marius' zweites und drittes Konsulat; Umgestaltung des Heeres (104—103 v. Chr.).

Daß in jener Zeit, wie so häufig nach schweren Unfällen eines Volkes, die demokratische Reaktion gegen das Adelsregiment Fortschritte machte, beweist auch die Wahl des populären Marius zum Konsul für das Jahr 104 v. Chr., gegen die weder das Gesetz noch die Bemühungen der Optimaten etwas vermochten. Marius benutzte die Cimbergefahr zu einer populären Umgestaltung des Heeres, indem er auch den ganz besitzlosen Bürgern — bis dahin war ein Zensus von mindestens 4000 Assen vom Soldaten gefordert worden — den Eintritt ins Heer gestattete. Die Maßregel war offenbar durch die Not der Zeit gefordert: denn nach den furchtbaren Verlusten von Arausio und der vorhergehenden Kriegsjahre, ferner bei der Abneigung der Wohlhabenden gegen den Kriegsdienst und der laxen Weise der Aushebung mochte sich damals schwerlich die genügende Zahl besitzender Bürger für die nötigen Legionen finden. Diese Maßregel war aber auch von der größten Tragweite für die gesamte

weitere Entwickelung des römischen Volkes und der Staatsverfassung. Seitdem wurde der militärische Dienst, obwohl die allgemeine Wehrpflicht und Aushebung dem Buchstaben nach fortbestand, die besondere Domäne der besitzlosen Bürger, die sich durch Sold, Beute, Geschenke des Feldherrn, militärisches Avancement eine soziale Stellung zu schaffen suchten. Diese Leute betrachteten den Legionsdienst nicht mehr als eine Unterbrechung ihrer bäuerlichen oder gewerblichen Thätigkeit, sondern als ihren Lebensberuf. Der Feldherr war zugleich ihr Brotherr, auf ihm beruhte die Hoffnung auf Avancement und spätere Versorgung. So wurden diese großenteils aus Proletariern zusammengesetzten Heere der folgenden Zeit immer mehr an die Person des Feldherrn gekettet, ähnlich den Söldnerheeren des Dreißigjährigen Krieges; sie bildeten schließlich ein Machtmittel in seiner Hand und haben besonders den Übergang der republikanischen Staatsform in die Monarchie, und zwar in die Form der Militärdiktatur, befördert.

Das Jahr 104 und das Jahr 103 v. Chr., in dem Marius zum drittenmal Konsul war, verwendete er vorzugsweise zur Durchführung seiner Heeresreform, mit der wahrscheinlich auch eine Neuordnung des ganzen Dienstes, des Exerzierreglements und auch der Bewaffnung verbunden war. Die andre Zusammensetzung des Heeres, seine neue Aufgabe, dem wuchtigen Stoße der germanischen Keilhaufen zu begegnen, mußte auch Veränderungen in der Bewaffnung und Taktik nach sich ziehen. Marius scheint das ganze römische Fußvolk, unter Verzicht auf die frühere Gliederung in vier Treffen (Leichtbewaffnete, Hastati, Prinzipes und Triarier), gleichmäßig mit dem leichten Wurfspeer (pilum S. 397) ausgerüstet zu haben. Ferner vergrößerte er die taktischen Einheiten der Front. Diese war vor ihm der Manipel gewesen, der bei den Hastati und Prinzipes 120 Mann, bei den Triariern nur 60 Mann umfaßte. „Wenn die an Kopfzahl so schwachen kleinen Manipel taktische Selbständigkeit entwickeln sollten, so mußten in ihnen ein starker moralischer Halt und ein hohes Maß spontaner Intelligenz vorhanden sein. Diese Elemente verminderten sich jedoch infolge Verschlechterung des Ersatzes von Jahr zu Jahr.“ Deshalb vereinte er je drei Manipeln zur taktischen Einheit einer Kohorte (cohors) von 360—600 Mann; diese neue Einheit näherte sich also etwa unsrer Bataillonskolonne; zehn Kohorten bildeten eine Legion. Diese stellte man entweder in einem Treffen oder in zwei Treffen auf, aber mit sehr geringen Intervallen zwischen den einzelnen Kohorten. In dieser Kohortentaktik liegt eine Annäherung an das früher beseitigte phalangitische System, die sich eben aus der Verschlechterung des Materials ergab. Vor der Front der Kohortenlegion hatte man Schützenketten von fremden Leichtbewaffneten; auch die Reiterei, die man nach wie vor zur Flankendeckung brauchte, war nicht mehr römisch, sondern bestand aus Hilfsvölkern. Die Rekruten übte er durch Märsche und kleinere Feldzüge in Ligurien und im südlichen Gallien, wobei Sulla sein Legat war, ja sich im Jahre 103 sogar mit der Stellung eines Kriegstribunen begnügte. Vor allem aber baute er zur Übung und Abhärtung der Soldaten und gleichzeitig zu gunsten der Schiffahrt einen Kanal (fossa Mariana), der die Hauptmasse des Rhonewassers näher an Massilia ins Meer führte.

Marius' viertes Konsulat: Schlacht bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.).

Unterdessen fluteten die Cimbern, vermehrt durch das große germanische Volk der Teutonen sowie durch die helvetischen Stämme der Tiguriner und Tongener, aus Spanien zurück. Diese Völkermasse warf sich zunächst auf Belgien. Als sie auch hier das gewünschte Land nicht fanden, begannen sie wieder den Zug nach Süden und zwar nach Italien. Unter dem Drucke dieser Gefahr wurde Marius für 102 v. Chr. zum vierten Konsulate gewählt. Um ihre Verproviantierung zu erleichtern, teilten sich die Wandervölker in zwei Heerhaufen. Die Teutonen mit den cimbrischen Ambronen zogen die Rhone entlang südwärts nach den Seealpen zu, die Cimbern mit den Tigurinern wollten über den Brenner in Italien einbrechen. Dort, unweit Tridentum (Trient)

an der Etsch, stand Q. Lutatius Catulus auf der Wacht, da wo sich die Isère in die Rhone ergießt, Marius. Als dort die Teutonen und Ambronen unter König Teutobod vor dem Lager erschienen, hielt Marius zunächst seine Leute vorsichtig zurück, um sie an den Anblick und das wilde Geschrei der nordischen Riesen zu gewöhnen. Drei Tage lang liefen die Germanen vergebens Sturm gegen die festen Wälle des römischen Lagers. Dann zogen sie nach Italien zu ab; vorsichtig folgte ihnen Marius bis Aquä Sextiä (Aix), wo er zu schlagen gedachte. Das erste Gefecht entwickelte sich beim Wasserholen der römischen Troßknechte gegen eine von Wein und warmen Bädern halbberauschte Ambronenschar. In der Nacht ließ Marius die Wagenburg der Feinde umgehen und 3000 Mann in ihrem Rücken im Walde verstecken. Am Morgen stellte er seine Truppen am Bergeshang vor dem Lager auf. Durch große Schilde gedeckt erwarteten die Römer den Ansturm der ungedeckten Barbarenleiber, die sich mit dem Stoßdegen leicht verwunden ließen. Nach starken Verlusten zogen sich die Germanen langsam in die Ebene zurück, um die Römer zum Kampf auf gleichem Boden zu zwingen, da brachen die im Walde versteckten Legionare den germanischen Heerhaufen in den Rücken. Aus der Verwirrung entstand die Flucht, aus der Flucht die Vernichtung des ganzen Teutonenvolkes. Teutobod mit seiner Gefolgschaft wurde gefangen, nur wenige entkamen, 100000 Germanen sollen dort erschlagen worden sein. Mitten in die großartige Siegesfeier des römischen Heeres, bei der Marius selbst wie ein Priester das Riesenopfer anzündete, kam die Nachricht, daß er zum fünftenmal (für 101 v. Chr.) zum Konsul erwählt worden sei.

Marius' fünftes Konsulat; Schlacht bei Vercellä (101 v. Chr.).

Weniger günstig war der Kampf auf dem östlichen Kriegsschauplatze an der Etsch verlaufen, wo Catulus befehligte. Die Cimbern waren erst im Herbst, als auf den Vorhöhen der Alpen schon Schnee lag, am Brenner erschienen und hatten den Catulus unter großen Verlusten aus seiner Stellung um Trient südwärts in die Poebene gedrängt. Dann hatten sie in dem reichen Polande Winterquartiere bezogen. So konnte Marius, der den ihm in Rom angebotenen Triumph zunächst ablehnte, seine Truppen von Aquä Sextiä ins Poland herüberführen und mit dem Heere des Catulus vereinigen. Auch im Frühlinge 101 verloren die Cimbern noch Zeit mit Verhandlungen, erst im Juli zogen sie am Po aufwärts, um ihn nahe der Quelle zu überschreiten. Aber auch diese Übergänge hielten die Römer besetzt. Damals erst sollen die Cimbern über das Schicksal ihrer germanischen Brüder, der Teutonen und Ambronen, volle Gewißheit erlangt haben, als ihre Abgesandten den König Teutobod im römischen Lager in Ketten erblickten. Nun forderte Bojorix, mit wenigen Begleitern an den Wall des römischen Lagers heranreitend, vom Sieger von Aquä Sextiä Tag und Ort der Entscheidungsschlacht. Marius bestimmte den 30. Juli 101 und die raudischen Gefilde bei Vercellä. Das wenige, was wir von dieser großartigen Schlacht wissen, verdanken wir den Memoiren eines Mitstreiters, des Cornelius Sulla. 32000 Römer unter Marius bildeten die Flügel, 23000 unter Catulus das Zentrum des römischen Heeres, dem eine mindestens doppelt so starke Masse von Cimbern, aber zu einem ungefügen Schlachthaufen zusammengedrängt, gegenüberstand. Offenbar wandte schon Marius hier die zerstreute Gefechtsweise an, durch die man auch später den furchtbaren Stoß der germanischen Phalanx vermied. Als diese ohne Schonung ihrer Kraft im Laufe die römischen Schützenketten durchbrochen hatten, ermatteten sie leicht unter den Strahlen der südlichen Sonne und der alle Sinne verwirrenden Wirkung des ungewohnten lombardischen Staubes, so daß sie dann vor den wohlgezielten Stößen der im letzten Gliede stehenden römischen Triarier zurückwichen; dadurch verdichtete sich ihr Keilhaufen zu einem wehrlosen Menschenklumpen, auf dessen Flanken römische Reiter und Plänkler einhieben. Was von diesem Klumpen

sich loslöste und ins Lager floh, wurde von den eignen wehrhaften Frauen erschlagen, die wie Rachegöttinnen in schwarzen Gewändern auf den Wagen standen; andre erhängten sich verzweiflungsvoll an den Wagendeichseln oder erdolchten sich. Dasselbe thaten, als die Römer die Wagenburg erstürmten, nach tapferster Gegenwehr auch die Frauen; sie töteten lieber sich und ihre Kinder, ehe sie in des Feindes Hände fielen. Trotzdem sollen noch gegen 60000 Cimbern gefangen worden sein.

Marius' Stellung nach dem Siege.

Das Hauptverdienst an dem glänzenden Siege, der die Arbeitshäuser und Gladiatorenschulen der Großen mit starken Männern, die Gemächer der vornehmen Römerinnen mit blonden Dienerinnen füllte, schrieb das Volk mit Recht dem Marius zu. Unter dem Rauschen seiner Siegesfeste erstarb wieder ein großes Stück des alten republikanischen Geistes: noch auf dem Schlachtfelde beschenkte er aus eigner Machtvollkommenheit, wie ein Monarch, 1000 Bundesgenossen aus Cameria in Picenum, die sich besonders brav gehalten hatten, mit dem Bürgerrechte; und als man ihn später darüber zur Rede setzte, that er die bezeichnende Äußerung: er habe unter dem Geräusche der Waffen die Stimme der Gesetze nicht hören können, ein verhängnisvoller Grundsatz, der den Widerstreit zwischen der Gewalt des Senates und der Volksversammlung einerseits und dem Imperium des Feldherrn anderseits eröffnete. An diesem Widerstreite ist die römische Republik zu Grunde gegangen. Und die römischen Feldherren waren auch um einen Schein des Rechtes nicht verlegen: das Volk in Waffen war nach altrömischer Anschauung das eigentliche Volk. Folglich konnten sie den Beschluß ihrer Heeresgemeinde mit einem gewissen Rechte als den Ausdruck des Volkswillens ansehen und ihn höher stellen als den Beschluß der wehr- und waffenlosen Nichtsthuer in der Großstadt, eine Anschauung, die später namentlich Cäsar verbreitet hat, und die zum schärfsten Ausdruck kam, als späterhin die Soldaten den Kaiser wählten.

Marius' sechstes Konsulat; Glaucia und Saturninus (100 v. Chr.).

Marius selbst war durch die fortlaufende Reihe seiner Konsulate zu einer fast monarchischen Stellung in Rom gekommen; seine Aussichten, diese Stellung zu behaupten, wuchsen, als er auch das sechste Konsulat für das Jahr 100 v. Chr. erreichte. Denn nach der Befreiung Roms von den äußeren Gefahren — gleichzeitig mit der Besiegung der Wandervölker war auch ein neuer gefährlicher Sklavenkrieg auf Sizilien (104—101) unterdrückt worden — konnte nun Marius, gestützt auf seinen Ruhm und seine Popularität die innere Gestaltung des Staates in die Hand nehmen. Sie war dringend notwendig. Denn die soziale Lage hatte sich seit dem Ende der Gracchen nur verschlechtert, der Haß und die Verbissenheit der Parteien hatten sich nur noch gesteigert. Aber freilich Marius, ein tüchtiger General und militärischer Organisator, sicherlich auch von Haus aus ein guter und ehrlicher Mensch, war kein Staatsmann, er besaß nicht einmal das Durchschnittsmaß der gelehrten und gesellschaftlichen Bildung, um mit den leitenden Kreisen Roms auf gleichem Fuße verkehren zu können. So mußte er sich nach fremder Unterstützung umsehen. Hätte er die edlen und tüchtigen Gracchen zur Seite gehabt, so hätte er vielleicht mit seiner tiefeingewurzelten Popularität und bei dem Rückhalte, den er an seinen Veteranen und den unter ihm gedienten Bundesgenossen besaß, etwas ausrichten können. So aber fand er als Häupter der Volkspartei zwei unlautere Charaktere, Servilius Glaucia und Apulejus Saturninus, beide uns schon aus den inneren Kämpfen der vorhergehenden Jahre als erbitterte Feinde des Senates bekannt (s. S. 594), beide auch immer bereit „in die Straße hinabzusteigen und statt mit Worten den Gegner mit Knütteln zu widerlegen." Diese Männer schlossen jetzt, Glaucia als Prätor, Saturninus als Tribun, einen Bund mit Marius — zu seinem Verderben. Sie wünschten, gemeinsam das von den Gracchen begonnene Werk der Staatsumwälzung fortzusetzen und zu vollenden, aber nicht im

Geiste der Gracchen, sondern auf ihre eigne Weise. Ein Ackergesetz des Saturninus bestimmte das „den Cimbern abgenommene Land", also wahrscheinlich die Gegenden des transpadanischen Gallien, die nach Vernichtung der keltischen Einwohner die Cimbern im Winter 102—101 v. Chr. innegehabt hatten, zu Ackeranweisungen für römische Bürger und Bundesgenossen. Ferner sollten Kolonien, insbesondere für die Veteranen, also für diejenigen, die über das kriegspflichtige Alter hinaus unter Marius gefochten hatten, nach Afrika, Sizilien, Achaia, Makedonien ausgeführt werden. Endlich bestimmte ein Getreidegesetz des Saturninus den Preis des in Rom zu verteilenden Weizens auf $^5/_6$ As (4 Pfennige) für den Modius (8,75 Liter). Diese Gesetze wurden gegen die Interzession einiger Tribunen und unter Gewaltthaten aller Art durchgebracht, bei der Abstimmung über das Ackergesetz lieferte z. B. das Landvolk, durch Latiner verstärkt, dem städtischen Pöbel eine förmliche Schlacht. Außerdem wurde in diesem Gesetze verlangt, daß der Senat seine Aufrechterhaltung und Durchführung Mann für Mann binnen fünf Tagen beschwöre; wer es nicht thue, verliere den Sitz im Senate und müsse 20 Talente Buße zahlen. Vermöge dieser Klausel sollten gerade die entschlossensten Wortführer der Nobilitätsherrschaft aus dem Senate gestoßen werden. Marius hatte nicht den Mut, dem Senate gegenüber offen seine Zustimmung zu dieser Formulierung des Gesetzes zu gestehen. Schließlich leistete er unter Hinweis auf die hochgehende Erregung des Volkes mit der Mehrzahl der Senatoren den verlangten Eid, nur Metellus Numidicus, sein Todfeind seit dem Jugurthinischen Kriege, leistete den Eid nicht und ging in das Exil.

Jetzt hätte die Ausführung des Ackergesetzes immerhin einigen Nutzen stiften können, aber Marius verstand weder im Senate die Initiative zu ergreifen, noch seine Genossen im Zaume zu halten, die sich immer mehr als Demagogen schlimmster Art entpuppten, und vor denen schließlich der schlichte Bauer aus Arpinum ein Grauen empfand. Das zeigte sich namentlich bei den Wahlen für das Jahr 99 v. Chr. Saturninus machte mit einem offenbaren Betrüger, der sich für einen Sohn des Tiberius Gracchus ausgab, gemeine Sache und wurde mit diesem Tribun. Glaucia aber ließ den ehrenwerten Memmius (s. S. 590), der sich mit ihm um das Konsulat bewarb, auf offener Straße erschlagen. Jetzt hätte Marius sich gern von seinen frevelnden Genossen zurückgezogen und mit dem Senate einen ehrlichen Frieden geschlossen, zumal da auch der Ritterstand und überhaupt die besitzenden Klassen der Bürgerschaft, erschreckt durch die Unsicherheit in Rom, sich wieder dem Senate näherten. In seiner Zerknirschung war Marius sogar der gehorsame Diener des Senats, als er gegen die von Saturninus und Glaucia heraufgeführte Anarchie das Senatus consultum ultimum beschloß. Er leitete am 10. Dezember 100 v. Chr. selbst die Bestürmung des Kapitols, wo sich seine ehemaligen Genossen verschanzt hatten, und ließ es nach deren Gefangennahme geschehen, daß die adligen Jünglinge das Dach des Rathauses, wo man die Gefangenen untergebracht hatte, abdeckten und den Saturninus mit seinen Anhängern steinigten, den Glaucia zerrissen. Indes Frieden oder Vergebung erlangte der irregeleitete Mann trotz seiner früheren großen Verdienste um das Vaterland nicht, sondern wie die Nobilität einst den von ihr „abgefallenen" Gaius Gracchus mit Heimtücke bekämpft hatte, so befehdete sie jetzt den Emporkömmling Marius mit schneidendem Hohne. Damals wurde in der Brust des gedemütigten Arpinaten jene Unsumme von Haß aufgespeichert, die sich dann im Bürgerkriege so furchtbar entlud. Marius zog sich zunächst haltlos und verbittert nach Asien zurück. Von den beantragten Kolonien scheint nur Eporedia im Thal der Dora Baltea am Fuße der Alpen ausgeführt worden zu sein, die Gesetze des Saturninus wurden aufgehoben, Metellus 98 v. Chr. zurückgerufen.

Die Erhebung der Bundesgenossen und die Einigung Italiens.

Stimmung der italischen Bundesgenossen; Livius Drusus.

Seit dem Jahre 125 v. Chr., also seit einem Menschenalter (s. S. 581 f.), war den Latinern und andern italischen Bundesgenossen die Hoffnung eingeflößt worden, daß ihnen die Verleihung des vollen römischen Bürgerrechts unmittelbar bevorstehe. Diese Hoffnung war dann von Gaius Gracchus, später von Marius (s. S. 597), zuletzt auch durch das Ackergesetz des Saturninus genährt worden. Da wurde sie durch die Ermordung des Saturninus und den Sturz des Marius zum drittenmal vernichtet. Ja, die vermeintlich konservative Korrektheit sogar der gemäßigten Aristokraten ging soweit, daß die beiden großen Juristen und Redner L. Licinius Crassus und Q. Mucius Scävola im Jahre 95 v. Chr. als Konsuln durch ein Gesetz (lex Licinia Mucia) zwar nicht die Ausweisung der Latiner aus Rom, aber doch ein strenges gerichtliches Verfahren gegen die Leute heraufführten, die unbefugt das Bürgerrecht ausübten. Tiefgehende Entrüstung bei allen Italikern war die Folge dieses kurzsichtigen Verfahrens. Aber noch einmal ließen sie sich beschwichtigen und zur Hoffnung auf eine friedliche Erfüllung ihrer berechtigten Forderungen stimmen, als im Jahre 91 v. Chr. ein Mann aus den höchsten Kreisen des römischen Adels, **Livius Drusus**, der Sohn des Gegners des Gaius Gracchus, als Tribun eine Reform des Staates in Angriff nahm und dabei auch ihnen gerecht zu werden versprach. Wesen und Ziele des Livius Drusus werden wohl nie richtig erkannt werden; was wir davon wissen, ist ein buntes Durcheinander widerspruchsvoller Notizen. Das kommt einerseits daher, daß er gar nicht ans Ziel gelangt ist, anderseits daher, daß die aufgeregte Leidenschaft der Parteien schon bei Drusus' Lebzeiten nicht zur Klarheit und Wahrheit über seine Absichten gelangen wollte und konnte. Auch von ihm gilt das Schillersche Wort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Wir verzichten daher darauf, den innersten Kern seiner Bestrebungen enthüllen zu wollen. Klar liegt vor uns nur die äußere Veranlassung, an die seine Reformpläne sich anschlossen.

Der Prozeß des Rutilius (93 v. Chr.).

Q. Mucius Scävola, der Sohn des Publius (s. S. 576), war nach seinem Konsulate, also wohl im Jahre 94 v. Chr., Statthalter in der Provinz Asien gewesen. Er hatte dort seinem edlen Charakter gemäß in einer beispiellos gerechten und selbstlosen Weise gewaltet. Die römischen Ritter, welche als Publikanen die Zölle und den Zehnten gepachtet hatten und sich bei deren Eintreibung die schlimmsten Bedrückungen zu schulden kommen ließen, strafte er unnachsichtlich, während sonst gewöhnlich der Statthalter mit den Rittern gemeine Sache machte, um für den Fall einer Anklage auf die Milde der Richter aus dem Ritterstande rechnen zu können. Die gequälten Provinzialen fühlten sich unter dieser Statthalterschaft wie im Himmel und überschütteten ihren Wohlthäter mit Beweisen ihrer Liebe und Verehrung. Um den Provinzialen die daraus erwachsenden Unkosten zu ersparen, verließ Scävola schon nach neun Monaten die Provinz, nachdem er zuvor die Grundsätze seiner Verwaltung für seine Nachfolger kodifiziert hatte. Für den Rest des Jahres übergab er die Statthalterschaft seinem Legaten **P. Rutilius Rufus**, einem sittenstrengen Stoiker, der sie ganz in seinem Sinne weiterführte. Die Wut der römischen Kapitalisten, insbesondere der an der asiatischen Steuerpachtung beteiligten Aktionäre, über diese im Namen der Gerechtigkeit herbeigeführte Störung ihres Wuchers und ihrer Erpressungsgeschäfte kannte keine Grenzen. Und da man sich an Scävola selbst nicht heranwagte, klagte man seinen Legaten Rutilius mit einer beispiellosen Frechheit eben des Vergehens an, das er durchaus verhindert hatte, der Erpressungen. Und obwohl die Reinheit und Unschuld des Rutilius klar zu Tage lag, wagten es die Kapitalisten

dennoch, ihn zur Konfiskation seines Vermögens und zum Exil zu verurteilen. Dieser schamlose Spruch zeigte deutlich, wie tief auch die Ritterschaft, der noch Gracchus eine so bedeutende Stellung im Staate mit gutem Gewissen anvertrauen konnte, im Laufe weniger Jahrzehnte gesunken war.

Die Gesetzvorschläge und das Ende des Livius Drusus.

Die Entrüstung in Rom war damals so allgemein, daß im Senate von neuem die Forderung laut wurde, die Geschworenengerichte müßten der entarteten Ritterschaft genommen und ihren ursprünglichen Inhabern, den Senatoren, zurückgegeben werden. Die Durchführung dieser Forderung unternahm der Tribun des Jahres 91 v. Chr. Livius Drusus. Er promulgierte ein Gesetz, durch das die Geschworenenstellen einem durch 300 Ritter erweiterten Senate übertragen werden sollten; damit verband er ein Gesetz über Ausführung von Bürgerkolonien. Er hoffte durch diese Gesetze, die jedem der drei Stände in Rom etwas boten, eine gewisse Interessengemeinschaft derselben herzustellen; aber er fand, obwohl einflußreiche Leute wie Licinius Crassus sich für seine Gesetzvorschläge verwandten, nicht die gehoffte Unterstützung, da namentlich der Ritterstand und die von diesem gewonnenen Senatoren, an der Spitze der Konsul Philippus, ihm entgegenarbeiteten. Durch diese Opposition wurde er wohl mehr und mehr in das demokratische Fahrwasser gedrängt; er promulgierte auch ein Acker- und ein Getreidegesetz und schließlich ein Gesetz über die Verleihung des Bürgerrechtes an die Bundesgenossen. Diese scheinen zuletzt, als ihm in Rom infolge von Verhältnissen und Verkettungen, die wir nicht mehr feststellen können, der Boden unter den Füßen wankte, seine hauptsächlichste Stütze gebildet zu haben, anderseits beruhte auf ihm ihre ganze Hoffnung. Freilich nahm sein Verkehr mit den Bundesgenossen den Charakter einer über ganz Italien verbreiteten Verschwörung an, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er zur Ordnung der trostlosen und verwirrten Verhältnisse Roms und Italiens eine Art von Monarchie für nötig hielt und erstrebte. Dafür spricht wenigstens die uns von Diodor erhaltene Eidesformel, durch die er die Bundesgenossen an seine Person kettete. Sie lautete: „Ich will dieselben Freunde und Feinde haben wie Drusus und weder mein Leben, noch meine Kinder und Eltern, überhaupt niemand schonen, wenn es nicht dem Drusus und den andern Eidgenossen nutzt. Wenn ich aber durch Drusus' Gesetz Bürger werde, will ich Rom für mein Vaterland und Drusus für meinen größten Wohlthäter ansehen." Es gelang dem Drusus, nur einen Teil seiner Gesetze, und auch diesen nur unter Anwendung von Gewalt durchzubringen. Als er in den letzten Wochen seines Tribunates mit dem Gesetze über das Bürgerrecht die den Bundesgenossen gemachten Versprechungen einlösen wollte, wurde er eines Abends in seinem Hause vom Dolche eines Mörders getroffen. Wenige Stunden später starb er. Seine Gesetze wurden wegen der bei der Annahme vorgekommenen Formfehler kassiert.

Die Erhebung der Bundesgenossen.

Die Ermordung des Drusus, den die Italiker als ihren besten Patron in Rom betrachteten, brachte das Maß des Zorns und der Erbitterung zum Überlaufen. Hinzu kam noch die Angst aller derer, die nunmehr die Inquisitionstribunale des Senates und die Rutenbeile der römischen Beamten zu fürchten hatten. Den Anfang der Empörung machten die Bewohner von Asculum im Picenterlande. Als ihnen der römische Prätor Servilius im Theater eine Strafrede hielt, rissen die Asculaner ihn und seinen Legaten in Stücke und mordeten alle Römer, die sich in der Stadt aufhielten. Von dort verbreitete sich der Aufstand über Picenum, die Gaue der Marser, Peligner, Marruciner, Vestiner, dann auch nach Samnium und Lukanien. In Rom riefen die von allen Seiten einlaufenden Hiobsposten große Bestürzung hervor, da der Staat auf einen Krieg in Italien und noch dazu mit den eignen Bundesgenossen, die die größere Hälfte der römischen Streitkräfte ausmachten,

schlechterdings nicht vorbereitet war. Da das Wohngebiet der römischen Bürgerschaft und die Stadt Rom selbst bedroht schien, griff man im Senate zurück auf einen Beschluß, durch den man in den Zeiten der Gallierkämpfe und der Puniernot den lähmenden Schrecken und die verwirrende Angst innerhalb der Stadtmauern gebannt und die Bürger der straffen Zucht und Strenge des Kriegsrechtes unterworfen hatte. Man proklamierte durch das sogenannte decretum tumultus den großen Belagerungszustand. Die Toga wurde mit dem Kriegsmantel (sagum) vertauscht, Thore und Mauern militärisch besetzt gehalten, die Konsuln und die andern vom Senate besonders beauftragten Beamten und Privatleute kommandierten innerhalb des Pomeriums wie in einem Feldlager, der geweihte Stadtfriede (jus pomerii) mit der unbedingten Sicherstellung von Leib und Leben der Bürger, ebenso das Provokationsrecht und Interzessionsrecht waren sistiert. Damit war ein Stillstand des gewöhnlichen Gerichtsverfahrens verbunden, die Prozesse wichen einem standrechtlichen Verfahren, der Staatsschatz war geschlossen. Das decretum tumultus gab demnach den vom Senate beauftragten Magistraten noch weitergehende Vollmachten als das ihm verwandte Senatus consultum ultimum (S. 587 f.), das zwar den Magistraten auch das Recht über Leben und Tod der Bürger einräumte, aber doch einen geordneten Rechtsgang verlangte und ihnen auch nicht die Attribute militärischer Gewalt verlieh; dieses wurde bei inneren Unruhen angewandt, jenes richtete sich in erster Linie gegen einen von außen drohenden Feind. Beide Maßregeln aber beweisen die großartige Beanlagung der Römer für die Ausbildung des Staatsrechtes auch noch im Zeitalter der untergehenden Republik; denn diese Maßregeln gaben dem Senate die Möglichkeit, die durch die Porcischen und Sempronischen Gesetze hoch gesteigerte Freiheit des Individuums in Zeiten der Not zu gunsten der Gesamtheit beiseite zu schieben. So war also in Rom das höchste Maß bürgerlicher Freiheit mit der strengsten Unterordnung des einzelnen unter die beauftragten Magistrate verbunden. Dieses eigentümliche Verhältnis macht es erklärlich, daß die republikanische Staatsform trotz der schweren Erschütterungen, die sie seit dem Zeitalter der Gracchen durchzumachen hatte, doch noch drei Menschenalter gegen das monarchische Prinzip zu kämpfen vermochte.

Das decretum tumultus.

282. Münze der italischen Bundesgenossenschaft.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)
Eine äußerst seltene Münze.

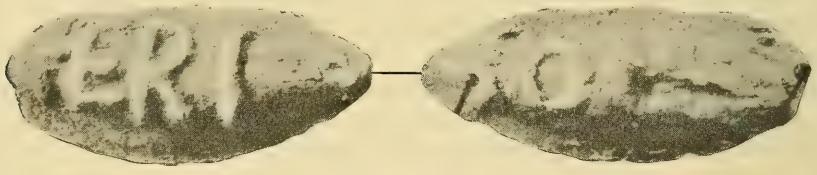
Unterdessen hatten auch die Bundesgenossen versucht, ihre Streitkräfte zu organisieren und ein gemeinsames Staatswesen zu schaffen, das dem durch die Not der Zeit wiedererstarkenden römischen die Spitze bieten könnte. Obwohl sie in zwei nach Sprache und Sitte verschiedene Massen zerfielen, nämlich in die bereits lateinisch redenden umbrisch-sabellischen Stämme der Marser, Peligner, Marruciner, Vestiner, Picenter und die wenigstens teilweise noch oskisch redenden Samniten und Lukaner, geht doch durch alle ihre Unternehmungen ein fast moderner pan-italischer Zug, das Ergebnis der seit Jahrhunderten zur nationalen Einheit der Togaleute treibenden Kräfte. Von den beiden obersten Heerführern ist einer ein lateinisch redender Marser Q. Pompädius Silo, der andre ein oskisch redender Samnite C. Papius Motulus; 12 Prätoren, wahrscheinlich auch aus den verschiedenen Distrikten genommen, stehen ihnen zur Seite. Alle Italiker sollen zu einem Bundesstaate geeint werden, aber Rom selbst soll darin keine Rolle spielen, sondern als der Pfuhl aller Laster und der Quell alles Elends vom Erdboden vertilgt werden. Im Herzen Italiens, in der natürlichen, von riesigen Gebirgswällen verschanzten Hochburg des Landes, wählen sie ihre Hauptstadt Corfinium, aber sie wird umgetauft in den bedeutsamen Namen Italia, oskisch Vitellia; Italia und Vitellia liest man auch auf den Münzen

Der Bundesstaat Italien.

des neuen Staatswesens, auf denen außerdem das alte Wappentier der italischen Stämme von der Wanderzeit her, der Stier, zu sehen ist, wie er die am Boden liegende Wölfin, das ist Rom, zerfleischt. Ein Senat von 500 Mitgliedern bildet die beratende und beschließende Behörde, die eigentliche Regierung und Exekutive ist einem Ausschusse aus den 500 Senatoren anvertraut.

Diese Verfassung war keineswegs bloß ein Abklatsch der römischen Stadtverfassung. Die 500 Senatoren sind vielmehr aus Abgeordneten der einzelnen aufständigen Städte zusammengesetzt; nicht durch Urwahlen eingesetzte Beamte bilden den Senat, sondern die Beamten gehen aus dem Senate hervor. Auch im militärischen Kommando scheinen alle Stämme vertreten gewesen zu sein. Niemand kann sagen, ob sich nicht im Falle des Sieges der Bundesgenossen aus diesen Keimen ein ganz neues Verfassungsleben, nämlich ein Staatsbürgertum mit Repräsentativvertretung, entwickelt haben würde, so wenig sich ein solches sonst im Altertum nachweisen läßt. Jedenfalls liegen dieser bundesgenössischen italischen Verfassung bedeutende Gedanken zu Grunde, die dann erst im 14. Jahrhundert n. Chr. unter dem Einflusse des durch die Renaissance wieder erwachenden Nationalgefühles wieder vernommen werden und erst in unsrer Zeit zum Ziele geführt haben.

Aber das Kriegsglück blieb den Italikern nicht treu, so sehr es sie auch im ersten Kriegsjahre begünstigte. In diesem Jahre (90 v. Chr.) wurde der römische



283. Schleuderblei aus Asculum. Nach Zangemeister.

Die römischen Schleuderbleie tragen häufig Inschriften, die den Namen des Feldherrn, die Nation der Schleuderer oder dgl. enthalten. Das hier abgebildete ist ein bei Asculum gefundenes Exemplar im Gewichte von 70 g, mit der Aufschrift Feri Pomp(eium) [Töte den Pompejus].

Konsul Rutilius Lupus, unter dem als Legaten Marius, Perperna, Cn. Pompejus Strabo, der Vater des Pompejus Magnus, kommandierten, am Liris geschlagen und starb an einer Verwundung. Auch der Konsul L. Julius Cäsar wurde von den Aufständigen besiegt und verlor Kampanien; sogar in Umbrien und Etrurien hatte der Abfall begonnen. Aber dann war es den Römern gelungen, durch Nachgiebigkeit wenigstens einen Teil des um sie brandenden Meeres zu beruhigen. Ein Gesetz des Konsuls L. Julius Cäsar gab den latinischen Gemeinden — diese hatten sich bis dahin noch nicht mit den Aufständigen verbunden — und den andern treugebliebenen Städten das römische Bürgerrecht. Dieses Gesetz wurde im Anfang des Jahres 89 v. Chr. durch die Volkstribunen Plautius und Papirius auch auf diejenigen Gemeinden und einzelnen Italiker ausgedehnt, die die Waffen niederlegten und sich binnen 60 Tagen bei dem städtischen Prätor in Rom in die Tribuslisten einschreiben ließen. Dazu kam noch ein Gesetz des Konsuls Pompejus Strabo (89 v. Chr.) über die rechtliche Stellung des Kolonistenlandes nördlich vom Apennin. Alle Ortschaften südlich des Po erhielten das römische Bürgerrecht, so daß also das italische Bürgergebiet thatsächlich bis an den Po ausgedehnt wurde. Nördlich vom Po bekamen nur Cremona und Aquileja das Bürgerrecht, die übrigen Gemeinden wurden zwar durch Zuteilung der keltischen Alpenthäler und Dörfer an Gebiet beträchtlich vergrößert, mußten sich aber übrigens mit dem latinischen Recht begnügen. Infolge dieser Gesetze verminderten sich die Heere der aufständischen

Italiker beträchtlich. Nunmehr brach Pompejus den Widerstand der Marser, Marruciner und Vestiner, besonders nachdem er das hartnäckig verteidigte Asculum eingenommen hatte; Sulla überwältigte Kampanien. Nur Nola blieb zunächst unbezwungen, ebenso einzelne Gaue der Samniten und Lukaner. Pompejus triumphierte am 27. Dezember 89 v. Chr. über Asculum und Picenum; Rom schien gerettet. Aber sogleich zeigte sich auch wieder die römische Treulosigkeit darin, daß man die Neubürger nur in 8 von den 35 oder gar in eine Anzahl neuer Tribus einschrieb und dadurch ihr Stimmrecht in den Tributkomitien zu einer leeren Form herabwürdigte. Bei der dadurch hervorgerufenen Erbitterung glimmte das Feuer der Empörung unter der Asche weiter, und es bedurfte nur eines kräftigen Windstoßes, um es von neuem anzufachen.

Der erste Mithridatische und der erste Bürgerkrieg; Sullas Verfassung.

Die Verhältnisse in Asien; Mithridates von Pontus.

Während der inneren Kämpfe des letzten Menschenalters hatte der Senat die Verhältnisse in Asien so außer acht gelassen, daß dort fast unter den Augen der römischen Statthalter noch einmal eine Macht erstand, die die römischen Klientelstaaten Bithynien und Kappadokien sowie die römischen Provinzen Asien und Cilicien — diese Provinz war im Jahre 102 v. Chr. zur Sicherung der Taurusländer gegen die Seeräuber

284. Tetradrachmon Mithridates' VI. Eupator, Königs von Pontus (121—63).

Silbermünze im Gewicht von 16,64 g. Auf der Vorderseite der Porträtkopf des Königs, auf der Kehrseite ein weidender Hirsch (das heilige Tier der Artemis), im Felde Sonne und Mond, das Wappen der Achämeniden, auf die die pontischen Könige ihr Geschlecht zurückführten. Ringsherum ein Epheukranz mit Beziehung auf den von Mithridates geführten Beinamen Dionysos.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

eingerichtet worden — zu verschlingen drohte, ja sogar die Herrschaft Roms im Ägäischen Meere und in Griechenland in Frage zu stellen begann. Zwar Ägypten und Syrien (S. 527) verharrten in ihrer früheren Schwäche und näherten sich durch fortwährende Thronstreitigkeiten der Auflösung, und auch die Macht des neu entstandenen parthischen Reiches (S. 646) war längere Zeit durch Einfälle turanischer Stämme gelähmt. Aber in der Südostecke des Schwarzen Meeres, in dem kleinen Reiche Pontus, regierte seit 120 v. Chr. der junge Mithridates VI. Eupator, den ganz außergewöhnliche Herrschergaben und die Gunst der Verhältnisse zu einer großartigen, dem Römerreiche gefahrdrohenden Stellung emporhoben.

Als elfjähriger Knabe auf den Thron gelangt, aber danach jahrelang von den Dolchen und Giften herrschsüchtiger Verwandten bedroht und zu fortwährenden Anstrengungen für sein Leben genötigt, war er zu einem Manne mit riesigen Kräften des Körpers, des Geistes und des Willens herangewachsen, die er abwechselnd in wilder Sinnlichkeit und in großartigen Entwürfen verbrauchte. Die Schwäche seiner Nachbarn und die inneren Wirren im Römerreiche kamen seinem Ehrgeize zu Hilfe. Seine Mittel sind bald offene Kühnheit und rücksichtslose Gewalt, bald kluge Verstellung und bösartige Heimtücke. Im Herzen eine rohe Sultansnatur, versteht er doch auch volkstümlich zu sein; alle die 22 Sprachen der von ihm beherrschten Völker versteht er, und obwohl ihm tiefere Geistesbildung fremd ist, so weiß er sich insoweit einen Anstrich hellenischer Bildung zu geben, daß ihn die Griechen Asiens und Europas zeitweise als den ihrigen betrachteten. Als grausamer Despot und als Knecht eines wüsten Aberglaubens ist er ein ganzer Orientale, aber nicht orientalisch in ihm ist seine grenzenlose Betriebsamkeit, die ihn zu den größten und anhaltendsten persönlichen Anstrengungen für die Ausführung seiner Pläne anstachelt.

Die Eroberungen des Mithridates. Der Römermord.

Mithridates wendete sich zunächst erobernd nach Osten und Norden. Er unterwarf die Gegenden längs der Küste des Schwarzen Meeres über Trapezus hinaus bis nach Kolchis. Dann überstiegen seine Heere den Kaukasus, eroberten die Nordküste des Schwarzen Meeres und namentlich die Halbinsel Krim mit vielen griechischen Kolonien, die sich dort kaum noch der sie umflutenden Barbaren erwehrten. Alle diese Besitzungen, die ihm jährlich 200 Talente Tribut und 180000 Scheffel Weizen abwarfen, einte er zum Königreiche Bosporus. Dann brachte er Kappadokien in seine Hand, Kleinarmenien verschaffte er seinem Sohne und den mächtigen Tigranes von Armenien fesselte er als Schwiegersohn an seine Person. Schließlich gebot er über ein Heer von 250000 Fußsoldaten und 40000 Reitern und eine Flotte von 400 Schiffen. Nachdem er lange Zeit den offenen Bruch mit den Römern vermieden hatte, eröffnete er während des Bundesgenossenkrieges 89/88 den Kampf.

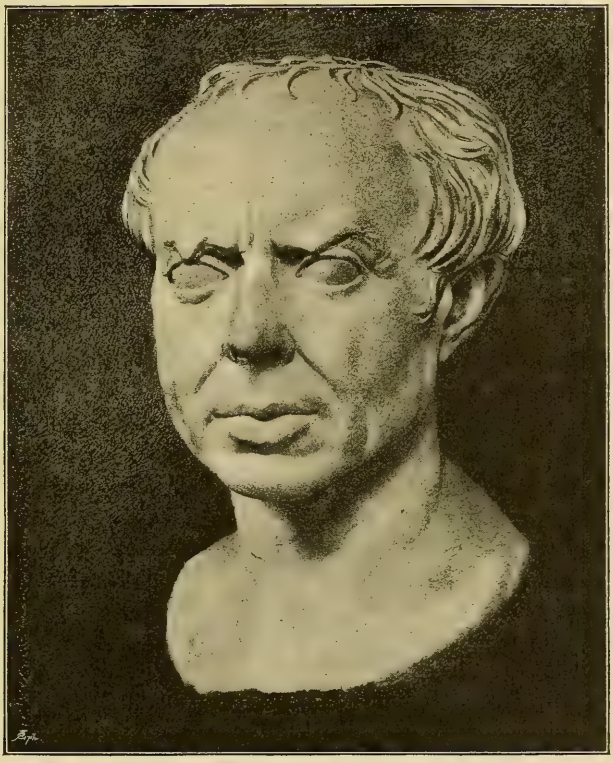
Im ersten Anlauf nahm er Paphlagonien und Bithynien, wo der Vasall der Römer Nicomedes III. regierte, dann breiteten sich seine Heere südwärts nach Phrygien und Lykaonien und anderseits in die römische Provinz Asia aus: überall fielen ihm die Griechenstädte zu, nur Rhodus blieb den Römern treu, und so groß war der Haß gegen die römischen Blutsauger, daß auf seinen Befehl an einem Tage alle Italiker, die sich in Asien aufhielten — es sollen 80000 gewesen sein — von den erbitterten Provinzialen ermordet wurden (88).

Sullas und Marius' Streit um das Kommando gegen Mithridates; Sulpicius Rufus.

Die Nachrichten von diesen Greueln und der drohende Verlust der ganzen östlichen Machtstellung zwangen den Senat zu energischen Maßregeln, zumal die Empörung der Italiker erlöschen zu wollen schien. Noch im Laufe des Jahres 89 waren L. Cornelius Sulla und Q. Pompejus Rufus zu Konsuln für 88 gewählt worden; der asiatische Krieg wurde dem Sulla übertragen, der sich im Bundesgenossenkriege nach längerer Unthätigkeit wieder sehr hervorgethan hatte. Das ersah mit Neid und Mißgunst der alte Marius, der bisher noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sich nach den in seinem sechsten Konsulate erlittenen Demütigungen (S. 598) zu rehabilitieren. Ferner mochten ihm auch die asiatischen Reichtümer, die bei diesem Kriege zu gewinnen waren, lockend vor der Seele stehen; denn den früher uneigennützigen Mann soll im Alter die Habsucht gepeinigt haben. Endlich aber gab er sich, in dem Glauben an die Prophezeiung einer Wahrsagerin, die ihm sieben Konsulate verheißen hatte, der Hoffnung hin, daß er noch zu großen Dingen berufen sei. Er gewann für seine ehrgeizigen Pläne den Tribunen P. Sulpicius Rufus, einen hochbegabten Mann von feuriger Beredsamkeit, den aber eine furchtbare Schuldenlast — 3 Millionen Drachmen = 2400000 Mark — aus dem Geleise der für seine Abkunft normalen Amtskarriere herausdrängte. Dieser umgab sich mit einer Leibwache und warb sich Anhang in Italien und unter den Freigelassenen in Rom durch das Gesetz, daß die Neubürger und Libertinen in alle 35 Tribus aufgenommen werden sollten. Schon bei der Annahme dieses Gesetzes kam es zwischen dem Tribunen Sulpicius und den Konsuln zu förmlichen Kämpfen auf dem Forum, die in ihren Einzelheiten an die Fehden der römischen Adligen im 14. Jahrhundert n. Chr. erinnern. Trotzdem ging Sulla zu den noch vor Nola liegenden Legionen ab; doch scheint zuvor der Senat auf den Vorschlag der Konsuln das decretum tumultus beschlossen zu haben. Aber kaum war er aus Rom fort, so begannen die Unruhen aufs neue, und Sulpicius ließ dem Marius vom Volke den Oberbefehl gegen Mithridates übertragen. Legaten des Marius gingen darauf in Sullas Lager, um im Auftrage ihres Oberfeldherrn einstweilen das Kommando zu übernehmen. Sulla konnte sich dem gegenüber auf den über Rom verhängten Belagerungszustand berufen, der ihm erlaubte, mit seinen Truppen die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten.

Gegenüber dem Volksbeschluß des Sulpicius aber, der das decretum tumultus aufgehoben und ihn des Oberbefehls entkleidet hatte, appellierte Sulla an das Urteil seiner Soldaten, die ohnehin über die wesentlich von den mißachteten Neubürgern und Freigelassenen durchgebrachten Gesetze des Sulpicius ergrimmt waren. Sie beschlossen nach seinem Vorschlage in einer Heeresversammlung den Marsch gegen Rom und steinigten die Abgesandten des Marius. Es war das erste Mal, daß die Heeresgemeinde statt der städtischen den Ausschlag gab. Nunmehr rückten die sechs Legionen Sullas gegen Rom heran, und nach heftiger Gegenwehr am esquilinischen Thor und einem erbitterten

Sulla erobert Rom.



285. Gaius Marius, etwa im 70. Lebensjahre.
Wohlerhaltener Kopf von vortrefflicher realistischer Arbeit und ungemeiner Lebendigkeit des Ausdruckes.
Marmorbüste im Vatikan.

Straßenkampfe wurde der Sitz der Götter und der bürgerlichen Freiheit wie eine feindliche Stadt von den eignen Söhnen erobert. Mit Mühe entkamen Marius und Sulpicius; Sulla aber versammelte, während seine Soldaten auf dem Forum lagerten, den Senat, ließ die zwölf bedeutendsten Anstifter der Unruhen, vor allem Marius und Sulpicius, zu Feinden des Vaterlandes erklären und kassierte die Gesetze des Sulpicius. Sulpicius wurde in der That bei Laurentum ergriffen und getötet, sein Haupt auf der Rednerbühne aufgestellt. Der greise Marius entkam unter geradezu romanhaften Schicksalen nach Afrika.

Immer von Sullas Reitern verfolgt, war der greise Germanensieger bald zu Lande bald zu Schiff bis in die Gegend von Minturnä gelangt und hatte sich in den Sümpfen versteckt; er wurde aber aufgegriffen und nach Minturnä ins Gefängnis eingeliefert. Da der Beschluß seiner Ächtung auch dort bekannt war, glaubten die Behörden, ihn töten zu müssen, und schickten

als Henker einen cimbrischen Sklaven ins Gefängnis. Aber der Greis fuhr ihn an: „Mensch, du willst den Marius töten?“ und der Cimber warf das Richtschwert von sich und entfloh. Der Vorfall rührte auch die Minturner soweit, daß sie den Marius entkommen ließen. In Afrika traf er mit seinem Sohne und einigen Gefährten zusammen und fand mit diesen eine Zuflucht auf der Insel Kerkina.

Sullas Reform (88 v. Chr.).

Nunmehr ging Sulla im Einverständnisse mit seinem Kollegen Pompejus Rufus daran, den Staat im reaktionären Sinne zu ordnen. Die Tributkomitien und damit die Volkstribunen verloren ihre Vollmacht zur Gesetzgebung; über Gesetze durfte nur in Centuriatkomitien abgestimmt werden, und auch da erst nach einem Vorbeschluß des Senates. Dadurch wurden die untersten Volksschichten (infima plebs) zu gunsten der Besitzenden ihrer aktiven Bürgerrechte beraubt, und auch diese wieder wurden unter die Vormundschaft des Senates gestellt. Der Senat wurde durch 300 angesehene Bürger verstärkt. Diese Reformen enthalten bereits den Kern der späteren Sullanischen Verfassung; man muß anerkennen, daß sie unter den obwaltenden Verhältnissen richtig waren und der staatsmännischen Einsicht ihres Urhebers alle Ehre machen. Denn zu einer demokratischen Gestaltung des römischen Staates, für die wir uns im Zeitalter des Flaminius erwärmt haben und für die es bei gutem Willen aller Beteiligten vielleicht auch im Zeitalter der Gracchen noch Zeit gewesen wäre, war es jetzt zu spät. Unter den Wirkungen der Korruption durch die Aristokratie und der gewissenlosen Demagogie der letzten Jahrzehnte hatte sich in Rom ein Proletariat, ein „Mob“ gebildet, der sich nur durch Bevormundung und mit Gewalt im Zaume halten ließ.

Das Volk in Rom fügte sich dieser Ordnung der Dinge nur mit Widerstreben. Es gab seinen Unwillen darüber kund, indem es neben dem Optimaten Cn. Octavius einen entschiedenen Marianer, L. Cornelius Cinna, zum Konsul für 87 v. Chr. wählte. Sulla glaubte ihn dadurch unschädlich zu machen, daß er beide Konsuln auf seine Gesetze vereidigte.

Sulla in Griechenland.

Während dieser Ereignisse hatte die Empörung gegen die Römer von Asien nach Europa herübergegriffen. Archelaos, der Feldherr des pontischen Königs, war mit einer Flotte im Ägäischen Meere erschienen, ein pontisches Landherr war in Makedonien eingedrungen. Auf den Inseln, namentlich im Freihafen Delos, wurden die römischen Kaufleute erschlagen, aber auch das Festland fiel dem Mithridates großenteils zu, in Athen führte der Philosoph Aristion im Namen dieses Königs die Regierung. Endlich im Frühjahr 87 konnte Sulla mit 30000 Mann in Epirus landen. Durch Böotien bahnte er sich den Weg nach Athen, das Archelaos den Winter hindurch gegen ihn verteidigte. Erst am 1. März 86 gelang der Sturm auf den Piräus und Athen, das dabei zu einem beträchtlichen Teile zerstört wurde und nicht die Kraft und die Mittel besaß, sich von dieser Katastrophe wieder zu erholen. Darauf schlug Sulla die pontische Hauptmacht unter Taxiles bei Chäronea und ein zweites Heer unter Dorylaos bei Orchomenos in Böotien. Danach mußte Mithridates seine Streitkräfte nach Asien zurückziehen. Aber dem Sulla war es nicht leicht gemacht, ihm dahin zu folgen; denn unterdes hatte sich in Italien eine für ihn gefährliche Umwälzung vollzogen.

Sieg der Marianer in Italien.

Der Konsul Cinna hatte trotz seines Eides versucht, die Gesetze Sullas umzustürzen und, gestützt auf die Neubürger und Libertinen, das kassierte Gesetz des Sulpicius wieder zur Geltung zu bringen. Aber sein Kollege Octavius vertrieb ihn aus Rom, und der Senat erklärte ihn des Konsulates für verlustig. Da nahmen ihn die in Kampanien stehenden Truppen auf, und vor allem schlossen sich ihm die noch vom Marserkriege her unbezwungenen Samniten und Lukaner an. Auf die Kunde davon kehrte der greise Marius mit seinem Anhang aus Afrika nach Italien zurück, sammelte alle unzufriedenen und verkommenen Elemente um sich und marschierte mit

Cinna vereinigt gegen Rom. Gegen Ende des Jahres 87 v. Chr. war Rom infolge von Hunger, Seuchen und Desertion der Besatzungstruppen in der Lage, kapitulieren zu müssen. Man erkannte den Cinna von neuem als Konsul an und beeilte sich auch, die Ächtung des Marius und seiner Genossen durch einen Volksbeschluß zurückzunehmen. Aber während noch die Abstimmung vor sich ging, stürmte Marius, den die furchtbaren Demütigungen der letzten Jahre zum gemeinen Mordbrenner gemacht hatten, mit einer Rotte illyrischer Sklaven in die Stadt, und das Blutvergießen begann. Der Konsul Octavius, der es verschmäht hatte, zu fliehen, wurde auf seinem kurulischen Sessel niedergehauen, sein Kopf auf die Rednerbühne gestellt. Der Ersatzkonsul für Cinna, Merula, öffnete sich selbst am Altare Jupiters, dessen Priester er war, die Adern. Fünf Tage lang dauerten die furchtbaren Mordszenen, die unter den vornehmsten Bürgern Roms gräßliche Ernte hielten; auch der berühmte Redner M. Antonius fiel ihnen zum Opfer; Marius' Rachbegier schien unersättlich zu sein. Plünderungen der vornehmsten Häuser waren damit verbunden. Sullas Haus insbesondere wurde zerstört, sein Vermögen eingezogen. Endlich ließ einer der edleren Männer der siegenden Partei, Sertorius, das Mordgesindel, das Marius mit in die Stadt gebracht hatte, niederhauen.

Marius' Ehrgeiz berauschte sich noch einmal, als er für 86 v. Chr. mit Cinna zum Konsul gewählt wurde. Er trat sein siebentes Konsulat am 1. Januar 86 an, sein Glaube an die Wahrsagerin hatte ihn nicht betrogen, aber es war, als ob die Wut der Rache seine letzten Kräfte verzehrt hätte: schon am 13. oder 17. Januar erlag er einem hitzigen Fieber. Sullas Gesetze wurden von den Marianern aufgehoben; an Marius' Stelle wurde L. Valerius Flaccus zum Konsul erwählt und zugleich an Sullas Stelle zum Oberbefehlshaber gegen Mithridates ernannt.

Sulla und Flaccus gegen Mithridates; der Friede von Dardanus.

Sulla war weit entfernt, dem Gegner, der im Sommer 86 v. Chr. auf dem griechischen Kriegsschauplatze erschien, zu weichen; denn er war seines Heeres sicher. Flaccus dagegen fürchtete Meuterei und zog deshalb durch Thrakien an den Bosporus, um Mithridates in Asien anzugreifen. Im Frühling 85 überschritt er die Meerenge bei Byzanz, erlag aber bald darauf einer Verschwörung seiner Unterfeldherrn. Nach seiner Ermordung führte sein Legat C. Flavius Fimbria das Heer und nötigte den Mithridates, Pergamum zu räumen. Um diese Zeit begann auch Sulla, Truppen nach Asien überzusetzen. So geriet Mithridates zwischen zwei Feuer. Er erkannte in Sulla den Mächtigeren und knüpfte mit ihm Verhandlungen an. Diese Verhandlungen kamen dem Sulla sehr erwünscht, da er sobald als möglich nach Italien zu kommen trachtete. Als dann Mithridates mit dem Abschlusse des Friedens zögerte, ging Sulla selbst nach Asien hinüber und hatte mit dem Könige bei Dardanus, unweit der Stätte des alten Troja, eine Zusammenkunft. Hier kam im Jahre 84 v. Chr. ein dem Mithridates sehr günstiger Frieden zustande. Das vergossene Römerblut wurde unter dem Drang der Umstände nicht an ihm gerächt. Er gab Kappadokien, Paphlagonien, Galatien, Bithynien und das römische Asien heraus, ferner zahlte er 3000 Talente (15 000 000 Mark) und überließ 80 Kriegsschiffe an Sulla.

Nunmehr trat Sulla dem Fimbria, der bei Thyatira unweit Pergamum stand, entgegen; was er erwartet hatte, geschah: das ganze Heer Fimbrias trat zu ihm über, der verlassene Führer tötete sich selbst.

Die Provinz Asien büßte ihre Untreue mit vollständigem finanziellen Ruin. Sulla legte ihr 20 000 Talente (100 Millionen Mark) Kriegssteuer auf, die sie nur mit Hilfe der römischen Bankiers aufbringen konnte; außerdem strafte er sie durch die drückendste Einquartierung: jeder römische Soldat mußte täglich 15 (12 Mark), jeder Centurio 50 Denare (gegen 40 Mark) nebst freier Kleidung von seinem Quar-

tiergeber erhalten. Infolgedessen lebte dort das römische Bürgerheer mit Genehmigung des Feldherrn in Saus und Braus, der es dadurch um so fester an seine Person ketten wollte. In Griechenland gab es in den Städten schon nicht mehr viel zu rauben, dafür wurden die Tempelschätze von Delphi, Olympia und Epidauros konfisziert. Nicht mit Unrecht datiert Sallust von diesen asiatischen Quartieren her die allgemeine Sittenverderbnis, die sich seitdem auch des kleinen Mannes in Rom bemächtigte. Asien blieb seitdem die grausam gerupfte Beute der römischen Finanzaristokratie und der Statthalter zugleich; selbst die von Rom wiedereingesetzten Könige, wie Nicomedes III. von Bithynien und Ariobarzanes von Kappadokien, sanken mehr und mehr zu bloßen Werkzeugen römischer Habgier herab. Sie mußten ihre Unterthanen pressen und schinden, um dann selbst wieder von ihren vornehmen römischen Gläubigern ausgepreßt zu werden.

Sullas Heimkehr und das Ende des ersten Bürgerkrieges.

Unterdessen hatten in Italien die Konsuln des Jahres 84 v. Chr. Cinna und Cn. Papirius Carbo versucht, in Ancona ein Heer zur Überfahrt nach Griechenland zu sammeln. Aber Cinna wurde von seinen meuternden Truppen erschlagen. So blieb Carbo allein Konsul. Vergeblich versuchte der Senat, durch Verhandlungen mit Sulla dem geängsteten Italien die Greuel des Bürgerkrieges zu ersparen: Sulla landete mit etwa 30 000 Mann und 6000 Reitern im Frühjahr 83 v. Chr. in Brundisium. Er war an Streitkräften entschieden der Schwächere, aber er hielt seine Leute fest in seiner Hand, während im gegnerischen Lager Zersplitterung und Zwiespalt herrschten; ihren besten General, Sertorius, sandten die Marianer als Statthalter nach Spanien. Anderseits wurde Sulla verstärkt durch Freikorps, die einzelne Adlige wie Metellus Pius, der jüngere Licinius Crassus, vor allem aber der junge Cn. Pompejus ihm zuführten.

Cn. Pompejus (geb. 106 v. Chr.), der später den Beinamen Magnus erhielt, tritt hier zuerst in der Geschichte hervor. Er entstammte einer plebejischen Familie, die sich etwa seit 150 v. Chr. die Zugehörigkeit zur Nobilität erkämpft hatte. Sein Vater, Pompejus Strabo, war im Jahre 89 Konsul gewesen, hatte im Bundesgenossenkriege Asculum erobert und den Städten Galliens bis zum Po das Bürgerrecht verliehen. In den Kämpfen zwischen Cinna und den Optimaten (88/87) hatte Pompejus Strabo, als er zum Schutze der Stadt vom Senate herbeigerufen worden war, eine Zeitlang eine zweideutige Rolle zwischen den Parteien gespielt. Dann hatte ihn der Blitz erschlagen. Er war wegen seiner Grausamkeit und Habsucht so verhaßt, daß sein Leichenbegängnis durch Pöbelhaufen vereitelt wurde.

So konnte Sulla das Heer des Konsuls Norbanus im Sommer 83 v. Chr. am Berge Tifata bei Capua schlagen; das andre konsularische Heer unter einem Cornelius Scipio ging freiwillig zu ihm über. Es war ein übles Vorzeichen für das Bestehen der Republik, daß am 6. Juli 83 der Jupitertempel auf dem Kapitol durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Im folgenden Jahre (82) waren der jüngere Marius und Papirius Carbo Konsuln. Nunmehr zog Sulla gegen Rom selbst heran. Er schlug den Konsul Marius bei Sacriportus und zwang ihn, mit den Resten seines Heeres in der Bergstadt Präneste Schutz zu suchen; der andre Konsul, Carbo, wurde von Sulla im Verein mit Metellus und Pompejus nach Norden gedrängt und flüchtete nach Afrika. Aber die Trümmer seines Heeres vereinigten sich mit den noch immer unbezwungenen Samniten und Lukanern zum Entsatze von Präneste.

Als ihre Führer, der Samnite Pontius von Telesia und der Lukaner Lamponius, die Unmöglichkeit erkannten, die Cernierung von Präneste zu durchbrechen, umgingen sie die feste Stellung Sullas, um sich auf das fast unverteidigte Rom zu werfen.

Die Schlacht bei Rom (82 v. Chr.).

In einer Stärke von 70 000 Mann, darunter 40 000 Samniten, rückten sie am 1. November 82 v. Chr. bis nahe an die Stadtmauer heran. Die Bevölkerung wurde von panischem Schrecken erfaßt. Da hemmte den Sturm der todesmutige Ausfall der kleinen Besatzung, mit der sich 600 edle Jünglinge dem Tode weihten. Nach bangen

Stunden traf auch die Reiterei Sullas ein, ihr folgte am Nachmittag Sulla selbst mit dem Fußvolk. Noch einmal entspann sich nun unter den Mauern Roms, besonders heiß am collinischen Thore, ein Riesenkampf zwischen Römern und Samniten. Die Samniten fochten mit dem Todesmute der Verzweiflung, sie wußten, daß sie siegen oder sterben mußten. Nach hartnäckiger Gegenwehr brachten sie den linken Flügel, den Sulla selbst führte, zum Weichen. Aber auf dem rechten Flügel trieb Sullas Legat Crassus die Feinde vor sich her bis Antemnä. Dieser Erfolg ermutigte auch Sullas Leute von neuem, sie drangen wieder vor und kämpften die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen war die Insurgentenarmee bis auf wenige Flüchtlinge und 4000 Gefangene vernichtet. Unter den Gefangenen war der tapfere, aber jetzt schwer verwundete Pontius von Telesia, der den Ruhm jenes Pontius, der bei Caudium gesiegt hatte, erneute. Er war der letzte Held der Samniten: Sulla hatte ihnen den Untergang geschworen. Am dritten Tage nach der Schlacht ließ Sulla den Pontius und alle 4000 Gefangenen in einer Umzäunung auf dem Marsfelde niedermetzeln, während er im nahen Tempel der Bellona eine Senatssitzung hielt, so daß das Schreien der Getroffenen und das Röcheln der Sterbenden mit Schaudern von den Senatoren vernommen wurde. So war aus dem feinen Kavalier durch die Not der Zeit ein harter und grausamer Tyrann geworden. Wenige Tage später kapitulierte Präneste, nachdem der jüngere Marius und der Sohn des Pontius sich gegenseitig getötet hatten. Auch hier gab es keine Gnade mehr: fast alle Jünglinge und Männer, darunter wieder viele Samniten, wurden niedergehauen. Die letzten Reste samnitischer Kraft brach Sulla durch einen Verwüstungszug ins Herz der samnitischen Berge. Seitdem war von samnitischem Sondertum nicht mehr die Rede; was von dem heldenmütigen Volke noch übrig war, ging widerstandslos im Römertume auf.

Nola in Kampanien behauptete sich bis ins Jahr 80 v. Chr.; nach der Räumung der Stadt stürzte sich auch Papius Motulus, der im Jahre 90 samnitischer Konsul des Bundesstaates „Italia" gewesen war, in sein Schwert. Erst im Jahre 79 ergab sich die Felsenfeste Volaterrä in Etrurien gegen freien Abzug der Besatzung; aber auch diese wurde gegen den Vertrag niedergehauen. So erloschen denn die letzten Zuckungen der Insurrektion und des Sondertriebes in Italien in blutigen Greueln. — Weniger Schwierigkeit bereitete die Unterwerfung der rebellischen Provinzen, die Sulla dem jungen Gn. Pompejus überließ. Dieser ließ den Konsul Carbo, der auf Sizilien in seine Hände gefallen war, hinrichten und vernichtete die Marianer auch in Afrika; Hiempsal wurde als König von Numidien bestätigt. Auch Sertorius mußte Spanien gegen die überlegenen Streitkräfte der Sullaner räumen und entfloh nach Mauretanien.

Sullas Diktatur; die Proskriptionen.

Nun war Sulla, gestützt auf seine Legionen, unumschränkter Gebieter im römischen Reiche. Seine Machtstellung fand darin eine äußere Form, daß ihn der Senat auf Antrag des Interrex L. Valerius Flaccus auf unbestimmte Zeit zum Diktator für die Neuordnung der Verfassung (dictator rei publicae constituendae) ernannte und im voraus allen seinen Regierungshandlungen (acta) Gültigkeit verlieh. Damit war thatsächlich die Monarchie in Rom hergestellt, obwohl Sulla, wie später auch Octavian, den Schein derselben zu vermeiden suchte.

Um Ruhe und Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten, hielt Sulla einen noch stärkeren Aderlaß an vornehmem Bürgerblut für nötig, als ihn die bisherigen Kämpfe und Hinrichtungen mit sich gebracht hatten. Er benutzte deshalb seine unumschränkte Gewalt, um ohne Untersuchung und Urteil eine große Anzahl ihm mißliebiger Bürger durch Ächtung aus der Welt zu schaffen. Das geschah durch die Proskriptionen. Die Namen der Opfer wurden einfach auf Tafeln aufgezeichnet und diese öffentlich ausgestellt. Eine solche „Aufzeichnung" war nichts andres als die Aufforderung an

alle Welt, den Träger des Namens zu morden. Wer den Mord vollzog, erhielt eine Belohnung. Das ganze Vermögen der Proskribierten wurde, ohne jede Rücksicht auf das Schicksal der Hinterbliebenen, eingezogen, die Söhne von der Bewerbung um Staatsämter ausgeschlossen. Offenbar waren nicht nur politische Gründe für diese Proskriptionen maßgebend, sondern auch die Habsucht der Gehilfen und Günstlinge des Herrschers. Wir wissen, daß z. B. sein Freigelassener Chrysogonus einen gewissen Sextus Roscius aus Ameria umbringen und auf die Proskriptionsliste setzen ließ, um dessen Güter, die 6 Millionen Sesterzen (1050000 Mark) wert waren, in der Auktion für 2000 Sesterzen (350 Mark) kaufen zu können. Das große Vermögen, das Crassus später besaß, ist großenteils durch solche Manipulationen begründet worden. Auch der junge Pompejus, dessen Vater sich im Bundesgenossenkrieg an der Beute

286. Ansicht des heutigen Pozzuoli (des alten Puteoli).
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

aus Asculum bereichert hatte, wird aus diesen Verhältnissen Nutzen gezogen haben. Trotz der Verschleuderungen aber ergaben die Versteigerungen der Güter der Proskribierten 350 Millionen Sesterzen (70 Millionen Mark). Sulla brauchte das Geld besonders zur Belohnung seiner Veteranen, zu Dotationen an gefällige Weiber aller Stände, mit denen er auch als Herrscher seine Liaisons unterhielt. Im ganzen sollen 40 Senatoren und 1600 Männer ritterlichen Standes proskribiert worden sein.

Sullas Verfassung.

Sulla war nicht in dem Maße für seine Stellung begeistert, daß er den Rest seines Lebens fortwährend in den Geschäften eines Monarchen hätte hinbringen wollen. Er war nicht ehrgeizig genug, um eine Dynastie seines Hauses zu begründen. Ihn lockte die schöngeistige Muse und seine Sinnlichkeit weit mehr zu behaglichem Genusse als zu einer ununterbrochenen Regententhätigkeit. Deshalb war ihm seine unbeschränkte Diktatur in der That nur ein Mittel, um dem Staate jene aristokratische Verfassung von neuem aufzuzwingen, die er in den Grundzügen schon während

seines Konsulates hergestellt hatte, und den Bestand dieser Verfassung zu sichern. Die Ausbreitung des Bürgerrechtes bis an den Po (s. S. 602) ließ er unangetastet, ebenso die Verteilung der Neubürger auf alle Tribus. Aber die Grenze Italiens schob er doch rechtlich nicht zum Po vor, sondern im Osten nur bis zum Rubico (nördlich von Ariminum) und im Westen bis in die Gegend von Luca. Luca selbst und alles Land nördlich von der Linie zwischen Luca und dem Rubico bis an den Fuß der Alpen bildete die Provinz Gallia cisalpina, die wieder in das cispadanische Bürgergebiet und die transpadanische Landschaft mit latinischem Recht zerfiel.

Zu den in seinem Konsulate gegebenen Gesetzen (s. S. 606) fügte er noch die Bestimmung, daß ein gewesener Volkstribun sich um kein andres Amt bewerben dürfe, ferner gab er die Gerichte dem Senate zurück, dessen Ergänzung er selbst durch 300 Ritter besorgte, die aber künftig dadurch geschehen sollte, daß immer die gewesenen Quästoren in den Senat eintraten. Damit verlor die Zensur ein sehr wichtiges Recht. Vor allem aber regelte Sulla die Reihenfolge und die Gewalt der einzelnen Staatsämter. Er erhöhte die Zahl der Quästoren auf 20 und sicherte dadurch den ungeschmälerten Bestand des Senates, die Zahl der Prätoren vermehrte er von sechs auf acht. Einschließlich der beiden Konsuln gab es also jedes Jahr zehn Oberbeamte. Aber diese Beamten sollten während ihres Jahres nicht mehr, wie es bisher üblich war, eine Provinz verwalten, sondern sollten als ausführende Organe des Senates und als Vorsitzende der Gerichtshöfe in Rom und Italien bleiben. Erst nach Ablauf ihres Amtsjahres, also als Prokonsuln und Proprätoren, sollten sie je eine der 10 Provinzen (Sizilien, Sardinien nebst Corsica, das diesseitige und das jenseitige Spanien, Afrika, Makedonien, Asien, Cilicien, Gallia Narbonensis und Gallia Cisalpina) nach dem Lose verwalten. Damit war eine völlige Trennung der Zivilgewalt (potestas) von der Militärgewalt (imperium) verbunden. Die Magistrate waren im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur Zivilbeamte, über die der Senat verfügte; das inhaltreiche Imperium erhielten sie erst, wenn sie nach Ablauf ihres Amtsjahres in die Provinzen abgingen. Damit war zugleich auch die Frist einer Provinzialstatthalterschaft auf je ein Jahr bemessen, und die Verfassung schien dadurch vor jedem Putsche eines unternehmungslustigen Generals gesichert.

Eine feinere Gliederung der Geschworenengerichte (quaestiones perpetuae) war auch mit dieser Neuerung verbunden, da nunmehr außer dem städtischen Prätor und dem „Fremdenvogt“ (praetor peregrinus) eine größere Anzahl von Prätoren als Vorsitzende der Gerichtshöfe verfügbar waren. Die Volkssouveränität kam nach wie vor zum Ausdruck bei der Beamtenwahl und bei der Abstimmung über die vom Senate vorberatenen Gesetze, aber eben nur in den Centuriatkomitien; die Volksgerichtsbarkeit und die Legislative des Volkes, auf Antrag der Tribunen in Tributkomitien gehandhabt, die eigentlich das Verfassungsleben der letzten Jahrzehnte bestimmt hatte, fiel hinweg.

Der Grundgedanke der Verfassung Sullas war also die Stärkung der Aristokratie und ihres Organs, des Senates, dem als besondere Machtmittel für Zeiten der Not das consultum ultimum (s. S. 587 f.) und das decretum tumultus (s. S. 601) zur Verfügung standen. Die Verfassung Sullas war, wie wir schon oben (s. S. 606) hervorgehoben haben, unter den obwaltenden Umständen gewiß die beste, die denkbar war. Sie versuchte in einsichtiger Weise das Umsichgreifen einer entarteten Demagogie zu hemmen und schuf auch thatsächlich endlich einmal wieder Frieden und Ruhe für den gutgesinnten Bürger, zumal das städtische Proletariat in den Kämpfen der letzten Kriegsjahre vermutlich beträchtlich zusammengeschwunden war.

Gestützt war die Sullanische Ordnung des Staates in Italien auf viele Tausende seiner Soldaten, die er besonders in Samnium, Kampanien und Etrurien mit Acker-

gütern ausstattete, die aus den konfiszierten Gebieten rebellischer Gaue und Gemeinden gebildet waren. Diese Sullanischen Militärkolonien zeigen besonders deutlich, „daß das römische Heer nicht mehr einen Teil der Bürgerschaft, sondern die Staatsmacht selbst bildet, die den Beruf in sich fühlt, den Willen des Feldherrn überall, auch gegen die Bürgerschaft zur Geltung zu bringen." Außerdem hatte Sulla 10000 Sklaven von Proskribierten die Freiheit geschenkt, die sich nunmehr nach dem Namen des Freilassers Cornelier nannten. Sie bildeten in Rom eine Art von Polizeimannschaft, um den hauptstädtischen Pöbel niederzuhalten. Aber freilich, sowohl die Kolonisten als auch die Cornelier waren nur an Sullas Person gekettet; sie bürgten also für die Aufrechterhaltung der Verfassung nur, solange Sulla lebte. Um auf die Dauer bestehen zu können, mußte sich seine Verfassung auch auf einen geistig und sittlich hochstehenden Adel stützen können; es kam aber alles darauf an, daß sich die Aristokratie, nachdem ihr die äußere Herrschaft wieder zugefallen war, entweder aus eigner Kraft oder durch Aufnahme tüchtiger und sittlich hochstehender „homines novi" auch innerlich hob und kräftigte.

Sullas Ende.

Im Jahre 79 v. Chr. legte Sulla seine Diktatur nieder und zog sich aus dem geräuschvollen Rom auf seine Villa nach Puteoli zurück, um hier ungestörter seinen litterarischen Neigungen und dem Sinnengenuß leben zu können. Man darf aber dieses Zurückweichen von den Geschäften nicht als einen Verzicht auf die leitende Stellung im Staate auffassen. Er hielt es vielmehr für selbstverständlich, daß nach wie vor in Rom alles nach seinem Willen geschehe, und es geschah auch so. Er hielt sich auch nach wie vor für berechtigt, Staatsaktionen vorzunehmen. So gab er noch 10 Tage vor seinem Tode der Stadt Puteoli eine neue Verfassung und trug sich mit dem Plane, den neuerbauten Jupitertempel auf dem Kapitol zu weihen. Aber er starb bereits im Jahre 78 v. Chr. an einem Blutsturze, nachdem er das 22. Buch seiner Denkwürdigkeiten abgeschlossen hatte. Über seiner Leiche bereits erhob sich der Streit von neuem; aber Pompejus, der sich schon als der berechtigte Erbe seiner Gewalt fühlen mochte, setzte gewaltsam die feierliche Bestattung auf dem Marsfelde durch. Die Spenden der römischen Weiber an Spezereien zu diesem Leichenbegängnis waren so groß, daß man eine lebensgroße Statue Sullas und einen Liktor aus Weihrauch und Zimmet anfertigte und mit dem ersten Herrscher Roms verbrannte.

Vernichtung der restaurierten Oligarchie durch die Militärdiktatur: Pompejus und Cäsar, Antonius und Octavianus (78—31 v. Chr.).

Pompejus als Erbe der Stellung Sullas.

Die Zustände nach Sullas Tode.

Es ist bereits bemerkt worden, daß Sullas Verfassung keine organische Weiterbildung des Bestehenden, sondern eine künstliche Rückbildung war. Sie konnte also auf die Dauer nur bestehen, wenn zugleich auch eine Rückbildung des regierenden Standes eintrat, der Aristokratie. Eine solche wurde in der That unter dem Einflusse der immer weiter um sich greifenden griechischen Philosophie versucht, indem man in den vornehmen Kreisen Roms den Pflichtbegriff der Stoa an die Stelle der erstarrenden Staatsreligion setzte. Aber die sittliche Entartung war doch zu weit vorgeschritten, als daß die Mehrzahl der vornehmen römischen Bekenner der Stoa das stoische Lebensideal praktisch hätte verwirklichen wollen oder verwirklichen können. Vielmehr blieb die Aneignung der fremden Ethik eine äußerliche und führte deshalb zur Unwahrheit und Heuchelei und schließlich zum Pessimismus. Dieselben Leute, die darüber deklamierten, daß man die Leidenschaften fliehen müsse und daß der Tod kein Übel sei, suchten in ihrem Leben den Becher des Sinnengenusses in gieriger Über-

stürzung bis zur Hefe zu leeren und waren mit wenigen Ausnahmen heimlich Knechte der schamlosesten Habsucht und Goldgier. Dazu kam, daß die straffe ständische Geschlossenheit der von Sulla restaurierten Oligarchie das Emporsteigen tüchtiger Männer aus dem Volke zu Amt und Würden noch mehr hinderte als früher: somit fehlte die notwendige Ergänzung und Erneuerung des Geburtsadels durch frischen Zuwachs von unten her. Die Folge war die Schwäche und Unfähigkeit des Senats, seinen Verpflichtungen zu genügen: er hat in den folgenden Jahrzehnten weder den Schutz des Reiches und seiner Grenzen gewährleistet, noch eine geordnete oder auch nur erträgliche Verwaltung der Provinzen geschaffen. Der durch Sullas Verfassung aufs neue verordnete jährliche Wechsel in den Oberbefehlshaberstellen erschwerte eine zielbewußte Kriegführung in den Grenzlanden, und die Austeilung der Provinzen an

287. Gnäus Pompejus, Marmorbüste in Paris. Nach Helbig.

In diesem ausgezeichnet gearbeiteten Bildwerk, das von Helbig mit Hilfe der beigesetzten Münze des Sohnes Gnäus identifiziert worden ist, sind alle uns überlieferten Eigentümlichkeiten von Pompejus' Physiognomie in überaus charakteristischer Weise ausgeprägt: weiche Züge, Würde des Antlitzes, die schöne Stirn, und sogar die (künstliche) Aufbäumung des Haares über der Stirn, worin die Schmeichler eine Ähnlichkeit mit Alexander dem Großen zu finden unverschämt genug waren. Wir können nur Plinius beistimmen, der zweimal des Pompejus „Biedermannsphysiognomie" hervorhebt.

Jahresstatthalter vermehrte nur noch die Last der Provinzialen, da nun jeder Gouverneur in möglichst geringer Zeit ein Vermögen zur Bezahlung seiner Schulden und zur Beschaffung reicher Geldmittel für seine Zukunft zu erpressen suchte. Die ersten Männer des Staates waren zugleich die größten Bankiers und benutzten ihre mächtige Stellung zu den furchtbarsten Wuchergeschäften, namentlich in Sizilien (C. Verres, 73—71, S. 618) und in den östlichen Provinzen (Pompejus, S. 626); das Einschreiten gegen diesen Wucher durch Gesetze des Senats erwies sich in der Praxis als ohnmächtig. Deshalb bildete sich gerade unter der Herrschaft der restaurierten Oligarchie in den Provinzen mehr und mehr die Sehnsucht nach der Monarchie aus.

Und auch in Rom selbst lag die Schwäche und Unbehilflichkeit des Senats so offen zu Tage, daß der Senat oft selbst keinen besseren Rat wußte, als dann und wann den größten Gegner der Senatsherrschaft, den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Pompejus.

Pompejus, unter Verletzung der Verfassung auf den bedrohtesten Punkt zu schicken. So kam es, daß dieser junge Mann schon sehr bald nach Sullas Tode, gestützt auf den Reichtum seines Hauses und auf früh erworbenen Kriegsruhm, erfolgreich danach streben konnte, die Nachfolge Sullas anzutreten. Er verfolgte sein Ziel bald als Beschützer, bald als Peiniger des Senats, bald als Verteidiger, bald als Zerstörer der Verfassung, wie es ihm sein Vorteil zu erheischen schien, und er war lange Zeit so sehr der verwöhnte Liebling des Glückes, daß er schließlich, als er seine Position gegen einen Fähigeren zu verteidigen hatte, nicht mehr die nötige Thatkraft dazu besaß.

Die Unruhen des Lepidus.

Bereits im J. 78 versuchte der marianisch gesinnte Konsul M. Ämilius Lepidus die Sullanische Verfassung wieder umzustürzen. Er selbst war das Haupt einer über ganz Italien verzweigten Verschwörung, durch die die zu gunsten der Veteranen Sullas von ihren Äckern vertriebenen Italiker in ihren Besitz wieder eingesetzt, die frühere Macht der Tributkomitien und der Tribunen wiederhergestellt, die Getreidespenden an das Volk wieder aufgenommen werden sollten. Ihm schlossen sich M. Perpenna und M. Junius Brutus, der Vater des bekannten Cäsarmörders, an; im Bunde mit ihnen erhob er in Etrurien die Fahne des Aufstandes und rückte im Anfang des Jahres 77 sogar gegen Rom. Aber auf dem Marsfelde schlug ihn der Prokonsul Catulus zurück; gleichzeitig schlug Gn. Pompejus, der hier ohne Amt als Senatsfeldherr auftritt, den Brutus im cisalpinischen Gallien, nötigte ihn in Mutina zur Ergebung und ließ ihn, trotz der Zusicherung freien Abzuges, nachträglich hinrichten. Lepidus entkam nach Sardinien, wo er starb; von dort führte sein Legat Perpenna die Reste seines Heeres nach Spanien, wo unterdes Sertorius (S. 608), namentlich auf die tapferen und freiheitsdurstigen Lusitanier gestützt, eine gefährliche Erhebung erst gegen Sulla (80), dann gegen die Senatsfeldherren erregt hatte.

Sertorius' Kampf und Untergang.

Sertorius war eine edle Persönlichkeit, früher Mitglied der marianischen Partei, nach deren Untergang selbständig seinen Idealen nachgehend. Er war in gewissem Sinne ein Schwärmer, von einer fast unrömischen Weichheit des Gemüts und eben deshalb unter der allgemeinen Korruption in seinem Vaterlande schwerer leidend als andre. Deshalb verfolgte er den phantastischen Plan, durch Romanisierung der unverdorbenen tapferen Bergstämme Iberiens ein neues Römervolk zu schaffen und mit dessen Hilfe die entartete Heimat besseren Zuständen zuzuführen. In Osca (Huesca) ließ er die Söhne der Spanier in lateinischer und griechischer Sprache unterrichten und hatte aus römischen Flüchtlingen einen Senat und eine Art von Gegenregierung, vor allem aber aus Römern und Spaniern ein schlagfertiges, ihm treu ergebenes Heer gegründet. Seine Herrschaft war milde und gerecht und suchte einen Ausgleich der Interessen der Provinzialen und Roms. Besonders wegen dieser revolutionären Ideen erschien er dem römischen Senate gefährlich, zumal da er auch mit den Heimatslosen des Ostens, den politischen Flüchtlingen und ruinierten Existenzen, die in den cilicischen Seeräuberbanden zusammenflossen, Verbindungen unterhielt. Deshalb schickte man, nachdem sich die Kriegführung des Cäcilius Metellus Pius (Konsul 80) gegen Sertorius als erfolglos erwiesen hatte, den Pompejus, der sich an der Spitze seiner Armee bereits eine drohende Sprache gegen den Senat erlaubte, mit prokonsularischer Gewalt in das diesseitige Spanien.

Pompejus bahnte sich mit Gewalt den Weg durch die rebellische gallische Provinz, wobei er eine Straße über den Mont Genèvre in das Thal der Durance anlegte, und erschien Ende 77 v. Chr. in Spanien. Sertorius spottete über „den Zögling des Sulla"; in der That erlitt Pompejus in den folgenden Jahren empfindliche Niederlagen gegen Sertorius, während Metellus nicht ohne Glück gegen Sertorius' Unterfeldherrn im südlichen Spanien kämpfte. Im Jahre 74 trat Sertorius sogar mit

dem Römerfeinde Mithridates in Verbindung; Mithridates versprach ihm 3000 Talente und 40 Schiffe, Sertorius bewilligte ihm dagegen den Besitz von Bithynien und Kappadocien, doch ließ er sich den ungeschmälerten Besitz der Provinz Asien für Rom ausdrücklich gewährleisten. Den gegen ihn ausgesandten Feldherren war es nicht vergönnt, den bedeutenden Mann zu vernichten, wohl aber fiel er schließlich im Jahre 72 v. Chr. als das Opfer eines Zwistes mit seinem ehrgeizigen Legaten Perpenna. Dieser und seine Mitverschworenen erlogen eines Tages die Nachricht von einem Siege eines Unterfeldherrn des Sertorius und veranstalteten zur Feier des Sieges ein üppiges Festmahl. Als der Wein die Gemüter erhitzt hatte, versuchten sie vergebens einen Streit mit ihrem Oberfeldherrn heraufzubeschwören. Aber dieser blieb ruhig und gab

288. Ruinen der Gladiatorenschule zu Pompeji. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

seinem Unwillen nur dadurch Ausdruck, daß er sich schweigend auf sein Polster zurücklehnte. Da ließ Perpenna eine silberne Schale zu Boden fallen. Auf dieses verabredete Zeichen stieß der Tischnachbar des Sertorius ihm den Dolch in die Brust, und als sich dieser zu wehren versuchte, hielt ihm Perpenna die Hände fest, bis seine Helfershelfer das blutige Werk vollbracht hatten. Gleichzeitig brachte man seine Getreuen ums Leben. Danach machten die Lusitanier und andern spanischen Stämme, die ihm gehorcht hatten, ihren Frieden mit Rom; dem Pompejus aber war es nunmehr ein leichtes, Perpenna zu besiegen und zu töten und für sich den Ruhm in Anspruch zu nehmen, daß er die gefährliche spanische Insurrektion beendet habe.

Sklavenkrieg des Spartacus (73–71 v. Chr.).

Unterdessen war die ganze Schwäche der Senatsregierung und die Krankheit der sozialen Verhältnisse in Italien selbst zu erschreckender Erscheinung gekommen. Zu den Gladiatorenspielen (s. S. 617), die man, je feiger und waffenscheuer die Volksmenge in Rom

wurde, desto großartiger und blutiger ausgestaltete, brauchte man große Massen von Fechtern. Man verwendete dazu vor allem Kriegsgefangene und verurteilte Sklaven; diese gefährlichen Menschen, die nichts mehr zu verlieren hatten, hielt man besonders in der Umgegend von Capua in scharf bewachten Kasernen, sogenannten Gladiatorenschulen, zusammen. Nun war es im Jahre 73 v. Chr. einer Schar von 70 solchen Fechtern unter der Führung des Galliers Crixus, des Önomaus und des Thrakers Spartacus gelungen, aus einer Fechterschule in Capua zu entweichen und in den Schluchten des Vesuv Zuflucht zu finden. Von hier aus erbrachen sie die Sklavenzwinger der Umgegend und hatten auch von verarmten Freien Zuzug. Die Scharen der Empörer vermehrten sich mit jedem Erfolge, den sie gegen die schlecht disziplinierten und schlecht geführten Truppen des Senats davontrugen, lawinenartig. Sie schlugen sich südwärts nach Lukanien durch und wuchsen durch Zuzug der halbbarbarischen, unfreien Hirten dieses Landes auf 40 000, später auf 100 000 Mann an. Überall entfesselten sie den Vernichtungskrieg gegen ihre ehemaligen Herren, alle Gefangenen wurden grausam hingerichtet. Im Jahre 72 v. Chr. waren beide Konsuln gegen die wilden Horden aufgeboten; es gelang zwar, die Bande des Crixus am Berge Garganus in Apulien zu vernichten, aber Spartacus siegte dafür im Apennin und in Oberitalien in fünf Schlachten über die Römer.

Sein Plan war, das ganze Sklavenheer über die Alpen in die Freiheit zu führen und in den Donauländern anzusiedeln. Aber die planlose Beutesucht der Seinen zwang ihn, wieder südwärts umzukehren. Er bedrohte Rom. Da wurde der Prätor Marcus Licinius Crassus mit dem außerordentlichen Oberbefehl in Italien betraut. Er stellte die Manneszucht in den Legionen her, indem er immer den zehnten Mann von den Abteilungen, die vor dem Sklavenheere die Flucht ergriffen, hinrichten ließ. So konnte er den Spartacus allmählich nach Bruttium drängen; zwar gelang es diesem noch einmal, die römischen Schanzlinien zu durchbrechen und den Krieg in Apulien und Lukanien zu erneuern, aber da Zwiespalt unter seinen Scharen herrschte, wurden erst einzelne Haufen, dann er selbst in Apulien in blutiger Schlacht von Crassus umzingelt und niedergemacht (71 v. Chr.). Ein Haufen von 5000 Mann schlug sich nach Norden durch und fiel dem aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände. An 5000 Kreuzen, die man längs der Appischen Straße von Rom nach Capua aufstellte, gingen diese Unglücklichen zu Grunde. Die Anhänger des Pompejus meinten danach, Crassus habe zwar die Sklaven besiegt, aber Pompejus habe den Krieg mit der Wurzel ausgerottet. Diese Auffassung trug zwar nicht wenig zur Verstimmung zwischen Crassus und Pompejus bei, hinderte aber doch nicht einen vorläufigen Ausgleich der beiden Heerführer, als sie vor Rom zusammentrafen und zunächst den einzig möglichen Weg zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Ziele in einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Macht des Senats erkannten.

Der Sturz der Sullanischen Verfassung.

Das Jahrzehnt, das damals seit dem Rücktritt Sullas von seiner Diktatur zu Ende ging, hatte die Unhaltbarkeit seiner Einrichtungen unwiderleglich dargethan. Wer noch einen Tropfen altrömischen Blutes in seinen Adern fühlte, mußte sich empören gegen den offenbaren Bankerott, der unter der Leitung des Senats auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in den Schlappen gegen auswärtige Feinde (s. S. 614), in der jämmerlichen Verwaltung der Provinzen (s. S. 618), in dem Toben eines ganz Italien verheerenden Sklavenkrieges zu Tage getreten war. Nicht nur die eigentlichen Umstürzler, die Reste der ehemaligen marianischen Partei, nicht nur die ruinierten Existenzen aller Art, sondern auch die besten und einsichtigsten Männer, wie M. Tullius Cicero (s. S. 628 f.), drängten damals zu einer Umgestaltung der Verfassung nach der Richtung der Demokratie hin, ohne daß sie dadurch die demagogischen Umtriebe eines

289. Gladiatorenkampf.

Mosaik in der römischen Villa zu Nennig bei Trier. Nach Wilmowsky.

Unter den Gladiatoren unterschied man verschiedene Waffengattungen: als die älteste Klasse die Samniten, an deren Stelle später wohl die Secutores (Verfolger) und Hoplomachoi (d. i. Schwergerüstete) traten, die Netzfechter (retiarii), die Thraker, die Gallier u. a. Unser Bild, das das Hauptfeld des genannten Mosaiks wiedergiebt, stellt den Kampf des Retiarius mit dem Secutor unter Aufsicht eines weißgekleideten Fechtmeisters dar. Der Netzfechter war ursprünglich sicher der Vertreter eines Fischervolkes: neben seinem Wurfnetze (rete), das ihm den Namen gab, später aber außer Gebrauch gekommen zu sein scheint, gab man ihm einen Dreizack in die Hand, freilich an einem gebrechlichen Stiele befestigt, und einen kleinen Dolch; im übrigen war er bis auf Schurz und Gürtel am Leibe nackt, namentlich der Kopf unbedeckt. Nur der linke Arm, den er zur Abwehr vorstrecken mußte, war mit einem Schienenärmel gepanzert; die sog. „Kappe" aus Eisenblech am Oberarm deckte diesen und teilweise den Kopf. — Sein regelmäßiger Gegner ist der übrigens im besseren Ansehen stehende) Secutor (Verfolger). Dieser trägt einen großen Schild und eine Erzschiene am linken Bein, am Leibe nur einen leichten Schurz, den ein breiter Metallgurt festhält; der rechte Arm aber ist durch einen mit Eisenschuppen ganz bedeckten Lederärmel geschützt, das Haupt mit einem Visierhelm mit Kamm nebst Busch oder Raupe. Der Gedanke ist offenbar: List und Gewandtheit der gerüsteten derben Kraft entgegenzustellen. Die Kampfweise wird aus unserem Bilde recht anschaulich. Der Netzfechter, dessen hochgewachsener Körper im Verein mit dem rotblonden Haare ganz den Eindruck eines Germanen macht, wie sie wohl in Holland und Friesland dem Fischfang obliegen mochten, hat offenbar den schwierigen Netzwurf, mit dem er den Gegner verstricken wollte, verfehlt, und nun bedrängt der schwer gewappnete Secutor (Verfolger) den ungedeckten Fischer, welcher den zwar scharfen jedoch gebrechlichen Dreizack mit beiden Händen gefaßt hat und jenen vorerst sich vom Leibe zu halten versucht. Bricht der Schaft des Dreizacks, so bleibt ihm nur noch der kurze Dolch, mit dem er eine Blöße erspähen muß. Das Schauspiel eines solchen Kampfes bot naturgemäß mannigfache Zwischenfälle und war deshalb sehr beliebt.

Saturninus und Apulejus oder eines Sulpicius wieder heraufzubeschwören gedachten. Vor allem wünschte man eine demokratische Änderung in der Zusammensetzung der Geschworenengerichte, die Sulla allein den Senatoren überantwortet hatte, und die Wiederherstellung einer selbständigen Legislative der Tributkomitien, damit ein fähiger Führer mit längerer Amtszeit zum Schutze der Reichsgrenzen im Notfalle durch das Volk beschafft werden könne.

Diesem namentlich im Mittelstande der Gewerb- und Handelstreibenden, bei den großenteils noch bäuerlichen Neubürgern und auch bei wenigen einsichtigen Aristokraten vorhandenen Bedürfnisse nach Änderung der Verfassung kamen die persönlichen Wünsche der beiden vor Rom stehenden Machthaber entgegen. Beide strebten nach der maßgebenden Stellung im Staate; diese hätten sie, gestützt auf ihre Heere, auch auf dem Wege der Gewalt erringen können. Aber sie verabscheuten diesen Weg, auf dem Bürgerblut vergossen werden mußte, und wünschten, auf gesetzmäßigem Wege emporzusteigen. In der That war die Macht der Umstände so groß, daß ihnen der Senat gestatten mußte, ohne Verlust ihres Imperiums die Stadt zu betreten und sich um das Konsulat zu bewerben. Sie erhielten es mühelos und hatten damit die Macht in den Händen, die Verfassung nach dem Willen des Volkes und zugleich nach ihren persönlichen Wünschen zu ändern. Zunächst stellte nun Pompejus durch ein nach Vorbeschluß des Senates vom Volke angenommenes Gesetz die tribunizische Gewalt in ihrem früheren Umfange wieder her. Dann setzte er durch, daß auch wieder Zensoren gewählt würden — seit Sullas Regiment waren die Geschäfte der Zensoren mit durch die Konsuln besorgt worden — und diese neuen Zensoren L. Gellius Poplicola und Gn. Cornelius Lentulus Clodianus brachten nun den römischen Staatshaushalt einigermaßen wieder in Ordnung. Sie konnten im ganzen 910 000 Bürger schätzen; diese beträchtliche Erhöhung der Bürgerzahl — im Jahre 115 v. Chr. waren 394 336, im Jahre 86, während des Bürgerkrieges, 463 000 geschätzt worden — war die Folge von der Verleihung des Bürgerrechts an die Italiker. Außerdem aber stießen sie auch 64 unwürdige Senatoren, darunter viele schlimme Kreaturen Sullas, aus dem Senate aus.

Das Gerichtsgesetz des Aurelius.

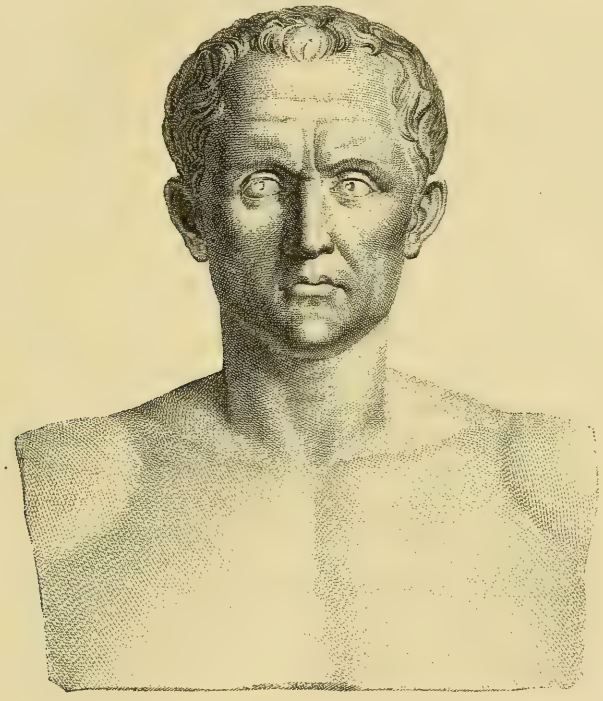
Von andrer Seite wurde das von Sulla festgesetzte Monopol des Senats, die Geschworenenstellen in den Gerichtshöfen zu besetzen, vernichtet. Der Prätor L. Aurelius Cotta brachte nämlich ein Gesetz (lex Aurelia judiciaria) durch, daß die Geschworenen künftig aus drei gleichstarken Dekurien von Senatoren, Rittern und Ärartribunen bestehen sollten. Ärartribunen waren Bürger mit dem Zensus erster Klasse (100 000 Sesterzen, während der Ritterzensus 400 000 Sesterzen betrug), die sich als Vorsteher der Kassen der einzelnen Tribus das Vertrauen der Bürger erworben hatten. Demnach waren nunmehr unter den Richtern alle drei Stände (ordines) vertreten, und man muß dieses Gesetz als einen Versuch betrachten, einen gewissen Interessenausgleich der drei Stände (concordia ordinum), das staatsrechtliche und soziale Ideal der wohlmeinendsten Männer jener Zeit, anzubahnen.

Der Prozeß des C. Verres.

Die Vorschläge des Aurelius über die Zusammensetzung der Gerichtshöfe wurden dem Volke besonders durch einen gerade damals (70 v. Chr.) geführten Monstreprozeß empfohlen, der zugleich die Art und Weise, wie die schlechteren Elemente der Nobilität unter den Augen des Senates Provinzen verwalteten, an den Pranger stellte. Der Proprätor C. Verres hatte in den Jahren 73—71 Sizilien verwaltet; seine Ablösung nach Ablauf des ersten Jahres war durch den Sklavenkrieg verhindert worden. Diese drei Jahre hatte Verres im Vertrauen auf seine unantastbare Stellung und darauf, daß ihn die aus Standesgenossen bestehenden Gerichtshöfe sicherlich nicht verurteilen würden, zu einer schamlosen Malträtierung und Aussaugung der armen Provinzialen verwendet. Seinen aus Rom mitgebrachten Günstlingen verschaffte er die einträglichsten Pachtungen von Getreidezehnten und Fruchtfünften. Wer die von diesen Unholden geforderte Anzahl von Scheffeln an Weizen und Baumfrüchten, die oft den Betrag der ganzen Jahresernte ausmachte, nicht gutwillig beschaffte, mußte, wie es noch heute bei dem gleichen

Steuersystem in der Türkei geschieht, die ganze Ernte auf dem Felde verderben lassen oder wurde mit Konfiskation des Vermögens und schweren Leib- und Lebensstrafen heimgesucht. Wollte eine Gemeinde selbst die Eintreibung des Zehnten resp. Fünften in die Hand nehmen, so mußte sie sich dieses Recht durch schwere Summen von Verres erkaufen. Für das Getreide aber, das über den Zehnten hinaus zu bestimmten Preisen an den Statthalter behufs der Verproviantierung Roms geliefert werden mußte, zahlte er das Geld nicht aus, sondern trieb damit Wuchergeschäfte zu einem Zinsfuße von 24%. So kam es, daß die „Kornkammer Italiens" mehr und mehr verödete: in einem Dorfe sank während der Verwaltung des Verres die Zahl der Bauern von 84 auf 32, in einem andern von 181 auf 86.

Außerdem aber raubte Verres aus Tempeln und Privathäusern alle kostbareren Werke griechischer Kunst, also Statuen aus Marmor und Erz, Gemälde u. a. Die Verteidigung Siziliens zur See gegen die cilicischen Seeräuber überließ er einem Manne, mit dessen Gattin er Ehebruch trieb; so kam es, daß die Seeräuber wie zum Hohne in den Hafen von Syrakus einliefen; um diese Schmach zu rächen, ließ er dann vier seiner Schiffskapitäne hinrichten. Bezeichnend für die Art seiner Unterbeamten ist, daß sich dabei sein Liktor von den Eltern der



290. Hortensius. Büste in der Villa Albani zu Rom.

unglücklichen Opfer Geld dafür zahlen ließ, daß er ihnen mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe zu trennen versprach. Man hätte es kaum glauben sollen, daß sich für Verres, als ihn die Sikuler nach seiner Abberufung in Rom verklagten, angesehene Männer als Verteidiger finden würden. Indessen übernahm die Verteidigung kein Geringerer, als der für 69 erwählte Konsul Q. Hortensius, der berühmteste Redner seiner Zeit. Aber auch den geknechteten Sikulern erstand ein außergewöhnlich tüchtiger Patron in der Person des damals 36jährigen M. Tullius Cicero. Er war im Jahre 75 Quästor in Sizilien gewesen und hatte sich durch seine Humanität und Redlichkeit das Vertrauen der Insulaner erworben. Ihn baten sie jetzt, die Anklage des Verres zu übernehmen. Cicero, der hier zugleich eine Gelegenheit sah, sich im Kampfe mit dem angesehensten Redner jener Zeit Ruhm zu erwerben, faßte die Angelegenheit mit Feuereifer an und brachte in 110 Tagen, während deren er selbst Sizilien bereiste, ein geradezu erdrückendes Beweismaterial gegen Verres zusammen. Dann parierte er die Verschleppungsversuche der Gegner dadurch, daß er gleich beim ersten Verhandlungstermine alles Material vorbrachte und die Wahrheit der Anklagen durch Zeugen erwies, was neun Tage erforderte. So entwaffnete er den Hortensius vollständig und errang einen für die im guten Sinne des Wortes demokratische Sache wie für seine eigne weitere Karriere gleich bedeutenden Sieg. Verres ging an seiner Sache verzweifelnd sofort ins Exil und wurde zum Ersatze der erpreßten 40 Millionen Sesterzen (8 Millionen Mark) verurteilt.

Mit diesen Veränderungen war das Wesen und der Kern der Sullanischen Verfassung vernichtet; den Gewinn davon aber trug keineswegs das eigentliche Volk davon, sondern zur einen Hälfte der Kapitalistenstand der Ritter, dem damals als äußeres Abzeichen seiner Stellung im Staate vierzehn feste Sitzreihen hinter den Senatorenplätzen im Theater eingeräumt wurden (lex Roscia 67 v. Chr.), zur andern Hälfte die beiden Machthaber Pompejus und Crassus. Denn ihnen eröffnete sich nun die Aussicht, auch nach dem Konsulate durch tribunizische Anträge außerordentliche Vollmachten und schließlich einmal die Alleinherrschaft zu erlangen. Beide buhlten zu diesem Zwecke um die Volksgunst, Crassus mit riesigen Spenden — er speiste einmal das ganze Volk an 10000 Tischen und schenkte jedem Armen für drei Monate Korn — Pompejus durch erheuchelte Demut und Herablassung. So erschien er, obwohl er Konsul war, doch bei der großen Rittermusterung im Jahre 70 v. Chr. im Geleite seiner Liktoren zu Fuße, das Ritterpferd an der Hand führend, vor den Zensoren und erwiderte auf die vorgeschriebene Frage, ob er auch die festgesetzte Zahl von Feldzügen geleistet habe: „Ja, und zwar alle unter meinem eignen Kommando."

Die Verhältnisse des Ostens und die Seeräubernot.

Pompejus verzichtete nach seinem Konsulate auf eine Provinz, um in Rom bleiben und sich bei Gelegenheit an die Spitze des Staates stellen zu können. Diese Gelegenheit war in der That vorhanden und beruhte in der das Senatsregiment geradezu verhöhnenden Unsicherheit aller Meere und Küsten des römischen Reiches.

Nach dem Untergange der syrischen (190) und der makedonischen Macht (168) und nach der Vernichtung der rhodischen Seestellung (S. 522 f.) war in den östlichen Gewässern die Piraterie, die dort niemals ganz aufgehört hatte, zu üppiger Blüte gediehen. Namentlich Kreta mit seinen Felsenburgen und die Steilküste von Cilicien mit ihren Fjorden und Schären bildeten herrliche Schlupfwinkel für die Freibeuter des Meeres. Dann und wann unternahmen wohl die Römer gegen diese einen Streifzug mit den Mitteln der östlichen Könige und Seestädte; M. Antonius richtete sogar im Jahre 102 in Cilicien, eben um es den Seeräubern zu entreißen, eine römische Provinz ein. Aber da der Senat die römische Seemacht seit dem Sturze der karthagischen Konkurrenz in schmählicher Weise hatte verfallen lassen, waren die römischen Schiffsstationen im Osten viel zu wenig zahlreich und zu schwach besetzt, um die Flibustier in Schach halten zu können. Besonders während der Wirren des italischen Bürgerkrieges strömten Heimatlose aus allen Nationen, Verbrecher und Geächtete in Cilicien zusammen und vermehrten und befestigten den Korsarenstaat, der dort und in Kreta seine Wurzeln hatte, seine Äste und Zweige aber über alle befahrenen Meeresteile bis über die Säulen des Herkules ausstreckte.

Im Jahre 84, während Sulla noch in Asien weilte, waren Samothrake mit dem reichen Tempelschatz des Apollo, Klazomenä, Samos, Knidos und andre Städte von den Piraten ausgeplündert, die Bewohner in die Sklaverei geschleppt worden. Deshalb hatte in den Jahren 79—76 der Konsul P. Servilius die Küstenplätze im östlichen Lycien, Pamphylien und Cilicien erstürmt und sogar ein Heer über den Taurus gegen die räuberischen Isaurier geführt, die die nördlichen Abhänge dieses Gebirges bewohnten. Aber die Seeräuber waren damit keineswegs überwältigt, sie zogen sich nur mehr nach Kreta und in die westlichen Gewässer. Hier sollte sie im Jahre 74 der Prätor M. Antonius vernichten: aber er wurde vor Kydonia auf Kreta schmählich besiegt. Danach brauchte der Prokonsul Q. Metellus zwei Jahre (68—67), um die Insel völlig zu erobern und sie zur römischen Provinz zu machen (67).

Aber eine Säuberung der Meere von den Piraten wurde doch nicht erreicht, vielmehr litt sogar Italien und Rom selbst furchtbar unter dieser Plage. Daß sie frank und frei in den Hafen von Syrakus einfuhren, ist schon oben erwähnt worden; sie raubten

aber auch den Tempelschatz der Juno am laciniſchen Vorgebirge, ſie brandſchatzten die Seeſtädte Brundiſium, Miſenum, Cajeta, römiſche Statthalter wurden auf der Reiſe in ihre Provinzen von ihnen aufgebracht und nur gegen ſchweres Löſegeld wieder freigegeben. Schließlich erſchienen die Piraten ſogar im Hafen von Oſtia und vernichteten die römiſche Kriegsflotte. Das furchtbarſte aber war die völlige Stockung in Handel und Wandel, die ſie über das ganze Mittelmeer verhängten: Rom, die Hauptſtadt der Welt, litt Mangel an den notwendigſten Einfuhrartikeln, ſogar an Getreide, auf Straßen und Plätzen drängte ſich das hungernde Volk und ſchrie nach Brot.

Der zweite und dritte Mithridatiſche Krieg.

Zu dieſer unmittelbaren Not in Rom ſelbſt kam noch eine andre Verlegenheit des Reiches, die der alte Mithridates heraufbeſchworen hatte. Der von Sulla im Jahre 84 v. Chr. vereinbarte Frieden von Dardanus erſchien beiden Teilen nur als ein Waffenſtillſtand. Ihn brach Sullas Nachfolger in Aſien, der Statthalter L. Licinius Murena im Jahre 83 (II. Mithridatiſcher Krieg 83—81), wurde aber von dem pontiſchen Könige 82 am Halys geſchlagen und mußte ſich 81 unter Vermittelung Sullas zur Erneuerung der früheren Friedensbedingungen bequemen. Während dieſer Jahre hatte auch der Schwiegerſohn des Mithridates, der Großkönig Tigranes von Armenien, ſein Gebiet beträchtlich erweitert. Er begann nämlich, ohne daß die Römer es hindern konnten, im Jahre 83 die Eroberung von Syrien, wo die letzten Seleuciden den Reſt ihrer Kraft in blutigen Thronſtreitigkeiten verzehrten, räumte den Seeräubern Cilicien ein und gründete als Mittelpunkt ſeines Reiches die glänzende Hauptſtadt Tigranocerta in Meſopotamien.

Die Veranlaſſung zum Ausbruch eines neuen Krieges der öſtlichen Mächte gegen Rom bildete der Tod des Königs Nicomedes von Bithynien im Jahre 75 v. Chr., der ſein Reich den Römern vermacht hatte. Mithridates griff im Bunde mit Sertorius (ſ. S. 614) im Jahre 74 Bithynien an, ſchloß den römiſchen Konſul M. Aurelius Cotta in Chalcedon ein, vernichtete mit Hilfe der Seeräuber eine römiſche Flotte und begann die Belagerung von Cyzicus. Aber die für Mithridates ſo günſtige Lage in Bithynien änderte ſich durch das Eintreffen des tüchtigen Konſuls Lucius Lucullus auf dem Kriegsſchauplatze. Er bezog im Rücken des pontiſchen Belagerungsheeres eine feſte Stellung, ſchnitt ihm die Zufuhr ab und nötigte es nach furchtbaren Verluſten, die Belagerung aufzuheben. Dann ſchlug er die zur Aufwiegelung Griechenlands beſtimmte Flotte mit eilig zuſammengerafften Schiffen bei Tenedos, erzwang die Räumung Bithyniens und folgte dem Könige nach Pontus (73 v. Chr.). Im folgenden Jahre wurde hier Mithridates, der wieder 40000 Mann und 4000 Reiter, beſonders Skythen und Baſtarner, geworben hatte, von den drei Legionen des Lucullus bei Cabira am Lycus entſcheidend geſchlagen, doch entkam er mit 2000 Reitern nach Armenien zu Tigranes.

Da ſich Tigranes nicht ſofort ſeines Schwiegervaters annahm, entſtand eine Pauſe im Kriege, die der tüchtige und edle Lucullus benutzte, um die troſtloſen Verhältniſſe der Provinz einigermaßen zu ordnen. Durch den ſchamloſen Wucher der römiſchen Bankiers, deren ſich die Gemeinden der Provinz hatten bedienen müſſen, um die ihnen von Sulla auferlegte Kontribution von 20000 Talenten zu bezahlen, war die Schuldenlaſt der Provinz in 12 Jahren auf das Sechsfache, nämlich auf 120000 Talente (600 Millionen Mark) geſtiegen. Da verbot Lucullus, Zins vom Zinſe zu nehmen, normierte den Zinsfuß auf 12% und beſtimmte, daß nur der vierte Teil des Einkommens der Schuldner mit Beſchlag belegt werden dürfe. Die gequälten Aſiaten ſeufzten auf und prieſen den Lucullus als ihren Erlöſer, die römiſchen Kapitaliſten aber und ihre Agenten, denen das Geſchäft ſo empfindlich geſtört worden war, ſetzten alle Hebel der Intrige und Verleumdung in Bewegung, um den unbequemen unnahbaren ariſtokratiſchen Reformer baldigſt aus Aſien zu entfernen.

Unterdes erneuerte sich der Krieg, da Tigranes die Forderung des Lucullus, den Mithridates auszuliefern, voll Stolz zurückwies. Auch in dem Kampfe wider den neuen Gegner war Lucullus zunächst siegreich und vollbrachte mit einem Häuflein von 12000 Soldaten und 3000 Reitern einen Feldzug, der die größte Bewunderung verdient. Er überschritt im Frühlinge 69 v. Chr. den oberen Euphrat und rückte gegen Tigranocerta vor. Ein zweiter Alexander warf er mit seinen 15000 Leuten die 150000 Fußgänger und 55000 Reiter des Tigranes auseinander, nahm Tigranocerta, setzte den Antiochus XIII. Asiaticus als König von Syrien ein und marschierte im Jahre 68 in das innere Armenien, ein schwer zugängliches Alpenland, der alten Landeshauptstadt Artaxata entgegen. Aber auf diesem Zuge brach eine Meuterei der von ihm in straffer Zucht gehaltenen Soldaten aus, die, teilweise noch aus Fimbrias Heere stammend, in der That längst hätten ihren Abschied fordern können, und nötigte ihn zur Umkehr. Noch konnte er Nisibis erstürmen und dort Winterquartiere beziehen, dann aber marschierte er auf schlimme Nachrichten von seinen in Pontus und Kleinarmenien zurückgelassenen Legaten im Frühlinge 67 nach Kleinarmenien und konnte doch nicht hindern, daß sein Unterfeldherr Triarius in Pontus geschlagen wurde und alle Eroberungen wieder verloren gingen.

Lage und Stimmung in Rom.

Die Nachrichten von diesem Stillstand des Krieges, ja von dem unheilvollen Verluste der erst so kühn gewonnenen Eroberungen im Osten bereiteten dem Senate große Verlegenheit. Einen glücklichen Feldherrn hätte man gegen die Intrigen der römischen Kapitalisten schützen können, den vom Glücke verlassenen glaubte man der Volksstimmung und der Wut der Geldleute opfern zu müssen. Unter dem Einflusse gehässiger Verleumdungen, die damals in Rom von den Geldaristokraten gegen Lucullus ausgestreut wurden und deren Unwahrheit bei der Entfernung vom Kriegsschauplatze nicht aufgedeckt werden konnte, glaubten damals selbst einsichtige Männer, die das Wohl des Staates ernstlich im Auge hatten, wie M. Tullius Cicero, daß Lucullus irgendwie die Meuterei seiner Truppe verschuldet und daß er durch seine Anordnungen in Asien das ideale Gesetz von der Interessengemeinschaft der Stände (concordia ordinum) zu ungunsten des Ritterstandes verletzt habe. So vereinigte sich also die Not des Volkes in Rom mit den Beschwerden der Kapitalisten zu einer allgemeinen Mißstimmung, die in alternden republikanischen Staaten der beste Nährboden für die Entwickelung der Tyrannis ist. Das Gefühl, daß an Stelle der unfähigen Senatsregierung, die damals vollkommen abgewirtschaftet zu haben schien, etwas andres treten müsse, beherrschte damals alle Kreise, und daß Pompejus der Stern der neuen Ära sein müsse, stand auch außer jedem Zweifel: er war der stets glückliche, sieggekrönte Feldherr, er erschien als der nüchterne, leidenschaftslose, würdevolle Mensch, anständig in seinem Privatleben, nicht lüstern nach gemeinem Vorteil, weder ein extremer Aristokrat noch ein Demagog, der Mann der Mittelpartei, mit keiner ganz verfeindet, so recht geeignet, die vielgepriesene concordia ordinum zu verwirklichen.

Das Gesetz des Gabinius; Pompejus Generalissimus.

In der That beeilte sich Pompejus, die reiche Ernte, die ihm sein guter Ruf und die Verhältnisse gezeitigt hatten, einzuheimsen. Sein Werkzeug, der Tribun Gabinius, promulgierte im Jahre 67 v. Chr. zwei wichtige Gesetze: das eine forderte die Abberufung des L. Lucullus aus Asien und gebot, ihn durch einen der beiden Konsuln des Jahres zu ersetzen. Das andre forderte die Mittel zur endlichen Vertilgung der Seeräuber. Einer der gewesenen Konsuln sollte auf dem ganzen Mittelländischen Meere von den Säulen des Herkules bis zur syrischen Küste und 50 Meilen (10 deutsche Meilen) landeinwärts auf drei Jahre das Imperium ausüben. Zu seiner Unterstützung solle er sich selbst 25 Legaten mit prätorischer Gewalt und sieben Schatzmeister mit den Befugnissen von Quästoren ernennen dürfen; seine Streit-

kräfte solle er auf 120000 Fußsoldaten, 7000 Reiter und 500 Kriegsschiffe vermehren und dabei über die Mittel der Staatskassen Italiens und aller Provinzen frei verfügen dürfen. Sofort aber sollten ihm zur Begründung seiner Militärmacht 144 Millionen Sesterzen (28 Millionen Mark) aus dem Staatsschatze ausgezahlt werden. Dem Senat sollte dabei nur die Wahl der Persönlichkeit aus den vorhandenen Konsularen freistehen, über die ohnehin kein Zweifel bestehen konnte. Offenbar enthielten die Gesetzvorschläge des Gabinius einen vernichtenden Eingriff in die Befugnisse des Senates, da nach ihnen einem einzelnen eine ganz ungesetzliche, fast monarchische Machtfülle zuerkannt wurde. Aber dieser Eingriff war gerechtfertigt durch die Notlage des Staates, der der Senat mit dem gewöhnlichen Verwaltungsapparat nicht zu steuern vermocht hatte. Deshalb erfreuten sich die Gabinischen Gesetzvorschläge nicht nur beim unteren Volke, sondern auch beim Mittelstande großer Beliebtheit, und aller Widerstand der Senatoren dagegen erwies sich als vergeblich. Am Tage der Abstimmung faßte das Forum nicht die Menge des Volkes, alle Dächer in der Nähe waren mit Menschen besetzt, und nachdem alle Versuche, eine tribunizische Interzession zustande zu bringen, gescheitert waren, gingen die Gesetze des Gabinius durch. Infolgedessen ging der Konsul Manius Acilius Glabrio nach Asien ab, um den Lucullus abzulösen, Pompejus aber ging sofort daran, die großen Hoffnungen, die man bezüglich der Vernichtung der Seeräuber auf ihn gesetzt hatte, zu erfüllen.

Pompejus gegen die Seeräuber.

Sofort nachdem er sein außerordentliches Kommando angetreten hatte, fielen die Getreidepreise in Rom auf ihren gewöhnlichen Satz: die Hungersnot hatte ein Ende. Während er selbst nun beschäftigt war, die Gewässer in der unmittelbaren Nähe von Italien durch eine starke Kriegsflotte zu säubern, mußten seine Legaten, jeder mit einer kleinen Flotte ausgestattet, ein großes Treiben gegen die Piraten von Westen nach Osten eröffnen. So kam es, daß bereits nach 40 Tagen das ganze westliche Becken des Mittelmeeres von den Seeräubern befreit war. Nunmehr ließ Pompejus die aus dem Ostbecken ins Westbecken führenden Meeresstraßen stark besetzen und wandte sich selbst dem Osten zu. Um die Flibustier, unter denen sich viele brauchbare und tüchtige Männer befanden, nicht zum verzweifelten Widerstande zu treiben, wandte er in vielen Fällen Milde an. Während man früher alle Seeräuber unbarmherzig gekreuzigt hatte, begnadigte er große Abteilungen derselben und besiedelte mit ihnen verlassene Orte in Achaia und Kalabrien. So kam es, daß nach seinem Seesiege bei Korakesion in Pamphylien sich ihm die letzten Flibustierscharen ergaben und mit ihrer Ansiedelung im östlichen Cilicien zufrieden waren.

Das Gesetz des Manilius und der völlige Sieg der bürgerlich demokratischen Opposition.

Während dieser glänzenden Erfolge, die den Pompejus als einen „zweiten Romulus“ erscheinen ließen, hatte der Krieg gegen Mithridates wegen der Unfähigkeit des Konsuls Glabrio durchaus keinen Fortschritt gemacht. Glabrio war überhaupt nicht über das Gebiet der Provinz Asien hinausgekommen und hatte nicht einmal den Oberbefehl über die Reste der Armee des Lucullus angetreten. Unter diesen Umständen lag es nahe, dem Bezwinger der Piraterie, dessen Lob damals von allen Lippen floß, auch die Beendigung des Mithridatischen Krieges und die Ordnung der verworrenen Verhältnisse in Asien zu übertragen. Diesem Gedanken verlieh in Rom der Tribun Gaius Manilius Ausdruck, indem er im Anfang des Jahres 66 den Gesetzvorschlag einbrachte, daß dem Pompejus auch die Statthalterschaft über Bithynien und Cilicien und der Krieg gegen Mithridates übertragen werden solle. Selbstverständlich war das ganze Volk dazu bereit, aber auch die gebildetsten und edelsten Männer des Staates wünschten damals, daß diese östlichen Wirren, die seit Sullas Zeiten am Marke des Staates zehrten, Handel und Wandel in fortwährender Beunruhigung erhielten und die Erwerbsverhältnisse Italiens sehr ungünstig beeinflußten, endlich einmal von

kräftiger und mächtiger Hand angefaßt und zur Ehre des römischen Namens geschlichtet würden. Deshalb fand der Vorschlag des Manilius keinen geringeren Fürsprecher als den bedeutendsten Redner jener Zeit, den M. Tullius Cicero, der ihn damals als Prätor in einer glänzenden Rede, seiner ersten politischen, dem Volke dringend zur Annahme empfahl. Der Antrag wurde angenommen und damit der Sturz des aristokratischen Senatsregiments besiegelt. Die bürgerliche demokratische Partei schien jetzt fest im Sattel zu sitzen; und es ist keine Frage, daß in jenen Jahren zwischen 70 und 66 das alternde römische Staatsschiff wieder einmal mit frischer schwellenden Segeln vor kräftigerem Winde daherfuhr: Pompejus saß am Steuerruder. Aber wer tiefer sah, konnte sich der in Pompejus' Person scheinbar verkörperten concordia ordinum nicht recht erfreuen: er gewahrte in den Raen und Seilen des Staatsschiffes bereits die Vorboten eines neuen, bösen Kampfes, der die beiden bisher gegen die restaurierte Aristokratie verbündeten Mächte, „die bürgerliche demokratische Opposition und die mächtiger aufstrebende Militärgewalt" gegen einander auf den Plan bringen mußte. —

Pompejus gegen Mithridates.

Der Feldzug gegen den alten Römerfeind im Pontus bot, nachdem die Kraft dieses Reiches bereits durch Lucullus gebrochen war, für einen Mann, der über große Streitkräfte gebot, keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr. Pompejus verfügte bei seinem Angriffe gegen Pontus über mindestens 50000 Mann, denen Mithridates nur 35000 entgegenzustellen hatte. Auch diese Armee vernichtete Pompejus in einer nächtlichen Schlacht am Lycus; infolgedessen mußte der König, nunmehr auch von Tigranes im Stiche gelassen, in seine bosporanische Reichshälfte entweichen. Pompejus verfolgte ihn bis zum Phasis, wandte sich aber dann gegen Armenien und zwang Tigranes zu einem Frieden, in dem dieser alle Eroberungen herausgeben und eine große Kriegskontribution zahlen mußte. So konnte Pompejus im Frühjahre 65 interessante Feldzüge, die zugleich geographische Entdeckungsreisen waren, in das Urwaldgebiet des oberen Phasis und des unteren Kur gegen die Iberer und Albaner unternehmen. Er unterwarf das Land längs der ganzen Breite des Kaukasus und drang bis an das Gestade des Kaspischen Meeres vor.

Pompejus in Syrien und Palästina.

Dann wandte er sich wieder nach Süden und durchzog in den folgenden Jahren Asien bis an die Grenze Ägyptens, und so groß war durch ihn wieder das Ansehen der römischen Macht geworden, daß er fast nirgends auf Widerstand stieß. In Syrien wurde der letzte Seleucide, Antiochus XIII. Asiaticus, abgesetzt und das ganze Gebiet vom Meerbusen von Issus östlich bis an den Euphrat und südwärts bis zur Landenge von Suez zur römischen Provinz Syrien erklärt (64). Antiochia wurde der Sitz eines römischen Statthalters, die griechischen Städte des Landes wurden verstärkt und ihnen die Selbstverwaltung bewilligt, die arabischen Emire der östlichen Grenzdistrikte wurden den römischen Statthaltern untergeordnet.

Die Verhältnisse in Palästina.

Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Verhältnisse Palästinas neu geordnet. Die Juden hatten sich seit ihrer Rückkehr aus dem babylonischen Exil (536 v. Chr., vgl. Bd. I S. 387) unter der persischen Oberhoheit verhältnismäßig wohl gefühlt. Ihr Land und Volk war als persische Satrapie von dem jedesmaligen Hohenpriester geleitet worden und hatte sich einer freien religiösen und wirtschaftlichen Entwickelung erfreut. Auch Alexander der Große (332) und die folgenden Oberherren des Landes, die ersten Ptolemäer von Ägypten (seit 320 v. Chr.) hatten ihnen keinen verhaßten Zwang auferlegt. Etwas drückender hatten sich ihre Verhältnisse unter der syrischen Oberherrschaft (Antiochus III. 224—187 und Seleukus IV. 187—175) gestaltet. Eine wahrhafte Not aber war über das „Volk Gottes" hereingebrochen, als Antiochus IV. Epiphanes (175—163) in seinem Drange, dem Hellenismus in seinem Reiche zum Siege zu verhelfen, die Ausübung der jüdischen Religion unter Androhung grausamer

Strafen verbot und eine Statue des Zeus sogar im Tempel zu Jerusalem aufstellen ließ. In dieser Not erwuchsen dem schwer geprüften Volke begeisterte Führer in dem Heldenstamme der Makkabäer (Hasmonäer): Judas, der die Syrer entscheidend besiegte und 164 den Jehovahtempel aufs neue weihen konnte, nach ihm seine Brüder Jonathan, Jochanan und Simon Makkabäus. Der letztere (142—136) erlangte, begünstigt durch die zunehmende Schwäche des syrischen Reiches, 141 sogar die Anerkennung des jüdischen Staates durch die Römer. Nach ihm eroberte Johannes Hyrkanus (136—105) die jüdischen Gebiete östlich vom Jordan, den Hafen Joppe, Idumäa und Samaria. Sein Gebiet reichte von der Jordanquelle südwärts bis zur Grenze Ägyptens. Sein Nachfolger Judas Aristobulus legte sich wieder den Königstitel bei. Aber das Glück brachte auch die innere Zwietracht. Den Pharisäern, die auf der Form des alten „Gottesstaates" unter Hohenpriestern bestanden, standen die Sadducäer feindlich gegenüber, die ein starkes, militärisches Königtum mit dem alten Jehovahdienste für vereinbar hielten. So wütete schon unter Alexander Jannäus (104—78 v. Chr.) ein sechsjähriger Bürgerkrieg, den er schließlich mit großer Grausamkeit niederschlug, und nach dem Tode seiner Witwe Salome Alexandra (78—69), die sich ganz von den Pharisäern hatte leiten lassen, erneute sich der Kampf der Parteien zugleich mit dem Zwiste ihrer beiden Söhne Hyrkanus und Aristobulus. Der ältere, Hyrkanus, ein Zögling der Pharisäer, herrschte als Hoherpriester, aber er mußte dem sadducäischen jüngeren Bruder weichen, der sich, auf die Söldner gestützt, zum Könige machte. Zur Rache riefen die Pharisäer die arabischen Nabatäer herbei, die im Jahre 65 Jerusalem belagerten. Beide Parteien riefen nun die Römer als Schiedsrichter an. Als Pompejus in Damaskus weilte, erschienen vor ihm pharisäische Gesandte und verlangten die Wiedereinsetzung des Hyrkanus, die Gesandten des Aristobulus aber brachten dem Pompejus als Geschenk einen goldenen Weinstock im Werte von 500 Talenten (2500000 Mark) mit, den einst sein Vater dem Jehovahtempel geweiht hatte. Pompejus nahm das Geschenk an, sprach aber doch dem Hyrkanus die Herrschaft zu und nahm den Aristobulus gefangen. Da brach unter den Sadducäern der Aufstand gegen Pompejus aus, und der Tempelberg, auf dem sie sich verschanzt hatten, mußte nach dreimonatlicher Belagerung (63) erstürmt werden, wobei 12000 Sadducäer umkamen.

Den Siegern mußte die große Ängstlichkeit auffallen, mit der die Juden ihre religiösen Gebräuche übten — hatten sie doch an den Sabbaten sogar die Verteidigungsarbeiten ruhen lassen — und die Heiligkeit, die sie ihrem einzigen großartigen Tempel beimaßen. Deshalb wünschte auch Pompejus das Innere zu betreten. Doch ließ er die Heiligtümer unangetastet. Die Verwunderung der Römer klingt noch heraus aus der Erzählung des Cassius Dio: „Die Brüder Hyrkanus und Aristobulus waren in Streit über die Verehrung ihres Gottes, wer es auch immer sein mochte, und versetzten auch die Bürgerschaft in Aufruhr. ... Die Juden entfernen sich aber von der Weise aller übrigen Menschen sowohl in ihrer ganzen Lebensart, als auch besonders darin, daß sie keinen der andern Götter verehren, sondern nur einen, diesen aber mit Inbrunst. Sie hatten aber kein Bild von ihm in Jerusalem, da sie ihn für unsichtbar halten und seinen Namen nicht auszusprechen wagen."

Mithridates' Ende.

Mit der Niederwerfung des jüdischen Aufstandes und der Aufnahme des Landes in die Zahl der römischen Vasallenstaaten war der Krieg im Osten überhaupt zu Ende. Denn unterdessen war seine Seele erloschen: Mithridates. Als Pompejus in der Nähe von Jericho weilte, meldeten ihm Reiter mit lorbeerumwundenen Lanzen, den Zeichen glücklicher Botschaft, daß der alte König nach 52jähriger Regierung zu Pantikapäum auf der Halbinsel Krim einer Empörung seines Sohnes Pharnaces erlegen sei. So konnte Pompejus die letzte Hand an seine durchgreifende Ordnung Asiens legen. Die Stützpunkte der römischen Macht waren die Provinzen Asien (seit 133), Bithynien (seit 74), das nunmehr auch Paphlagonien bis zum Halys um-

faßte, ferner Cilicien (seit 103), das durch die Landschaften Pamphylien, Isaurien, Lykaonien und Teile von Phrygien vergrößert wurde, und endlich Syrien (seit 64). Doch ließ Pompejus in dieser Provinz den selbständigen Städten und kleineren Staaten ihre Selbstverwaltung; nur mußten sie einen Zins an Rom zahlen und waren dem Statthalter in Antiochien militärisch untergeordnet. An diese Provinzen lehnte sich als Vormauer gegen das Partherreich ein kunstvolles System von Vasallenstaaten an, deren Rivalität untereinander die Oberhoheit Roms erleichterte. Die wichtigsten waren Armenien unter Tigranes, Komagene unter einem Seleukiden Antiochus, Kappadokien unter Ariobarzanes und Galatien unter Dejotarus. Diesen Königen und den arabischen Häuptlingen im östlichen Syrien fiel insbesondere die Verteidigung der Euphratgrenze gegen die Parther zu. Man muß anerkennen, daß diese Ordnung des Orients, die für viele Jahrhunderte maßgebend blieb, ein großartiges und für das Reich nützliches Werk war. Nebenher sorgte allerdings Pompejus auch für seinen Vorteil, indem er alle Dynasten des Ostens merken ließ, daß ihre Existenz auf der Fortdauer seiner Machtstellung beruhe, und indem er sie sich durch Darlehne, die er ihnen aus der ungeheuren Beute gewährte, persönlich für alle Zeit zinspflichtig machte.

Pompejus' Heimkehr.

Im Frühjahr 62 begann er die Rückreise nach Rom. Er war fest überzeugt, dort keine wehrhaften Gegner seiner Alleinherrschaft zu finden, und wünschte deshalb, das Geräusch der Waffen, das zwanzig Jahre früher Sullas Landung so furchtbar begleitet hatte, bei seiner Ankunft zu vermeiden. So entließ er schon in Ephesus den größten Teil seines Heeres mit großartigen Geschenken und stieg im Herbste 62 in Brundisium ans Land in der festen Überzeugung, daß sich weder der Senat noch das Volk seinen Ansprüchen werde entziehen können, auch wenn er sie nur mit seiner Person als Pompejus und nicht an der Spitze eines drohenden Heeres geltend machen würde. Aber unterdes war in Italien ein für ihn verhängnisvoller Umschwung der Verhältnisse erfolgt, von dem er sich bald durch den Augenschein überzeugen sollte.

Die Regeneration des Senats durch Cicero und Cato.

Das römisch-italische Bürgertum als dritter Stand.

Die Verhältnisse Italiens waren seit dem Erlöschen des Bürger- und des Bundesgenossenkrieges (82), zumal da auch der Sklavenkrieg des Spartacus (73—71) Mittel- und Oberitalien doch nur vorübergehend berührt hatte, verhältnismäßig ruhig und geordnet gewesen. Der eigentliche freie Bauernstand war allerdings unwiderbringlich dahin, aber dafür hatte sich in Rom selbst aus den besseren Elementen der dort ansässigen und dorthin flutenden Menge, ferner aus Freigelassenen und ihren Nachkommen ein bürgerlicher Mittelstand von der Masse der niedern Plebs abgesondert, der in Sparsamkeit und Zucht nach wirtschaftlicher Konsolidierung, und als diese einigermaßen erreicht war, auch nach Geltung im Staate rang. Dieser neue bürgerliche Mittelstand bestand in Rom aus Rittern ohne großes Vermögen, ferner aus Kaufleuten, besser gestellten Handwerkern, Künstlern, Subalternbeamten, kleinen Rentnern, die zwar den Zensus der Ritter (400000 Sesterzen = 70000 Mark) nicht erreicht hatten, aber doch nicht weit davon entfernt waren. Ihnen gliederten sich in den italischen Municipien diejenigen Leute ritterlichen oder fast ritterlichen Standes an, die den großen Spekulationen der Geldaristokratie und dem Latifundienbesitz des Adels gleich fernstehend, vom Ertrage mäßiger Landgüter mit Baum- und Weinkultur oder von rechtlich betriebenen Handelsgeschäften oder von beiden Erwerbsweisen lebten. Auf der leiblichen Gesundheit dieses bürgerlichen Mittelstandes beruhte die Zukunft des römischen Volkes, so weit eine solche nach dem Verluste des Bauernstandes noch zu erhoffen war: er war sich auch seiner Wichtigkeit bewußt und schied sich als dritter Stand scharf von der besitzlosen und politisch fast willenlosen unteren Plebs der Hauptstadt; seine Ansprüche

waren dadurch anerkannt worden, daß Pompejus ein Drittel der Geschworenenstellen mit Ärartribunen aus diesem Mittelstande besetzt hatte. Diesen zahlreichen in geordneten Verhältnissen lebenden Elementen des römischen Volkes kam es nun vor allem darauf an, im Besitze ihres oft durch redlichen Fleiß erworbenen Vermögens nicht durch innere Unruhen gestört zu werden: wer ihnen Ordnung im Staate und Schutz ihres Privateigentums gewährte, der konnte auf diesen Stand zählen. Ebenso war auch der zweite Stand, die eigentliche Geldaristokratie, die bei inneren Umwälzungen am meisten zu verlieren hatte, vor allem auf Erhaltung der Ruhe in Italien bedacht. Sie hatte sich allerdings mit dem Bürgerstande bei der Erhebung des Pompejus zum Reichsfeldherrn gegen den Senat verbunden, aber doch nur, damit die Handel und Wandel lähmende Piraterie endlich einmal vertilgt und die im Osten festgefahrenen römischen großen Kapitalien gerettet würden. War dieses Ziel erreicht, so stand der Versöhnung mit dem Senate nichts im Wege. Weder dem Bürgerstande noch dem Ritterstande fiel es ein, den Senat völlig stürzen zu wollen; denn wer sollte, wenn der Reichsfeldherr fern war, die Ordnung in Italien und die Sicherheit des Besitzes sonst aufrechterhalten? Und in der That, eine starke Gegenströmung gegen die Ordnung, die sich auf völligen Umsturz des Bestehenden, namentlich der Besitzverhältnisse, und auf Anarchie richtete, war damals in Italien vorhanden. Die Proskriptionen, noch mehr das liederliche Leben hatten einen nicht unbeträchtlichen Teil des Adels finanziell völlig ruiniert. Die neue Zusammensetzung der Gerichte durch Pompejus, die Verurteilung des Verres, die Wiedereinsetzung des Zensorenamts, auch die umfassende Gewalt des Pompejus hatten die Aussichten dieser Existenzen, durch Ämter und Statthalterschaften wieder zu Vermögen zu gelangen, vermindert. Der Gedanke, die durch Pompejus' außerordentliche Machtfülle herbeigeführte Schwächung der Regierung zu ihrem völligen Sturze auszubeuten und mit einem kühnen Putsche in dem waffenlosen Italien erst die politische Anarchie und dann eine gründliche Besitzrevolution heraufzuführen, lag für solche verzweifelte Existenzen nahe genug. An Anhang konnte es nicht fehlen. Die unterste Plebs in Rom war für jeden zu haben, der Versprechungen machte; dann aber saßen, besonders in Etrurien, Tausende von Sullanischen Veteranen, die nicht zu wirtschaften verstanden, auf längst überschuldeten Gütern, Männer, denen Gewalt und Blutvergießen zur zweiten Natur geworden war. Auch ein Führer für diese Umstürzler fand sich in der Person des vornehmen, aber tief gesunkenen L. Sergius Catilina.

Catilina.

Von Catilina und seinem Anhang entwirft der Geschichtschreiber Sallust folgende zwar rhetorisch ausgeschmückte, aber in den Grundzügen gewiß wahrhafte Schilderung: „In einer Stadt von solcher Größe und Verdorbenheit hatte Catilina mit leichter Mühe die Scharen aller Lasterknechte und Missethäter wie eine Leibwache um seine Person versammelt. Denn wer als schamloser Bube durch Zechen, Würfelspiel, Völlerei und Unzucht sein väterliches Erbteil verschleudert und wer große Schulden gemacht hatte, um eine Blutthat oder ein Verbrechen durch Geld zu sühnen, ferner alle Vatermörder und Tempelschänder, solche, die schon vor Gericht überführt waren, und solche, die noch vor dem Gericht über ihre Thaten bangten, ferner solche, die ihre Faust und ihre Zunge von Meineid und Bürgerblut ernährte, endlich solche, die eine Blutschuld, Armut oder Gewissensqual ruhelos umhertrieb: alle diese Leute standen dem Catilina nahe und waren seine Freunde. Und war einmal ein Unschuldiger in seine Freundschaft geraten, so wurde er durch den täglichen Umgang und die Verführung leicht den andern ähnlich. Vor allem aber suchte er Vertraulichkeit mit jungen Leuten: ihr leicht empfängliches und leicht lenkbares Gemüt gab sie ihm unschwer zu eigen. Denn listig benutzte er die Leidenschaften, für die sie begeistert waren: dem einen verschaffte er Buhlerinnen, dem andern kaufte er Hunde und Pferde und scheute dabei kein Opfer an Geld und Ehre. Hatte er doch selbst als junger Mann eine Jungfrau aus vornehmem Hause verführt, mit einer Vestalin Unzucht getrieben und andre ähnliche Verbrechen verübt. Seine verworfene Seele, mit Göttern und Menschen in Zwiespalt, fand weder im Wachen noch im Schlafen Ruhe: so sehr peinigte ihn sein Gewissen. Darum war auch sein Antlitz so blaß, seine Augen so verstört, sein Gang bald hastig bald schleppend: auf seinem Gesicht und seinen Mienen las man die tiefe Zerrüttung seines Innern ... Nicht nur seine Freunde und Genossen ermutigten den Catilina, sondern auch die allgemeine Verschuldung Italiens und ferner der Umstand, daß sehr viele Sullanische Veteranen,

die ihr Eigentum vergeudet hatten und sich an ihre früheren Siege und Räubereien erinnerten, den Bürgerkrieg wünschten. So faßte er den Plan, die Staatsverfassung umzustürzen. Dazu kam, daß in Italien kein Heer war und daß Pompejus in fernen Ländern Krieg führte; das steigerte seine Hoffnung auf das Konsulat. Endlich war der Senat ohne alle Spannkraft und alles in Ruhe und Sicherheit eingewiegt."

Die Verschwörung des Catilina.

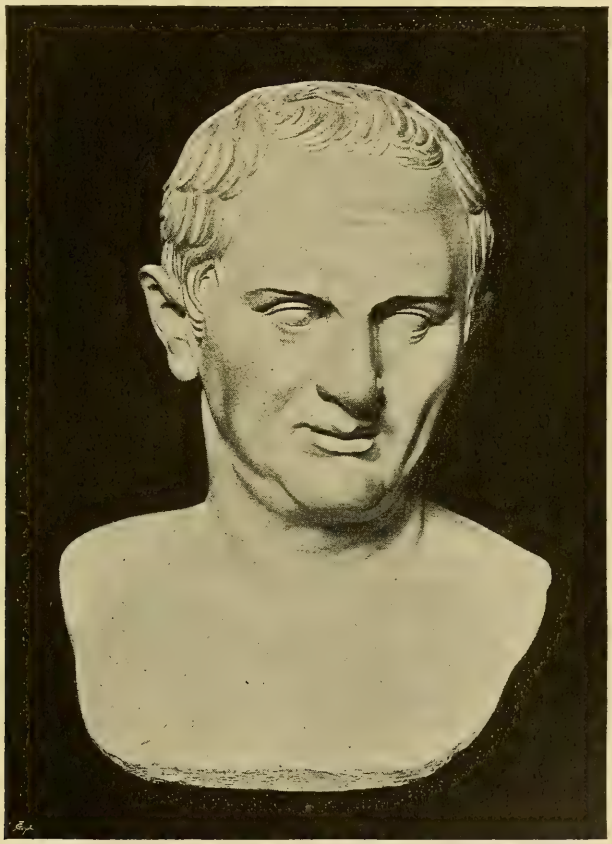
Schon im Jahre 66 v. Chr. hatte sich Catilina um das Konsulat beworben; doch hatte er, der Erpressungen angeklagt, die er 67 als Proprätor in Afrika verübt hatte, zurücktreten müssen. Deshalb hatte er bereits am 1. Januar und dann nochmals am 5. Februar 65 ein Attentat gegen die Konsuln geplant, das aber nicht zur Ausführung kam. Zum zweitenmal bewarb sich Catilina im Sommer 64 um das Konsulat für 63. In dieser Zeit suchten auch Männer, die selbst nach dem höchsten Einflusse im Staate strebten, eine vorsichtige Verbindung mit den Anarchisten anzubahnen, die sie als ein brauchbares Werkzeug gegen das Übergewicht des Pompejus betrachteten. Solche Männer waren insbesondere der reiche Crassus, der als Besieger der Sklaven und als Mitkonsul des Pompejus im Jahre 70 v. Chr. schon eine bedeutende politische Rolle hinter sich hatte, und C. Julius Cäsar, ein Mann von vornehmster patrizischer Abkunft und umfassender Begabung, der damals bereits, insbesondere durch die unerhörte Pracht, mit der er als Ädil (65 v. Chr.) die Spiele ausstattete, aller Augen auf sich gelenkt hatte (s. S. 634). Sie begünstigten die Bewerbung Catilinas und seines Genossen, des Gaius Antonius Hybrida, ums Konsulat. In dieser Zeit scheint auch Catilina die vorher losere Genossenschaft seiner Freunde in einen fester organisierten Bund, in eine Art von Verschwörung verwandelt zu haben. Unbestimmte Gerüchte von dem Bestehen dieser Verschwörung und ihren Zielen, ferner von der Annäherung Catilinas an Crassus und Cäsar drangen damals ins Publikum und erzeugten eine große Beunruhigung aller Besitzenden. Auch der Senat selbst konnte sich ernsten Besorgnissen nicht entziehen. Das Ergebnis dieser Stimmung war der Wunsch aller Freunde der Ordnung, das Staatsruder diesmal einem besonders tüchtigen und fähigen Manne anzuvertrauen, der das Staatsschiff über die drohenden Klippen sicher hinwegzusteuern vermochte. So vereinigten sich denn fast alle Männer der Ordnungsparteien seit langer Zeit wieder einmal zur Wahl eines „neuen Mannes" (homo novus), des wegen seiner Sittenreinheit und wegen seiner bedeutenden Fähigkeiten allgemein geachteten M. Tullius Cicero aus Arpinum.

M. Tullius Cicero.

M. Tullius Cicero war am 3. Januar 106 v. Chr. im Stadtgebiete von Arpinum im Volskerlande, unweit des herrlichen Liristhales geboren. Etwas stromaufwärts von Arpinum, da wo die kühlen, geschwätzigen Wasser des Fibrenus eine herrliche mit hohen Platanen bestandene Insel bilden und sich dann in den Liris ergießen, lag das Landgut seiner Vorfahren, wo auch er und sein Bruder Quintus geboren waren. Sein Vater gleichen Namens war ein Mann ritterlichen Standes, kränklich, den Wissenschaften zugethan; er leitete auch seine Söhne früh zu diesen Studien an und siedelte, wohl der besseren Ausbildung der Söhne halber, nach Rom über, wo er an den Carinen, in einem guten Stadtviertel, ein Haus erwarb. Der wichtigste Bildner des jungen, reich begabten Marcus wurde hier der Redner L. Licinius Crassus. Von der älteren römischen Litteratur studierte er besonders eifrig den Ennius, den Dichter Accius hat er noch persönlich gekannt. Auch dem Redner M. Antonius trat er näher. Vor allem aber studierte er griechische Litteratur und Rhetorik und übte sich früh in metrischen und prosaischen Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische. Ein in ihm liegendes feines Gefühl für sprachlichen Wohlklang und Sprachbildung wurde durch solche Übungen gestärkt. Die griechische Philosophie lernte er durch den Epikureer Phädrus, den Stoiker Diodotus und den Akademiker Philo kennen. In der Jurisprudenz unterrichtete ihn erst der Augur Scävola (Konsul 117 v. Chr.), dann der Pontifex maximus gleichen Namens (82 v. Chr. ermordet). Im Alter von 26 Jahren erregte er zum erstenmal Aufsehen bei seinen Zeitgenossen, als er den Sextus Roscius, einen schüchternen Landmann aus Ameria, gegen die schamlosen Intrigen des Chrysogonus, eines einflußreichen Günstlings des allmächtigen Sulla, verteidigte. Trotz der Vorsicht, mit der Sulla selbst in dieser Rede behandelt wird, riskierte Cicero doch durch den männlichen Freimut, mit dem er die Verbrechen des einflußreichen Günstlings darlegte, sein Leben. Aber Sulla zeigte sich hier nicht rachsüchtig. Die Jahre 79 und 78 v. Chr. verbrachte er zur Kräftigung seiner Gesundheit und zu seiner weiteren Ausbildung in Athen und Rhodus, wo er dem

Rhetor Molo und dem Stoiker Posidonius näher trat. Im Jahre 77 kehrte er nach Rom zurück und widmete sich der advokatorischen Praxis, wünschte aber auch die Staatskarriere, zu der ihn Ehrgeiz, hervorragende Befähigung und glühende Vaterlandsliebe in gleicher Weise drängten, zu ergreifen. Im Jahre 75 erlangte er die unterste Staffel der Ämterreihe, die Quästur.

In wie hohem Grade sich der junge Quästor durch einnehmendes Wesen und Redlichkeit die Herzen seiner Provinzialen in Sizilien erwarb, ist früher (S. 619) erzählt worden. Im Jahre 70 führte er den Monstreprozeß gegen C. Verres, der sich zu einer Anklage gegen das ganze herrschende Verwaltungssystem gestaltete. Im Jahre 69 bekleidete er die kurulische Ädilität, im Jahre 66 die Prätur. Unterdessen aber hatten sich auch mehr und mehr feste politische Ansichten bei ihm herausgebildet. Cicero war durch seine Herkunft auf die bürgerlich-demokratische Partei angewiesen und neigte sich ihr zu, sofern er die alles gesunde Staatsleben



291. M. Tullius Cicero. Marmorbüste im Museum zu Madrid.

einschnürenden Einrichtungen Sullas und die Mißwirtschaft der völlig exklusiven senatorischen Nobilität bekämpfte: darum hatte er das Aufsteigen des Pompejus zum Reichsfeldherrn gefördert und war selbst für die Verleihung einer außerordentlichen Machtfülle an diesen Mann aufgetreten (66, S. 624). Er schwärmte als Arpinate auch für die Großthaten seines berühmten Landsmannes Marius und wünschte die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes durchaus gewahrt zu sehen. Anderseits war ihm alles Demagogentum, die Aufreizung des hauptstädtischen Pöbels zur Begehrlichkeit verhaßt; deshalb verurteilte er, den aristokratischen Berichterstattern zuviel Glauben schenkend, die politische Thätigkeit der Gracchen und ihrer Nachfolger auf das Härteste.

Cicero als Staatsmann.

Er war demnach weder Demokrat noch Aristokrat, wenn man mit diesen Ausdrücken den Begriff eines weder rechts noch links vom Programme sich entfernenden Parteimannes verbindet. Er strebte vielmehr einen Ausgleich und Bund aller derjenigen noch gesunden Elemente an, die Ordnung und Sicherheit im Staate, zugleich aber die republikanische bürgerliche Freiheit erhalten wollten: Adel, Geldaristokratie und der neue italische Bürgerstand sollen nach seinem Ideal jeder seine wichtige Rolle im öffentlichen Leben spielen. Vom Adel verlangt Cicero, daß er durch

sittliche Lebensführung und Würde allem Volke voranleuchte und auch hervorragend begabte Elemente aus den andern beiden Ständen, die ihm das Volk durch Wahl zu den Ämtern präsentiere, willig in sich aufnehme: ein sittlicher und durch Ergänzung von unten auf geläuterter Adel soll dann im Senate die eigentliche Seele der republikanischen Verfassung bilden. Ihm steht der Ritterstand zur Seite, der die umfangreichen Finanzgeschäfte des Staates und zugleich den Großhandel besorgt, der Bürgerstand kommt bei den Wahlen und der Gesetzgebung zu Geltung und Einfluß. Alle drei Stände stellen gemeinsam die Geschworenen für die Gerichte.

So war Cicero der reinste und bedeutendste Vertreter der schon früher (S. 622) charakterisierten „Interessengemeinschaft der Stände" (concordia ordinum). Aber er war nicht blind gegen die tiefen Schäden seiner Zeit. Die zuchtlose Volksmenge der „infima plebs" in Rom verlangte manchmal statt des vielköpfigen Senats die starke Faust eines Einzigen über sich, die Größe des Reiches und die Bedrohung seiner Grenzen verlangte manchmal eine starke Militärgewalt unter einem mit längerem und umfassenderem Kommando ausgestatteten Reichsfeldherrn. Die Forderung, daß einmal ein einziger hervorragender Mann, sei es durch seine Geltung in der Regierung, sei es durch Waffengewalt in den Provinzen, eine Art von monarchischer Spitze der Republik darstelle, erkannte Cicero im Laufe seines politischen Lebens immer mehr als unabweisbar. Sein Ideal eines derart hervorragenden Staatsmannes fand er vor allem in Scipio Ämilianus und bei der Eitelkeit, von der er nicht freizusprechen ist, zeitweise auch in sich selbst; als Reichsfeldherr erschien ihm Pompejus, später auch Cäsar. Somit näherte er sich mehr und mehr dem Konstitutionalismus, wie ihn theoretisch zuerst der Grieche Polybius ausgebildet hatte (s. S. 524). In seinem Werke über den Staat, das er bei seiner Abreise nach Cilicien 51 v. Chr. (S. 649 f.) seinen Landsleuten als eine Art politischen Testamentes hinterlassen hat, erklärt Cicero die Verfassung für die beste, die aus allen drei Grundformen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischt ist. „Denn es ist gut, wenn an der Spitze des Staates etwas dem Königtum Ähnliches (regale quiddam) steht, wenn ein andrer Teil des Einflusses dem Adel eingeräumt ist, gewisse Dinge aber auch dem Willen und dem Urteil des Volkes unterstellt sind. Diese Verfassung (constitutio) führt ein Maß der Gleichheit herbei, dessen freie Bürger auf längere Zeit nicht entbehren können, und trägt darin die Bürgschaft ihres Bestehens."

Sein politisches Programm, der Konstitutionalismus, ließ sich, wie die Geschichte gezeigt hat, damals im römischen Staate nicht verwirklichen, da die Korruption schon viel zu weit vorgeschritten war. Vielmehr drängte alles zur Militärdiktatur, zum Cäsarismus hin. Außerdem war auch Cicero nicht der willensstarke Staatsmann, der dieses Programm hätte durchführen können. Man muß allerdings anerkennen, daß er sowohl als Konsul (63) wie auch später als Prokonsul in der selbstlosen und unbestechlichen Verwaltung Ciliciens (51) ein treffliches Vorbild vorzüglicher Amtsverwaltung geschaffen hat; aber im übrigen wirkte er für seine Ideale doch weniger durch Thaten als durch seine von edler Humanität und von griechischer Weltanschauung durchwehten Staats- und philosophischen Schriften. Mit solchen sanfteren Mitteln aber ließ sich in jener Zeit der rücksichtslosesten Selbstsucht und Interessenpolitik kein neues politisches System verwirklichen. So brachte er die concordia ordinum nur auf kurze Zeit unter dem Drucke der Angst vor der Verschwörung Catilinas zusammen; im übrigen stand er meist zwischen oder über den streitenden Parteien. Dieser Umstand wurde für sein Leben und für seine Beurteilung verhängnisvoll: denn alle Parteien rechneten auf ihn und schalten ihn, wenn er ihnen nicht zu Willen war, einen Abtrünnigen. Noch übler hat ihn die neuere Geschichtschreibung, besonders nach dem Vorgange von Drumann und Mommsen, behandelt. Aber mit Unrecht. Denn er ist seinem politischen Ideale, obwohl er äußerlich unter dem Drucke der Verhältnisse manche Schwankung durchgemacht hat, nie abtrünnig geworden und ist auch nicht müde geworden, Freiheit und Recht seiner Mitbürger gegen die immer drohender auftretende Militärdiktatur freimütig zu verteidigen, und endlich hat er den Glauben an seine Ideale mit seinem Blute besiegelt (S. 679 f.).

Ciceros Konsulat.

Gleich beim Antritte des Konsulats sah sich Cicero vor eine für ihn und den Staat folgenschwere Entscheidung gestellt. Einer der Tribunen, die am 10. Dezember 64 v. Chr. angetreten waren, Servilius Rullus, hatte im Auftrage der demagogischen Partei, deren geistiges Haupt damals bereits C. Julius Cäsar (s. S. 634) war, sofort ein umfassendes Ackergesetz promulgiert, kraft dessen die letzten Domänen des Staates in Kampanien zu gunsten armer Bürger parzelliert, außerdem aber zum Ankaufe anderen Kolonialandes in Italien alle Domänen im Osten veräußert werden sollten; demselben Zwecke sollten auch die Erträgnisse aller neuen von Pompejus eingerichteten Provinzen, der Erlös der ganzen Beute, also nahezu das ganze Staatsvermögen dienen. Man darf diesen Antrag keineswegs auf dieselbe Stufe stellen mit den scheinbar ähnlichen Gesetzen der Gracchen — der Antragsteller und seine Hintermänner wußten ganz genau, daß sich die Hefe des Volks in Rom nicht mehr in Bauern verwandeln ließ, sondern es war lediglich ein Parteimanöver, um die seit Sulla erstarrte

Demagogie zu gunsten des ehrgeizigen Cäsar wieder in Fluß zu bringen. Die Ackerverteilung sollte einem Kollegium von zehn Männern anvertraut werden, die, mit fünfjähriger Amtsdauer ausgerüstet, der außerordentlichen Gewalt des Pompejus die Spitze bieten könnten. Das Gesetz war zunächst bei dem Volke, besonders bei den unteren Schichten populär. Aber Cicero sprach gleich am 1. Januar 63 v. Chr. im Senate und bald darauf auch vor dem Volke gegen das Gesetz, legte dar, daß es nicht dem wahren Heile des Bürgerstandes, sondern dem Vorteil ehrgeiziger Männer diene, und stellte es als sein Programm hin, die wahre Fürsorge für das Volk mit der Fürsorge für das Ansehen des Senats zu vereinen. Ciceros Reden gegen das Ackergesetz machten sowohl im Senate wie vor dem Volke tiefen Eindruck: darauf ließen die Demagogen den Gesetzvorschlag fallen. Nunmehr versuchten die Demagogen, nachträglich das gegen Apulejus Saturninus (s. S. 598) eingeleitete Verfahren und damit die ganze Kompetenz des Senatus consultum ultimum (s. S. 611) für ungesetzlich zu erklären. Aber Cicero brachte diese Versuche in dem Prozesse des wegen Teilnahme an der Ermordung des Saturninus angeklagten Rabirius zu Fall, indem er diesen siegreich verteidigte und dadurch das Verfahren gegen Catilina und seine Genossen vorbereitete. Er gewann auch seinen Mitkonsul, den ursprünglich den Catilinariern nahestehenden Antonius, dadurch für die Ordnungspartei, daß er ihm die reiche Provinz Makedonien abtrat, deren Verwaltung nach dem Konsulatsjahre eigentlich Cicero zukam.

Catilina trat unterdessen als Bewerber um das Konsulat für 62 v. Chr. auf und beschloß, da ihm Cicero überall hinderlich war, dessen Ermordung am Tage der Konsulwahl. Aber Cicero war von allen seinen Plänen durch Fulvia, die Geliebte des Mitverschworenen Q. Curius, unterrichtet und gewann damals in der Person des designierten Volkstribunen M. Porcius Cato, eines Urenkels des alten Cato Censorius, einen Bundesgenossen.

M. Porcius Cato war 95 v. Chr. geboren. Er diente als Soldat im Kriege gegen Spartacus und als Kriegstribun im Jahre 67 in Makedonien. Bei einer Urlaubsreise nach Pergamum besuchte er den Stoiker Athenodorus und wurde von ihm tiefer in die Stoische Lehre eingeführt. Athenodorus begleitete ihn auch später nach Rom. Seitdem hat Cato am getreuesten von den vornehmen Römern seiner Zeit sein ganzes Leben nach den Grundsätzen der Stoa eingerichtet. Dabei war er Republikaner durch und durch; er unterschied sich darin von Cicero, daß er den zur Monarchie drängenden Tendenzen seiner Zeit nicht die geringste Konzession machte. Während es dem Cato selbst sowohl mit der Republik als auch mit der Stoa heiliger Ernst war, sank der Republikanismus und Stoizismus seiner Nachtreter zur bloßen Modesache und dadurch zur Karikatur herab: die Übereinstimmung zwischen Leben und Lehre fehlte der folgenden Generation gänzlich (s. S. 650; 669 f.).

M. Porcius Cato der Jüngere.

Bei einer zweiten Reise nach Asien im Jahre 64 v. Chr. nahm Cato an dem unrepublikanischen, königlichen Auftreten des Pompejus Anstoß. Als er aber nach der Heimkehr erfuhr, daß Pompejus den Q. Metellus Nepos nach Rom geschickt habe, damit er sich für 62 zum Volkstribunen wählen lasse, beschloß Cato, dasselbe zu thun und dem Sendling des Tyrannen die Spitze zu bieten.

An dem Wahltage, der eben wegen des beabsichtigten Attentates in den Oktober verschoben worden war, erschien Cicero gepanzert und mit einem Gefolge bewaffneter Freunde: Catilina fiel durch, zu Konsuln für 62 v. Chr. wurden Junius Silanus und Licinius Murena gewählt.

Die Entlarvung der Catilinarischen Verschwörung.

Catilina beschritt nunmehr den Weg offener Gewalt. Am 27. Oktober, als am ersten Tage der von Sulla gestifteten Siegesspiele, sollte der ehemalige Hauptmann C. Manlius in Etrurien die Fahne des Aufruhrs entfalten, am 28. Oktober sollte in Rom selbst ein großes Blutbad die Senatspartei vernichten. Gleichzeitig sollte ein gewisser Septimius in Picenum, ein C. Julius in Apulien die Erhebung der dort angesiedelten Sullanischen Veteranen bewirken. Aber Cicero, auch hiervon in Kenntnis gesetzt, setzte am 21. Oktober im Senate das Consultum ultimum durch, durch das über Rom der Belagerungszustand verhängt wurde, und ließ die Stadt durch bewaffnete Bürger bewachen. Die Maßregeln wurden verschärft, als Ende Oktober die Nachricht

von der Schilderhebung des Manlius nach Rom kam; auch wurden Q. Marcius Rex und Q. Metellus Creticus, die mit Truppen vor der Stadt standen, nach Fäsulä und Apulien, zwei Prätoren aber nach Capua und Picenum beordert. Catilina hatte die Stirn, auch jetzt noch sich in Rom zu zeigen, als ob nichts gegen ihn vorläge, und als ihn der junge L. Ämilius Paulus anklagen wollte, begab er sich freiwillig zur Haft in das Haus des M. Metellus. Das hinderte ihn aber nicht, in der Nacht vom 6. zum 7. November die Häupter der Verschworenen in das Haus des Senators M. Porcius Läca zu berufen und dort die Rollen zu verteilen. Er selbst wollte ins Lager des Manlius abgehen und dessen Scharen gegen Rom heranführen. Wenn das geschehen sei, sollten die in der Stadt zurückgebliebenen Verschworenen diese an zwölf Stellen anzünden und ihm in der Verwirrung, die der Brand heraufführen werde, die Thore öffnen. Den Auftrag, den Konsul Cicero bei der üblichen Begrüßung am Morgen (salutatio) in seinem Hause zu ermorden, übernahmen zwei römische Ritter. Aber als diese am Morgen des 8. November an seine Hausthür pochten, sahen sie sich abgewiesen. Noch am Abende dieses Tages berief Cicero den Senat in den Tempel des Jupiter Stator am Palatin, der von Rittern und Bürgern bewacht wurde. Auch Catilina erschien, von den Wachen mit Murren empfangen; als er sich auf seinen Platz niedersetzte, wurden um ihn alle Sitzreihen leer, und Cicero sprach in höchster Erregung gegen ihn die erste der sogenannten Catilinarischen Reden. Vergebens versuchte Catilina sich dem homo novus gegenüber bei seinen Standesgenossen auf seinen alten Adel zu berufen, die ganze Versammlung rief ihm hostis, parricida („Feind und Mörder des Vaterlandes") entgegen. Noch in derselben Nacht verließ er die Stadt und stellte sich, als ginge er freiwillig ins Exil nach Massilia. In Wahrheit aber erschien er wenige Tage darauf mit den Abzeichen des Konsuls im Lager des Manlius. Daraufhin erklärte der Senat den Catilina und Manlius in die Acht.

Die Vernichtung der Verschwörer.

Aber noch immer fehlte es an Beweisen für die Schuld der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen, die nunmehr für den 19. Dezember ein großes Blutbad in Rom planten. Auch diese Beweise verschaffte Ciceros Umsicht. Mit den gerade in Rom weilenden Gesandten der gallischen Allobroger hatten Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius hochverräterische Verbindungen angeknüpft, um die gute Reiterei dieses Stammes gegen Verheißungen aller Art für die Sache der Verschwörung zu gewinnen. Diese Gesandten spielten durch Vermittelung ihres Patrons Q. Fabius Sanga ein doppeltes Spiel; sie ließen einerseits den Konsul die ganze Angelegenheit wissen und ließen sich anderseits von den genannten Verschworenen Briefe an ihre Volkshäupter mit eigenhändigen Unterschriften geben. Dann reisten sie zum Scheine in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember ab, wurden aber an der mulvischen Brücke durch Truppen Ciceros gefangen genommen und am Morgen des 3. Dezember mit allen ihren Schriftstücken in den Senat gebracht, der im Tempel der Concordia versammelt war. Die vier genannten Verschworenen wurden nun verhaftet, ihrer Schuld überführt und angesehenen Männern zum Gewahrsam übergeben. Aber die Klienten des Lentulus und Cethegus suchten zur gewaltsamen Befreiung ihrer Patrone einen Volksaufstand zu erregen; da berief Cicero am 5. Dezember von neuem den Senat, damit er über das Schicksal der Schuldigen entscheide. Der zuerst gefragte designierte Konsul Silanus stimmte für die Todesstrafe, ebenso die Konsulare. Aber der designierte Prätor C. Julius Cäsar erklärte entsprechend der Stellung, die er zu dieser Rechtsfrage im Prozeß des Rabirius (s. S. 631) eingenommen hatte, die Hinrichtung für ungesetzlich und beantragte, nur das Vermögen der Gefangenen einzuziehen, sie selbst aber einigen Munizipien zur Gefangenhaltung zu überweisen, damit nicht später das Volk für das vergossene Blut Rechenschaft fordere. Danach wurden viele der

Abstimmenden schwankend, manche baten auch den Konsul Cicero, für seine künftige Sicherheit bedacht zu sein. Da ergriff Cicero selbst das Wort und bat, auf seine Person keine Rücksicht zu nehmen, und deutete an, daß er selbst dem strengeren Votum zugethan sei. Auf seine Seite trat mit Entschiedenheit der designierte Tribun Cato. In längerer Rede faßte er den Vorschlag Cäsars als das, was er war, nämlich als das Ergebnis einer laxen Beurteilung der furchtbarsten Verbrechen und als schlecht verhüllten Versuch, den Verschwörern, die natürlich mit leichter Mühe aus den Landstädten befreit werden konnten, doch noch zum Siege zu verhelfen. Am Schlusse seiner Rede erneuerte er den Antrag, an den überführten Verbrechern nach dem Herkommen der Väter die Todesstrafe zu vollziehen. Sein Votum ging durch: noch in derselben Nacht wurden die vier Gefangenen und dazu noch ein nachträglich eingelieferter im Karzer Tullianum im Beisein des Konsuls erdrosselt.

Es kann — trotz Mommsens gegenteiliger Darstellung — kein Zweifel darüber bestehen, daß diese Verbrecher nicht nur nach göttlichem, sondern auch nach menschlichem, formellem Rechte gerichtet worden sind. Denn das Senatus consultum ultimum hob jede Provokation an das Volk auf (s. S. 587; 631). Das Verdienst, den Senat aus seiner schwächlichen Haltung gegenüber der selbstsüchtigen Scheinhumanität der Demagogen und Anarchisten aufgerüttelt zu haben, gebührt dem Cicero und dem Cato.

Das Votum vom 5. Dezember 63 v. Chr. konnte für die Zukunft des römischen Staates von der größten Tragweite sein: die concordia ordinum hatte über den Ehrgeiz der Demagogen den Sieg davongetragen; es hatte sich gezeigt, daß der Senat unter tüchtiger Leitung mit den vorhandenen verfassungsmäßigen Mitteln ohne die Beihilfe eines Generalissimus eine weitverzweigte Anarchistenverschwörung überwältigen konnte. Catilina selbst fiel mit den Seinen im Anfang des Jahres 62 v. Chr. im Verzweiflungskampfe bei Pistoria.

Ciceros Selbstgefühl und die gesteigerte Macht des Senates.

Ciceros Selbstgefühl war nach alledem nicht unberechtigt, wenn es auch manchmal in einer uns fremdartig anmutenden, noch dazu durch eine gewisse Eitelkeit gesteigerten südländischen Form zum Ausdruck kam. Charakteristisch für seine und des Senates selbstbewußte Stimmung in dieser Zeit ist sein Brief an Pompejus, als dieser, im Hochgefühl seiner Kriegsthaten und Erfolge im Osten, den offiziellen Bericht über die Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung in seiner Antwort mit Geringschätzung abgethan oder gar mit Stillschweigen übergangen hatte.

Dieser Brief, der uns unter Ciceros Freundesbriefen erhalten ist, ist im April 62 v. Chr. in Rom geschrieben und lautet: „M. Tullius Cicero, des Marcus Sohn, an Gn. Pompejus, des Gnäus Sohn, den Großen, Imperator. Wenn es Dir und dem Heere gut geht, so steht es wohl. Dein offizieller Bericht hat mir und allen andern große Freude bereitet. Denn Du hast uns darin so große Aussichten auf Frieden und Ruhe offenbart, wie ich sie immer jedermann im Vertrauen auf Dich versprochen habe. Wisse aber auch, daß Dein Brief Deinen alten Feinden, die sich neuerdings als Deine Freunde gebärden (gemeint ist namentlich Cäsar), einen großen Schlag versetzt hat, und daß sie sich um eine große Hoffnung betrogen sehen. Dein Privatbrief an mich verriet zwar wenig von der Neigung, die Du sonst zu mir hegtest, dennoch aber ist auch er mir angenehm gewesen. Denn das schönste Vergnügen gewährt mir immer das Bewußtsein, andern Dienste geleistet zu haben. Werden diese Dienste auch einmal von der andern Seite nicht erwidert, so bin ich gern damit einverstanden, daß mein Konto einen Überschuß zeigt. Und sollten meine großen Bemühungen auch nicht ein entsprechend festes Band zwischen uns gewoben haben, so wird uns jedenfalls die Fürsorge für das Staatswohl immer fester verbinden und verknüpfen. Damit Du aber nicht im unklaren darüber sein kannst, was ich eigentlich in Deinen Briefen vermißt habe, so will ich es Dir offen schreiben, wie es meine Natur und die zwischen uns bestehende Freundschaft fordert: ich habe Thaten gethan, zu denen ich sowohl um unsrer Freundschaft als auch um des Staates willen irgend welchen Glückwunsch in Deinen Briefen erwarten mußte. Du hast diesen Glückwunsch unterlassen, vermutlich um niemand zu verletzen. Aber wisse, daß das, was ich für das Wohl des Vaterlandes unternommen habe, bei aller Welt ungeteilte Anerkennung findet. Wenn Du erst da bist, so wirst Du sehen, daß ich mit solcher Umsicht und Seelengröße gehandelt habe, daß Du, wenn Deine Thaten die des Scipio Africanus fast noch in den Schatten stellen, es Dir gefallen lassen wirst, wenn ich Dir etwa in der Stellung eines Lälius im Staatsleben wie in der Freundschaft zur Seite trete."

Das erste Triumvirat und das Konsulat des C. Julius Cäsar.

Die Bestrebungen der Feinde des Senates.

Nach Ciceros Konsulat richtete sich der Kampf der Männer, die nach der Alleinherrschaft strebten, besonders gegen die mühsam hergestellte „Eintracht der Stände" und gegen die neu erstarkte Autorität des Senates. Erst wenn die besseren und wohlhabenderen Bürger wieder untereinander haderten, namentlich wenn die Optimaten wieder mit dem Ritterstande und dem besitzenden Bürgerstande in bitterer Feindschaft lebten und wenn das Ansehen und die Regierungsgewalt des Senates wieder beseitigt war, konnten die Hoffnungen dieser Ehrgeizigen zur Erfüllung reifen. Sie erreichten schließlich dieses Ziel durch Verhetzung der Stände untereinander, durch gewaltsame Störung der Ruhe und des Friedens, vor allem aber dadurch, daß sie, obgleich jeder für sich im stillen die Krone begehrte, doch zeitweise zusammentraten und so eine dem Senate überlegene Gegenregierung herstellten.

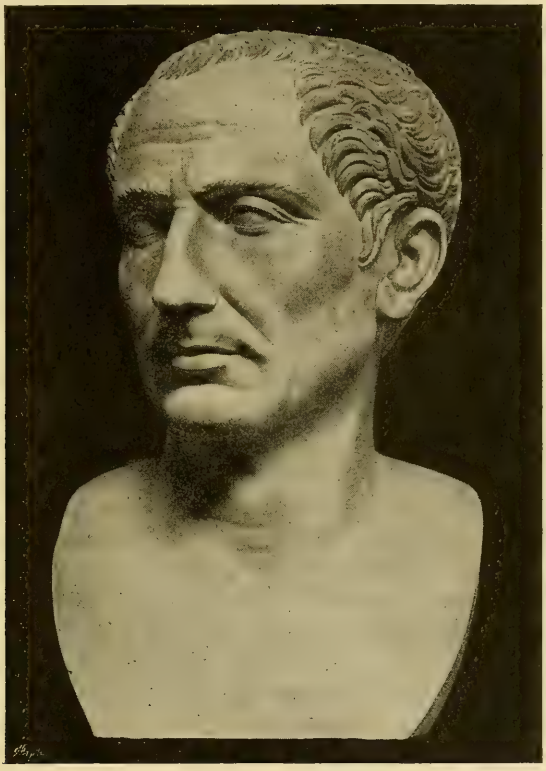
C. Julius Cäsar.

Zu den Männern, die damals über dem alternden Staatswesen ihre Alleinherrschaft aufzurichten gedachten, gehörten außer Crassus und Pompejus insbesondere C. Julius Cäsar (s. S. 628 f.). Ihm war es schließlich vergönnt, durch eine seltene Vereinigung großartiger Gaben des Geistes und des Körpers mit einer Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit ohne gleichen, die sich besonders in der Wahl seiner Mittel offenbarte, alle Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen.

Gaius Julius Cäsar war am 12. Juli 100 v. Chr. geboren. Er stammte aus altpatrizischem Geschlechte, das schon im ersten Jahrhundert der Republik Konsuln gestellt hatte, und leitete nach der Sitte der Zeit seinen Ursprung auf einen trojanischen Helden und zwar auf Äneas selbst zurück. Julus, der Sohn des Äneas, wurde damals der trojanischen Sage einverleibt als Stammvater des Julischen Geschlechtes. Cäsar war ein Neffe des C. Marius (s. S. 591) und wuchs in den Traditionen der marianischen Politik heran. Er galt daher von früh auf als der prädestinierte Führer der Volkspartei; schon im Jahre 87 bestimmte ihn der alte Marius zum Opferanzünder des Zeus (flamen Dialis). Mit 17 Jahren heiratete Cäsar die Tochter des Cinna (s. S. 606) und war auch durch Sullas Machtspruch (82) nicht zu bewegen, sie zu verstoßen. So wurde er geächtet und nur durch die Fürbitte der Vestalinnen und angesehener Verwandten vor der Hinrichtung gerettet. Grollend äußerte Sulla dabei, in diesem schlecht gegürteten Knaben stecke mehr als ein Marius. Cäsar ging nach Asien und that Kriegsdienste; bei der Erstürmung von Mitylene (80) erhielt er die Bürgerkrone. Nach Sullas Tod suchte er als Ankläger vornehmer Männer Aufsehen zu erregen, unternahm aber zwischen 76 und 73 eine zweite Studienreise nach Asien, besonders um den Rhetor Molo in Rhodus zu hören. Noch während seiner Abwesenheit wurde er zum Pontifex gewählt. Seit dem Jahre 73 suchte er in Rom durch Spenden seinen Einfluß beim Volke zu steigern und arbeitete mit an der Wiederherstellung des Tribunats (70). Im Jahre 68 war er als Quästor im jenseitigen Spanien. Die Legende wußte zu berichten, daß er, als seine Begleiter beim Passieren eines elenden Pyrenäendorfes in dem Gedanken seufzten, unter Umständen in einer solchen Einöde leben zu müssen, geäußert habe: „Lieber will ich hier der erste als in Rom der zweite sein." 67 heiratete er nach dem Tode der Cornelia eine Verwandte des Pompejus; um diese Zeit übernahm er die wichtige Stellung eines Kurators über die Appische Straße, auf deren Verbesserung er große Summen verwendete. Im Jahre 65 erregte er als Ädil von neuem Aufsehen durch die Pracht seiner Bauten und Spiele, bei denen er 320 Paare von Fechtern in silbernen Rüstungen auftreten ließ. Er erneuerte aber auch das Andenken des Marius, indem er seine zertrümmerte Bildsäule und seine Siegeszeichen auf dem Kapitol wiederherstellte. Ob und wie weit er an der Verschwörung des Catilina beteiligt war, wissen wir nicht genau; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er die Pläne Catilinas, soweit sie gegen den Senat gerichtet waren, begünstigte, ohne sich indes durch eine persönliche Verbindung mit dem tiefgesunkenen Manne schwerer zu kompromittieren. Cäsars erster Versuch, sich mit Hilfe des Servilischen Ackergesetzes eine selbständige Stellung neben Pompejus zu erringen, mißglückte (s. S. 630). Doch wurde er in demselben Jahre (63) vom Volke zu dem wichtigen Amte des Oberpriesters (pontifex maximus), für das Jahr 62 aber zum Prätor gewählt.

Die Natur hatte diesen Mann geradezu verschwenderisch mit ihren Gaben ausgestattet. Auf einem schönen, ebenmäßigen, schlanken Körper, der gleich ausdauernd war im Genuß wie in der Arbeit, thronte ein feingeformter Kopf mit kühner Adlernase und schwarzen leuchtenden Augen, aus denen durchdringende Klarheit des Verstandes, unbezähmbare Willenskraft und ein hoher Schwung der Ideen zu sprechen schien. Eine unverwüstliche, siegesgewisse Heiterkeit verklärte die edlen Züge, auf denen auch der bis zur Hefe geleerte Becher der Sinnenlust keine

Spur hinterlassen hatte. Unnachahmliche Liebenswürdigkeit der Rede und der Umgangsformen, der selbst seine Gegner nicht widerstehen konnten, zog alle bedeutenderen Zeitgenossen in seinen Zauberkreis und machte sie auf kürzere oder längere Zeit zu Dienern seines Willens. Und welch eine Fülle geistiger Fähigkeiten war in dieser genialen Seele vereinigt: er wurde späterhin nicht nur der erste Feldherr seiner Zeit, ein bedeutender Staatsmann und weitschauender Gesetzgeber, sondern vermochte ebensogut als Rechtsgelehrter, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Sprachforscher, Mathematiker und Baumeister die meisten, die mit ihm um die Palme rangen, in den Schatten zu stellen. Freilich bei so starkem Lichte war auch starker Schatten. Er war verschwenderisch bis weit über die Grenze des gewöhnlichen Leichtsinnes hinaus, er war eitel bis zum Geckenhaften, und wie sein rastloser, tiefer Geist nur in den schwierigsten Kombinationen sein Genügen fand, so begehrte und forderte er auch für sich das höchste Maß sinnlicher Lust.



292. Gaius Julius Cäsar.
Marmorbüste im Nationalmuseum zu Neapel.

Zu den schönsten und vornehmsten Frauen Roms hob er das kecke Auge lüstern empor und verstrickte sie in seine Liebeshändel, eine Kleopatra war ihm gerade gut genug, und die Göttin Venus war der Leitstern seines Lebens. Aber darin unterschied er sich nicht so sehr von seinen Zeitgenossen: höchster Sinnengenuß war die Losung jenes Geschlechts. Empfindlicher stört unsre Bewunderung des genialen Mannes ein auffälliger Mangel an Gewissen und ebenso sehr der maßlose Ehrgeiz, der ihn vorwärts treibt, und die unverhüllte Selbstsucht, die ihn, ohne daß er dabei kleinlich gewesen wäre, doch immer und überall in allem, was er unternahm, den persönlichen Vorteil verfolgen ließ.

Cäsar nähert sich dem Pompejus.

Der Mißerfolg, den Cäsar bei der Einbringung des Serviliſchen Ackergesetzes erlitten hatte, und die Verdächtigungen, denen er, ebenso wie Crassus, nach dem Scheitern der Catilinarischen Verschwörung ausgesetzt war, nötigten ihn wieder zu engerem Anschlusse an Pompejus. Dieser hatte, um schon vor seiner Rückkehr aus Asien seine Herrschaft über den Senat und den gesamten Staat wirksam vorzubereiten, eine seiner Kreaturen, den Q. Cäcilius Metellus Nepos nach Rom geschickt und seine Wahl zum Volks-

tribunen für 62 bewirkt (S. 631). Metellus Nepos griff bereits am 1. Januar 62 das Verfahren Ciceros gegen die Catilinarier heftig an, und Cäsar promulgierte an demselben Tage als Prätor ein Gesetz, das dem Pompejus das Ehrenamt der Aufsicht über die Wiederherstellung des Kapitols übertrug. Wenige Tage später beantragte Metellus Nepos, nachdem sein früherer Vorschlag, daß dem abwesenden Pompejus die Bewerbung ums Konsulat für 61 gestattet werden sollte, verworfen war, daß Pompejus zur Niederwerfung des damals noch unbesiegten Catilina mit seiner Armee nach Italien gerufen werde. Die Annahme des gefährlichen Antrages wurde durch die Interzession des Tribunen Cato vereitelt, aber dabei ging es so tumultuarisch her, daß der Senat das Consultum ultimum faßte, und Cäsars Haltung war dabei derartig, daß ihn der Senat zeitweise in der Ausübung seiner Prätur hinderte.

Widerstand des Senates gegen Pompejus.

Als Pompejus von diesen Vorkommnissen hörte, beschloß er, den Anschein der drohenden Militärdiktatur völlig zu meiden und nicht wie ein zweiter Sulla, sondern unter der Maske eines guten Republikaners in Rom einzuziehen. Er hoffte, daß ihm alsdann Senat und Volk freiwillig die dominierende Stellung im Staate einräumen würden. Er entließ also gegen Ende 62 zu Brundisium sein Heer und kam im Januar 61 in die Nähe Roms. Aber es gelang ihm, obwohl er völlig loyal auftrat, weder in diesem noch im folgenden Jahre die Bestätigung seiner in Asien getroffenen Anordnungen, noch ein Ackergesetz für seine Veteranen durchzusetzen. Nur die Abhaltung des Triumphes wurde ihm bewilligt, den er Ende September 61 mit großer Pracht feierte.

Auflösung der concordia ordinum

Anderseits vollzog sich auch damals bereits die gründliche Trennung der zum Schutze der Verfassung verbündeten Stände. Ein vornehmer Wüstling, P. Clodius (Claudius) Pulcher, der mit Pompeja, der Gattin Cäsars, ein strafbares Verhältnis unterhielt, hatte sich, um mit ihr zusammenzukommen, am 5. Dezember 62 zur Feier des Festes der Bona dea, der nur Frauen beiwohnen durften, in Frauenkleidern ins Haus des Pontifex Maximus Cäsar eingeschlichen, war aber von dessen Mutter ertappt worden. Trotz offenkundiger Beweise war dieser Clodius durch die bestochenen Richter von der Anklage des Inceste freigesprochen worden. Als nun Cato voll gerechter Entrüstung eine Untersuchung über diese Bestechungen verlangte, fühlten sich die Ritter beleidigt; und als gar Cato ihr Gesuch um teilweisen Erlaß der Pachtsumme für die infolge des Krieges weniger einträglichen asiatischen Steuern im Senate zur Ablehnung brachte, da war es mit der concordia ordinum trotz aller Bemühungen Ciceros, den Riß zu heilen, vorüber. —

Das erste Triumvirat.

Aus allen diesen Verhältnissen entstand eine äußerst verworrene Situation, die niemand klüger zu benutzen verstand als Cäsar. Er hatte im Jahre 61 das jenseitige Spanien verwaltet und dabei gerade genug kriegerische Lorbeeren geerntet, um das Verlangen nach dem Triumphe zu rechtfertigen, vor allem aber soviel Geld zusammengerafft, daß er nicht nur seine 60 Millionen Sesterzen (12 Millionen Mark) Schulden, für die Crassus gutgesagt hatte, bezahlen konnte, sondern auch als reicher Mann nach Rom zurückgekehrt war. Die Rücksicht auf seinen Triumph verbot ihm, die Stadt zum Zwecke der Bewerbung ums Konsulat zu betreten; als aber sein Dispensationsgesuch durch Catos Haltung Gefahr lief, abschlägig beschieden zu werden, ließ Cäsar rasch entschlossen Imperium und Triumph fahren und bewarb sich in Rom persönlich ums Konsulat. Er wurde mit Unterstützung des Ritter- und Bürgerstandes gewählt, und die Optimaten hatten Mühe, neben ihm wenigstens einen Mann aus ihren Reihen, den schwachen M. Bibulus, der mit Cäsar persönlich verfeindet war, ins Konsulat zu bringen. Als designierter Konsul war Cäsar mächtig genug, dem damals durch den Widerstand des Senates gegen seine Forderungen in arge Verlegenheiten geratenen

Pompejus die Hand zum Bunde zu reichen: denn Cäsar hatte als Konsul des Jahres 59 voraussichtlich die Macht und sicherlich das Geschick, die Ansprüche des Pompejus auf gesetzlichem Wege zu befriedigen. Cäsar versöhnte nun auch den Crassus mit Pompejus, und so schlossen denn in Pompejus der Ruhm, in Crassus der Reichtum und in Cäsar das Genie einen Bund miteinander zur gemeinsamen Beherrschung des Staates. Man nennt diesen Bund das erste Triumvirat; aber das war keineswegs ein staatsrechtlich anerkannter Name, sondern der Bund bestand insgeheim und wurde erst an seinen Wirkungen als bestehend erkannt. Er beschleunigte den Untergang der Republik, den, falls die Machthaber einig blieben, weder Ciceros guter Wille noch Catos Unbeugsamkeit verhüten konnten.

Cäsars erstes Konsulat (59 v. Chr.).

Cäsar zeigte, nachdem er als Konsul endlich in den Besitz des längst ersehnten Einflusses gekommen war, dem Senate gegenüber eine Mäßigung und seinen Bundesgenossen gegenüber eine Gewissenhaftigkeit und Treue, die seiner politischen Klugheit Ehre machte. Er versuchte — allerdings vergeblich — sich mit seinem Kollegen Bibulus zu versöhnen und legte seinen Entwurf zu einem Ackergesetz zunächst dem Senate vor, um ihn dafür zu gewinnen. Das Gesetz war in erster Linie dazu bestimmt, die Veteranen des Pompejus mit Land zu versorgen, und vermied alles, was dem Senat anstößig sein konnte. So war z. B. von einer Verteilung des kampanischen Landes, der letzten italischen Domäne, nicht die Rede, sondern das Ackerland sollte von dem Ertrage der Beute des Pompejus und den Steuern der neuen Provinzen angekauft werden. Die Ausführung der Kolonien sollte Zwanzigmännern anheimgegeben werden, doch verzichtete Cäsar selbst darauf, dieser Kommission anzugehören. Trotzdem war das nach seiner früheren Haltung nicht unberechtigte Mißtrauen gegen Cäsar im Senate so groß, daß man nur mit Widerwillen an eine Beratung des Gegenstandes heranging. Eine Beschlußfassung suchte Cato durch eine nicht endende Rede zu verhindern; Cäsar ließ ihn deshalb kraft seines konsularischen Rechtes aus dem Senat ins Gefängnis führen, aber da verließ auch ein großer Teil der Senatoren das Haus, und einer der Optimaten — M. Petrejus — erklärte, er wolle lieber mit Cato im Gefängnisse als mit Cäsar in der Kurie sein. So blieb dem Cäsar nichts übrig, als auf die Mitwirkung des Senats bei der Durchführung seiner Gesetze zu verzichten. Da versuchte Bibulus, überhaupt die Abhaltung von Komitien zu hindern, indem er vorgab, er habe täglich üble Vorzeichen am Himmel beobachtet. Eine Zeitlang ließ sich Cäsar diesen Mißbrauch der Religion gefallen, dann erklärte er, obwohl er Oberpriester war, er werde sich um die beobachteten Vorzeichen überhaupt nicht kümmern, und versammelte das Volk. Bibulus erschien auch in der Versammlung, um die Abstimmung zu hindern, aber die zahlreich anwesenden Veteranen stießen ihn von der Tribüne, zerbrachen seinen Liktoren die Fasces und schlugen auch den Cato und die Volkstribunen, die ihn begleiteten. Das Gesetz ging durch, Bibulus aber hielt sich seitdem das ganze Jahr zu Hause und begnügte sich, die üblen Vorzeichen zu vermerken, die der Rechtsgültigkeit der ferneren Gesetze Cäsars entgegenstehen sollten. Deshalb sagte man spottweise, im Jahre 59 (v. Chr.) seien Gaius und Julius Konsuln gewesen.

Als sich Cäsar hierdurch von der Rücksicht auf den Senat entbunden sah, ließ er durch ein zweites Ackergesetz auch die kampanischen Domänen unter arme Bürger und Soldaten des Pompejus verteilen; dabei wurden diejenigen bevorzugt, die drei oder mehr Kinder hatten. Auch begann er jetzt bereits, in den Transpadanern eine Stütze seiner Macht zu suchen, indem er 5000 Kolonisten mit latinischem Rechte nach Comum (Como) führen ließ und diesen sowie allen Transpadanern das volle Bürgerrecht in Aussicht stellte. Ferner beendete er den langen Streit über die Anordnungen des Pompejus in Asien durch ein Gesetz, welches diese bestätigte (lex Julia

de actis Pompei). Dadurch erwarb er sich großen Anspruch auf den Dank des Pompejus; gleichzeitig suchte er ihn und andre einflußreiche Männer durch Heiraten an sich zu fesseln: dem Pompejus selbst gab er seine Tochter Julia zur Frau, die mit Servilius Cäpio verlobt gewesen war, und diesem vermittelte er zur Entschädigung eine Heirat mit der Tochter des Pompejus. Cäsar selbst aber nahm damals eine Tochter des für 58 v. Chr. designierten Konsuls L. Calpurnius Piso zur Gemahlin.

Durch andre Maßregeln hinderte er die von Cicero angestrebte Aussöhnung der Stände. Ein auf seinen Antrieb gegebenes Gesetz bestimmte, daß die drei in den Geschworenengerichten vertretenen Stände gesondert abstimmen sollten, ein andres erließ den Publikanen den dritten Teil der Pachtsumme für die asiatischen Steuern. Ferner zeigte er dem Volke und den Provinzen, was sie von seiner Herrschaft zu erwarten hätten, durch ein Gesetz, das die Veröffentlichung aller Verhandlungen und Volksversammlungen verlangte und dadurch eine Art römischer Staatszeitung (acta senatus et populi Romani) schuf, und durch ein Gesetz über Erpressungen, das in mehr als 100 Kapiteln die wichtigsten Fragen der Provinzverwaltung regelte, die Leistungen der Provinzialen für den Statthalter und seine Begleiter festsetzte, sie gegen willkürliche Forderungen römischer Privatleute sicherstellte, ordnungsgemäße Rechnungsablage ꝛc. forderte, strengere Strafen als bisher in Aussicht stellte und dadurch auch den vollen Beifall Ciceros erwarb, der sich in seinem Konsulate in demselben Geiste um die Provinzen bemüht hatte.

Endlich aber bemühte sich Cäsar natürlich auch um die Sicherung seiner Machtstellung über das Konsulat hinaus. Sein Werkzeug, der Tribun Vatinius, verschaffte ihm vom Volk das cisalpinische Gallien mit Illyrien und drei Legionen und einem fünfjährigen prokonsularischen Imperium, das vom 1. März 59 bis zum 1. März 54 v. Chr. lief, dazu das Recht, sich seine Unterfeldherren (legati) mit prätorischem Range selbst zu ernennen. Der Senat fügte dazu bei den Verhandlungen über die Provinzen noch Gallia Narbonensis mit einer vierten Legion, vielleicht weil sich diese Provinz bei der Gärung, die damals unter den gallischen Stämmen herrschte, ohne die sichere Basis des cisalpinischen Gallien nicht verwalten ließ. Nicht mit Unrecht meinte Cato, daß die Römer selbst sich durch diese Bestimmungen einen „Tyrannen" in die „Akropolis" gesetzt hätten: denn vom cisalpinischen Gallien aus läßt sich Italien militärisch im Schach halten.

Cäsars Verbindung mit P. Clodius.

Die Macht des Senates war auf allen Punkten durch Cäsars Genialität zurückgeworfen, aber vernichten läßt sich ein so eingewurzeltes, legitimes Recht keineswegs so leicht. Das wußte Cäsar wohl, und er traute weder dem Pompejus noch dem Crassus das Geschick zu, in seiner Abwesenheit ein Wiedererstarken des Ansehens des Senates zu verhindern. Aus diesem Grunde scheute Cäsar auch nicht die Verbindung mit einem tiefgesunkenen Menschen, der sogar die Ehre seines Hauses beschmutzt hatte, mit P. Clodius. Er ermöglichte ihm durch ein besonderes Gesetz vermittelst einer Scheinadoption den Übertritt zur Plebs und verschaffte ihm für 58 das Volkstribunat. Dieser Mensch erhielt von Cäsar den Auftrag, die noch immer fühlbare Macht der Nobilität durch umstürzende Gesetze, wenn nötig mit Gewalt, zu brechen und vor allem die Hauptstützen der Ordnungspartei, Cicero und Cato, von Rom zu entfernen, damit sie nicht aufs neue die Führung der Verfassungsfreunde übernehmen könnten. Bis dies geordnet war, blieb Cäsar in Rom.

Die Gesetze des Clodius; Cicero und Cato im Exil.

Clodius befestigte sich nun zunächst in der Gunst der untersten Volksmenge durch ein Gesetz, nach dem den armen Bürgern das Getreide ganz umsonst geliefert werden mußte. Dann vermehrte er die Zahl der Tage, an denen das Volk zur Gesetzgebung versammelt werden konnte, organisierte die unterste Plebs zu sogenannten collegia,

einer Art von politischen Klubs, und beschränkte das Recht der Zensoren, Unwürdige aus dem Senate zu weisen. Dann entfernte er den Cato aus Rom durch den ihm vom Volke erteilten Auftrag, Cypern, wo bis dahin eine Seitenlinie der Ptolemäer regiert hatte, zur Provinz zu machen und das Vermögen des letzten Königs für den römischen Staat einzuziehen. Schon vorher hatte er ein auf Cicero gemünztes Gesetz promulgiert, daß diejenigen geächtet würden, die einen römischen Bürger ohne Urteil des Volkes töten würden oder getötet hätten. Vergebens legte der Konsular, dem das Volk vier Jahre vorher als dem Vater des Vaterlandes zugejauchzt hatte, und mit ihm eine Menge von Senatoren und Rittern Trauerkleider an, vergebens auch wandten sich seine Freunde an Pompejus und Crassus — sie erkannten bald, daß Clodius im Einverständnis mit den Triumvirn handle, und rieten dem Cicero, noch vor der Anklage ins Exil zu gehen. So verließ denn Cicero, nachdem er noch der „Wächterin Minerva" auf dem Kapitol eine Bildsäule geweiht hatte, unter vielen Thränen und in weicher Stimmung die Stadt (März 58 v. Chr.) und ging erst nach Unteritalien, dann aber nach Thessalonike ins Exil. Sein Haus wurde von den Banden des Clodius in Brand gesteckt und dem Erdboden gleich gemacht, seine Villen, darunter sein geliebtes Tusculanum, geplündert und verwüstet. Um nun aber auch für alle Zeit seine Rückkehr zu hindern, gab Clodius Anfang April ein zweites Gesetz „über Ciceros Exil", das ihn in die Acht und sein Haus und seine Güter für Staatseigentum erklärte, weil er „unter Berufung auf ein ungültiges Senatus consultum Bürger ohne richterlichen Spruch getötet hätte". Zugleich wurde für alle Zukunft den Tribunen verboten, einen Antrag auf Rückberufung Ciceros zu stellen. Übrigens wurden diese Gesetze nicht von dem wirklichen Bürgerstande angenommen, sondern lediglich von den bewaffneten Banden des Clodius, denen niemand Widerstand zu leisten wagte.

Nach diesen Ereignissen ging Cäsar in seine gallischen Provinzen ab, um durch Erwerbung kriegerischen Ruhmes und eines an seine Person geketteten Bürgerheeres seine künftige Alleinherrschaft vorzubereiten.

Cäsar in Gallien und die Anarchie in Rom.

Das transalpinische Gallien vor Cäsars Ankunft.

Der Begriff Gallien umfaßte — abgesehen von Oberitalien, dem „cisalpinischen Gallien" — nicht nur das gegenwärtige Frankreich, sondern auch Belgien, Teile von Holland, das linksrheinische Deutschland und den größten Teil der Schweiz. Dieses Gebiet wurde von den Römern Gallia transalpina genannt oder braccata (Land der „Hosenleute" im Gegensatz zu Gallia togata) oder comata (wegen des langen Haupthaares seiner Bewohner). Der Reichtum an schiffbaren Flüssen und die Fruchtbarkeit seines Bodens hatten früh in dem Lande lebhaften Verkehr von Stamm zu Stamm und eine auf Ackerbau und Viehzucht begründete Wohlhabenheit erzeugt. Außer den üblichen Getreidesorten bauten die Gallier besonders Hirse; die feineren Obstsorten und der Weinbau wurden allerdings erst in der späteren Kaiserzeit bei ihnen heimisch. Berühmt waren die gallischen Rinder, Pferde und Hunde. Ein bedeutender Metallreichtum hatte früh eine gewisse Kunst der Kupfer- und Bronzebildnerei in Gallien gefördert. — Die Bewohner zerfielen in vier Arten von Stämmen. Im Südwesten wohnten die zu den Ureinwohnern Galliens, den Iberern, gehörigen Aquitanier, im Südosten, östlich der unteren Rhone bis weit nach Italien hinein, die Ligurer (s. S. 285), die geräumige Mitte des Landes, die linksrheinischen Gebiete des heutigen Deutschland, die Schweiz und den Nordwesten nahmen die Kelten ein, während die Belgier im Nordosten ein Gemisch von keltischen und germanischen Stämmen darstellten. — Die Verfassung des Landes war fast durchweg eine aristokratische. An der Spitze eines Gaues stand ein vom Adel gewählter Häuptling, ihm zur Seite der

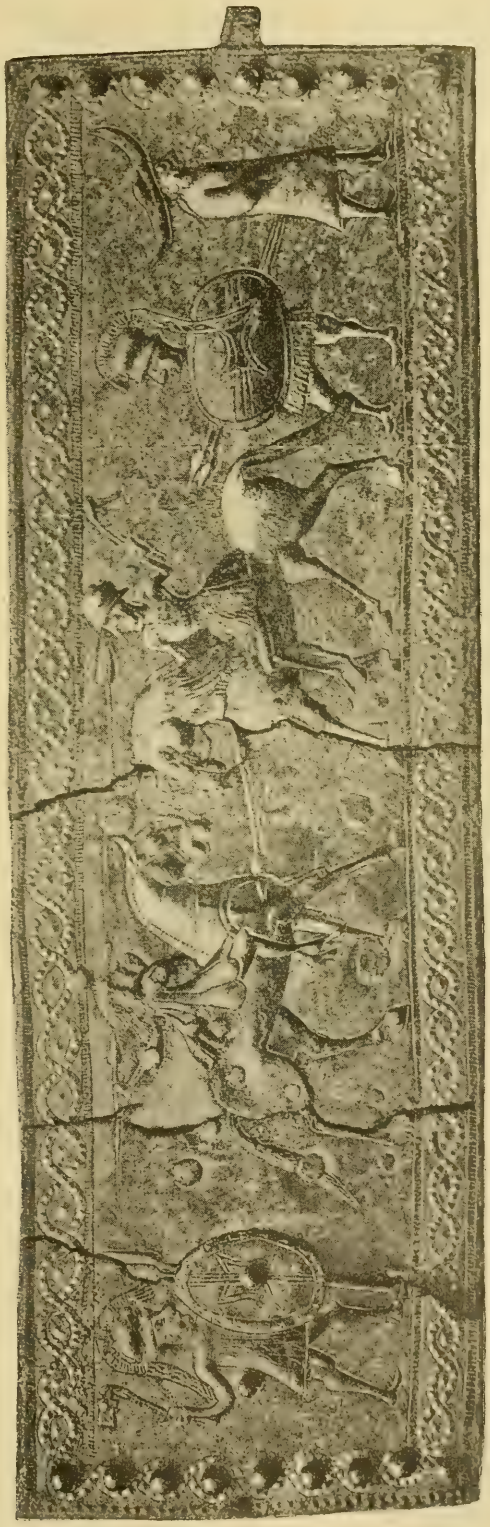
kriegerische, waffenfreudige Adel und die mächtige Priesterkaste der Druiden. Die Masse des Volkes lebte in verschiedenen Abstufungen der Hörigkeit bis hinab zur förmlichen Knechtschaft. Über die keltische Religion wissen wir nicht viel mehr, als daß sie vom Aberglauben ebensowenig frei war wie die römische und an Menschenopfern festgehalten hat bis in die Zeit der römischen Eroberung. Über den Nationalcharakter der Kelten, ihre Bewaffnung und Kampfweise ist schon früher (S. 350 f.) gesprochen worden.

Die Römer hatten sich im südlichsten Streifen des jenseitigen Gallien allmählich festzusetzen begonnen, seit sie ein Interesse daran hatten, zwischen Italien und ihren beiden spanischen Provinzen eine gesicherte Verbindung zu Lande herzustellen. Etwa seit dem Jahre 120 v. Chr. (s. S. 589) war das Gebiet zwischen den Seealpen — der Var galt als Grenzfluß gegen das cisalpinische Gallien — und dem Ostende der Pyrenäen, nördlich bis zu den Allobrogern, in eine Provinz verwandelt worden und hatte, nachdem 118 v. Chr. Narbo Martius (Narbonne) als Bürgerkolonie angelegt und Hauptstadt dieses Gebietes geworden war, den Namen Gallia Narbonensis erhalten. Seitdem hatte sich der römische Einfluß, von römischen Kaufleuten unterstützt, langsam nach Norden vorgeschoben. Insbesondere die Äduer mit vielen ihrer unterthänigen kleineren Völkerschaften standen mit den Römern im Bunde. Ihnen gegenüber stand eine gallische Nationalpartei unter Führung der Arverner und Sequaner. Diese riefen, etwa im Jahre 72 v. Chr., um die Äduer und ihren Anhang zu überwältigen, den germanischen Suevenfürsten Ariovist mit einer Gefolgschaft von 15000 Mann über den Rhein herüber. Mit Ariovists Hilfe wurden die Äduer besiegt; sie mußten den Sequanern Geiseln stellen und geloben, von Rom keine Hilfe zu fordern. Ariovist aber zog immer mehr germanische Scharen über den Rhein herüber und machte sich allmählich auch zum Herrn der Stämme, die ihn gerufen hatten, der Arverner und der Sequaner. Er betrachtete etwa seit dem Jahre 60 v. Chr. ganz Gallien mit Ausnahme der Provinz als sein Eigentum und saß als ein strenger Gebieter an der Spitze eines Heeres von etwa 100000 Mann im Gebiete der Sequaner (zwischen Saône und Rhein). Während Cäsars Konsulat war er zum Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes ernannt worden und mußte darin eine Anerkennung seiner selbstständigen Stellung im Keltenlande erblicken. Sein großartiger Plan war: allmählich ganz Gallien mit seinem durch Nachschübe immer wachsenden Heere zu beherrschen, seine Germanen in Gallien als einen Herrenstand anzusiedeln und die schwächeren Kelten zu Hörigen herabzudrücken. In diesem Plane lag für das ganze römische Reich, besonders für Italien eine schwere Gefahr. Die Gefahr wurde vermehrt durch die Pläne der tapferen Helvetier (in der heutigen Schweiz), die mit andern Gebirgsstämmen nach Westen ins Gebiet der Santonen an der Mündung der Garonne auswandern wollten.

Cäsar vernichtet die Helvetier.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen, die ganz Gallien und Italien in Aufregung versetzten, eilte Cäsar im März 58 v. Chr. an die Rhone und verhinderte durch List und Befestigungsbauten zwischen dem Genfer See und dem Jura zunächst den Durchzug der Helvetier durch die Provinz. Als sie aber durch das Gebiet der Sequaner doch noch ihr Ziel zu erreichen suchten, folgte er mit fünf Legionen vorsichtig dem wandernden Volke, das nicht weniger als 368000 Köpfe und 92000 Krieger zählte. Es gelang ihm, zunächst etwa ein Viertel desselben noch auf dem linken Ufer der Saône — etwa bei der heutigen Stadt Trevoux — zu überraschen und zu vernichten. Die Hauptmasse aber hatte mit allem Troß nach zwanzigtägiger Anstrengung den Fluß überschritten; Cäsar bewirkte zum Schrecken der Feinde den Übergang in einem einzigen Tage und marschierte dann 15 Tage lang hinter ihnen her. Schon wurden seine

Lebensmittel knapp, da gelang es ihm, sie durch eine Änderung seiner Marschrichtung nach Bibracte zu hinter sich herzulocken und zur Schlacht zu reizen. Die Helvetier bargen Weib und Kind und ihre beste Habe in einer ungeheuren Wagenburg und stellten sich dann zu beiden Seiten der Straße, die nach Bibracte führt, in einem großen Schlachtviereck auf; die mit ihnen wandernden Bojer und Tulinger sollten die Wagenburg beschirmen und als Reserve dienen. Gegenüber der helvetischen Schlachtordnung formierte Cäsar die drei altgedienten Legionen, die er bei sich hatte, zu drei Treffen; Hilfstruppen und zwei Rekrutenlegionen bildeten eine Reserve. Bei Beginn der Schlacht wurde die Reiterei der Römer von der helvetischen geworfen, und der feindliche Gewalthaufen rückte gegen die römische Schlachtreihe vor, die jenseit eines kleinen Baches auf einer Hügelkette stand. Aber da verwirrte der furchtbare Hagel der römischen Wurfspeere (pila) die Reihen der Feinde, zumal ihre mit Widerhaken versehenen Eisenspitzen in den Schilden hängen blieben und diese unhandlich machten. Der Angriff mit dem Schwerte brachte sie vollends zum Weichen. Da warfen sich die Bojer und Tulinger den Römern in die Flanke, aber auch diese Gefahr wurde abgeschlagen, indem das dritte Treffen



293. Gallische Krieger. Relief auf einer Bronzegürtelplatte.

Diese höchst interessante Bronzeplatte stammt von einem keltischen Gräberfelde in Watsch in Krain und gibt die wichtigsten Aufschlüsse über die Bewaffnung und Kampfweise der keltischen Reiter und des Fußvolkes. Zwischen beiden Reitern fliegt ein von dem linken Reiter soeben abgeschleuderter Wurfspeer (keltisch gaesa, daher Galäten = Lanzenträger) in der Luft, einen ebensolchen hält der linke Reiter zum Wurfe bereit in der Hand. Die Aufzäumung der Rosse und das Kostüm der beiden Reiter erinnert fast an das der mittelalterlichen Ritterzeit. Der rechte Reiter und der linke Fußsoldat schwingen in der Hand die nationale Waffe, den Kelt, ein bronzenes oder kupfernes Beil, an einem etwa 1 m langen Schafte. Die beiden mit merkwürdig verzierten Helmen geschmückten Fußsoldaten tragen jeder außer dem ovalen Schild zwei Speere in der Linken. Ratselhaft bleibt die nach rechts abgehende Gestalt im wollenen Glausrocke mit auffallender Kopfbedeckung. Nach „Revue arch."

der Römer nach rechts zu Front machte. Bei sinkender Nacht wurde nach heißem Kampfe auch noch die helvetische Wagenburg von Cäsars Soldaten erobert und ein so großes Blutbad angerichtet, daß von dem ganzen Volke nur noch 130 000 Köpfe am Leben blieben. Diese ergaben sich schließlich dem Sieger auf Gnade und Ungnade und wurden von ihm in ihrer alten Heimat als Grenzwächter gegen die rechtsrheinischen Germanen angesiedelt.

Cäsars Kampf gegen Ariovist.

Noch schwieriger war der Kampf gegen Ariovist, gegen den aufzutreten ihn nicht nur die Bitte der Äduer, sondern auch das Interesse des römischen Staates nötigte. Nach längeren Verhandlungen, in denen Ariovist, keineswegs ein roher Barbar, sondern der zielbewußte Fürst eines aufstrebenden Kriegervolkes, die Sprache eines wahrhaft königlichen Stolzes führte und sich über die inneren Verhältnisse Roms wohl unterrichtet zeigte, sah sich Cäsar zum Entscheidungskampfe genötigt. Indes mußte er zuvor die Mutlosigkeit, die sein Heer befallen hatte, bekämpfen und die Soldaten an den Anblick der Germanen gewöhnen.

Zugleich als eine Probe der anschaulichen Schreibweise, durch die sich Cäsars Kommentare über den Gallischen Krieg auszeichnen, und als ein Bild aus dem römischen Lagerleben jener Zeit mag eine Stelle aus dem ersten Buche der genannten Kommentare hier Platz finden: „Während Cäsar einige Tage vor Vesontio verweilte, um die Verproviantierung und die Zufuhr zu ordnen, suchten die Soldaten von den Kaufleuten und gesprächsweise auch von den Galliern Näheres über die Germanen zu erfahren. Diese berichteten nun von dem Riesenmaße der Leiber, der fabelhaften Tapferkeit und unglaublichen Übung in den Waffen, die die Germanen besäßen; sie hätten oft beim Zusammentreffen mit ihnen kaum ihre wilde Miene und ihren feurigen Blick aushalten können. Durch diese Erzählungen befiel das ganze Heer eine so große Furcht, daß Sinn und Verstand der meisten Soldaten in Verwirrung gerieten. Diese Angst brach zuerst aus bei den Stabs- (tribuni militum) und Reiteroffizieren (praefecti) und andern jungen Leuten, die dem Cäsar aus Neigung von Rom ins Kriegslager gefolgt waren, aber keine Kriegserfahrung besaßen. Jeder von diesen brachte einen andern Beweggrund vor, weshalb er bei Cäsar um Urlaub bitten müsse. Einige blieben allerdings aus Schamgefühl im Lager zurück, damit es nicht so aussehe, als fürchteten sie sich. Doch konnten sie die Angst weder in ihren Mienen verbergen noch bisweilen die Thränen zurückhalten: sie saßen in ihren Zelten und beklagten entweder einsam ihr Geschick oder jammerten mit ihren Freunden über die gemeinsame Gefahr. Überall im ganzen Lager wurden Testamente versiegelt. Durch das Gerede und die Angst dieser Leute wurden aber allmählich auch die kriegserfahrenen Soldaten, die Centurionen und Schwadronenführer angesteckt."

Endlich aber wurde die Kriegszucht und der Mut durch Cäsars verständige Maßregeln bei seinen Leuten wiederhergestellt, und er beeilte sich, noch im Sommer 58 v. Chr. eine Entscheidung herbeizuführen. Ariovist war aus der Gegend von Schlettstadt südwärts gezogen und lagerte, Cäsars beiden Lagern gegenüber, an den Abhängen des Wasgenwaldes bei dem heutigen Dorfe Zellenberg. Gern hätte der germanische Heerkönig nach dem Wahrspruche seiner weisen Frauen noch den Neumond abgewartet; aber Cäsar rückte ihm mit seinem in drei Treffen geordneten Heere so nahe auf den Leib, daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als die Schlacht anzunehmen. Sie tobte in der Ebene zwischen Ostheim und Gemar, zwischen Wasgenwald und dem Flußlaufe der Ill. Der Ansturm der Germanen war ein so rascher und todesmutiger, daß die Römer gar nicht Zeit hatten, ihre Wurfspeere zu schleudern, sondern sofort zum Schwerte greifen mußten. Da bewährte sich die bessere römische Bewaffnung gegenüber den schlechter gehärteten Schwertern und den fast ungedeckten Leibern der Germanen. Ihre Keilhaufen verdichteten sich, besonders als der junge Crassus ihm die römischen Reserven in die Flanken führte, zu einem blutigen Knäuel. Tausende wurden erschlagen, nur wenige, unter ihnen Ariovist, retteten sich über den Rhein. Rom war von einer schweren Gefahr befreit, denn der Bestand eines germanischen Reiches im gallischen Nachbarlande hätte eine ununterbrochene Gefahr für Italien bedeutet; man feierte Dankopfer, und Cäsars Name war auf aller Lippen. — Unter blutigen Kämpfen und mit großem Feldherrngeschick unterwarf Cäsar in den

folgenden Jahren 57 und 56 v. Chr. auch die Belgier (die Schlachten an der Axona [Aisne] und die Nervierschlacht im Sommer 57 v. Chr.) und die im Nordwesten hausenden Armoriker. Doch riefen ihn noch vor Ablauf dieses Jahres die italischen Angelegenheiten an die Südgrenze seiner Provinz.

Ciceros Rückberufung und die Stärkung des Konstitutionalismus.

Nach der Entfernung des Cicero und Cato aus Rom und nachdem auch Cäsar nach Gallien gegangen war, begann Clodius auf eigne Faust Politik zu treiben. Er begann den Kampf gegen die Anordnungen des Pompejus in Asien, verfolgte Pompejus durch Attentate und agitierte sogar für Aufhebung der Gesetze Cäsars. Jetzt erkannten die Triumvirn, insbesondere Pompejus, wie schwer es sei, den unsauberen Geist, den man gerufen hatte, wieder zu bannen. Dazu kam, daß Pompejus durch seine Beteiligung an der Verbannung Ciceros, den man in ganz Italien als die Verkörperung der konstitutionellen Republik verehrte, einen großen Teil seiner früheren Volkstümlichkeit verloren hatte. Mit dem größten Teile der Senatoren lebte er ohnehin seit seiner Verbindung mit Cäsar in Spannung. Bei diesem Gefühl der Vereinsamung, das durch den Neid über Cäsars Siege in Gallien und durch Crassus' feindliche Haltung noch verschärft wurde, wünschte er sich unter Ciceros Vermittelung mit dem Senate und dem Bürgerstande zu versöhnen. Also betrieb auch er schon seit dem Herbste 58 Ciceros Rückberufung, für welche bei der Mehrzahl der Beamten, bei den Senatoren und allen anständigen Elementen des Volkes eine starke Stimmung vorhanden war. Weil man aber den Widerstand der Banden des Clodius befürchten mußte, forderte man geradezu die Bürger aus den italischen Landstädten auf, zur Unterstützung des Senates nach Rom zu kommen, und beschloß deshalb im Juli 57 mit 416 Stimmen gegen die einzige Stimme des Clodius, ein Gesetz über Ciceros Rückberufung den Centuriatkomitien vorzulegen. Dieses Gesetz wurde am 4. August 57 unter großartiger Beteiligung der Bürger aus den Municipien angenommen, und Cicero reiste in der Zeit vom 5. August bis zum 4. September von Brundisium aus langsam nach Rom, überall von großen Scharen von Bürgern wie im Triumphe geleitet. Diese allgemeine Begeisterung galt keineswegs der Person Ciceros allein: sie war vielmehr eine starke Demonstration des italischen Volkes zu gunsten der republikanischen Staatsform gegen die wüste Anarchie und die in ihrem Gefolge zu erwartende Militärdiktatur.

Sie stärkte also auch den Senat in seinem Bestreben, sich der drückenden Bevormundung der Triumvirn zu entziehen, und ermutigte Cicero, für eine freiere Bewegung des Senates und für die Unabhängigkeit der Volksversammlungen, an deren Stelle in letzter Zeit vorzugsweise wüste Haufen der untersten Plebs unter dem Schutze bewaffneter Banden abgestimmt hatten, aufzutreten. Er wollte dabei weder Cäsar noch den Pompejus aus ihrer Stellung als Reichsfeldherren verdrängen, nur sollten sie im Staate nicht alles bedeuten, sondern unter der Botmäßigkeit der verfassungsmäßigen Gewalten stehen. So verschaffte Cicero, da in Rom infolge von Mißwachs eine furchtbare Teuerung herrschte, dem Pompejus durch ein konsularisches Gesetz eine außerordentliche Magistratur behufs der Getreidebeschaffung (cura annonae) auf 5 Jahre, aber er forderte wenige Monate später in der stolzen Rede für Sestius (März 56) die „natio optimatium“ — diesen Ausdruck hatte einer der Ankläger, Cäsars Werkzeug Vatinius, als Schimpfwort gebraucht — d. h. die Vereinigung aller ehrenwerten Männer aller Stände mit begeisterten Worten auf, sich mit ihm und dem Senate zum Schutze der Ordnung und Verfassung zu verbinden. Danach wagte es der Senat sogar, auf Ciceros Vorschlag die Angelegenheit der kampanischen Domänen (S. 637) für den 15. Mai auf die Tagesordnung zu setzen. Diese Verhandlung bedrohte die weitere Ausführung des Ackergesetzes und veranlaßte Pompejus, aufs neue bei Cäsar Hilfe zu suchen.

Die Konferenz von Luca (56 v. Chr.) und das zweite Konsulat des Pompejus u. des Crassus (55 v. Chr.).

Aber Cäsar hatte durch seinen neuen Kriegsruhm bereits den Pompejus überflügelt; der Senat hatte seine Siege durch ein 15tägiges Dankfest gefeiert, und sein Einfluß auf die Verhältnisse Roms war so bedeutend, daß im April 56 etwa 200 Senatoren und soviel Magistrate bei ihm in Luca weilten, daß man 120 Liktoren zählte. Mit großem Geschick brachte nun Cäsar in Luca eine Aussöhnung des Crassus und Pompejus zustande und bewog beide, sich für 55 um das Konsulat zu bewerben und ihm dann seine Provinzen auf weitere 5 Jahre verlängern zu lassen. Doch wollte man die Wahlkomitien bis in den Winter verschieben, damit beurlaubte Soldaten aus Cäsars Heer mit abstimmen könnten. Außerdem wurde Clodius wieder mehr ins Interesse der Machthaber gezogen und Cicero, der sich überdies noch fortwährend in der Stadt von Clodius bedroht sah, vor jedem feindseligen Auftreten gegen die Triumvirn gewarnt. Die Konsulwahl für 55 fand erst in diesem Jahre, also nach einem Interregnum statt. Als Mitbewerber trat nur Domitius Ahenobarbus auf; aber auf dem Wege zum Marsfelde wurde sein Fackelträger ermordet, Cato, der ihn begleitete, verwundet. So trat auch er zurück, und Crassus und Pompejus wurden mit Unterstützung der beurlaubten Soldaten Konsuln. Unter Gewaltthätigkeiten aller Art wurden danach auch die übrigen Magistrate gewählt. — Um sich nun ihre Machtstellung auch über ihre Amtszeit hinaus zu sichern, ließen sich die Konsuln durch ein Gesetz des Tribunen Trebonius auf fünf Jahre Provinzen verleihen, und zwar Pompejus beide Spanien, Crassus Syrien. Dann setzten die Konsuln durch, daß dem Cäsar seine Provinzen um fünf Jahre, also bis zum 1. März 49 verlängert würden. Crassus verließ noch vor Ablauf des Konsulats Rom, um nach Syrien zu gehen, wo ein Partherkrieg auszubrechen drohte. Pompejus aber legte durch Erbauung und Weihung des ersten steinernen Theaters in Rom den Grund zu neuer Popularität und blieb auch nach Ablauf seines Konsulates, mit dem Imperium bekleidet, in der Nähe Roms, um den Zusammenhang mit der dortigen Regierung nicht zu verlieren; seine Provinzen verwalteten seine Legaten Afranius und Petrejus.

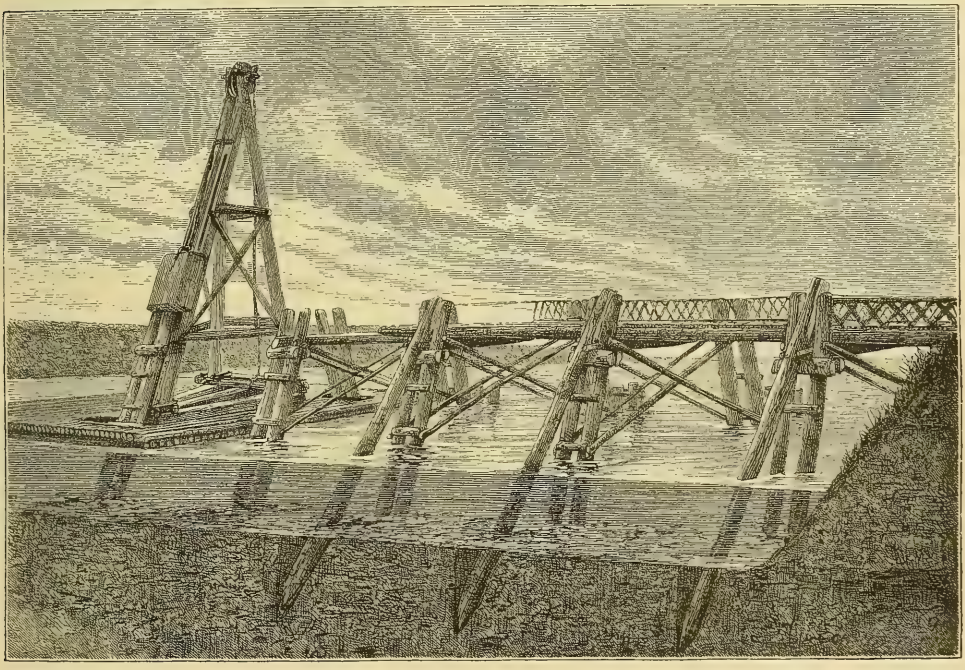
Cäsar in Germanien und Britannien (55 und 54 v. Chr.).

Unterdessen hatte sich Cäsar wieder den gallischen Angelegenheiten zugewendet. Seine Seele füllten damals großartige Pläne: er gedachte, Westeuropa zu romanisieren und besonders in einem römischen Gallien eine starke Vormauer für Italien gegen die germanischen Heer- und Wanderscharen zu errichten. Die Alpenkette und der Rheinstrom sollten die Nordgrenzen der römischen Welt bilden. Seine großen Pläne aber verfolgte er, wie es seine Art war, ohne Gewissensskrupel über die angewandten Mittel. Die germanischen Usipeter und Tencterer — 430 000 Köpfe — die im Winter 56/55 v. Chr. am Niederrhein den Strom überschritten und die Menapier aus ihren Wohnsitzen vertrieben hatten, beraubte er durch erheuchelte Verhandlungen ihrer Führer und ließ dann die führerlose Menge zersprengen und grausam niedermetzeln. Diese That erregte auch in Rom so peinliches Aufsehen, daß Cato im Senate beantragte, Cäsar solle wegen Verletzung des Völkerrechtes den Usipetern und Tencterern ausgeliefert werden. Danach überschritt Cäsar, um den Germanen Schrecken einzuflößen, in der Gegend von Bonn den Rhein auf einer überaus kunstvoll angelegten Brücke, deren Bau er selbst uns im IV. Buche der Kommentare über den Gallischen Krieg mit der Sachkunde eines Architekten geschildert hat, verwüstete das Gebiet der Sigambrer und kehrte dann nach Gallien zurück, um dieses durch einen andern Vorstoß gegen Norden zu decken. Er fuhr mit einer Flotte über den Kanal, landete in Britannien in der Nähe von Dover und rekognoszierte die Verhältnisse dieses gleichfalls von Kelten bewohnten Landes. Im folgenden Jahre (54) ging er mit einer großen Armee nach Britannien hinüber, schlug den Führer der Britannier, Cassivelaunus, überschritt die Themse oberhalb London und nötigte den Cassivelaunus zur Unterwerfung. Danach

kehrte er nach Gallien zurück, doch ließ sich die römische Herrschaft über Britannien zunächst nicht behaupten.

Die Empörung der Eburonen (54 v. Chr.).

Nach seiner Rückkehr erwarteten den Cäsar die ersten Ausbrüche des gallischen Nationalbewußtseins gegenüber der neuen Fremdherrschaft. Namentlich der stolze Adel des Landes, in dem die Erinnerung an frühere ruhmreiche Kriegszüge lebte und von dem einzelne Glieder über viele Tausende von Hörigen und Klienten geboten, wurde durch den Verlust seiner Macht, durch drückende Getreidelieferungen, durch harte Strafen, die Cäsar über Abtrünnige verhängte, zu weitverzweigten Verschwörungen gegen die Römer angetrieben. Als nun Cäsar die Legionen während des Winters 54/53 ziemlich weit auseinander gelegt hatte und sich selbst zur Reise ins cisalpinische



294. Cäsars Rheinbrücke.

Schnitt durch das Wasser und den Boden zur Veranschaulichung der Anordnung der Pfähle

Nach dem Modell im Museum zu St. Germain. (Duruy, „Histoire des Romains".)

Gallien anschickte, bestürmten die Eburonen unter Ambiorix das Lager der 15 Kohorten, die unter Titurius Sabinus und Aurunculejus Cotta bei ihnen überwintern sollten, lockten das Heer durch falsche Vorspiegelungen aus dem Lager heraus und vernichteten es fast bis auf den letzten Mann. Dasselbe versuchten sie dann mit Unterstützung der Nervier gegen die Legion, die unter Q. Cicero, dem Bruder des Redners, bei diesen lagerte. Aber Cicero hielt sich unter großen Anstrengungen, bis Cäsar in Eilmärschen herankam, die Nervier schlug und ihn entsetzte. Es folgte nun ein furchtbares Strafgericht über die Eburonen, aber der Gedanke, durch einen allgemeinen Aufstand doch noch das römische Joch abzuschütteln, lebte unter den Galliern weiter. Cäsar sah sich deshalb genötigt, sein Heer um drei Legionen zu verstärken; zwei hob er im cisalpinischen Gallien aus, eine dritte lieh ihm Pompejus. Mit dieser verstärkten Armee kämpfte er im Sommer 53 v. Chr. gegen verschiedene

kleinere Aufstände und überschritt auch nochmals den Rhein, um diesen Strom als Grenzstrom zwischen Römern und Germanen zu sichern.

Das Partherreich; Crassus' Ende (53 v. Chr.).

Unterdessen war Crassus im Jahre 54 in Syrien angekommen und fand diese neue Provinz, deren Organisation sich noch keineswegs befestigt hatte, in großer Sorge vor einem Einfalle des Partherkönigs Orodes.

Die Parther, ein tapferes Reitervolk iranischer Abkunft, waren in alter Zeit in die nach ihnen benannte Landschaft Parthia (südlich vom Kaspischen See) eingewandert und lebten dort als Herren über eine unterjochte eingeborene Bevölkerung. Sie hatten erst zum medischen, dann zum persischen und endlich zum Reiche Alexanders des Großen gehört. Nach seinem Tode hatten sie mehrere Menschenalter hindurch die Oberhoheit der Seleuciden anerkannt, die in ihrem Gebiete auch griechische Städte, z. B. Hekatompylos, ausgebaut hatten. Als aber die Seleuciden schwächer wurden und die östlichen Satrapien sich von ihrem Reiche loslösten, machten sich um 250 v. Chr. auch die Parther unter Arsaces, dem Stifter der Dynastie der Arsaciden, selbständig. Den Königstitel führte zuerst Tiridates (248—211 v. Chr.). Ein parthisches Reich aber, das weit über die Grenze der Landschaft Parthia hinausgriff, schuf erst Mithridates I. (171—138 v. Chr.). Während nämlich das Seleucidenreich an innerer Schwäche und unter dem Drucke der Römer dahinsiechte (s. S. 527), begründete er durch Eroberung von Areia, Medien, Babylonien, Susiana (Cissia) und andrer Landschaften die Großmachtstellung der Parther, die im Grunde auf einer starken Reaktion des geknechteten Orients gegen die herrschenden Einflüsse des Occidents beruhte. Die folgenden Könige wie Phraates II. (138—128), Mithridates II. (123—88), Orodes (57—37) fühlten sich als die Rechtsnachfolger der persischen Könige und behaupteten im wesentlichen die riesigen Gebiete vom Euphrat bis zum Indus. Am Oberlauf des Euphrat aber, in Armenien, hatte sich seit 150 v. Chr. eine Seitenlinie der parthischen Arsaciden festgesetzt, deren bedeutendster Vertreter uns in Tigranes II., dem Schwiegervater des Mithridates von Pontus (s. S. 621), bekannt geworden ist. — Die Verfassung des parthischen Reiches war fast in allen Stücken der persischen nachgebildet: eine große Anzahl von Satrapien waren unter ihren Teilfürsten ziemlich selbständig; die königliche Macht war außerdem beschränkt durch den kriegerischen Adel, die Suren, deren Haupt, der Surenas, den König krönte. Außerdem litt die Machtentfaltung des Reiches unter häufigen Thronstreitigkeiten und wurde infolgedessen nur dann und wann stoßweise fühlbar. Die Hauptwaffe des Volkes waren die gefürchteten Panzerreiter, die auf ihren schnellen Rossen eine große Gewandtheit im Bogenschießen und Speerwerfen entwickelten. Religion und Sprache war offenbar der persischen verwandt. Die Kultur des Volkes war eine niedrige, doch waren die höfischen Kreise bis zu einem gewissen Grade vom Hellenismus ergriffen und der griechischen Lebensverfeinerung nicht ganz unteilhaftig.

Crassus ging sofort zum Angriff über und überschritt den Euphrat. Anfangs hatte er Glück. Aber im Jahre 53 v. Chr. trat ihm in Mesopotamien in der Nähe der Stadt Carrhä ein starkes Partherheer unter dem Surenas entgegen. In der weiten Ebene konnten die Parther ihre ungeheuren Reiterschwärme entfalten, die bald angreifend, bald zurückweichend den Vorstößen des römischen Fußvolkes nicht recht faßbar waren. Nach schweren Verlusten, bei denen auch Crassus' tapferer Sohn mit seinen keltischen Reitern fiel, wich das Heer unter den Schutz der Mauern von Carrhä zurück und strebte, von da aus nordwärts gebirgige Gegenden zu erreichen. Aber die Parther folgten ihnen und boten schließlich Frieden und Freundschaft an. Als Crassus, von seinen mutlosen Soldaten dazu gezwungen, über die Bedingungen verhandelte, wurde er mit seinem ganzen Stabe umzingelt und niedergemacht, dann wurde der Rest des Heeres teils zersprengt teils niedergehauen oder gefangen. 10 000 gefangene Römer wurden im Osten des Partherlandes angesiedelt, ebensoviel rettete C. Cassius, der Befehlshaber der Reiterei, nach Syrien, 20 000 waren umgekommen. Die Wirkung dieser Niederlage, die lange Zeit ungerächt blieb, wurde im ganzen Orient verspürt, und es war nicht das Verdienst der Römer, daß die Parther durch Thronstreitigkeiten an der Ausbeutung ihres Sieges gehindert wurden.

Den Siegesjubel am parthischen Hofe schildert Mommsen im Anschlusse an Plutarchs Bericht mit folgenden drastischen Worten: „König Orodes richtete eben die Hochzeit seines Sohnes Pakoros mit der Schwester seines neuen Verbündeten, des Königs Artavasdes von Armenien, aus, als die Siegesbotschaft seines Veziers bei ihm einlief und nach orientalischer Sitte zugleich mit ihr der abgehauene Kopf des Crassus. Schon war die Tafel aufgehoben; eine der wandernden kleinasiatischen Schauspielertruppen, wie sie in jener Zeit zahlreich bestanden und die hellenische Poesie und die hellenische Bühnenkunst bis tief in den Osten hinein trugen, führten

eben vor dem versammelten Hofe Euripides' Bakchen auf. Der Schauspieler, der die Rolle der Agaue spielte, die in wahnsinnig dionysischer Begeisterung ihren Sohn zerrissen hat und nun, das Haupt desselben auf dem Thyrsus tragend, vom Kithäron zurückkehrt, vertauschte dieses mit dem blutigen Kopfe des Crassus, und zum unendlichen Jubel seines Publikums von halbhellenisierten Barbaren begann er aufs neue das wohlbekannte Lied:

„Wir bringen vom Berge — Die herrliche Beute,
Nach Hause getragen — Das blutende Wild."

Die Anarchie in Rom.

Während dieser Katastrophe im Osten war die Staatsverwaltung in Rom durch die Veranstaltungen der Machthaber sowie durch wüste Kämpfe um die Staatsämter, mit denen die Anwaltschaft auf eine Provinz verbunden war, und endlich durch die ungesetzliche Haltung des jeder festen Leitung beraubten unteren Volkes völlig gelähmt. Cäsar schürte von Gallien aus den Brand, indem er den Erlös aus seiner ungeheuren Beute zur Bestechung aller einflußreichen Römer verwendete und seine Kreaturen um jeden Preis in die Staatsämter zu befördern suchte; Pompejus aber sah dem wüsten Treiben unthätig zu, weil er hoffte, die Verlegenheit des Senats werde sich bis zu dem Grade steigern, daß man ihm die Diktatur anbiete. So war es nicht möglich gewesen, Konsulwahlen für 53 v. Chr. zustandezubringen; das Jahr 53 begann mit einem Interregnum, das von den allein amtierenden Tribunen absichtlich verlängert wurde, damit ihr Einfluß nicht durch andre Magistrate geschmälert würde. Schließlich wurde in der Mitte des Jahres Pompejus durch das Senatus consultum ultimum ermächtigt, den Staat zu retten; unter dem Schutze seiner Soldaten wurden dann endlich Konsuln, Prätoren und Ädilen für den Rest des Jahres gewählt. Aber für das Jahr 52 kam wiederum keine Wahl zustande; die Adligen Roms bekämpften sich auf Markt und Straßen mit bewaffneten Sklaven und Fechterbanden, wie nachmals die Orsini und die Colonna in den blutigsten Zeiten des Mittelalters. Bei einem Straßenkampfe auf der Sacra via kam Cicero in Lebensgefahr, bei einem Versuche, Komitien abzuhalten, wurden beide Konsuln verwundet. Die blutigen Greuel und die Anarchie steigerte sich noch, als auch das Jahr 52 v. Chr. wieder ohne Magistrate begonnen hatte. Die Seele aller Gewaltthaten war wiederum Clodius, den der Senat nur dadurch einigermaßen im Zaume halten konnte, daß er gegen ihn schon längst gleichfalls einen Bandenführer, den früheren Volkstribunen Milo, ausgerüstet hatte. Dieser ließ nun bei einem zufälligen Zusammentreffen auf der Appischen Straße am 18. Januar 52 v. Chr. den Clodius, als er infolge eines Streites verwundet worden war, vollends ermorden.

Die Einzelheiten dieses Vorgangs, über die wir aus Asconius' Kommentar zu Ciceros Rede für Milo genau unterrichtet sind, beweisen, daß von der alten republikanischen Tugend bei den Stadtrömern damals kaum noch etwas übrig war; sie erinnern durchaus an ähnliche Vorkommnisse im mittelalterlichen Rom, das Gebaren des Volkes aber an den Pariser Pöbel zur Zeit der Revolution. Milo wollte am 18. Januar 52 v. Chr. nach Lanuvium, seiner Heimat, wo er die Würde des Diktators bekleidete, reisen, um einen Priester zu weihen. Er reiste in einem Wagen mit seiner Gemahlin Fausta, der Tochter des Diktators Sulla, und einem Freunde. Hinter ihm her zog ein großes Gefolge von Knechten und Gladiatoren, darunter die wegen ihrer Kraft berühmten Fechter Eudamus und Birria. Auf der Appischen Straße, unweit von Bovillä, begegnet ihm von Aricia kommend Clodius hoch zu Roß, geleitet von dreißig schwertragenden Knechten. Schon sind die beiden feindlichen Haufen ohne Friedensbruch fast aneinander vorüber, da gehen die beiden riesigen Gladiatoren langsamer und suchen Händel mit Clodius' Schwertträgern. Auf das Waffengeklirr dreht sich Clodius drohend um, da stößt ihm Birria den Flamberg in die Schulter. Darauf eilen noch mehr Milonianer herbei, und es entspinnt sich ein Gefecht. Den Clodius aber retten die Seinen in eine Schenke, die am Wege stand. Kaum hört Milo, daß Clodius verwundet ist, so läßt er ihn aus der Schenke herausschleppen und auf der Straße ermorden. Seine Diener wurden niedergehauen. So blieb die Leiche am Wege liegen. Sie fand der Senator Tedius, der gerade vom Lande nach Rom zurückkehrte, er hob sie auf und brachte sie in seiner Sänfte in die Stadt. Dort wurde sie gegen Abend im Atrium seines Hauses niedergelegt, und alsbald sammelte sich um sie her die Schar der Klienten, Diener und das niedere Volk. Die Aufregung vermehrte die Gattin des Ermordeten, indem sie mit wildem Wehgeschrei die blutenden Wunden enthüllte. Am

Morgen vermehrte sich das Gedränge vor Clodius' Hause, mehrere Vornehme wurden erdrückt. Auch zwei Volkstribunen kamen herbei, die Clodius nahegestanden hatten; auf ihren Antrieb trug das Volk die nackte Leiche erst aufs Forum, wo es durch Reden noch mehr erregt wurde, und dann in die Kurie. Dort errichtete man aus Bänken, Tischen und Büchern einen Scheiterhaufen und verbrannte darauf die Leiche. Dabei ging aber auch die Kurie und die Porcische Säulenhalle in Flammen auf. Von da ergoß sich der entfesselte Pöbel mit Feuerbränden nach dem Hause Milos, um es anzuzünden, wurde aber von dessen Bogenschützen zurückgetrieben; von da ging es vor das Haus des unterdes zum Interrex ernannten M. Lepidus, den man zwingen wollte, die Konsulwahl sofort vorzunehmen. Als er sich weigerte, holte man die konsularischen Rutenbündel aus dem Hain der Libitina und bestimmte den Hypsäus und Scipio, sie anzunehmen: als aber auch diese nicht willfährig waren, stürmte das Volk hinaus in die Vorstadt in die Gärten des Pompejus und rief ihn bald als Konsul, bald als Diktator aus.

Pompejus consul sine collega (52 v. Chr.).

Danach wurden die Straßen nicht trocken von Bürgerblut: Raub, Mord und Plünderung herrschten an allen Orten. Endlich, nachdem dieser fürchterliche Zustand fast zwei Monate gewährt hatte, beschloß der Senat auf Vorschlag des M. Bibulus, daß dem Pompejus die alleinige Gewalt übertragen werden sollte; aber man vermied den verhaßten Ausdruck Diktator und nannte den neuen Magistrat „einen Konsul ohne Amtsgenossen" (consul sine collega). Die Not, die durch diese Maßregel wenigstens vorübergehend gelindert wurde, war so groß gewesen, daß sogar Cato diesem Beschlusse beitrat. Pompejus benutzte die ihm verliehene außerordentliche Machtfülle, um zunächst die äußere Ordnung im Staate und in der Stadt wiederherzustellen. Er ließ strenge Gesetze gegen Amtserschleichung (de ambitu) und gegen Friedensbruch (de vi) in den von seinen Soldaten beherrschten Komitien annehmen und, auf diese Gesetze gestützt, viele Unruhestifter verurteilen. Auch Milo, der Mörder des Clodius, entging trotz Ciceros Verteidigung diesem Schicksale nicht. Er wurde verurteilt und ging in die Verbannung nach Massilia. Außerdem war Pompejus bestrebt, das ungesetzliche Streben nach den Staatsämtern dadurch einzudämmen, daß er den lockenden Preis dieser Magistraturen, die Provinzen, in weitere Ferne rückte. Er ließ nämlich einen Senatsbeschluß vom Jahre 53 v. Chr. zum Gesetz erheben, wonach die Provinzen nicht mehr, wie es Sulla verordnet hatte, unmittelbar nach der Verwaltung des Konsulats oder der Prätur, sondern erst fünf Jahre nach Ablauf dieser Ämter übernommen werden sollten. Auch die Bewerbung um die Ämter und die Geschäftskreise derselben wurden durch ein Gesetz neu geordnet. Trotz alledem war Pompejus kein wirklicher Ordner des Staats, da ihm Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit fremd waren. Er war nämlich der Ansicht, daß er selbst keineswegs an die von ihm gegebenen Gesetze gebunden sei. Als z. B. sein eigner Schwiegervater Metellus Scipio mit Recht wegen Amtserschleichung angeklagt wurde, legte er Trauerkleider an, beschied die Richter zu sich und erbat sich von ihnen die Freisprechung Scipios als eine Gunst, die auch gewährt wurde. Um ihn aber auch vor weiteren Anklagen zu sichern, nahm er ihn für den Rest des Jahres zum Kollegen im Konsulate an. Ferner verletzte er das Gesetz über die Provinzen dadurch, daß er selbst sich die beiden Spanien, die er eigentlich im Jahre 50 v. Chr. hätte abgeben müssen, durch ein tribunizisches Gesetz um fünf Jahre verlängern und dazu noch jährlich 1000 Talente für seine Legionen geben ließ. Mit Recht nennt ihn deshalb Tacitus den „Umstürzer seiner eignen Gesetze."

Pompejus und Cäsar.

Durch die außerordentliche Machtstellung des Pompejus und besonders durch seine Annäherung an die Senatspartei mußte das gute Einvernehmen der beiden Machthaber getrübt werden. Es war schon im Jahre 54 v. Chr. durch den Tod Julias, der Gattin des Pompejus, der Tochter Cäsars, und dann noch mehr 53 v. Chr. durch Crassus' Tod erschüttert worden. Immerhin hatte Pompejus im Frühjahre 53 dem Cäsar zur Verstärkung seines Heeres eine Legion abgetreten. Aber während

seines dritten Konsulates verletzte Pompejus den Cäsar dadurch, daß er sich sein Imperium über die spanischen Provinzen bis über den Termin hinaus, an dem Cäsar seine Provinzen abgeben mußte (1. März 49), verlängern ließ, ohne für Cäsar eine entsprechende Begünstigung zu beantragen. Ein Bruch mit Cäsar im Jahre 52, wo sich die Aristokratie unter dem Zwange der Not mit Pompejus aussöhnte, Cäsar aber durch den großen Aufstand des Vercingetorix (s. S. 650) in Gallien festgehalten war, hätte vielleicht für Pompejus Erfolg haben können. So aber zeigte Pompejus seit jener Zeit statt fester Entschlossenheit jenes eigentümliche Schwanken, das seinen Untergang vorbereitete. Um nämlich für jetzt noch den drohenden Bruch mit Cäsar zu vermeiden, willigte er noch vor Antritt seines Konsulats (im Februar 52) ein, daß dem Cäsar nach einem von den Tribunen beantragten Gesetze das Recht zugestanden werde, sich abwesend um das Konsulat für das Jahr 48 bewerben zu dürfen. Diese Ausnahmebestimmung machte er aber dann durch sein Gesetz über die Ämter (s. S. 648) wieder hinfällig, das die Werbung eines Abwesenden verbot; und als ihn die Cäsarianer in Rom und andre besonnene Männer auf diesen offenbaren Vertragsbruch aufmerksam machten, fügte er seinem Gesetze eine Klausel hinzu, die es eigentlich wieder aufhob, nämlich, daß früher erteilte Dispensationen von der persönlichen Bewerbung gültig bleiben sollten. Diese Schwankungen erbitterten einerseits Cäsar mit Recht, anderseits schufen sie jene Rechtsunsicherheit, die dann denen förderlich war, die zum Kriege zwischen Pompejus und Cäsar hetzten.

Cicero und der Vertrag von Ravenna.

Interessant ist es, Ciceros Stellung zu diesen Wirrnissen zu beobachten. Er hatte während der fürchterlichen Anarchie, die der Ermordung des Clodius vorausging und ihr folgte, in höherem Grade als Cato eingesehen, daß der Senat aus eigner Kraft nicht mehr im stande sei, die bösen Elemente im Staate im Zaume zu halten. Deshalb war er zu Zugeständnissen an die beiden Machthaber bereit. Für den Bestand des wertvollen Restes republikanischer Einrichtungen schien es ihm am besten, wenn man Pompejus und Cäsar als die beiden Reichsfeldherren in gegenseitigem Gleichgewicht erhalten könne, damit dem Senate zwischen ihnen in der inneren Verwaltung des Staats und der Bürgerschaft bei der Wahl der Magistrate ein gewisser Spielraum bleibe. Er stand also politisch zu beiden Machthabern etwa in demselben Verhältnisse, nur fühlte er sich persönlich mehr zu Pompejus hingezogen, dem er zum Teil seine Rückberufung verdankte und dessen Verbindung mit den verworfenen Elementen, wie z. B. mit Clodius, keine tiefere gewesen war. Aber er war eifrig bemüht, auch dem Cäsar gerecht zu werden und jedem ernsthaften Konflikt zwischen beiden vorzubeugen, da er klar voraussah, daß der Bürgerkrieg den Ruin der bürgerlichen Gesellschaft bedeute und statt des erträglichen Dualismus des Senats und der Machthaber die unerträglichste Militärdiktatur heraufführen müsse. Deshalb arbeitete er unausgesetzt für den Frieden, dessen Erhaltung im Interesse des Staates lag und von allen Vernünftigen sehnlichst gewünscht wurde. Deshalb scheute er auch, als der Senat die Wahl des Pompejus zum alleinigen Konsul vorbereitete, nicht die winterliche Reise nach Ravenna, wo Cäsar damals (im Februar 52) mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorgänge in Rom verfolgte, um dort im Auftrage des Pompejus mit Cäsar zu verhandeln. Das Ergebnis war eben jenes oben erwähnte Ausnahmegesetz der Tribunen, daß sich Cäsar für das Jahr 48 abwesend um das Konsulat bewerben dürfe.

Leider wurde Cicero im Frühlinge des Jahres 51 v. Chr. durch die ihm nach dem Gesetze des Pompejus über die Provinzen zufallende Aufgabe, Cilicien zu verwalten, aus Italien abgerufen. Es war vom Senat ein großer Leichtsinn, den unkriegerischen Mann noch dazu mit ganz geringen Streitkräften in die Taurusländer

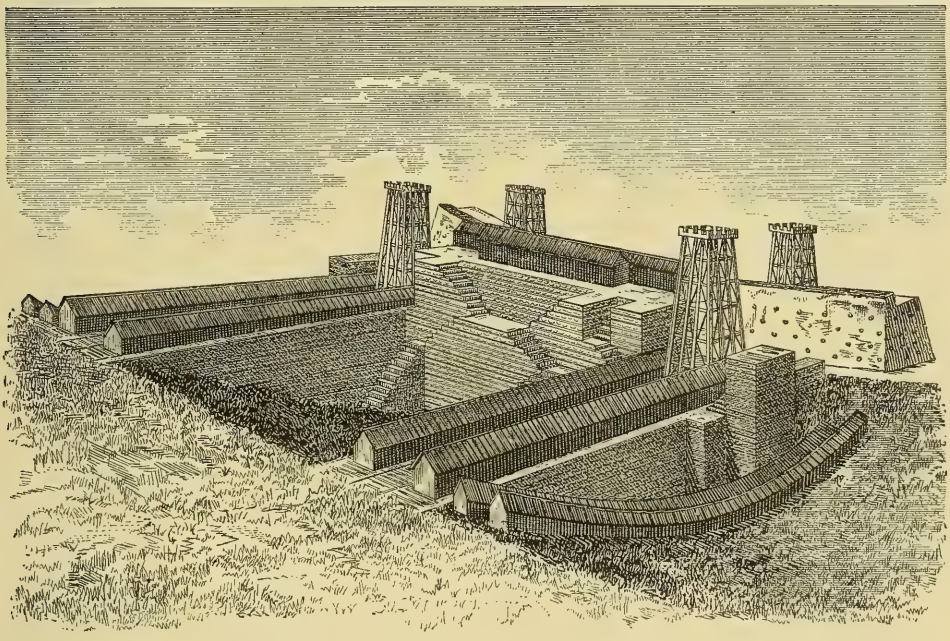
zu schicken, wo eben ein Einfall der Parther bevorstand. Zum Glücke für Rom wurden die Parther durch den Quästor G. Cassius, der schon nach Crassus' Fall die Euphratübergänge verteidigt hatte, im Oktober 51 vor Antiochia abgewiesen, und sogar Cicero konnte dank der Unterstützung seines in Cäsars gallischen Feldzügen militärisch gebildeten Bruders Quintus einige Erfolge über die den Parthern verbündeten freien Cilicier erringen. Wichtiger war seine uneigennützige und wohlwollende Fürsorge für die durch römische Wucherer fast zur Verzweiflung gebrachten Taurusländer. Er gab mit seiner humanen und selbstlosen Provinzverwaltung dem römischen Adel seiner Zeit ein Beispiel, das leider keine Nachahmung fand.

Ciceros Briefe werfen grelle Schlaglichter auf die Zustände Asiens, die von den römischen Blutsaugern, zu denen auch Pompejus gehörte, verschuldet waren. Sie zeigen, daß eine gründliche Änderung der Provinzverwaltung, die, wie die Verhältnisse lagen, nur die Monarchie bringen konnte, not that. Der König Ariobarzanes von Kappadocien, der einst während des Mithridatischen Krieges ein Darlehen von Pompejus hatte nehmen müssen, war von dessen unzähligen Prokuratoren wie von hungrigen Ratten umlagert. Alles, was er durch Steuern und außerordentliche Umlagen einnahm, langte noch nicht zu, um die Zinsen, monatlich 33 Talente (160000 Mark), für seine durch Zinseszins ins ungemessene gewachsene Schuld an Pompejus zu bezahlen. Noch schlimmer verfuhr der als stoischer Philosoph und Nachahmer Catos bekannte M. Brutus, der später zu Cäsars Mördern gehörte. Er hatte mit Umgehung der Gesetze, die solche Geschäfte verboten, den Bewohnern der Stadt Salamis auf Cypern 50 Talente geborgt; er forderte 48 Prozent Zinsen, so daß sich also nach 6 Jahren die Schuld vervierfacht hatte und 200 Talente betrug. Und als nun die unglücklichen Salaminier nicht zahlen konnten, stellte er während der Statthalterschaft des Appius Claudius, seines Schwiegervaters, in Cilicien seine Agenten als Offiziere ins römische Heer ein und verwendete somit die militärischen Kräfte der Republik für seine Wuchergeschäfte. Einer dieser Pseudooffiziere besetzte nun die zahlungsunfähige Stadt mit einigen Reiterschwadronen und sperrte ihren Rat so lange ins Rathaus ein, bis fünf Ratsherren verhungert waren. Cicero machte diesen Scheußlichkeiten sofort ein Ende, entzog den Prokuratoren und Agenten die Offiziersstellen und duldete keinen höheren Zinsfuß in seinem Verwaltungsbereiche als 12 Prozent fürs Jahr. —

Der Aufstand der gallischen Nation unter Vercingetorix.

Während des dritten Konsulates des Pompejus (52 v. Chr.) war es seinem Nebenbuhler Cäsar gelungen, des gefährlichsten Aufstandes, der ihn je in Gallien bedroht hatte, Herr zu werden. Die Kunde von der in Rom herrschenden Anarchie war während des Winters 53/52 auch in Gallien von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt gedrungen und hatte bei diesem leichtbeweglichen Volke noch einmal die Hoffnung auf Wiedergewinnung der nationalen Freiheit erregt. Der Führer und Held dieser Bewegung war der feurige Arverner Vercingetorix. Durch einen kühnen Kriegsplan hatte er sogar die narbonensische Provinz bedroht. Mit Mühe hatte Cäsar, nachdem die Abmachungen von Ravenna (Februar 52, s. S. 649) noch einmal den Frieden mit Pompejus gesichert hatten, im März durch einen kühnen Marsch über die schneebedeckten Cevennen sich mit seiner Armee vereinigt und den Rachekrieg gegen die abgefallenen Stämme begonnen. Aber Vercingetorix bestimmte seine Landsleute da, wo Cäsar sich aufhalte, alle leichter zu erobernden Städte, sowie sämtliche Dörfer und Höfe anzuzünden, um den Römern die Kriegführung unmöglich zu machen. In der That kam Cäsar schon bei der langwierigen Belagerung von Avaricum im Lande der Bituriger in große Not, diese steigerte sich aber noch bei der Belagerung von Gergovia im Arvernerlande, die er überhaupt aufgeben mußte. Infolgedessen fielen sogar die Äduer von ihm ab, und Labienus, den er mit vier Legionen ins Gebiet der Parisier geschickt hatte, konnte sich nur mit Mühe wieder mit Cäsar vereinigen. Als er aber mit Hilfe der neuangeworbenen germanischen Reiterei den Vercingetorix in einem Reitertreffen besiegt hatte, mußte sich dieser nach Alesia, in eine Stadt der Mandubier, werfen. Als ihn Cäsar hier zu belagern drohte, entließ er die gallische Reiterei, damit sie die ganze Nation gegen die Belagerungslinien heranführe. Ein riesiges Entsatzheer aus allen Teilen Galliens kam

in der That nach Alesia heran, 80000 Reiter und 250000 Fußsoldaten. Aber Cäsars Feldherrngenie weiß auch diesem Riesenkampfe zu begegnen. Seine Linien, in denen sein ganzes Heer von 10 Legionen, also etwa 40000 Mann stehen, sind nicht nur nach der Stadt zu, sondern auch nach außen zu durch Befestigungen aller Art in einer Länge von 14 römischen Meilen gedeckt. So weist er alle Angriffe von der Stadt aus und von außen her siegreich zurück, bis endlich das Entsatzheer ermattet abzieht, die hungernden Gallier in der Stadt aber ihre Unterwerfung anzeigen und den Vercingetorix mit allen Waffen ausliefern. Dieser letzte Held des gallischen Volkes zierte später Cäsars Triumph und starb darauf einen schmachvollen Tod. — Die



295. Belagerung einer gallischen Stadt durch die Römer.

Der breite und tiefe Graben vor der nach gallischer Weise aus einer Verbindung von Balken und Stein erbauten Stadtmauer ist seitens der Römer teilweise durch Aufschüttung von Erde und Holz (agger) ausgefüllt, und auf den so hergestellten Dämmen werden hohe Holztürme und langgestreckte Schutzdächer gegen die Mauer vorgeschoben, unter denen römische Soldaten mit Hilfe des Sturmbockes (aries, ein an freischwebendem Balken befestigter Widderkopf aus Eisen, der gegen die Mauer gerammt wird) Bresche zu legen versuchen. Übrigens haben auch die Verteidiger hinter der Mauer Holztürme zur Abwehr errichtet.

Nach dem Modell im Museum von St. Germain.

Flamme des Aufstandes aber erlosch nach und nach, und Cäsar konnte in den folgenden Jahren (51 und 50 v. Chr.) die Verwaltung der großen und wichtigen Provinz Gallien (Gallia comata) in seinem Sinne ordnen.

Im Winter (Dezember 50) verließ Cäsar das Land und wandte sich mit nur einer Legion nach Gallia cisalpina; jetzt kam für ihn alles darauf an, daß ihm die früheren Verheißungen für das Konsulat im Jahre 48 gehalten wurden. Denn er brauchte dieses Konsulat, erstens um gegen Anklagen gedeckt zu sein, zweitens um seine Verfügungen (acta) bestätigen zu lassen und den Transpadanern, die ihn in seinem achtjährigen Kampfe treu unterstützt hatten, das längst verheißene Bürgerrecht zu verleihen. Aber es zeigte sich bald, daß weder Pompejus noch die sich auf ihn stützende Adelspartei ihm diese Forderungen gewähren wollte.

Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus.

Der Konflikt zwischen Cäsar und Pompejus.

Die Ursache zu einem Bürgerkriege lag nicht in den Verhältnissen der Bürgerschaft, die sich vielmehr nach der Erhaltung des Friedens sehnte, sondern in dem persönlichen Ehrgeize der beiden Machthaber: Pompejus wollte kraft seiner großen Vergangenheit und Cäsar kraft seiner überlegenen Begabung nicht dem andern den ersten Platz im Staate einräumen. Mancherlei äußere Vorkommnisse hatten in der letzten Zeit die Spannung zwischen den beiden Nebenbuhlern bedrohlich gesteigert. Im Sommer des Jahres 50 hatte der Senat beschlossen, daß Cäsar und Pompejus je eine ihrer Legionen zur Führung des Partherkrieges, der Syrien und Cilicien bedrohte (s. S. 650), hergeben sollten. Daraufhin hatte Cäsar im Herbste 50 eine Legion aus Gallien nach Italien abkommandiert. Pompejus aber bestimmte zur Erfüllung des Senatsbeschlusses die Legion, die er im Frühling 53 dem Cäsar geliehen hatte. Auch dieser Forderung kam Cäsar nach, indem er eine im cisalpinischen Gallien stationierte Legion nach Apulien abrücken ließ. Trotzdem hörten die Anhänger des Pompejus im Senate nicht auf, gegen ihn zu hetzen und seine Abberufung aus Gallien zu verlangen. Die Spannung nahm zu, als am 1. Dezember 50 der dem Cäsar feindliche Konsul Marcellus im Senate den Vorsitz übernahm und sofort feindselige Maßregeln gegen Cäsar und ein außerordentliches Kommando für Pompejus beantragte. Ihm leistete der Tribun Curio im Interesse Cäsars energischen Widerstand mit der Gegenforderung, daß sowohl Cäsar als auch Pompejus ihr Imperium niederlegen sollten. Die große friedliebende Majorität des Senates war für diesen billigen Antrag, aber seine ordnungsgemäße Abfassung wurde von den Pompejanern hintertrieben, anderseits intercedierte Curio mit Erfolg gegen die Cäsar feindlichen Anträge des Marcellus. Als aber Curios Tribunat mit dem 9. Dezember 50 abgelaufen war, erneuerte Marcellus am 10. Dezember seine Anträge. Aber nunmehr übernahm der Tribun M. Antonius die Rolle des Curio, und Marcellus brachte keinen Senatsbeschluß nach seinem Sinne zustande. Infolgedessen griff er zum Verfassungsbruch: er eilte mit einigen gleichgesinnten aristokratischen Hitzköpfen, die damals in Pompejus den Verfechter ihrer Interessen sahen, aus der Stadt nach Neapel, wo sich Pompejus damals aufhielt, und forderte ihn auf eigne Faust unter Überreichung eines Schwertes zur Rettung des Staates auf. Pompejus nahm diesen völlig ungesetzlichen Auftrag an, reiste sofort nach Luceria, übernahm dort das Kommando über die beiden für den Partherkrieg bereitstehenden Legionen und begann auch sonst zu rüsten.

Mit diesem Verfassungs- und Friedensbruche war der Anfang der bürgerlichen Unruhen (initium tumultus) und damit für Cäsar eine starke Herausforderung, nun auch seinerseits zu den Waffen zu greifen, gegeben. Am 21. Dezember, als die Kunde davon nach Rom gelangte, berief der Tribun Antonius das Volk und protestierte gegen den Staatsstreich des Pompejus. Gleichzeitig reiste auch Curio zu Cäsar ab, der unterdes mit nur einer Legion, also von den Ereignissen überrascht, ins cisalpinische Gallien gekommen war. Bereits am Morgen des 1. Januar 49 war Curio mit Cäsars Ultimatum aus Ravenna zurück und übergab es den neuen Konsuln C. Marcellus und L. Lentulus bei ihrem Eintritt in den Senat. Gleichzeitig erhielten die beiden Legionen Cäsars, deren Winterlager in Gallien am schnellsten erreichbar war, Marschbefehl nach der italischen Grenze. Cäsar erbot sich in seinem Ultimatum, das Heer aufzulösen und die Provinzen abzugeben, wenn Pompejus dasselbe thue; falls dies abgelehnt würde, drohte er „als Verteidiger der Freiheit des römischen Volkes“ — worunter er insbesondere auch die römischen Bürger seines Heeres verstand — mit Gewalt. Die Verhandlungen im Senat wurden mit stürmischer Leiden-

schaft geführt, zunächst ohne Ergebnis. Da erschien am 4. Januar der aus Cilicien zurückgekehrte Cicero vor der Stadt, von allen Besonnenen als der rechte Vermittler begrüßt, und erneuerte am 5. Januar den Antrag, daß Pompejus nach Spanien gehe und daß man dem Cäsar den eingegangenen Verträgen gemäß die Bewerbung um das Konsulat ermögliche. Aber er hatte keinen Erfolg. Nicht als ob etwa alle, die damals schließlich für Pompejus' Forderungen eintraten, wirklich so überzeugte Pompejaner gewesen wären wie Metellus Scipio, M. Marcellus, der Konsul des Jahres 50, und Lentulus, der Konsul des Jahres 49, die von dem engsten Anschlusse an Pompejus vor allem materielle Vorteile erwarteten. Vielmehr war die größte Masse der Senatoren legitimistisch gesinnt, d. h. sie wünschten die Erhaltung der republikanischen Verfassung und hingen nur notgedrungen dem Pompejus an, weil sie nur zwischen ihm und Cäsar die Wahl zu haben glaubten. Diese gemäßigten Elemente, die eigentlich wie Cicero für den Frieden waren, ließen sich schließlich zu ihrem und des Staates Schaden von wenigen vornehmen, aber ruinierten Ultras mit fortreißen, wie denn häufig im Senate die Abstimmung eines besonders vornehmen Mannes auch über die Abstimmung vieler andren Standesgenossen entschied. Selbst Cicero bezeichnet sich gelegentlich als „ein Rind, das der Herde nachlaufe", und charakterisiert die damalige Lage in einem Briefe treffend folgendermaßen: „Als die Kriegsfrage an uns herantrat, habe ich es weder an Ermahnungen noch an Klagen fehlen lassen, da ich selbst den unbilligsten Frieden für besser hielt als den gerechtesten Krieg. Aber meine Ansicht wurde zu Falle gebracht nicht so sehr von Pompejus selbst — denn dieser blieb nicht ungerührt — sondern von denen, welche sich mit der Führerschaft des Pompejus deckend, einen Sieg zur Besserung ihrer Vermögensverhältnisse und zur Befriedigung ihrer Leidenschaften ausnützen zu können glaubten."

So wurde am 7. Januar gegen Cäsar das Senatus consultum ultimum beschlossen, und die Tribunen Antonius und Cassius, die intercedierten, mit dem Tode bedroht. Sie flüchteten noch in der Nacht nordwärts zu Cäsar.

Cäsar überschreitet den Rubico.

Ihre vorausgeschickten Boten trafen Cäsar noch am 10. Januar mit fünf Kohorten an der Grenze Italiens, am Rubico, während andre fünf Kohorten den wichtigen Paß, der von der Ämilischen Straße (bei Forum Livii) über den Apennin ins obere Arnothal und von da nach Arretium führt, besetzt hielten. Auf ihre Kunde marschierte Cäsar noch in der Nacht vom 10./11. Januar in Italien ein und besetzte am Morgen des 11. die bedeutende Stadt Ariminum; dort trafen die geflohenen Tribunen und Curio mit ihm zusammen. Er benutzte diesen Umstand zu einer wirksamen Ansprache an sein Heer und schickte der auf Arretium marschierenden Abteilung den M. Antonius als Befehlshaber nach.

Zusammenbruch der Regierung.

Die Schreckenskunde von Ariminum erreichte den Senat am 14. Januar. Man hatte gehofft, bis zum 1. Juli 49 Frieden zu haben, weil dieser Termin dem Cäsar als der äußerste für die Niederlegung des Imperiums bezeichnet worden war. Er aber war mit einer Entschlossenheit und Thatkraft, wie sie 18 Jahrhunderte später Friedrich der Große an den Tag legte, seinen Gegnern zuvorgekommen. Man beantwortete seinen Einbruch in Italien im Vertrauen auf Pompejus noch am 14. Januar mit dem decretum tumultus (s. S. 601). Als aber am 16. und 17. Januar ganze Scharen flüchtender Landleute in Rom eintrafen und eine Hiobspost nach der andern die Wegnahme der ganzen Küstenlinie von Ariminum bis Ancona und anderseits die Wegnahme von Arretium meldete, so daß dem kombinierten Vormarsche Cäsars auf der Flaminischen und der Clodischen Straße gegen Rom nichts mehr im Wege zu stehen schien, als zum Überflusse Pompejus bekannte, daß es mit seiner Kriegsbereitschaft übel bestellt sei, daß er Rom preisgeben müsse, da brach die Regierung haltlos

zusammen: Konsuln, Prätoren und der Senat, ja sogar der Generalissimus selbst verließen in fluchtartigem Getümmel die Hauptstadt. Der Zusammenbruch der Regierung, deren Organe nunmehr in Pompejus' Lager Schutz suchten, war für Cäsar ein Schlag, weil er nunmehr nicht nur den Pompejus, sondern auch alle Legitimisten (s. S. 653) gegen sich hatte.

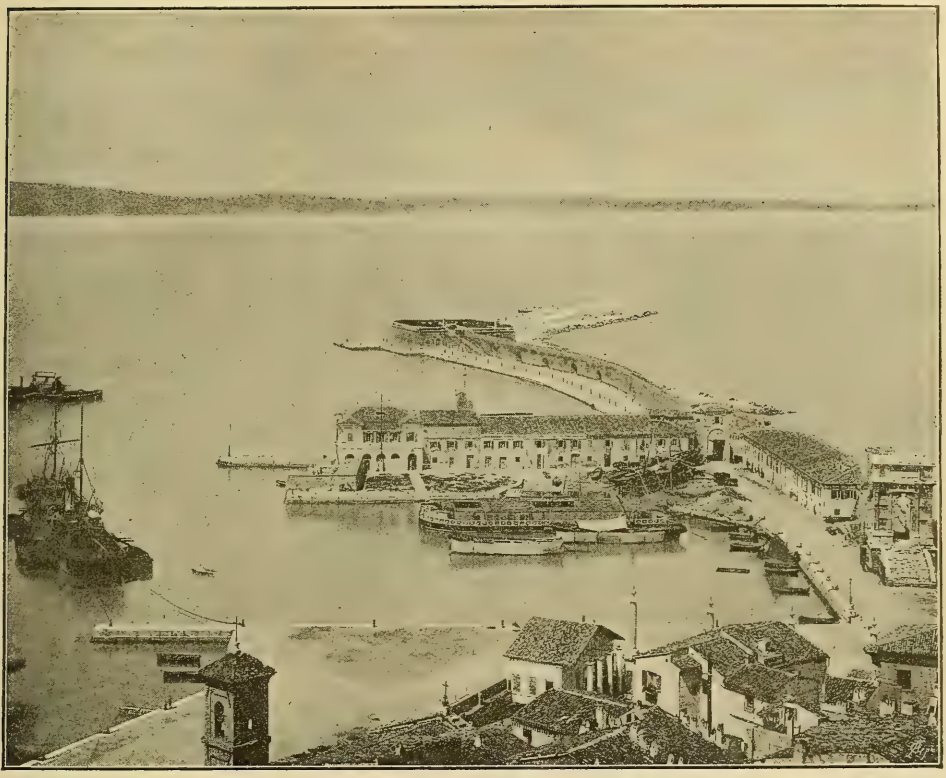
Der italische Feldzug.

In den nächsten Tagen trat ein Stillstand ein, da sich Cäsar wohl hütete, mit seinem Häuflein von Soldaten der Riesenstadt zu nahen. Er verhandelte vielmehr mit dem Hauptquartier der Gegner, das sich jetzt in Kampanien befand. Aber während dieser Verhandlungen bedrohten die durch das decretum tumultus ermächtigten Senats-

296. Ansicht des heutigen Rimini (des alten Ariminum).
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

generale seine linke Flanke in Ancona, so daß er sich veranlaßt sah, gegen Ende Januar seine ganze Legion dort zu konzentrieren und Anfang Februar einen Vorstoß ins Picenterland zu unternehmen. Dabei gebot er bereits über die zwölfte Legion, die unterdes aus Gallien herangekommen war. Bereits am 6. Februar war er in Firmum; schon vorher hatte sich Asculum Picenum einer seiner Streifscharen ergeben. Darauf marschierte er auf der Küstenstraße über Castrum Truentinum nach Aternum südwärts. Überall wurden die Streitkräfte der Gegner zersprengt und sammelten sich erst wieder — über drei Legionen stark — unter Vibullius Rufus und Domitius Ahenobarbus in und um die Bergstadt Corfinium. Pompejus dagegen, der sich wohl schon jetzt mit dem Plane trug, den Krieg nach dem Osten hinüberzuspielen, wo ihm alle Hilfsmittel vertraut waren und er auch die Konsuln und den Senat noch fester in seiner Hand halten konnte, bezeichnete erst Luceria, dann Brundisium als Sammelpunkt für die an verschiedenen Stellen für ihn ausgehobenen Truppen. Aber Domitius gehorchte nicht, sondern beschloß, Corfinium auf eigne Faust zu halten.

So wurde er dort seit dem 14. Februar von Cäsar eingeschlossen und am 21. mit 18 Kohorten zur Kapitulation genötigt. Schon vorher hatte Sulmo kapituliert; andre Truppenabteilungen gingen freiwillig zu Cäsar über. In der Zeit vom 21. Februar bis zum 9. März marschiert Cäsar, jetzt bereits an der Spitze einer stattlichen Armee, über Arpi und Canusium nach Brundisium, schließt die Stadt ein und versucht, nachdem erneute Friedensverhandlungen gescheitert sind, den Pompejus an der Ausfahrt zu hindern. Diesem gelingt es aber am 17. März, mit seinem Heere nach Epirus überzusetzen. Damit ist der „Tumult" zu Ende und der wirkliche Krieg (bellum) beginnt.

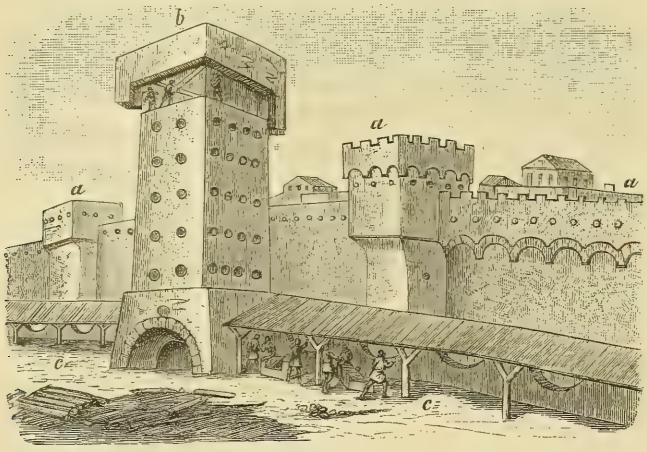


297. Molo von Ancona mit dem Bogen des Trajan.
Nach einer photographischen Naturaufnahme. — Der Name Ancona bedeutet „der Haken"

Cäsar in Rom; der spanische Feldzug.

Diese Wendung war für Cäsar sehr unangenehm; denn so wurde die letzte Entscheidung auf eine ferne Zukunft hinausgeschoben, und er wurde gezwungen, gegen die namentlich im Osten stärkeren materiellen Hilfsmittel des Pompejus seine Körper- und Geisteskräfte während mehrerer ruhelosen, von den schlimmsten Strapazen erfüllten Kriegsjahre so zu überanstrengen, daß er dann frühzeitig alterte. Von Brundisium eilte er nach Rom, wo er gegen Ende März eintraf. Viele mögen wohl damals von ihm einen Gewaltakt gegen Leib und Besitz seiner Gegner erwartet haben; aber derartiges lag nicht in seiner Natur, auch trug er sich noch immer mit der Hoffnung auf einen unblutigen Ausgleich des Streites. Deshalb ließ er hier am 1. April durch die Tribunen Antonius und Cassius — höhere Magistrate waren in der Hauptstadt nicht vorhanden — den Rest der Senatoren — die meisten waren mit Pompejus nach Epirus gegangen — versammeln und versuchte eine Kundgebung für den Frieden

herbeizuführen. Der Senat zeigte sich zunächst bereit, auf seine Wünsche einzugehen; als es sich aber darum handelte, Gesandte zu ermächtigen, die im Auftrage Cäsars und des Senates zu Pompejus reisen sollten, war niemand bereit, diesen gefährlichen Posten zu übernehmen, da Pompejus vor seiner Abreise erklärt hatte, er werde jeden, der in Rom zurückbleibe, als seinen persönlichen Feind betrachten. So mußte sich Cäsar damit begnügen, seine Friedensliebe öffentlich bekundet zu haben; immerhin brachte er damals den gesamten Staatsschatz, der im Saturntempel verwahrt wurde, und zwar gegen die ohnmächtige Interzession des Tribunen Metellus in seine Hand. Darauf reiste er bereits am 6. April, seine Legionen so schnell es ging hinter sich herziehend, nach Spanien, um zunächst diese Provinzen des Pompejus und das dort stehende Heer in seine Hand zu bringen. Die Seinen verbreiteten damals das Bonmot, er ziehe gegen ein „feldherrnloses Heer und werde gegen einen heerlosen Feldherrn" zurückkehren. Auf dem Wege nach Spanien schloß ihm die reiche Handelsstadt Massilia ihre Thore. Er überließ die Belagerung der Stadt seinen Legaten Decimus Junius Brutus und C. Trebonius. Dann zwang er durch geschickte Operationen am Flusse Sicoris die Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus, die über sieben Legionen verfügten, am 2. August 49 zur Kapitulation von Ilerda und nötigte dadurch auch den M. Terentius Varro, den berühmtesten römischen Gelehrten jener Zeit, der als Legat das jenseitige Spanien verwaltete, zur Unterwerfung. Aber nicht überall waren Cäsars Heerführer glücklich. Der unternehmende, aber leichtfertige Curio besetzte zwar Sizilien ohne Schwertstreich, da es Cato, der es im Auftrage des Senates besetzt hatte, räumte und sich nach Dyrrhachium zu Pompejus einschiffte. Aber in Afrika wurde Curio mit seinen beiden Legionen von dem mit Pompejus verbündeten Könige Juba geschlagen und vernichtet. Ebenso wurde Gaius Antonius vom Pompejaner Octavius auf der Insel Curicta (Veglia im Golf von Quarnero) umzingelt und verlor den größten Teil seiner beiden Legionen. Dagegen erzwang Cäsar die Ergebung von Massilia.



298. Aus der Belagerung von Massilia durch die Römer 49 v. Chr.
a Mauern von Massilia. b Turm, welchen der Legat Trebonius errichten ließ. c Schutzdächer für die Katapulten und Ballisten der Römer.

Cäsars erste Diktatur und zweites Konsulat.

Als er dort weilte, erfuhr er, daß ihn der von ihm in Rom zurückgelassene städtische Prätor Ämilius Lepidus kraft eines vom Volke angenommenen Gesetzes zum Diktator ernannt hatte. Cäsar trat diese seine erste Diktatur noch im November 49 in Rom an, führte sie aber nur elf Tage und ließ sich während dieser Zeit mit P. Servilius Vatia Isauricus zum Konsul für das Jahr 48 wählen. Ferner verschaffte er damals denjenigen Transpadanern, die noch Latiner waren, das Bürgerrecht, doch blieb auch jetzt noch das cisalpinische Gallien Provinz. Nachdem Cäsar noch einige Verbannte zurückgerufen und besonders den durch den Krieg vernichteten Kredit und gesunkenen Grundwert durch besonnene Maßregeln wiederhergestellt hatte, eilte er

zu seinen Legionen nach Brundisium, von wo er am 4. Januar 48 (d. i. Anfang November des natürlichen Kalenders) mit sechs Legionen trotz der Bewachung des Meeres durch Pompejanische Flotten glücklich nach Epirus übersetzte und am 5. Januar bei Paläste landete.

Die Feldzüge in Griechenland.

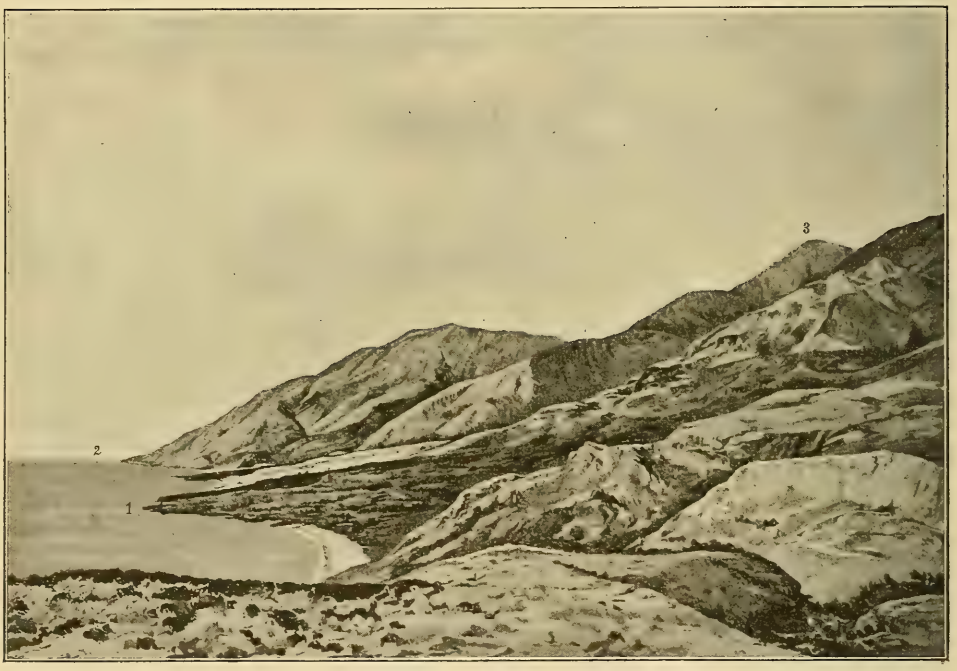
Pompejus war hierauf schlechterdings nicht vorbereitet, da er der Wachsamkeit seiner Flotte vertraute und sich selbst mit dem Plane trug, Italien anzugreifen. Er stand mit dem Hauptteil des Heeres in der illyrischen Landschaft Candavia, seine Häfen an der epirisch-illyrischen Küste waren nur schwach besetzt. Seine Bestürzung steigerte sich, als Cäsar mit der sprichwörtlichen „Cäsarischen Geschwindigkeit" die Situation ausbeutete und in den nächsten Tagen Oricum und Apollonia wegnahm. Mit Mühe

299. Übersichtskarte zum Feldzug Cäsars gegen Pompejus.

gelang es dem herbeieilenden Pompejus, Dyrrhachium, seinen Hauptwaffenplatz, zu decken. Danach sah sich Cäsar freilich zu monatelangem Stilliegen am Flusse Apsus verurteilt, da die erwarteten Nachschübe aus Brundisium nicht eintrafen und er mit seinen 15 000 Mann und 600 Reitern den Streitkräften des Pompejus nicht gewachsen war. In dieser Zeit hätte Pompejus vielleicht einen vernichtenden Schlag gegen seinen Nebenbuhler führen können, aber sein Kriegsrat war zu vielköpfig, seine Truppen nicht ganz zuverlässig, seine Offiziere zu unerfahren im Kriege. Endlich Anfang April 48 (im Februar des natürlichen Kalenders) gelang es dem treuen und verwegenen Antonius, die übrigen Truppen Cäsars, noch vier Legionen mit 800 Reitern, bei Lissus, nördlich von Dyrrhachium, zu landen und sich bald darauf mit Cäsar zu vereinigen. Da Pompejus jetzt erst recht einem Entscheidungskampfe auswich, faßte Cäsar den großartigen Plan, Dyrrhachium und das vom Gegner südlich davon okkupierte Gebiet durch

Verschanzungen zu umklammern. Es war für seine Kräfte ein Riesenwerk; denn da er fortwährend große Abteilungen zur Herbeischaffung von Getreide aus andern Landschaften abkommandieren mußte, hatte Cäsar höchstens 20000 Mann, um eine Kontravallationslinie von 25 km Länge aufzuführen und zu behaupten. In der That erlitt Cäsar hier Mitte Juni 48 in der Mündungsebene des Palamnus bei einem Ausfallsversuche des Pompejus eine so empfindliche Niederlage, daß er die ganze Einschließung des Pompejus aufgab und nach Thessalien abmarschierte.

Die Pompejaner waren nun voll Siegeszuversicht und nützten eben deshalb ihren Sieg nicht aus. Sie hätten jetzt mit leichter Mühe Italien in ihren Besitz bringen können, aber sie versäumten es; sehr spät erst folgte Pompejus dem Cäsar nach



300. Ansicht der Küste von Paläste, wo Cäsar landete.
1 Strand von Paläste. 2 Vorgebirge Varoskopo. 3 Kioreagipfel.
Nach Stoffel.

Thessalien. Er wollte auch jetzt noch nichts von einer großen Entscheidungsschlacht wissen, da er die taktische Überlegenheit der Truppen Cäsars kannte. Aber von seinen beutelüsternen Parteigängern und besonders von seinen jungen Offizieren zur Schlacht gedrängt, wurde er am 9. August 48 bei Pharsalus, unweit der Stätte, wo einst Flamininus den König Philipp besiegt hatte (197 v. Chr.), so vernichtend geschlagen, daß die Reste seines Heeres teils zersprengt, teils von Cäsar zur Ergebung genötigt wurden.

Die Schlacht bei Pharsalus am 9. August 48 v. Chr.

In dieser denkwürdigen Schlacht war Pompejus an Truppenzahl weit überlegen: er hatte 45000 Mann Fußvolk, 2000 Evocaten (Veteranen, die auf besonderen Wunsch ihres Kriegsherrn wieder in Dienst getreten waren) und vor allem eine zahlreiche und tüchtige Reiterei, während Cäsar nur 22000 Mann Fußvolk und kaum 1000 Reiter besaß. Darauf baute Pompejus seinen Plan. Während er nämlich seine Kohorten, deren er sich nicht ganz sicher fühlte, den Ansturm der Gegner in Reih und Glied erwarten ließ, sollte seine gesamte Reiterei, von den Scharfschützen unterstützt, vom linken Flügel aus gegen die ungedeckte rechte Flanke des Gegners vorbrechen und ihn womöglich im Rücken fassen. Aber Cäsar ersetzte, was ihm an Truppenzahl abging, durch die Trefflichkeit seiner meist altgedienten und ihm treu ergebenen Soldaten, zweitens

aber durch die kaltblütigste Berechnung und Verwendung aller seiner Mittel. Die bei Dyrrhachium arg zusammengeschmolzene neunte Legion mit der achten bildete unter M. Anton den linken, die zehnte unter P. Sulla den rechten Flügel, im Zentrum kommandierte Gn. Domitius. Cäsar selbst nahm am bedrohtesten Punkte, dem Pompejus gegenüber, auf dem rechten Flügel Stellung. Seine Leute standen in drei Treffen hintereinander; ein viertes aus sechs Kohorten gebildetes diente zur Reserve gegen den gefürchteten Reiterangriff. Als nun die zahlreiche Kavallerie des Pompejus gegen den rechten Flügel heranbrauste und ihn zu umgehen drohte, warf sich Cäsars viertes Treffen im rechten Winkel zu seiner übrigen Aufstellung mit solcher Bravour den Reitern entgegen, daß diese nach kurzem Ringen auf die nahen Berge entflohen; so verloren auch die Schützenketten des Pompejus ihren Halt und wurden niedergemacht. Schon jetzt verzweifelte Pompejus am Ausgange der Schlacht und ritt ins Lager zurück, während nunmehr auch die andern Treffen Cäsars die Pompejaner nach dem Lager zu vor sich hertrieben und unter ihnen ein furchtbares Blutbad anrichteten. Bald wurde auch das Lager selbst von den Cäsarianern erstürmt; die Pompejaner flüchteten, soweit sie nicht dabei umkamen, auf die benachbarten Höhen, wurden aber dort am nächsten Tage von Cäsar zur Ergebung genötigt: dieser zählte 24000 Gefangene, 180 erbeutete Feldzeichen und 9 Adler bei einem Verluste von nur 200 Mann und 30 Centurionen.

Pompejus' Flucht und Tod.

Pompejus selbst hatte, als Cäsars Truppen sein Lager angriffen, völlig den Kopf verloren. Mit wenigen Begleitern entkam er zu Roß nach Larissa, von da erreichte er auf einem Kahne die Mündung des Tempethales und von dort auf einem Getreideschiffe zur See Amphipolis, wo er neue Rüstungen beginnen wollte. Aber Cäsars unermüdliche Verfolgung scheuchte ihn schon nach wenigen Tagen wieder auf; er fuhr nun über Mitylene an die lycische Küste und im September nach Paphos auf Cypern, um sich von da nach Syrien zu wenden, dessen Vasallenfürsten und Stadtgemeinden ihn vor fünfzehn Jahren wie einen Gott verehrt hatten. Aber auch hier erfuhr er den herben Wandel des Geschicks. Die Bewohner von Antiochia ließen ihn wissen, daß sie ihm ihre Thore sperren würden, andre vornehme Pompejanische Flüchtlinge wurden vor Rhodus abgewiesen; denn schon drang auch zu diesen Gemeinden der Ruf: „Der siegreiche Cäsar naht." So raffte Pompejus auf Cypern 2000 Bewaffnete, meist Sklaven römischer Kaufleute und Beamte der Steuerpächter, und soviel Geld zusammen, als er bekommen konnte, und stach etwa am 24. September in See nach Ägypten. Am 28. erschien er auf der Reede von Pelusium. Seine Bitte, daß ihm gestattet werde zu landen, wurde von den Vormündern des jungen Königs Ptolemäus mit heimtückischer Freundlichkeit gewährt; der griechische General Achillas und der römische Oberst Septimius werden ihm entgegengeschickt. Kaum aber ist Pompejus mit wenigen Begleitern zu ihnen in den Kahn gestiegen, so fallen sie über ihn her und ermorden ihn, sei es aus Furcht vor Cäsar, sei es, um Ägypten vor einer römischen Okkupation zu retten. Es war am 28. September 48, einen Tag vor seinem 58. Geburtstage, am 13. Jahrestage seines Triumphes über Mithridates.

Cäsar in Ägypten.

Am 2. Oktober 48 erschien Cäsar an der Spitze eines kleinen Korps von 3200 Mann, 800 Reitern und 34 Schiffen, mit dem er unablässig den Pompejus verfolgt hatte, vor Alexandria. Noch vor seiner Landung brachte ihm Theodotus, der Erzieher des jungen Ptolemäus, den Kopf und Siegelring des Pompejus. Aber Cäsar verhüllte vor dem blutigen Haupte des Gegners sein Angesicht und auch den Siegelring nahm er mit Thränen in Empfang, denn seine Seele war von kleinlicher Rachsucht so entfernt, daß er dem Pompejus sicherlich ein andres Los bereitet hätte, wenn es noch möglich gewesen wäre. Immerhin benutzte er den Ring, um ihn durch seinen Vertrauten Diochares mit einem offiziellen Berichte über das Geschehene nach Rom an den Senat zu schicken. Dieser aber hatte den Cäsar schon auf die Kunde von Pharsalus und von der hoffnungslosen Flucht des Pompejus nach Osten Mitte September zum zweitenmal zum Diktator ernannt; die Botschaft davon traf noch vor Ende Oktober in Alexandria ein, worauf Cäsar den M. Antonius, der nach Italien gegangen war, zum Reiteroberſten, und dadurch zu seinem Stellvertreter in der Heimat, ernannte.

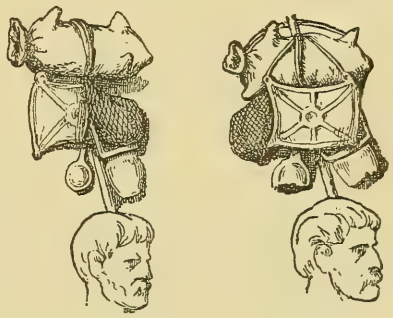
In Alexandria versuchte Cäsar, wie überall, wohin er kam, die verwirrten Staatsangelegenheiten in seinem Sinne zu ordnen, und zog sich dadurch schwere Gefahren zu. Der im Jahre 51 verstorbene Ptolemäus Auletes hatte testamentarisch bestimmt, daß seine sechzehnjährige Tochter Kleopatra mit ihrem zehnjährigen Bruder Ptolemäus Dionysus vermählt werden und mit diesem gemeinsam regieren sollte. Pothinus aber, der Vormund des jungen Königs, hatte die Kleopatra vertrieben, und diese suchte sich von Syrien her mit Gewalt wieder des Thrones zu bemächtigen. In diesen Thronstreit sah sich Cäsar, der sofort im Königspalaste der Ptolemäer Wohnung genommen hatte, verwickelt. Er lud die entzweiten Geschwister vor seinen Richterstuhl und gebot ihnen Frieden. Dieses königliche Auftreten Cäsars, ebenso seine mit Rutenbündeln und Beilen einherziehenden Liktoren, endlich seine Forderungen starker Kriegskontributionen und Naturallieferungen erregten das leichtbewegliche, auf seine bisherige nationale Unabhängigkeit und seinen Reichtum stolze griechisch-ägyptische Mischvolk der Alexandriner zur Wut, die noch von den Vormündern des Königs künstlich geschürt wurde. Außerdem war das königliche Söldnerkorps, das zum Teil aus römischen Soldaten bestand, die Gabinius im Jahre 55 zur Unterstützung des vom Volke vertriebenen Ptolemäus Auletes aus Syrien herbeigeführt hatte, dem Cäsar feindselig gesinnt. So sah sich Cäsar schon Ende Oktober in der Königsburg, die er samt dem daranstoßenden Theater und der Leuchtturminsel Pharos rasch befestigt hatte, vom Volke und Heere bedroht. Zwar gelang es ihm, Pothinus zu beseitigen und den jungen König in Gewahrsam zu halten, aber bei der weiten Entfernung seiner Legionen war doch seine Lage eine äußerst gefahrvolle. Da fand Cäsar unvermutet eine Genossin und Bundesgenossin in der jungen, schönen und geistvollen Königin Kleopatra, die im Vertrauen auf ihre Reize und auf Cäsars Großmut sich und ihre Ansprüche ihm freiwillig auslieferte und, seitdem eng und innig mit ihm verbunden, ihre eignen großartigen Herrschaftspläne den seinen anzugliedern wußte.

301. Münze mit dem Bildnis der Kleopatra. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Heimlich, um den Nachstellungen der Vormünder ihres Bruders zu entgehen, im Hafen gelandet, ließ sie sich, in einen Teppich eingeschnürt, von einem Griechen zu Cäsar ins Schloß tragen und erregte schon durch diese Kühnheit seine Bewunderung. Sie war damals 20 Jahre alt; aus ihren griechischen Münzbildern und noch mehr aus ihren nationalen Bildwerken, die sie als Göttin Isis feiern, sprechen zu uns die Züge einer fremdartigen, orientalischen Schönheit, deren Wirkung sie durch die ausgesuchteste Koketterie noch zu erhöhen verstand (s. Abb. 301). Vor allem aber war sie in noch höherem Grade interessant als schön durch ihre großartigen Kenntnisse aller möglichen orientalischen Sprachen, durch ihre Bildung in griechischer Litteratur und Wissenschaft, durch den Reichtum ihrer nimmermüden Phantasie, durch ihr Geschick in feinen politischen Kombinationen und durch ihren selbstbewußten Ehrgeiz, der sie auch in scheinbar niedriger und schimpflicher Lage die Würde der Königin nicht vergessen ließ. Sie war keine gemeine Buhlerin; die Gestalten der Montespan, der La Vallière, der Pompadour verblassen vor ihrem Bilde in dem Maße, als ihre Ziele größer waren als die dieser höfischen Intrigantinnen. Sie gebrauchte den ganzen Zauber ihrer körperlichen und geistigen Reize, um die riesigen Kräfte des Westens ihren orientalischen Plänen dienstbar zu machen, die darauf hinausliefen, das alte Pharaonenreich größer und mächtiger wiedererstehen zu lassen, Königin der Könige zu sein und selbst das stolze Rom zu einer Macht zweiten Ranges herabzuwürdigen. Um dieses Ziel zu erreichen, scheute sie kein Mittel. Ob sie den Cäsar wirklich geliebt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls aber bezauberte sie ihn so, daß er ohne Rücksicht auf die heimischen Begriffe von Sitte und Anstand ihr in allem zu Willen war. Sie war nicht seine heimliche Mätresse, sondern residierte später in Rom selbst vor aller Welt mit dem Glanze einer allgebietenden Königin. Man fühlte in Rom instinktmäßig, daß sie es nicht auf die Beherrschung eines großen Römers abgesehen habe, sondern durch ihn Rom selbst beherrschen wolle. Deshalb war „die Unholdin" ein Gegenstand grimmigen Hasses, der uns noch aus Briefen und Versen entgegenklingt. Ihre Gestalt hat in dem Rahmen unserer Sitte keinen Raum, und doch gehört sie zu den interessantesten und größten Frauen, die die Weltgeschichte kennt.

Feldzug in Asien und Heimkehr.

Fünf Monate sah sich Cäsar auf die Verteidigung der Burg, des Theaters und des Kriegshafens beschränkt. Und so schlimm gestaltete sich seine Lage, daß er die große ägyptische Flotte, um sie nicht in die Hände seiner Gegner gelangen zu lassen, verbrennen mußte, wobei auch die berühmte alexandrinische Bibliothek in Flammen aufging. Ein andres Mal, als er den verbindenden Damm zwischen der Pharusinsel und dem festländischen Alexandria, das sogenannte Heptastadion (s. S. 246), in seine Gewalt bringen wollte, kam Cäsar selbst in Lebensgefahr und vermochte sich nur durch Schwimmen zu retten. Endlich aber brachte Mithridates von Pergamum, ein Bastard des alten Mithridates, ein aus asiatischen Stämmen zusammengesetztes Hilfsheer über die Landenge von Suez heran und vereinigte sich mit Cäsar am Mareotissee. Darauf wurde der König Ptolemäus am Nil entscheidend besiegt und ertrank auf der Flucht. Am 27. März 47 zog Cäsar als Sieger in Alexandria ein, Kleopatra wurde als Königin von Ägypten anerkannt. Nach dem Siege blieb Cäsar, obwohl nicht nur die Verhältnisse Asiens, sondern auch die drohende Ansammlung der Pompejaner in Afrika sein Eingreifen zu fordern schien, noch bis in den Juni in Ägypten, festgehalten durch die Liebe zu Kleopatra, mit der er eine Reihe rauschender Feste feierte und auch eine Fahrt den Nil aufwärts unternahm, um die Wunderwerke der altägyptischen Baukunst kennen zu lernen.



302. Wie die römischen Soldaten ihr Gepäck trugen.

Das Handgepäck des römischen Soldaten bestand, wie dieses Bild zeigt, aus einzelnen Bündeln (sarcinae) und wurde seit Marius an der Spitze einer Stange getragen, die auf der linken Schulter ruhte und bei der Formation zur Schlacht leicht abgelegt werden konnte. Die Stangen nannte man mit einem Soldatenwitze „Maulesel des Marius" (muli Mariani).

Nach Baumeister.

Endlich im Juni riß er sich los; aber er hinterließ der Königin einen Sohn, der bald darauf geboren wurde und mit seiner Einwilligung den Namen Cäsarion erhielt. Noch vor Mitte Juni landete Cäsar in Syrien und regelte auf der Durchreise die Verhältnisse vieler syrischen Gemeinden. Anfang Juli ging er von Antiochia in See nach Tarsus, von da ging es in Eilmärschen nordwärts. Noch vor Ende Juli war er in Pontus und schlug dort am 2. August bei Zela den Pharnaces, den Sohn des Mithridates, der die Verwickelungen des Bürgerkrieges benutzt hatte, um Pontus den Römern wieder zu entreißen und auch Kappadocien und Kleinarmenien in seine Gewalt zu bringen. Mit diesem Siege war der ganze asiatische Feldzug zu Ende, da Pharnaces in sein bosporanisches Reich entfloh und dort umkam. Auf diesen schnellen Erfolg bezieht sich Cäsars berühmtes Wort: „Ich kam, sah und siegte" (Veni, vidi, vici). Nach einer schnellen Reise durch Asien gelangte Cäsar nach Athen und von da nach Italien; dort stieg er am 24. September in Tarent ans Land.

Pompejaner und Legitimisten nach Pharsalus.

Während die Pompejanische Hauptarmee bei Pharsalus vor den wuchtigen Stößen der Veteranen Cäsars zerstob, lagen 15 Kohorten unter Cato unversehrt in Dyrrhachium. Auch viele andre vornehme Pompejaner und Legitimisten (s. S. 653) waren dort zurückgeblieben. Ihnen brachte auf flüchtigem Roß die Schreckenskunde Labienus, der in Gallien Cäsars tüchtigster General gewesen, aber bei Ausbruch des Krieges zu Pompejus übergegangen und seitdem vom Kriegsglück völlig verlassen war. Sofort wurde Dyrrhachium geräumt und das Hauptquartier nach Corfu verlegt. Ein dort abgehaltener Kriegsrat zeigte den Zwiespalt im eignen Lager. Die ausgesprochenen Pompejaner, die von Cäsars Regiment nichts zu hoffen hatten, unter ihnen des Pompejus eigne Söhne Gnäus und Sextus Pompejus, vereinten sich

mit den schroffsten Legitimisten, unter denen Cato tonangebend war, zur Fortsetzung des Krieges bis aufs Messer. Sie segelten also nach der Landschaft Cyrenaika in Afrika, um dort ihre Vereinigung mit Pompejus, dessen Tod sie noch nicht erfahren hatten, zu bewirken; und als sie diese Trauerkunde erhalten hatten, schlugen sie sich unter vielen Gefahren zu König Juba von Numidien und Attius Varus, dem Pompejanischen Statthalter der Provinz Afrika, durch. Die andern, die sich dem Pompejus erst spät und nur aus Pflichtgefühl angeschlossen hatten, wie z. B. Cicero, der ihm seine Rückberufung aus der Verbannung teilweise zu verdanken glaubte, oder die in Pompejus' Person noch einen gewissen Schutz der alten Verfassung erblickt hatten, wünschten jetzt möglichst bald einen Frieden und Ausgleich mit Cäsar herbeizuführen, um von der alten bürgerlichen Freiheit zu retten, was noch zu retten war. Diese trennten sich, soweit es nicht schon früher geschehen war, jetzt von der Kriegspartei und gingen teils nach Osten, um sich mit Cäsar auszusöhnen, teils suchten sie in irgend einem neutralen Orte ein Asyl bis zur Herstellung des Friedens, wie z. B. Cicero erst in Paträ, dann in Brundisium. Diesen allen begegnete Cäsar, der entschieden von dem edlen Willen durchdrungen war, nunmehr die Gegensätze zu versöhnen, mit der größten Milde und Freundlichkeit. Charakteristisch für viele andre Fälle ist sein Verfahren gegen Cicero. Cäsar hatte ihn schon von Ägypten und dann von Asien aus durch M. Brutus, der noch am Tage von Pharsalus von Pompejus zu ihm übergegangen war, brieflich seiner Verzeihung versichert und zur Mitarbeit im neuen Staate aufgefordert. Als ihm daraufhin Cicero nach seiner Landung in Tarent (s. oben) von Brundisium aus entgegen gegangen war, hatte ihn Cäsar freundlich aufgenommen und ersucht, nach Rom zurückzukehren. Auch späterhin hat sich Cäsar auf das Angelegentlichste bemüht, diesen großen Redner und Publizisten, der als der berufenste Vertreter des anständigen Bürgertums galt, für seine Herrschaft zu gewinnen. Und Cicero hatte auch den besten Willen, am Wiederaufbau des Staates, den er sich im Sinne des Konstitutionalismus dachte, mitzuhelfen. Er schreibt damals an seinen Gesinnungsgenossen, den gelehrten Varro: „Wir wollen es ja an uns nicht fehlen lassen, sondern lieber aus freien Stücken herzulaufen, wenn uns jemand bei der Wiederaufrichtung des Staates gebrauchen will, und zwar nicht bloß als Baumeister, sondern auch als gewöhnliche Arbeiter."

Thapsus (46 v. Chr.).

Um so unversöhnlicher waren diejenigen Pompejaner und Legitimisten, die sich unterdes unter den Söhnen des Pompejus, Cato, Labienus, Metellus Scipio, Afranius, Petrejus, Juba u. a. in Afrika gesammelt hatten. Gegen sie mußte Cäsar, nachdem er nur zwei Monate in Rom auf die Ordnung der Staatsangelegenheiten verwendet hatte, wiederum zu Felde ziehen. Doch bedrohte ihn vorher eine gefährliche Meuterei seiner Veteranen, die, des ewigen Krieges müde die verheißenen Äcker und Belohnungen verlangend, gegen sein Gebot statt nach Sizilien auf Rom zu marschiert waren. Unerschrocken trat Cäsar mitten unter die tobende Menge und bewilligte milde ihre Forderungen. Darüber wurden sie so beschämt, daß sie sich nun mit um so größerem Eifer zur Teilnahme am afrikanischen Feldzuge meldeten.

Mitte Dezember langte Cäsar mit seinem Heere in Lilybäum an, am 25. stach er in See und ankerte am 28. abends vor Hadrumetum. Am 1. Januar 46 v. Chr. marschierte er nach Ruspina und lieferte dort am 4. dem Labienus und Petrejus ein unentschiedenes Treffen. In den nächsten Monaten geschah nichts Entscheidendes, da Cäsar noch Verstärkungen aus Sizilien heranziehen mußte, und auch Juba und Scipio ihre Heere noch nicht vereinigt hatten. Aber auch als die Vereinigung erfolgt war, wich Scipio einem Treffen aus. Endlich am 6. April wurden Scipio und Juba bei Thapsus zur Entscheidungsschlacht gezwungen und gänzlich besiegt. Diese Niederlage

bewirkte die Auflösung der Pompejanischen Partei. Scipio, Juba, Petrejus starben durch Selbstmord, Afranius, der junge L. Cäsar u. a. wurden hingerichtet. Nur Labienus und Attius Varus retteten sich nach Spanien, wohin sich schon vorher die Söhne des Pompejus begeben hatten.

Am meisten wurde Catos Ende besprochen und auch von Sagen umwoben. Er kommandierte in Utica und war nach der Schlacht eifrig bemüht, so viel als möglich von den Pompejanischen Flüchtlingen auf Schiffe zu retten. Als dies geschehen war und Cäsars Ankunft nahe bevorstand, disputierte er eines Abends wie gewöhnlich mit seinen Freunden über philosophische Fragen im Sinne der Stoiker; dann zog er sich zurück, las Platons berühmtes Buch Phädon, das von der Unsterblichkeit der Seele handelt, noch einmal durch und stieß sich dann das Schwert in die Brust, um, wie Cicero später sagte, nicht mit eignen Augen das Ergebnis des Bürgerkrieges sehen zu müssen, den Cäsarismus. Cato galt bei den Römern als der letzte radikale Republikaner, für den es kein Paktieren mit den Zeitverhältnissen, keine Konzessionen an die Machthaber gegeben hatte. Zugleich aber galt sein Selbstmord als die Besiegelung seines unwandelbaren Stoizismus. Unter dem Drucke der folgenden Zeiten erschien er vielen als Märtyrer für die edelsten Ideale, und sein Vorbild rief viele andre zur Nachfolge auf den Pfad des Selbstmordes. Es wurde auf einige Zeit in den vornehmen Kreisen Mode, dieselbe Verachtung des Lebens und seiner Güter zur Schau zu tragen wie Cato. Von dieser Mode aber wurden auch Naturen ergriffen, die auf Erden lediglich nach Reichtum und persönlicher Macht strebten; solche verführte der nur äußerlich aufgefaßte Stoizismus zur schlimmsten Heuchelei.

Cäsars Alleinherrschaft und Ende.

Cäsar nach der Rückkehr aus Afrika.

Nachdem Cäsar aus Afrika zurückgekehrt war (25. Juli 46 v. Chr.), hielt er an vier Tagen des August über Gallien (Vercingetorix), Ägypten (Ptolemäus), Pontus (Pharnaces) und Afrika (Juba) glänzende Triumphe ab und schenkte dabei aus der riesigen Beute jedem Soldaten 20000 Sesterzen (3500 Mark); außerdem wurde das ganze Volk an 22000 Tischen bewirtet, wobei jeder Bürger 400 Sesterzen (70 Mark), 10 Scheffel Getreide und 10 Pfund Öl zum Geschenke erhielt. Cäsar stand damals auf der Höhe seiner Erfolge und seiner Kraft. Aus dem Sumpfe und Schlamme der niederen Demagogie, der ihn erst mit Catilina, dann mit Clodius in Verbindung gebracht hatte, war er emporgetaucht zu den lichteren und reineren Fluten seines eignen Genius. Nicht ein glücklicher Zufall hatte ihn über die andern ehrgeizigen Schwimmer emporgehoben, sondern in einem ununterbrochenen, großartigen Kampfe, der alle seine außerordentlichen Eigenschaften zur Erscheinung brachte, hatte er sich von den dunklen Mächten, die ihn in den Grund ziehen wollten, losgerungen. Alle römischen Länder von den Säulen des Herkules bis zum Pontus, von der fast unbekannten Insel Britannien bis zu den Katarakten des Nil hallten wider von seinem Kriegsruhme. Wohin er kam, überall hatte er auch bedeutende staatsmännische Fähigkeiten in der Ordnung der Provinzen an den Tag gelegt. Und doch war er der Heimat nicht fremd geworden: sein Geist überbrückte Meere und Ströme und umspannte auch aus der Ferne alle Kreise römischen Lebens. Alle geistigen Strömungen seiner Zeit fanden in ihm nicht nur einen verständnisvollen Beschützer, sondern auch einen fördernden Mitarbeiter: mitten im Strudel der Geschäfte, der ihn umtoste, fand er Muße, die Kommentarien über den Gallischen und den Bürgerkrieg in musterhafter Klarheit und graziöser Sprache abzufassen und sogar grammatische, astronomische und chronologische Studien zu betreiben.

303. Denar des Julius Cäsar.
(Königliches Münzkabinett in Berlin.)

Dem Zauber einer solchen Persönlichkeit, der durch die allmächtige Stellung des Herrschers erst recht zur Geltung kam, konnten sich selbst die Legitimisten nicht ganz entziehen, am wenigsten der für alles Große leicht entzündliche Cicero. Nachdem er in seinem „Brutus“, einer interessanten Geschichte der römischen Beredsamkeit, in

edlem Freimut über die „Nacht des Staates, die Verödung des Forums, das Aufhören der Gerichte und der bürgerlichen Freiheit" gegrollt, dann in seinem „Cato", einer Erinnerungsschrift an den Uticenser, dem letzten Märtyrer der Republik und dieser selbst die Totenklage gehalten hatte, söhnte er sich mehr und mehr mit den neuen Verhältnissen aus in der sicheren Erwartung, daß Cäsar die ihm verliehene Diktatur als eine ihm zur Ordnung des Staates übertragene Gewalt (dictatura rei publicae constituendae) betrachten und dem Staate eine Verfassung geben werde.

Cäsars staatsrechtliche Stellung.

Cäsars Machtstellung im Staate beruhte darauf, daß ihm vom Senate oder vom Volke eine Reihe ordentlicher oder außerordentlicher Ämter der Republik übertragen worden war, darin allerdings unrepublikanisch, daß die Ämter auf eine Person gehäuft wurden und teilweise auch der verfassungsmäßigen Zeitgrenzen entbehrten. Bei der Verworrenheit der Überlieferung ist es kaum möglich, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Befugnisse Cäsar zu jeder Zeit — denn sie wurden nach jeder neuen Niederwerfung der Pompejaner vermehrt — besessen hat. Nur soviel ist klar, daß er seine außerordentliche Gewalt vorzugsweise unter dem Namen der Diktatur ausübte, die ihm nach der Schlacht von Thapsus auf zehn Jahre neu verliehen worden war. Außerdem besaß er das Recht, die ordentlichen wie die außerordentlichen Magistrate selbst zu wählen, beziehentlich die Personen für diese Ämter dem zum Schein wählenden Volke zu bezeichnen und die Provinzen nach seinem Gutdünken zu verteilen. Vielleicht ist ihm nach dieser Schlacht auch schon die „Sittenaufsicht" (praefectura morum) verliehen worden, eine außerordentliche Befugnis, die an Stelle der Zensur trat und ihm z. B. das Recht gewährte, den Senat zu ergänzen. Dagegen hat er sich weder damals noch später die tribunizische Gewalt verleihen lassen; nur die tribunizische Unverletzlichkeit nahm er im Jahre 44 v. Chr. als ein Geschenk des Volkes entgegen (s. S. 670). Der Gedanke, die Machtstellung des Monarchen statt auf den verhaßten Titel der Diktatur oder auf den noch verhaßteren Königstitel auf die volkstümliche tribunizische Gewalt zu begründen, ist erst von Augustus ausgebildet und verwirklicht worden. —

Ciceros konstitutionelle Träume.

Im Gegensatz zum persönlichen Absolutismus Cäsars hielt Cicero noch immer eine konstitutionelle Verfassung für möglich, in der das monarchische, aristokratische und demokratische Prinzip gleichmäßig berücksichtigt wäre. Er wollte, daß Cäsar selbst mit dem Vorsitz im Senate ein umfassendes Imperium über die wichtigeren Provinzen verbinde, überhaupt der Leiter der Exekutive sei, vor dem die bisherigen ersten Beamten in die zweite Linie traten. Aber der Senat, der sich nach wie vor aus den gewesenen Beamten ergänzte, sollte als aristokratisches Element seine beschließende Kraft behalten; die Wahl der Beamten sollte dem Volke, die Wählbarkeit allen tüchtigen Bürgern ohne Unterschied des Standes zustehen. In den Gerichtshöfen wünschte er alle drei Stände des Volkes vertreten zu sehen; außerdem sollte eine Umwälzung der Besitzverhältnisse in Italien zu gunsten der Soldaten vermieden werden.

Man muß zugeben, daß derartige Anschauungen und Forderungen berechtigt waren, da selbst um den Preis einer festen Ordnung im Staate der Begriff der bürgerlichen Freiheit, das wichtigste Ergebnis der europäischen Kultur im Gegensatze zur asiatischen Sklaverei, nicht ohne weiteres aufgeopfert werden durfte. In der That hat später Augustus, der eigentliche Schöpfer der römischen Reichsverfassung, wenigstens einen Teil der Forderungen Ciceros und der Verfassungsfreunde erfüllt. Aber es fragt sich, ob Cäsar unter den obwaltenden Verhältnissen dazu überhaupt in der Lage gewesen wäre. Cäsar war vielmehr entschlossen, seine Diktatur mit der Zeit in eine unumschränkte Monarchie zu verwandeln, und hoffte, die Römer allmählich für diese Regierungsform zu gewinnen. Trotzdem verhielt er sich den Wünschen der Verfassungsfreunde gegenüber nicht von vornherein ablehnend: er wünschte schon aus Klugheit, es nicht mit den sittlich tüchtigsten Elementen des römischen Volkes gänzlich zu verderben.

Hoffnungen der Verfassungsfreunde.

So kam es, daß man über seine eigentlichen Absichten längere Zeit im unklaren war und an ein unbedeutendes Ereignis sanguinische Hoffnungen knüpfte. Im September 46 v. Chr. fiel in einer Senatssitzung C. Marcellus dem Cäsar zu Füßen und bat um Gnade für seinen Bruder M. Marcellus, den Konsul des Jahres 51, der seit Pompejus' Untergang, obwohl ihn Cäsar selbst zur Rückkehr hatte auffordern lassen, in trotziger Selbstverbannung zu Mitylene auf Lesbos lebte. Cäsar traf nun in diesem Falle einmal nicht selbst die Entscheidung, sondern stellte sie, obwohl er von Marcellus persönlich gekränkt worden war, dem Senat anheim, der

304. **Das Forum Julianum mit dem Tempel der Venus Genetrix.** Rekonstruktion von Canina.

Der Bau dieses Forums, für dessen Grund und Boden Cäsar den ungeheuren Preis von 100 Millionen Sesterzen erlegte, begann um das Jahr 54 v. Chr.; im Jahre 46 wurde es noch unvollendet von Cäsar dediziert und nach dessen Tode — freilich keineswegs in der ursprünglich von Cäsar gewünschten Ausdehnung — vollendet. Der Platz, der, wie ausdrücklich erwähnt wird, nicht als Marktplatz und zum Handel dienen sollte, sondern als „Ort der Erholung und würdigen Ergehens", hatte eine rechtwinkelige Form; den Mittelpunkt bildete der in der Schlacht bei Pharsalus gelobte Tempel der Venus Genetrix, der Stammmutter des Julischen Geschlechts.

nun einstimmig den Marcellus zurückrief. Cicero und seine Gesinnungsgenossen hatten bis dahin zwar auf Cäsars Wunsch den Senat besucht, aber beharrlich geschwiegen. Ihnen erschien Cäsars Verfahren als ein bedeutsamer Vorbote eines Wechsels im Regierungssystem. Cäsars Großmut und der Gedanke, daß nunmehr der Senat wenigstens in einen Teil seiner alten Rechte eingesetzt werden würde, überwältigten den warmempfindenden Cicero so, daß er in einer glänzenden Improvisation, die uns in der Rede für Marcellus erhalten ist, Cäsar dankte und ihn zugleich mit feurigen Worten aufforderte, nun dem Staate eine konstitutionelle Verfassung zu geben.

Cäsars Reformen.

In der That hat Cäsar in dieser Zeit mancherlei in der Staatsverwaltung reformiert und manchen sozialen Schaden zu bessern gesucht. Er nahm die Ackeranweisungen wieder auf und zwar nicht nur für seine Soldaten, sondern auch für arme Bürger. So entstanden Bürgerkolonien im Gebiete von Massilia, in Spanien, in Afrika. Ferner beschränkte er die Zahl der Getreideempfänger in Rom von 320000 auf 150000; er regelte die städtische Verfassung der Municipien, ordnete die militärische Dienstpflicht der Bürger, sorgte für Ruhe und Sicherheit in Rom durch Aufhebung der politischen Klubs, regelte die Straßenpolizei, sorgte für die Herstellung zweckmäßiger und schöner Bauten und gab Gesetze gegen den Luxus. Dann erwarb er sich ein großes Verdienst durch Ordnung des verrotteten römischen Kalenders. Bis ins Jahr 46 v. Chr. rechnete man in Rom nach dem alten Mondjahre von 355 Tagen; infolgedessen war immer der Staatskalender dem natürlichen Kalender voraus, ein Übelstand, dem man durch Schaltmonate abzuhelfen suchte. Auf Cäsars Anordnung aber wurde mit dem 1. Januar 45 das ägyptische Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen eingeführt, nachdem zuvor die Differenz mit dem natürlichen Kalender durch Einschiebung von zwei Schaltmonaten von zusammen 67 Tagen (zwischen dem November und Dezember 46) beseitigt worden war. Ferner regelte Cäsar die Provinzverwaltung durch das Gesetz, daß künftig die konsularischen Provinzen nur zwei Jahre, die prätorischen nur ein Jahr verwaltet werden sollten. Später ließ er auch die Zahl der Quästoren auf 40, die der Prätoren auf 14 bestimmen, was mit der Zahl der verfügbaren Provinzen übereinstimmte. Außerdem betrieb er eine Reform des Münzwesens und andre nützliche Gesetze.

Enttäuschung der Verfassungsfreunde.

Aber wir vermögen doch nicht in diesen Einzelheiten, die sich von früheren zensorischen und tribunizischen Maßregeln nicht wesentlich unterscheiden, mit Mommsen als Cäsars Ziel „die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eignen und der noch tiefer gesunkenen mit der seinigen eng verschwisterten Nation" zu finden. Eine solche sittliche Wiedergeburt erfordert einen Mann von tieferer Sittlichkeit, als sie Cäsar besaß, und kann nur mit sittlich guten Mitteln betrieben werden. Cäsar aber wandte, um Volk und Adel von der Notwendigkeit des Absolutismus zu überzeugen, geradezu frivole Mittel an. Er gefiel sich darin, Gesetz, Herkommen und die Anschauungen, die gerade bei dem sittlich noch tüchtigen Teile des Volkes herrschten, zu verspotten. Schon bei seinen Siegesspielen (vom 23. September bis 3. Oktober 46 v. Chr.), mit denen die Einweihung des Forum Julianum und des Tempels der Venus Genetrix, seiner Ahnmutter, verbunden war, traten Senatoren als Fechter vor dem Volke auf; der Dichter D. Laberius, ritterlichen Standes, wurde gezwungen, selbst auf der Bühne zu erscheinen (s. S. 701), während doch nach der damaligen Sitte die Rolle eines Fechters nur dem Sklaven, aber auch die eines Schauspielers kaum einem Freigelassenen und nur einem mißachteten Freien zugemutet wurde. Der Senat wurde durch Aufnahme von Galliern entwürdigt und fast nie berufen; statt mit ihm, verhandelte Cäsar nur mit einem kleinen Ausschusse von Senatoren in seinem Hause. Verordnungen gingen als Senatsbeschlüsse in die Welt, die nie beschlossen worden

waren, und angesehene Römer, wie Cicero, erhielten Dankschreiben von Königen des Ostens für Wohlthaten, um deren Bewilligung sie nie gefragt worden waren. Die Enttäuschung der Verfassungsfreunde über dieses Gebaren Cäsars wuchs noch, als er vor seiner Abreise nach Spanien (im Herbste 45) wohl zwei Volkstribunen und Volksädilen wählen ließ, deren Ernennung ihm nicht zustand, aber gar keine ordentlichen Magistrate. Dafür ernannte Cäsar acht „Stadtpräfekten", die seinem Reiteroberſten Lepidus unterstellt waren, die eigentliche Regierung aber übergab er zwei Vertrauten, dem Spanier Cornelius Balbus und dem Ritter G. Oppius. So stand denn damals der römische Staat zum erstenmal unter einer Kabinettsregierung oder einem „Geheimratskollegium", wie es die absoluten Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts zu ihrer Unterstützung besaßen. Jetzt mußte es jedem offenbar werden, daß Cäsar dem ganzen Staatswesen als „Hausherr" (dominus, erus) gegenüberstand; seine Genossen und Gehilfen spielten im Staate etwa die Rolle von unmündigen Söhnen oder Klienten, die Masse des Volks und der Adel waren wie Sklaven in die Gewalt seines Willens gegeben.

Der letzte Kampf gegen die Pompejaner.

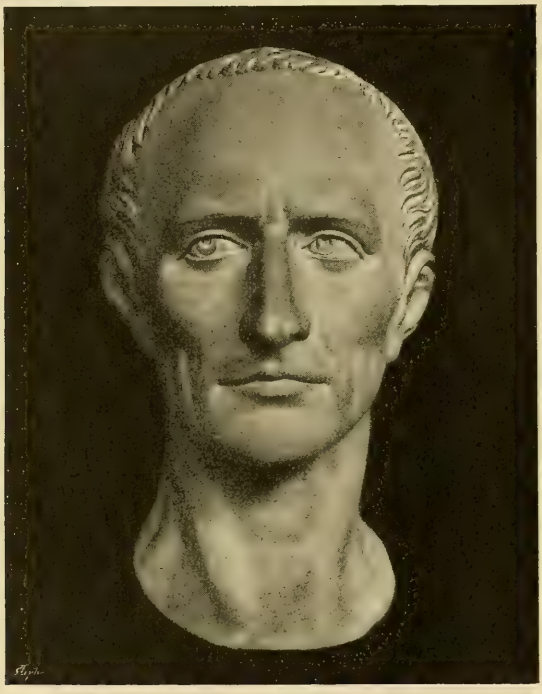
Cäsar erprobte zunächst die Wirkung dieser Maßregel auf Rom nicht selbst, da ihn die Ansammlung der letzten unversöhnten Pompejaner unter den Söhnen des Pompejus, T. Labienus und Attius Varus in Spanien und die Bedrängung seiner beiden dorthin geschickten Feldherren, des Fabius Maximus und des Quintus Pedius, schon im November 46 v. Chr. wieder aus Rom abgerufen hatte. Die lange Landreise nach Spanien vollbrachte er in 27 Tagen. Trotzdem konnte er kaum vor Anfang des neuen Jahres (45) die Kriegsoperationen im südlichen Spanien beginnen, da ihm die Legionen nicht so rasch folgen konnten. Anfangs drehte sich der Kampf um Corduba, den Hauptwaffenplatz der Pompejaner, den Cäsar indes nicht erobern konnte. Dagegen nahm er am 19. Februar Attegua am Guadago, kämpfte am 5. März bei Sorica und siegte am 17. März nach furchtbarem, blutigem Ringen entscheidend bei Munda. Cäsar selbst gestand, daß er dort um sein Leben gekämpft habe. 30 000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, darunter auch Labienus und Attius Varus; Gnäus Pompejus wurde auf der Flucht niedergehauen, nur der jüngere Sextus Pompejus entkam in die Gebirge Asturiens. Noch mehrere Monate hatte Cäsar nach seinem Siege mit der Ordnung der spanischen Verhältnisse zu thun, im Sommer 45 v. Chr. kam er auf der Rückreise in das narbonensische Gallien, erst im September langte er vor Rom an.

Steigende Mißstimmung der Römer gegen Cäsar.

Als die mit Spannung erwartete Siegesnachricht von Munda endlich 45 Tage später, am 20. April 45, nach Rom gekommen war, wurden dem Cäsar neue Ehren verliehen. Vor allem sollte er den Titel Imperator als erblichen Vornamen führen, der ihn zum alleinigen Inhaber des prokonsularischen Imperiums machte, also z. B. alle Provinzialstatthalter nur als die von ihm beauftragten Beamten erscheinen ließ. Das diktatorische Imperium, auf dem seine Herrschaft in Rom selbst beruhte, behielt er außerdem bei. Auch sollte seine elfenbeinerne Bildsäule bei der großen Prozession vor Beginn der Zirkusspiele mit unter den Göttern einhergefahren, eine Statue von ihm im Tempel des Quirinus mit der Unterschrift „Dem unbesiegten Gotte", eine andre neben den Statuen der Könige auf dem Kapitol aufgestellt werden.

Aber alle diese und ähnliche Senats- und Volksbeschlüsse waren mehr ein Ausdruck ängstlicher Furcht vor dem Gebieter, als eine Folge seiner Beliebtheit. Selbst im Volke murrte man über den Verlust der bürgerlichen Freiheit. Als im Juli, bei Eröffnung der Siegesspiele, Cäsars Bild neben dem der Siegesgöttin einhergefahren wurde, blieb das Volk stumm und klatschte nicht einmal der Viktoria Beifall, „wegen des bösen Nachbars". Tiefer wurzelte die Entrüstung gegen Cäsar in den Herzen der Vornehmen. Cicero hatte unter dem Einflusse der Hoffnung, daß Cäsar nach seinem

Siege bei Thapsus dem Staate eine Verfassung geben werde, seine Lobschrift auf Cato von Utica im Schreine zurückgehalten, aber unter der Kabinettsregierung gab er sie heraus. Infolgedessen entspann sich um das Andenken Catos ein förmlicher publizistischer Feldzug, an dem gegen Cicero auch Hirtius, M. Brutus, ja Cäsar selbst mit seinen „Anticatonen" teilnahm. In dieser Zeit — im Mai 45 v. Chr. — faßte Cicero den Plan, Cäsar noch einmal in der vorsichtigsten und verbindlichsten Form, in einer Denkschrift über die Lage des Staates auf die Notwendigkeit einer konstitutionellen



305. G. Julius Cäsar.

Marmorbüste im Britischen Museum zu London.

Dieses Bildnis Cäsars zeigt im Verhältnis zu dem idealisierten Kopfe, den wir unter Abb. 293 wiedergegeben haben, eine mehr realistische Auffassung. Das Haar weicht hier weiter zurück, die Magerkeit der Wangen und des Halses deutet auf Alter und Ermattung der Kraft durch Strapazen aller Art und entspricht den Münzbildern des Diktators (vgl. Abb. 303).

Verfassung aufmerksam zu machen. Aber diese Denkschrift wurde von Balbus und Oppius, deren Zensur sie passieren mußte, für zu republikanisch befunden und gelangte deshalb gar nicht in Cäsars Hände.

Die Mißstimmung gegen Cäsar steigerte sich, als er nach der Rückkehr aus Spanien fortfuhr, die republikanischen Einrichtungen zu verhöhnen, z. B. dadurch, daß er am 31. Dezember 45 v. Chr., also am letzten Tage des Jahres, seinen Legaten G. Caninius Rebilus durch Volkswahl auf einige Stunden zum Konsul machte, daß er das alte Rathaus der Republik abbrechen und auf seinem Platze der Göttin des Glücks einen Tempel errichten ließ. Es erregte auch Mißfallen und schadete ihm gerade bei den besten Kreisen des Volks, daß er in seiner Umgebung manchem dunklen Ehrenmann wie seinem Geheimsekretär Faberius und manchem anspruchsvollen Günstling wie dem sardinischen Flötenspieler Tigellius einen gewissen Einfluß gewährte.

Cäsar und Kleopatra.

Vor allem aber erregte die Fortdauer seines Verhältnisses zu Kleopatra von Ägypten Anstoß. Sie war schon im Jahre 46 v. Chr. mit ihrem jungen Sohne Cäsarion längere Zeit bei ihm zu Besuch gewesen, und als er aus Spanien zurück war, kehrte sie wieder. Es war in der That ein eigentümliches Verhältnis. Cäsar war Oberpontifex, d. h. die höchste geistliche Autorität des Staates. Als solcher besaß er eine Amtswohnung am Markte nahe beim Tempel der Vesta. „In dieser Amtswohnung lebte Cäsar mit der ihm angetrauten Gattin Calpurnia in kinderloser Ehe. Eine Viertelstunde entfernt in der Vorstadt am rechten Tiberufer besaß er eine Villa mit köstlichem Park; hier hielt die Königin Hof, die Mutter seines Sohnes Cäsarion. Er behandelte sie offenkundig als legitime Gemahlin, und wann ihr dieser Titel nach formellem römischen Rechte zukommen würde, war lediglich eine Frage der Zeit und eine Frage der Politik." Wir gehen nicht soweit, zu behaupten, daß er dem Cäsarion habe die Thronfolge zuwenden wollen; denn er hatte noch am 13. September 45 in seinem Testamente seinen Großneffen Gaius Octavius zum Haupterben eingesetzt und adoptiert und betrieb während des Winters 45/44 seine Erhebung in den Patriziat. Aber je mehr der latente Widerstand des römischen Volkes gegen seine absolute Monarchie wuchs — sie offenbarte sich z. B. bei allen Versuchen seiner Genossen, ihm durch Überrumpelung des Volks den Königstitel zu verschaffen — je mehr Cäsars Gesundheit durch die Nachwirkungen der furchtbaren Strapazen der Feldzüge und auch durch Übermaß im Sinnengenuß abnahm, je mehr infolgedessen sein ursprünglich klarer und auf das praktisch Mögliche gerichteter Geist sich zu phantastischen Plänen verstieg, um so mehr gewann die dämonische Zauberin vom Nil auf ihn Einfluß.

306. Silberdenar vom Jahre 44 v. Chr. mit dem Bildnis des M. Antonius als Augur.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

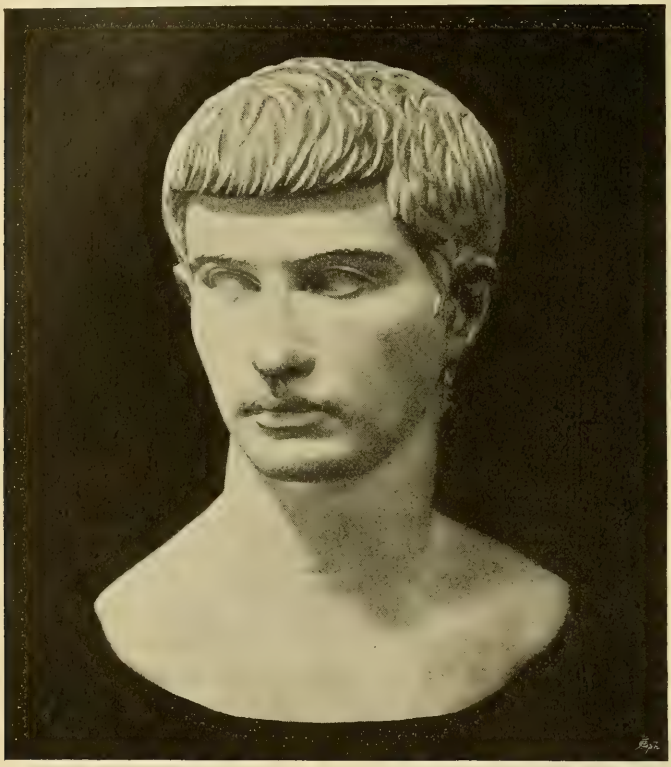
Cäsars orientalische Pläne.

So war Kleopatra sicherlich nicht unbeteiligt an dem Plane Cäsars, sich schon nach Verlauf eines halben Jahres nach seiner Heimkehr aus Spanien in einen großartigen Partherkrieg zu stürzen und dabei Alexandria oder Ilium, an dessen Namen die Dichter seiner Zeit die Herkunft des Julischen Geschlechtes knüpften, zu seiner Königsresidenz zu erheben. Sechs Legionen waren bereits für diesen Partherkrieg nach Apollonia vorausgeschickt, am 15. März sollte ihm der Königstitel über alle Provinzen des Reiches verliehen werden, danach wollte Cäsar selbst nach dem Osten abgehen: auf wie lange Zeit und mit welchen geheimen Absichten, das ließ sich nur erraten nach einem in derselben Zeit vorbereiteten Gesetz des Helvius Cinna, daß Cäsar, um einen Sohn zu erhalten, heiraten könne, welche und wieviel Frauen er wolle. So sah sich denn die römische Welt damals bereits durch dieselbe Gefahr bedroht, wie später unter Antonius: die Römerfeindin Kleopatra suchte über Rom zu triumphieren, indem sie den ersten Römer in ihren Fesseln hielt.

Die Verschwörung gegen Cäsar.

Eine dumpfe Schwüle lagerte in den ersten Monaten des Jahres 44 in Rom über den Gemütern. Es fehlte dem Cäsar nicht an Genossen, die ihn auf dem betretenen Wege bestärkten, wie z. B. M. Antonius, der ihm am 15. Februar am Feste der Luperkalien vor versammeltem Volke ein Königsdiadem aufsetzen wollte, das aber Cäsar wegen der ablehnenden Haltung des Volkes zurückwies. Andre seiner Gehilfen aber waren mit der neuen Entwickelung der Dinge, namentlich mit Cäsars orientalischen Plänen, so wenig einverstanden, daß sie sich innerlich von ihm lossagten. M. Junius Brutus zumal, den eine aristokratische Legende als Cäsars natürlichen Sohn von der Servilia bezeichnete, hatte sich bei den fortdauernden Beziehungen

seiner ehrgeizigen Mutter zu Cäsar wohl eine Zeitlang Hoffnung auf Cäsars Nachfolge gemacht. Diese hochfliegenden Pläne sah er jetzt durch die Heranziehung des jungen Octavian und noch mehr durch Cäsars enge Beziehungen zu Kleopatra durchkreuzt. So erkannte er in der Vernichtung Cäsars die einzige Möglichkeit, eine so hervorragende Rolle im Staate zu spielen, wie es seine Eitelkeit wünschte. Natürlich aber verstand er als Philosoph nach der Mode, seine selbstsüchtigen Beweggründe unter einem Schwall von republikanischen Phrasen zu verbergen. In diesen Plänen begegnete er sich mit seinem Schwager Gaius Cassius, auch einem früheren Pompejaner, der ein tüchtiger Militär war, aber in den letzten Feldzügen keine Verwendung gefunden



307. Marcus Iunius Brutus.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

hatte und sich auch sonst in der Beförderung zurückgesetzt sah. Zu ihnen gesellten sich etwa 60 andre Genossen der Verschwörung, die nur zum kleinsten Teile wirklich überzeugte Republikaner waren, zur größeren Hälfte unzufriedene Beamte und Generale Cäsars; solche unzufriedene Elemente pflegen sich in der Umgebung eines Usurpators deswegen besonders zahlreich zu finden, weil da die Selbstsucht nicht durch irgend welche Bande der Legitimität im Zaume gehalten wird. Cäsar hatte sich längst durch eine starke Leibwache vor Attentaten gegen seine Person gesichert. Die Verschworenen aber verstanden es, obwohl es an Warnungen nicht fehlte, ihn während der ersten Monate des Jahres 44 so in Sicherheit einzuwiegen, daß er seine Leibwache entließ. Sie bewirkten dies besonders durch ein Gesetz, das ihm die tribunizische Unverletzlichkeit (sacrosanctitas) übertrug, und dadurch, daß ihm durch Senatsbeschluß eine

Leibwache aus Senatoren und Rittern angeboten wurde. Außerdem fuhren sie fort, immer weitergehende Ehrenbeschlüsse für ihn zu beantragen, um ihn beim Volke immer verhaßter zu machen. So wurde ihm im Februar die zehnjährige Diktatur in eine lebenslängliche (dictatura perpetua) verwandelt. Schon vorher aber hatten geheime Gegner seine Statue auf dem Kapitol mit einem Diadem bekrönt; zwei Tribunen, Epidius Marullus und Cäsetius Flavus, hatten es entfernt. Als dann Cäsar vom Albanerfeste am 26. Januar in Rom einzog und einige ihn als König begrüßten, ließen dieselben Tribunen die Hauptschreier entfernen. Das nahm ihnen Cäsar aber so übel, daß er sie vom Volke absetzen ließ, aus der Liste der Senatoren strich und sogar aus Rom verbannte. Die Gereiztheit und Schwäche, die Cäsar dabei an den Tag legte, stärkte den Mut der Verschwörer.

Cäsars Ermordung.

Als Tag für die Ausführung ihres blutigen Frevels bestimmten sie den 15. März, an welchem eine wichtige Senatssitzung in der Kurie des Pompejus stattfinden sollte (s. S. 669). Die Auspizien waren an diesem Tage ungünstig, Cäsar selbst fühlte sich unpäßlich. Schon wollte er durch M. Antonius den Senat absagen lassen. Da erschien im Hause des Herrschers Decimus Brutus, der bis dahin als sein treuer Freund galt, aber auch zu den Verschwörern gehörte, und verscheuchte Cäsars Bedenken. Mit ihm betrat Cäsar die Kurie; den Marc Anton, dessen persönliche Treue gegen Cäsar bekannt war, hielt der Mitverschworene Trebonius durch ein Gespräch vor der Kurie auf. Unterdes nahm Cäsar drinnen auf seinem goldenen Sessel Platz. Da trat Tillius Cimber vor und bat um Gnade für seinen verbannten Bruder. Cäsar schlug die Bitte ab; während aber Cimber dringender bat, sammelten sich die Mörder um Cäsar, Casca trat hinter ihn. Da riß ihm Tillius Cimber die Toga von der Schulter, Cäsar sprang auf, aber der Dolch Cascas traf ihn gegen das Schlüsselbein. Einen Augenblick setzte sich der Diktator zur Wehr, dann erblickte er 60 Dolche auf seinen Leib gezückt; da erkannte er sein Ende, verhüllte sein Haupt und starb ohne Gegenwehr unter den Dolchstößen, die sich in gieriger Hast gegen ihn richteten. Sein Leichnam wies 23 Wunden auf. Als der blutige Greuel vollendet war, stürzten die Mörder wie wahnsinnig mit hochgeschwungenen Dolchen hinaus auf die Straße, das Volk zur Freiheit aufzurufen. Aber alles blieb stumm und menschenleer. Auf die erste Kunde von dem, was in der Kurie vorgehe, die fliehende Senatoren von Straße zu Straße getragen hatten, war alles Volk voll Angst in die Häuser gelaufen, die Läden waren geschlossen. So blieb den Mördern zunächst nichts übrig, als unter dem Schutze einer von Decimus Brutus geworbenen Gladiatorenbande auf das Kapitol zu ziehen, unter dem Vorwande, sie wollten dort den Göttern danken für das Gelingen der That. Cäsars Leiche aber trugen die Sklaven in richtigem Gefühl nicht in das Haus seines Kebsweibes nach Trastevere, sondern in sein Amtshaus zu seiner rechtmäßigen Gemahlin Calpurnia.

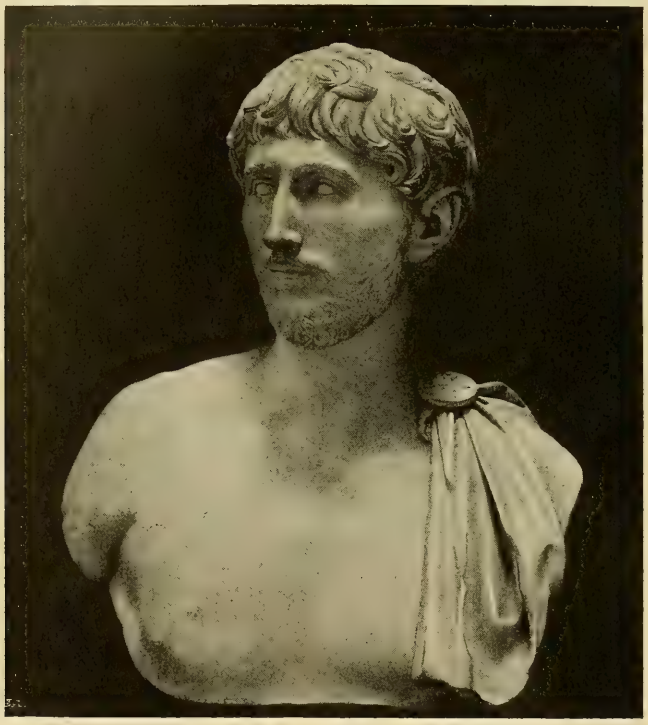
Die Wirren nach Cäsars Tode.

Ratlosigkeit der Mörder; Pläne des Antonius und Lepidus.

Cäsars Mörder hatten ihre blutige Greuelthat mit „knabenhaftem Unverstand" vollführt, da ihnen nicht irgend ein bestimmtes politisches Ziel, sondern niedere Leidenschaften den Dolch in die Hand drückten. Niemand unter ihnen besaß einen festen Plan darüber, was nach dem Tode des Herrschers mit dem Staate werden sollte, nichts war zur Lösung dieser Frage vorbereitet. So kam es, daß nicht Brutus und Cassius, die Königsmörder, sondern M. Antonius und Ämilius Lepidus, die königstreuen Generale, die Früchte der Blutthat ernteten.

Bereits in der Nacht vom 15./16. März rückten die Kohorten des Lepidus, der zuletzt Reiteroberst des Diktators gewesen war und sich vor der Stadt zum Abmarsche

nach der Provinz Gallia Narbonensis gerüstet hatte, in Rom ein; ihre Wachtfeuer loderten auf dem Forum, und ihr General erklärte, er werde die Ermordung des Diktators mit dem Blute der Mörder rächen. Aber gleichzeitig hatte Antonius sein Haus verschanzt und den Staatsschatz im Betrage von 600 Millionen Sesterzen (105 Millionen Mark) nebst Cäsars Privatschatz und vor allem den schriftlichen Nachlaß des Herrschers samt seiner ganzen Kanzlei dahin übergeführt. Trotzdem war Lepidus im Vorteil, weil er allein im Besitze eines Heeres war. Gerade deshalb wünschte der kühne und schlaue Antonius für jetzt das Blutvergießen zu vermeiden, weil es notwendig den Lepidus an die erste Stelle heben mußte. In einer Versammlung der Cäsarischen Generale und Beamten am Abende des 16. März wußte



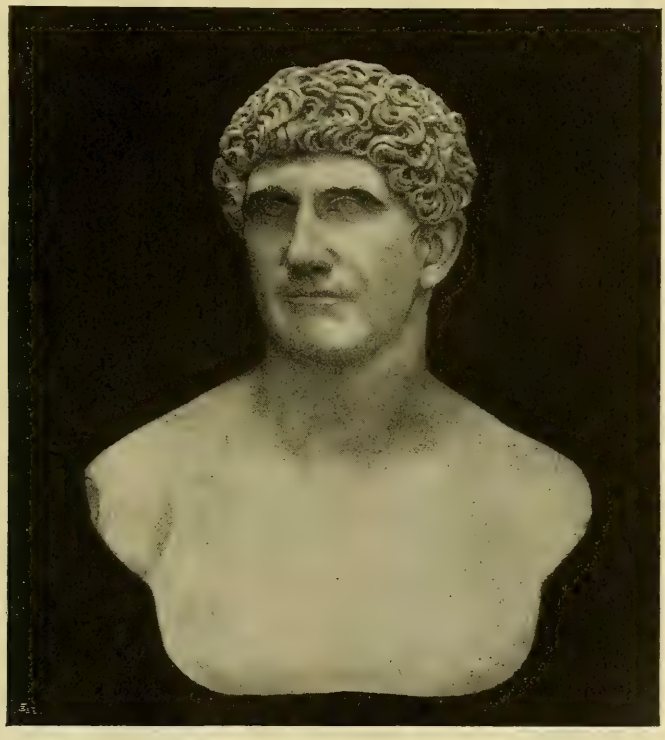
308. Marcus Ämilius Lepidus.
Marmorbüste im Museum des Kapitols zu Rom.

er die Majorität für Verhandlungen mit den Mördern zu gewinnen. Hirtius besprach sich noch in der Nacht vom 16./17. März mit Decimus Brutus, dem Abgesandten der auf dem Kapitol verschanzten Mörder, bei denen die ehemaligen Pompejaner so überwogen, daß sofort auch wieder dieser alte Parteigegensatz hervortrat.

Die Senatssitzung vom 17. März 44 v. Chr.

Das Ergebnis der Verhandlungen war die wichtige Senatssitzung vom 17. März 44 v. Chr. Hier brachte Antonius den Gedanken der Legitimisten, Cäsar für einen Tyrannen zu erklären und seine Amtshandlungen aufzuheben, dadurch zu Fall, daß er an die Folgen dieses Beschlusses erinnerte. Danach hätten nämlich z. B. M. Brutus und Cassius sofort ihre Prätur, die ihnen Cäsar verliehen hatte, niederlegen, auf ihre Provinzen Makedonien und Syrien, die ihnen Cäsar für das Jahr 43 gegeben hatte, verzichten müssen. Außerdem aber konnte die Versammlung einen solchen Beschluß

auch gar nicht wagen in Rücksicht auf die vor dem Sitzungsorte tobenden Veteranen Cäsars, die gerade damals in großer Anzahl in Rom anwesend waren, um vom Diktator Ackeranweisungen zu empfangen. So wurde schließlich, nach Ciceros Vorschlag, zwar den Verschworenen Amnestie bewilligt, zugleich aber wurden auf Antonius' Antrag die Amtshandlungen (acta) des Ermordeten bestätigt und ihm ein ehrenvolles Begräbnis bewilligt. Durch einen besonderen Beschluß wurde den Veteranen der Besitz der schon empfangenen und der erst verheißenen Äcker zugesichert. Lepidus aber wurde von Antonius durch das Oberpontifikat, das er ihm von einem Volkshaufen übertragen ließ, durch eine Familienverbindung und endlich durch geheime Versprechungen über eine spätere Teilung der römischen Welt so völlig gewonnen,



309. Marcus Antonius.
Marmorbüste im Museum des Vatikans zu Rom.

daß er bald darauf als geheimer Partner des Antonius in seine Provinzen, Gallia Narbonensis und das diesseitige Spanien, abging und dem Antonius in Rom und Italien freie Hand ließ. So war schon am 18. März nicht M. Brutus, sondern Antonius der Held des Tages: durch ein Gemisch von schlauer Heuchelei und verwegener Kühnheit rüstete er sich, die Erbschaft Cäsars in vollstem Umfange anzutreten.

Cäsars Leichenbegängnis.

Sein wahres Gesicht zeigte er einen Augenblick beim Leichenbegängnisse Cäsars, das etwa am 19. März stattfand. Als unter ungeheurer Teilnahme des Volkes die Leiche des ermordeten Herrschers nach der Sitte der Zeit auf dem Forum niedergesetzt worden war, bestieg der Konsul Antonius als Freund des Toten die Rednerbühne, ihm die Leichenrede zu halten. Er begann mit der Aufzählung der Großthaten Cäsars, verlas dann das Testament, worin Cäsar jedem Bürger ein

Legat von 75 Denaren (60 Mark) ausgesetzt hatte, schloß daran eine mit verhaltener Leidenschaft vorgetragene Klage um den toten Freund und riß endlich, als die Volksmenge durch seine beredten und zum Teil auf wahrhafter Empfindung beruhenden Worte bereits im höchsten Grade erregt war, die hüllende Decke von der Bahre und zeigte dem Volke, unter dem sich viele altgediente Soldaten Cäsars befanden, den von Dolchstichen zerfetzten Leichnam. Da geriet die Menge außer sich, und wie einst bei Clodius' Leichenfeier trug man Tische, Stühle, Bänke, Spezereien, Stoffe herbei und verbrannte Cäsars Leiche, für die auf dem Marsfelde der Scheiterhaufen bereitstand, gleich auf dem Markte. Von da aber stürmten einzelne Haufen mit Brandfackeln gegen die Häuser der Mörder, um auch diese anzuzünden, der Tribun Helvius Cinna aber, den man fälschlich für den Verschworenen gleichen Namens hielt, wurde in Stücke gerissen. Infolge dieser Vorkommnisse flüchteten die Mörder Cäsars aus der Stadt in die republikanisch gesinnten Landstädte.

Antonius als Erbe der Herrschaft Cäsars.

Antonius, der sich dem Senate gegenüber noch nicht völlig sicher fühlte, stellte sich, als ob ihm diese Tumulte widerwärtig wären, ließ einen der hauptsächlichsten Unruhestifter hinrichten und durch ein Gesetz die Diktatur für ewige Zeiten abschaffen. Dadurch täuschte er den Senat über seine Absichten, so daß dieser ihm nicht hinderlich war, als er sich etwa am 24. April Makedonien und seinem Mitkonsul Dolabella Syrien, die Provinzen des M. Brutus und des C. Cassius, vom Volke übertragen ließ. Danach reiste er unter dem Vorwande, die Ackeranweisungen an die Veteranen leiten zu wollen, nach Kampanien, in Wahrheit aber rief er die Cäsarischen Veteranen zur Verteidigung seiner Person und seiner Herrschaftsansprüche auf und kehrte mit einer nach Tausenden zählenden Leibwache noch im Mai nach Rom zurück. Jetzt glaubte er sein Ziel, Cäsars Nachfolger in der Herrschaft zu werden, nicht mehr verhüllen zu müssen. Gestützt auf die lex de actis Caesaris, auf seine Veteranen und seine beiden Brüder Gaius und Lucius Antonius, von denen der eine Prätor, der andre Volkstribun war, führte er im Sommer 44 v. Chr. in Rom ein Regiment unumschränkter Willkür, wenn er sich äußerlich auch die republikanischen Formen noch gefallen ließ. Der schriftliche Nachlaß Cäsars wurde mit Hilfe des Faberius, des Geheimsekretärs des Ermordeten, in frechster Weise gefälscht und ein förmlicher Handel mit solchen gefälschten Akten getrieben. Städte, Provinzen, Könige kauften in Antonius' Hause Steuererlasse und andre Freiheiten, seine Kreaturen kamen kraft solcher gefälschten Akten in den Senat, der Volkswitz nannte sie Orcini oder Charoniten, weil sie „der Unterwelt" ihre Standeserhöhung verdankten. Vor allem aber sicherte sich Antonius nach Cäsars Vorbild durch Gesetze auf fünf Jahre das wichtige cisalpinische Gallien als prokonsularische Provinz mitsamt den sechs von Cäsar für den Partherkrieg gerüsteten Legionen. Von da aus konnte er seinem Partner Lepidus im narbonensischen Gallien die Hand reichen, der unterdes einen Vergleich mit Sextus Pompejus im jenseitigen Spanien zustande gebracht hatte. Schon vorher aber war dem Dolabella, den Antonius durch Geld ganz auf seine Seite gebracht hatte, Syrien auf fünf Jahre verlängert worden. Antonius gab ihm eine von seinen Legionen; außerdem sollte er in der Behauptung des Ostens für Antonius dadurch unterstützt werden, daß ihm G. Antonius als Statthalter von Makedonien zur Seite trat. So war von Marcus Antonius alles vorbereitet, um von Gallien aus Rom und Italien im Schach zu halten, die übrige Römerwelt aber mit Hilfe seiner Genossen zu beherrschen oder wenigstens die Herrschaft über sie mit dem gleichfalls sehr ehrgeizigen Lepidus zu teilen.

Cicero gegen Antonius.

Da wurden seine kühnen Pläne von verschiedenen Seiten durchkreuzt. Den Anfang machte Cicero. Er hatte zunächst den Tod des „Tyrannen" um des Vaterlandes willen mit heller Freude begrüßt, den Brutus und Cassius als „die Befreier" und

seine „Heroen" gepriesen. Seit aber das Willkürregiment des Antonius in Rom begonnen hatte, war er still auf seinen Landgütern geblieben in der betrübenden Erkenntnis, daß man nur statt eines feineren einen roheren Herrn eingetauscht habe. Schon war er im Juli 44 v. Chr. auf dem Wege nach Athen, wo sein Sohn studierte, da hemmte er auf das Gerücht hin, daß sich im Senate zu Rom eine Strömung gegen Antonius' Gewaltherrschaft bemerkbar machte, seine Reise und traf im August zu Velia mit M. Brutus zusammen, der eben damals mit Cassius nach dem Osten gehen wollte, um doch noch die ihnen von Cäsar verheißenen Provinzen Makedonien und Syrien in Besitz zu nehmen. Brutus, der in Cicero ein treffliches Rüstzeug gegen

310. G. Julius Cäsar Octavianus.
Marmorbüste in der Glyptothek zu München.

Antonius erkannte, bestärkte und ermunterte ihn, im Senate den Widerstand der Legitimisten gegen die Tyrannis zu organisieren. Am 1. September kam Cicero in Rom an, entschlossen, durch die Macht seiner Rede und seines Beispiels alle Gutgesinnten mit sich fortzureißen, noch einmal die „Republik der anständigen Leute" gegen die Militärdiktatur der Cäsarischen Generale aufzurichten. Am 2. September erschien er im Senate, der seit Monaten gehorsam die Befehle des waffenstarrenden Antonius vollzogen hatte, und hielt hier mit großartigem Freimut die erste jener Reden, die man die Philippischen nennt. Sie war bei aller Offenheit so maßvoll, daß sie dem Antonius, wenn er gewollt hätte, die Brücke zur Aussöhnung mit den Legitimisten hätte bauen können, aber dieser fühlte sich schon so sehr als unumschränkten Gebieter

in Rom, daß er, auf jede sachliche Erwiderung verzichtend, am 19. September in der giftigsten Weise Ciceros Person vor dem Senate in den Schmutz zog und sein Leben bedrohte. Infolgedessen sah sich dieser veranlaßt, Rom wieder zu verlassen, aber den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh nahm er auf: seine zweite Philippische Rede, die er in den folgenden Monaten ausarbeitete, wurde gleichfalls zu einem giftigen Pasquill gegen Antonius' Person, dessen ganze Liederlichkeit und Roheit darin mit südländisch brennenden Farben gemalt, dessen privates und öffentliches Leben und Wirken darin auf das Erbarmungsloseste zerpflückt ist. Ciceros furchtloses Auftreten erregte in Rom und Italien das größte Aufsehen: in allen Schichten des Volkes, namentlich aber im besitzenden Bürgerstande regte sich zunächst insgeheim der Widerstand gegen den Tyrannen; auch im Senate ermannte sich so mancher Konsular, der noch die freieren Zeiten vor dem ersten Triumvirate erlebt hatte, nach Ciceros Beispiel zu männlicher Gesinnung. Aber freilich zum Handeln fehlte es an wirklicher Macht, an einer Armee, mit der man dem Antonius hätte trotzen können. Da brachte eine eigentümliche Verkettung von Umständen auch diese.

G. Julius Cäsar Octavianus.

Auf die Kunde von der Ermordung seines Großoheims war der junge G. Octavius, der auf Cäsars Geheiß den Winter über in Apollonia, also in der Nähe der parthischen Armee, studiert hatte, gegen Ende März in Lupiä in Kalabrien gelandet. Dort erfuhr er, daß ihn Cäsar adoptiert und zum Haupterben eingesetzt habe; seitdem nannte er sich Gaius Julius Cäsar Octavianus. Er entstammte väterlicherseits einer plebejischen, aber angesehenen Familie, die etwa seit dem Hannibalischen Kriege zur Nobilität zählte. Seine Mutter Attia war die Tochter der jüngeren Schwester Cäsars, der Julia. Octavian war am 23. September 63 v. Chr. in Rom geboren und von der Mutter sorgfältig erzogen worden. Neben großen Anlagen des Geistes machte sich frühzeitig in seinem Wesen eine damals auffallende Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen und eine damit zusammenhängende Leidenschaftslosigkeit und vornehme Kühle bemerkbar. Er war von zarter Gesundheit; deshalb ließ ihn sein Oheim, obwohl er bereits im Jahre 48 die männliche Toga erhalten hatte, nicht am afrikanischen Feldzuge teilnehmen, dagegen hatte er wenigstens einen Teil des spanischen Feldzuges — wenn auch erst nach der Schlacht bei Munda — mitgemacht und war, wie wir bereits erfahren haben, am 13. September 45 von seinem Großoheim im Testament adoptiert worden. Als er nach Cäsars Ermordung im Mai 44 in Rom anlangte, um die Erbschaft des Herrschers anzutreten, war er noch nicht 19 Jahre alt. Aber gar bald entwickelte er die Umsicht und Entschlossenheit reiferer Jahre.

Obwohl ihm Antonius Cäsars Vermögen vorenthielt, zahlte er dem Volke die von seinem Adoptivvater ausgesetzten Legate aus der eignen Tasche, ebenso verwendete er einen großen Teil seines Vermögens darauf, die Erinnerungsspiele an Cäsars Siege würdig auszustatten. Diese Unternehmungen und noch mehr die Verbindungen, die er mit den Veteranen seines Vaters anknüpfte, zogen ihm die unversöhnliche Feindschaft des Antonius zu, der dem „Knaben" schlechterdings keine Stellung neben sich einräumen wollte. In dieser Verlegenheit wandte sich Octavian an die in Kampanien angesiedelten Veteranen seines Vaters und brachte aus ihnen eine Leibwache von 3000 Mann zusammen. Dann bearbeitete er durch Sendboten die Legionen, die Antonius im Oktober 44 von Apollonia nach Brundisium übersetzen ließ, um sie nach dem cisalpinischen Gallien zu führen. Während Antonius den Soldaten nur 100 Denare (75 Mark) Handgeld bot, gab ihnen Octavian 500 und brachte dadurch im Laufe des Novembers zwei Legionen des Antonius auf seine Seite. Gleichzeitig hatte er mit Cicero Verbindungen angeknüpft und reichte nunmehr durch dessen Vermittelung dem Senate die Hand zum Bunde gegen Antonius. So kam die Senatspartei noch einmal in

die Lage, eine Armee gegen die Tyrannis aufbieten zu können, freilich war es unnatürlich genug, daß an der Spitze dieses Heeres der Adoptivsohn Cäsars stand. Aber man konnte hoffen, ihn entweder auf legalen Bahnen zu erhalten oder mit Hilfe andrer Senatsfeldherren, die aus den Beamten des folgenden Jahres oder aus den Reihen der Cäsarmörder erstehen konnten, beiseite zu schieben.

Rüstungen der Cäsarmörder.

In der That hatten nunmehr auch die Mörder Cäsars, nachdem sie den kostbaren Sommer des Jahres 44 in schmachvoller Ratlosigkeit verbracht hatten, begonnen zu rüsten. Decimus Brutus war allerdings schon im April 44 in das ihm für dieses Jahr verliehene cisalpinische Gallien abgegangen. Aber er hatte es versäumt, rechtzeitig von da aus gegen Rom vorzurücken, um die Tyrannis des Antonius zu bekämpfen. Im Herbst aber mußte er sich rüsten, um dem Angriffe des Antonius auf Gallien zu begegnen. Im Oktober lichtete endlich auch M. Brutus, der auf der Insel Nesis bei Puteoli und später in Velia vergebens auf einen Umschwung der Verhältnisse in Rom gewartet hatte, die Anker, um nach Makedonien abzusegeln; ihm folgte wenige Tage später Cassius nach Osten, um Syrien in seine Hand zu bringen. So brach noch vor Ablauf des Jahres 44 unter den ehrgeizigen Generalen Cäsars, deren jeder ein möglichst großes Gebiet zu beherrschen suchte, der Krieg aus, den man, weil bei der Entscheidung die Stadt Mutina (Modena) eine große Rolle spielte, den Mutinensischen nennt.

Der Mutinensische Krieg.

Den Antonius hatten die Fortschritte seines Nebenbuhlers Octavian, zu dem während des Novembers zwei seiner Legionen abgefallen waren, ganz aus dem Gleichmaß gebracht. Nach einer stürmischen, nur von seinen Anhängern besuchten Senatssitzung auf dem Kapitol (28. November), in der er seinem Bruder Gaius Makedonien als prätorische Provinz verleihen ließ, war er mit den beiden noch treuen Legionen nordwärts marschiert, eine dritte unter seinem Bruder Lucius folgte ihm. Schon im Sommer hatte sein Legat P. Ventidius Bassus, ein Mann, der bereits unter Cäsar vom Lohnkutscher zum Armeelieferanten und schließlich zum Senator emporgestiegen war, in den kampanischen und apulischen Militärkolonien die Werbungen für Antonius fortgesetzt; er brachte schließlich eine Reserve von drei Veteranenlegionen zusammen, mit denen er später in Picenum erschien und den wichtigsten Zugang nach Gallien, die Flaminische Straße, sperrte. Antonius aber marschierte noch im Dezember, also zu einer Zeit, wo er noch gar keinen Anspruch auf die Provinz hatte, in Gallien ein und begann den D. Brutus, der keine Feldschlacht wagen zu können glaubte, in Mutina zu belagern.

Unterdessen hatte der durch Antonius' Abzug aus Rom befreite Senat auf Ciceros Antrag am 20. Dezember die designierten Konsuln Hirtius und Pansa durch das Senatus consultum ultimum ermächtigt, für die gesicherte Abhaltung der Senatssitzung am 1. Januar 43 v. Chr. zu sorgen, und gleichzeitig beschlossen, daß alle Statthalter, also auch Decimus Brutus, ihre Provinzen behalten sollten, bis ihnen der Senat Nachfolger schicke. Dadurch war nach Auffassung der Legitimisten jedes Anrecht des Antonius auf Gallien erloschen. Am 1. Januar 43 traten die Konsuln Aulus Hirtius und C. Vibius Pansa, beide Cäsarianer, aber mit Antonius verfeindet, ihr Amt an. Nunmehr wurde (am 3. Januar) dem Octavian auf Ciceros Antrag vom Senate ein legitimes Kommando mit dem Range eines Proprätors verliehen, seinen Soldaten Äcker und Geld in Aussicht gestellt; Octavian, der bis dahin in Etrurien und Umbrien gestanden hatte, erhielt diese Kunde in Spoletium und opferte dort am 7. Januar zum erstenmal im Namen des Staates. Dagegen gelang es dem Cicero nicht, den Senat zur förmlichen Kriegserklärung gegen Antonius mitfortzureißen. Man beschloß vielmehr, ihn erst durch eine Gesandtschaft aus Konsularen

aufzufordern, die Belagerung von Mutina aufzuheben. Diese Gesandtschaft war, wie Cicero vorausgesehen hatte, völlig erfolglos; deshalb wurde am 2. Februar der Tumultus (s. S. 611) beschlossen. Schon vorher aber war der Konsul Hirtius mit den Regierungstruppen nach Norden abgegangen und hatte sich mit Octavian vereinigt. Ihren Einmarsch auf der Flaminischen und von Ariminum aus auf der Ämilischen Straße konnte, wie es scheint, Ventidius noch nicht hindern. So gelang es dem Hirtius bereits im Februar, Claterna zu nehmen; hinter ihm stand Octavian bei Forum Cornelii (Imola).

Unterdessen war für Cicero auch aus Osten eine Freudenbotschaft eingetroffen. M. Brutus und Cassius waren in Athen von der dort studierenden vornehmen römischen Jugend mit Enthusiasmus begrüßt und als „Harmodios und Aristogeiton" gefeiert worden. Dann war Cassius nach Syrien gegangen, Brutus aber hatte sich der großen Waffendepots, die Cäsar für den Partherkrieg in Thessalien angelegt hatte, bemächtigt, hatte von Trebonius, dem Statthalter von Asien, der auch zu Cäsars Mördern gehörte, den asiatischen Tribut (70 Millionen Mark) und von Q. Hortensius Hortalus die Provinz Makedonien, von Vatinius die Provinz Illyrien übernommen und verfügte nun über 8 Legionen. Den Gaius Antonius, der sich vergeblich bemüht hatte, ihm zuvorzukommen, belagerte er in Apollonia. Dazu verschaffte ihm nun Cicero durch seine hoffnungatmende zehnte Philippische Rede ein legitimes Kommando vom Senate über Illyrien, Makedonien und Griechenland mit der Vollmacht, nach Belieben Streitkräfte zu sammeln für die Sicherung Italiens vor den Antonianern. Denselben Dienst erwies er im März für Syrien dem Cassius, der zugleich mit der Führung des Krieges gegen Dolabella, den Mörder des Statthalters Trebonius von Asien, beauftragt wurde.

Unterdessen war an der Via Ämilia zwar Bononia (Bologna) und Forum Gallorum von den Antonianern geräumt worden, und die Heere des Hirtius und Octavian lagerten näher bei Mutina, aber auch in Mutina selbst war die Not der Belagerten hoch gestiegen. Um einen entscheidenden Schlag gegen Antonius zu führen, rückte nun auch der andre Konsul Pansa mit einigen neu ausgehobenen Legionen ins Feld. Er zog, weil Ventidius die Flaminische Straße besetzt hielt, auf der Via Cassia durch Etrurien und gelangte auf der Straße von Fäsulä nach Bononia auf den Kriegsschauplatz. Am 14. April 43 v. Chr. stieß er vor Forum Gallorum auf einen von Antonius zu beiden Seiten der Straße gelegten Hinterhalt, wurde in einen verlustreichen Kampf verwickelt und selbst tödlich verwundet nach Bononia zurückgebracht. Aber den anfänglichen Sieg des Antonius verwandelte Hirtius, der mit frischen Truppen erschien, am Nachmittage in eine empfindliche Niederlage. So konnten auch Pansas Truppen bis an die Linien vor der belagerten Festung herangezogen werden. Dort, bei Mutina selbst, fand am 21. April 43 v. Chr. die Entscheidungsschlacht statt, in der zwar Hirtius fiel, aber Antonius trotz der verzweifelten Gegenwehr seiner Veteranen so entscheidend geschlagen wurde, daß er am folgenden Tage die Belagerung aufgab und mit den Resten seines Fußvolkes, von der Reiterei gedeckt, westwärts entwich, um im narbonensischen Gallien bei Lepidus Schutz und Hilfe zu suchen.

Ächtung des M. Antonius.

In Rom wurde M. Antonius auf diese Siegeskunde hin am 26. April zum Staatsfeinde erklärt; es schien nur noch einer geringen Anstrengung der siegreichen Heere des Senates zu bedürfen, um die „verfemten Banditen" einzuholen und zu vernichten. Die Legitimisten und Republikaner in ganz Italien triumphierten; Ciceros alterndes Haupt umgab noch einmal der Glorienschein „des Retters des Vaterlandes". Er schwelgte in dem Gedanken, daß nun eine Zeit des Glücks und der Freiheit für das Vaterland wiederkehren könne, und beachtete nicht, daß doch alle diese Erfolge nur

mit fremden Mitteln, mit Cäsarischen Generalen und Soldaten errungen worden waren, daß das ganze Kartenhaus der Senatsmacht einzig und allein auf der Zwietracht der Cäsarischen Generale untereinander und auf der Feindschaft zwischen diesen und den Pompejanern beruhe. Wie, wenn diese streitenden Gewalten angesichts der wiederhervortretenden Ansprüche des Senats sich verglichen und gegen die Regierung frondierten? Diese Möglichkeit lag näher, als es sich Cicero und der von seinem Feuer mit fortgerissene Senat träumen ließen.

Das zweite Triumvirat (43—31 v. Chr.).

Cicero im Mutinensischen Kriege.

Großartig in der That war die Thätigkeit, die Cicero, jetzt unstreitig das geistige und sittliche Haupt des Senats und der Regierung, vor und nach der Schlacht von Mutina entfaltete, um die gewonnenen Vorteile zu sichern. Seine aus dieser Zeit erhaltenen Briefschaften, sicherlich nur ein Teil von denen, die er wirklich geschrieben hat, zeigen, wie er mit allen Statthaltern in den Provinzen und den Generalen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen in Verbindung steht, die Eifrigen lobt, die Lässigen ermuntert, die in der Treue zum Senate Schwankenden wieder zu gewinnen strebt. Sogar Antonius erkannte die ihm verderbliche Wirksamkeit Ciceros in seiner Weise an, indem er ihn den Fechtmeister nannte, auf dessen Befehl sich die Cäsarischen Generale wie Gladiatoren ein und derselben Bande gegenseitig zerfleischten. An Cicero laufen wiederum alle Berichte der Statthalter ein, ihn ersuchen sie, ihre Bitten und Wünsche im Senate durchzusetzen. Dabei findet er noch Zeit, auch das Volk in Rom durch öffentliche Reden über den Stand der Politik aufzuklären und bei guter Gesinnung zu erhalten. Und was das erhebendste ist in dieser Zeit gemeiner Selbstsucht: nirgends findet sich bei ihm eine Spur davon, daß er selbst irgend einem äußeren Vorteil nachjagt; sein letzter Kampf gilt einzig und allein der Herstellung des konstitutionellen Staates, für den er seit länger als einem Jahrzehnt gearbeitet hat. — Aber dieser letzte Kampf der Toga gegen den kriegerischen Lorbeer, des Bürgertums gegen die Militärdiktatur war zu ungleich: die rohe Gewalt des Militärs und seiner Generale glich der Hydra mit ihren nachwachsenden Köpfen, und Cicero hatte dagegen keine Waffen als seinen Geist und sein Wort.

Antonius' Flucht und Rettung.

So erstand selbst M. Antonius, der durch die Schlacht bei Mutina vernichtet zu sein schien, wenige Tage später wie ein Phönix aus der Asche. Er zog großen Vorteil daraus, daß der Konsul Hirtius in der Schlacht selbst gefallen war, während der andre Konsul Pansa bald darauf an seinen bei Forum Gallorum empfangenen Wunden starb. Diese Unfälle hemmten die Verfolgung, zumal D. Brutus mit seinem ausgehungerten Heere erst einige Tage nach seiner Befreiung aufbrechen konnte und von Octavian aus leicht begreiflichen Gründen fast gar nicht unterstützt wurde. So gelangte Antonius über Parma, Placentia, Clastidium, Dertona nach Vada Sabuatia an der ligurischen Küste, indem er mit jener Selbstüberwindung, deren er in Zeiten der Not fähig war, seinen Reitern ein Vorbild war in dem Erdulden aller Strapazen. Dabei ergänzte er seine zusammengeschwundenen Kohorten aus den volkreichen Städten des Polandes, ja sogar aus den Sklavenzwingern und zog die während des Krieges aus dem streitbaren Stamme der Bagienner gebildete Legion, ein Seitenstück zu der aus Galliern bestehenden Legion Cäsars (legio Alaudarum), an sich. Vor allem aber traf er in Vada bereits am 3. Mai 43 v. Chr. mit den drei unversehrten Veteranenlegionen des Ventidius zusammen, der nach der Schlacht bei Mutina etwa von Forum Livii aus mit großer Bravour den Apennin überschritten hatte und über Fäsulä, Pistoria, Luca und Genua nach Vada marschiert war, ohne daß ihn Octavian daran gehindert hätte. Sein Vortrab unter L. Antonius gelangte bereits am 8. Mai, er

selbst mit vier, allerdings noch nicht wieder vollzähligen Legionen am 15., Ventidius mit drei Legionen am 17. Mai nach Forum Julii (Fréjus).

Koalition der Cäsarianer in Gallien.

Es kam nun alles darauf an, wie sich Lepidus im narbonensischen Gallien und im diesseitigen Spanien, Plancus, der Statthalter der neuen Provinz Gallien (Gallia comata), und Asinius Pollio, der Statthalter des jenseitigen Spanien, zu Antonius stellen würden. Plancus und Asinius Pollio, obgleich Cäsarianer, galten doch als senatorisch gesinnt, da sie dem Antonius verfeindet waren. Den Lepidus hatte Cicero durch Ehrenbeschlüsse und Vorstellungen aller Art für die Regierung zu gewinnen gesucht. Aber sein Legat Silanus hatte den Antonius vor Mutina unterstützt. Allerdings hatte dann Lepidus unmittelbar nach der Kunde von der furchtbaren Niederlage des Antonius ihn eine Zeitlang verleugnet, als er ihn aber mit einem ansehnlichen Heere in seine Provinz kommen sah, war schnell insgeheim das alte Bündnis erneuert worden, und Ende Mai ließ sich Lepidus zum Scheine von seinen Soldaten zwingen, sein Lager mit dem des Antonius zu vereinigen. Seinem Beispiel folgte etwa im August Asinius Pollio und bald auch Plancus. So waren durch das militärische und diplomatische Geschick des Antonius alle Provinzen des Westens mit ihren kostbaren altgedienten Legionen und ihren Cäsarischen Generalen unter seiner Leitung vereinigt zur Rache an den Mördern, an Cicero und dem Senate.

Ende des Decimus Brutus.

Dadurch kam Decimus Brutus, der sich vorher in der Gegend von Grenoble mit Plancus vereinigt hatte, in eine sehr gefährliche Lage. Er wollte sich zu M. Brutus nach Makedonien durchschlagen. Aber Octavian verlegte ihm den Weg durch das cisalpinische Gallien. So mußte er nordwärts nach Graubünden ausbiegen; dabei verließen ihn seine Soldaten. Zuletzt hatte er nur noch 10 Reiter um sich. Mit diesen fing ihn ein gallischer Häuptling, der ihn den Reitern des Antonius zur Hinrichtung überlieferte.

Octavians Abfall von der Regierung.

Unterdessen hatten sich auch in Italien die Verhältnisse sehr zu ungunsten der Regierung verändert. Es war ein großes Unglück für den Staat, daß in den Kämpfen um Mutina beide Konsuln gefallen waren (s. S. 679). So bildete sich im Kopfe des ehrgeizigen Octavian der Wunsch aus, jetzt schon, obwohl er noch nicht ganz zwanzig Jahre alt war, das Konsulat zu erringen. Selbst Cicero in Rom hielt es einen Augenblick für möglich, um Octavians Heer für die Republik zu sichern, seinem jungen Führer das Konsulat zu geben und ihm einen erfahrenen Mann zur Seite zu setzen. Vielleicht dachte Cicero selbst daran, mit seinem Schützlinge Konsul zu werden. Aber solche Pläne hinderte der Einspruch des M. Brutus, dem natürlich jede Verbindung der Regierung in Rom mit Cäsars Sohne fatal war. Cicero fügte sich seinem Einspruche um so eher, da Brutus in Epirus mit einem starken Heere unweit der adriatischen Küste stand und bereit schien, der Regierung in Rom nötigenfalls Schutz zu gewähren. So brachte denn Cicero Octavians Bewerbung im Senate zu Fall und bat ihn zugleich brieflich in der dringendsten Weise, doch von der unzeitigen Bewerbung um das Konsulat abzustehen. Die Folge davon war eine für Cicero sehr unangenehme Entfremdung zwischen ihm und seinem „Zögling", die noch dadurch verschlimmert wurde, daß dem Octavian ein von Cicero gelegentlich geäußertes Witzwort „man müsse den jungen Mann loben, auszeichnen und befördern — nämlich ins Jenseits" („laudandum adulescentem, ornandum, tollendum") hinterbracht worden war. Außerdem waren die Soldaten Octavians darüber unwillig, daß man ihren Feldherrn nicht mit unter die Zehnmänner zur Ackerverteilung gewählt hatte.

Der Verrat des M. Brutus.

So kam man schon Ende Mai in Rom zu der Überzeugung, daß man dem Octavian den Kampf gegen die drohende und dann am 29. Mai vollzogene Vereinigung des Antonius und Lepidus nicht anvertrauen könne. Man beschloß deshalb,

den M. Brutus mit seinem Heere aus Griechenland und den Cornificius aus Afrika zum Schutze Italiens herbeizurufen. Da erschien, etwa am 10. Juli 43 v. Chr., eine Gesandtschaft von 400 Centurionen und Veteranen Octavians in Rom vor dem Senate und forderte für ihren Kriegsherrn das Konsulat; und als man dieses Verlangen zurückwies, schlug der Sprecher derselben an sein Schwert und rief: „Wenn ihr nicht wollt, so wird es dieses durchsetzen." Mit tiefer Trauer schilderte damals Cicero die Lage des Staates in einem Briefe folgendermaßen: „Wir sind ein Spielzeug in der Hand der beutelüsternen Soldaten und der zügellosen Feldherren; im Staate gilt nur noch das Faustrecht: mit der Geltung der Vernunft, Mäßigung, der Gesetze, des Herkommens, der Einsicht, der Rücksicht auf die Bürger oder auf das Urteil der Nachwelt ist's vorbei." Immer dringender wurden Ciceros Hilfegesuche an M. Brutus, der dadurch, daß er Cicero erst zum Kampfe gegen die Antonianer, dann zum Bruche mit Octavian angetrieben, auch die Verpflichtung, ihn zu schützen, übernommen hatte. Immer dringender wurden auch die Befehle des Senates, daß er das ihm zum Schutze Italiens verliehene Kommando nun auch zu diesem Zwecke verwende. Brutus kam nicht; er verriet damals den Cicero und den Senat, wie er früher den Cäsar verraten hatte, er zog vielmehr ostwärts, um ein möglichst großes Gebiet in seine Hand zu bringen und zu rauben und zu plündern, und bewies damit, daß er kein Republikaner war, sondern ein habgieriger, herrschsüchtiger Egoist, wie die andern Generale jener Zeit. Nicht besser machte es C. Cassius.

311. Goldmünze aus dem Jahre 41 v. Chr. mit den Bildnissen des M. Antonius (Vorderseite) und des Octavian (Rückseite).

312. Goldmünze aus dem Jahre 38 v. Chr. mit dem Bildnis des Lepidus.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

So fand denn Octavian, als er in der ersten Hälfte des August gegen Rom heranrückte, fast keinen Widerstand. Cicero und der Senat waren in Verzweiflung und zur Nachgiebigkeit bereit. Da flößte ihnen die Ankunft zweier Legionen, die Cornificius aus Afrika geschickt hatte, neuen Mut ein. Über Rom wurde auf Ciceros Antrag durch das decretum tumultus der Belagerungszustand verhängt, und die beiden afrikanischen Legionen mit einer dritten, die Pansa zurückgelassen hatte, besetzten das Janiculum unter dem Kommando der Prätoren. Als aber Octavian in der Vorstadt erschien, gingen die Senatstruppen zu ihm über; ihr Feldherr, der Prätor Cornutus, tötete sich selbst; Cicero mußte fliehen. Nun nahm Octavian den Staatsschatz weg und verteilte ihn unter seine Soldaten. Am 19. August 43 wurde er mit seinem Verwandten Q. Pedius zum Konsul gewählt. Als solcher ließ er seine Adoption durch die Kuriatkomitien bestätigen, während Q. Pedius die Amnestie für Cäsars Mörder aufhob und sie in die Acht erklären ließ. Der Senat aber ernannte den jungen Konsul zum Feldherrn gegen die Staatsfeinde Antonius und Lepidus. Octavian ging scheinbar darauf ein und zog ins cisalpinische Gallien zurück.

Octavians Marsch gegen Rom; sein Konsulat.

Als er aber fort war, veranlaßte Pedius den jetzt willenlosen Senat, die über Antonius und Lepidus verhängte Acht aufzuheben. Und als Antonius und Lepidus an der Spitze von 17 Legionen und 10000 Reitern in die Gegend von Mutina vorgerückt waren, schloß Octavian, der sein Hauptquartier in Bononia hatte, mit ihnen

Der Abschluß des zweiten Triumvirats (42 v. Chr.).

auf dem vom Renus (Reno), Lavinius (Lavino) und Po umflossenen Gebiete zwischen jenen beiden Städten in der ersten Hälfte des November das sogenannte zweite Triumvirat, einen von langer Hand vorbereiteten Bund zur gemeinsamen Beherrschung des römischen Reiches, der das Ende der Republik besiegelte. Antonius sollte das cisalpinische und das transalpinische, Lepidus das narbonensische Gallien und beide Spanien, Octavian Sardinien, Sizilien und Afrika erhalten, der Osten sollte in einem gemeinsamen Kriege gegen Brutus und Cassius erobert werden. Dem Heere wurde die Aufteilung von 18 der reichsten italischen Städte samt ihren Feldmarken verheißen, die Treue zwischen Antonius und Octavian sollte durch die Verlobung Octavians mit Clodia, der Stieftochter des Antonius, gesichert werden. Nach diesen Abmachungen zogen die drei Machthaber einzeln in das zitternde Rom ein und ließen sich ihre außerordentliche Gewalt als tresviri rei publicae constituendae consulari imperio am 27. November 43 zunächst auf fünf Jahre vom Volke bestätigen.

Die Proskriptionen.

Die bitterste Frucht der neuen Verhältnisse waren die Proskriptionen, durch die die Machthaber die Gegner der neuen Ordnung der Dinge und ihre Privatfeinde beseitigten, vor allem aber ihre Kassen für den bevorstehenden großen Krieg im Osten füllen wollten. Diese Proskriptionen, mit noch kühlerem Blute und raffinierterer Grausamkeit durchgeführt als die Sullas, überlieferten 300 Senatoren und 2000 Ritter den Henkern und Banditen Italiens und haben die Namen aller drei Triumvirn gleichmäßig mit unsühnbarer Blutschuld befleckt. Der Freie, der einen Proskribierten tötete, erhielt 25000 Denare (20000 Mark), der Sklave 10000 Denare Blutgeld nebst Freiheit und Bürgerrecht. Die Bekanntmachung der Proskriptionen geschah ganz unerwartet, und damit sich ja keiner retten könne, waren die Ausgänge der Stadt militärisch besetzt. Obwohl nun die entmenschten Soldaten und mit ihnen Räuber und Mörder von Profession alle Häuser und Schlupfwinkel nach den unglücklichen Opfern durchspähten, fanden doch manche in Rauchfängen, Kloaken, Grabmälern Zuflucht, andre entflohen als Soldaten, Priester, Leichenträger oder Kohlenbrenner verkleidet. Die meisten aber ereilte der Stahl des Mörders; durch die Konfiskation ihrer Güter bereicherten sich nicht nur die Machthaber, sondern auch ihre Günstlinge bis zu den Freigelassenen hinunter.

313. Denar mit dem Bildnis des Brutus, geprägt in Asien von dem Feldherrn Prätorius Cestianus.

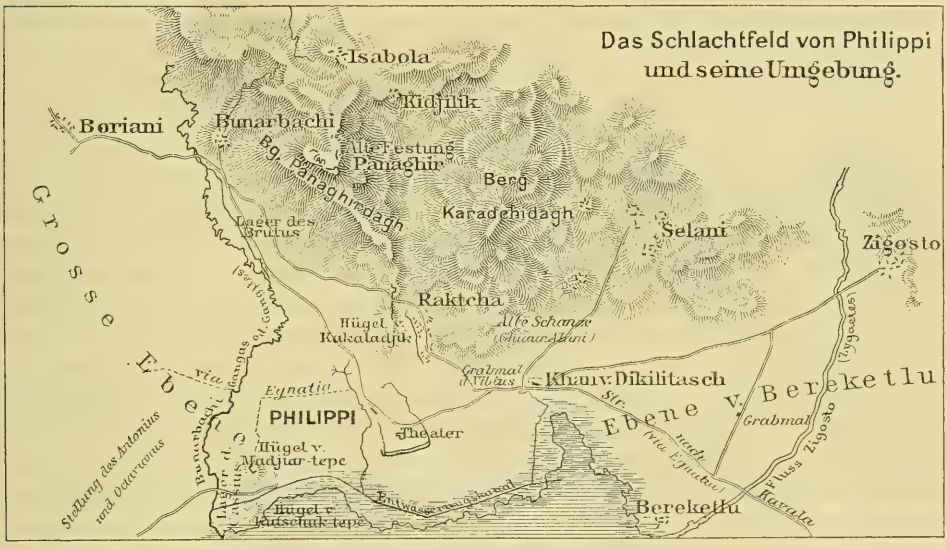
Auf der Rückseite sind zwei Dolche und die Freiheitsmütze dargestellt. Darunter steht Eid. Mar., d. i. Idus Martiae, an welchem Tage Cäsar ermordet worden war.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Ciceros Tod.

Das am meisten betrauerte Opfer dieser Greuel war M. Tullius Cicero. Er hatte seit Octavians Wahl zum Konsul in der richtigen Erkenntnis, daß seine Rolle ausgespielt sei, still auf dem Lande seiner Schriftstellerei gelebt. Als er die Kunde erhielt, daß auch er proskribiert sei, floh er vom Tusculanum nach Astura, um von dort zur See nach Makedonien zu fahren. Aber am Kap der Circe stieg er wieder ans Land, weil es ihm zu schwer fiel, die Heimat zu verlassen, und begab sich auf sein Landgut zu Formiä. Dort drängten ihn seine getreuen Sklaven von neuem zur Flucht; endlich gab er nach und ließ sich in einer Sänfte durch den Park an die Meeresküste tragen. Da holten ihn die Mörder ein. Als sie Cicero erblickte, ließ er Halt machen und streckte todesmutig den Kopf zur Sänfte hinaus. Da trennte ihm ein Centurio, Namens Herennius, der zur Schar des Tribunen Popilius Länas gehörte, das Haupt vom Rumpfe und hieb ihm auch nach Antonius' Befehl die Hand ab, mit der er die Philippischen Reden geschrieben hatte. Beides wurde auf der Rednerbühne ausgestellt, nachdem die furienhafte Fulvia, Antonius' Gemahlin, eigenhändig die Zunge aus dem Kopfe geschnitten hatte. Es waren ohnmächtige Bemühungen

Wahnwitziger, die von einem hochfliegenden Geiste beflügelten Worte des großen Redners und Patrioten vergessen zu machen: sie sprechen noch heute zu uns und zu allen kultivierten Nationen und werden auch zu den zukünftigen Geschlechtern sprechen, solange ein wahrhafter Bildungstrieb die Menschen dazu veranlassen wird, die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes von ihren Anfängen an begreifen zu wollen. In Ciceros Weltanschauung feierte die römische Würde und der römische Ernst seine schönste Vermählung mit der Grazie und der Menschlichkeit der Griechen. Dem Zauber seines Wesens, der alle seine kleinen menschlichen Schwächen weit überstrahlt, konnte sich selbst einer seiner Mörder auf die Dauer nicht entziehen: Octavian. Als er längst schon als Augustus die römische Welt allein beherrschte, traf er einst einen seiner beiden Enkel in der Bibliothek in die Lektüre eines Buches von Cicero vertieft. Bestürzt versteckte es der Knabe unter seiner Toga; der Kaiser sah es lächelnd an und gab es ihm mit den Worten zurück: „Ein beredter Mann, mein Sohn, beredt und ein Freund des Vaterlandes."



314. Karte des Schlachtfeldes von Philippi.
Nach Heuzey.

Die Schlacht von Philippi; das Ende des Brutus und Cassius.

Das nächste Ziel der Triumvirn war die Eroberung des Ostens, den Brutus und Cassius, seitdem Dolabella zu Laodicea in Syrien von Cassius überrumpelt durch Selbstmord geendet hatte, vollständig beherrschten. Sie hatten für die Rettung Ciceros und der letzten republikanischen Regierung in Rom keine Hand gerührt, obwohl sie sich beide dazu verpflichtet hatten und obwohl die Verhältnisse in Italien während des Sommers 43 für ihre Landung und ihr Eingreifen äußerst günstig lagen. Sie hatten es vorgezogen, als Bandenführer großen Stils einer unersättlichen Habgier zu frönen und die Reste des Wohlstandes der asiatischen Provinzen und Vasallenstaaten in der gewissenlosesten Weise zu vernichten; sie begnügten sich nicht etwa mit einer Kriegssteuer, sondern erklärten alles Gold und Silber, sei es im öffentlichen, kirchlichen oder privaten Besitz, für ihr Eigentum. Entsprach die Summe des eingelieferten Geldes nicht ihren Erwartungen, so wurden die Bürger der Städte als Sklaven verkauft.

Dem Westen ihrer Gebiete wandten sie sich erst zu, als die Triumvirn bereits ihre Heere nach Epirus übersetzten. Erst im Sommer 42 marschierten Brutus und Cassius mit 19 Legionen und beträchtlichen Hilfsvölkern, im ganzen etwa 80000 Mann,

von Sardes, wo sie zusammengetroffen waren, nach Makedonien. Obwohl nun dort die Vortruppen der Triumvirn unter Norbanus schon eingetroffen waren, gelang es ihnen doch, auf einigen Hügeln in der Ebene von Philippi an der Via Egnatia eine vorzügliche Stellung zu beziehen. Westlich von ihnen schlugen die Triumvirn, gleichfalls mit 19 Legionen, ihr Lager auf. Aus Kämpfen um das zwischen beiden Parteien liegende Terrain entwickelte sich, von Antonius herbeigeführt, eine große Schlacht, bei der Brutus das Lager des krank daniederliegenden Octavian erstürmte, während Antonius ins Lager des Cassius eindrang. Cassius hielt vorzeitig seine Sache für verloren und stürzte sich in sein Schwert. Die Schlacht war unentschieden; ungehindert konnte sich Brutus ins Gebirge zurückziehen. Dort aber ließ er sich etwa Mitte November 42 zu einer zweiten Schlacht verleiten und wurde geschlagen. Als er auf der Flucht erfuhr, daß die meisten seiner Freunde gefallen waren, ergriff auch ihn der modische Überdruß am Leben, und er ließ sich durch das Schwert des Griechen Straton durchbohren. Zuvor aber recitierte er mit dem schauspielerischen Pathos, mit dem er gewohnt war, vor sich selbst und andern den Kern seines Wesens zu umhüllen, folgende Verse eines unbekannten Tragikers:

Verfluchte Tugend, wesenlos Gespenst
Dir strebt' ich nach, als wärest du du selbst,
Und bist doch Sklavin nur des Glücks. —

Der Perusinische Krieg; Fulvia und L. Antonius.

Nunmehr waren die Triumvirn Herren fast der ganzen römischen Welt. Man konnte an Abrüstung denken; nur 11 Legionen sollten in Dienst bleiben, 28, also im ganzen etwa 120000 Veteranen, sollten außer dem Geldgeschenke von 5000 Denaren (4000 Mark) in Italien die ihnen versprochenen Äcker erhalten. Während Antonius im Osten blieb und dort in den Armen der Kleopatra, die er als römische Vasallin nach Tarsus entboten hatte, Entschädigung für die arbeitsvollen und strapazenreichen letzten Jahre suchte, fiel dem Octavian die schwierige Aufgabe zu, die furchtbarste Umwälzung der Besitzverhältnisse, die die Geschichte kennt, in Italien durchzuführen. Was Cicero vor Ausbruch des Bürgerkrieges befürchtet hatte, das trat jetzt in schrecklicher Weise ein. Da kein Geld zum Ankauf von Äckern vorhanden war, so wurde Italien zu gunsten der Veteranen einfach wie ein erobertes Land behandelt und jeder Legion eine oder einige Feldmarken zur Aufteilung angewiesen. Diese Stadtgebiete wurden nun ohne irgend welche Rücksicht auf die bürgerlichen Grundbesitzer und Bewohner wie ein Kriegslager im großen mit dem Pfluge umgrenzt, in Streifen geteilt, die nach dem militärischen Range der neuen Besitzer verschieden waren, Grenzsteine wurden gesetzt und Kriegstribunen weihten als Priester die neuen Gemeinden; danach rückte die Legion abteilungsweise in den neuen Besitz ein. Rathaus und Theater stiftete in der Regel der oberste Militär. So geschah es in Bruttium, Kampanien, Venusia, Benevent, in der Gegend von Ancona, Perusia, Pisaurum, Ariminum, Bononia, Cremona u. s. w. Ganz besonders hart wurde das cisalpinische Gallien betroffen, die letzte Vorratskammer nationaler Kraft. Der größte Teil der römischen Bauern in Gallien mußte damals die ererbte Scholle als Bettler verlassen, um dem zügellosen Soldaten Platz zu machen, der doch nur den Plänkler der Latifundienwirtschaft bildete, da er weder geneigt noch fähig war, sein Landgut rationell zu bewirtschaften. Dieses Verfahren gegen die Reste des freien Bauernstandes war nicht nur ein Rechtsbruch, sondern auch ein Verbrechen an der gesamten römischen Volkswirtschaft und der Nation, das noch empörender erscheint durch die Kühle, mit der es Octavian anordnete. Durch die nationalökonomischen Sünden jener Zeit wurden die bösen agrarischen Verhältnisse der Lombardei angebahnt, die sich dort bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

Es fehlt nicht an düsteren Bildern aus jener Schreckenszeit in den Werken der zeitgenössischen Dichter: Properz, der dabei sein ganzes in Grundstücken angelegtes Vermögen verlor, singt:

Denn da sonst viel Stiere die Scholle der Flur dir gewendet,
Nahm die Meßrute nun herbe den reichen Besitz.

Und Virgil, der sein Landgut bei Mantua verlor, läßt einen Auswanderer klagen:

Ach, wir wandern nun fort, zu den dürstenden Afrern die einen,
Andere Skythien zu, zum schlammigen Strome Oaxes
Und nach Britannien hin, das sich trennt vom übrigen Erdkreis.
Werd' ich wohl jemals wiedererschaun die heimischen Fluren,
Wenn auch nach langer Zeit, und des Hauses bescheidenen Giebel,
Traulich vom Moose umgrünt, und die Halme meines Gefildes?
Ach, dem verruchten Soldaten zum Raub ward der fruchtbare Neubruch,
Ihm, dem Barbaren, die Saat. Wohin, unselige Zwietracht,
Hast du die Bürger geführt, die nun gesäet für Fremde?

Oft kam es zwischen den Bauern, die ihr Gütchen nicht freiwillig räumen wollten, und den Veteranen zu förmlichen Schlachten. Die herzzerreißendsten Szenen aber müssen sich in Rom selbst abgespielt haben, wo täglich ganze Züge depossedierter Bauern und Grundbesitzer als Bettler eintrafen. An die Spitze dieser Unglücklichen, die nichts mehr zu verlieren hatten, stellte sich L. Antonius, der Konsul des Jahres 41, der jüngere Bruder des Triumvirn, und Fulvia, seine Schwägerin. Diese trieb entweder der Ehrgeiz dazu an oder der Groll gegen Octavian, der mit ihrer Tochter Clodia verlobt war, aber der Mutter keinen Einfluß auf die Regierung gestattete; außerdem wünschte sie ihren Gemahl durch Unruhen in Italien aus dem Oriente herbeizurufen. So brach denn von neuem ein gräßlicher Bürgerkrieg aus zwischen Bauern und Soldaten, zwischen Veteranen des Cäsar und solchen des Antonius, ein Krieg, der sich schließlich um die Belagerung des etruriſchen Felsennestes Perusia konzentrierte, in dem L. Antonius von den Legionen Octavians eingeschlossen wurde. Nachdem die Bevölkerung und sein Heer alle Qualen des Hungers durchgemacht hatten, kapitulierte L. Antonius auf freien Abzug. Sein Heer wurde begnadigt. Aber dreihundert Bürger von Perusia ließ Octavian, der unter den Greueln des Krieges auch den Maßstab für gut und böse vollkommen verloren zu haben schien, an den Iden des März 41 zur Sühne der Ermordung seines Adoptivvaters wie die Opfertiere hinschlachten.

315. Denar vom Jahre 41 v. Chr. mit den Bildnissen des Marcus und Lucius Antonius.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Während dieser Vorgänge hatte M. Antonius die Zeit mit Kleopatra in Alexandria unter rauschenden Festen verbracht; er stand in demselben Maße noch mehr als Cäsar unter dem unheimlichen Zauber ihres Wesens, als er sinnlicher war als der Diktator. Indessen auf die Kunde, daß Fulvia nunmehr selbst in den Orient eile, um ihr Recht zu fordern, verließ er Ägypten und traf mit ihr, seiner Mutter und vielen andern italischen Flüchtlingen in Athen zusammen. Ein großer Krieg zwischen ihm und Octavian schien sich vorzubereiten, da räumte Fulvias Tod das Haupthindernis einer Verständigung der beiden Machthaber hinweg. Zu Brundisium kam noch im Jahre 40 v. Chr. ein Vertrag zustande, in dem Octavian als Herr des Westens, Antonius als Herr des Ostens anerkannt wurde; Lepidus mußte sich mit Afrika begnügen. Italien blieb neutral. Dieser Vertrag wurde ergänzt durch eine Abmachung mit Sextus Pompejus, der von Sizilien aus lange Zeit die italische Küste in Schach gehalten und die Getreidezufuhr nach Rom verhindert hatte. Er traf mit Octavian und Antonius in Misenum zusammen und erhielt von ihnen als „vierter Tyrann" des Reiches Sizilien, Sardinien und den Peloponnes. Dagegen verpflichtete er sich, Rom mit Getreide zu versorgen.

Die Verträge von Brundisium und Misenum (40 v. Chr.).

Antonius und Octavia; der Partherkrieg.

Zur Befestigung des Bundes heiratete Antonius die schöne, hochgebildete Schwester Octavians, Octavia, eine der edelsten Frauen des Altertums, die durch ihren keuschen Liebreiz den sinnlichen und liederlichen Antonius wirklich einige Jahre an sich zu fesseln vermochte. Bis ins Frühjahr 38 v. Chr. verlebte er mit ihr, die sein besseres Selbst wirklich geliebt zu haben scheint, eine Zeit des Glücks in Athen; dann ergriffen die bösen Dämonen wieder Besitz von ihm.

Unterdessen hatte Antonius den längst geplanten Partherkrieg durch den tüchtigen P. Ventidius in den Jahren 39 und 38 v. Chr. führen lassen. Ventidius aber errang so bedeutende Erfolge — er vernichtete am 9. Juni 38, am Jahrestage der Niederlage des Crassus, das Partherheer bei Gindarus — daß Antonius schließlich neidisch wurde und im August in Syrien erschien. Ventidius wurde des Kommandos enthoben und triumphierte in Rom über die Parther am 27. November 38. Antonius aber kehrte, ohne selbst viel ausgerichtet zu haben, über Ägypten nach Athen zurück. Im Frühling 37 reiste er mit Octavia nach Italien; durch ihre kluge und sanfte Vermittelung wurden noch einmal die Zerwürfnisse, die sich unterdes wieder zwischen Octavian und Antonius angehäuft hatten, im Vertrage von Tarent beseitigt. Das Triumvirat wurde erneuert und durch Verlobungen der Kinder der Machthaber untereinander gestützt. Danach begann Antonius mit Octavia die Rückreise nach Athen; aber schon von Corcyra aus schickte er sie samt den Kindern nach Italien, während er selbst scheinbar zum Partherkriege aufbrach, aber in Syrien mit Kleopatra zusammentraf. Seitdem war Octavia für ihn nicht mehr vorhanden.

Sextus Pompejus und Lepidus überwältigt.

316. Goldmünze mit dem Bildnis des Sextus Pompejus.

Auf der Rückseite die Bildnisse seines Vaters und seines Bruders Gnäus; links davon der Augurenstab, rechts ein Dreifuß.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

In jener Zeit aber rüstete sich Octavian zum Kriege gegen Sex. Pompejus, dessen Seemacht seinen Plänen unerträgliche Fesseln auferlegte. Sex. Pompejus wurde von M. Vipsanius Agrippa, dem tüchtigsten Feldherrn und Staatsmanne in Octavians Umgebung, erst bei Mylä, dann bei Naulochos, unweit der Nordspitze Siziliens, so entscheidend geschlagen, daß er sein Landheer im Stiche ließ und nach dem Osten entfloh, wo er im Jahre 35 v. Chr. ergriffen und in Milet hingerichtet wurde. — In den Untergang des Sex. Pompejus wurde auch Lepidus mit verwickelt. Er hatte sich am Kampfe um Sizilien beteiligt und verlangte nunmehr diese wichtige Provinz für sich. Aber sein Heer ging zu Octavian über; er mußte bei ihm um Gnade bitten und war schließlich zufrieden, daß er sich ohne Provinzen als Pontifex Maximus nach Circeji zurückziehen durfte.

Der Konflikt zwischen Octavian und Antonius.

So war das Triumvirat auch formell in ein Duumvirat verwandelt, aber schon jetzt war Octavian, der nach Lepidus' Rücktritt über mehr als 40 Legionen und den gesamten Westen mit Afrika gebot, der stärkere. Das zeigte sich auch darin, daß ihm jetzt bereits (36) das Volk die tribunizische Unverletzlichkeit verlieh, die sein Adoptivvater besessen hatte (s. S. 670). Er verstand es während der folgenden Jahre auch, sich durch Steuererlässe, Unterdrückung des Brigantentums, nützliche Bauten, Straßenanlagen u. a. die ihm noch fehlende Popularität in Rom und Italien zu verschaffen, während sich Antonius am Hofe der Kleopatra dem römischen Wesen immer mehr entfremdete und dafür griechische und orientalische Sitten annahm. Vergebens versuchte die getreue Octavia, ihn durch eine Reise, die sie im Frühjahre 35 v. Chr. nach dem Osten unternahm, von der Verbindung mit Kleopatra loszureißen: er gebot ihr, in Athen zu bleiben, während er selbst zu Alexandria weiter residierte. Von da aus unternahm er dann und wann einen Zug gegen die Parther und wies den Kindern,

die ihm Kleopatra geboren hatte, das eroberte Land zum Besitze an, aber auch viele Provinzen des römischen Reiches, wie Syrien, Cilicien, Cypern, Kreta wurden mit Ägypten vereinigt. Seinen ältesten Sohn von Kleopatra nannte er Alexander und gab ihm Armenien, einem zweiten gab er die Anwartschaft auf Syrien, und dem Cäsarion endlich, dem Sohne Cäsars, der schon im Jahre 43 v. Chr. als Mitregent von Ägypten von den Triumvirn anerkannt worden war, um Kleopatras Beistand für den Kampf gegen Brutus und Cassius zu gewinnen, bezeichnete er als den rechtmäßigen Thronerben von Ägypten. Um dieses unrömische Gebaren zu brandmarken, verlas Octavian im Jahre 32 das Testament des Antonius, das er sich von den Vestalinnen verschafft hatte, im Senate. Antonius beantwortete diese Maßregeln dadurch, daß er der Octavia den Scheidebrief schrieb; die angesehensten Römer seiner Umgebung gingen damals zu Octavian über, da sich der Streit immer mehr zu einem Konflikte des römischen und des orientalischen Wesens, zu einem Kampfe des Orients mit dem Occident zuspitzte.

Krieg Octavians gegen Kleopatra und Antonius.

Endlich erklärte der Senat der Kleopatra in feierlicher Weise den Krieg. Octavian selbst zog an der Spitze des Kollegiums der Fetialen in priesterlichem Gewande hinaus an den Tempel der Bellona auf dem Marsfelde und schleuderte über eine heilige Säule, die als Grenzstein des Reiches galt, die Lanze nach Osten (s. S. 324). Die Landarmee, die er im Winter 32/31 in Unteritalien und an der dalmatinischen Küste zusammenbrachte, umfaßte etwa 80 000 Mann, war aber besser geübt als die

K l a(e) o p a tr a .

317. Name der Kleopatra in Hieroglyphenschrift.
Nach Gardthausen, „Augustus".

100 000 Mann des Antonius. Dagegen war dieser, der über alle Flotten der östlichen Seestaaten gebot, auf dem Meere entschieden überlegen: er besaß außer der Transportflotte 500 große Kriegsschiffe, die gleich schwimmenden Kastellen bis zu acht und zehn Ruderreihen emporgetürmt waren, während Octavian nur über 250 weit kleinere Fahrzeuge verfügte, deren Kapitäne sich aber in den Kämpfen mit Sex. Pompejus unter dem Kommando des tüchtigen M. Vipsanius Agrippa eine große Erfahrung erworben hatten. Vor allem aber war Octavian überlegen durch die Einheit im Kommando, während man im andern Lager nicht recht wußte, ob eigentlich Antonius oder Kleopatra die Zügel führte.

Sie hatte ihn auch während des für die Rüstungen und den Beginn des Krieges so wichtigen Winters 32/31 erst in Samos, dann in Athen mit einer ununterbrochenen Folge rauschender Feste geradezu betäubt. Antonius erschien dabei als Gott Dionysos, Kleopatra als Göttin Isis, und wo dieses Götterpaar residierte, da war scheinbar seliger Frieden mitten im Kriege; dahin strömten die Schauspieler, Sänger, Jongleure, Tänzerinnen des ganzen Orients zusammen. Endlich im Herbste 32 v. Chr. begab sich Antonius zu seiner Flotte nach Corcyra; anstatt aber eine Landung in Italien ernsthaft zu versuchen, kehrte er bald zu Kleopatra nach Paträ zurück und wies seine Riesenflotte, die kein Hafen faßte, an, im Golfe von Ambracia zu überwintern. Aber schon zeigte es sich, daß seine schwimmenden Kolosse ungenügend bemannt waren, und obwohl die Kapitäne nunmehr angewiesen wurden, die Küstenbewohner, und wen sie sonst erhaschen konnten, gewaltsam zu Matrosen zu pressen, so blieb doch die Manövrierfähigkeit der Flotte zweifelhaft. So konnte Octavian noch während des Winters die

Insel Corcyra besetzen, im Frühjahre an der Küste von Epirus landen und von da sich südwärts wendend zur See und zu Lande die Halbinsel erreichen, die sich von Norden her dem Ambracischen Golfe vorlagert. Auf ihrer Mitte, wo sie sich wieder teilt, um eine Spitze nach Süden, die andre nach Südosten auszusenden, auf einem sandigen Hügel, auf dem er später zum Andenken an seinen Sieg die Stadt Nicopolis anlegte, schanzte Octavian das Lager für sein Landheer; ihm gegenüber, von der akarnanischen Küste nach Norden vorspringend, sperrt das Vorgebirge Actium die Einfahrt in den Golf von Ambracia bis auf eine stellenweise nur 600 m breite Fahrstraße. Diese Landzunge trug auf einem künstlichen Hügel den Tempel des Apollo von Actium. Ihn umschloß das größere Lager des Antonius, das Canidius Crassus kommandierte, während er ein kleineres nördlich vom Golf nach Ambracia zu besaß.

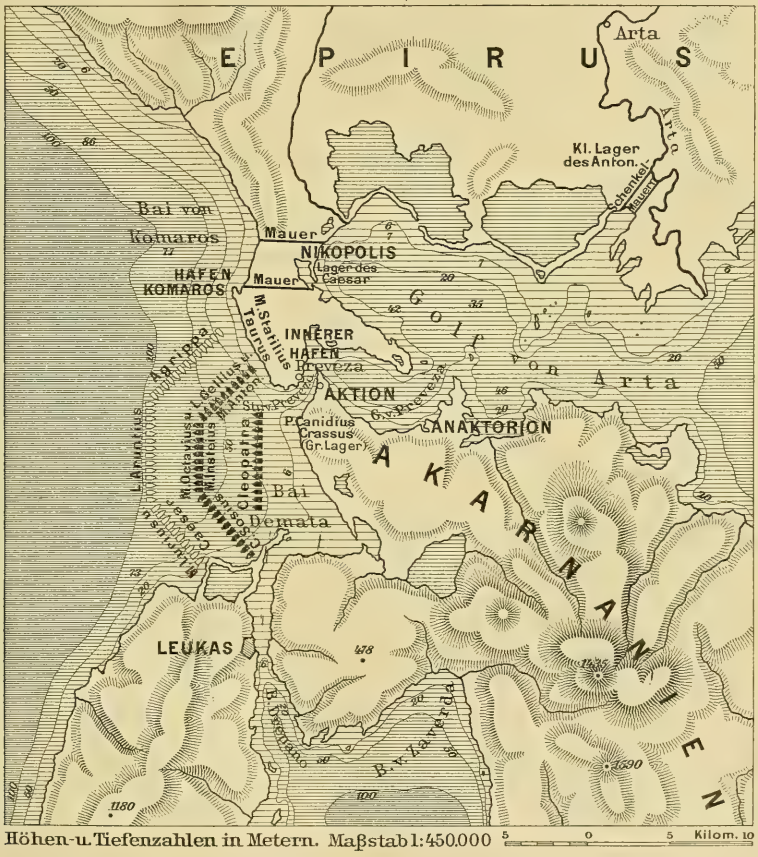
Den ganzen Sommer 31 v. Chr. hindurch geschah nichts Entscheidendes, nur daß immer mehr vornehme Römer, zuletzt auch der Flottenkommandant Domitius Ahenobarbus vom asiatischen Königspaare zum römischen Cäsar übergingen. Endlich zwangen Desertionen einzelner Truppenabteilungen und Proviantmangel den Antonius, die Schlacht zu wagen. Aber wieder hatte Kleopatra die Hand im Spiele, indem sie, wohl bereits in verräterischer Absicht, es durchsetzte, daß die Entscheidung zur See gesucht werden sollte. Antonius zog nun seine Matrosen auf 170 Schiffe zusammen, nahm außerdem 20 000 Legionare und 2000 Bogenschützen an Bord und erwartete einen passenden Tag zum Kampfe. Auf der andern Seite ließ Octavian acht Legionen und fünf prätorische Kohorten auf seine Schiffe bringen und machte sich bereit, dem Angriff zu begegnen.

Die Schlacht von Actium (2. September 31 v. Chr.).

Endlich am 2. September 31 v. Chr., als sich der Wind etwas gelegt hatte, segelte das Geschwader des Antonius zwischen den beiden Landheeren, die sich auf den Spitzen der epirotischen Halbinsel und der von Actium gegenüberstanden, aus dem Golfe hinaus und stellte sich halbmondförmig zur Schlacht. Seinen nördlichen Flügel kommandierte Antonius selbst, den südlichen, der sich bis ans Gestade von Leukas ausbreitete, C. Sosius, im Zentrum hielten die Schiffe des M. Octavius und M. Insteius, hinter ihnen die ägyptische Flotte der Kleopatra, 60 Segel stark, bereits beladen mit den Schätzen der Königin. Auf der andern Seite leitete Agrippa die Schlacht, unter ihm kommandierten M. Lurius den rechten Flügel, und Aruntius mit Valerius Messalla das Zentrum. Die Schlacht begann mit einer gegenseitigen Beschießung durch Pfeile, Speere und größere Geschosse der Kriegsmaschinen. Mehrere Stunden lang wurde keine Entscheidung erzielt; endlich aber lockte Agrippa durch verstellte Flucht die Gegner aus dem festen Gefüge ihrer Reihen. So entstand im Zentrum des Antonius eine Lücke; diesen Augenblick benutzte Kleopatra, um ohne Kampf sich der Schlacht zu entziehen: sie hielt die Sache des Antonius wohl schon seit längerer Zeit für bedenklich und wünschte, sich durch die Flucht von ihm zu trennen, um Octavians Verzeihung zu erlangen. Sie ahnte dabei nicht, daß Antonius, den sie selbst zu ihrem Knechte gemacht hatte, sich nunmehr wie ein Bleigewicht an ihr Schicksal hängen und sie mit ins Verderben hinabziehen werde. Aber so geschah es. Kaum sah Antonius die Königin sich entfernen, so ließ er Flotte und Heer, Sieg und Ehre im Stiche, um der unheilbringenden Zauberin nachzueilen. Er erreichte sie sehr wider ihren Willen in einem kleinen Boote und segelte mit ihr heimwärts nach Ägypten. Erst allmählich verbreitete sich die Kunde von dieser Schmach auf dem tapfer kämpfenden Geschwader. Außerdem waren Wind und Wellen den Versuchen einzelner Kapitäne, die feindlichen Linien zu durchbrechen, entgegen. Feuerbrände, die Agrippa am Nachmittage gegen die Schiffe des Antonius schleudern ließ, vollendeten die Niederlage; als die Sonne sank, waren 300 Schiffe der Gegner, also mehr als ins Gefecht gekommen waren,

entweder gewonnen oder verbrannt oder versenkt. Das Landheer des Antonius, insbesondere seine Veteranen warteten sieben Tage auf die Wiederkehr des noch immer beliebten Feldherrn. Dann wurden sie umstellt und traten in Octavians Heer ein; alle vornehmeren Generale waren schon vorher zu Octavian übergegangen.

Die Schlacht bei Actium wird mit Recht zu den Marksteinen der Weltgeschichte gerechnet. Hier wurde nicht nur entschieden, ob eine Julische oder Antonianische Dynastie über das Römerreich herrschen sollte, sondern ob der Westen Europas seine eigentümliche Bildung und Gesittung behalten oder sich den Mächten des hellenischen



318. Plan der Schlacht bei Actium. Nach Gardthausen.

Orientalismus unterordnen müsse. Endlich ist der Tag von Actium auch der Geburtstag jenes römisch-europäischen Kaisertums, das den Völkern der Mittelmeerländer zwar nicht die Gesundheit der Jugend, aber doch die Ruhe und den Frieden des Alters gebracht und die bisherigen Leistungen der Griechen und Römer auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst, der Wissenschaft und des Rechtes gesammelt und für alle Zeiten gesichert hat.

Antonius Ausgang.

Die Verfolgung der Besiegten machte dem Octavian, nachdem er erst im Winter 31/30 v. Chr. eine Meuterei seiner Veteranen durch sein persönliches Erscheinen in Brundisium beschwichtigt hatte, wenig Schwierigkeiten. Um die Seereise abzukürzen, ließ er seine Schiffe über die korinthische Landenge ziehen. In Rhodus erschien

vor ihm Herodes, der Vierfürst von Judäa, früher einer der eifrigsten Bundesgenossen des Antonius, und stellte ihm seine Kasse und die Hilfsmittel seines Landes zur Verfügung. Von Ptolemais (Acco) aus marschierte Octavian zu Lande vorwärts. Durch den Verrat der Kleopatra, die nicht die Entschlossenheit gefunden hatte, einen ihrer abenteuerlichen Fluchtpläne auszuführen, nahm er das wichtige Pelusium, die erste ägyptische Festung, ohne Kampf. Vergebens waren alle Versuche des Antonius, sich durch Gesandtschaften an den Sieger ein anständiges Los zu sichern: er wollte auf jede Machtstellung verzichtend als Privatmann in Athen leben; aber er erhielt keine Antwort. Auch Kleopatra verhandelte auf eigne Faust mit Octavian. Sie sah sich durch zweideutige Reden hingehalten, ja sein Freigelassener Thyrsus ließ ihr sogar, um sie von Selbstmordgedanken abzuhalten, durchblicken, sie könne durch ihre Koketterie den jungen Cäsar gerade so beherrschen wie einst den alten und den Antonius. Als Antonius von diesen Andeutungen Kunde bekam, packte ihn die Eifersucht; er ließ den Gesandten Octavians auspeitschen und schrieb ihm: „Wenn Dich das verdrießt, so hast Du ja meinen Freigelassenen Hipparch, den laß Du ruhig aufhängen und peitschen, dann sind wir quitt." Manchmal wechselte auch die Verzweiflung, die den Antonius seit der Schmach von Actium befallen hatte, mit toller Lebenslust: er ließ es zu, daß sein Geburtstag mit rauschenden Festen gefeiert wurde, und verwandelte den Klub „zum unnachahmlichen Leben" in den Klub „zum gemeinsamen Sterben", ohne daß doch die damit verbundenen Orgien aufhörten.

Unterdessen war der verhaßte Gegner quer durch das Delta marschierend vor Alexandria angekommen und hatte an der Rennbahn, östlich der Stadt, sein Lager aufgeschlagen. Da beseelte den Antonius noch einmal der alte kriegerische Geist: mit seinen Reitern machte er einen Ausfall aus dem canobischen Thor und erwarb sich durch einen glänzenden Reitersieg einen Kuß von der Geliebten. Überhaupt zeigte er in der letzten Periode seines Lebens neben stumpfer Resignation einen ganz unrömischen Zug zu romantischer Schwärmerei, die Frucht seines langen Aufenthaltes im Oriente. Sein Testament (s. S. 687) enthielt die Bestimmung, man möchte seine Asche unter allen Umständen in Kleopatras Nähe beisetzen; dem Octavian schickte er in den letzten Tagen eine Herausforderung zum Zweikampfe, die der nüchterne Verstandesmensch natürlich nicht annahm.

Endlich am 1. August 30 v. Chr. vollendete sich sein Geschick. Er versuchte, östlich von der Stadt dem Gegner eine Landschlacht zu liefern, gleichzeitig sollten Kleopatras Schiffe Octavians Flotte angreifen. Aber diese gingen zum Feinde über, ebenso die Reiterei; er selbst wurde in die Stadt zurückgedrängt, Alexandria erobert. Der Verrat der Kleopatra lag am Tage; voll Entrüstung eilte Antonius in die Königsburg, um Rechenschaft zu fordern. Dort erfährt er, Kleopatra habe sich in ihr Grabmal, einen für den Fall der Not errichteten Turm, in dem auch ihre Schätze geborgen waren, zurückgezogen; ein zweiter Bote meldet ihm die Lüge, Kleopatra habe sich selbst getötet. Da stieß Antonius sich das Schwert in den Leib, aber er kam trotz der tödlichen Verwundung wieder zum Bewußtsein und erfuhr nun, daß sie noch lebe. So wünschte er, wenigstens bei ihr zu sterben. Da aber die Thür des Grabmals verrammelt war, ließ sich der todwunde Mann auf seinem Ruhebette an Seilen in das Turmgemach emporziehen. Als ein Schluck Wein seine Kräfte noch einmal angefacht hatte, segnete er die Treulose, pries sich glücklich, daß er sie so lange besessen habe, und starb. Man ist hier versucht, die furchtbaren Thatsachen der Weltgeschichte unter eine ästhetische Beleuchtung zu rücken: dann erscheint das phantastische Ende des Antonius als der würdige Schluß einer eigenartigen, den Erdkreis umfassenden

Riesentragödie, die am Strande des Tiber mit der Ermordung des Tiberius Gracchus begann und nach Westen und Osten ausgreifend an den Gestaden des geheimnisvollen Nil endete.

Kleopatras Ende.

Kleopatra scheint angesichts des blutüberströmten Genossen wirklich einen Augenblick von Reue erfaßt worden zu sein. Sie zerfleischte vor Schmerz Brust und Gesicht, sodaß sie in ein hitziges Fieber verfiel. Octavians ganze Sorge war darauf gerichtet, sich ihrer Schätze zu versichern und sie als kostbarste Zierde für seinen Triumph aufzusparen. Als er sie einige Tage später besuchte, machte sie, trotz ihrer 38 Jahre noch immer eine einnehmende Erscheinung, den Versuch, wenigstens das Leben ihrer Kinder sicherzustellen und ihnen womöglich den ägyptischen Thron zu retten. Als sie aber trotz seiner erheuchelten Freundlichkeit mit dem feinen Instinkte des Weibes aus seiner Kälte merkte, daß sie nur auf Schmach und Schande zu hoffen habe, beschloß sie zu sterben. Sie, die einst an Cäsars Seite als Königin der Königinnen in Trastevere zu Rom residiert hatte, vermochte in der That nicht, im Staube vor dem frechen Pöbel der Hauptstadt einherzuziehen. Sie starb trotz sorgfältiger Bewachung durch Gift: ob durch den Biß einer Natter oder durch einen vergifteten Trank, das wußte man schon im Altertume nicht. Als man die Thür ihres Gemaches öffnete, fand man Kleopatra schon tot im königlichen Schmucke auf einem vergoldeten Bette liegen. Die eine ihrer Hofdamen, Eiras, starb zu ihren Füßen, die andre, Charmion, ordnete der toten Herrin das Diadem. Als sie einer der eintretenden Römer anherrschte: „Das sind ja schöne Geschichten, Charmion", erwiderte sie: „Ja, sehr schön, gerade so wie es sich für die Enkelin so vieler Könige schickt." Dann sank auch sie tot zu Boden. — Octavian erfüllte Kleopatras Wunsch und ließ sie mit königlichen Ehren neben Antonius bestatten. Des Antonius Sohn von der Fulvia, Antyllos, wurde hingerichtet, ebenso Cäsarion, der seinen Namen mit dem Tode bezahlte. Die Kinder aber, die Kleopatra dem Antonius geboren hatte, nahm Octavia zu sich, erzog sie gleich ihren eignen und setzte hierdurch ihrem Edelmute die Krone auf.

Mit Kleopatras Schätzen bezahlte Octavian die Kriegsanleihen und die den Soldaten versprochenen Geschenke. Ägypten wurde nicht eine Provinz des Reiches, sondern Octavian behielt es als Nachfolger der Pharaonen in seiner Hand. Es war seitdem die wichtigste Domäne des kaiserlichen Hauses.

Heimkehr und Triumph Octavians.

Bei der Heimreise, die soweit als möglich zu Lande vollzogen wurde, ordnete Octavian die Verhältnisse Asiens, wobei unter anderm Herodes, der König der Juden, den ganzen Küstenstreifen von der ägyptischen Grenze bis nach Tyrus erhielt, und gestattete, daß in Pergamum und Nicomedia, den Hauptorten der Provinzen Asien und Bithynien, ihm und der Göttin Roma gemeinsame Tempel erbaut wurden. Im Sommer 29 fuhr er von Korinth nach Brundisium hinüber, im August zog er im Triumph in Rom ein. Am 13. August triumphierte er über Dalmatien und Pannonien, Länder, die er in einem Kriege 35—33 besiegt hatte, am 14. wegen des Seesieges von Actium, am 15. über Ägypten. Statt der Kleopatra schritten ihre Kinder Alexander und Kleopatra im Zuge; die Masse der Edelmetalle, die damals aus Ägypten nach Italien floß, war so groß, daß der Zinsfuß von 12 Prozent auf 4 Prozent sank. Am 18. August wurde auch der Tempel des göttlichen Julius Cäsar geweiht. Eine grenzenlose Freude über die Beendigung der Bürgerkriege ging durch die ganze römische Welt, sogar der Janustempel war eine Zeitlang geschlossen, und mit vielen Tausenden jubelte damals der Dichter Horaz:

„Jetzt mit entfesseltem Fuße, ihr Brüder,
Stampfet den Boden, ergreift den Pokal!
Jetzt mit der Salier üppigem Mahl
Schmücket die Polster der Himmlischen wieder!"

Kultur der untergehenden römischen Republik.

Rechts- und Privatleben.

Die Ausbildung des römischen Zivil- und Kriminalrechtes.

Die durchgreifenden Veränderungen, die das öffentliche Leben in Rom und das Staatsrecht im Zeitalter des untergehenden Freistaates durchgemacht haben, sind auf den vorangehenden Blättern dargestellt worden. Es muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Beschränkung der staatsbürgerlichen Freiheiten, die Zurückdrängung der Bürger von der Teilnahme an der Regierung das Interesse aller Gebildeten für die Ausbildung und Vollendung der andern, für den gemeinen Mann fast noch wichtigeren Hälfte des Rechtes, des Zivil- und des Kriminalrechtes, in erhöhtem Maße wachrief.

Fünf große äußere Impulse sind nach der geistvollen Darlegung Iherings thätig gewesen, um das römische Recht zu jener Folgerichtigkeit und Brauchbarkeit und Anpassungsfähigkeit auszubilden, die seinen späteren Siegeszug durch die ganze gebildete Welt ermöglicht hat. Der erste Impuls ging während des Ständekampfes von den Plebejern aus und führte zu einer Milderung und Kodifikation des geltenden Gewohnheitsrechtes in dem Zwölftafelgesetz (s. S. 342). Der zweite wichtige Anstoß zur Weiterbildung des römischen Rechts ergab sich aus dem gesteigerten Verkehr Fremder in Rom, der im Jahre 247 v. Chr. dazu führte, daß man einen besonderen Prätor für die Rechtsprechung zwischen Römern und Fremden (praetor peregrinus) erwählte (S. 431). Seitdem kommt statt der alten Prozeßform, der sogenannten legis actio, bei der die strengste Übereinstimmung der Klagformel mit den Worten des durch sie zur Anwendung gebrachten Gesetzes notwendig war, der sogenannte Formularprozeß auf, bei dem der Prätor für jeden einzelnen Prozeßfall dem Richter (iudex) eine Formel gab, die eine Anweisung zur Urteilsfindung enthielt. Im Zusammenhange mit diesem neuen Prozeßverfahren steht die seit 247 v. Chr. aufkommende Sitte, daß die Prätoren, und zwar sowohl der über die Bürger richtende praetor urbanus wie der praetor peregrinus, beim Amtsantritte eine weiße Tafel (album) auf dem Forum aufstellten, auf der geschrieben stand, nach welchen allgemeinen Grundsätzen und in welchen Fällen sie die zur Einleitung eines Prozesses nötigen Instruktionen (formulae) den Richtern geben würden. Diese Verkündigung nannte man edictum; sie wurde von jedem Amtsnachfolger revidiert und mit Zusätzen versehen. So kam es, daß die Edikte der Prätoren mit der Zeit die wichtigste Rechtsquelle wurden. Ebenso wurden die Grundsätze, nach denen Konsuln und Prätoren, später Prokonsuln und Proprätoren Provinzen verwaltet hatten, von ihnen kodifiziert, und erlangten dadurch auch für die Nachfolger eine gewisse bindende Kraft (s. S. 599). Der dritte Anstoß zur Entwickelung des Rechtes lag in der Ausdehnung des römischen Reiches über außeritalische Länder. Das frühere Recht war ein Stadtrecht gewesen; es setzte die Anwesenheit der streitenden Parteien, oder wenigstens ihr gleichzeitiges persönliches Erscheinen vor dem Richter voraus. Die Ausdehnung des Reiches machte es nötig, die Rechtsverfolgung auch unter Abwesenden zu ermöglichen. Die Zulassung der Stellvertretung im Prozeß und bei Abschluß von Rechtsgeschäften und andre Erleichterungen haben in dieser Rücksicht ihren Grund. Der vierte Impuls floß aus der intensiven Berührung der Römer mit griechischem Recht und griechischer Philosophie seit dem Kriege mit Philipp von Makedonien. Der griechische Einfluß hat das „akademische Zeitalter der römischen Jurisprudenz“ heraufgeführt, das namentlich in dem großen Juristen Q. Mucius Scävola (s. S. 599) verkörpert war. Von den griechischen Rhetoren und

Grammatikern, die in Rom lehrten, überkamen auch die römischen Juristen die Einrichtung mehr oder weniger öffentlicher Schulen für Jurisprudenz und eine neue wissenschaftliche Methode, die zur Ausprägung fester Grundbegriffe und eines Systems drängte. Fünftens endlich haben die Provinzen, namentlich durch den rechtlichen Gegensatz zwischen römischen Bürgern und Provinzialen, die Veranlassung zu mancher Neubildung im römischen Recht gegeben. So nahm z. B. die Verdrängung der Volksgerichte durch stehende Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) im Jahre 149 v. Chr. ihren Ausgangspunkt von der Fürsorge für die Provinzen, die vor den Erpressungen der Statthalter geschützt werden sollten. Diese Gerichtshöfe dehnten sich aber dann auf alle Zweige des Kriminalprozesses aus, so daß man am Ende der Republik acht solcher quaestiones perpetuae zählte, nämlich für Erpressungen (de repetundis), Majestätsverbrechen (imminutae maiestatis), Unterschleif (peculatus), Amtserschleichung (ambitus), Mord und Giftmischerei (inter sicarios et veneficos), Friedensbruch (de vi) und Fälschung (de falso). — Später, als der Prinzipat (s. S. 702 f.) an Stelle der republikanischen Staatsform getreten war, verloren die Magistrate allmählich das Recht, selbständig Edikte zu erlassen, bis schließlich die Aufstellung und Einfügung von Neuerungen in das geltende Recht (novae clausulae) ganz aufhörte. Die Summe der Rechtsüberlieferung (edictum tralaticium) ließ dann Hadrian (s. S. 781) durch den gelehrten Juristen Salvius Julianus revidieren und in eine vom Senate für alle Zeit bestätigte Form redigieren.

Vermögensbildung in Rom.

Das Privatleben der Römer bewegte und entwickelte sich während des Untergangs der Republik im großen und ganzen in den bereits früher (s. S. 564 f.) angedeuteten Bahnen weiter. Der Gegensatz zwischen arm und reich und im Zusammenhange damit der Gegensatz der Lebensführung des vornehmen und des geringen Mannes war noch immer im Wachsen. Jetzt erst sammelten sich durch die ins ungemessene betriebene Latifundienwirtschaft, großartige Handelsgeschäfte, gewinnbringende Verwaltung der Provinzen, zahlreiche und bedeutende von der aufkommenden Kinderlosigkeit begünstigte Erbschaften in Rom jene sprichwörtlich gewordenen Riesenvermögen an. Cicero galt als ein Mann von sehr mäßigem Vermögen und war öfters in Geldnot; immerhin hatte er im ganzen 20 Millionen Sesterzen (3600000 Mark) von Verwandten, Klienten, guten Freunden ererbt; die einjährige Verwaltung der Provinz Cilicien hatte ihm bei der größten Schonung der Provinzialen 400000 Mark eingebracht, die ihm freilich Pompejus bei Ausbruch des Bürgerkrieges abborgte; sein Haus auf dem Palatinus kostete gegen 400000 Mark. Das Haus seines Gegners Clodius war über 2 Millionen Mark wert, freilich hatte es sein Besitzer auch nicht bezahlt. Der reichste Mann jener Zeit, Crassus, der die Hauptmasse seiner Gelder an schlecht zahlende Freunde ausgeliehen und in Spielen und Volksbelustigungen verbraucht hatte, hinterließ trotzdem noch gegen 20 Millionen Mark in barem Gelde und gegen 40 Millionen in Grundbesitz; ein Senator der Augusteischen Zeit vererbte trotz der in den Bürgerkriegen erlittenen Verluste den Seinen 4116 Sklaven, 3600 Joch Stiere, 257000 Stück Kleinvieh und 10 Millionen Mark in Geld. So großen Vermögen entsprach anderseits eine großartige Verschuldung; man hatte sich in den vornehmen Kreisen gewöhnt, sehr leichtfertig mit dem Gelde umzugehen. Cäsar hatte schon vor seiner Quästur über 5 Millionen Mark Schulden; ein Gourmand, der gegen 20 Millionen in leiblichen Genüssen verpraßt hatte, nahm sich das Leben, weil er nur noch eine Million besaß.

Römischer Luxus.

Hand in Hand mit dem Anwachsen der Vermögen ging ein oft bis ins sinnlose gesteigerter Luxus der häuslichen Einrichtung, der Kleidung und namentlich der

Mahlzeiten. Der Haushalt eines Vornehmen glich dem Hofhalt eines modernen Fürsten. Zur Abwartung, Bedienung und Belustigung des Hausherrn und der Hausfrau sowie der hochgeborenen Kinder waren Dutzende von Sklaven: Haushofmeister, Sekretäre, Gesellschafter, Kammerdiener und Kammerzofen, Friseure und Friseusen, Putzmacherinnen, Pädagogen, Sänftenträger, Läufer, Badediener u. s. w. notwendig, zumal da ein so großer Haushalt auch die notwendigsten Handwerksbetriebe wie Schuhmacherei, Schneiderei u. a. mit umfaßte.

Tagesordnung des vornehmen Römers.

Der Luxus und die steigende Nachahmung griechischer Gewohnheiten beseitigte auch die auf ernsthafter Thätigkeit und Mäßigkeit beruhende Tageseinteilung der früheren Zeit. Auf die Nachtruhe folgte eine, besonders bei der Hausfrau, sehr umständliche Toilette und das Frühstück, dann für den Hausherrn die salutatio, der Empfang der Klienten des Hauses und der Bittsteller; um elf Uhr nahm man das aus mehreren warmen Fleischspeisen und Gemüsen bestehende prandium ein, darauf folgten die Mittagsruhe (meridiatio), später gymnastische Übungen, das Bad und etwa um drei Uhr die Hauptmahlzeit (cena). Der Rest des Tages war den Geschäften, Besuchen, dem Ball- und Würfelspiel gewidmet; den Abend verlebte man mit Freunden bei einem Becher Wein, woraus sich manchmal ein förmliches, weit bis in die Nacht hinein fortgesetztes Gelage entwickelte.

Das Triclinium; Tafelluxus und Schwelgerei.

Von den Griechen war die Sitte herübergenommen worden, bei Tische zu liegen: die auf drei Seiten um einen viereckigen Tisch herumgestellten Speisesofas, anfangs mit Ziegenfellen bedeckt, später mit seidenen Decken überzogen, bildeten das sogenannte triclinium und boten in der Regel Raum für neun Tischgenossen. — Die bei einer Hauptmahlzeit aufgetragenen Speisen waren sehr zahlreich: als Voressen gab es Eier, Gurken, Pilze, Austern, Schnecken, Sardinen und größere Fische mit pikanten Saucen, als Hauptbraten war besonders das Wildschwein in hunderterlei Bereitung beliebt, darunter alle Sorten in- und ausländisches Geflügel, vom Kramtsvogel bis zum Storche; für besonders vornehm galt der zuerst vom Redner Hortensius auf die Tafel gebrachte Pfauenbraten, der aber eine besonders stark gewürzte Sauce erforderte. Für die Zucht feiner Fische, insbesondere der Muränen, und für den Import seltsamer Fische aus fremden Meeren wurden schon zu Cäsars Zeiten Unsummen ausgegeben. Am üppigsten waren die offiziellen Schmäuse der Priesterkollegien ausgestaltet. Ein Essen der Pontifices, an dem Cäsar teilnahm, zeigte folgenden Speisezettel: Seeigel, rohe Austern, Riesen- und Stachelmuscheln, Drosseln mit Spargel, gemästetes Huhn, Ragout von Riesenmuscheln und Austern, schwarze und weiße Seemuscheln, nochmals Stachelmuscheln, Gienmuscheln, Seenesseln, Feigendrosseln, Lendenstücke von Rehen und Ebern, Geflügelpastete, Feigendrosseln mit Purpurschnecken, dann als Hauptgerichte Saueuter, Schweinskopf, Fischragout, Ragout von Saueuter, Enten, Krikenten, Hasen, gebratenes Geflügel, Picenterbrot, und endlich den Nachtisch. Viele aßen bei solchen Gelegenheiten, bis sie toll und voll waren, erleichterten sich dann durch ein Brechmittel, was auch Cäsar zu thun pflegte, und aßen weiter. Ein Philosoph, der wenige Menschenalter später lebte, äußerte im Hinblick auf die vielen durch Schwelgerei herbeigeführten Krankheiten: „Man verdirbt sich den Magen durch zu kalte und zu heiße Speisen, und doch ist den Schlemmern nichts kalt und nichts heiß genug; Champignons schlingen sie noch rauchend hinunter, um sich dann den Magen wieder mit Eis zu kühlen; Leute, die durch Krankheit bleich und abgezehrt sind, kühlen sich ihr Getränk mit Schnee und empfinden doch keine andre Wirkung davon, als ob sie Wasser tränken."

Villen.

Eine Folge des steigenden Reichtums einzelner und des Luxus war es auch, daß sich die vornehmen Römer nicht mehr mit einem Hause begnügten, sondern je nach der Jahreszeit und ihrer Gesundheit und Stimmung einen sehr häufigen Wechsel des Wohnsitzes für wünschenswert hielten. Zum mindesten brauchte man außer dem Wohnhause auf dem Palatin oder in einem andern vornehmen Viertel der Hauptstadt ein in unmittelbarer Nähe Roms gelegenes Landhaus (suburbanum), auf das man, um einige ruhige Stunden zu haben, am Nachmittage hinausfahren und von dem man am Abend in die Stadtwohnung zurückkehren konnte. So bildete sich um die ewige Stadt ein duftiger Kranz einfacherer und kostbarerer Villen mit Gärten und Springbrunnen, ja die nächsten Ortschaften, namentlich zu beiden Seiten der Appischen Straße, wurden auf diese Weise zu Villenvorstädten von Rom. Aber die meisten Vornehmen verlangten

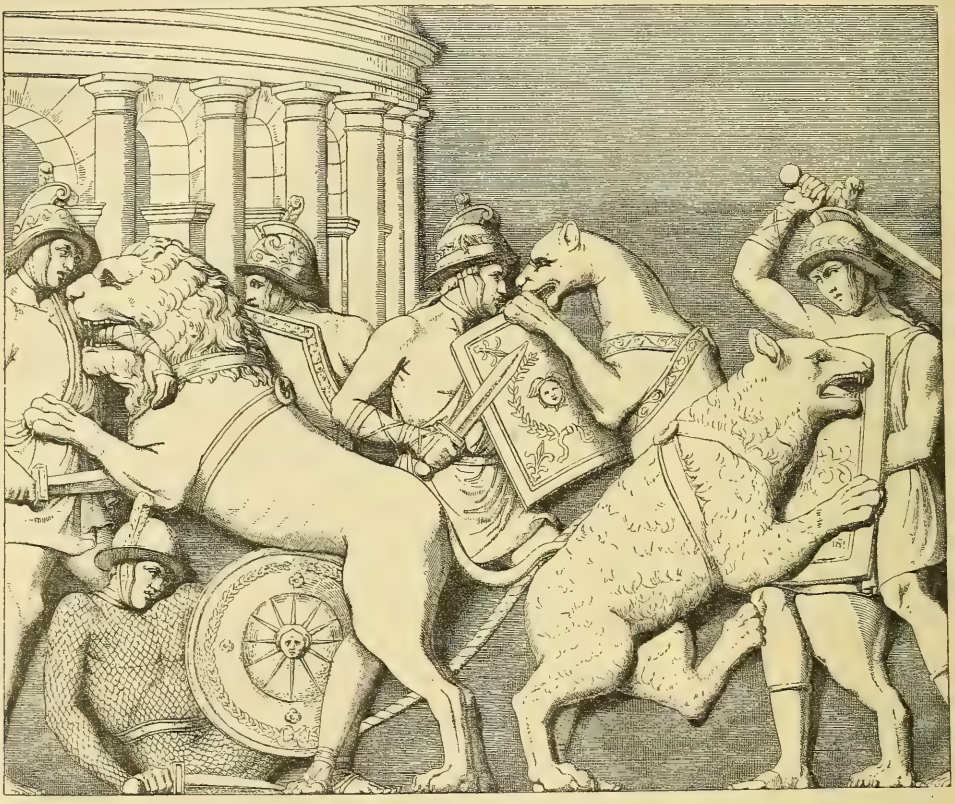
mehr. Sie wünschten sich auch im Albanergebirge oder an den lieblichen Gestaden von Antium oder am farbenglühenden Golf von Neapel oder am liebsten an allen diesen Orten je ein Landhaus. Ein sonst bescheidener Mann wie Cicero besaß nicht nur sein geliebtes Tusculanum, den Sitz seiner Bibliothek und seiner Kunstwerke, für dessen Wiederherstellung im Jahre 57 (s. S. 639 u. 643) 100 000 Mark bei weitem nicht ausreichten, sondern er hatte Landhäuser in den schönsten Teilen Mittelitaliens: im Frühlinge verschwärmte er einige Wochen in seiner Villa zu Antium oder zu Formiä, während der Senatsferien im Mai war er gern auf seinem Puteolanum (in Puzzuoli) oder seinem Pompejanum in Pompeji, das nebst dem nahen Bajä der Hauptsitz der vornehmen Badegesellschaft war, im Hochsommer suchte er die Kühle der Volskerberge auf seinem Gute im Stadtgebiete von Arpinum, wo er an den Wassern des Liris Kraft zu neuem Schaffen sog, und wenn ihn ein herbes Unglück niederschmetterte wie im Jahre 45 der Tod seiner geliebten Tochter Tullia, entwich er gern in die waldumrauschte Meereseinsamkeit von Astura.

Familienleben; Ehe und Ehescheidung.

Es war selbstverständlich, daß solche Großartigkeit der Lebensführung auf die Familienverhältnisse der Römer noch weiter lockernd und zerstörend wirken mußte, als es die Einführung griechischer Sittenlosigkeit (s. S. 512 f.) ohnehin gethan hatte. Die zahlreiche Dienerschaft stand oft trennend zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, dazu kam die häufige räumliche Scheidung zwischen den Familiengliedern, die nicht nur durch die politischen und bürgerlichen Geschäfte des Mannes, sondern noch mehr durch gesteigerte gesellige Verpflichtungen, durch die Verschiedenheit der Wohnsitze und andres gefördert wurde. Am deutlichsten wird die Lockerung der Familienbande offenbar in der Leichtigkeit, mit der in jener Zeit Ehen geschlossen und gelöst wurden. Die alte feierliche kirchliche Form der Eheschließung durch die sogenannte confarreatio, bei der die Brautleute unter Anwendung eines Kuchens aus Spelt (far) und in Gegenwart eines Staatspriesters zusammengesprochen wurden, war längst aus der Mode gekommen. Aber auch die älteren Arten der Zivilehe, bei denen die Frau entweder durch vom Vater genehmigten Scheinkauf (coëmptio) oder ein Jahr lang fortgesetztes Zusammenleben mit dem Gatten (usus) aus der Gewalt des Vaters in die des Mannes kam, galt für unbequem, weil auch bei dieser Form der Eheschließung das Vermögen der Frau in das des Mannes überging. Deshalb kam damals die Form der Ehe auf, daß die Frau weder in die Familie noch in die Gewalt ihres Mannes übertrat, noch ihm die Verfügung über ihr Vermögen überließ, sondern ohne Gütergemeinschaft mit ihm zusammenlebte, bis bei ihr oder bei ihm oder bei beiden der Wunsch nach Ehescheidung (divortium) laut wurde. Diese vollzog sich bei einer so losen Ehe ohne weitere Förmlichkeiten und wurde so allgemein geübt, daß selbst ein sittlich hochstehender Mann wie Cicero ohne zwingende Gründe zweimal eine eingegangene Ehe löste. Auch seine Tochter Tullia, die noch in jungen Jahren starb, war dreimal vermählt gewesen. Diese Sitte leichtfertiger Ehescheidungen wirkte natürlich auch verderblich auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, vor allem aber auf die Sittlichkeit der vornehmen Frau. Sie gewöhnte sich mehr und mehr, ohne Rücksicht auf Zucht und Sitte ein freies Leben zu führen, die Erziehung der Kinder der Dienerschaft zu überlassen und von der Putzsucht und Genußsucht bis zur vollen Zügellosigkeit im Sinnenrausch fortzuschreiten; war aber das Vermögen bei solchem Wandel schnell vergeudet, so scheute manche hochgeborene Römerin auch vor Ehebruch und Prostitution nicht zurück, um neue Mittel für ihre Verschwendung zu gewinnen. Die Dichter der untergehenden Republik und des Augusteischen Zeitalters haben uns mehr als ein Nachtgemälde dieser Art hinterlassen.

Gladiatorenspiele, Tierhetzen und Wagenrennen.

Aber auch die Frau aus dem Volke war damals in Rom schwerer Versuchung und schlimmer Verführung ausgesetzt. Die Orte, wo die meisten bösen Keime ausgestreut wurden, waren neben dem Theater (S. 556 f.) besonders der Zirkus und die Arena. Wir wissen aus früheren Bemerkungen, daß die ungemessene Vermehrung der Spieltage in Rom eines der Mittel war, mit denen die gewissenlose Nobilität die Entsittlichung der unteren Volksschichten betrieb; wir haben auch bei der Besprechung des Sklavenkrieges des Spartacus (S. 615 f.) einen Einblick in das soziale Elend der Gladiatoren gethan. Aber über den Ursprung und das Wesen der Volksbelustigungen



319. Tierkämpfe im Zirkus.
Marmorrelief aus der Zeit des Augustus, wahrscheinlich vom Theater des Marcellus. Nach Mon. Inst.

in der Arena und im Zirkus ist noch einiges nachzutragen. Die Sitte, besonders eingeübte Fechter vor Zuschauern gegeneinander auftreten zu lassen, soll von den Etruskern zu den Römern gekommen sein. Die Fechterspiele dienten ursprünglich zum Ersatz von Menschenopfern bei dem Leichenbegängnisse der Vornehmen. Später wurden diese blutigen Schauspiele um ihrer selbst willen gepflegt. Die ersten Fechterspiele in Rom, von denen wir Kunde haben, veranstalteten im Jahre 264 v. Chr. die Söhne des D. Junius Brutus auf dem „Rindermarkt" (forum boarium) zu Ehren ihres verstorbenen Vaters. Zu ihrer vollen Mannigfaltigkeit und Großartigkeit aber entfalteten sich die Gladiatorenkämpfe erst im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie fanden auf einem der Märkte statt, bis im Jahre 53 v. Chr. Scribonius Curio das erste eigens dazu bestimmte Amphitheater mit offener Arena erbaute. Die steigende Beliebtheit dieser

Der Cirkus Maximus zu Rom (links die Kaiserpaläste auf dem Palatin).

Nach der Rekonstruktion des Canina gezeichnet von Otto Girard.

Spiele beim Volke veranlaßte die römischen Großen, sich ganze Banden von Gladiatoren zu halten, die aus Sklaven, Kriegsgefangenen, verurteilten Verbrechern bestehend, bei einer auf Stärkung der Körperkraft berechneten Nahrung in besonderen Schulen für den entsetzlichen Beruf herangebildet wurden, ihr Blut zur Belustigung des römischen Volkes zu verspritzen. Manche, wie z. B. Pomponius Atticus, hielten sich auch solche Fechterbanden aus Spekulation, um sie gewinnbringend zu vermieten, oder zur Sicherung ihrer Person, wie Clodius und Milo, die an der Spitze ihrer Fechterbanden ihre traurige Berühmtheit erlangten. Eine besondere Würze erhielten diese Schauspiele, wenn die Fechter kostbar ausgerüstet waren; so ließ z. B. Cäsar als Ädil im Jahre 65 v. Chr. 320 Paare von Gladiatoren in silbernen Rüstungen auftreten. Den Milo kosteten seine Spiele 30 Millionen Sesterzen (5 Millionen Mark). In der Kaiserzeit überstiegen die Masse der auftretenden Gladiatoren und die Kosten der Zurichtungen alles Maß: Augustus brachte in acht solchen Veranstaltungen im ganzen 10000 Gladiatoren in die Arena. Die Kämpfe, die unter dem Schalle rauschender Musik stattfanden, waren je nach Art der Ausrüstung und Bewaffnung der Fechter sehr verschieden. Außer den auf Bild Nr. 290 veranschaulichten Netzfechtern und Schwerbewaffneten hatte man auch Lassowerfer (laquearii), Wagenkämpfe (essedarii), und mit verbundenen Augen gegeneinander ansprengende Lanzenreiter (andabatae) u. a. War ein Fechter schwer verwundet, so entschied das Publikum, ob er den Todesstoß erhalten oder in Pflege genommen werden solle; jenes geschah, wenn die Zuschauer den Daumen gegen die Brust kehrten und schrien: Recipe ferrum („Laß dich schlachten"), dieses, wenn sie zu dem Rufe: Mitte („Laß los") Tücher schwenkten. Die Toten und Sterbenden wurden von einem als Merkur gekleideten Sklaven mittels eines eisernen Hakens aus der Arena hinausgeschleppt und auf einem besonderen Platze verscharrt. Wie mußten bei der Gewöhnung an so rohe Vergeudung des Lebens und an so unsägliche Grausamkeit die Stimme der Menschlichkeit in den Zuschauern erstickt und alle bösen Lüste und Leidenschaften entfesselt werden! Hier wurde der noch unverdorbene Mensch gegen die Stimme der Natur und des Gewissens verhärtet, hier wurde der Wollüstling und der Meuchelmörder herangezogen, hier wurden, wie die Dichter erzählen, auch von den Frauen die meisten ihrer unerlaubten Verhältnisse angeknüpft.

Noch widerwärtiger wurde das Bild, wenn sich zum Gladiatorenkampf in der Arena noch der Kampf wilder Tiere gegeneinander oder gegen schlecht bewaffnete Menschen gesellte. Das erste Beispiel einer Tierhetze gab 186 v. Chr. Fulvius Nobilior, wobei vorzugsweise Löwen und Panther zur Verwendung kamen. Später wurden auch Elefanten, Nilpferde, Giraffen und andere seltene Tiere vorgeführt; das Fest, das später Kaiser Trajan nach dem Dacierkriege gab, kostete das Blut von 11000 wilden und zahmen Tieren.

Harmloser im Verhältnis zu den blutigen Greueln der Arena erscheint das Wagenrennen im Cirkus Maximus. Aber da er mehr als 150000 Zuschauer faßte, so diente auch er bei der großen Zahl der „Renntage" zur Beförderung des Müßiggangs und zur Ausbildung eines kostspieligen Sports mit Pferden und Wagen (vgl. das Bild Nr. 259). Dazu kam im Laufe der Zeit die geistlose, alle wahren Ideale ertötende Vergötterung der siegreichen Zirkuskutscher und die Ausbildung von Zirkusparteien, die in der Kaiserzeit auch in das politische Leben übergriffen. Schon am Ende der Republik unterschied man die „weiße" und die „rote" Partei, und die Zeit war nicht fern, wo Juvenal die Summe der Wünsche des schaulustigen, arbeitsscheuen Pöbels in das Wort zusammenfaßte: Panem et circenses („Brot und Zirkusspiele").

Die Litteratur.

Das Zeitalter der Revolutionen und Bürgerkriege, das die Reformversuche der Gracchen einleiteten, war dem freien Walten der Musen nicht günstig; deshalb tritt mit Anbruch des letzten Jahrhunderts vor Christi Geburt die Dichtkunst in Rom auf längere Zeit zurück vor der Prosa, die gerade in den inneren Kämpfen jenes Zeitalters durch Senats-, Volks- und Gerichtsreden, durch politische und philosophische Streitschriften und geschichtliche Darstellungen ihre höchste künstlerische Ausbildung erhielt.

Cicero. Der Schöpfer der klassischen römischen Prosa ist ohne Zweifel M. Tullius Cicero (106—43). Sein Leben, das eng mit der Geschichte seines Volkes verbunden ist, kennen wir bereits. Für die Litteratur war er bahnbrechend als Redner, Rhetor (d. h. als Lehrer der Kunst zu reden), als Philosoph und Publizist. Außerdem besitzen wir von ihm und seinen Korrespondenten in mehreren Sammlungen ein Korpus von beinahe 1000 Briefen, eine unerschöpfliche Fundgrube der Geschichte seiner Zeit, die uns tiefe Einblicke gestatten in die Fülle der auf- und abflutenden Gedanken und Empfindungen seines Herzens und ebendeshalb seinen böswilligen Anklägern den Stoff zu seiner Verurteilung geliefert haben.

Seine Reden, von denen gegen 60 erhalten sind, gleichen in ihrer wunderbaren Wortfülle und den rhythmisch gebauten Perioden gewaltigen Strömen, die Herz und Sinn des Hörers unwiderstehlich mit sich fortreißen; aber sie ermüden nicht durch Einförmigkeit, sondern Cicero verfügt wie ein vollendeter Musiker über alle Tonarten vom dröhnenden Pathos bis zum prickelnden Witz, von der straffsten Beweisführung bis zum lieblich erquickenden Geplauder.

Unter den rhetorischen Schriften stehen am höchsten die in dialogischer Form abgefaßten drei Bücher vom Redner (de oratore), in der die wichtigsten Erfordernisse der Redekunst besprochen werden, sein Brutus, der eine Geschichte der römischen Beredsamkeit, zugleich aber auch Klagen über den Untergang der Republik enthält; sein Orator, in dem das Ideal eines Redners aufgestellt wird. — Als Publizist trat Cicero besonders zur Zeit des Prozesses gegen Verres auf; seine Verrinischen Reden sind, mit Ausnahme der ersten, nicht vor Gericht gehalten, es sind Anklageschriften gegen das herrschende Verwaltungssystem. Noch bedeutender war seine publizistische Thätigkeit vor und während des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und den Pompejanern. Um seine Lobschrift auf Cato entbrannte eine förmliche Preßfehde (vgl. S. 668).

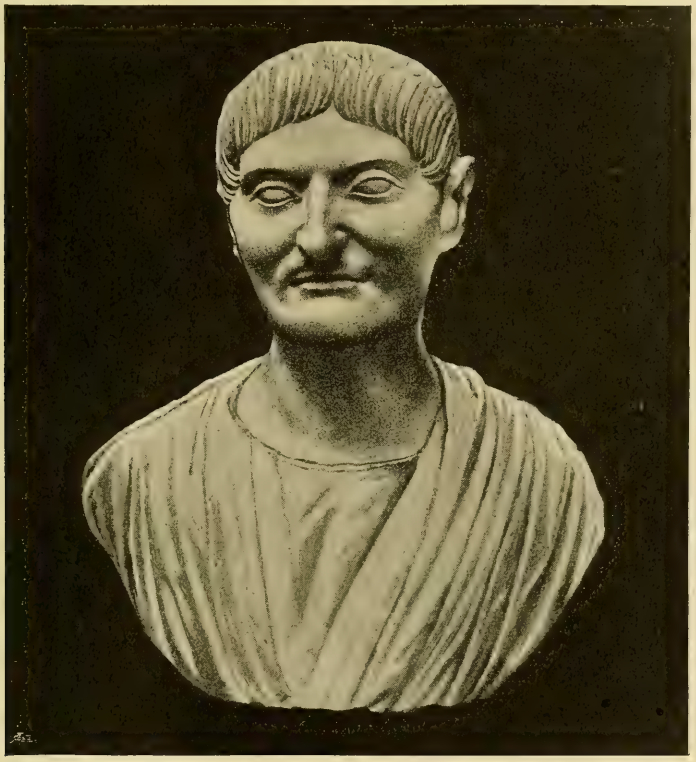
Ciceros philosophische Schriften sind größtenteils nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia (im Februar 45) entstanden, als er Trost und Halt für seine niedergebeugte Seele in der Philosophie suchte. Sie sind ihrem Gedankeninhalte nach von griechischen Mustern abhängig, aber selbständig in der Fülle der Anwendungen und Beispiele aus dem römischen Leben und der römischen Geschichte. Er war Eklektiker, insofern er sich an keins der vorhandenen philosophischen Systeme bindend anschloß und auch nicht anschließen konnte, da er durchaus praktische Gesichtspunkte in seiner Philosophie verfolgte: er wollte einen neuen und edleren Sittenkodex für das römische Volk schaffen und seinen Mitbürgern durch Mitteilung des Besten aus der griechischen Philosophie einen kategorischen Imperativ des Thuns und Lassens in die Herzen pflanzen. So sind alle seine Schriften durchwebt von einer in Rom neuen Humanität, die auf einem Kompromiß zwischen altrömischer Sittenstrenge und griechischem Kultus des Schönen und Edlen beruht. Als Lehrer und Verbreiter dieser Humanität hat Cicero eine ungeheure Wirkung auf seine Zeit und die folgenden Geschlechter entfaltet. Die großen Kirchenlehrer, wie Lactantius und Augustinus, bekennen sich als seine Schüler; auch der Humanismus Petrarcas und seiner Nachfolger knüpfte in erster Linie an Cicero an.

Pomponius Atticus. In enger Verbindung mit Cicero lebte sein Freund T. Pomponius Atticus (109—32 v. Chr.), ein Geldmann und Großgrundbesitzer, der Ciceros Finanzen mehr als einmal geordnet hat, aber auch ein ausgezeichneter Gelehrter, der seinen wissenschaftlichen Sinn für Erforschung der älteren römischen Geschichte in seinen „Zeittafeln" bekundete.

Die Geschichtschreibung: Nepos; Cäsar.

Bedeutende Fortschritte machte in jener Zeit auch die eigentliche Geschichtschreibung.

Zwar zeigte Cornelius Nepos (99—24 v. Chr.), befreundet mit dem Dichter Catull, der ihm seine Gedichte widmete (S. 701), und mit Atticus, dessen Leben er beschrieben hat, in seinem großen Werke: „Über berühmte Männer" weder bedeutendes historisches Verständnis, noch Sinn für Genauigkeit, noch geschmackvolle Darstellung (erhalten sind 23 Lebensbeschreibungen fremder Feldherren und die des Atticus und des älteren Cato). Dagegen zeichnen sich die Kommentarien des C. Julius Cäsar



320. C. Sallustius Crispus.
Marmorbüste, gefunden bei der Porta Salaria in Rom.
(Zu S. 700.)

(100—44) über den gallischen Krieg und über den Bürgerkrieg durch packende Anschaulichkeit und Klarheit, oft auch durch Grazie der Darstellung aus. Mit der geschichtlichen Wahrheit freilich nehmen sie es nicht genau, besonders die Kommentarien über den Bürgerkrieg sind stark tendenziös gefärbt und enthalten nachweisbare Verdrehungen und Entstellungen der Thatsachen. Den sieben Büchern de bello Gallico hat Hirtius ein achtes zugefügt, das die Ereignisse der Jahre 51 und 50 behandelt. Welche Cäsarianer das erhaltene bellum Alexandrinum, Africanum und Hispaniense verfaßt haben, wissen wir nicht.

Auch mit der Grammatik der lateinischen Sprache beschäftigte sich Cäsar eingehend in seinen beiden Büchern „de analogia", die er dem Cicero widmete. Ein

Werk über die Gestirne entstand zur Zeit der Kalenderreform (S. 666); mit seinen „Anticatones“ beteiligte er sich an der Publizistenfehde über das Andenken des Cato Uticensis.

Sallustius Crispus (86 bis 34 v. Chr.).

Die rhetorische Geschichtschreibung der Römer beginnt mit C. Sallustius Crispus (86—34 v. Chr.). Nach einem bewegten politischen Leben stieß ihn der Zensor Appius Claudius aus dem Senate. Deshalb schloß er sich im Bürgerkriege an Cäsar an, der ihn mehrfach verwendete, besonders als Statthalter für die neue Provinz Afrika (46 v. Chr.). Mit großen Reichtümern nach Rom zurückgekehrt, widmete er sich der Geschichtschreibung in der ausgesprochenen Absicht, durch sie unsterblichen Ruhm zu erwerben. Sein Hauptwerk, die historiae, die vom Tode Sullas (78) bis zur Erhebung des Pompejus zum Reichsfeldherrn (67) reichen, ist leider bis auf wenige Reste verloren. Erhalten dagegen sind zwei kleinere Schriften, die aus den Studien zum Hauptwerke erwachsen sind, der „Jugurthinische Krieg“ und die „Verschwörung Catilinas“. In der antithesenreichen Ausdrucksweise und im knappen Stil bestrebt sich Sallust offenbar, den gleichfalls rhetorisierenden Thukydides nachzuahmen. Außerdem zeigt sich seine rhetorische Weise in der künstlerischen Gruppierung der Thatsachen, der packenden Charakteristik der Zustände und Personen und vor allem in den eingestreuten Reden und Briefen, die von ihm unter Zugrundelegung der wirklich gehaltenen und geschriebenen Aktenstücke rhetorisch zugestutzt worden sind. Außerdem zeigt er trotz scheinbarer Objektivität ganz bestimmte politische Tendenzen: er ist Gegner der Adelsherrschaft und will durch seine Darstellung der Catilinarischen Verschwörung Cäsar von dem alten Verdachte der Teilnahme an diesem Frevel reinigen und als selbstlosen Verteidiger der Volksrechte hinstellen.

Varro (116 bis 27 v. Chr.).

Der größte Gelehrte des untergehenden Freistaates, der bei seinem langen Leben noch in die Kaiserzeit hineinragt, war M. Terentius Varro aus Reate im Sabinerland (116—27 v. Chr.).

Obwohl er im Bürgerkriege in Spanien gegen Cäsar gekämpft hatte (49 v. Chr., s. S. 656), wurde er doch begnadigt und mit der Begründung einer großen Bibliothek in Rom beauftragt. Trotzdem blieb er politisch durchaus ein Gesinnungsgenosse Ciceros, mit dem er auch von den Triumvirn proskribiert wurde. Doch entging er, glücklicher als dieser, dem Tode und hat als Schriftsteller und Gelehrter unter Augustus noch eine bedeutende Rolle gespielt. Geradezu erstaunlich ist die Menge und Vielseitigkeit seiner Werke; man kennt ihrer 74 in 620 Büchern, die allerdings größtenteils untergegangen sind. Er war mit Begeisterung Landwirt und Verfechter der alten bäuerlichen Zeit Roms und Italiens. Darum klagt er in seinem Werke über den Landbau: „Unsre Altvordern waren bedeutende Männer und gaben nicht ohne Grund den Bauern den Vorzug vor den Stadtrömern. Denn wie auf dem Lande die Insassen des Hauses träger sind, als die, welche auf dem Acker zu thun haben, so meinten sie, seien die Stadtbewohner träger als die Landbauer. Deshalb teilten sie auch das Jahr so ein, daß sie immer nur aller acht Tage (an den Nundinen) ihre Stadtgeschäfte besorgten, an den übrigen sieben Tagen aber den Acker bebauten. Und so lange sie an dieser Einrichtung festhielten, erreichten sie zweierlei: einmal daß sie bei trefflicher Bebauung der Äcker die größten Erträge erzielten und zweitens, daß sie eine viel dauerhaftere Gesundheit besaßen und niemand griechische Gymnasien in der Stadt vermißte.“

Teilweise erhalten sind auch die Cicero gewidmeten 25 Bücher über die lateinische Sprache; verloren ist leider der große litterarhistorische „Bildersaal“ (imagines), der 700 Biographien enthielt, und das Riesenwerk seiner Altertümer (Antiquitates rerum humanarum et divinarum) in 41 Büchern. Ein merkwürdiges Gemisch von Prosa und Dichtung zeigten seine 150 Bücher Menippeischer Satiren, von denen wenigstens Fragmente übrig sind. „In eine Welt von Stoffen aller Art lassen die erhaltenen Reste noch blicken: nichts Menschliches lag dem vielseitigen Verfasser zu fern. Die Schöpfung im weitesten Umfange und das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe nach den mannigfaltigsten Richtungen ist von ihm besprochen worden.“

Zum Beweise für die lebhafte Phantasie des Verfassers diene der von Ribbeck rekonstruierte Inhalt der „Eumeniden“. In einem philosophischen Kränzchen wird der Satz besprochen, daß alle Menschen Narren sind. Um den Satz zu prüfen, unternimmt die Gesellschaft einen Rundgang durch die Stadt. Sie besuchen den Serapistempel, lassen sich von den Gläubigen erzählen, wie es zugehe mit den Kuren, der Inkubation, den Besprechungen, finden, daß es wesentlich auf Geldschneiden

abgesehen sei. Nun aber vollends im Tempel der Kybele, schon draußen zu hören, welche Tollheit! Die Pauken, der Gesang der ekelhaften Eunuchen .. einer aus der Philosophengesellschaft kann seine Entrüstung über dieses wüste Treiben nicht zurückhalten, wird aber deshalb von den wütenden Fanatikern verfolgt und muß sich auf den Altar retten, von dem ihn jene vergeblich mit Beschwörungsformeln wegzureißen suchen. Als die Genossen nun weiter eine Höhe ersteigen, welche eine Aussicht gewährt, erblicken sie, wie das Volk von drei Furien gejagt wird. Die dritte von ihnen ist die Infamia (Verleumdung); sie hat den Fuß auf die Brust der Menge gesetzt, ihr langes Haar flattert im Winde, sie trägt ein schmutziges Gewand, ihr Blick ist streng. Der Erzähler ist hinab geeilt, um der Geplagten beizustehen, sie wo möglich zu befreien, aber da läuft ein Haufe von Burschen und Mägden zusammen und schreit ihn für verrückt aus. Man macht ihm den Prozeß, die Existimatio (öffentliche Meinung) führt das Protokoll und schreibt nach dem Wahrspruch der Richter seinen Namen in die Liste der Insani (der Tollen). Aber die „graue Wahrheit", die Schülerin der attischen Philosophie (der Akademie), rettet ihn, indem sie erklärt: wie den Gelbsüchtigen alles gelb erscheint, so erscheinen den Tollen die Gesunden und die Wahnsinnigen in gleicher Weise für toll.

Der Mimus.

Die dramatische Poesie fristete in jener Zeit eigentlich nur noch in der Gestalt der fabula Atellana und des Mimus ihr Dasein. Die Atellana, benannt nach der kampanischen Stadt Atella, bot namentlich Szenen aus dem Leben des Landvolkes mit stehenden Personen: maccus (der Dummkopf), bucco (das Großmaul), pappus (der geizige Alte), sannio (der närrische Hanswurst) und dossennus (der buckelige Schwindler). Der Mimus war ein zur Posse vergröbertes bürgerliches Lustspiel, aber ohne die Charakterfiguren der Atellana; dafür traten im Mimus zuerst auch Schauspielerinnen auf, und die Zote gewann immer ungenierter die Oberhand. Mimendichter waren besonders D. Laberius (105—43 v. Ch.) und der etwas jüngere Publilius Syrus. Laberius gestattete sich dann und wann auch eine politische Anspielung; zur Buße dafür verurteilte der Diktator Cäsar den 60jährigen Ritter, im Jahre 46 v. Chr. selbst in einem seiner Stücke als Schauspieler aufzutreten, für seinen Stand ein unerhörter Schimpf.

Lehrdichtung; Lucretius (96—55 v. Chr.).

Die Lehrdichtung ist vertreten durch T. Lucretius Carus (96—55 v. Chr.), der in sechs Büchern „über die Natur der Dinge" den Versuch machte, seinen Zeitgenossen durch Popularisierung der epikureischen Atomenlehre den Frieden der Seele zu geben, der sich selbst aber in den Bruchstücken des Werkes als einen mit sich und der Welt zerfallenen, unglücklichen Pessimisten voll Todessehnsucht erweist.

Der hervorragendste Lyriker des Zeitalters ist der liebenswürdige Catull.

Catull (87 bis 54 v. Chr.).

C. Valerius Catullus, geboren etwa 87 v. Chr. zu Verona, aber schon als junger Mann in Rom mitten im Strudel der lockeren Gesellschaft der höheren Kreise, nicht ohne Neigung zu Liederlichkeit und doch ein kindlich reines und unrömisch weiches Herz in der Brust, hat in seinen ersten Versuchen alexandrinische Dichter nachgeahmt, doch ist er mit der Zeit immer selbständiger geworden und steht an Schmelz der Sprache und tiefer Innigkeit des Empfindens unerreicht unter seinen Zeitgenossen römischer und griechischer Zunge da. Berühmt sind vor allem die Lieder, in denen er seine Lesbia feiert; unter diesem Namen verbirgt sich wahrscheinlich Clodia, die Schwester des P. Clodius, die später durch Untreue dem Dichter den tiefen Kummer bereitete, an dem er dahinsiechte:

„Ich haß' und liebe sie. Warum? Antworten dieser Frage,
Ich kann es nicht, allein so ist's; — ich weiß es und ich klage."

Aber auch die Wanderlust, Bruderliebe und Freundschaft besingt Catulls Leier in warmen Tönen. Gegen Ende seines Lebens — er starb schon im Jahre 54 v. Chr. — wandte sich Catulls Muse auch der Politik zu. Das Regiment der Triumvirn, das ihren Günstlingen die Taschen füllt, dünkt ihm unerträglich; namentlich über einen General Cäsars, Namens Mamurra, der ein Vermögen nach dem andern verpraßte, aber aus Cäsars Kriegsbeute immer wieder eine gefüllte Kasse bezog, gießt er die ganze Schale seines Zornes aus im „Mahnruf an Cäsar":

„Was hegt ihr diesen Bösewicht? Ihn, der nichts andres leisten kann,
Als nur ein fettes Erbe rasch zu stürzen in den Magen
Und reicher Länder Hab und Gut als Beute fortzutragen?
Ist das der Grund, ihr frommen Herrn, du, Cäsar, mit dem Tochtermann
Pompejus, um die ganze Welt in Trümmer zu zerschlagen? (Westphal.)

Die römische Kaiserzeit (31 v. Chr. bis 375 n. Chr.).

Der Prinzipat (27 v. Chr. bis 193 n. Chr.).

Die Julisch-Claudischen Kaiser (27 v. Chr. bis 68 n. Chr.).

Begründung und Wesen des Prinzipats.

Octavians Persönlichkeit.

Seitdem durch die Schlacht bei Actium und durch den Tod des Antonius alle Gewalt in die Hände des jüngsten der drei Triumvirn gelegt und die Monarchie hergestellt war, tritt die Person des Monarchen als ein bestimmter Faktor der Geschicke der römischen Welt hervor. Es ist daher billig, daß wir die Geschichte der römischen Kaiserzeit mit der Charakteristik Octavians eröffnen.

Er war bei seiner Heimkehr aus Ägypten (29 v. Chr.) noch ein jüngerer Mann, 34 Jahre alt und trotz einer nicht eben festen Gesundheit in der Blüte seiner Kraft. Sein schöner, ausdrucksvoller Kopf ruhte auf einer Gestalt von den edelsten Verhältnissen. In seinen Bewegungen wie in seiner Rede offenbarte sich ein ruhiges Gleichmaß, das ebensosehr in natürlicher Anlage wie in strenger Selbstzucht begründet war und nicht wenig zur Würde und Majestät seiner Erscheinung beitrug. Einfach und schlicht in seinen Lebensgewohnheiten, äußerst mäßig im Genusse der Tafelfreuden wie der Liebe, war er fast nie in Gefahr, übereilte Beschlüsse zu fassen oder die Staatsraison zu gunsten einer persönlichen Begehrlichkeit zu verletzen. Einzelne Züge von Grausamkeit, die sich während des Bürgerkrieges offenbarten, sind früher (S. 685) erwähnt worden. Doch darf man nicht verkennen, daß diese in Zeiten fallen, wo er sich selbst bedroht fühlte und wo überdies das Blut in Strömen floß. Als er aus Ägypten wieder heimgekehrt war, erschien er als ein andrer: von Sorge und Furcht befreit, geläutert und gereift. Und entsprach die Milde und Entsagung, die er seitdem bis ans Ende seiner Tage geübt, nicht seiner innersten Natur, so muß man doch die Selbstbeherrschung anerkennen, mit der er in der zweiten Hälfte seines Lebens der ungeheuren Versuchung widerstand, seine Allmacht zu mißbrauchen. Man sagt in der Regel, Octavian habe als Staatsmann keine eigentliche schöpferische Kraft besessen, sondern nur die Staatsform erneuert, die ihm von seinem Adoptivvater vorgezeichnet worden sei. Dieses geringschätzige Urteil über Octavian ist ungerecht; es ist aus einer Überschätzung Cäsars entsprungen. Wir wissen, daß Cäsar nicht die nötige Entsagung besaß, um den Gedanken eines Ausgleiches der eignen Machtansprüche mit denen des Senats und des Volkes zu finden. Dieser Gedanke aber ist gerade das unsterbliche Verdienst Octavians und hat dem römischen Volke auf lange Zeit hinaus einen dauerhaften inneren Frieden geschaffen.

Die Begründung des Prinzipats.

Im Jahre 28 v. Chr. ließ sich Octavian von Agrippa, seinem Kollegen im sechsten Konsulate, der außerdem die Funktionen eines Zensors verwaltete, zum Princeps senatus ernennen. Diese Stellung gab ihm zwar an sich keine Machtfülle, sondern nur das Ehrenvorrecht, zuerst im Senate seine Meinung zu äußern, Octavian aber legte diesem Titel deswegen besonderes Gewicht bei, weil er hinfort nicht als ein absoluter Herrscher, sondern als der „erste Bürger" erscheinen wollte. Deshalb nennt man seine Stellung und die seiner Nachfolger den Prinzipat. Danach legte er am 13. Januar 27 seine konstituierende Gewalt als Triumvir und ebenso sein Imperium über Heer und Provinzen nieder. Doch nahm er das letztere in einem natürlich vorher verabredeten Umfange aus den Händen des Senats wieder an und zwar zunächst auf 10 Jahre. Er übernahm nämlich den Oberbefehl über die gesamte Armee des Reiches

321. Statue des Kaisers Augustus.

Gefunden 1863 in der Villa der Livia bei Rom, jetzt im Museum des Vatikans zu Rom.

Die Statue, nach ihrem Fundort — die Villa der Livia liegt 7 römische Meilen von der Porta Flaminia, der heutigen Porta del Popolo entfernt — Augustus von Prima Porta benannt, nimmt unter den uns erhaltenen Augustusstatuen an Sorgfalt der Arbeit sowohl als an vorzüglicher Erhaltung wohl die erste Stelle ein. Augustus ist hier mit erhobener Rechten dargestellt, wie er eine Ansprache (allocutio) an die Soldaten hält; in der Linken hält er das Zepter, das freilich ergänzt ist; vielleicht hat der Kaiser vielmehr einen Speer gehalten. Bekleidet ist er mit der Tunika, über welche er den Harnisch gelegt hat, dessen reicher Reliefschmuck unten durch die um die Hüfte geschlungene und über den linken Arm geworfene Chlamys umrahmt wird. Der Amor auf dem Delphin, zur Rechten der Statue, die dadurch zugleich die nötige Stütze bekommt, enthält einen Hinweis auf die Abkunft des Julischen Hauses von der Venus.

und das prokonsularische Imperium über die militärisch wichtigen Provinzen: Spanien, Gallien und Syrien. Die Verwaltung der übrigen Provinzen verblieb dem Senate. Gleichzeitig wurde dem Prinzeps vom Senate der Titel Augustus d. h. der Hehre und Heilige, und damit religiöse Weihe verliehen. Außerdem bekleidete der Kaiser auch nach dem Jahre 27 alljährlich mit einem Amtsgenossen das Konsulat, um auch eine gesetzliche Grundlage für seine Zivilgewalt in Rom und Italien zu besitzen. Demnach war bei ihm das prokonsularische Imperium und die Gewalt des Konsuls in einer Hand vereinigt. Dieses Verfahren änderte er jedoch im Jahre 23, indem er sich vom Volke statt des Konsulates die tribunizische Gewalt (potestas tribunicia) auf Lebenszeit übertragen ließ. Diese ermächtigte ihn zur Initiative in der Gesetzgebung und begründete, ohne daß er sie mit einem Amtsgenossen zu teilen hatte, seine Gewalt über die Bürgerschaft. Als Inhaber der tribunizischen Gewalt erschien er als Vertreter des Volkes gegenüber dem Senate.

Das Wesen des Prinzipats.

Augustus hatte es über sich gewonnen, die äußere Form seiner Herrschaft an die altehrwürdigen, beim Adel wie beim Volke noch immer hochgeachteten republikanischen Formen anzuknüpfen. Die Stellung eines princeps senatus, sowie das prokonsularische Imperium und die in seiner Person konzentrierte tribunizische Gewalt, auf denen seine Macht thatsächlich beruhte, waren republikanischen Ursprungs; eine ähnliche gesetzlich verliehene Machtfülle hatte vor ihm Pompejus besessen zur Zeit der Seeräuber und des Mithridatischen Krieges. Die Befugnisse des Augustus waren die einer außerordentlichen Magistratur, sofern sie nicht auf Usurpation beruhten, sondern vom Senate und vom Volke verliehen worden waren; seine Stellung entbehrte aber der republikanischen Schranken, weil die Grundsätze der Annuität und Kollegialität nicht auf sie anwendbar waren.

322. Sesterz aus Bronze mit dem Bildnis des Agrippa. Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlung in Wien.)

Anderseits war der Prinzipat aber auch keine absolute Monarchie, geschweige denn eine despotische Staatsform, da der Prinzeps an die bestehenden Gesetze gebunden war, seine Gewalt rechtlich nicht vererben konnte, ja formell sie nicht einmal in allen ihren Teilen auf Lebenszeit besaß. Die Erneuerung des Imperiums aller 10 Jahre war allerdings nur eine Form, aber in staatsrechtlichen Dingen ist eben auch eine bloße Form von einer gewissen Bedeutung. So war denn der Prinzipat ein Mittelding zwischen republikanischer Magistratur und wirklicher Monarchie, ein Mittelding, wie es durchaus den Bedürfnissen der Zeit entsprach.

Der Senat.

Da der Prinzeps die Gewalt über Rom und das Reich wenigstens formell mit dem Senate teilen wollte, so hatte er schon im Jahre 28 diese Körperschaft durch eine umfassende lectio senatus, mit der die Aufnahme reicher Ritterfamilien in den Patriziat im Zusammenhang stand, aus der Versunkenheit emporgehoben, in die sie durch Proskriptionen und Bürgerkriege geraten war. Der Senat entschied über Gemeindeangelegenheiten in Italien wie in den senatorischen Provinzen, bestimmte die Statthalter für diese — sie hatten prokonsularisches Imperium, während die Legaten des Prinzeps in den kaiserlichen Provinzen nur prokonsularisches besaßen — vor allem aber hatte der Senat eine wichtige richterliche Befugnis, da den alten Geschworenengerichten (quaestiones perpetuae) Senatsgerichte unter dem Vorsitze der Konsuln zur Seite traten; endlich besaß er eine wichtige gesetzgeberische Befugnis, die um so mehr stieg, je seltener die schwerfälligen Volksversammlungen berufen wurden. Nicht immer

323. Porticus der Octavia, erbaut durch Kaiser Augustus im Namen seiner Schwester. Rekonstruktion von Canina.

wurde der ganze Senat versammelt, sondern oft berieten und beschlossen nur 15 durch das Los erwählte Mitglieder im Verein mit den fungierenden Magistraten unter dem Vorsitze des Kaisers; ein solcher Beschluß hatte ebensogut Gesetzeskraft wie ein Beschluß des Plenums. Antragsteller war in der Regel der Prinzeps; selbstverständlich wurde in der Regel auch sein Wille zum Beschluß erhoben, ebenso wie gegen ein richterliches Urteil des Senats dem Kaiser die Interzession zustand. — Großes Ansehen genoß der Senat auch als Stand, da Augustus ihn durch einen besonderen Zensus vor dem Volke und dem Ritterstande heraushob. Während nämlich der Ritterzensus nur 400000 Sesterzen (70000 Mark) betrug, mußte ein Senator mindestens 1 Million Sesterzen (175000 Mark) Vermögen besitzen.

Die Magistrate.

Neben dem Prinzipate bestanden die alten republikanischen Ämter fast unverändert fort, aber natürlich mit einer immer mehr schwindenden Macht. Die Konsuln hatten außer dem Vorsitz im Senate und im Senatsgerichte kaum einen wichtigen Geschäftskreis, trotzdem fuhr Augustus in wohl berechneter Schonung der alten Erinnerungen fort, die Jahre nach den amtierenden Konsuln zu benennen. Die Volkstribunen, Ädilen und Prätoren wurden für die Schmälerung ihrer Befugnisse einigermaßen dadurch entschädigt, daß seit dem Jahre 7 v. Chr. die Vorsteher der 14 Stadtquartiere (Regionen) aus diesen Beamten erlost wurden.

Rechtliche Stellung des Volkes.

Am meisten, auch formell, wurde das Volk von der Teilnahme an der Regierung zurückgedrängt. Die Gesetzgebung wurde ihm im Laufe der Zeit völlig entzogen und auf den Senat übertragen; nur das Wahlrecht für die Beamten blieb ihm noch unter Augustus. Aber auch dieses war dadurch eingeschränkt, daß der Kaiser als oberster Wahlkommissar fungierte, eine Anzahl ihm passender Kandidaten geradezu nannte, andre empfahl und nur sehr wenige der freien Volkswahl überließ. Unter Tiberius, seinem Nachfolger, wurden überhaupt gar keine Komitien mehr berufen. Auch die Vorstellung, daß der römische Bürger innerhalb des umfriedeten Bürgergebietes, also in Rom und Italien, unter normalen Verhältnissen vor dem Geräusche der Waffen und polizeilicher Vergewaltigung sicher sein sollte, wurde aufgegeben. 9000 Mann Garde, in 9 Kohorten zu je 1000 Mann gegliedert, lagerten zum Schutze der Person des Kaisers in der ländlichen Umgebung Roms, zum Teile auch schon in der Stadt selbst; den Polizeidienst in Rom übernahm eine Schutzmannschaft von 4000 Mann (4 cohortes urbanae) und eine Feuerwehr von 3000 Mann (3 cohortes vigilum). Trotz alledem war das römische Bürgerrecht noch immer ein sehr erstrebenswerter Besitz. Sicherte es doch, namentlich in den Provinzen, Leib und Leben des einzelnen vor jeder Vergewaltigung durch die Statthalter. Jeder auf Leben und Tod angeklagte Bürger mußte nach Rom gesandt werden.

Veränderte Stellung der Provinzialen.

Schon aus diesem Grunde empfanden es die Provinzialen als eine große Wohlthat, daß das römische Bürgergebiet immer mehr über die Grenzen Italiens hinauswuchs. Sizilien hatte bereits nach der Vernichtung des Sex. Pompejus das römische Bürgerrecht erhalten und war durch zahlreiche römische Kolonien romanisiert worden. In den folgenden Jahren, während des Krieges in Dalmatien (34/33 v. Chr.) wurde das Bürgergebiet auch nach Nordosten erweitert, indem Tergeste (Triest), Pola, Jader (Zara), Salonä, Emona (Laibach) und andre römische Ortschaften den Bürgergemeinden beigezählt wurden. Aber auch in den eigentlichen Provinzen bot der Dienst in den Legionen eine vielbenutzte Gelegenheit, das Bürgerrecht zu erwerben. Endlich aber empfanden die Provinzialen auch die Verbesserung der Verwaltung, namentlich die besser geordnete Steuererhebung, die vom Kaiser scharf kontrolliert wurde, als eine Wohlthat. Infolgedessen begannen die durch die früheren Statthalter und während der Bürgerkriege arg mitgenommenen Provinzen allmählich wieder neues Leben zu

entfalten: im Osten hoben sich die alten Stadtgemeinden zu neuer Blüte empor, im Westen und Norden fingen solche Gemeinden an sich zu bilden. So bahnte sich allmählich auch ein Ausgleich zwischen Italien und den Provinzen an, der dadurch gefördert wurde, daß sich römische Kaufleute aller Art, Plantagenbesitzer und Unternehmer in großer Anzahl in den Provinzen niederließen und im Verein mit den Legionen im Westen und Norden eine römische Kultur schufen, im Osten aber eine Verschmelzung des römischen und griechischen Wesens herbeiführten, bis schließlich an Stelle der nationalen Gegensätze in allen Gebieten des Römerreiches der Begriff der Menschheit und des Weltbürgertums trat, ein Prozeß, der dem Siege des Christentums mächtig vorgearbeitet hat.

Die Regierung des Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.).

Die Familie des Augustus.

Das ganze Regierungssystem des Prinzipats verlangte eine außerordentliche Thätigkeit und Arbeitsleistung von der Person des Prinzeps. Augustus war deshalb darauf bedacht, sich für verschiedene Zweige seiner Regententhätigkeit tüchtige Gehilfen heranzuziehen, die bis zu einem gewissen Grade an seiner hervorragenden Stellung teilnahmen. Da war vor allem C. Cilnius Mäcenas, aus vornehmem etruskischem Geschlecht, der intimste Vertraute des Prinzeps. Er war besonders als Diplomat thätig und vermittelte die Verträge von Brundisium und Misenum, sowie die Heiraten

324. Münze mit dem Bildnis der Livia, der dritten Gemahlin des Kaisers Augustus.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

325. Silbermünze des Kaisers Augustus. Auf der Rückseite das Bildnis seiner Tochter Julia.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlung in Wien.)

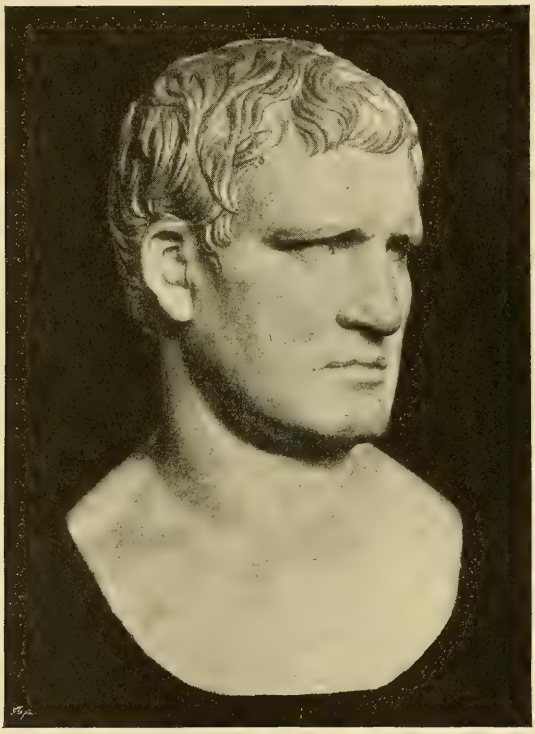
im kaiserlichen Hause. Ohne ein besondres Amt stand er, wie früher Oppius und Balbus unter Cäsar, an der Spitze der Verwaltung Italiens und verstand es, auch die Litteratur für das Prinzipat zu gewinnen (s. S. 719). Äußerlich noch bedeutender war die Stellung des M. Vipsanius Agrippa. Wir kennen ihn bereits als den Sieger von Naulochos und Actium. Er entstammte keinem der vornehmen Geschlechter der Nobilität, war aber mit dem Kaiser erzogen worden und hatte sich unter den schwierigsten Verhältnissen als sein tüchtigster General bewährt. Er war aber nicht bloß ein vorzüglicher Militär sondern auch ein ausgezeichneter Organisator von Provinzen und ein genialer Bauherr. Das Pantheon in Rom trägt noch heute seinen Namen, außerdem aber sorgte er namentlich für großartige Nutzbauten in Rom und den Provinzen. Dieser Mann wurde im Jahre 21 v. Chr. mit Julia, der Tochter des Kaisers, Witwe des M. Marcellus, vermählt und im Jahre 18 durch Verleihung der tribunizischen Gewalt zum Mitregenten erhoben. Fünf Kinder gingen aus dieser Ehe hervor.

Den beiden ältesten Söhnen G. Cäsar und L. Cäsar wünschte Augustus, da er selbst weder aus seiner ersten Ehe mit Scribonia, noch aus der zweiten mit Livia einen Sohn besaß, die Herrschaft zu hinterlassen. Aber Agrippa starb schon 12 v. Chr., ihm folgten im Tode des Kaisers Enkel L. Cäsar 2 n. Chr. und G. Cäsar 4 n. Chr. So blieb dem Kaiser nichts übrig, als seinen Stiefsohn Tiberius, den Sohn der Livia und des Tiberius

Claudius Nero, der schon seit dem Jahre 11 v. Chr. mit Julia, der Tochter des Kaisers und Witwe des Agrippa, vermählt worden war und im Jahre 6 v. Chr. die tribunizische Gewalt erhalten hatte, zu adoptieren und dadurch zum Nachfolger zu bestimmen. Tiberius aber adoptierte gleichzeitig auf Befehl des Kaisers den Germanicus, den Sohn seines jüngeren Bruders Drusus, der 9 v. Chr. in Germanien gestorben war, den Gemahl der Agrippina, der Tochter des Agrippa und der Julia. So sollte denn der Prinzipat nach Augustus' Tode zunächst auf Tiberius und dann nicht auf dessen Nachkommenschaft, sondern auf Germanicus und sein Geschlecht übergehen.

Die auswärtige Politik des Augustus.

Die auswärtige Politik des Augustus war bestimmt von der Rücksicht auf die finanziellen Kräfte des Reiches, die der Schonung bedurften. Er verminderte deshalb



326. Marcus Vipsanius Agrippa.
Marmorbüste im Museum des Louvre zu Paris.

die Armee, soweit es möglich war, und verzichtete, namentlich in der zweiten Hälfte seiner Regierung, auf Angriffskriege großen Stils. Immerhin gebot die Rücksicht sowohl auf seinen Ruhm als auch auf den Geist des Heeres, das noch in den Erinnerungen an das Zeitalter Cäsars lebte, die Bahn der Eroberung nicht ganz zu verlassen. Endlich aber erforderte auch die Sicherung der Reichsgrenzen die Eroberung manches Landes und eine fast ununterbrochene Kriegführung.

Der Osten.

Am vorsichtigsten trat Augustus im Osten auf, wo ihm im Partherreiche, dem regenerierten Perserreiche in Iran (zwischen dem Kaspischen See und dem Indischen Ozean, s. S. 646) eine wirkliche Großmacht gegenüberstand. Obwohl noch immer römische Feldzeichen und römische Gefangene von der Katastrophe des Crassus her in der Gewalt der Parther waren, verschob er doch jede Unternehmung gegen sie, bis er

sich im Besitze des Prinzipats genügend befestigt zu haben meinte. Und als er im Jahre 20 v. Chr. endlich selbst in Syrien erschien, vermied sein diplomatisches Geschick auch jetzt noch den Krieg, da sich Phraates, der Partherkönig, bereit erklärte, die römischen Feldzeichen und Gefangenen auszuliefern, während gleichzeitig der junge Stiefsohn des Kaisers, Tiberius, den Tigranes als römischen Vasallen in Armenien einsetzte. Begeistert besangen damals die römischen Dichter, z. B. Horaz, diesen friedlichen Sieg. Später lieferte der Partherkönig sogar vier Söhne als Geiseln nach Rom aus; aber die Verhältnisse Armeniens erforderten noch manchmal die Einmischung der Römer. Zu der Zeit, wo Christus geboren wurde, kommandierte in Syrien der zum Thronfolger bestimmte Enkel des Augustus G. Cäsar; bei der Belagerung der Stadt Artagira erhielt er im Jahre 2 v. Chr. die heimtückische Wunde, an der er im Jahre 4 n. Chr. starb. Der Frieden mit den Parthern selbst erwies sich als dauerhaft, der Euphrat galt als Ostgrenze des römischen Reiches.

Die Ordnung des Westens; Spanien.

Weit schwieriger erwies sich die Ordnung des Westens, auf dem der Bestand der römischen Kultur und die Wehrkraft des Reiches beruhte. Spanien war noch immer nicht zum Frieden gebracht, namentlich an den Abhängen der Pyrenäen hatten seit Cäsars Ermordung fast ununterbrochen Kriege getobt; da ging Augustus 26 v. Chr. persönlich nach Spanien und leitete in zweijährigem Aufenthalte von Tarraco aus die Ordnung der Provinzen und die Niederwerfung der empörten Völkerschaften. Aber die Hauptarbeit fiel auf Agrippa, der in dem achtjährigen kantabrischen Kriege (26—19) endlich die Bergstädte der Kantabrer und Asturer zerstörte und ihre Bewohner in die Thäler verpflanzte. Danach zerfiel die Pyrenäische Halbinsel in drei Teile: das tarraconische Spanien, das den Norden und Osten umfaßte, Lusitanien im Westen zwischen Duero und Guadiana, und Bätica am Guadalquivir im Süden, dessen Verwaltung Augustus dem Senate überließ.

Gallien.

Auch in Gallien bedurfte die Römerschaft neuer Ordnung. Schon im Jahre 38 v. Chr. hatte Agrippa am Rheine gegen die andringenden Germanen gekämpft und die Ubier als Grenzwacht auf dem linken Ufer (in der Nähe des heutigen Köln) angesiedelt. Im Jahre 27 v. Chr. teilte Augustus das von Cäsar unterjochte Gallien in drei Provinzen: Aquitania, Gallia Lugdunensis und Belgica. Der staatliche und religiöse Mittelpunkt dieser Provinzen wurde das am Zusammenflusse der Saône und Rhone im Jahre 43 v. Chr. von Plancus gegründete Lugdunum (Lyon). Dort stand der „Altar der Göttin Roma und des Augustus", an dem sich der Kaiser gerade wie in Pergamum und Nicäa in Asien göttliche Ehren erweisen ließ. Die genannten drei Provinzen zerfielen für die Verwaltung und Steuererhebung wieder in 64 Gaue (civitates).

Kämpfe mit den Germanen (16—9 v. Chr.).

Als Ostgrenze Galliens hatte Cäsar den Rheinstrom angesehen; da aber die rechtsrheinischen Germanen unter Augustus diese Grenze nicht respektierten, wünschte er, als Vormauer Galliens das Land zwischen Rhein und Elbe zu erobern. Die Sugambrer, nämlich (seßhaft an der Ruhr) hatten im Jahre 16 v. Chr. den Rhein überschritten und den M. Lollius geschlagen, ja sogar den Adler der fünften Legion erbeutet. Deshalb war Augustus im folgenden Jahre selbst in Gallien erschienen und hatte die Verwaltung bis zum Jahre 13 v. Chr. geleitet, dann aber seinem Stiefsohn und Liebling Nero Claudius Drusus den Oberbefehl gegen die Germanen übertragen. Drusus, damals ein Jüngling von 25 Jahren, von seinen Soldaten geliebt wie selten ein römischer Feldherr, beantwortete den erneuten Einfall, den die Sugambrer und Cherusker mit einigen Suebenstämmen im Frühling des Jahres 12 v. Chr. in Gallien unternahmen, mit einem furchtbaren Vorstoße in ihr Gebiet und legte dann mit Hilfe der Bataver einen Kanal vom Rheine in den Zuydersee und von da in die Nordsee an

so daß er statt auf beschwerlichen Märschen durch Urwälder und Sümpfe nunmehr zu Schiff an die Mündungen der Ems, Weser und Elbe und von da stromaufwärts fahrend ins Binnenland gelangen konnte. So drang Drusus bereits im Jahre 12 bis an die Wesermündung vor, im Jahre 10 aber zu Lande dem Laufe der Lippe folgend zu den Cheruskern und an die mittlere Weser. Ein beim Rückzuge gegen sein Heer ausgeführter Überfall der Cherusker und Sugambrer mißglückte, und er konnte an den Quellen der Lippe (unweit Paderborn) das Kastell Alison anlegen, das er mit Castra Vetera (bei Xanten am Rhein), dem Ausgangspunkte seines Zuges, durch eine Straße verband. Es kam ihm ferner zu statten, daß die mächtigen Markomannen am Main freiwillig in das heutige Böhmen zurückwichen. So konnte er im Jahre 9 von Moguntiacum (Mainz) her bis an die Elbe vordringen. Doch das war seine letzte Unternehmung: auf dem Rückmarsche brach er beim Sturze mit dem Pferde den Schenkel und starb dreißig Tage später im wilden Urwalde zwischen Saale und Weser, erst 30 Jahre alt, in den Armen seines Bruders Tiberius, der auf die Unglückskunde aus Italien herbeigeeilt war. Es ist das beste Zeugnis für den Respekt, den Drusus' Feldzüge den Germanen eingeflößt hatten, daß auch nach seinem Tode alles ruhig blieb. So konnte Tiberius darangehen, die von Drusus eroberten Gebiete zu organisieren (Bd. III), bis ihn der Zwist mit Augustus im Jahre 6 v. Chr in die Verbannung trieb (s. S. 722).

327. Goldmünze mit dem Bildnis des Nero Claudius Drusus.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlung in Wien.)

Eroberung von Dalmatien und Mösien (35 bis 29 v. Chr.).

Schon vorher war die Nordgrenze Italiens und zugleich auch die des Reiches neu reguliert und durch Vorlande geschützt worden. Als das zweite Triumvirat entstand, waren noch nicht einmal die Südabhänge der Alpenketten, die Oberitalien rings umgürten, im unbestrittenen Besitz der Römer. In dem bereits (S. 691) erwähnten dalmatinischen Kriege, 35—33 v. Chr., hatte Augustus die Japuden an der Küste zwischen Cattaro und Fiume unterworfen, war durch das Thal des Colapis (Kulpa) nach Siscia (Sissek) an der Save und von da abwärts bis Sirmium (Mitrovitza) vorgedrungen. Zu diesen Erwerbungen fügte im Jahre 29 v. Chr. M. Licinius Crassus, der Enkel des Triumvirn, die Landschaft Mösia, das heutige Serbien und Bulgarien, und gewann dadurch die untere Donau, von Singidunum (Belgrad) bis zur Mündung, als Nordgrenze des römischen Reiches.

Unterwerfung der Alpenvölker; Rätien und Noricum (16 u 15 v. Chr.).

Nachdem also im Osten wie im Westen weitgreifende Außenwerke zum Schutze Italiens und der angrenzenden Mittelmeerküsten errichtet waren, begann Augustus auch den inneren Schutzwall Italiens, das eigentliche Alpenland, völlig in seine Gewalt zu bringen. Die illyrischen, rätischen, keltischen, ligurischen Stämme, die in ihren oft schwer zugänglichen Alpenthälern rings um die volkreiche Poebene wohnten und nicht nur diese, sondern auch reisende Kaufleute und kleinere Heeresabteilungen auf dem Zuge nach den Außenwerken der römischen Macht gelegentlich brandschatzten, wurden, besonders in den Jahren 16 und 15 v. Chr. durch die Feldzüge des Tiberius und Drusus völlig unterjocht, ebenso wurden damals mit geringer Mühe die nördlichen Vorlande des Alpenkammes, Rätien mit Vindelicien, das Land vom Alpenkamm bis zur Donau, vom Genfersee ostwärts bis zum unteren Inn, und das sich ostwärts anschließende Noricum bis nach Vindobona (Wien), der größte Teil des heutigen deutsch redenden Österreich, zu römischen Provinzen gemacht.

Die römischen Alpenstraßen.

Ein großartiges System von Straßen diente dazu, diese nur dünn bevölkerten und für die römische Einwanderung vielversprechenden Gebiete mit Italien in Verbindung zu setzen. Die alte Küstenstraße an der Riviera von Genua hin nach dem narbonensischen Gallien wurde für Handelszwecke erweitert und gesichert; dort erhob sich seit dem Jahre 6 v. Chr. am Süd-

328. **Die Familie des Kaisers Augustus.**

Darstellung auf der sogenannten Gemma Augustea im kaiserl. kunsthistorischen Museum zu Wien.

Dieser herrliche Onyx (22 cm breit, 19 cm hoch), ein Meisterwerk römischer Steinschneidekunst, lag seit alter Zeit im Kirchenschatze von St. Sernin zu Toulouse und wurde von Franz I. von Frankreich 1533 dem Papste Clemens VII. geschenkt. Im Jahre 1609 tauchte er aber wieder in Frankreich auf, wurde von deutschen Kaufleuten erworben und für 12000 Gulden an Kaiser Rudolf II. verkauft. „Die Darstellung ist in zwei friesartige Streifen zerlegt. Im oberen thront Augustus mit dem Zepter und dem Augurnstab neben der Göttin Roma, welche nach dem Vorbilde des Athena-Ideales in kriegerischer Wehr (aber ohne Ägis) gebildet ist. Über dem Kaiser das Sternbild des Steinbockes, unter welchem er geboren ward; zu seinen Füßen der Adler. Links steigt von dem von Viktoria geführten Kampfwagen Augustus' Stiefsohn, Tiberius, herab, um den Kaiser zu begrüßen. Neben dem Wagen steht Germanicus. Rechts von Augustus allegorische Gestalten der Erde und des Meeres und der Oikumene (der bewohnten Erde), die den Kaiser bekränzt. Die Darstellung bezieht sich wohl auf den pannonischen Triumph des Tiberius (13 n. Chr.). Im unteren Streifen die Errichtung eines Siegeszeichens (tropaeum) durch römische Legionare; rechts werden Kriegsgefangene herbeigezerrt."

westende der Alpen (auf der Corniche, der Straße zwischen Nizza und Mentone) weithin sichtbar das großartige „Siegesdenkmal des Augustus" (La Turbie = Tropaea) mit den Namen von 46 unterjochten Alpenstämmen, das die dankbaren Bewohner Italiens dem Kaiser errichteten; noch heute stehen Ruinen davon. Ebenso wurde die Paßstraße durch die Cottischen Alpen ausgebaut, die von Turin über Susa nach Arelate (Arles) führte. Militärisch wichtiger noch waren die Straßen, die die großen Standlager am Rheine mit Italien verbanden. Sie gingen durch das Thal der Dora Baltea über Eporedia (Ivrea) nach Augusta Prätoria (Aosta). Diese Stadt war im Jahre 25 bei der Ausrottung des Stammes der Salasser von Augustus gleich aus dem Lager seiner Truppen hergestellt worden und ist eins der interessantesten Beispiele von der dann so oft wiederkehrenden Entstehung einer Stadt aus dem Feldlager (S. 396). Sie trägt seinen Namen bis auf den heutigen Tag, besitzt noch ihre ursprünglichen Thore und Mauern, und der Stadtplan, ein Rechteck von 724 × 572 m, beweist noch heute die Art ihres Ursprungs. Hinter Aosta teilt sich die Straße. Die eine läuft westwärts durch die Graische Alp und über den Kleinen St. Bernhard nach Lyon, die andre nordwärts durch die Penninische Alp über den Großen St. Bernhard an den Genfersee und von da zur Aar und zum Rhein. Ferner lief von Tridentum (Trient) eine Straße die Etsch aufwärts bis Bozen und von da in zwei Armen, der eine über Meran und Finstermünz, der andre durchs Eisacktal über den Brenner ins Innthal und von da über Parthanum (Partenkirchen) nach Augusta Vindelicorum (Augsburg). Ostwärts führte die Straße von Aquileja über Emona (Laibach) nach Pannonien.

Unterwerfung Pannoniens (16 bis 9 v. Chr.).

Zu einem gewissen Abschlusse wurden die Eroberungen im Nordosten dadurch gebracht, daß Tiberius, während Drusus gegen die Germanen zu Felde zog, zwischen 12 und 9 v. Chr., entsprechende Vorstöße in das östliche und nördliche Pannonien unternahm. Damals wurde wohl die römische Lagerstadt Carnuntum (Petronell) an der Donau, östlich von Wien, gegründet und das Hauptquartier der illyrischen Armee nach Pötovio (Pettau) an der Drau vorgeschoben. Seitdem galt die Donau in ihrem ganzen Laufe als Grenze des Römerreiches; doch hat es noch lange gedauert, bis auch das nordöstliche Pannonien und damit die Donau zwischen Carnuntum und der Draumündung von der römischen Besetzung und Besiedelung erreicht wurde.

Tiberius wieder in Germanien (4—6 n. Chr.).

Der Siegeszug der römischen Waffen gegen die nordöstliche Barbarenwelt erlitt, wie schon oben S. 710 erwähnt ist, wenige Jahre nach Drusus' Tod eine längere Unterbrechung durch den Zwist zwischen Augustus und seinem Schwiegersohne Tiberius, der die Zeit von 6 v. Chr. bis 4 n. Chr. in freiwilliger Zurückgezogenheit lebte. Erst der Tod seines Stiefsohnes Gaius Cäsar (S. 708), den Augustus zu seinem Thronerben bestimmt hatte, veranlaßte Augustus, den Tiberius zu adoptieren und gleichzeitig zu einem größeren Kommando zu berufen. Noch im Sommer 4 n. Chr. erschien Tiberius in Germanien, züchtigte die abgefallenen Cherusker und überwinterte sogar rechts des Rheines in Aliso. In den Jahren 5 und 6 n. Chr. unternahm er erfolgreiche Züge an die Elbe, die durch Flottenoperationen unterstützt wurden, und wandte sich dann südwärts nach Carnuntum, wo er die illyrische Armee konzentriert hatte, um von da aus im Bunde mit dem vom Main her vorrückenden Saturninus den mächtigsten Germanenfürsten dieser Zeit, den Markomannenkönig Marbod in Böhmen, mit einem vernichtenden Stoße zu treffen.

Der illyrisch-pannonische Aufstand (6—9 n. Chr.).

Aber da brach im Rücken der illyrischen Armee ein längst vorbereiteter Aufstand der Dalmater und Pannonier los; in kurzer Zeit standen 200000 Mann Rebellen zu Fuß und 9000 Reiter unter den Waffen und drohten das fast unverteidigte Italien zu überfluten. Dort herrschten Angst und Bestürzung, der Kaiser selbst eilte nach Ariminum, um die Grenzfestungen zu decken. Unter solchen Umständen schloß Tiberius schleunigst mit Marbod Frieden und eilte auf den dalmatinischen Kriegsschauplatz. Nach dreijährigem Ringen (6—9 n. Chr.) war der tüchtige Feldherr, der von italischen und syrischen Truppen unterstützt wurde, des Aufstandes Meister. Noch im August gelangte seine Siegesbotschaft nach Rom, und schon hatte der Kaiser ein großes Siegesfest angeordnet, als ihn und das römische Volk eine Schreckenskunde aus Germanien erschütterte.

Die Niederlage des Varus (9 n. Chr.).

Nach Tiberius' Weggange aus Germanien hatte dort ein Verwandter des Kaiserhauses, Publius Quinctilius Varus, das Kommando übernommen und in unkluger Überschätzung seiner Streitkräfte — er besaß im ganzen drei Legionen mit den üblichen Hilfsvölkern und drei Reiterschwadronen, also im ganzen etwa 20000 Mann — und seiner militärischen und administrativen Talente alle Anzeichen und Warnungen vor einer bestehenden Verschwörung verachtet. Das Haupt dieser Verschwörung, der edle Armin aus dem Königsgeschlechte der Cherusker, lebte sogar unangefochten in der Umgebung des römischen Feldherrn. Von diesem ließ er sich beim Rückmarsche aus dem Sommerlager in der Gegend von Minden nach Castra Vetera von der gesicherten Militärstraße, die die Lippe abwärts führte, abbringen und wurde danach in den Wald- und Moorlandschaften des „Teutoburger Waldes", wahrscheinlich nördlich von Osnabrück am Nordrande des Wiehengebirges mit seinem Heere in dreitägigen heißen Kämpfen durch die Aufgebote der Cherusker, Bructerer, Chatten und Marser fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Varus selbst hatte sich schon vor Eintritt der

329 Denkstein des in der Schlacht im Teutoburger Walde gefallenen Marcus Cälius.

Gefunden bei Xanten im Jahre 1633, jetzt im Museum vaterl. Altertümer zu Bonn.

Die Inschrift lautet: M. Caelio, T(iti) f(ilio), Lem(onia tribu), Bon(onia), o(ptio) leg(ionis) XIIX ann(orum) LIII, (ce)cidit bello Variano, ossa inferre licebit, P(ublius) Caelius T(iti) f(ilius), Lem(onia tribu), frater fecit. Danach war der in der Mittelfigur dargestellte Krieger M. Cälius, aus der Lemonischen Tribus in Bologna, Vizecenturio in der achtzehnten Legion und fiel 53 Jahre alt in der Varusschlacht. Er ist mit militärischen Ehrenzeichen reich geschmückt: auf dem Haupte trägt er die Bürgerkrone, am Halse drei Ehrenketten und an der Brust fünf eherne Orden (phalerae). In der Hand hält er den Centurionenstab (vitis). Das Denkmal wurde ihm von seinem Bruder errichtet. Die beiden Köpfe zu beiden Seiten der Hauptfigur stellen zwei Freigelassene des Gefallenen dar.

letzten Katastrophe den Tod gegeben. Nur die Reiterei entkam; ebenso schlug sich die tapfere Besatzung von Aliso durch die empörten Germanen zum Rheine durch (vgl. Band III).

Ober- und Untergermanien.

Die Kunde von diesem Verluste, der bei der vorsichtigen und in ihren Mitteln beschränkten Kriegführung des Kaisers doppelt empfindlich war, wirkte auf den alternden Augustus niederschmetternd und beeinflußte seine auswärtige Politik weit über die unmittelbare Bedeutung der Niederlage hinaus. Statt eines Rachekrieges beschloß er die Preisgabe der empörten Landschaften und begnügte sich, die Rheingrenze zu decken. Dadurch erst wurde der Tag des Sieges Armins zum Geburtstage der selbständigen und unabhängigen Entwickelung der Germanenstämme. Denn Tiberius, der bald nach der Katastrophe des Varus am Rheine erschien, vermehrte zwar im Auftrage des Kaisers die Rheinarmee beträchtlich, aber einen Angriffs-

krieg unternahm er nicht. Dagegen wurde damals wohl die Organisation der linksrheinischen Grenzdistrikte und des rechtsrheinischen Uferlandes zu zwei Provinzen, Ober- und Untergermanien (Germania superior und Germania inferior), durchgeführt. Untergermanien umfaßte das von der Maas und dem untern Rhein durchflossene Gebiet von den Ardennen bis zur Emsmündung. Diese Provinz, im Süden von belgischen Stämmen, im Norden von den germanischen Batavern, Canninefaten und Friesen bewohnt, hatte ihren militärischen Mittelpunkt in Castra Vetera, ihren religiösen in dem „Augustusaltar der Ubier" (ara Ubiorum), aus dem später die Stadt Köln hervorwuchs. Obergermanien begann nördlich der Moselmündung und reichte südwärts bis zum Schweizer Jura. Das Hauptquartier befand sich in Moguntiacum (Mainz).

330. Brücke über die Marecchia bei Rimini, erbaut durch Kaiser Augustus.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Die innere Politik des Kaisers Augustus; Fürsorge für Rom.

Dem Streben nach Sicherung und Befestigung der äußeren Verhältnisse des Reiches ging unter Augustus eine gleich tüchtige Arbeit für das innere Wohl des Staates zur Seite, eine Arbeit, die auch schon die älteren Provinzen als organische Glieder des Ganzen mitzuumfassen begann, die aber doch noch vorzugsweise in Italien und in Rom selbst verspürt wurde. Der großartigen Fürsorge für Wasserleitungen, Bäder und andre gemeinnützige Einrichtungen, die Augustus besonders durch Agrippa schaffen ließ, ist schon gedacht worden. Augustus selbst baute ein neues Rathaus und einen neuen Marktplatz (forum Augustum), der mit den Statuen berühmter Römer geschmückt wurde; auf dem Forum errichtete er auch den Tempel des „rächenden Mars". Ferner vollendete er die Basilika Julia und erneuerte den Portikus am Zirkus Flaminius, das Kapitol, das Theater des Pompejus u. a. Endlich baute sich Augustus auch selbst ein Kaiserschloß auf dem Palatin: das Palatium und daneben den Tempel des Apollo, seines Schutzgottes.

Als „Reichsstraßenmeister" (curator viarum) erneuerte er die Flaminische Straße und verwendete riesige Summen auf die Instandhaltung des ganzen italischen Straßennetzes, das, wie wir schon wissen, in die benachbarten Provinzen weitergeführt wurde. Außerdem verstand es der Kaiser, auch die private Bauthätigkeit in Rom wie in den Munizipien anzuregen und ihr gemeinnützige Ziele zu stecken; eine straffe Baupolizei hinderte die Vermehrung unsolid gebauter und von Wasser und Feuer gleichmäßig bedrohter Mietkasernen. Das Feuerlöschwesen war einer militärisch organisierten Truppe von 3000 Mann anvertraut.

Noch immer machte die Versorgung Roms mit Getreide Schwierigkeit; deshalb beauftragte Augustus damit im Jahre 6 n. Chr. einen besonderen Beamten, den Getreidepräfekten (praefectus annonae), einen Mann ritterlichen Standes. Die Zahl der Bürger, die das Getreide aus Staatsmitteln erhielten, betrug 200000.

Die Finanzen.

Sehr schwierig war es, für alle diese Leistungen und für die kostspielige Armee die nötigen Geldmittel zu beschaffen. Die alte Staatskasse (aerarium Saturni), gespeist hauptsächlich aus den Erträgnissen der senatorischen Provinzen, über die der Prinzeps nur nach Ermächtigung durch den Senat verfügen konnte, genügte den an sie gestellten Anforderungen nicht. Augustus sah sich also genötigt, ihr hohe Zuschüsse, bis zu 150 Millionen Sesterzen (25 Millionen Mark) jährlich, zu bewilligen. Deshalb organisierte der Kaiser eine besondere, nur ihm persönlich unterstellte Kasse, den Fiskus (d. h. „Geldkästchen"), in die der Ertrag der kaiserlichen Provinzen und der Kriegsbeute floß. Aber auch in diese Kasse, aus der z. B. die Kosten für Heer und Flotte bestritten wurden, mußte der Kaiser aus den Erträgnissen seiner Privateinnahmen, die namentlich aus Ägypten kamen, beträchtliche Zuschüsse leisten. Trotzdem mußte er zur Zeit des pannonischen Aufstandes (6 n. Chr.), als auch der Fiskus den Militärlasten nicht genügte, ein besonderes Militärärar begründen. Im ganzen hat Augustus während seiner Regierung den Staatskassen etwa 4000 Millionen Sesterzen (700 Millionen Mark) von seinen Privateinnahmen überwiesen. Italien blieb von direkten Steuern verschont, doch wurden die indirekten, wie z. B. Eingangszölle und die Gefälle von den Verpachtungen der Publikanen, erhöht.

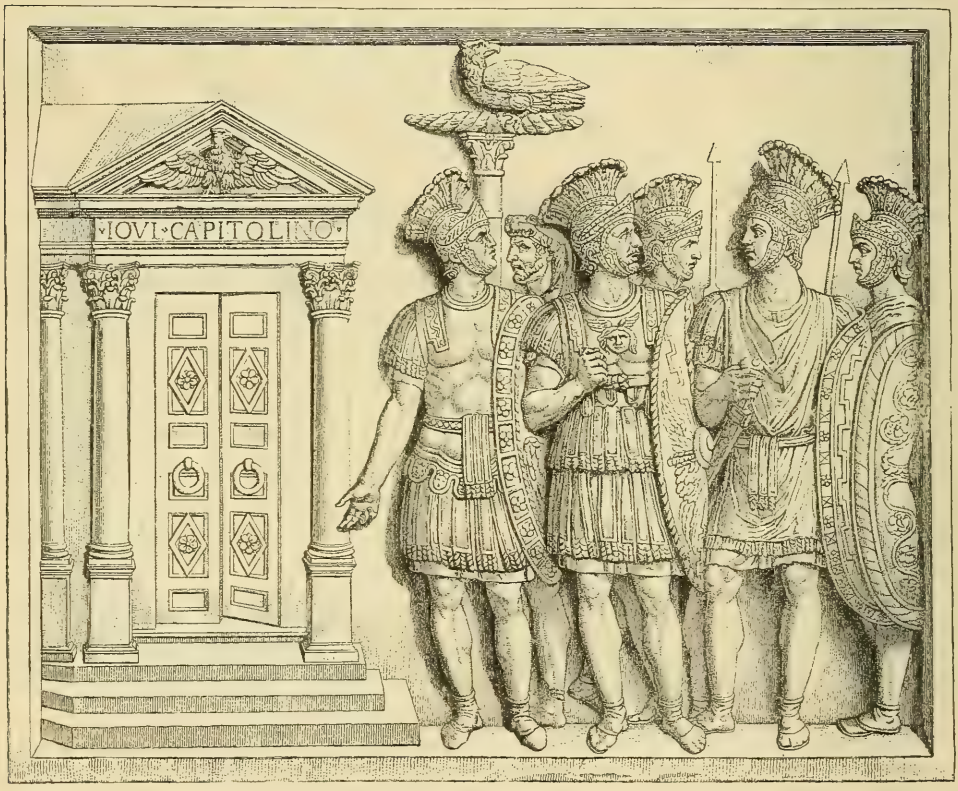
Die Reichspost.

Augustus hat auch mit der Schaffung einer Reichspost einen Anfang gemacht. Da die Fäden der weitverzweigten Staatsverwaltung noch immer in Rom zusammenliefen, so war es nötig, daß kaiserliche Befehle schnell und sicher von dort in alle Provinzen, Berichte der Statthalter aus den Provinzen schnell nach Rom gelangen konnten; ja die Reisen der Staatsbeamten selbst schienen nicht mehr den Zufälligkeiten privater Unternehmungen anvertraut werden zu dürfen. Deshalb stellte Augustus längs der Heerstraßen des Reiches zuerst rüstige junge Leute, später Fuhrwerke in mäßigen Entfernungen voneinander auf, denen zunächst die Beförderung von Briefen und Depeschen, später auch von Beamten, Gesandten, kleineren Militärabteilungen oblag. Wagen, Tiere, Kutscher, sowie die gesamten Unterhaltungskosten der Fuhrwerke mußten die an den Poststraßen liegenden Gemeinden beschaffen. So kam es, daß diese Staatspost als eine drückende Steuer empfunden wurde und zwar um so mehr, da sie nicht dem Privatmanne zur Benutzung freistand, auch nicht eine Dienerin des Handels und der Industrie war, sondern lediglich ein Mittel zur Ausübung der Herrschaft. Trotzdem hat sich diese Reichspost mit Hilfe des großartigen Straßennetzes später zu einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit entwickelt (s. unten).

Das Heer.

Schon die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Augustus zu kämpfen hatte, geboten ihm, das Heer soweit zu verringern, als es mit Rücksicht auf die Sicherheit des Reiches geschehen konnte. Es ist ein großes Verdienst des Augustus, daß er diese Verminderung zu gunsten der friedlichen Bürgerschaft auch wirklich durchgeführt und allen Versuchungen, durch Heeresvermehrung seinen Kriegsruhm zu vergrößern, widerstanden hat. Bei seinem Tode hatte er nur 25 Legionen mit den üblichen Hilfstruppen und Reiterabteilungen, also im ganzen etwa 250000 Mann, unter Waffen. Fest geregelt waren vom Kaiser die Dienstpflicht der einzelnen Gattungen und ihre

Besoldung. Die Dienstzeit bei der Garde betrug 16, in den Legionen 20 und bei den Hilfstruppen 25 Jahre. Der Sold der Prätorianer (Garde) betrug jährlich 2880 (500 Mark), der der Stadtkohorten 1440 (250 Mark), der der Legionen 900 Sesterzen (160 Mark). Nach vollbrachter Dienstzeit erhielt der Legionar und Auxiliar Ackerland oder 12000 Sesterzen, der Gardist 20000 Sesterzen, der Nichtbürger außerdem das Bürgerrecht. Sehr interessant sind die Bestimmungen über die Zusammensetzung der Armee. Die Garde besteht nur aus Römern und Italikern, steht aber unter Offizieren, die nicht aus senatorischem Stande entsprossen sein dürfen. In die Legionen wurden auch Provinzialen eingestellt; als Kriegstribunen traten in die Legionen vielfach die Senatorensöhne ein, die sich durch 5jährigen Dienst in den Grenzprovinzen die



331. Prätorianer. Flachrelief im Museum des Louvre zu Paris.

Berechtigung zur Amtskarriere erwerben mußten. Die Reichsflotte war in den Kriegshäfen zu Misenum und Ravenna stationiert; die Bemannung bestand, wieder ein Beweis der mißtrauischen Vorsicht des Augustus, aus kaiserlichen Sklaven, die Offiziere, bis zu den beiden Admiralen (praefecti) hinauf, aus kaiserlichen Freigelassenen.

Maßregeln gegen die Unsittlichkeit; Julia.

Wenn uns irgend etwas mit der Herzlosigkeit versöhnen kann, die Augustus als junger Mann im Kampfe um die Herrschaft an den Tag legte, so ist es der ernsthafte Kampf, den er als Kaiser gegen die in allen Schichten des Volkes sich breitmachende Sittenlosigkeit aufnahm, ein Kampf, in dem er besonders durch sein eignes Beispiel eines einfachen und gesunden Haushaltes und einer durchaus korrekten und sittlichen Lebensführung wirkte. Ihn erfüllten hohe Ideale von Frömmigkeit und Zucht der Väter, und nicht ganz vergebens waren seine Bemühungen, diese Ideale in einem größeren Kreise wieder zum Leben zu rufen. Er wußte sogar die tonangebenden

Dichter Roms dafür zu gewinnen: die sogenannten „Römeroden" des Horaz sind ein Beweis dafür. Den Ehebruch, der damals in Rom zu den verbreitetsten Gewohnheiten zählte, verfolgte er mit schweren Strafen; Ehescheidungen wurden erschwert. Das Erbrecht der alten Junggesellen und der kinderlosen Ehepaare wurde beschränkt, dagegen Kindersegen in rechtsgültiger Ehe mit Ehren und Belohnungen ausgezeichnet.

Freilich mußte der Kaiser gerade in seiner eignen Familie mit tiefem Schmerze die bittersten Erfahrungen machen. Seine eigne Tochter Julia war nach dem Tode ihres zweiten Gemahls, des Agrippa, während der Ehe mit Tiberius, die wohl beide Teile nur gezwungen auf den Wunsch des Kaisers eingegangen waren, auf schlimme Abwege geraten. Geistvoll und schwärmerisch für alles Schöne, aber zugleich auch begehrlich und voll niederer Sinnlichkeit hatte sie einen Kreis junger Lebemänner, Künstler und Dichter um sich versammelt, in dem sie sich besonders nach der Selbstverbannung des Tiberius (6 v. Chr.) den schlimmsten Ausschweifungen hingab. Als aber sogar Verschwörungen gegen das Leben des Kaisers von diesem Kreise ausgingen, wurde ihrem Vater von seinen Freunden das ganze schamlose Treiben enthüllt. Sie büßte dafür mit lebenslänglicher Verbannung, erst auf der Insel Pandataria, dann in Rhegium, und so unbezwinglich war der Zorn des Kaisers, daß er sogar ihre Beisetzung in der Familiengruft verbot. Ihre Buhlen wurden „wegen Verbrechens gegen die kaiserliche Majestät" hingerichtet.

Wiederbelebung der Religion.

Ganz besonders bemühte sich Augustus auch um die Wiederbelebung der alten Volks- und Staatsreligion. Nach seiner eignen Angabe im Monumentum Ancyranum (s. unten) hat er 82 Tempel in Rom teils neu errichtet, teils wiederhergestellt. Der Kaiser selbst war Mitglied fast aller Priesterkollegien und ordnete die Verehrung seines Vaters als des Divus Julius und der Venus Genetrix, der Schutzgöttin seines Geschlechtes. Das eigentliche Volk aber gewann er durch die Erweiterung des Kultus der Laren, der sich an Haus und Hof, Straße und Stadtviertel anschloß und mit großer Innigkeit betrieben wurde; ihm fügte er die Verehrung des „Genius des Augustus" hinzu. Ohne Zweifel hat er durch solche und ähnliche Maßregeln und besonders durch seine eigne zur Schau getragene Gewissenhaftigkeit in religiösen Dingen das Interesse dafür neu belebt und dieser Religion zu längerer Dauer verholfen.

Augustus starb am 19. August 14 n. Chr. in der kampanischen Stadt Nola, 77 Jahre alt. Ihm war trotz manchem Schicksalsschlage im Alter das Glück zu teil geworden, daß er mit Befriedigung auf das Werk seines Lebens zurückblicken konnte. Er hatte ein großes Regenerationswerk geleistet, aber nicht nur dies, sondern er hatte auch durch seine eigentümliche Staatsverfassung den Fortbestand eines achtungswerten bürgerlichen Lebens in Italien für längere Zeit gesichert und mit geschickter Hand die Keime neuen Lebens in alten Kulturgebieten wie im Barbarenlande ausgestreut. Was an frischer Lebensluft in der überfeinerten Kultur Italiens fehlte, das wehte damals durch die Provinzialheere, die mehr und mehr, namentlich in den Westprovinzen, die eigentlichen Träger des römischen Geistes wurden und als solche geachtet zu werden beanspruchten.

Einen großartigen Rechenschaftsbericht über seine Regierung hat Augustus der Welt in dem Monumentum Ancyranum, „der Königin der Inschriften", bis auf den heutigen Tag hinterlassen. Es findet sich in lateinischer Sprache und griechischer Übersetzung an den Wänden des Tempels der Roma und des Augustus in Angora in Kleinasien. „Die Marmorquadern der Tempelwände haben 46 cm Höhe, und der lateinische Text der Inschrift erstreckt sich auf der linken wie rechten Wand des Pronaos über je sechs Quaderschichten, hat also an 2,70 m Höhe bei einer Breite von fast 4 m, was für jede Seite etwa 11 qm, im ganzen 22 qm für den lateinischen Text ergibt." Die Überschrift lautete: Rerum gestarum divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi Romani subiecit, et impensarum quas in rem publicam populumque Romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis quae sunt Romae positae, exemplar subiectum. (Der Thaten des göttlichen Augustus, durch die er den Erdkreis dem römischen Volke unterworfen hat, und der Aufwendungen, die er für den römischen Staat und das römische Volk gemacht hat, eingemeißelt auf zwei eherne Säulen in Rom, zweites Exemplar.) Ein drittes Exemplar des Rechenschaftsberichtes war zu Apollonia in Pisidien aufgestellt; von ihm haben sich nur geringe Reste erhalten.

Die Litteratur des Augusteischen Zeitalters.

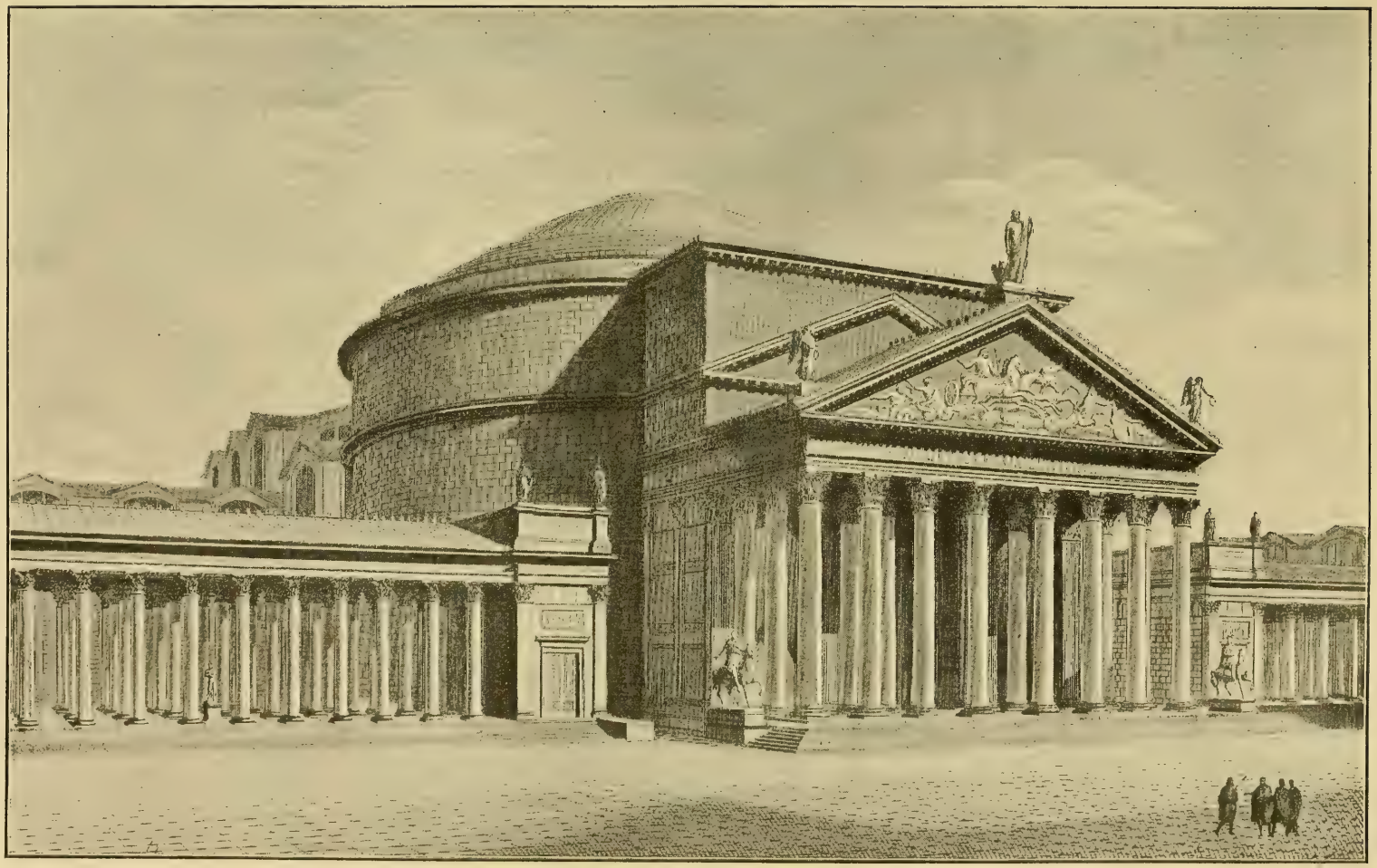
Schon unter dem Triumvirat, noch mehr aber unter dem Prinzipat des Augustus war das politische Leben des römischen Volkes fast erloschen. Die untere Menge fand einen Ersatz dafür im Wagenrennen, den Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und andern großartigen, aber entsittlichenden Schaustellungen, die ihr der Kaiser bieten zu müssen glaubte; die Gebildeten und Edlen suchten Ersatz in der Philosophie und der Kunst. Mit der griechischen Litteratur aber gab sich das römische Selbstbewußtsein nicht mehr zufrieden; eine nationale Dichtkunst und Geschichtschreibung wurden geradezu als nationales Bedürfnis empfunden. Der Prinzeps selbst, und vor allem sein feingebildeter Minister Mäcenas, thaten alles, um dieses Bedürfnis in einer der Monarchie günstigen Weise zu befriedigen. So kam es, daß allmählich ein ganzer Kreis von Dichtern zum Hofe in Beziehung stand. Doch waren die höfischen Dichter jener Zeit durchaus keine servilen Naturen, wie die Hofdichter späterer Jahrhunderte. In ihnen lebte Manneswürde genug, um dem Minister und auch dem Augustus selbst unter Umständen einen Wunsch zu versagen; das Lob, das ihre Leier dem neuen Herrscher zollte, war kein erheucheltes, sondern entsprang echter und aufrichtiger Bewunderung.

Virgil (70 bis 19 v. Chr.).

Die ehrwürdigste Gestalt des Augusteischen Musenhofes war P. Virgilius Maro (70—19 v. Chr.).

Geboren zu Andes bei Mantua, gebildet in Cremona, Mailand und Rom, mußte er, wie tausend andre, nach der Schlacht von Philippi sein ererbtes Gut den Veteranen abtreten und siedelte nach Rom über. Später lebte er, von Mäcenas reich beschenkt, um seine schwache Gesundheit zu schonen, meist fern vom Hofe in Neapel und starb auf der Heimkehr von einer Reise nach Griechenland in Brundisium an den Folgen des Sonnenstichs. Wir besitzen von ihm zehn Eclógen, Gedichte, die in der Weise Theokrits das Hirtenleben verherrlichen, aber reich sind an Anspielungen auf die Zeitgeschichte und an Allegorien; höher stehen seine vier Bücher Georgica (über den Landbau), in denen sich nicht nur viel eigne Beobachtung, sondern auch ein frommes und vaterlandsliebendes Gemüt offenbart. Virgils Hauptwerk aber ist die im Jahre 29 begonnene und bei seinem Tode noch nicht völlig vollendete Äneis.

Wie einst Ennius (S. 555) den Ursprung des republikanischen Rom durch Äneas an Trojas Untergang geknüpft hatte, so setzte Virgil das erlauchte Julische Geschlecht und den Prinzeps, in dem nunmehr die Hoheit des römischen Volkes verkörpert zu sein schien, durch Julus, den fingierten Sohn des Äneas und Stammvater des Julischen Hauses, mit jenen ehrwürdigen Mythen in Verbindung. Das Gedicht erzählt in zwölf Gesängen die Zerstörung Trojas, die Irrfahrten des Äneas, seine Landung in Italien und seine Abenteuer im Kampfe um Lavinia, die Königstochter von Latium. Die Äneide ist keine naive Heldendichtung wie die Ilias und die Odyssee, aber sie ist doch eine klassische Leistung durch die feine Kunst des Versbaues und der Sprache, durch die verständnisvolle Anwendung aller poetischen Mittel und endlich durch den Reichtum an hohen und erhabenen Gedanken, großartigen Schilderungen und spannenden Situationen. Selbst die Partien, die uns am wenigsten gelungen erscheinen, wie die Kämpfe des Äneas in Italien (vom 7.—12. Buche), waren für den Römer wichtig und heilig. „Alle seine Städte und geweihten Stätten fand er darin aufgeführt, eine Menge von frommen Bräuchen Italiens vorgebildet. Der fleißige und hochgelehrte Dichter hatte die Fülle des heiligen Stoffes auf das Sinnigste ineinander gewoben. Es war nichts, was hier nicht der Römer auf göttlichen Ursprung und Weihe zurückgeführt sah." Dichterisch am höchsten stehen die Schilderung der Zerstörung Trojas, der Liebesroman mit der karthagischen Königin Dido (4. Buch), beides von Schiller herrlich übersetzt, und die Schilderung der Unterwelt im 6. Buche, die das ganze Mittelalter hindurch die Vorstellungen der Menschen von der Hölle bestimmte und an die auch Dante wieder anknüpfte.



332. Thermen und Pantheon des Agrippa. Rekonstruktion von Canina.

Horaz (65—8 v. Chr.).

Neben dem zurückgezogenen ernsten Virgil steht der lebensfrohe, weltgewandte Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), eines Freigelassenen Sohn aus Venusia. Der Vater ließ ihn zunächst in Rom bei dem „schlägereichen" Orbilius unterrichten, später sandte er ihn zu weiterer Ausbildung nach Athen. Dort trat er in das Heer des M. Brutus ein und machte als Kriegstribun die Schlacht bei Philippi mit, indes ohne Ruhm zu ernten:

„Ich sah mit dir Philippis Schlachtgefilde,
Und sah der Flucht entsetzensvollen Tag,
Ein Flüchtling selber mit verlornem Schilde,
Als Männertrotz schmachvoll im Staub erlag."

(Od. II, 7 nach Proschberger.)

Nach seiner Begnadigung kaufte er sich in Rom die Stelle eines Quästorenschreibers, wurde aber bald wegen seiner sorgfältig gefeilten Gedichte hochgeschätzt, von Virgil und dem älteren Dichter Varius bei Mäcen eingeführt (38) und erhielt von ihm 33 ein Landgut bei Tibur im Sabinerlande. Eine Stellung, die ihm später in der Umgebung des Augustus angeboten wurde, schlug er aus und starb bald nach Mäcen am 27. November 8 v. Chr.

Wir besitzen von Horaz vier Bücher Oden (Carmina), ein Buch Epoden (im jambischen Versmaß), zwei Bücher Satiren, zwei Bücher Episteln und das Buch über die Dichtkunst.

Horazens Gedichte sind bis auf den heutigen Tag ein unerschöpflicher Brunnen edler Lebenslust und Lebensweisheit, kein römischer Dichter hat ihn an innerer Wahrheit und Klarheit, an Natürlichkeit der Empfindung und an Adel der Gesinnung übertroffen. Wer ihn ohne Vorurteil liest, der „findet in ihm einen vorchristlichen Dichter, der Religiosität, Humanität und Tugend lehrt, soweit es ohne Christentum möglich war; er findet einen Patrioten, der, anfangs Republikaner, später aus Liebe zum Vaterlande Anhänger und Verehrer des Augustus geworden und doch ein freier Mann geblieben ist; er findet einen erfahrenen Weltmann, der frohen und weisen Gebrauch der Lebensgüter, aber auch Verzicht und Entsagung lehrt; er findet einen gefühlvollen Freund, der mahnt, tröstet und ermuntert, immer artig und klug, oft ironisch, aber nie scharf oder zudringlich und überweise. Wegen dieser Vorzüge war Horaz der Lieblingslyriker des Altertums; und er ist noch heute für gebildete Menschen aller Stände ein Quell der Labe und der Ruhe". (Nach Fritsch.)

Ovid (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.); Tibull und Properz.

Ein Mann leichteren Schlages war P. Ovidius Naso, geboren 43 v. Chr. zu Sulmo im Peignerlande, gestorben 17 n. Chr. zu Tomi am Schwarzen Meer, wohin ihn, den leichtfertigen, genußbedürftigen Höfling, ein kaiserliches Machtwort im Jahre 8 n. Chr. in die Verbannung gewiesen hatte, weil er in irgend eine intime Angelegenheit des kaiserlichen Hauses verwickelt war. Er ist der fruchtbarste von allen Dichtern des Augusteischen Zeitalters gewesen. Er hinterließ drei Bücher „Liebesgeschichten" (Amores), 21 „Liebesbriefe aus der Heldenzeit" (Heroides), drei Bücher „Über die Kunst zu lieben", ein Buch „Heilmittel gegen die Liebe". Höher stehen seine 15 Bücher „Verwandlungen" (Metamorphoseis) und sechs Bücher „Fasten" (Fasti), ein wertvoller poetischer Festkalender über das römische Jahr, und seine „Klagelieder aus dem Pontus" (Tristia). Doch kann uns der Fluß und die Leichtigkeit seiner Verse für den Mangel an echtem Schwung und sittlichem Ernste nicht entschädigen.

Meister der Elegie, einer von den Griechen entlehnten Kunstform, die in dem Wechsel von Hexametern und Pentametern besteht, waren Tibull (54—19) und Properz (49—15), die beide vorzugsweise der Liebe die warmen, tiefempfundenen Töne ihrer Leier gewidmet haben. Beide raffte ein früher Tod dahin.

Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.).

Der wichtigste Prosaiker der Augusteischen Zeit war T. Livius aus Patavium (Padua), eine der vielen litterarischen Größen, die das Poland den Römern geschenkt hat. Er war von Haus aus Rhetor, aber Augustus beauftragte ihn mit der Abfassung einer ausführlichen römischen Geschichte, in der die ganze Summe der Einzelüberlieferungen zusammenfließen sollte. Livius kam diesem Auftrage mit großem Fleiße nach — seine Geschichte umfaßte 142 Bücher und reichte von der Gründung Roms bis

zum Tode des Drusus 9 n. Chr. — aber natürlich in seiner Weise. Quellenforschung und Urkundenstudien lagen ihm völlig fern, das ganze Schwergewicht wurde auf die Gruppierung des Stoffes und auf die Darstellung gelegt. Diese ist durchaus rhetorisch; das Ganze war ein großartiger rhethorischer Panegyricus über die Geschichte des römischen Volkes, an Zuverlässigkeit und Streben nach Wahrheit mit dem ernsthaften Geschichtswerke des Griechen Polybius nicht zu vergleichen. Trotzdem sind die uns erhaltenen großen Trümmer für uns von großem Werte, weil Livius die verlorenen Annalisten in sein Werk aufgenommen hat und uns auch da, wo er Falsches berichtet, ein wichtiger Zeuge der Anschauungs- und Denkweise seiner Zeit ist.

Vitruvius Pollio.

Ein wichtiges Werk über die Baukunst (de architectura), zehn Bücher, schrieb der Kriegsbaumeister des Augustus, Vitruvius Pollio.

Der Kaiser Tiberius (14—37 n. Chr.).

Tiberius' Persönlichkeit.

Auf Augustus folgte sein Stief- und Adoptivsohn Tiberius Claudius Nero unter dem Titel Tiberius Cäsar Augustus, schon damals ein düsterer Mann von 55 Jahren, wenige Jahre später ein unzugänglicher Sonderling, schließlich ein mißtrauischer, rachsüchtiger, blutdürstiger Greis, dessen bösartiger Eigensinn alles Leben um sich her erstarren machte, bis der Tod endlich ihn und Rom erlöste, alles in allem einer der unglücklichsten unter den Unglücklichen, denen der Besitz einer fast uneingeschränkten Macht grauses Leid gebracht hat.

Und doch war er von Haus aus bei allem Ernst seines Wesens eine glänzende Erscheinung, ausgestattet mit den edelsten Gaben des Körpers und des Geistes, freilich auch mit dem hochfahrenden Stolze des uralten Claudischen Geschlechts. Seine allmähliche Entartung ist das Ergebnis einer Kette von Demütigungen und grausamen Schlägen, die ein hartes Geschick über ihn verhängte. Schon als Jüngling sah er sich von Augustus, dem sein selbständiges Wesen nicht zusagte, hinter seinen geschmeidigeren und liebenswürdigeren Bruder Drusus zurückgesetzt. Als dann Agrippa gestorben war, schien er gerade gut genug, dessen Witwe, die sittenlose Julia, im Jahre 11 v. Chr. zu heiraten und deren Söhne, Gaius und Lucius Cäsar, die zur Thronfolge bestimmt waren (S. 708), zu erziehen. Seine eigne geliebte Gattin mußte er damals verstoßen; seine leiblichen Kinder traten vor den Stiefsöhnen zurück. Die Demütigungen, die sich daraus ergaben, waren so hart, daß sie der stolze Claudier nicht ertragen konnte; er lebte von 6 v. Chr. an viele Jahre in freiwilliger Zurückgezogenheit. Aber die Kaiserenkel starben bald hintereinander. Jetzt trieb die Sorge um den Thron den Augustus, sich mit Tiberius auszusöhnen und ihn zu adoptieren (4 n. Chr.). Doch zwang er ihn gleichzeitig, seinerseits den Germanicus, Drusus' Sohn, zu adoptieren, damit wenigstens an dritter Stelle die Nachkommenschaft des Drusus auf den Thron gelange. Tiberius' eigne Kinder sollten gar nicht in Betracht kommen. Dagegen war von Augustus testamentarisch auch Livia, die Mutter des Tiberius, als Julia Augusta zur Mitregentschaft berufen worden. Auch Germanicus schien als Gemahl der Agrippina, der leiblichen Enkelin des Augustus, dem Throne eigentlich näher zu stehen als Tiberius, sein Oheim und Adoptivvater, selbst. Alle diese Erfahrungen und Verhältnisse, die ihn fast nur als einen Verweser des Thrones, nicht als den einzig berechtigten Inhaber erscheinen ließen, gaben seinem Auftreten als Kaiser von vornherein etwas Unsicheres und erfüllten ihn mit Mißtrauen.

Germanicus' Feldzüge in Deutschland.

Dieses Mißtrauen wurde noch vermehrt durch die Meuterei der Legionen in Untergermanien, die auf die Kunde vom Tode des Augustus nicht nur besseren Sold und eine neue Militärverfassung, sondern auch den Germanicus, der bei ihnen kommandierte, als Kaiser verlangten. Aber Germanicus war klug genug, sich auf den Standpunkt der Loyalität zu stellen, den Aufstand zu gunsten des Tiberius zu unterdrücken und die Truppen durch Verheißungen für Tiberius zu gewinnen. Tiberius lohnte ihm dadurch, daß er ihm während der nächsten Jahre bei der Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Germanen freie Hand ließ; erschien es doch auch als unbedingt nötig, daß die Schmach der Niederlage des Varus irgendwie gerächt würde.

So unternahm denn Germanicus noch im Herbste 14 n. Chr. einen Raubzug gegen die Marser. Umfassender waren die Vorstöße im Jahre 15 n. Chr. Während die niederrheinischen Legionen unter Cäcina Severus von Castra Vetera aus gegen

die Cherusker marschierten, zog Germanicus mit den oberrheinischen von Mainz aus durch den Taunus und nahm Mattium, die Hauptfeste der Chatten (Maden südlich von Kassel); dann wandte auch er sich gegen die Cherusker, befreite den Römerfreund Segestes, den Armin in seinem befestigten Hofe belagerte, und brachte dabei die Gemahlin Armins, Thusnelda, Segests Tochter, in seine Gewalt. Darauf wandte sich Germanicus wieder an den Rhein, fuhr mit vier Legionen den Strom hinunter und durch den Drususkanal und die Nordsee die Ems hinauf. Hier vereinigte er sich mit Cäcina und zog die Weser aufwärts, ließ auf dem Schlachtfelde des Varus die bleichenden Gebeine der gefallenen Römer bestatten und lieferte dem Armin eine unentschiedene Schlacht. Beim Rückzuge nach dem Rheine wäre die Armee Cäcinas

333. Kaiser Tiberius.
Kopf der im Jahre 1795 zu Piperno gefundenen Marmorstatue, jetzt im Museo Chiaramonti zu Rom.

auf den „langen Brücken" beinahe dem Schicksale des Varus verfallen, während die Flotte des Germanicus starke Verluste durch eine Springflut erlitt.

Diese zweifelhaften Erfolge der Römer stärkten die germanische Nationalpartei unter Armin; als Germanicus im folgenden Jahre (16 n. Chr.) wiederum auf dem Wasserwege die Ems und dann zu Lande die mittlere Weser erreicht hatte, trat ihm ein starkes Aufgebot fast aller sächsischen Stämme auf dem Felde Idistiaviso unter Armin und seinem Oheim Inguiomer entgegen. Wohl erkämpfte dort Germanicus einen schweren Sieg, aber wenige Tage später sah er sich abermals einem streitbaren Germanenheere gegenüber. Abermals siegten die Römer, aber bei der Rückfahrt zerstreute ein Sturm ihre Flotte, sogar das Schiff des Germanicus strandete im Chaukenlande. Trotzdem rüstete er sich im Winter 16/17 n. Chr. in Köln von neuem zu einem kostspieligen Feldzuge, um das Werk seines Vaters doch noch wieder aufzurichten, da rief ihn Tiberius, der diese verlustreichen Unternehmungen längst mit Sorge verfolgt hatte, aus

Germanien ab. Sein Adoptivsohn und noch mehr dessen ehrgeizige Gemahlin Agrippina waren tief verletzt über diesen Eingriff des Kaisers; aber sie gehorchten. Am 26. Mai 17 n. Chr. feierte Germanicus in Rom einen glänzenden Triumph, den die hohe Gestalt der Thusnelda, ihr zweijähriges Söhnchen, den in der Gefangenschaft geborenen Thumelicus an der Hand, verherrlichen mußte.

Seitdem ruhten die Kämpfe der Römer gegen die Germanen fast anderthalb Jahrhundert. Die germanischen Provinzen am Rhein blieben im wesentlichen auf

334. Germanicus Cäsar.
Kopf der 1792 in der Basilika des alten Gabii gefundenen Marmorstatue, jetzt im Museum des Louvre zu Paris.

den schmalen Streifen zu beiden Ufern des Stromes beschränkt. Aber auch bei den Germanen verschwanden rasch wieder die Anfänge einer Staatsbildung, die unter dem Drucke der Römernot im Königtum des Armin und des Marbod zu Tage getreten waren. Marbod erlag im Jahre 19 n. Chr. dem Goten Catualda, und Armin starb, erst 37 Jahre alt, im Jahre 21 in bluträcherischem Streite mit seinen Verwandten. So triumphierte hier doch schließlich die abwartende Politik des Tiberius, der sich auch weiterhin in Germanien damit begnügte, den Zwist der Stämme untereinander zu schüren und dadurch jede wirkliche Machtbildung zu verhindern.

Germanicus' Tod.

Nach dem Triumphe erhielt Germanicus ein scheinbar sehr ehrenvolles großes Kommando im Osten, wo er die Beziehungen zu den Parthern und die Verhältnisse mehrerer Vasallenstaaten regeln sollte. In Wahrheit aber war er dort ärgerlichen und demütigenden Konflikten ausgesetzt, da ihm in der Person des adelsstolzen Gn. Calpurnius Piso, des Statthalters von Syrien, ein Beobachter und Konkurrent

gesetzt war. Der Konflikt der Männer wurde noch verschärft durch die Eifersucht der Frauen. Die hochfahrende Gemahlin Pisos, Plancina, eine höfische Intrigantin schlimmster Sorte, die zur alten Kaiserin Livia Augusta in engen Beziehungen stand, wollte der nicht minder ehrgeizigen Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, in keinem Punkte weichen, weder in der Etikette des persönlichen Verkehrs, noch im Einflusse auf die Offiziere der Armee, deren Paraden beide Frauen regelmäßig beiwohnten. Unter solchen Verhältnissen erkrankte Germanicus im Jahre 19 n. Chr. plötzlich in Antiochia und starb. Seine Gemahlin und seine Umgebung behaupteten, er sei von Plancina vergiftet worden; es wurde sogar die Beschuldigung laut, daß diese Vergiftung auf höhere Anordnung, auf Befehl des Kaisers geschehen sei. Ob etwas

335. Agrippina die Ältere, die Gemahlin des Germanicus.
Marmorbüste im Museum des Kapitols zu Rom.

und wieviel von diesen Gerüchten wahr sei, darüber konnte schon Tacitus nicht ins reine kommen. Es war für Tiberius unangenehm, daß er vom Tode des Germanicus den Vorteil zu haben schien, daß nunmehr sein eigner Sohn Drusus für die Nachfolge herangezogen werden konnte. Den Zeitgenossen erschien Germanicus seitdem als der gemordete Genius einer schöneren Zukunft, zahlreiche Denkmäler wurden ihm errichtet, und auf Tiberius lenkte sich seitdem mit dem Verdachte des Mordes geheimer Abscheu und geheime Verachtung.

Tiberius' innere Politik.

Unterdessen hatte Tiberius die inneren Angelegenheiten des Reiches etwa in dem Geiste fortgeführt, der ihm von Augustus vorgezeichnet war. Seine ganze Staatsverwaltung war getragen von einer nüchternen Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit. Überall hatten die Beamten das Bewußtsein, daß sie dem scharf prüfenden Kaiser persönlich verantwortlich seien: die Provinzen zumal schützte er in der thatkräftigsten

Weise vor Aussaugung und Bedrückung. Namentlich im griechischen Osten vernarbten die Wunden, die die Bürgerkriege geschlagen hatten, mehr und mehr. Ein Zeitalter wirtschaftlicher Regeneration der Griechenstädte begann. Sogar den Legionen in den Grenzprovinzen wußte er allmählich den Geist der Ordnung und einer gewissen Bescheidenheit einzuhauchen: er wurde dabei dadurch unterstützt, daß der Korpsgeist immer mächtiger wurde, die einzelnen Legionen immer enger mit der Landschaft, wo sie standen, verwuchsen, so daß die Veteranen nach abgelaufener Dienstzeit häufig in der Grenzprovinz verblieben. Manches nützliche Werk des Friedens entstand unter Tiberius durch stille Arbeit der bezähmten militärischen Kräfte. Längs der Donau, in Dalmatien, Mösien, Spanien und anderwärts bauten damals die Legionen jene großartigen Straßen, die für jene Zeit die Rolle der heutigen Eisenbahnen spielten, Straßen, deren Spuren noch heute den Wanderer in den einsamen Fels- und Waldlandschaften der Balkanhalbinsel in Erstaunen setzen.

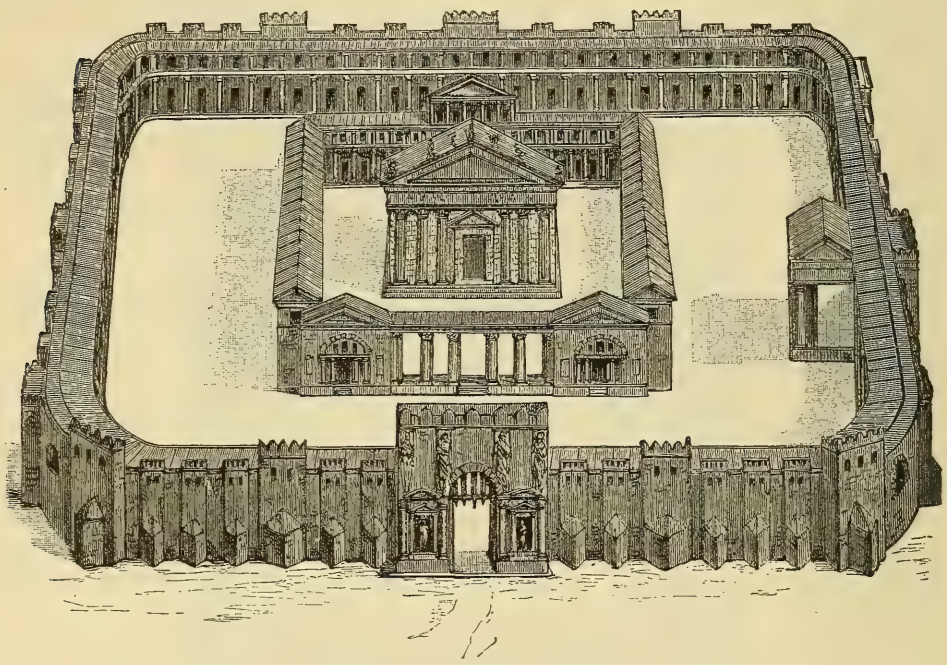
In Rom selbst und in Italien wurde allerdings die Weiterbildung des Prinzipats im Sinne des faktischen Absolutismus (trotz der formellen Zweiherrschaft des Prinzeps und des Senats) und zugleich im Sinne der späteren Militärdespotie unangenehm empfunden. Der eine Prozeß bekundete sich besonders darin, daß Tiberius dem Volke auch die Wahlen entzog (s. S. 706) und die Gesetzgebung und gerichtlichen Entscheidungen des Senats in seiner Hand hielt, der andre darin, daß er die gesamte Garde, die bis dahin nur zum kleineren Teile in Rom untergebracht war, jetzt in der Hauptstadt konzentrierte, in der er ihr durch den Gardepräfekten L. Älius Sejanus vor dem Viminalischen Thore ein festes Lager bauen ließ, das später in die Aurelianische Befestigung (s. unten) mit einbezirkt wurde. Zwischen den Wällen dieses Lagers wurde nicht viel später, bei der Thronbesteigung des Claudius (41 v. Chr.), von den Prätorianern der Versuch gemacht zu entscheiden, wer das Römerreich beherrschen sollte; später wurden dort von einer selbstbewußten Soldateska nach Belieben Kaiser erhoben und Kaiser gestürzt.

Die Tragödie im Hause des Tiberius; Sejan.

Agrippina, nach dem Tode ihres Gemahls nach Rom zurückgekehrt, war unklug genug, den Verdacht, den sie gegen Tiberius hegte, offen auszusprechen, ja sie wies an der kaiserlichen Tafel sogar Speisen, die Tiberius ihr und ihren Kindern empfahl, in auffälliger Weise zurück. Um so mehr zog sich der Kaiser von ihr und ihren Söhnen, ja überhaupt von der ganzen Welt zurück, zumal er auch mit seiner leiblichen Mutter, der greisen, aber noch immer herrschsüchtigen Augusta Livia nicht in Frieden lebte. Unter solchen Umständen gewann der Gardepräfekt Sejan durch ein Intrigenspiel ohnegleichen den maßgebenden Einfluß auf den Kaiser und damit auf die Beherrschung des Staates. Er war im Innern ein echter Teufel, nur bedacht auf das Böse und auf die Befriedigung seiner bösen Leidenschaften, deren stärkste die Herrschsucht war. Sein Ziel war der kaiserliche Thron, und er verfolgte es ohne Skrupel über die gebrochenen Eide, ohne Skrupel über das vergossene Blut. Aber nach außen hin wußte er mit wahrhaft dämonischer Kunst den unterwürfigen Diener, den getreuen Berater, den teilnehmenden Freund seines kaiserlichen Herrn zu spielen. Tiberius schenkte ihm volles Vertrauen, und zwar ihm allein. Sejans Statuen standen auf den Märkten und Kasernen neben denen des Kaisers, später bekleidete er mit ihm zusammen das Konsulat und ließ ihm das prokonsularische Imperium erteilen.

Dabei hatte Tiberius vermutlich die Absicht, in Sejan seinem wenig fähigen Sohne und legitimen Nachfolger Drusus eine Stütze zu geben. Aber Drusus geriet über die Bevorzugung Sejans in Zorn und schlug ihn eines Tags im Streite ins Gesicht. Der Tod des Kronprinzen war seitdem bei Sejan beschlossen. Er knüpfte Verbindungen an mit Livilla, der Gemahlin des Drusus, einer Schwester des Ger-

manicus, und gewann diese durch das Versprechen der Ehe und des Thrones zu dem teuflischen Plane, daß sie ihren Gemahl durch einen Kammerdiener vergiften ließ. So starb Drusus, Tiberius' Sohn, plötzlich im Jahre 23 v. Chr., ohne daß damals der Verdacht eines Giftmordes laut wurde. Tiberius verbarg seinen Schmerz vor der Welt und bezeichnete, da seine Enkel noch zu klein waren, dem Senate die Söhne des Germanicus, Nero und Drusus Cäsar als die künftigen Kaiser. Diese und ihre ehrgeizige Mutter Agrippina zu vernichten, war nunmehr Sejans nächstes Ziel. Er brachte es dahin, daß Tiberius, dem ihm innewohnenden Menschenhasse nachgebend, im Jahre 26 n. Chr. Rom verließ, um niemals wieder in die Hauptstadt zurückzukehren. Seitdem lebte der alternde Kaiser meist in seinen großartigen Villen auf



336. Prätorianerkaserne in Rom.

Rekonstruktion nach einem alten Stiche im Nationalmuseum zu Paris.

Dieses Lager wurde von Sejanus unter der Regierung des Tiberius auf einem der beherrschenden Punkte von Rom, zwischen dem Collinischen und Viminalischen Thore, außerhalb des Walles des Servius erbaut. Nur ein Teil der Umfassungsmauer ist davon erhalten. Der Platz wird jetzt zum Exerzieren benutzt, und man hat dort Kasernen erbaut.

der Insel Capri. Sejans Stellung wuchs durch die Entfernung des Kaisers aus Rom noch beträchtlich, er repräsentierte in der Hauptstadt die Regierung, der Verkehr mit dem Kaiser geschah fast nur durch seine Vermittelung. So wurde es dem Gardepräfekten leicht, das Mißtrauen und den Haß des Kaisers gegen Agrippina von Jahr zu Jahr zu steigern, wozu unvorsichtige Äußerungen dieser leidenschaftlichen Frau und ihrer Söhne ihm den Vorwand lieferten. Solange die alte Augusta Livia lebte, wurde allerdings nur einzelnen Personen aus dem Gefolge der Agrippina der Prozeß gemacht; als aber Augusta Livia 29 n. Chr. gestorben war, beantragte Tiberius beim Senate auch gegen Agrippina und ihren Sohn Nero selbst ein gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats. Der servile Senat erkannte beide für schuldig, und der Kaiser verbannte die Mutter nach der Insel Pandataria, den Sohn nach Pontia. Bald nachher wurde auch der zweite Sohn des Germanicus, Drusus, in Rom eingekerkert. Danach

erreichte Sejan, daß der Senat auch auf seinen Namen den Eid leistete und andre Ehren mehr; nur mit der Verleihung der tribunizischen Gewalt zögerte der Kaiser, da er die Thronfolge seinem Enkel Tiberius Gemellus und dem Gaius Cäsar, dem jüngsten Sohne des Germanicus, zugedacht hatte, der sich ihm durch skrupellose Fügsamkeit und Schmeichelei empfahl.

Nunmehr glaubte Sejan den entscheidenden Streich gegen Tiberius selbst führen zu können: er stiftete eine weitverzweigte Verschwörung gegen das Leben des Kaisers an und hoffte mit Hilfe der ihm ergebenen Garden den Regierungswechsel schnell und

337. Münze mit dem Bildnis des Drusus Cäsar (Sohn des Germanicus).
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

sicher vollziehen zu können. Aber Tiberius erfuhr dies alles durch seine Schwägerin Antonia, die Witwe seines Bruders Drusus. Mit Schrecken erkannte er, daß ihm der nach dem Leben trachte, dem er am meisten vertraute, den er am höchsten gehoben hatte. Tiberius konnte es, wie die Verhältnisse lagen, gar nicht wagen, dem Sejan offen den Prozeß zu machen; er ließ ihn vielmehr unter dem Vorgeben, daß ihm die tribunizische Gewalt gegeben werden sollte, durch den Stadtpräfekten Macro in den Senat locken und dort ergreifen. Während nun der Senat von den kaisertreuen Stadtkohorten bewacht wurde, verurteilten die Senatoren den entlarvten Verbrecher zum Tode, und die Konsuln ließen ihn sofort hinrichten. Das geschah am 18. Oktober

338. Münze mit dem Bildnis der Antonia (Mutter des Germanicus).
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

31 n. Chr. Danach erging auch über die Familie Sejans und alle, die ihm nahegestanden hatten, ein furchtbares Strafgericht. Damals erst kam die entsetzliche Wahrheit über den Tod des Drusus, des Sohnes des Tiberius, ans Licht, als Apicata, die verstoßene Gemahlin Sejans, vor ihrer Hinrichtung aussagte, daß er von Sejan und Livilla, seiner ehebrecherischen Gemahlin, vergiftet worden sei. Livilla büßte auf Befehl ihrer Mutter Antonia mit dem Hungertode, auf Tiberius Gemellus aber lastete seitdem der Schimpf, daß er ein Sohn Sejans, des Mörders seines Vaters, sei. Die Blutgerichte des zitternden Senats dauerten bis ins Jahr 33 n. Chr.; ihnen fiel auch Agrippina und ihr Sohn Drusus zum Opfer; Nero Cäsar war schon vorher gestorben.

Tiberius' Tod.

Die letzten Jahre des Kaisers Tiberius, den die Seelenqual über das, was er hatte erleben müssen, nicht sterben ließ, gestalteten sich für Rom zu einer Schreckenszeit. Das Gewerbe der Angeber (delatores) blühte, der geringste Verdacht gegen die Gesinnung einer Person genügte, um den Kaiser zu einem Hochverratsprozesse zu bestimmen. Dieser, jetzt ein Greis von mehr als siebzig Jahren, soll seine letzten Jahre auf Capri in einem unwürdigen, zwischen Grausamkeit und sinnlosen Ausschweifungen geteilten Dasein hingebracht haben, bis ihn am 16. März 37 am Kap Misenum seine Umgebung, der Gardepräfekt Macro und Gaius Cäsar, als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, ersticken ließen.

339. Kaiser Gaius, genannt Caligula.
Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Die letzten Kaiser des Julisch-Claudischen Hauses.

Caligula (37 bis 41).

Schon am dritten Tage nach Tiberius' Tode erkannte der Senat in Rom den Gaius Cäsar, oder wie ihn das Volk und die Soldaten nannten, den Caligula (d. h. Stiefelchen), den im Jahre 15 n. Chr. im Lager geborenen jüngsten Sohn des Germanicus und der Agrippina als Kaiser an. Ganz Rom jauchzte dem 22jährigen Fürsten zu, als er wenige Tage darauf in der Hauptstadt einzog und durch sein leutseliges Wesen den Anschein erweckte, als wollte er die schönen Hoffnungen, die das Volk einst auf seinen Vater Germanicus gesetzt hatte, erfüllen. Ein frischer, fast demokratischer Zug ging durch die unter Tiberius zuletzt fast erstarrte Regierung. Die verhaßten Angeber wurden verbannt, die wegen Majestätsbeleidigung noch eingekerkerten oder verbannten Bürger begnadigt, die Pflicht der Rechenschaftsablegung für verwendete Staatsgelder vor dem Senate anerkannt, die Wahl der Beamten dem Volke zurückgegeben. Aber diese Herrlichkeit dauerte nur kurze Zeit. Ohne tiefere Bildung des

Verstandes und des Gemütes, jederzeit nur gewohnt, seine intimeren gesellschaftlichen Bedürfnisse in Kreisen zu befriedigen, die er allenfalls geistig beherrschte, nämlich bei Schauspielern und Zirkuskutschern, war Caligula nicht im stande, dem Allmachtsschwindel zu widerstehen, der Schwächlinge auf den Thronen so häufig befällt. Er ist unter den römischen Kaisern das erste Beispiel jener krankhaften Entartung des Willens geworden, die man mit dem Namen Cäsarenwahnsinn bezeichnet.

Das erste Symptom dieses Wahnes war bei ihm und andern Opfern dieser Krankheit eine maßlose Überschätzung seiner Stellung und seiner Person. Augustus hatte die göttliche Verehrung des Prinzeps wenigstens in Rom verhindert, und selbst in den Provinzen waren ihm nur als dem irdischen Repräsentanten der Göttin Roma Tempel erbaut worden, Caligula aber forderte die göttliche Verehrung seiner Person ohne jede Einschränkung. Bald betrachtete er sich als menschgewordenen Jupiter, bald als Helios; als die Juden sich weigerten, sein Standbild im Jehovahtempel zu Jerusalem aufzustellen und ihm dort zu opfern, bedrohte er sie mit Krieg. Auch auf geistigem Gebiete beanspruchte er, allein maßgebend zu sein; die griechischen Klassiker, die Redner, Historiker und Dichter des Ciceronischen wie des Augusteischen Zeitalters wurden

340. Münze mit dem Bildnis des Caligula.

341. Münze mit dem Bildnis des Kaisers Claudius.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

offiziell aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt und durch die „Werke" des Caligula ersetzt. Auch nach Kriegsruhm war er lüstern, ohne doch die Strapazen eines ordentlichen Feldzuges ertragen zu können oder nur ertragen zu wollen; auf einem mit großen Rüstungen eingeleiteten Feldzuge gegen Britannien gelangte er nur bis an die gallische Nordküste, wo er seine Soldaten Muscheln suchen ließ.

Das zweite Stadium seines Wahnes äußerte sich in einer geradezu sinnlosen Verschwendung. Der Schatz des sparsamen Tiberius — mehr als 100 Millionen Sesterzen — war noch vor Jahresfrist geleert, alle Staatseinnahmen wurden zum Vergnügen des Prinzeps in tollen Festen vergeudet. Daraus ergab sich als drittes Stadium seiner Entartung die willkürlichste Bedrückung der Bürger, gepaart mit Wollust und Grausamkeit. Er führte die schon bei Cäsar in seiner letzten Zeit hervortretende Auffassung, daß er als „Herr" (dominus) über Sklaven walte, konsequent durch und stellte den Satz auf, daß ihm alles gegen alle erlaubt sei. So befriedigte er seine schrankenlosen Geldbedürfnisse in der einfachsten Weise: die reichsten Bürger wurden wegen angeblicher Majestätsbeleidigung oder durch bloße Kabinettsbefehle ihres Vermögens, unter Umständen auch des Lebens beraubt. Dann erhob er Ansprüche auf die Hinterlassenschaft aller Centurionen und Soldaten, die unter seinem Vater Germanicus gedient hatten, endlich auf einen Teil aller Hinterlassenschaften überhaupt. Dazu kam im Jahre 41 eine $12\frac{1}{2}$ prozentige Einkommensteuer und andre Einrichtungen dieser Art. Und trotzdem drohte eine Hungersnot in Rom, weil er die Getreideflotte zu wahnsinnigen Bauten

in Puteoli verwendete. — Als die brutale Willkür des Despoten auch seine nähere Umgebung nicht mehr verschonte — er hatte z. B. seine Schwestern auf die pontischen Inseln (gegenüber Formiä an der latinischen Küste) verbannt — bildete sich eine Verschwörung der bedrohten Gardeoffiziere unter der Leitung des Cassius Chärea. Von diesen wurde er, als er sich eben mit dem Plane trug, aus Ägypten neues Geld zu holen, am 24. Januar 41 ermordet. —

Die Erhebung des Claudius.

Das tolle Regiment des Caligula hatte die Senatspartei innerlich eher gekräftigt als geschwächt. Wer von den Senatoren noch ein Fünkchen Mannesmut besaß, hatte während dieser letzten Jahre einen tiefen Ingrimm gegen das ganze Regierungssystem des zur Despotie ausgearteten Prinzipats gefaßt. So konnte, zumal da das Julisch-Claudische Haus für erloschen galt, für einen Augenblick im Senate der Gedanke aufkommen, daß man zur Republik zurückkehren könne. Die Konsuln gaben dem Chärea, als er die Parole von ihnen forderte, die Losung „Freiheit". Aber damit waren die Garden nicht einverstanden, sie wünschten einen neuen Kaiser und hatten die Macht in den Händen, ihn zu schaffen. Noch lebte still und zurückgezogen ein Bruder des Germanicus, Tiberius Claudius Nero Germanicus, der Onkel des Ermordeten, ein gelehrter, unbeholfener Sonderling, der bis dahin weder im Kreise seiner Familie noch sonst irgendwo für voll angesehen worden war. Als er hörte, daß ihn die Garden mit dem kaiserlichen Purpur schmücken wollten, verbarg er sich angstvoll im Palaste. Aber man zog ihn aus seinem Verstecke und proklamierte ihn zum Kaiser. Dem Senat blieb nichts übrig, als diese Wahl der Prätorianer zu bestätigen.

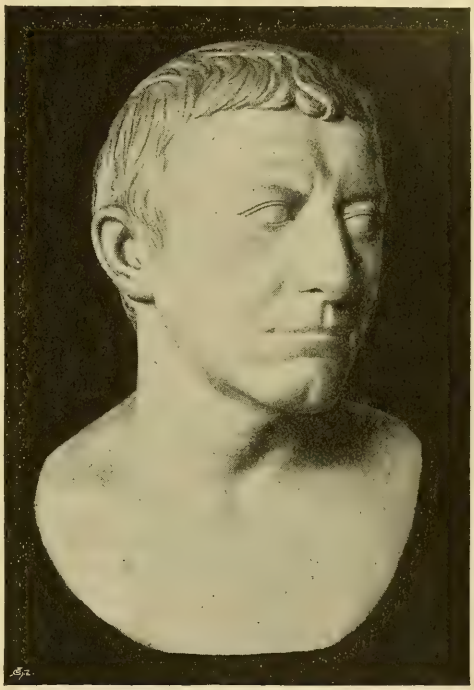
342. Kaiser Claudius.
Kolossalbüste, gefunden in Otricoli, jetzt im Museum des Vatikans zu Rom.

Claudius' Persönlichkeit.

Claudius, der Sohn des älteren Drusus, war keine so imponierende Gestalt wie die meisten Glieder des Julisch-Claudischen Hauses. In der Jugend hatte er an Wasserkopf gelitten, als Mann trug er einen schwerfälligen, beleibten Körper auf dünnen Beinen. Schon um dieser Äußerlichkeit willen hielt man ihn von der Öffentlichkeit zurück. Aber er besaß einen geweckten Geist und gewöhnte sich, da er nicht von Staatsgeschäften in Anspruch genommen war, seine Muße mit gelehrten Studien, namentlich über die ältere römische Geschichte auszufüllen. Freilich war seine Geschichte der Bürgerkriege so republikanisch ausgefallen, vielleicht unter Livius' Einfluß, den Augustus einen Pompejaner nannte, daß man ihm die Fortsetzung solcher Veröffentlichungen verbot. Er hatte sich deshalb der etruskischen und karthagischen Geschichte zugewandt. Auch das lateinische Alphabet hat er durch neue Schriftzeichen, z. B. das v, bereichert. Nebenher war er Genußmensch durch und durch, und ein gutes Diner und die Reize einer schönen Frau gingen ihm über alles.

Claudius' Regierung im Innern.

Trotz dieser Schwächen stand seine Regierung hoch über der seines Vorgängers: denn er trug immerhin ein gewisses fürstliches Pflichtbewußtsein in seiner Brust und besaß vermöge seiner geschichtlichen Bildung Einsicht in die verschiedenen Verhältnisse des römischen Lebens. Von dieser Einsicht zeugt die Weiterbildung des Prinzipats, die durch ihn nicht im Sinne des Despotismus, sondern im Sinne einer wirklich ehrlichen Zweiherrschaft des Prinzeps und des Senats erfolgte. Er war ernsthaft bemüht, die Rechte dieser ihm ehrwürdigen Körperschaft zu wahren und ihr Ansehen vor dem Volke zu heben. Er nahm auch die Zensur wieder auf und bekleidete sie mit L. Vitellius, der auch sonst in vielen Regierungsangelegenheiten sein Gehilfe war. Damals wurden fast 6 Millionen Bürger geschätzt. Widerrechtliche Anmaßung des Bürgerrechts wurde hart bestraft, dagegen förderte er verständnisvoll den Ausgleich zwischen Italien und den Provinzen, indem er das Bürgerrecht auch an außeritalische Gemeinden erteilte und den Galliern, soweit sie bisher schon das Bürgerrecht besessen hatten, das Recht der Ämterbewerbung (ius honorum) verlieh. Von der Rede, durch die Claudius diese Maßregel empfahl, befinden sich noch umfangreiche Bruchstücke auf einer Bronzetafel in Lyon. — Ganz besonderes Interesse brachte Claudius der Rechtspflege entgegen und der Weiterbildung des römischen Privatrechtes (s. S. 692). Seine Neuerungen auf diesem Gebiete sind von griechischem Geiste durchweht; überall war er bemüht, die oft übertriebene Strenge des römischen Rechtes zu gunsten der Menschlichkeit zu mildern. Die alte Geschlechtstutel über Unmündige wurde aufgehoben und durch eine staatliche Obervormundschaft ersetzt. Vor allem aber besserte er das Los der Sklaven, indem er die Aussetzung alter und kranker Sklaven verhinderte und ihre Tötung in gewissen Fällen gerichtlich verfolgen ließ. Der Hebung des Volkswohlstandes dienten eine gerechte Verwaltung der Provinzen, Straßenbauten der Legionen, wie unter Tiberius, und vor allem die Anlage des Claudischen Getreidehafens in Ostia, der etwa 70 Hektar Ankergrund umfaßte. —



343. Gn. Domitius Corbulo.
Marmorbüste im Museum des Louvre zu Paris

Anderseits zeigte freilich Claudius, mit seinen antiquarischen Liebhabereien beschäftigt, nicht jene unausgesetzte Regierungsthätigkeit, die dem Augustus und in seiner guten Zeit auch dem Tiberius eigen gewesen war. Viele Zweige der Verwaltung überließ er seinen Vertrauten, in deren Auswahl er, offenbar aus Mißtrauen, ziemlich tief herabstieg. Unter Augustus waren sehr vornehme Männer der römischen Gesellschaft Gehilfen des Prinzeps, Julius Cäsar hatte in Oppius und Balbus wenigstens freigeborene Ritter zu Kabinettsräten, Claudius aber nahm seine Minister Narcissus, Pallas u. a. aus seinen Freigelassenen. Er ist der Erfinder der Fachministerien. Es gab unter Claudius bereits einen Finanzminister (procurator a rationibus), einen Kanzler

(procurator ab epistulis) und einen Minister des Bittschriftenamtes (procurator a libellis), diese waren sämtlich dem Prinzeps und zwar nur ihm verantwortlich. Aus diesen Keimen hat sich später (s. S. 782) ein ganz neuer Verwaltungsapparat, der römische Beamtenstaat, entwickelt, der wiederum in vielen Punkten für den modernen Beamtenstaat des 17. und 18. Jahrhunderts vorbildlich geworden ist.

Die auswärtige Politik des Claudius.

Die auswärtige Politik unter Claudius entsprach in höherem Grade der Zweckmäßigkeit und der Würde des Reiches, als man es bei seiner unkriegerischen Natur erwarten sollte. Und wenn sein persönlicher Anteil an den geführten Kriegen auch gering war, so ist es doch immerhin ein Verdienst, die richtigen Männer auf den richtigen Posten zu stellen und ihnen die nötige Bewegungsfreiheit zu gewähren. So sicherte er das Römertum in Gallien endgültig durch Unterdrückung der unmenschlichen, aber bei den Kelten überaus einflußreichen Druidenreligion und noch mehr durch die Eroberung von Britannien, die Aulus Plautius zwischen 43 und 47 n. Chr. durchführte. Bereits im Jahre 43 kam der Kaiser persönlich in die neue Provinz und traf energische Maßregeln zu ihrer Romanisierung. Im Jahre 47 züchtigte Gn. Domitius Corbulo die germanischen Chauken und Friesen, und so bedeutend war unter Claudius der römische Einfluß auch auf die sächsischen Stämme, daß sich die Cherusker den Sohn des Flavus, einen romanisierten Bruder des Armin, der in Italien erzogen war, zum König setzen ließen. Damals wurde auch die schon von Drusus begründete Ubierstadt Köln als Colonia Claudia Agrippinensis — so genannt zu Ehren der zweiten Gemahlin des Claudius (s. unten) — in eine römische Militärkolonie umgewandelt.

Claudius' Familienverhältnisse und Ende.

Um so trostloser aber waren die Verhältnisse des Claudius in seiner eignen Familie. Sie führten seinen gewaltsamen Tod herbei. Er war vermählt mit der schönen, aber durch und durch unsittlichen Valeria Messalina. Während andre Frauen jenes Zeitalters zu Verbrecherinnen wurden aus Ehrgeiz und Herrschsucht, war ihr die höchste Stellung, die auf dem Throne, nur das Mittel zur Befriedigung ihrer schrankenlosen Wollust und Genußsucht. Dabei übte sie eine gefährliche Herrschaft über ihren schwachen Gemahl; ihre Nichte Julia, Germanicus' Tochter, ließ sie hinrichten aus Eifersucht, den Silanus, weil er ihre Liebe verschmähte, einen andern vornehmen Römer, weil sie seine Landgüter zu haben wünschte. Sie war so verworfen und schamlos, daß sich niemand mehr zu ihrem Buhlen hergab. Als sie den vornehmen Silius zu besitzen wünschte, konnte sie ihn nur durch die Aussicht auf den Thron gewinnen. Sie verschwor sich also mit ihm gegen das Leben ihres Gemahls. Jetzt erst wurde Claudius durch seine Minister von der Lebensführung seiner Gemahlin unterrichtet; den Silius ließ er hinrichten, aber seine schöne Frau wünschte er, obwohl ihre Verbrechen am Tage waren, zu behalten. Da handelte für ihn sein Minister und Freigelassener Narcissus: im Herbst 48 starb Messalina eines gewaltsamen Todes.

Unter den vielen Bewerberinnen um den Thron, die nun auftauchten, siegte des Kaisers leibliche Nichte Agrippina, eine Tochter des Germanicus, indem sie zugleich auch dem einflußreichen Freigelassenen Pallas ihre Liebe schenkte. Diese Agrippina war in erster Ehe mit dem adligen Wüstling Gn. Domitius Ahenobarbus vermählt gewesen und brachte in die neue Ehe ihren am 15. Dezember 37 geborenen, also damals elfjährigen Sohn L. Domitius mit, während Claudius von der Messalina den im Jahre 42 geborenen Tiberius Claudius Germanicus, gewöhnlich nach der im folgenden Jahre begonnenen Eroberung Britanniens Britannicus genannt, und eine Tochter Octavia besaß. Die Agrippina war ein Weib von andrer Art als Messalina: sie wünschte in erster Linie zu herrschen; wenn sie sich preisgab, so geschah es, um ihren Einfluß zu steigern. Im Jahre 50 ließ sie sich den Titel Augusta erteilen und ihr Bild neben dem ihres Gemahls auf die Münzen prägen; vor allem aber wünschte sie,

die Thronfolge ihrem leiblichen Sohne Domitius und damit, wie sie meinte, sich selbst zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, begann Agrippina den alternden Kaiser durch eine schlau angelegte und skrupellos durchgeführte Intrige zu umgarnen, der wiederum Narcissus und eine kleine Schar andrer Legitimisten entgegenwirkten, weil diese nur den Britannicus als erbfolgeberechtigt gelten lassen wollten. Zunächst gelang es ihr, die Verlobung ihres Sohnes Domitius mit Octavia, sodann seine Adoption (25. Februar 50 n. Chr.) als Nero Claudius Cäsar Drusus Germanicus durchzusetzen. Der Senat, in dem Agrippina auch eine starke Partei besaß, fügte für Nero die Designation zum Konsulat und die prokonsularische Gewalt hinzu, obwohl er eben erst die männliche Toga erhalten hatte. Aber auch die Gegenpartei war nicht müßig; namentlich Narcissus versäumte nicht, immer wieder die legitimistischen Bedenken des alten Kaisers wachzurufen. Der Streit wurde schließlich durch rohe Gewalt entschieden. Agrippina war dadurch im Vorteil, daß es ihr gelungen war, den ihr treu ergebenen Afranius Burrus in die Stelle des Gardepräfekten zu befördern. Dieser bearbeitete Offiziere und Mannschaften zu gunsten Neros, für den es zugleich eine wichtige Empfehlung war, daß man den angesehensten Philosophen und Schriftsteller jener Zeit, den Annäus Seneca, zu seinem Erzieher bestellt hatte. Und als nun Claudius im Jahre 54 sich wieder mehr seinem leiblichen Sohne Britannicus zuwandte, starb er plötzlich, wie man annimmt, durch Gift, Burrus aber ließ danach sofort den Nero von der Garde als Kaiser ausrufen, und der Senat bestätigte die Wahl des 17jährigen Fürsten. Von einer Mitregierung des erst 12jährigen Britannicus war vorläufig nicht die Rede.

344. Agrippina die Jüngere, die Mutter Neros.
Kopf der Statue im Museum des Lateran zu Rom.

Nero (54–68); seine Persönlichkeit.

Rom erwartete Großes von diesem Herrscher; denn er war jung, kräftig, nicht unbegabt, und der Name seines Erziehers schien für eine treffliche sittliche Entwickelung des neuen Kaisers zu sprechen. Selten aber sind hohe Erwartungen mit der Zeit so furchtbar enttäuscht worden. Sie waren auch im Grunde ungerechtfertigt, denn Seneca war bei allem Glanz der Rhetorik und der modischen Philosophie, der ihn umstrahlte, eine tief unsittliche Natur; sonst hätte er nicht ein Vergnügen darin gefunden, den ermordeten Kaiser Claudius in einer giftigen Satire (Apocolocyntosis, d. h. „Verkürbissung") dem Spotte des Publikums preiszugeben. Sodann aber war auch Neros Begabung ganz einseitig. Er besaß Phantasie im Übermaß, aber nicht den Verstand, sie zu zügeln; so fühlte er sich früh als Dichter und Künstler ersten Ranges, obwohl er nur sehr Mittelmäßiges leistete, und glaubte sich als solcher und als Kaiser über alle Sittengesetze erhaben. Mit der Zeit übertraf er sogar den Caligula an Ver-

worfenheit; denn zu dessen kindischer Selbstüberschätzung und Zügellosigkeit kamen bei Nero noch finstere Heimtücke und bewußte Grausamkeit. Es war, als ob alle Sünden und Laster der vorangegangenen Generationen seines Hauses in ihm zusammengefaßt und gesteigert erschienen; in ihm reifte die gräßliche Ernte aller seit Tiberius gesäten Greuel heran. Dem entsprach auch sein unheimliches Äußere. Sein Körper zeigte von Jugend auf eine weibische Üppigkeit der Glieder, die sich vermöge seiner Schwelgerei noch steigerte. Sein Kopf, mehr breit als hoch, zeigte vom Weingenuß gedunsene Wangen, die wulstigen Lippen und das auffällig gekrümmte Kinn verrieten übermäßige Sinnlichkeit, die tiefliegenden Augen Bosheit und Heimtücke.

Nero unter Burrus' und Senecas Leitung.

Die Herrschaftsträume der Agrippina gingen nicht in Erfüllung. Da Nero nicht die geringste Pietät besaß, wurde es dem Gardepräfekten Burrus und dem Seneca im Bunde mit dem Senate leicht, die autokratischen Gelüste der Augusta zurückzudrängen. Während der ersten Hälfte der Regierung Neros herrschte im ganzen eine geordnete, ja sparsame Verwaltung und auch eine thatkräftige auswärtige Politik, da die eigentliche Regierung dem tüchtigen Burrus überlassen blieb, während sich der junge Wüstling auf dem Throne unter gewissenloser, sträflicher Nachsicht Senecas einem ausschweifenden Genußleben ergab.

Äußere Politik.

Burrus begründete durch den tüchtigen Gn. Domitius Corbulo (S. 732) von neuem das gesunkene römische Ansehen im Osten, wo der Vasallenstaat der Parther, Armenien, zu neuer Blüte gediehen war. Corbulo drang im Jahre 59 bis Artaxata vor und zerstörte diese Stadt, ebenso nahm er Tigranocerta und Nisibis ein und setzte den Tigranes, einen Urenkel Herodes' des Großen (S. 741), als römischen Vasallen in Armenien ein. Doch konnte er mit den wenigen Legionen, die ihm zur Verfügung standen, auf die Dauer die Länder jenseit des Euphrats nicht gegen die Parther decken. Er fiel deshalb in Ungnade (61), wurde aber, als sein Nachfolger Pätus (62) bei Rhandeia vor den Parthern hatte kapitulieren müssen, aufs neue mit dem Kommando betraut und brachte einen Vergleich mit den Parthern zu stande (63), wonach der König von Armenien immer ein parthischer Prinz aus dem Hause der Arsaciden sein, jedoch seine Krone als Lehen aus den Händen des römischen Kaisers empfangen sollte.

Auch in Britannien ließ sich die römische Herrschaft nur durch schwierige Kriege behaupten. Camalodunum (Colchester) und Glevum (Gloucester), beides Standquartiere römischer Legionen, waren der Mittelpunkt der Romanisierung; dazu fügte Suetonius Paullinus Lindum (Lincoln) und Castra (Chester). Aber der römische Steuerdruck, Wucher der eingewanderten Kaufleute, Zuchtlosigkeit der Soldaten, die gewaltsame Unterdrückung der Druidenreligion und andres verursachten hier im Jahre 61 einen furchtbaren Aufstand unter der Ikenerkönigin Boudicca. Camalodunum wurde erstürmt und mit der ganzen Bevölkerung vernichtet; von da verbreitete sich der Aufstand über das ganze Land, auch Londinium und Verulamium wurden zerstört, und 70000 römische Bürger fanden ihren Tod. Endlich siegte Suetonius Paullinus in offenem Felde bei Colchester, wurde aber bald darauf durch einen milderen Statthalter ersetzt. — Jenseit des Rheins dauerte die Zwietracht der germanischen Stämme fort; im Jahre 58 z. B. befehdeten sich Chatten und Hermunduren in blutigen Schlachten. Um so leichter wurde es den Römern, den schmalen Landstreifen rechts des Rheins, der zu den germanischen Provinzen gehörte, durch einen unbebauten Vorstreifen (limes) und fortlaufende Schanzlinien mit Türmen und Kastellen zu decken. Auch in Mösien an der unteren Donau wurde die Grenze gesichert und zwar durch einen ganzen Barbarenstamm von Geten oder Sarmaten, die man südlich der Donau ansiedelte und mit der Grenzwacht beauftragte, da die römischen Streitkräfte hierzu nicht ausreichten.

Es ist schwer zu sagen, wo eigentlich Neros Selbstregierung beginnt und von welchem Punkte an ihn die volle Verantwortung für sein Thun und seine Regierungshandlungen trifft. Das ist sicherlich der Fall nach dem Tode des Burrus und dem sich daran anschließenden Sturze Senecas, also seit dem Jahre 62. Aber schon mehrere Jahre vorher sehen wir Nero selbständige Entschließungen treffen, die die Reichsregierung stark beeinflußt haben. Seine erste selbständige That dieser Art war die Ermordung seines unterdes herangewachsenen Stiefbruders Britannicus (etwa im Jahre 58), in dem er einen Kronprätendenten fürchtete. Noch weiter auf der Bahn des Verbrechens trieb ihn seine Leidenschaft für die schöne, aber lasterhafte Poppäa

Neros Selbstherrschaft.

345. Nero.
Marmorbüste im Museum des Louvre zu Paris.

Sabina, die Gattin des Salvius Otho. Sie begehrte als Preis ihrer Liebe den Thron. Das Hindernis war die tugendhafte Gemahlin Neros, Octavia. Deshalb wünschte Nero sich von Octavia zu scheiden. Dagegen erhoben aber nicht nur Burrus und Seneca Einspruch, weil doch Neros Anrecht auf den Thron größtenteils auf der Ehe mit Octavia, der Tochter des Claudius, beruhte, sondern auch seine Mutter Agrippina, die in Poppäa Sabina das Haupthindernis ihrer Aussöhnung mit Nero erkannte. Da durchschlug Nero mit der Kaltblütigkeit des abgefeimten Schurken den hindernden Knoten: er ließ seine leibliche Mutter durch den Präfekten der Flotte in Misenum, den Freigelassenen Anicetus, ermorden (59), und Burrus und Seneca waren schamlos genug, das unerhörte Verbrechen in Wort und Schrift vor der Welt zu rechtfertigen. Dann aber, als Burrus 62 gestorben und Seneca vom Hofe verdrängt

war, wurde die tugendhafte Octavia des Ehebruchs angeklagt und erst nach Kampanien, dann nach der Insel Pandataria verbannt, wo sie Nero am 9. Juni 62 auf Anstiften der Poppäa Sabina hinrichten ließ. Doch genoß die neue Kaiserin, die sich alsbald den Augustatitel hatte verleihen lassen, die Früchte ihrer Verbrechen nicht lange. Sie starb bereits im Jahre 65 an den Folgen einer Frühgeburt.

Der Brand Roms (64).

Die fürchterlichen Frevel des Kaiserhauses, Brudermord, Muttermord, Gattenmord, schienen ein Strafgericht der Himmlischen zu fordern. Es kam über Rom im Jahre 64 durch einen ungeheuren Brand, der in neuntägigem Wüten die Hälfte der Stadt, namentlich die zwischen Palatin und Esquilin gelegenen Quartiere in Schutt und Asche legte. Wir können uns kaum einen Begriff von dem Elende machen, das damals über Hunderttausende hereinbrach, ein Elend, dem zu steuern die verlotterte Regierung Neros weder die finanzielle noch die sittliche Kraft besaß. Nero zog vielmehr aus dem Brande insofern Vorteil, als er das freigewordene Areal großenteils nicht wieder bebauen ließ, sondern auf ihm eine riesenhafte Palastanlage, sein „goldenes

346. Münze mit den Bildnissen des Kaisers Nero und seiner ersten Gemahlin Octavia.

347. Münze mit den Bildnissen des Kaisers Nero und seiner zweiten Gemahlin Poppäa Sabina.

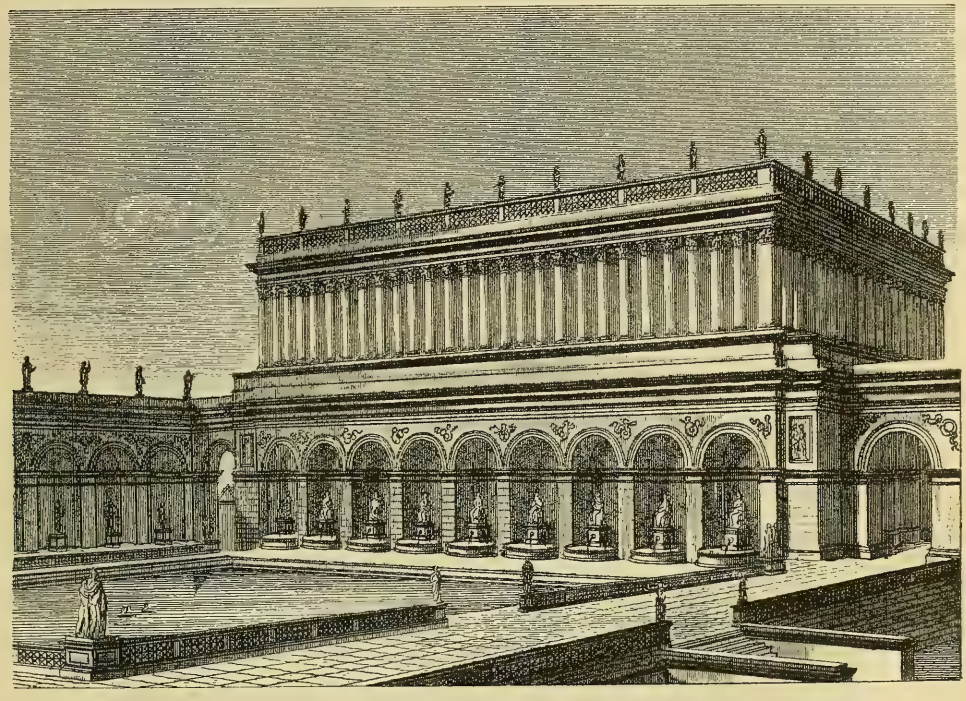
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Haus" (aurea domus) schuf, das die Verbindung zwischen dem alten Kaiserpalast auf dem Palatinus mit den durch Erbschaft den Kaisern anheimgefallenen Gärten des Mäcenas auf dem Esquilin herstellte. So konnte das Gerücht entstehen, Nero selbst sei der Urheber des Brandes gewesen und habe ihn von den Zinnen seines Hauses, die Leier in der Hand, als Brand von Troja besungen. Wenn sich auch diese Gerüchte nicht durch Beweise beglaubigen lassen, so zeigen sie doch, wessen man in Rom den Kaiser für fähig hielt. Übrigens steigerten diese Gerüchte die Erbitterung des Volkes gegen Nero in dem Grade, daß er es für nötig hielt, den Zorn der Menge von sich abzulenken und ihm in seiner Weise ein Opfer darzubringen. Dazu wählte er die vielgeschmähte Sekte der Christen.

Nero und die Christen.

Die berühmte Stelle des Geschichtschreibers Tacitus hierüber, überdies die älteste außerbiblische Erwähnung Christi und seiner Anhänger, lautet folgendermaßen: „Um also das Gerücht über seine Brandstiftung zum Schweigen zu bringen, schob Nero Leute als Angeklagte unter, die, wegen ihrer Schändlichkeiten allgemein verhaßt, Christen genannt wurden. Der Urheber dieses Namens, Christus, war unter der Regierung des Tiberius durch den kaiserlichen Prokurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Aber der verderbliche Aberglaube ließ sich wohl für den Augenblick unterdrücken, doch brach er immer wieder von neuem hervor, und zwar nicht nur im Judenlande, der Heimat dieses Unfugs, sondern auch in Rom selbst, wo alles Häßliche und Verabscheuungswürdige zusammenfließt und Anhänger findet. Anfangs nun wurden nur solche ergriffen, die ein Geständnis ablegten, dann aber auf deren Anzeige hin eine große Menge von Menschen, die man zwar nicht der Brandstiftung, wohl aber des Hasses gegen das Menschengeschlecht überführen konnte (S. 771).

Diese mußten bei ihrer Hinrichtung noch greulichen Spott erdulden. In Felle wilder Tiere gekleidet, wurden sie entweder von Bluthunden zerfleischt, oder sie wurden, wenn es Abend wurde, als Laternen und Fackeln angezündet. Für dieses Schauspiel hatte Nero dem Volke seine Gärten geöffnet und ein Zirkusfest veranstaltet. Dabei mischte er sich selbst unter das Volk als Kutscher verkleidet oder er fuhr auf einem Wagen. So kam es, daß man selbst mit diesen Verworfenen und todeswürdigen Verbrechern Mitleid empfand, da sie nicht zum Wohl der Gesamtheit, sondern um die Grausamkeit eines Einzigen zu befriedigen, geopfert wurden."



348. Wasserbehälter, genannt „das Haus mit sieben Sälen", ein Teil des „Goldenen Hauses" Neros. Rekonstruktion von Canina.

Neros Kunstreisen.

Neben ausschweifender Sinnlichkeit und Grausamkeit war eine der hervorstechendsten Eigenschaften Neros die Eitelkeit. Weil er ein mäßiges Talent zum Dichten besaß, hielt er sich für den größten Dichter aller Zeiten; jeder Versuch, es ihm gleich zu thun oder gar ihn zu übertreffen, galt als Majestätsbeleidigung. Aber er begnügte sich nicht, seine Verse nur einem auserlesenen Kreise vorzutragen, sondern begehrte es den Rhapsoden und Schauspielern gleich zu thun in der Virtuosität des Vortrags vor der großen Menge. So stiftete er im Jahre 60 n. Chr. zur Feier seiner Errettung von den erdichteten Nachstellungen seiner Mutter die Neronien, einen Wettkampf in Musik und Dichtkunst, Gymnastik und Pferderennen, bei dem er selbst auftrat. Dann unternahm er, mit dem erzwungenen Beifall Roms nicht mehr zufrieden, Kunstreisen nach Neapel und Griechenland, um von einem griechisch redenden Publikum Lorbeerkränze einzuheimsen. Mit diesen hielt er bei seiner Rückkehr, als ob er aus einem Kriege käme, einen förmlichen Triumphzug ab. „Eine Bande von 5000 Bewaffneten, die sogenannten Augustani, welche das Theater, wo er auftrat, besetzt hielt, gab den Ton an mit stürmischen Ausrufungen über den herrlichen „Apollo", den

unübertrefflichen, und seine himmlische Stimme, die in der That mißtönend war. Dazu seine kindische Eifersucht, welche keinen Nebenbuhler duldete, sondern alle Kränze für sich allein in Anspruch nahm und wirkliches Talent, wo er es gewahrte, gewaltsam unterdrückte. Und doch wollte dieser impotente Dilettant durch sein Genie allein den litterarischen Glanz der Augusteischen Zeit verdunkeln."

349. Kaiser Galba. Büste im Museum des Kapitols zu Rom.

Die Erhebung der Provinzen und Neros Ende.

Selbstverständlich hatten sich die wirklich gebildeten und noch sittlich tüchtigen Kreise des römischen Volkes schon längst mit innerem Abscheu von ihm abgewendet. Er hatte eine instinktive Ahnung davon, die sich in Blutgerichten Luft machte. Seneca, den eine Verschwörung an Neros Statt auf den Thron zu erheben strebte, mußte sich im Jahre 66 n. Chr. auf den Befehl des Kaisers die Adern öffnen, ebenso starb der geniale Dichter Lucan und das Haupt der römischen Stoiker jener Zeit, Pätus Thrasea, nachdem ihm seine heldenmütige Gattin Aria mit den Worten: „Es schmerzt nicht, Pätus" im Tode vorangegangen war. Trotzdem fand Rom nicht die Kraft, sich von dem Ungeheuer zu befreien, da sich Nero auf die Garden und das niedere Volk stützte. Da ging der Anstoß zum Sturze Neros von den Provinzen aus, d. h. von den das Reich verteidigenden tüchtigen Legionen. Den Anfang machte im Februar 68 n. Chr. der Legat des Lugdunensischen Gallien, Julius Vindex, ein Mann aus romanisiertem hohen keltischen Adel, der einen Thronwechsel in Rom benutzen wollte, um sich zum Könige über Gallien unter römischer Oberhoheit aufzuschwingen. Er gewann gegen Nero den Legaten des Tarraconensischen Spanien, den vornehmen

Servius Sulpicius Galba, der in einem Edikte vom 2. April 68 n. Chr., gestützt auf die sämtlichen spanischen und die afrikanischen Legionen, dem Kaiser den Gehorsam aufkündigte und sich dem Senate zur Verfügung stellte. Unterdessen stießen aber die gallisch-nationalen Pläne des Vindex auf Widerstand bei Verginius Rufus, dem Statthalter von Obergermanien, der in einer mörderischen Schlacht bei Vesontio (Besançon) das gallische Heer besiegte und vernichtete. Nero war viel zu feig, um selbst zur Verteidigung seines Thrones das Schwert zu ziehen; so geschah es, daß schließlich die Garden durch ihren Präfekten Numpidius Sabinus bestochen gleichfalls den Galba im Prätorianerlager als Kaiser ausriefen. Als die wachthabende Kohorte vom Palaste Neros abgezogen und dieser zitternd auf das Land geflohen war, ermannte sich auch der Senat und verurteilte den Entthronten zur Geißelung und Hinrichtung. Am 9. Juni 68 n. Chr. ließ sich Nero, zu jedem Widerstande zu feig, in der Villa eines Freigelassenen mit dem Schwerte durchbohren. Mit ihm erlosch das Julisch-Claudische Haus.

350. Münze mit dem Bildnis des Kaisers Nero.

351. Münze mit dem Bildnis des Kaisers Galba.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

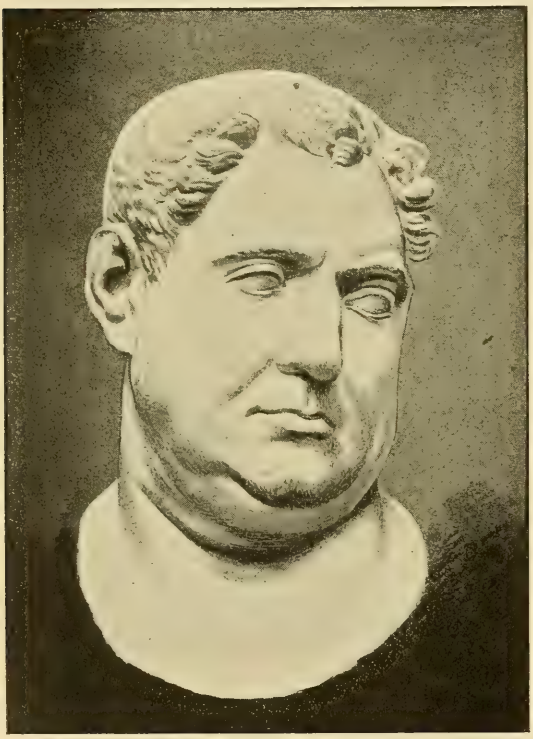
Die Flavischen und die Adoptivkaiser (69—192).

Die Flavischen Kaiser.

Prätendentenkämpfe nach Neros Tode.

Bald nach Neros Tod war Galba in Rom eingezogen und hatte auch die Anerkennung des Senates erlangt. Aber eine geordnete Regierung wurde erschwert durch die Erschöpfung der öffentlichen Kassen, und Galba war nicht eben wählerisch in den Mitteln, sie wieder zu füllen. Vor allem entfremdete er sich die Garde, indem er die für seine Erhebung versprochenen Belohnungen nicht auszahlte. Aber auch die germanischen Legionen, die bei Vesontio über Julius Vindex gesiegt hatten, wurden dadurch verletzt, daß Galba ihren siegreichen Kommandanten Verginius Rufus durch einen unfähigen alten General ersetzte. Da verweigerten ihm am 1. Januar 69 n. Chr. die obergermanischen Legionen den Treueid und riefen im Einverständnisse mit den untergermanischen Truppen deren Befehlshaber, den 54jährigen Aulus Vitellius, einen energielosen Schlemmer von vornehmer Abkunft, einen Spielball in der Hand der Soldaten, zum Kaiser aus. Während aber seine Armeen unter der Leitung des Fabius Valens und des Cäcina sich anschickten, über den Mont Genèvre und den Großen St. Bernhard in Italien einzurücken, hatte sich in Rom bereits wieder ein Regierungswechsel vollzogen. Als nämlich Galba im Gefühl seiner Schwäche den L. Calpurnius Piso zum Mitregenten und Nachfolger ernannt hatte (10. Januar 69), der bei den Soldaten wegen seiner Strenge sehr unbeliebt war, erhob sich neben ihm der leichtsinnige, tief verschuldete M. Salvius Otho, der erste Gemahl der Poppäa Sabina, der von Nero nach Spanien verbannt und mit Galba nach Rom zurückgekehrt war und eben wegen seiner schlimmen Eigenschaften das Vertrauen der Garde besaß. Am 15. Januar riefen ihn die Prätorianer zum Kaiser aus, Galba und Piso wurden ermordet.

Aber auch Othos Regiment war nicht von Dauer. Im Frühlinge 69 n. Chr. hatten die Legionen des Vitellius ungehindert die Alpenpässe überschritten und näherten sich dem Po. Otho hatte ihnen außer den Garden die illyrischen Legionen entgegenzustellen, die indessen noch nicht vollzählig bei ihm eingetroffen waren. Trotzdem ließ er sich in eine große Schlacht bei Bedriacum unweit von Cremona ein, in der seine Truppen nach blutigem Ringen von den Vitellianern geschlagen wurden. Otho, zu schlaff, um einen ernsthaften Kampf durchzuführen, gab sich selbst den Tod. Am 19. April 69 n. Chr. wurde Vitellius vom Senate als Kaiser anerkannt, während seine Truppen sich in den italischen Munizipien für die erlittenen Strapazen schadlos hielten. Als dann der neue Kaiser mit der neugebildeten Garde von 16000 Mann, und mehr als vier Legionen Fußvolk und einem großen Reitergeschwader in Rom eingezogen war, verfuhr er gegen den Senat schonender, als man erwartet hatte. Er nahm das Konsulat auf Lebenszeit und den Titel Augustus an, verschmähte aber den Titel Cäsar und Imperator. Doch konnte er durch solche und ähnliche Maßregeln die wirklich bestehende Militärdiktatur nur schlecht verhüllen. Überhaupt trat in diesen Kämpfen die Person und der Charakter des Kaisers zurück vor den Wünschen seiner Soldaten; diese Prätendentenkämpfe sind in Wahrheit Kämpfe der verschiedenen provinzialen Armeen untereinander und mit der Garde um Geltung und Einfluß auf die zentrale Regierungsgewalt.



352. Vitellius. Kolossalbüste in Wien.

Die Erhebung Vespasians (69—79).

Das zeigte sich auch wenige Monate nach der Thronbesteigung des Vitellius. Die Legionen des Orients, die sich bis jetzt von den Kämpfen um den Thron zurückgehalten hatten, glaubten um ihrer Geltung willen auch einen Kaiser aufstellen zu müssen. So wurde zuerst der Statthalter von Syrien Licinius Mucianus ins Auge gefaßt, und als dieser ablehnte, Flavius Vespasianus, der mit der Führung des jüdischen Krieges (s. S. 742) beauftragt war, zum Kaiser ausgerufen, und zwar zuerst in Alexandria am 1. Juli 69 n. Chr. Während Vespasian zunächst in Ägypten blieb, rückte Mucianus durch das nördliche Kleinasien nach Mösien, um Italien auf dem Landwege zu erreichen. Aber ihm kam noch Antonius Primus mit der illyrischen Armee, die sich gleichfalls für Vespasian erklärt hatte, zuvor und schlug die Vitellianer in der mörderischen Schlacht bei Cremona. Vitellius war danach zur Abdankung bereit und schloß mit dem Stadtpräfekten von Rom Flavius Sabinus, Vespasians Bruder, einen Vertrag. Seine Soldaten erkannten den Vertrag nicht an und erstürmten das Kapitol, das Flavius Sabinus mit den Stadtkohorten besetzt hatte. Dabei kam

Flavius Sabinus um und das Kapitol ging in Flammen auf (19. Dezember 69 n. Chr.). Aber während der folgenden Tage eroberte Antonius Primus in blutigen Straßenkämpfen Rom, auch das Prätorianerlager wurde erstürmt, Vitellius gefangen und hingerichtet und Vespasian auch vom Senate als Kaiser anerkannt.

Aber noch war Vespasians Herrschaft keineswegs gesichert. Er verweilte deshalb noch einige Monate in Alexandria, von wo aus er das hungernde Rom mit Getreide versorgte, und rüstete weitere Streitkräfte zur Bezwingung des jüdischen Aufstandes, die er seinem Sohne Titus übertrug.

Die Juden unter der Herrschaft der Römer.

Die Juden, durch ihren unverbrüchlichen Glauben an den „einigen und einzigen Gott Jehovah", noch mehr aber durch die Beschneidung und andres Ritual von der sie umflutenden hellenischen und hellenisch-barbarischen Welt streng geschieden, waren längst nicht mehr auf das Land am Jordan beschränkt. Vielleicht schon Alexander der Große, sicherlich aber die ersten Ptolemäer von Ägypten hatten sie in großen Massen, und zwar zunächst gewaltsam, in Alexandria und andern ägyptischen Städten angesiedelt. Unter den ersten römischen Kaisern gab es in Ägypten unter 8 Millionen Einwohnern 1 Million Juden. Außerdem aber hatte freiwillige Auswanderung von jüdischen Gewerbe- und Handeltreibenden Judenviertel in fast allen großen Städten der Mittelmeerküsten hervorgebracht, namentlich aber in Syrien und Kleinasien gab es eine starke jüdische Diaspora. Die im Auslande wohnenden Juden waren hinsichtlich der Sprache fast völlig hellenisiert, hielten aber an ihrer Religion und ihrem Ritual mit derselben Zähigkeit fest wie noch heutzutage. Im Occident ohne politischen Einfluß, waren sie im Orient vielfach in autonome Gemeinden gegliedert und bildeten so eine weitverzweigte Macht, mit der selbst ein Staat wie der römische rechnen mußte, ja sie gaben sogar ihren an Zahl und Bedeutung geringeren Stammesgenossen in Palästina einen bedeutenden Rückhalt.

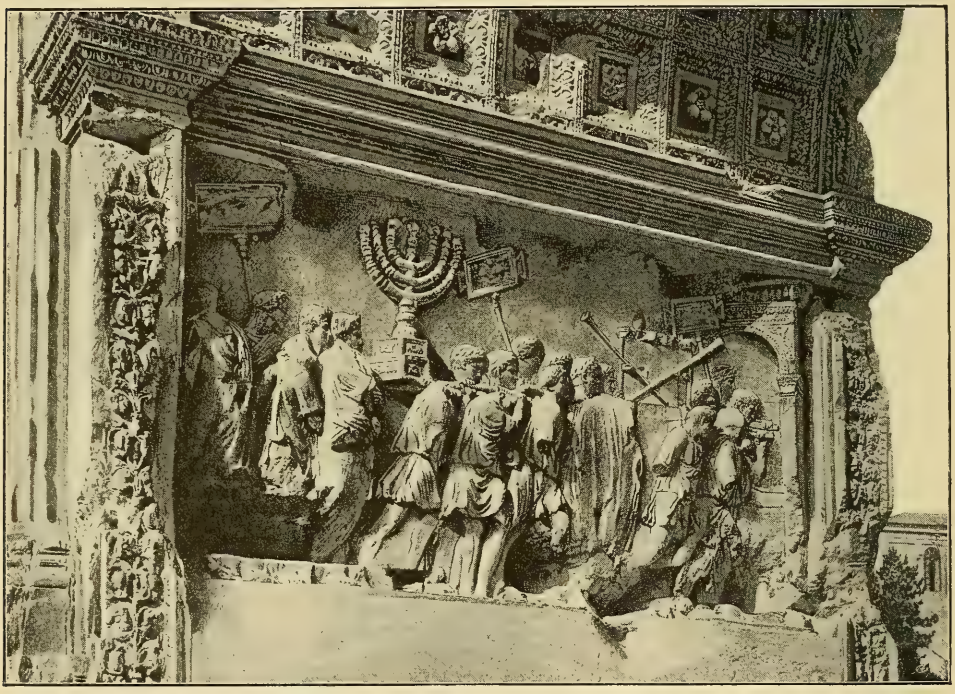
Die Juden in Palästina standen seit Pompejus' Anordnungen (S. 625) dem Namen nach unter der Regierung des schwachen Hohenpriesters Hyrkanus, in Wahrheit unter dem für ihn regierenden Minister Antipater, der kein echter Jude war, sondern ein Idumäer. Dieser Antipater leistete dem Cäsar, als er im Jahre 48/47 in Alexandria bedrängt war, wertvolle Dienste; zum Danke dafür wurde der jüdische Staat von militärischer Aushebung, ja sogar von jeder direkten Steuer befreit. Nach Antipaters Tode bekleideten seine Söhne Phasael und Herodes eine ähnliche Stellung; doch wurde ihre Herrschaft im Jahre 40 v. Chr. durch einen Parthereinfall gestürzt. Danach aber eroberte sich Herodes das Land zurück und führte von 37—4 v. Chr. den Titel eines Königs von Judäa. Die Heirat mit der schönen Mariamne, der Enkelin des Hyrkanus, umkleidete seine Herrschaft mit einem Schimmer von Legitimität. Doch fühlte er sich erst sicher, als er im Jahre 31 v. Chr. den achtzigjährigen Hyrkanus, den letzten Makkabäer, zugleich als Symbol seiner Absage von Antonius hatte hinrichten lassen. Augustus bestätigte ihm während des Zuges nach Ägypten (S. 690) sein Gebiet und erweiterte es, sodaß ihm Judäa, Samaria, Galiläa, die Küste von Gaza bis nach Cäsarea — eine Gründung des Herodes — und sogar einige Städte östlich vom Jordan am Hermon bis nach Damaskus hin gehorchten. Er heißt deshalb Herodes der Große. Seine Politik war die einer unbedingten Fügsamkeit gegen Rom und eines schrankenlosen Despotismus im eignen Lande, vor dem die alte Theokratie der Priesterschaft völlig zurücktrat.

Bei seinem Tode (4 v. Chr.) erhielten zwei seiner Söhne als „Vierfürsten" (Tetrarchen) die Gebiete Galiläa und das östlich davon gelegene Batanäa, Judäa dagegen mit Samaria und Idumäa bekam als Ethnarch der älteste der Söhne, Archelaus. Aber die Juden ertrugen die Fremdherrschaft des unbedeutenden jungen Mannes nicht lange, sondern nötigten den Augustus durch Unruhen und Gesandtschaften, ihn im Jahre 6 n. Chr. abzusetzen. Seitdem verwaltete die neueingerichtete Provinz Judäa ein kaiserlicher Prokurator, der in der neuen Hafenstadt Cäsarea residierte; in der Königsburg zu Jerusalem gebot ein römischer Offizier mit einer kleinen Abteilung von Soldaten. Dabei wurde das religiöse Bewußtsein des Volkes auf das Sorgsamste geschont: die Feldzeichen mit den Kaiserbildern blieben in dem halbgriechischen Cäsarea, den inneren Tempelraum in Jerusalem zu betreten war jedem Ausländer, also auch jedem Römer, bei Todesstrafe verboten. Trotzdem bildete sich namentlich während der Regierung des Tiberius unter dem Einflusse des römischen Steuerdruckes, noch mehr aber unter der fortwährenden Reibung zwischen griechisch-römischer und jüdisch-orientalischer Weltanschauung ein tiefgehender Haß der Juden gegen das römische Kaiserreich überhaupt. Dieser Haß wurde vermehrt, als Caligula im Jahre 38 die erste große Judenhetze in Alexandria, eine Auflehnung der griechisch-römischen Elemente gegen die bevorrechtete und reichere jüdische Separatgemeinde in der Stadt, dadurch unterstützte, daß er die Umwandlung der alexandrinischen Synagogen in Kaisertempel gestattete und sogar seine Statue im Jehovahtempel zu Jerusalem aufzustellen befahl. Mit Mühe vermochte ihn sein Freund, der liederliche aber gutmütige Herodes Agrippa (41—44), dem er eine der jüdischen Tetrarchien mit dem Königstitel verliehen hatte, wenigstens den Tempel zu Jerusalem von diesem Befehle auszunehmen. Aber die Aufregung über dieses Ansinnen, das jeder folgende Kaiser wiederholen konnte, blieb in Judäa im Wachsen; sie verstärkte die Sekte der „Messermänner" (Sicarier), die das Andenken an den unter Tiberius hingerichteten Freiheitshelden Judas aus Galiläa durch

immer neue Blutthaten wach erhielt. Die Aufregung wuchs, als König Agrippa 44 n. Chr. starb und von neuem ein Prokurator in Jerusalem einzog; sie wurde nicht beschwichtigt, als Claudius, um den Schein der Fremdherrschaft zu vermeiden, den König Herodes von Chalkis am Libanon mit der Einsetzung des Hohenpriesters und der Verwaltung des Tempelschatzes beauftragte. Es geschahen Zeichen und Wunder, und das großenteils aus strenggläubigen und zäh konservativen Kleinbauern bestehende Volk von Judäa glaubte fest, daß ein makkabäisches Zeitalter wiederkehren und die verhaßte Fremdherrschaft stürzen werde.

Der jüdische Krieg unter Vespasian (66—69).

Zur hellen Flamme entfacht wurde der längst schon unter der Asche glimmende Brand unter Nero im Jahre 66, als an ein und demselben Tage in Cäsarea alle Juden von den Griechen und Römern, in Jerusalem alle Römer und die ihnen befreundete jüdische Partei von den fanatisierten Sicariern und den Patrioten unter dem jungen und feurigen Eleazar niedergemacht wurde. Blutige Kämpfe zwischen



353. Aufführung der heiligen Geräte der Juden im Triumphe des Titus.
Relief am Titusbogen in Rom.

Juden und Griechen in andern Städten Syriens und vor allem wieder in Alexandria waren die Folge von diesen Ereignissen. Da zog gegen die aufständischen Juden der syrische Statthalter Cestius Gallus und belagerte noch im Jahre 66 Jerusalem; aber er wurde besiegt und mußte sich nach Verlust der Nachhut und des Gepäckes zurückziehen. Nun wurde der tüchtige und kriegserfahrne Titus Flavius Vespasianus als Legat des Kaisers Nero gegen die Juden gesandt und zwar mit 3 Legionen und zahlreichen Hilfstruppen der Vasallenkönige, im ganzen mit etwa 50000 Mann. Im Frühlinge 67 rückte er von Norden her in Palästina ein und brauchte den ganzen Sommer dazu, zunächst die Küstenstädte und die kleinen Festungen in seine Hand zu bringen. Als dann Vespasian im Jahre 68 die Belagerung von Jerusalem selbst beginnen wollte, kam die Nachricht von Neros Tode und hemmte den Beginn der Operationen. Erst im Jahre 69, nach den Siegen des Vitellius und der Rheinarmee über

Otho und die Garden nahm er den Kampf gegen das Zentrum des Judentums wieder auf, aber da wurde er selbst von den östlichen Legionen zum Kaiser ausgerufen. Ein Teil seines Heeres zog nun mit Licinius Mucianus nach Italien (S. 740), ein andrer mit dem neuen Kaiser nach Ägypten, wo dieser den Kampf um den Thron abwarten wollte. Erst als im Januar 70 die Nachricht von Vitellius' Tod in Alexandria eingetroffen war, übergab Vespasian das Kommando gegen die Juden seinem Sohne Titus und ging nach Italien.

Der jüdische Krieg unter Titus; Zerstörung Jerusalems (70).

Während der mehrjährigen Stockung des Krieges hatte zu Jerusalem die blutigste Anarchie geherrscht: die gemäßigten Elemente des Volkes wurden von fanatischen Banden der Galiläer unter Johannes von Giskala, der Idumäer unter Simon aus Gerasa, der judäischen Patrioten unter Eleazar vernichtet; danach standen diese Banden gegeneinander auf in unaufhörlichen Straßenkämpfen. Darüber versäumte man eine genügende Verproviantierung der Stadt. Erst als Titus um die Zeit des Passahfestes 70 die Stadt einschloß, hörten die jüdischen Führer notgedrungen auf, die Waffen gegeneinander zu kehren. Trotzdem dauerte die schrittweise Eroberung der Stadt, die von der Nordseite her begonnen wurde, fünf volle Monate, da auch hier ein dreifacher Mauerwall, die riesigen Herodestürme, die Burg Antonia und endlich das

354. Bronzemünze aus dem Jahre 80 n. Chr.

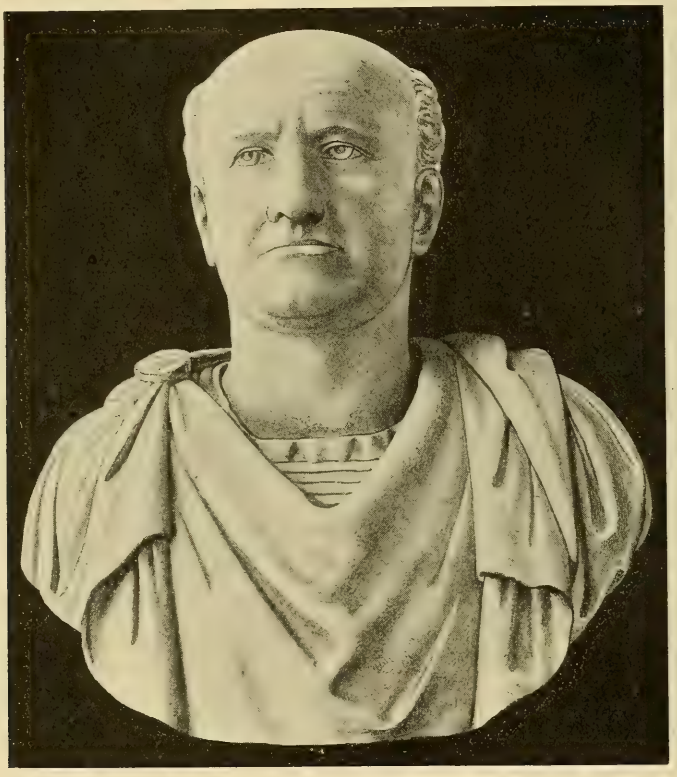
Auf der Vorderseite ist das Bildnis des Titus abgebildet, während die Rückseite, welche die Inschrift Judaea capta trägt, seinen und seines Vaters Sieg über Judäa feiert. Das Land ist personifiziert in der trauernd unter der Palme niedergesunkenen, auf ihren Schild gestützten Frau, während hinter ihr einer der gefangenen Anführer steht, die Hände auf den Rücken gebunden.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

großartigste Bollwerk, der Tempel selbst, bezwungen werden mußte. Am 2. September ging er mit allen seinen Schätzen in Flammen auf; was bis dahin von den Einwohnern und Verteidigern der Stadt der Hunger noch nicht hinweggerafft hatte, das kam in den folgenden Straßenkämpfen um. Nur in einigen Felsenburgen am Toten Meere hielten sich noch einige jüdische Scharen unter Eleazar; sie endeten nach mehrjährigem Verzweiflungskampfe durch Selbstmord. Jerusalem wurde geschleift; die gefangenen Reste des Volkes, noch 100000 Köpfe, auf den Sklavenmarkt geworfen, die Juden der Diaspora angewiesen, die bisher dem Jehovahtempel entrichtete Kopfsteuer nunmehr dem kapitolinischen Jupiter zu zahlen. Die Stätte von Jerusalem wurde kaiserliche Domäne. Vespasian und Titus wollten eben für alle Zeit verhindern, daß die über das ganze Reich verbreitete Judenschaft, die im Oriente zu einem gefährlichen Staate im Staate erwachsen war, in einem freien Jerusalem und dem zentralen Jehovahtempel dieser Stadt einen religiösen und in gewissem Sinne auch politischen Mittelpunkt besitze. Zum Gedächtnis an die Zerstörung Jerusalems und seines Tempels wurde in Rom auf dem Forum der Titusbogen errichtet, auf dem noch heute das Marmorrelief des beim Brande aus dem Allerheiligsten geretteten siebenarmigen Leuchters und des Schaubrottisches zu sehen ist. —

Vespasians Persönlichkeit.

Noch bevor Jerusalem in Schutt und Asche sank, war **Vespasian**, etwa im Juli 70, nach Rom zurückgekehrt und hatte persönlich die Regierung angetreten. Titus Flavius Vespasianus, geboren am 17. November 9 n. Chr., entstammte weder dem zuletzt toll gewordenen Blute des Julisch-Claudischen Hauses, noch überhaupt dem römischen Patriziate. Er war vielmehr aus einer unbedeutenden plebejischen Familie zu Reate im Sabinerlande entsprossen. Aber eine lange und arbeitsreiche Laufbahn als Offizier und Beamter im Dienste des Kaiserhauses, verbunden mit einer vortrefflichen Beanlagung, in der die Gabe ruhiger Beobachtung und ein klarer, nüchterner Verstand alle andern Seiten seines Wesens überwog, hatte ihm gerade diejenigen



355. Vespasian.
Marmorbüste im Museum des Louvre zu Paris.

Eigenschaften gegeben, die für die Wiedergeburt des arg zerrütteten Staatswesens nötig waren. Die Zeit, in der er zur Herrschaft gelangte, glich in vielen Beziehungen der Zeit nach der Schlacht von Actium: ein unsägliches Bedürfnis nach Frieden erfüllte nach den Greueln des Bürgerkrieges die Welt und erleichterte die Herbeiführung geordneter Zustände. Trotzdem bedurfte es für Vespasian wie vordem für Octavian der selbstlosesten Anspannung aller seiner Kräfte, um die an ihn herantretenden großen Aufgaben zu erfüllen. Er hat sie in der kurzen Frist einer neunjährigen Regierung bewältigt und ein neues glückliches Zeitalter für die römische Welt heraufgeführt, das mit kurzen Unterbrechungen ein Jahrhundert gedauert hat. Mit Recht wird Vespasian deshalb neben Augustus gestellt und als der zweite Begründer des Prinzipats gefeiert.

Vespasians Regierung; lex regia de imperio.

Zunächst mußte Vespasian einen festen Standpunkt zum Senate in Rom gewinnen, der nach dem Aussterben des Julisch-Claudischen Hauses mehr als zuvor einen Schimmer seiner alten Souveränität festzuhalten suchte und festhielt. Während nämlich Vespasian noch im Osten weilte, gab der Senat ein „Gesetz über den Umfang der Herrschergewalt" (lex regia de imperio), durch das dem Imperator die „unabhängige Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, sodann die Initiative in der Gesetzgebung durch fortwährende Leitung des Senats, Anstellung der Magistrate in den zuletzt geübten Formen und ein absolutes Recht zu Verfügungen in religiösen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten", also weit mehr als die Rechte des modernen konstitutionellen Königtums, aber doch nicht das Recht unumschränkter Willkür, nicht das Recht über Leben und Tod ohne Prozeßverfahren übertragen wurde. Indem Vespasian dieses Staatsgrundgesetz annahm und den Eid darauf leistete, wurde in der That eine Art von Verfassung geschaffen: hier scheint endlich Ciceros Traum von einer konstitutionellen Gestaltung der höchsten Gewalt erfüllt zu sein, aber freilich zu spät, als daß von einem wirklichen Gleichgewichte der Königs- und Volksrechte hätte die Rede sein können. In Wahrheit überwog der Wille des Prinzeps und Imperators alles übrige, nur die Innehaltung regelmäßiger Formen war auf längere Zeit hinaus gewährleistet. Vespasian war ernsthaft bemüht, dem Senate seine Würde nicht zu schmälern und sich auf den Boden der Gesetze zu stellen; aber einer Partei im Senate that er darin nicht genug: das waren die Stoiker unter Führung des Helvidius Priscus, des Schwiegersohnes jenes Pätus Thrasea, der unter Nero eines gewaltsamen Todes gestorben war (s. S. 738). Diese republikanische Partei schwur noch immer auf Cato Uticensis und hing mit ungesunder Schwärmerei an den Wahngestalten des Brutus und Cassius; sie reizte den ruhigen Mann, der von der Unentbehrlichkeit des Imperatorenamtes im Staate und von der Notwendigkeit dynastischer Erbfolge mit Recht fest überzeugt war, so lange, bis er die stoischen Philosophen auswies und den Helvidius Priscus erst mit dem Exil, dann mit dem Tode bestrafen ließ.

Reorganisation des Heeres; der Aufstand des Claudius Civilis.

Eine nicht minder schwierige Aufgabe als die Wiederherstellung und Ausgestaltung der monarchischen Verfassung fand Vespasian in der Reorganisation des zuchtlosen Heeres. Es kam alles darauf an, daß die Garden und Legionen aus Herren des Staates in dienende Glieder des Reiches umgewandelt würden. Die von Vitellius aus Legionaren der Rheinarmee gebildete Garde von 16000 Mann wurde abgeschafft, die neue auf 9000 Mann in Italien ausgehobener Prätorianer beschränkt. Ganz neu formiert mußte die Rheinarmee werden, die sich großenteils am Kampfe gegen Vespasian, teilweise sogar an einer antirömischen Meuterei beteiligt hatte. Während nämlich im Osten der jüdische Fanatismus sich an der Prophezeiung berauschte, daß der neue Herr der Welt von Judäa ausgehen werde — eine Prophezeiung, die in Vespasians Thronbesteigung eine, wenn auch nur äußerliche, ungeahnte Erfüllung fand — ging nach Neros Tod bei der Unsicherheit, die allenthalben über die künftige Gestaltung des Reiches herrschte, auch durch die Völker des Westens, insbesondere durch die den Römern unterworfenen oder verbündeten keltischen und germanischen Stämme eine tiefe Bewegung und lebhafter Drang nach Veränderung der bestehenden Verhältnisse. Diese Stimmung benutzte im Jahre 69 ein vornehmer Bataver, Claudius Civilis, der erst bei den Römern Kriegsdienste genommen hatte, dann mit ihnen zerfallen war, um eine Empörung seines Stammes scheinbar gegen Vitellius und für Vespasian, in Wahrheit aber gegen die römische Herrschaft überhaupt zu erregen. Ihm schlossen sich die acht batavischen Kohorten an, die in der niederrheinischen Armee der Römer dienten und sich schlecht behandelt glaubten. Nach den ersten Erfolgen beteiligten sich auch die Friesen und Canninefaten am Kampfe gegen die Legionen, und die Brukterer und

Tenkterer und andre rechtsrheinische Germanenstämme, die damals von einer Seherin Namens Velleda (vgl. III. Band) beraten wurden, schickten starke Hilfsvölker. Dann griff der Aufstand auch nach Westen zu um sich: die Nervier, Treverer und andre belgische keltogermanische Stämme fielen von Rom ab; ihre Priester deuteten insonderheit den Brand des Kapitols — am 19. Dezember 69 — als ein sicheres Anzeichen des bevorstehenden Untergangs der römischen Weltherrschaft, die nunmehr auf die Völker nördlich der Alpen übergehen würde. Die Führer dieser Stämme proklamierten im Einverständnis mit Claudius Civilis ein selbständiges „Reich beider Gallien" (imperium Galliarum), auf das auch die in der allgemeinen Verwirrung und Zuchtlosigkeit von Rom abgefallenen rheinischen Legionen den Eid leisteten; dieses Reich wurde aber niemals verwirklicht, da die Romanisierung in Gallien bereits viel zu weit vorgeschritten war. Gegen die Meuterer und die mit ihnen verbündeten Völker schickte Vespasian noch im Jahre 70 den tüchtigen Petilius Cerealis, der allmählich in den aufständischen Gebieten festen Fuß faßte und schließlich den Claudius Civilis zur Unterwerfung brachte. Der Traum von einem Emporsteigen der nordischen Germanenwelt über das Römertum war verfrüht gewesen, die Bataver erkannten die römische Oberhoheit wieder an, ihre Krieger dienten fortan den Römern nicht mehr am Niederrhein, sondern fern der Heimat.

356. Münze mit dem Bildnis des Vespasian.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Auch der Mattiakergau zu beiden Seiten des unteren Mains bis zum Taunus wurde durch Vespasian neu befriedet — Aquä Mattiacä (Wiesbaden) war schon unter ihm ein römisches Bad — und wohl auch schon das Neckarland, das sogenannte Zehntland (agri decumates), ein Gebiet mit dünner keltischer Bevölkerung, das dem Reiche zehntpflichtig wurde, in den Bereich der römischen Herrschaft gezogen. Die Bewegung der germanischen Völker wurde bis weit die Donau hinunter verspürt, deshalb deckte Vespasian die wichtige Stelle, bevor die Donau in die ungarische Ebene eintritt und wo die von Süden über Savaria heraufführende Straße jenseit der Donau im Marchfelde ihre natürliche Fortsetzung findet, durch zwei Festungen, Vindobona (Wien) und Carnuntum (s. S. 712), das im Jahre 73 n. Chr. bedeutend erweitert wurde.

Finanzen. Indessen den größten Teil seiner Fürsorge verbrauchte Vespasian doch für die innere Wiederherstellung des Staates und der Stadt Rom. Die sinnlose Verschwendung der Herrscher seit Caligula und die letzten Kriege hatten jedes geordnete Budget, den Stolz eines Augustus und Tiberius, unmöglich gemacht. Vespasian berechnete die Summe, die er brauche, um nur einigermaßen das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe wiederherzustellen und die verödeten Kassen des Staates neu zu füllen, auf 40 Milliarden Sesterzen (7 Milliarden Mark). Um solche Summen zu beschaffen, mußte er in Rom und Italien natürlich die Steuerschraube anziehen, soweit es möglich war. Das hat ihn unverdientermaßen in den Geruch der Habsucht gebracht; er nahm nichts für sich, sondern verwendete alle Einnahmen auf das Wohl der Gesamtheit.

Von seiner Knauserei und seinem kaustischen Witze liefen viele Anekdoten in Rom um. Er hatte unter andern auch die Urinfässer besteuert, die die Zunft der Tuchwalker in Rom aufstellte. Als ihn sein Sohn Titus wegen dieser „stinkenden Erwerbsquelle" tadelte, hielt er ihm ein bei dieser Steuer eingekommenes Geldstück unter die Nase und fragte, ob man rieche, wie es erworben sei. — Als ihm die Bürger einer kleinen Stadt für eine bestimmte Summe ein Denkmal setzen wollten und ihm diesen Beschluß durch Gesandte meldeten, hielt er diesen die hohle Hand hin und ersuchte sie, das Denkmal „auf dieser Basis" zu errichten, d. h. ihm das dafür bewilligte Geld auszuzahlen. Auch auf dem Totenbette soll ihn der Witz nicht verlassen haben. Als ihm der Tod ans Herz treten wollte, erhob er sich mit den Worten: „Wehe mir, ich glaube, ich werde ein Gott!" vom Lager und starb stehend in den Armen seiner Freunde.

357. Ruinen des Flavischen Amphitheaters, genannt das Kolosseum, in Rom. Nach Canina.

Er erhöhte aber auch die Abgaben der Provinzen und nahm Steuerfreiheiten, die seine Vorgänger bewilligt hatten, wieder zurück. Dabei gab er in seinem Privatleben ein seltenes Beispiel von Mäßigkeit und Einfachheit und wirkte eben dadurch bei seinen vornehmen Zeitgenossen mehr als alle früheren Gesetze gegen den Luxus.

Wiederherstellung und Erweiterung Roms.

Eine großartige Thätigkeit, die mit seinen finanziellen Reformen in Verbindung steht, entwickelte Vespasian im Wiederaufbau und in der Erweiterung der Stadt Rom. Er hatte sie teilweise in Schutt und Asche übernommen; so lag sie seit dem großen Brande unter Nero im Jahre 64. Nero hatte zwar für Hinwegräumung des Schuttes etwas Sorge getragen, auch in den Provinzen Geld zum Wiederaufbau Roms erpreßt, aber diese Summen waren lediglich seinem großartigen „goldenen Hause" zu gute gekommen. Zum Wiederaufbau der Tempel und der Privathäuser fehlte es vielfach an Kapital und an Vertrauen. Durch die Rechtsunsicherheit unter Nero und die Folgen der Kriege waren viele Grundstücke der Stadt, die im Zeitalter des Augustus noch Millionen gekostet hatten, so entwertet, daß man nicht einmal das Geld für einen Neubau riskierte. Da bestimmte Vespasian als Zensor des Jahres 73 im Einverständnisse mit der Priesterschaft neue Grenzen für die Stadt, die durch ihn — nach einer Vermutung Nissens: am 13. Februar 73 — mittels einer heiligen Umpflügung einen Umfang von 13200 Schritten (gegen 20 km) erhielt. Als idealer Mittelpunkt derselben galt der Meilenzeiger auf dem Forum (Umbilicus); von ihm aus liefen die Straßen strahlenförmig zu den Thoren. Die neue erweiternde Umgrenzung, die durch die großen Expropriationen Neros im Stadtinnern notwendig geworden war, diente zugleich als finanzielle Maßregel. Denn alle Nahrungsmittel, abgesehen von Obst und Gemüse, die über die „Linie" gebracht wurden, unterlagen einer beträchtlichen Accise. Außerdem galt innerhalb der Linien eine straffe Baupolizei; den Besitzern, die ihre Häuser nach dem Brande noch nicht wiederaufgebaut hatten, drohte der Kaiser mit Konfiskation der Baustellen. So erwuchs denn unter Vespasians Fürsorge jenes marmorne Rom, dessen Reste noch heute zu uns sprechen. Er selbst beteiligte sich an der Verschönerung der Stadt. Das unvollendete „goldene Haus" Neros wurde teilweise niedergerissen und auf einem Teil des Terrains der prachtvolle Tempel der Pax mit eignem Forum und einer es umgebenden Basilika, die eine Bibliothek barg, gebaut und 75 geweiht. Eine Kolossalstatue Neros aus dem Vestibül des goldenen Hauses, mehr als 100 Fuß hoch, wurde

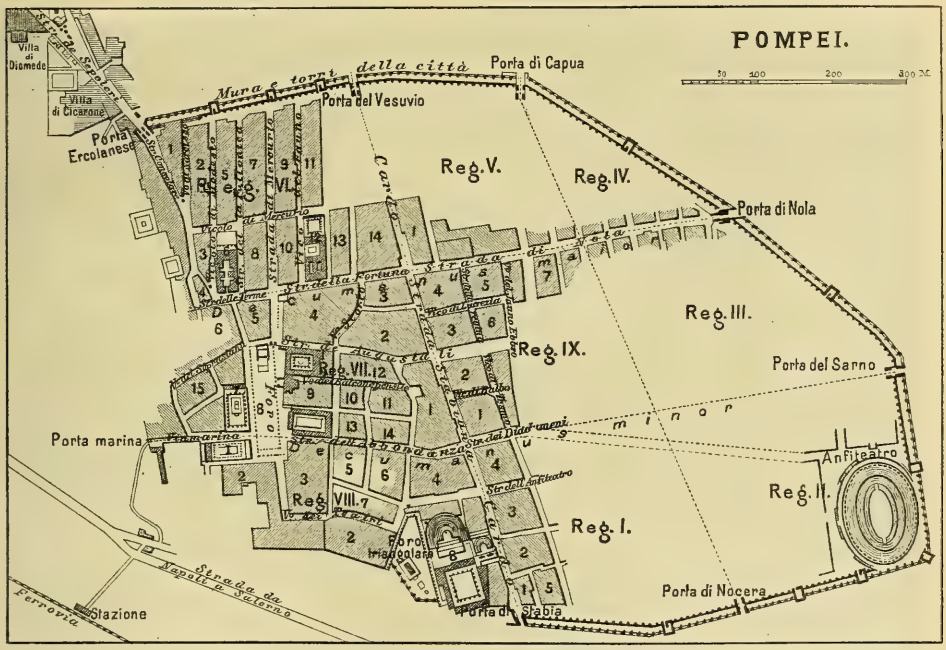
358. Titus.
Marmorbüste im Museum des Vatikans zu Rom.

Ansicht des Forums von Pompeji, im Hintergrunde der Vesuv.

Nach einer photographischen Naturaufnahme. — Links im Vordergrunde die Ruinen des Apollotempels, in der Mitte des Hintergrundes (am Nordende des Forums) der Jupitertempel. Das eigentliche Forum ist durch eine von Durchgängen unterbrochene Mauer von den es auf drei Seiten umgebenden Säulenhallen getrennt. Die Abbildung zeigt die Säulenhalle der Westseite fast in ihrer ganzen Länge.

an der heiligen Straße als Koloß des Sonnengottes und zugleich als Wahrzeichen der Flavischen Stadterweiterung errichtet. Dem Sonnengotte war auch das großartigste aller römischen Bauwerke geweiht, das Flavische Amphitheater zwischen Palatin und Esquilin, dessen Umfang (540 m) der Zahl der Tage eines Jahres entsprechend $367\frac{1}{4}$ Schritt, dessen große Achse 188, dessen kleine 156 m mißt und das für 87000 Zuschauer berechnet war. Dieses Riesenwerk, das Kolosseum, ist noch heute größtenteils erhalten und wird voraussichtlich noch jahrtausendelang von seinem großen Bauherrn Zeugnis ablegen.

Als Vespasian am 23. Juni 79 gestorben war, folgte ihm sein älterer Sohn Titus (geb. am 30. Dezember 41 n. Chr.). Man hatte seiner Thronbesteigung mit Sorgen entgegengesehen, denn er galt als einseitig soldatisch, sinnlich und zur Grau- Titus (79 bis 81).



359. Plan von Pompeji. Nach Mau.

Die schraffierten Partien dieses Stadtplanes geben die bis jetzt ausgegrabenen Stadtteile an. Man beachte in der Stadtanlage gewisse Übereinstimmungen mit der Anlage eines Lagers (s. S. 395): die von Norden nach Süden laufende Strada Stabiana entspricht dem cardo, die von Westen nach Osten rechtwinkelig dazu laufende Strada della Fortuna dem decumanus maior, die parallel zur letzteren laufende Strada della Abbondanza dem decumanus minor. Durch die sich kreuzenden Straßen wird das Stadttemplum in Quartiere (Regionen) zerlegt.

samkeit geneigt. Aber nie sind Befürchtungen angenehmer enttäuscht worden. Das fürstliche Pflichtgefühl war in Titus so stark entwickelt, daß er als Kaiser alle bösen Neigungen bezähmte und der Welt nur Beweise seiner großartigen Fürsorge für das Allgemeinwohl gab. Aber noch ehe er die Probe leisten konnte, ob die Wandlung in seinem Innern wirklich nachhaltig war, starb er am 12. September 81. Die vergötternde Liebe seiner Umgebung und des römischen Volkes folgte ihm weit über das Grab hinaus und blieb um so lebendiger, je weniger der Nachfolger, sein jüngerer Bruder Domitian, in seine Fußstapfen trat. Man schwärmte von Titus als der „Liebe und Wonne des Menschengeschlechts“ (amor et deliciae generis humani) und erzählte, er habe jeden Tag seines Lebens für verloren gehalten („diem perdidi“), an dem er nicht eine besonders gute That vollbracht habe.

Unter Titus wurde Italien in die größte Aufregung versetzt durch ein furchtbares Erdbeben in Kampanien, zu dem sich ein Ausbruch des Vesuv gesellte, der drei blühende Städte am Golf von Neapel, Herculaneum, Pompeji und Stabiä, durch einen fürchterlichen Aschenregen völlig verschüttete. Der Naturforscher Plinius, der gerade als Kommandant der kaiserlichen Flotte in Misenum weilte, kam dabei um; einen ausführlichen Bericht über die Katastrophe besitzen wir von seinem Neffen, dem jüngeren Plinius, und von dem Griechen Cassius Dio. Das furchtbare Elend, das mit dem Untergange der drei Städte verbunden war, hat im Laufe der Jahrhunderte die Gewalt über unsre Einbildungskraft verloren: für uns ist die Stätte des Todes zum Quell lebendiger Erkenntnis geworden. Denn seitdem 1721 ein Zufall zur Wiederentdeckung von Herculaneum, 1748 zur Wiederauffindung von Pompeji geführt hat, ist man mit großem Erfolge bemüht gewesen, beide Städte wieder zugänglich und sichtbar zu machen. Das stößt bei Herculaneum allerdings auf große Schwierigkeiten, da es von einer aus Bimsstein und Asche gemischten „schlammartigen Masse, die im Laufe der Zeit zu einer Art Tuffstein erhärtet ist", wie von einer harten Rinde umschlossen wird. Pompeji dagegen hat sich unter der schützenden Aschendecke für uns und spätere Zeiten wunderbar erhalten. Fast die Hälfte der Stadt, und zwar gerade das wichtigste, ist vollkommen aufgedeckt und

360. Leichenabguß von Pompeji.

zugänglich. „Mit Staunen durchwandert jetzt der Besuchende, von den Schauern der Vergangenheit umweht, die Straßen der gleichsam aus dem Reiche der Abgeschiedenen wieder ans Licht emporgehobenen Stadt. Er gewahrt an den Wänden und im Innern der Häuser Spuren der lebendig schaffenden Thätigkeit eines fleißigen und gebildeten Geschlechts, er betrachtet die Läden, die Hausgeräte, die häuslichen Einrichtungen der längst Dahingegangenen, ihre Bäder und ihre Theater, die Tempel ihrer Götter, die Ruhestätten ihrer Toten, die Kunstwerke, mit denen Skulptur und Malerei ihre Gebäude geschmückt, die Figuren und Namen, welche der Müßiggang an den Wänden angekritzelt — in allen seinen großen und seinen kleinen, seinen schönen und seinen häßlichen Zügen berührt ihn gleichsam noch der warme Hauch des Lebens, und er darf so, was die Geschichtschreibung mühsam der Phantasie der Späteren vor das innere Auge zu stellen sucht, einen Augenblick als Anschauung und lebendige Gegenwart empfinden." (Jäger.)

Ein Hauptinteresse der Besucher Pompejis nehmen eine Anzahl Leichenabgüsse in Anspruch, die in dem neuen Lokalmuseum im Flügel des sogenannten Seethores aufbewahrt werden. Sie verdanken ihre Entstehung einem ganz merkwürdigen Zufall. Als das entsetzliche Unglück über Pompeji hereinbrach, flüchteten die Bewohner, sofern sie vom Verderben nicht völlig überrascht wurden, in wahnsinniger Hast dem Marktplatz und den Thoren zu. Manche hatten bereits glücklich die Masse der hageldicht fallenden Steine überwunden und suchten durch dieselben watend

weiter zu kommen, als der Aschenregen begann. Dieser hemmte ihre weitere Flucht, sie sanken auf die Unterlage der Lapilli nieder und wurden von der Aschenschicht eingehüllt und begraben und zwar so, daß diese feine, schlammartige Materie sie allerseits dicht umgab und erhärtend ihre Körper nebst der Bekleidung abformte. Indem nun die Körper und Gewänder im Laufe der 1800 Jahre bis zur Auffindung in Staub zerfielen, wurden durch die Natur gleichsam fertige Hohlformen hergestellt, in deren Innerem nur die Gerippe vollständig erhalten sind. Als nun die Arbeiter bei der Ausgrabung in dem sogenannten vicolo del tempio di Augusto oder vico degli scheletri am 5. Februar 1863 auf die erste dieser Hohlformen mit darin steckenden Knochen stießen, wurde Fiorelli herbeigeholt, dessen kluger und vorsichtiger Gewandtheit wir den seltenen und wertvollen Anblick verdanken. Er ließ nämlich die gefundene Hohlform und nacheinander die später gefundenen mit Gips ausgießen und dann die Form zerstören. Und so feierten eine Anzahl der unglücklichen Pompejaner ihre Auferstehung im Gipsabguß, der freilich an Feinheit

361. Domitian. Büste im Museum zu Neapel.

und Schärfe gegen einen aus künstlicher Hohlform gemachten weit zurücksteht, der aber dennoch hinlänglich genau ist, um nicht allein die Situation beim Tode und die wesentlichen Formen der Körper, sondern auch manche Einzelheit dieser Formen, z. B. die Gewänder und den übrigens sehr geringfügigen Schmuck, erkennen zu lassen. (Overbeck.)

Domitianus (81—96).

Auf Titus folgte in der Regierung sein jüngerer Bruder Domitian. Geboren im Jahre 51, trefflich beanlagt, voll von Interesse für Litteratur und Kunst, selbst dichterisch thätig, aber auch von Haus aus voll Ehrgeiz und Herrschsucht, bestieg er den Thron 30 Jahre alt, aber bereits verbittert durch die Zurücksetzung, die er vom Vater und Bruder erduldet zu haben meinte. Die Rolle, die er zeither gespielt hatte, hatte den Ansprüchen seines stark entwickelten Stolzes nicht genügt. Seine Anschauungen über die Führung des Staatshaushaltes und wohl auch über den Herrscherberuf im allgemeinen hatte er sich an den Denkwürdigkeiten des Tiberius gebildet, mit dem er

im stillen sein Schicksal wohl gern verglich. Sueton, der übrigens ein abschreckendes Bild von ihm entwirft, bezeugt, daß Domitian die Magistrate und Statthalter in so straffer Zucht gehalten habe, daß sie niemals ehrlicher und gerechter gewesen seien als unter ihm.

Domitian war entschlossen, den Senat, der noch immer aristokratische Traditionen verfechten zu müssen glaubte, nicht so schonend und loyal zu behandeln, wie es die beiden ersten Flavier gethan hatten. Indem er im Jahre 84 die Zensur übernahm und sie lebenslänglich bekleidete, schuf er sich kraft des mit diesem Amte verbundenen Verfügungsrechtes über die Senatorenstellen (lectio senatus) die Möglichkeit, fortwährend mißliebige Personen aus dem Senate zu entfernen und durch seine Kreaturen zu ersetzen. In diesem autokratischen Gebaren stieß er auf den Widerstand des Senats, der sich seit Neros Tode innerlich gekräftigt hatte und unter den Flaviern zu neuem Selbstgefühl erwacht war. Freilich offener Widerstand gegen den Kaiser war nicht möglich, weil sich dieser auf eine ihm ergebene Beamtenschaft ritterlichen Standes und auf die ihm treu ergebene Garde stützte, wohl aber passiver Widerstand, der nicht weniger verletzte. Unter der Aristokratie kursierte heimlich eine kaiserfeindliche Litteratur, die wiederum mit dem noch immer modischen Stoicismus im Zusammenhange stand.

362. Münze mit dem Bildnis des Domitian. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

So wurde z. B. Herennius Senecio hingerichtet, weil er eine Biographie des unter Vespasian hingerichteten Helvidius Priscus verfaßt hatte. Fast noch hartnäckiger als die Männer hielten die Frauen vornehmer Geburt an den alten aristokratischen Anschauungen fest: Fannia z. B., eine Enkelin der Arria, folgte zweimal einem verurteilten Gatten ins Exil und lieferte trotzdem als Witwe des Helvidius Priscus dem Senecio das Material zu der oben erwähnten Biographie, so daß sie sich selbst die Verbannung zuzog. Auch die Schriftstellerei des Tacitus (55—119 n. Chr.) ist aus diesen Kreisen und ihren Anschauungen hervorgewachsen, und wenngleich sie eine äußerliche Objektivität anstrebt und bis zu einem gewissen Grade erreicht, so hat sie doch anderseits, wenn auch halb unbewußt, die geschichtliche Wahrheit durch einen ganz subjektiven Standpunkt und einseitige Beleuchtung der Thatsachen entstellt. Leider fehlt es uns aus dieser Zeit fast ganz an Stimmen aus den breiteren Schichten des Volkes; deshalb werden wir wohl niemals wirklich im stande sein, den Schleier, mit dem sich uns Domitians Persönlichkeit und die mancher andren Kaiser umhüllt, zu durchdringen. Soviel aber ist gewiß, daß sich Domitians Zorn und Mißtrauen in zahlreichen Majestätsprozessen und Hinrichtungen entlud, besonders nach dem verunglückten Aufstande, den der Statthalter von Obergermanien, L. Antonius Saturninus, im Jahre 87/88, unter Beihilfe einiger Mitschuldigen in Rom, erregt hatte. Mehrmals wurden die Philosophen aus Rom ausgewiesen, auch Juden und Christen, denen man antimonarchische Absichten zutraute, durch Erhöhung der Judensteuern und andre Bedrückungen von Rom möglichst ferngehalten.

Britannien, Germanien u. die Donaugrenze unter Domitian.

Je unbehaglicher sich die Situation Domitians in Rom gestaltete, um so mehr fühlte er das Bedürfnis, sich durch äußere Erfolge Glanz zu verleihen. Den Krieg in Britannien, wo seit 78 n. Chr. Agricola, der Schwiegervater des Tacitus, kommandierte, hatte er von seinen Vorgängern übernommen. Bis zu seiner Abberufung im Jahre 85 eroberte Agricola das ganze nördliche England bis an den Fuß der Grampiansberge und sicherte das Gebiet der römischen Provinz durch eine Linie von Posten und Kastellen, die vom Clydebusen bis zum Forth, von Dumbarton bis Edinburg liefen. Das von Wald und Seen erfüllte Berg- und

Heideland nördlich davon, Kaledonien, das heutige schottische Hochland, blieb frei. Im Jahre 83 zog Domitian selbst gegen die Chatten am Rhein zu Felde und brachte die schon von Vespasian begonnene (s. S. 746) neue Grenzregulierung siegreich zum Abschluß. Er schob nämlich die politische Grenze 80 leugae (178 Kilometer) von Mainz nach Osten vor, also bis an die Rhön, und legte ein Stück hinter dieser Grenze, sowohl zur militärischen Sicherung als auch zur Kontrolle des Grenzverkehrs, eine Kette von Befestigungen, einen niedrigen Wall mit Graben, dahinter, etwa 15 Kilometer voneinander entfernt, kleine Kastelle an. Mit dieser Linie, dem sogenannten obergermanischen Limes (d. h. Grenzweg, Grenzmark), umfaßte er, bei

363. Römerin des Flavischen Zeitalters: sogenannte Domitia.
Marmorbüste in den Uffizien zu Florenz.

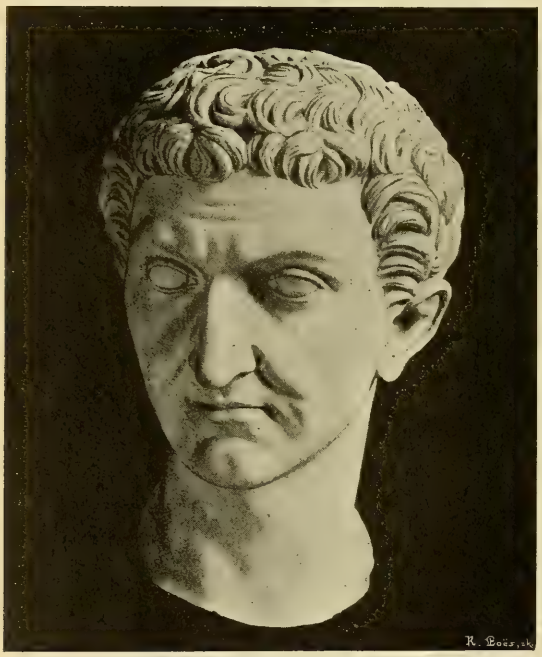
Rheinbrohl am Rhein beginnend, den Taunus und die Mainebene. Er ist später unter Trajan längs des Mains und dann weiter nach Süden bis nach Lorch an der Rems fortgesetzt worden; dort schloß sich später der rätische Limes an, der nach Kelheim an der Donau führte (s. S. 776).

Schwierig gestaltete sich die Lage der Römer an der unteren Donau, wo sich die Stämme der Dacier (im heutigen Siebenbürgen und Rumänien) unter Decebalus zu einer bedeutenden Macht vereinigt hatten und die römische Donaugrenze samt den dahinterliegenden Provinzen Mösien und Pannonien bedrohten. Im Jahre 86 n. Chr. fielen sie in Mösien ein und schlugen die Römer, wobei der Statthalter Oppius Sabinus umkam. Da ging Domitian selbst mit einem größeren Heere nach Mösien; sein Gardepräfekt Cornelius Fuscus überschritt die Donau, wurde

aber im Dacierlande besiegt und fiel. Endlich gelang es dem Statthalter von Obermösien, Julianus, die Dacier in der Nähe ihrer Hauptstadt, Sarmizegetusa, zu schlagen. Unterdes aber hatte Domitian den Krieg gegen die Nachbarn der Dacier, die Jazygen und Markomannen, eröffnet; doch erlitt er gegen die Markomannen eine Niederlage, eine Legion wurde von den Jazygen vernichtet. Unter diesen Umständen schloß er mit den Daciern einen unrühmlichen Frieden, indem er gegen eine jährlich zu zahlende Geldsumme von Decebalus die Ruhe an der Donaugrenze erkaufte. Trotzdem triumphierte Domitian über die Dacier auf dem Kapitole.

Domitians Ende; Erhebung Nervas.

Das gewaltsame Ende Domitians wurde heraufgeführt durch den Zwist, in dem er mit seiner sittenlosen Gemahlin Domitia lebte. Diese stiftete mit den beiden Gardepräfekten und andern Hofbeamten eine Verschwörung zur Ermordung des Kaisers. Am 18. September 96 n. Chr. wurde er in seinem Palaste erdolcht. Die Garden trachteten zwar danach, den Tod des bei ihnen beliebten Kaisers durch das Blut der Mörder zu rächen, waren aber über die Erhebung eines neuen Monarchen in Verlegenheit, da Domitian kinderlos gestorben war. In dieser Unsicherheit fällte der Senat die Entscheidung, indem er aus seiner Mitte den tüchtigen und edlen, aber schon 64 Jahre alten M. Cocceius Nerva als Imperator Nerva Cäsar Augustus zum Kaiser erhob, der schon vorher von dieser Körperschaft insgeheim als Nachfolger Domitians in Aussicht genommen war.



364. Nerva.
Büste im Museo Pio Clementino des Vatikans zu Rom.

Senats- und Adoptivkaiser: Nerva und Trajan (98—117).

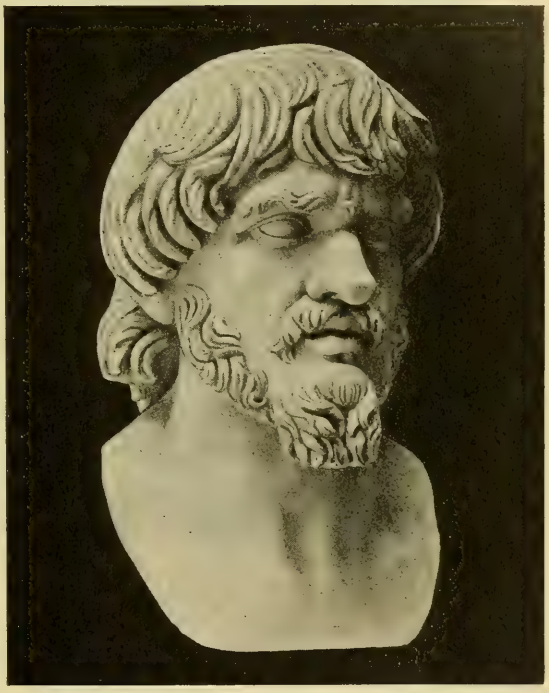
Nerva (96 bis 98).

M. Coccejus Nerva, ein tüchtiger und edler Mann, hervorragend als Jurist, aber bereits bejahrt und überdies durch Kränklichkeit öfters in der Ausübung seines Herrscherberufs gehindert, war gewillt, nach dem bei Vespasians Thronbesteigung gegebenen Grundgesetz (lex regia de imperio) zu herrschen. Er leistete den Eid, daß er den Senatoren gegenüber auf das Recht über Leben und Tod verzichte; er erleichterte dem römischen Volke die Steuerlast und suchte es auf jede Weise zu heben. So begann er, um den untergehenden Ackerbau wieder zu beleben, große, zu diesem Zwecke angekaufte Landstrecken nach alter republikanischer Weise durch „Viermänner" in Ackergüter aufteilen zu lassen. Dann machte er eine großartige, in einer Grundrente festgelegte Stiftung, aus der armen Eltern in Italien, nicht bloß in Rom, Hilfsgelder zur Erziehung ihrer Kinder gewährt wurden. Überhaupt trat unter ihm die Fürsorge für Italien vor der für die Provinzen sehr in den Vordergrund. Aber sein Walten wurde schließlich gelähmt durch die ihm widerstrebende Soldateska, besonders durch die Garde. Im Oktober 97 n. Chr. erhob sie sich mit den Waffen gegen ihn, metzelte die Mörder Domitians vor seinen Augen nieder und zwang

ihn, diese Gewaltthat im Senate gutzuheißen. Obwohl die Ruhe wiederhergestellt wurde, erkannte Nerva, selbstlos genug, daß seine Hand zu schwach sei, allein das Steuer des Staates zu führen; er adoptierte deshalb mit seiner Menschenkenntnis den ausgezeichneten Statthalter von Obergermanien, M. Ulpius Trajanus, und ernannte ihn zugleich zum Mitregenten. Sein Ansehen genügte, auch aus der Ferne die römische Garde im Zaume zu halten, und als Nerva am 27. Januar 98 n. Chr. gestorben war, folgte ihm Trajan unangefochten als Herrscher nach.

M. Ulpius Trajanus (98—117).

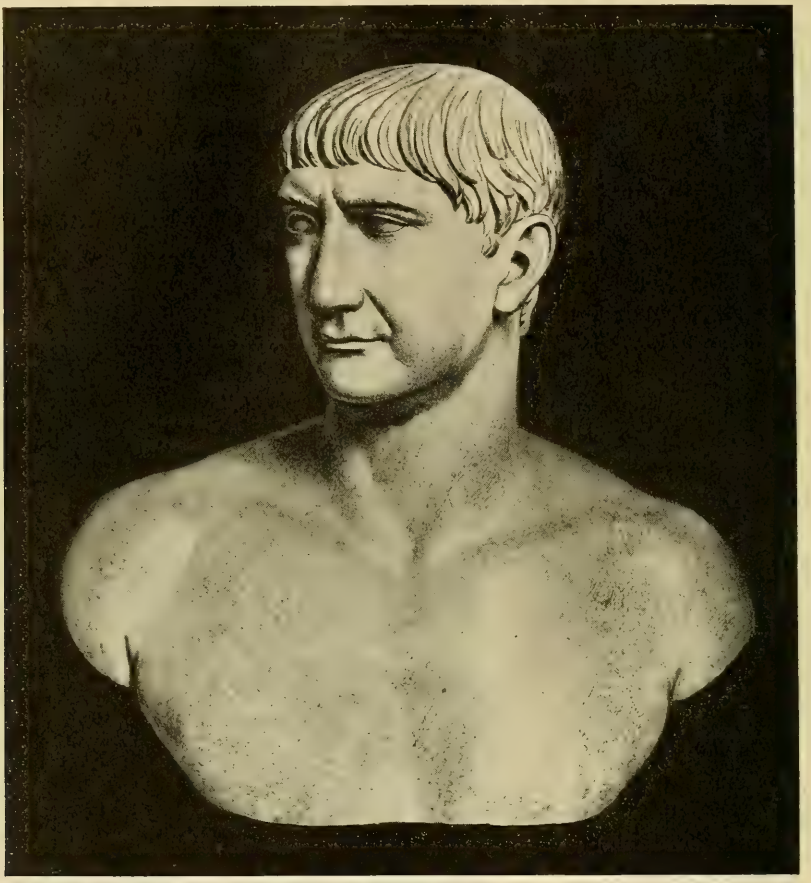
Trajan war kein Stadtrömer, ja nicht einmal ein geborener Italiker, sondern er war am 18. September 53 n. Chr. in der Kolonie Italica der spanischen Provinz Bätica, allerdings von Eltern italischer Herkunft, geboren. Sein Vater war bereits Konsul und Prokonsul gewesen, er selbst hatte in Syrien, Spanien und Germanien eine große Erfahrung im Kriegswesen und in der Verwaltung gesammelt und galt unter Domitian als der fähigste General und tüchtigste Beamte des Staates. Er hat als Kaiser die auf ihn gesetzten Hoffnungen glänzend erfüllt.



365. Dacier. Marmorbüste im Museum des Vatikans zu Rom.

Dieser vom Trajansforum stammende Marmorkopf gehörte, wie mehrere an derselben Stelle gefundene, wahrscheinlich einer Statue an, die mit andern ein Siegesmonument des Kaisers schmückte. Die rohe Barbarennatur, die bei den ähnlichen pergamenischen Bildwerken nur andeutend wiedergegeben ist (s. S. 351 und S. 439), ist hier ganz ungeschminkt und naturgetreu zur Darstellung gebracht.

Trajan gehört zu den großartigsten Herrschergestalten, die je über die Erde gegangen sind. An Vielseitigkeit der Begabung mit Julius Cäsar vergleichbar, an sittlicher Kraft ihm überlegen, ein Feldherr von imponierender Kühnheit in seinen Entwürfen und von unerschrockener Ausdauer in der Durchführung seiner Pläne, als Staatsmann in allen den verwickelten Fragen des Rechts und der Verwaltung heimisch, die an ihn herantraten, in seinen Entscheidungen voll rücksichtsloser Gerechtigkeit und unübertrefflicher Sicherheit, als Mensch in allem, was er wollte und sagte, schlicht und klar, aber dabei milde und leutselig, jede unnütze Härte verabscheuend, hat er nach der Mißregierung Domitians und der Schwäche Nervas ein Jahrhundert gedeihlicher Entwickelung und inneren Friedens nicht nur über Rom und Italien, sondern über das ganze Reich von den nebelumhüllten Seen Schottlands bis zur Wüstendürre von Berenice, von den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis zu den warmen Fluten des Euphrat heraufgeführt. Unvergessen leuchtet sein Name noch jahrhundertelang durch die Geschichte dunkler Zeiten, und noch der dürftige Geschichtsauszug des sogenannten Aurelius Victor preist ihn als „den Finder der Gerechtigkeit und eines neuen Rechtes der Menschlichkeit und Frömmigkeit und als den Hüter und Bewahrer der alten Sitte."



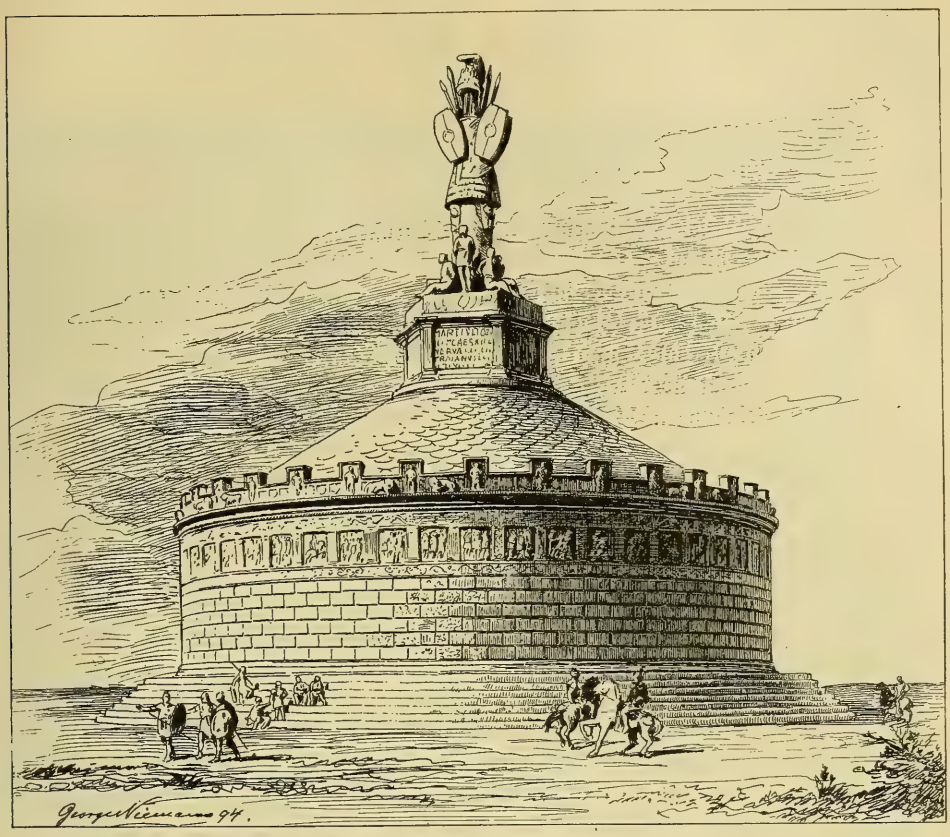
366. Trajan.
Büste im Britischen Museum zu London.

Quellen der Geschichte Trajans.

Leider besitzen wir keine irgendwie zeitgenössische Darstellung seiner Kriegsthaten und seines staatsmännischen Wirkens; aber wir thun doch an der Hand des Panegyricus und der Briefe des jüngeren Plinius, die dieser als Statthalter von Bithynien mit seinem Kaiser gewechselt hat, einen Blick in seine Regententhätigkeit: die knappen, klaren Reskripte, mit denen er die Anfragen seines Beamten bescheidet, zeigen den Selbstherrscher, der die ganze Last der Regierung auf seinen Schultern trägt, sie erinnern an die Randbemerkungen, mit denen Friedrich der Große die Eingänge zu versehen und zu erledigen pflegte. Im übrigen müssen über Trajan die Steine reden: unsre Hauptquelle über seine Regierung sind die zahlreichen Reliefs der ihm im Jahre 113 n. Chr. vom Senate und vom Volke auf dem von ihm angelegten Forum errichteten Trajanssäule, die allerdings jetzt statt ihres eigentlichen Helden den Apostelfürsten Petrus auf der Spitze trägt.

Trajan in Germanien und an der Donau.

Als Trajan im Februar 98 n. Chr. zu Köln Nervas Tod und seine Erhebung zum Augustus erfahren hatte, beeilte er sich keineswegs, nach Rom zu kommen. Er beorderte vielmehr einen Teil der Garde nach Deutschland und steckte sie unter die Legionen, der andre Teil der Garde aber wagte nicht zu meutern, obwohl er ihr wie den Legionen das beim Regierungsantritte übliche Geldgeschenk verkürzte und dafür



367. Monument von Adamklissi. Zeichnung von Prof. G. Niemann.

die Armen der Hauptstadt voll bedachte. Auch während des Sommers 98 blieb Trajan in Germanien und förderte hier das wichtige, von Domitian noch nicht vollendete Werk der Grenzregulierung. Vielleicht wurde der obergermanisch-rätische Limes (s. S. 753) damals vom Main nach Süden weitergebaut; es ist aber auch möglich, daß er in der noch vorhandenen Linie von Miltenberg nach Lorch und von da nach Kelheim oberhalb Regensburg an der Donau erst unter Hadrian oder gar erst unter Marc Aurel fertiggestellt worden ist, da das erste inschriftliche Zeugnis aus Vicus Aurelii (Öhringen) vom Jahre 169 stammt. Licht über diese und andre den Limes betreffende Fragen wird hoffentlich durch die von der deutschen Reichsregierung eingesetzte Limes-Kommission verbreitet werden, die schon mancherlei Neues aufgedeckt hat, so namentlich einen bald vor, bald hinter den eigentlichen Befestigungslinien laufenden niedrigen Graben, dessen Zweck und Bedeutung zunächst noch dunkel ist. Jedenfalls behauptete schon Trajan das sogenannte Decumatland zwischen Rhein und Donau in der angegebenen Ausdehnung besonders in der Absicht, zwischen den großen oberrheinischen Standlagern zu Argentoratum (Straßburg), Moguntiacum (Mainz) und Castra Regina (Regensburg an der Donau) eine schnelle und sichere Verbindung zu besitzen. Fest bezeugt ist der Bau einer rechtsrheinischen Militärstraße von Mainz über Lopodunum (Ladenburg) und Aquä Aureliä (Baden) nach Offenburg und Straßburg im Jahre 100 n. Chr. und das Aufblühen römisch-städtischen Wesens in den genannten Orten.

Noch im Winter 98/99 n. Chr. erschien Trajan an der Donau, wo seiner eine schwierigere und blutigere Aufgabe wartete: die Beseitigung der Daciernot. Zunächst bereitete er den Krieg nur vor, indem er die Straße von Singidunum (Belgrad) auf dem rechten Ufer der Donau bis in die Gegend von Orsova vollenden ließ. Erst gegen Ende des Jahres 99 n. Chr. kam er das erste Mal nach Rom, um bereits am 25. März 101 wieder zum Kriege gegen den Dacierkönig Decebalus abzureisen.

Die Dacierkriege (101—102; 105—107).

Etwas abwärts von Viminacium, wo die Straße vom Donauufer in das siebenbürgische Bergland hinauf nach Sarmizegetusa, der Dacierhauptstadt, führte, überschritt er die Donau und brachte in verlustreichem, aber immer siegreichem Vordringen Burg um Burg, Stadt um Stadt in seine Hand, bis endlich Sarmizegetusa fiel. Jetzt demütigte sich Decebalus und trat nach Auslieferung alles Kriegsmaterials, unter Verzicht auf das Recht über Krieg und Frieden, in die römische Bundesgenossenschaft ein. Römische Besatzungen blieben im Lande, besonders in der Hauptstadt, und zur sicheren Verbindung mit Mösien wurde bei Drobetä (gegenüber dem heutigen Turn-Severin) durch den Griechen Apollodor eine steinerne Brücke auf zwanzig Bogen errichtet, die man damals wie ein Weltwunder anstaunte und auf Münzen verherrlichte. Aber Decebalus und die Dacier konnten sich nicht an das römische Joch gewöhnen. Deshalb erneuerte sich 105 der Krieg. Diesmal ging Trajan rücksichtslos auf die Vernichtung der politischen Existenz des unruhigen Volkes aus und erreichte nach blutigen Kämpfen bis zum Jahre 107 sein Ziel. Decebalus gab sich verzweifelnd selbst den Tod, sein tapferes Volk ging bis auf wenige Splitter, die man verpflanzte, zu Grunde. Das verödete Land aber, das wertvolle Wälder, schöne Wiesen und Ackergründe, vor allem aber auch Gold in den Bergen besaß, füllte sich bald mit römischen Kolonisten. Zahlreiche römische Ortschaften wie Ulpia Trajana, Apulum (Karlsburg), Potaissa (Thorda), Napoca (Klausenburg) blühten in der neuen Provinz Dacia auf. Besonders die Goldgruben im Gebiet des Marisus (Maroš) lieferten bald reiche Erträge.

Das tropaeum von Adamklissi und die Befestigungen an der unteren Donau.

Zu den Denkmälern, aus denen wir die Kunde von Trajans Thaten schöpfen, ist neuerdings ein interessantes Bauwerk in der rumänischen Dobrudscha hinzugekommen. Schon Helmut von Moltke hatte im Jahre 1837, als er im Auftrage der türkischen Regierung das Thal vom Donauknie bei Tschernavoda nach Küstendsche, dem alten Tomi, aufnahm, in der Nähe des Dorfes Adamklissi „eine kuppelartig gewölbte solide Steinmasse, welche früher mit Reliefs und Säulen bekleidet gewesen", für ein römisches Baudenkmal erklärt. Aber erst der unermüdlichen Thätigkeit des rumänischen Gelehrten Toçilescu gelang es, 1882—1890 das ganze Monument freizulegen und den größten Teil seines in die Umgegend verschleppten architektonischen und künstlerischen Schmuckes wieder zusammenzubringen. Dabei ergab sich aus der aufgefundenen Inschrift: Marti ultori | imperatoris Caesaris Divi | Nervae filius Nerva | Traianus Augustus Germanicus Dacicus pontifex maximus, daß der riesige Steinturm errichtet war als Basis für ein Siegesdenkmal (tropaeum), das Trajan im Jahre 109 zur Erinnerung an die Vernichtung der Dacier dem „rächenden Mars" geweiht hat. Unsre Abb. 367 veranschaulicht eine durchaus sichere Rekonstruktion von Professor G. Niemann in Wien. Auf einem aus sieben peripherischen Stufen — die unterste hat 39 m Durchmesser — gebildeten Unterbau erhebt sich ein $7\frac{1}{2}$ m senkrecht aufsteigender, dann 6 m kegelförmig verlaufender Betoncylinder, der mit einem Mantel von Kalksteinquadern umkleidet ist. Geziert ist dieser Mantel durch einen Rankenfries, auf dem abwechselnd Pfeiler und Metopen stehen. Von den 54 Metopen stellen 26 einen großen Kampf des Fußvolkes dar, acht eine Reiterschlacht, sechs die Vorbeiführung der Gefangenen vor dem Kaiser, sechs eine Ansprache Trajans an sein Heer, sechs ein Opfer des siegreichen Heeres, zwei den Trajan selbst. Abgeschlossen wird der cylindrische Aufbau durch eine Brustwehr mit einem Zinnenkranz; jede Zinne ist mit der Reliefdarstellung eines Daciers geschmückt. Über dem schuppenförmig gedeckten Betonkegel erhebt sich ein sechseckiger altarähnlicher Aufbau mit der Weihinschrift, darüber endlich das gigantische (12 m hohe) Siegeszeichen, ein aus riesenhaften Blöcken zusammengesetzter Baumstamm, an dem reichverzierte Waffen aufgehängt sind. Das ganze Denkmal war gegen 34 m hoch. Es sollte weithin Schrecken verbreiten und den nördlich der unteren Donau flutenden Barbaren die Unbesieglichkeit des Römervolkes darthun. In der Nähe des Bauwerks entstand auch eine Römerstadt, municipium Tropaeum,

368. **Flüchtendes dacisches Volk.** Relief von der Trajanssäule in Rom. Nach Fröhner.

Im Hintergrunde erhebt sich eine dacische Stadt mit ihren kleinen Holzhäusern, ihren mit Zinnen versehenen und von Türmen gekrönten Mauern. Greise, Weiber und Kinder suchen mit ihren Viehherden Zuflucht in weiten Höhlen, deren Eingang man verbarrikadiert. Eine junge Mutter schafft ihren eingewickelten und in einer Art Wiege ruhig schlafenden Säugling auf dem Kopfe fort.

von der sich umfangreiche Ruinen erhalten haben. Vor allem aber wurde die ganze Gegend vom Donauknie bei Tschernavoda bis Tomi, eine der beliebtesten Einfallspforten für die nordischen Barbaren, durch ein großartiges Befestigungssystem gesperrt. Südlich der Thalsohle und der Karassuseen laufen noch jetzt ein etwa 3 m hoher Erdwall und ein etwas niedrigerer Steinwall, die sich in der Mitte des Terrains kreuzen, also wohl zu verschiedener Zeit angelegt worden sind. Vielleicht rührt der Erdwall bereits aus Neros Zeit (s. S. 735), den Steinwall ließ wohl Trajan oder Hadrian aufführen. Wichtiger noch war die Anlage von 75 (!) größeren und kleineren Kastellen auf der nur 60 km betragenden Strecke vom Donauknie nach Tomi. Man vergleiche damit, daß der ganze obergermanisch-rätische Limes nur 77 Kastelle und z. B. auf der 237 km langen Strecke vom Rhein um den Taunus bis zum Main nur 31, also auf 60 km durchschnittlich nur sieben oder acht Kastelle aufzeigte. Durch diese Zahlen wird klar bewiesen, daß sich seit Trajan der militärische Schwerpunkt des Römerreiches vom Rhein an die untere Donau verschob.

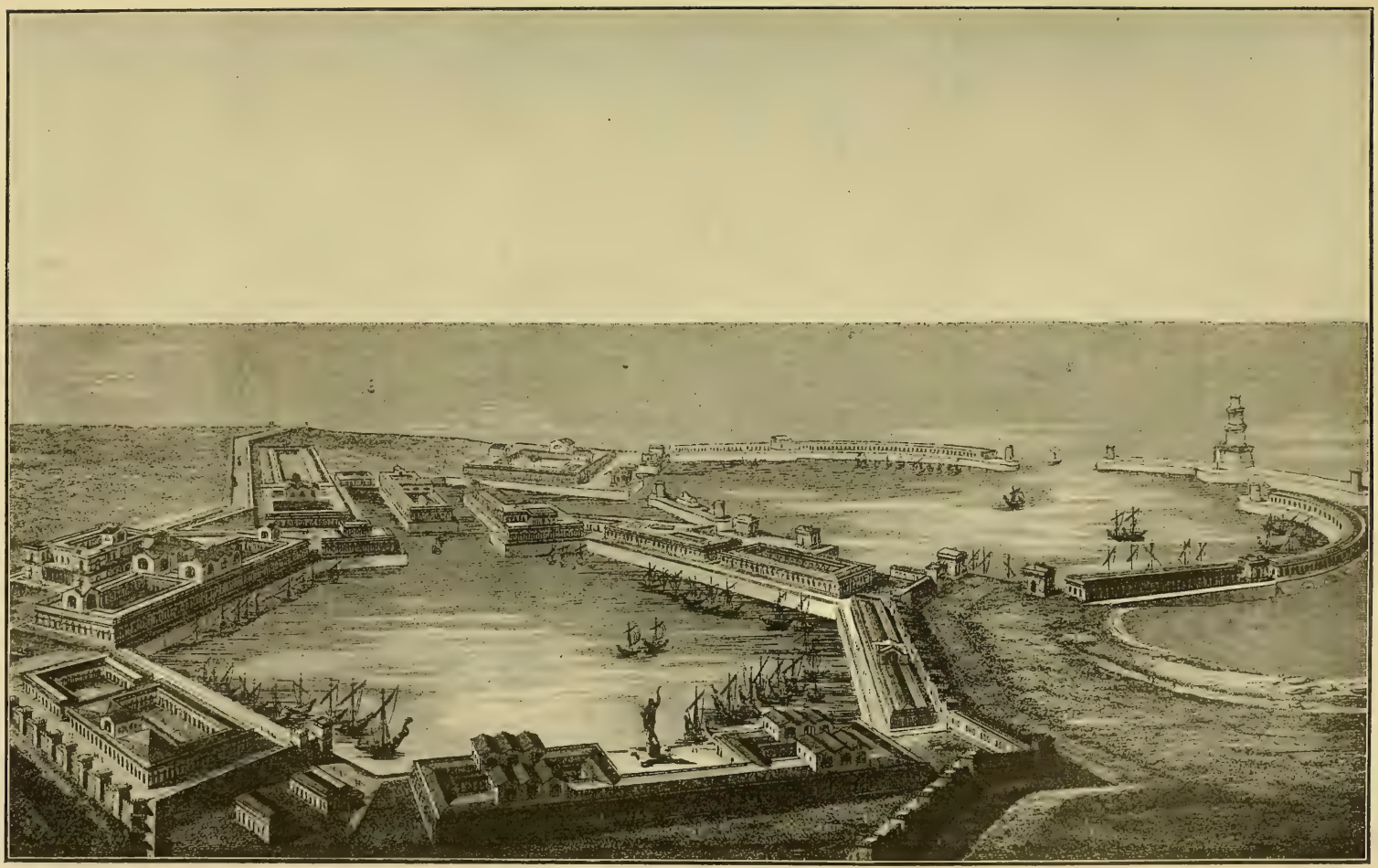
Trajans Regierung im Frieden.

Nach der Heimkehr aus Dacien erfreute sich Trajan einer siebenjährigen Ruhe, die in hervorragender Weise den Werken des Friedens gewidmet wurde. Eine seiner hauptsächlichsten Sorgen war darauf gerichtet, Mittel zu finden, um der beginnenden Verarmung Italiens entgegenzutreten. Durch strengste Sparsamkeit in seinem privaten wie im staatlichen Haushalte erreichte er es, daß die Steuern herabgesetzt werden konnten. Noch mehr wirkte er durch den weiteren Ausbau des schon von Nerva gegründeten Alimentarinstitutes, einer der interessantesten volkswirtschaftlichen Einrichtungen, die die Kaiserzeit geschaffen hat. Die Zinserträge bedeutender Staatsgeldersummen wurden zu Erziehungsbeihilfen für freigeborene Kinder ärmerer italischer Eltern verwendet, und zwar wurden sie für einen Knaben bis zum 18., für ein Mädchen bis zum 14. Jahre gewährt. Der Kaiser verstand es aber auch, reiche und namentlich kinderlose Privatleute zu großartigen Stiftungen für diese Alimentationen anzuregen. Dadurch aber erhielt zugleich der Landbau eine bedeutende Anregung und Stärkung. Denn alle der Alimentation dienenden Kapitalien wurden zu einem für jene Zeit unerhört niedrigen Zinsfuße, nämlich zu 5%, an kleine Grundbesitzer ausgeliehen und zwar in der Regel unkündbar. So flossen der Landwirtschaft riesige Kapitalien zu, die die Grundstücke nur durch eine mäßige Grundrente belasteten. — Großartige Bauten beschäftigten das Volk und förderten Handel und Wandel. Im Jahre 113 wurde der größte der in der Kaiserzeit angelegten Märkte, das Forum Trajanum, nördlich vom alten Forum, vollendet und mit der Trajanssäule (S. 756) geschmückt. Eine neue Straße, die via Trajana, wurde von Benevent nach Brundisium gebaut, andre Straßen wurden erneuert. Die Häfen von Centumcellä (Civitavecchia) und Ostia wurden wiederhergestellt, der Hafen von Ancona bedeutend erweitert. Ähnliche Nutzbauten kamen auch den Provinzen zu gute: bei Mainz wölbte sich eine steinerne Brücke über den Rhein, bei Alcantara in Spanien eine mit einem Triumphbogen gezierte sechsbogige Brücke über den Tajo.

Den Senat in Rom behandelte Trajan auf das Artigste und ließ ihm einen unschädlichen Schatten von Souveränität, indem er sich vom Senate mit der Führung des dacischen und später des parthischen Krieges beauftragen ließ. Ja sogar die Schwärmerei gewisser aristokratischer Kreise für Brutus und Cassius erschien gegenüber der festeingewurzelten Monarchie so harmlos, daß er sie gewähren ließ. Anderseits fehlte es aber auch nicht an Anzeichen dafür, daß die nominelle „Zweiherrschaft" des Senats und des Prinzeps doch nur eine Form war. Die eigentliche Regierungsgewalt konzentrierte sich immer mehr in der Person des Prinzeps und der von ihm abhängigen Beamtenschaft; die freie Bewegung des Individuums ging immer mehr zurück, und selbst der kommunalen Selbständigkeit der italischen Städte, die im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit nicht angetastet worden war, wurde gemäß den Grundsätzen dieses „aufgeklärten Despotismus" die Axt an die Wurzel gelegt, indem zur Beaufsichtigung, zunächst der städtischen Finanzen, kaiserliche „Korrektoren" ernannt wurden.

Die Trajansſäule auf dem Forum Trajanum zu Rom.

Nach einer photographiſchen Naturaufnahme. — Auf der Spitze der Säule ſteht ſeit 1587 anſtatt der Statue des Kaiſers eine Bronzeſtatue des Apoſtels Petrus.



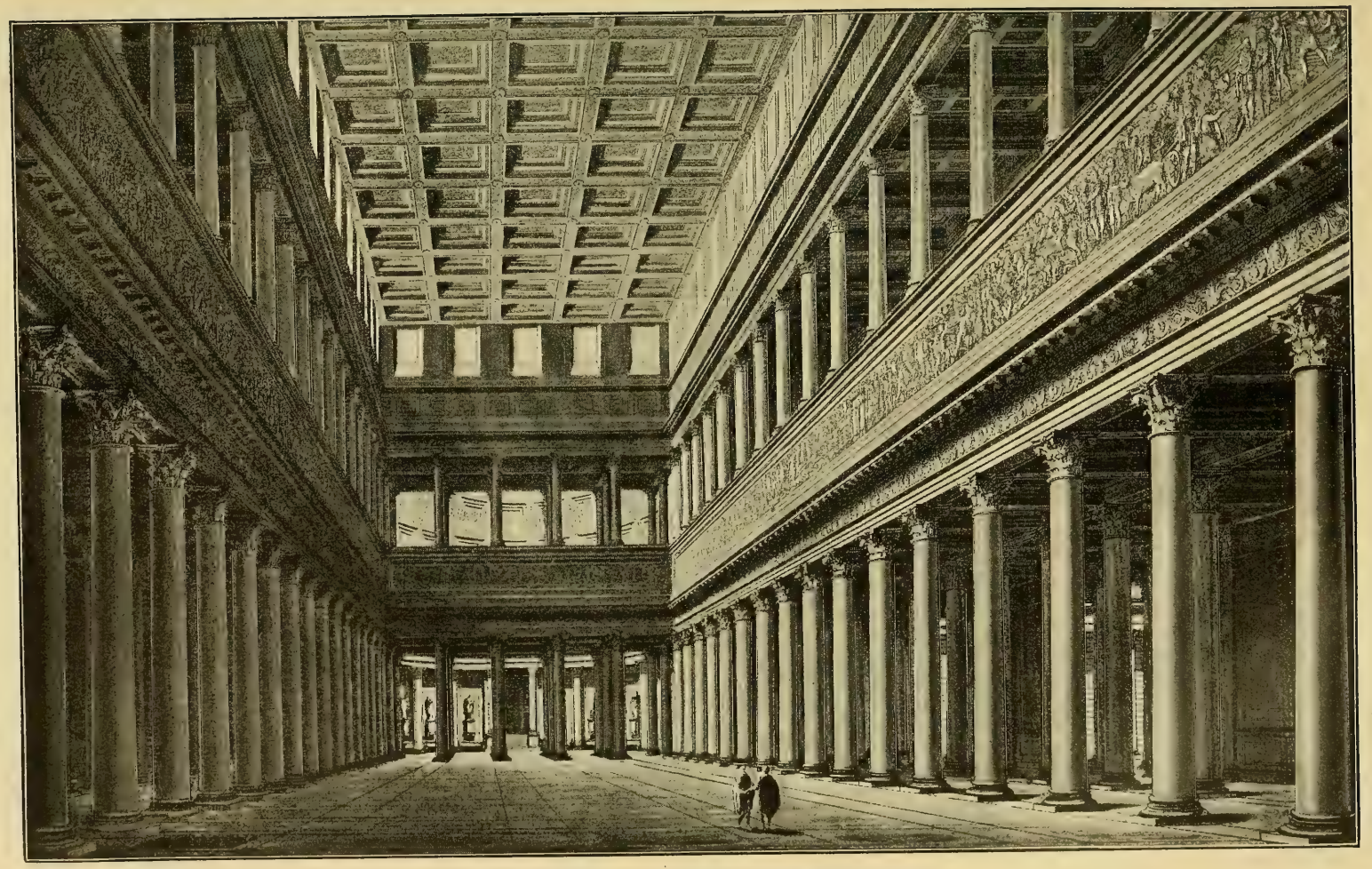
369. Der Hafen von Ostia. Rekonstruktion von Canina.

Orientalische Politik; der Partherkrieg (114—117).

Während solche und andre Einrichtungen sich in Italien befestigten, umspann eine weitausschauende auswärtige Politik des Kaisers die ganze Erde, um dem römischen Reiche neue Einnahmequellen zuzuführen und größere Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Noch während des Dacierkrieges wandte sich Trajans Interesse insbesondere dem Osten zu: das nabatäische Arabien mit den Städten Petra und Bostra, ein Gebiet, durch das wichtige Handelswege nach Ägypten und Indien führten, wurde im Jahre 106 und ebenso schon vorher der letzte jüdische Vasallenstaat, Cäsarea Paneas, unter Agrippa II. mit der römischen Provinz Syrien vereinigt. Aber diese kleinen friedlichen Erfolge genügten der Thatkraft des Kaisers nicht. Dazu kam, daß die Parther in dem römischen Vasallenstaate Armenien sich fortwährend Übergriffe erlaubten, die mit dem Abkommen vom Jahre 20 v. Chr. (S. 709) und dem Ansehen des römischen Reiches nicht vereinbar waren. So hatte z. B. der Partherkönig Chosroes den von Trajan in Armenien eingesetzten Arsaciden Axidares eigenmächtig durch seinen Neffen Parthomasiris ersetzt. Deshalb erklärte ihm Trajan den Krieg und reiste gegen Ende 114 von Rom nach Antiochien ab. Den Winter über hatte er genug zu thun, um die tiefheruntergekommenen Legionen des Ostens zu reorganisieren; sie hatten namentlich durch Einstellung verweichlichter Syrer die alte Kriegszucht völlig verlernt. Zu ihrer Auffrischung und Verstärkung zog der Kaiser pannonische Legionen heran. Im Frühjahr 115 marschierte er von Antiochia nordwärts gegen Artaxata; ein Versuch des Parthomasiris, sich durch Demütigung vor Trajan im Besitze der Krone zu behaupten, scheiterte an der Festigkeit des Kaisers: er machte Armenien zu einer römischen Provinz. Dann rückte er südwärts in das eigentliche Partherreich ein und zwar zunächst nach Mesopotamien, das nach Unterwerfung der nördlichen Hauptorte Edessa, Batnä, Nisibis, Singara gleichfalls zur Provinz erklärt wurde. Im Frühjahre 116 ging Trajan östlich von Nisibis über den Tigris, eroberte die Landschaft Adiabene und bildete aus ihr die dritte neue Provinz Assyrien. Dann zog er südwärts in die Landschaft Babylon und nahm die beiden am Tigris einander gegenüberliegenden Städte Seleucia und Ktesiphon, die Residenz des Partherkönigs, wobei dessen goldener Thron und eine Prinzessin in seine Hände fielen.

Damals beschäftigten den Kaiser großartige Entwürfe. Er fuhr zu Schiff auf dem vereinigten Euphrat und Tigris (Schat-el-Arab) hinunter bis zu der großen Handelsstadt Charax Spasinu am Persischen Meerbusen, die er in seine Provinz Mesopotamien mit einzubezirken gedachte, und nur die Jugend fehlte ihm, wie er selbst aussprach, um nach dem lockenden Vorbilde Alexanders des Großen seine siegreichen Feldzeichen in das geheimnisvolle Indien hinüberzutragen. Bald riefen ihn auch Aufstände, die in seinem Rücken ausgebrochen waren und alle Eroberungen in Frage stellten, zurück. Noch einmal gelang es ihm, besonders mit Hilfe seines ausgezeichneten Feldherrn Lusius Quietus, über die Empörungen, die die griechisch-orientalische Bevölkerung in den Städten erregt hatte, Herr zu werden: Seleucia und Edessa wurden mit Feuer und Schwert verwüstet. Er konnte sogar zu Ktesiphon einen Parteigänger der Römer, Parthamaspates, mit der parthischen Krone belehnen. Aber bei der Belagerung der von Arabern bewohnten Wüstenstadt Hatra (die Stelle dieser Stadt ist noch jetzt durch umfangreiche, prächtige Ruinen kenntlich) befiel den greisen Helden — er war 64 Jahre alt — unter der furchtbaren Hitze ein Fieber. Krank kehrte er nach Syrien zurück und starb auf der Heimfahrt am 7. oder 8. August 117 zu Selinus in Cilicien.

Trajans Schöpfungen im Osten blieben nicht bestehen. König Chosroes kehrte sofort nach dem Abzuge des Kaisers aus Ktesiphon, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, in seine Hauptstadt heim, Trajans Nachfolger gab Mesopotamien und Assyrien freiwillig den Parthern zurück und richtete auch in Armenien die arsacidische Königs-



370. Die Basilica Ulpia. Innenansicht. Rekonstruktion von Canina.

371. Münze mit dem Bildnis des Trajan.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

herrschaft unter römischer Lehnshoheit wieder ein. Trotzdem kann man Trajan wegen seiner Unternehmungen nicht tadeln: der Krieg war ihm durch die Parther aufgezwungen worden, eine Demonstration der römischen Waffen schien im Oriente notwendig, endlich aber fühlte Trajan wohl das Bedürfnis, die abnehmende Volkskraft des Römertums durch Thaten zu verjüngen. Aber der Mangel der Jugend hemmte nicht nur den Kaiser, sondern auch das römische Volk an der Behauptung der für einen Augenblick eroberten gewinnbringenden Handelsstraßen nach Indien: Trajans Eroberungen durchleuchteten zwar, nach Mommsens treffendem Bilde, wie Wetterleuchten und Blitze die dunkle, schwüle Nacht des Römerreiches, aber sie brachten so wenig wie diese einen goldenen Morgen.

Die Anfänge des Christentums.

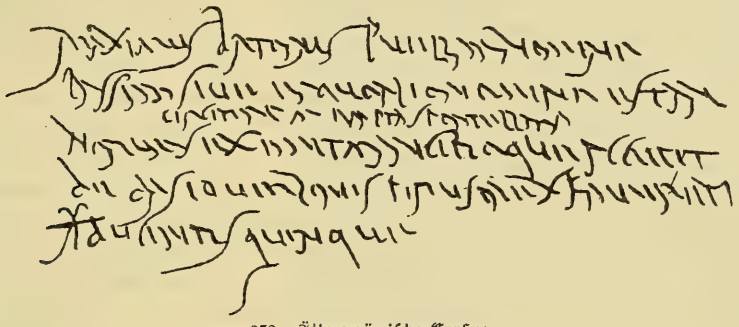
Der Bericht des Plinius über die Christen.

Unter der Regierung Trajans war der jüngere Plinius (s. S. 756) 111/113 n. Chr. als Prokonsul Statthalter von Bithynien. In einem Briefe, der uns glücklicherweise erhalten ist, berichtet er seinem Kaiser über die auffällige Zunahme des Christentums in seiner Provinz und bittet um eine Entscheidung darüber, wie er ihm gegenübertreten solle. Er habe bisher nur diejenigen hinrichten lassen, die sich hartnäckig geweigert hätten, vor dem Bilde des Kaisers mit Weihrauch und Wein zu opfern, dagegen alle die begnadigt, die den staatsgefährlichen Aberglauben abgeschworen hätten. Von diesen habe er die Gebräuche ihrer Religion erfahren. Die Christen kämen an einem festgesetzten Tage noch vor Tagesanbruch zusammen, sängen Christus als einem Gotte Lieder und verpflichteten sich durch Eid, einen fleckenlosen Wandel zu führen, insbesondre sich von Diebstahl, Raub, Betrug, Ehebruch fernzuhalten. Danach gingen sie auseinander, versammelten sich aber am Abende des Tages von neuem, um ein unschuldiges Mahl gemeinsam einzunehmen. Dies hätten sie jedoch unterlassen, seit ein kaiserliches Mandat solche gemeinsame Mahlzeiten verboten habe. Um noch genaueres zu erfahren, habe Plinius zwei dem Sklavenstande angehörige Diakonissinnen foltern lassen, aber er habe nichts herausbekommen als einen „maßlosen, verderbten Aberglauben." „Deshalb", fährt Plinius fort, „habe ich die Untersuchung aufgeschoben und suche bei Dir Rat, besonders auch wegen der großen Anzahl der Beklagten. Denn viele Menschen jeden Alters, jeden Standes, Männer wie Frauen, werden verklagt und werden verklagt werden. Und nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern und Höfen hat sich dieser Aberglaube wie eine ansteckende Krankheit verbreitet: doch ich glaube, sie kann zum Stillstand gebracht und gehoben werden. Jedenfalls haben nach meinem Eingreifen die Tempel, die schon fast verödet lagen, wieder Besucher, und die lange versäumten Opfer werden wieder nachgeholt, und es werden wieder Opfertiere gemästet, für die sich vorher selten Käufer fanden."

Jesus Christus.

Dieser interessante Bericht, der uns das erste klare Bild der Beziehungen bietet, die zwischen der aufblühenden Christenkirche und dem römischen Staate bestanden, gibt uns die Veranlassung, nunmehr im Zusammenhange das Wichtigste über die Anfänge des Christentums nachzuholen. Wir müssen hier mit wenigen Strichen auszukommen suchen, weil vieles, z. B. der Inhalt der Evangelien, als bekannt vorausgesetzt werden darf, noch mehr aber deshalb, weil über vielen der wichtigsten Fragen das Dunkel eines göttlichen Geheimnisses schwebt.

Über die politischen und religiösen Verhältnisse des jüdischen Volkes zur Zeit der Kaiser aus dem Julisch-Claudischen Hause ist bereits früher (s. S. 741) gesprochen worden. Unter diesem Volke, das in der Erfassung und Behauptung eines monotheistischen Glaubens allen andern Kulturvölkern vorausgegangen und ebendeshalb von der Hoffnung erfüllt war, daß ihm Jehovah einen Erretter aus der Abhängigkeit von fremden Mächten, einen Messias, senden werde, wurde kurz vor dem Tode Herodes des Großen, also unter der Regierung des Kaisers Augustus in Bethlehem Jesus Christus geboren. Aufgewachsen in den engen Verhältnissen einer kleinen Handwerkerfamilie, aber frühzeitig sich vertiefend in die heiligen Schriften seines Volkes, aus ihnen und auch aus den Eingebungen eines überirdisch reinen Herzens den Glauben schöpfend, daß er der gottverheißene Messias sei, trat er unter der Regierung des Kaisers Tiberius lehrend und predigend hervor. Eine unwiderstehliche Beredsamkeit, die mit den einfachsten Mitteln wirkte und den Gedanken der Erlösung von der Sünde und Not dieses Lebens zum Mittelpunkte nahm, eine unaussprechliche Wärme und Milde des Herzens und auch manche wunderbare Heilung und übernatürliche That schufen ihm einen engeren und weiteren Kreis von Anhängern. „In seinen Sprüchen und



372. Ältere römische Cursive.

Wachstafel vom Jahre 139 n. Chr., gefunden 1855 zu Verespatak in Siebenbürgen. Nach Arndt.

Diese Tafel enthält die Bescheinigung, daß ein gewisser Maximus Batonis ein Mädchen von einem andern als Sklavin gekauft hat. Der Text lautet: Maximus Batonis puellam nomine | Passiam sive ea quo alio nomine est an | circiter plus minus empta sportellaria | norum sex emit mancipioque accepit | de Dasio Verzonis Pirusta ex Kavereti * ducentis quinque.

Gleichnissen hat er die sonnenhellen Gedanken einer Religion niedergelegt, mit der die Menschheit auskommen kann bis ans Ende der Tage und ausreichend, ein Himmelreich auf Erden zu gründen. Alles Äußere hat er zurückgeführt auf die Gesinnung. Indem er diejenigen selig pries, die da Leid tragen um der Gerechtigkeit willen, hat er den Menschen erhoben über jedes irdische Geschick in der unendlichen Macht des an Gott hingegebenen Herzens." Er hat durch die göttliche Tiefe seiner Auffassung von der Welt und dem menschlichen Leben die in seinem Volke mächtige Messiasidee in eine höhere Sphäre gerückt und verklärt, indem er dem Römerreiche seiner Zeit das Reich Gottes gegenüberstellte, das nicht von dieser Welt sei, sondern in seligen Höhen die Erfüllung alles edlen Lebens und Strebens für die Ewigkeit gewähre.

Aber gerade dadurch hat er die meisten seiner Anhänger enttäuscht und in schlimme Gegner verwandelt, weil sie von der Idee der irdischen Herrlichkeit ihrer Nation nicht zu lassen vermochten. Ihnen gesellte sich die ganze fanatische Partei der Pharisäer, die den heilig gehaltenen Buchstaben des Gesetzes und des religiösen Zeremoniells durch den „falschen Messias" gefährdet glaubten. Sie verhetzten gegen Jesus das Volk, und vor dem Passahfest des Jahres 33 (?) n. Chr. kam es in Jerusalem zu tumultuarischen Szenen, die die Einmischung des römischen Prokurators Pontius Pilatus zur Folge hatten. Christus starb den Tod am Kreuze in der festen Über-

zeugung, als Sohn Gottes einzugehen in sein himmlisches Reich. Der kleine Kreis seiner Getreuen, seine Jünger, waren auch überzeugt, daß er am dritten Tage nach seinem Tode wiederauferstanden und ihnen in verklärter Gestalt erschienen und danach erst in den Himmel aufgefahren sei. Und nachdem am ersten Pfingstfeste in Jerusalem Gottes Geist über die seiner harrenden Jünger des Herrn gekommen war, „brauste das Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen als das Losungswort einer neuen Zeit über den Erdkreis."

Die politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse des Römerreiches.

Es traf auf empfängliche Zustände und auf empfängliche Herzen. Schon die äußeren Verhältnisse des Römerreiches erleichterten die schnelle Ausbreitung der neuen Lehre. Denn in der That: in dem Augenblicke, in dem das römische Kaiserreich alle Küstenländer des Mittelmeeres mit einerlei Recht und Gesetz, ja in gewissem Sinne sogar mit einerlei Kultur, der griechisch-römischen, zu umfassen begann und alle Schranken des Verkehrs zwischen den einzelnen Nationen niederriß, war „die Zeit erfüllet", in der eine neue Religion, wenn es ihr nur an innerer Kraft nicht fehlte, von irgend einem Punkte aus schnell zu allen Völkern der alten Welt durchdringen konnte. Nicht minder günstig lagen die inneren Verhältnisse des Reiches. Ganze Stämme und Völker, wie die Gallier, Spanier, Juden, die hellenisierten Semiten Afrikas u. a., lagen damals unter dem schweren Schritt der siegreichen Legionen geknickt wie Halme am Boden; sie mußten ihr politisches, ja sogar ihr nationales Leben aufgeben und suchten dafür auf andern Gebieten Trost und Erquickung. Innerhalb der einzelnen Völker aber wie innerhalb des herrschenden Römervolkes klafften die schroffsten sozialen Gegensätze zwischen reich und arm, zwischen Bürger und Nichtbürger, zwischen Freien und Sklaven — der „Mühseligen und Beladenen" gab es Millionen über Millionen, die auf Erden gedrückt, geschlagen, gestoßen und zertreten sehnsuchtsvoll ausschauten nach einem Sonnenstrahl, der ihre Nacht erhelle, nach einer freundlichen Hoffnung, die sie belebe, nach einer warmen Hand, die sie aus diesem Jammerthale hinaufführe in ein besseres Land des Glücks und des Friedens.

Endlich aber kam der Ausbreitung der Lehre Christi zu statten die Leere und Dürftigkeit der alten Religionen. Die heitere Grazie des griechischen Götterhimmels und die ernsthafte Vertragstheorie und Würde der römischen Staatsreligion hatten wohl ausgereicht für die einfachen agrarischen Verhältnisse der alten Zeit, solange sich das Leben der bewegungsfrohen und bewegungsfreien Landleute und Ackerbürger um Saat und Ernte, das Gedeihen der Viehherden, die Bewältigung kurzer Kriege, die Bewahrung uralter Satzungen drehte und dem Genießen und Behagen genügenden Raum bot, solange der Sklave der Knecht eines selbst arbeitenden Herrn war, aber sie genügte nicht mehr, seitdem Athen eine große Handelsstadt geworden war und seitdem in Rom und Italien die sozialen Fragen nach dem Hannibalischen Kriege keine Lösung mehr fanden, seitdem die ständischen und rechtlichen Gegensätze schroffer, der Kampf ums Dasein immer härter und rücksichtsloser geführt wurde, und seitdem schließlich die Sklavenschaft zu einer nach Millionen zählenden und ebendeshalb geringwertigen, schlechtbehandelten Masse herabgesunken war. Für solche Not war den Griechen eine edle und hilfreiche Tochter der alternden und absterbenden Religion erwachsen: die Philosophie mit ihrer forschenden Frage nach dem Ursprung und Ziel aller Dinge und mit ihrer beglückenden Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Auch die Römer hatten diese edle Frucht des griechischen Idealismus bei sich einzuführen gesucht, aber sie wirkte doch zunächst nur auf wenige erleuchtete Geister, und auch als Ciceros gewandte Feder die Hauptgedanken der griechischen Weisen der lateinischen Zunge und dem lateinischen Denken näher gebracht hatte, blieb doch die Philosophie ausschließlich ein Besitz der gebildeten Kreise und allezeit auch in den Stoffen, die sie behandelte, nur

für solche berechnet, die mit der gemeinen Not des Daseins nichts zu thun hatten.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich das sehnsuchtsvolle Gottsuchen des römischen Volkes, das, im zweiten Punischen Kriege mit der Einholung der „großen Göttermutter" (Kybele) beginnend, in den Bacchanalien (S. 510) seinen ersten mißtönenden Notschrei erschallen ließ. Seitdem hatte man in Rom und Italien, später auch in den romanisierten westlichen Provinzen, jeden orientalischen Kult aufgenommen, und zwar um so begieriger, je mehr er durch Geheimnisthuerei und mystische Zeremonien die Möglichkeit einer thunlichst engen Gemeinschaft mit der Gottheit zu eröffnen schien. Schlimmer, finsterer, lebentötender Aberglaube und die ganze orientalische Sittenlosigkeit waren mit diesen Kulten nach Rom und Westeuropa gekommen. Über den mit Ausschweifungen aller Art gemischten Kybeledienst ist schon früher (S. 509 f.) gesprochen worden. Aber auch der ägyptische Serapis- und Isisdienst hatte große Fortschritte gemacht, obwohl Tiberius einmal dagegen eingeschritten war. Bald bauten sogar die Kaiser diesen Gottheiten Tempel, und die vornehmsten römischen Damen beteiligen sich an der Isisprozession und benutzen die Isistempel zur Anknüpfung unerlaubter Verhältnisse, um später barfuß und in linnenen Bußgewändern in demselben Tempel für ihren Sinnenrausch Buße zu thun und den Frieden der Seele wiederzuerringen. Große Fortschritte machte auch der aus Persien über Asien eingewanderte Mithrasdienst.

Das Gottsuchen und die Aufnahme orientalischer Kulte.

373. Isis.

Statue im Museum des Kapitols zu Rom.

Die Göttin ist hier in römischem Gewande dargestellt: der feinfaltige (seidene?) Mantel ist am oberen Teile mit Fransen besetzt und vor der Brust geknotet. Über der Stirn trägt sie die Lotosblume, in der einen Hand den Wasserkrug, in der andern eine eigentümliche Klapper (sistrum), die beim Kulte der Göttin eine große Rolle spielte.

374. **Mithrasopfer.** Borghesisches Relief, jetzt im Museum des Louvre zu Paris.

Die Opferhandlung vollzieht hier ein Jüngling in asiatischem Gewande mit der phrygischen Mütze. Das hervorquellende Blut leckt ein Hund, am Boden bemerken wir die Schlange und den Skorpion. Hund und Skorpion werden als astronomische Symbole, die Schlange als Erde gedeutet. Tag und Nacht bezeichnen die zu beiden Seiten stehenden Jünglinge, der eine mit emporgehaltener, der andre mit gesenkter Fackel. Von oben schaut ein Rabe aus einer Kluft der Höhle dem Opfer zu. Die oberirdische Umgebung der Höhle ist durch Bäume angedeutet, an denen vorüber der aufsteigende Sonnengott (Tag) von Lucifer und der hinabsteigende (Nacht) von Hesperus geführt wird. Die Inschrift auf dem Stiere „Deo Soli Invicto Mithrae" bedeutet „Dem unbesiegten Sonnengott Mithras", die darüber stehenden Worte „Nama Sebesio" bedeuten entweder „Heiliges Naß" oder enthalten eine persische Bezeichnung des Gottes.

Der Mithrasdienst.

Mithras, ursprünglich der persische Sonnengott, galt als der siegreiche Vater des Lichtes gegenüber den Mächten der Finsternis und der Sünde auf Erden. Man wurde zum „Mithraskrieger" durch Selbstüberwindung in einer siebenfachen Stufenreihe von Bußen und körperlichen Kasteiungen. Schwert und Kranz waren die Abzeichen dessen, der sich durch alle sieben Entsagungsstufen durchgerungen hatte. Die Mithrasbrüderschaft wurde besonders durch die Legionare, unter denen sie die meisten Anhänger zählte, über das ganze Reich ausgebreitet. Man findet Mithrasheiligtümer, meistens in Felsenhöhlen, nicht nur in Asien und Ägypten, sondern auch in Italien, Gallien und Germanien. Selbst Kaiser unterzogen sich den Weihen dieses Geheimdienstes, und Aurelian (270—275 n. Chr.) fühlte sich als Stellvertreter des „unbesieglichen Sonnengottes" auf Erden.

Erlösungssehnsucht und Pessimismus.

Aber eine dauernde Befriedigung vermochten alle die Zeremonien und Bußen, die der Mensch als Mithras- und Isisverehrer über sich verhängte, so wenig zu schaffen wie später die bloß äußerliche Klosterzucht. Die Frage nach den letzten Zielen aller Dinge, nach dem schließlichen Schicksale des Menschen blieb unbeantwortet oder führte zum friedlosesten Pessimismus. Ein Beweis dafür ist der große Naturforscher Plinius (gest. 79), der seine Ansicht über Gott, Religion und Menschenleben

in folgende Sätze zusammenfaßte: „Der Götterglaube ist das Erzeugnis der menschlichen Schwäche und der menschlichen Furcht. Der Polytheismus ist abgeschmackt und lächerlich. Wahrscheinlich ist die Natur mit ihren unwandelbaren Gesetzen die einzige Gottheit. Sollte es aber eine über der Natur stehende Gottheit geben, so würde sie sich sicherlich nicht um die unbedeutenden Angelegenheiten der schwachen und mühebeladenen Sterblichen kümmern. Denn es gibt kein erbärmlicheres und doch zugleich stolzeres Wesen als den Menschen. Die übrigen Geschöpfe kümmern sich bloß um ihre Nahrung, die ihnen die gütige Natur von freien Stücken und zur Genüge gewährt, und haben noch überdies das voraus, daß sie weder vom Streben nach Geld, Ehre und Ruhm, noch von Todesgedanken gequält werden. Den Menschen dagegen tröstet in dem unendlichen Jammer des Lebens nur der eine Gedanke, daß auch die Gottheit nicht alles kann, z. B. Nichtgeschehenes geschehen machen, und als Wohlthat ist dem Menschen von Gott die Möglichkeit verliehen worden, sich aller Not durch den Selbstmord zu entziehen."

Wirkung des Evangeliums.

Daß durch solche und ähnliche Gedanken weder die irdische Mühsal des Volkes und der Sklaven gelindert, noch das Erlösungsbedürfnis, das sich auch in den höheren Kreisen angesammelt hatte, befriedigt werden konnte, liegt auf der Hand. Da klang in diese Welt voll Finsternis und Elend, voll Todesfurcht und Lebenssehnsucht Christi Wort hinein: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", und das Apostelwort: „Christ ist erstanden! Der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn." Es klang erst leise und schüchtern, wie ein fernes Glöcklein am frühen Morgen, aber allmählich zitterten die schwingenden Töne weiter und stärker von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis endlich der Klang mächtig wie von Sturmglocken getragen wurde über die ganze, in dumpfer Abendschwüle seufzende Welt. Er wurde erst nur in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft, bei den Sklaven und Armen, gehört, bald aber auch auf den höchsten Höhen, ja selbst am Throne der Kaiser — und so erwuchs aus der blutroten Asche der verglimmenden Römerwelt die schneeweiße Lilie einer neuen, in Gott begründeten Weltanschauung: das Christentum!

Judenchristentum und Heidenchristentum.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Christentum in den ersten Jahren seiner Verkündigung der Welt, soweit sie etwas davon erfuhr, und auch seinen Bekennern als eine Abzweigung des Judentums erschien, für die das ganze Formenwesen des mosaischen Gesetzes zunächst in Geltung blieb. Aber bald machte sich unter seinen Anhängern eine Strömung geltend, die die engen Fesseln des jüdischen Rituals zu durchbrechen strebte. Stephanus wurde (36 oder 37 n. Chr.) gesteinigt, weil er das Weltgebäude Gottes für größer und heiliger ansah als den Tempel zu Jerusalem. Der Apostel Jacobus wurde im Jahre 44, ein andrer Jacobus, Christi Bruder und Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem, etwa 64 n. Chr. hingerichtet, auch Petrus wurde von den fanatischen Juden gefangengesetzt. Aber die universelle Auffassung des Christentums, die schon sein Stifter klar und bündig betont hatte, als einer Religion, die nicht an die jüdischen Satzungen gebunden, sondern für alle Völker des Erdkreises vorhanden sei, siegte besonders durch das gottbegeisterte Wirken des Apostels Paulus, der, ursprünglich ein eifriger Pharisäer aus der jüdischen Gemeinde zu Tarsus in Cilicien, auf wunderbare Weise plötzlich bekehrt, sein ganzes Leben in den Dienst der heiligen Sache stellte. Er gründete zahlreiche christliche Gemeinden in den Städten Asiens und Griechenlands, in die er besonders auch Nichtjuden aufnahm. Später kam er als Angeklagter nach Rom. Sein Bild strahlt uns aus der Apostelgeschichte und zahlreichen Briefen, die er an Gemeinden und Privatleute geschrieben hat, klar und deutlich entgegen.

Ausbreitung des Christentums.

Als Nero nach dem Brande Roms (64) die Schuld an dem entsetzlichen Unglücke von sich auf andre abwälzen wollte, war die christliche Gemeinde bereits so deutlich von der jüdischen gesondert, daß seine Grausamkeit jene allein traf (S. 736): der Apostel Paulus und wohl auch der Apostel Petrus starben dabei den Märtyrertod. Gefördert wurde die Ausbreitung und Emanzipation des Christentums auch durch die Zerstörung Jerusalems (70), vor der die Christengemeinde dieser Stadt nach Pella in Peräa auswanderte. In den folgenden Jahrzehnten muß das Christentum im ganzen römischen Reiche ungeheure Fortschritte gemacht haben, insbesondere auch in

375. Christus als Orpheus.
Deckengemälde in einer römischen Katakombe.

Dieses Deckengemälde befand sich — jetzt ist es verschwunden — in dem Cömeterium (s. Abb. S. 854) der heiligen Domitilla an der Via Ardeatina bei Rom. Es gehört demnach in das erste Jahrhundert nach Christo und zeigt Christus unter dem Bilde des Orpheus, zwischen zwei Bäumen die Leier spielend, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt. Zahme und wilde Tiere sind um ihn versammelt und lauschen seinem Spiel, eine Andeutung seiner angebornen Herrlichkeit, durch die er die schroffsten Gegensätze versöhnt und als Herr über Leben und Tod erscheint. Auch galt Orpheus als Stifter der Mysterien. Die kleineren Bilder zeigen außer einigen Landschaftsbildern Darstellungen aus dem Alten Testament: Daniel in der Löwengrube, Moses Wasser aus dem Felsen klopfend u. a.

Rom selbst. Schon unter Domitian wurde der Konsular Flavius Clemens, der Brudersohn Vespasians, wegen Teilnahme am Christentume hingerichtet, und Flavia Domitilla, seine Gemahlin, nach einer andern Überlieferung seine Schwestertochter, mußte auf der Insel Pandataria als Verbannte leben, bis sie Nerva begnadigte. Ihr Familienbegräbnis, das die Kennzeichen des Christentums trägt, ist neuerdings aufgefunden worden.

Einrichtung der ältesten christlichen Gemeinden.

Die Einrichtung der ältesten christlichen Gemeinden im apostolischen Zeitalter stützte sich auf Christi Wort: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ und auf den Glauben an die immer noch fortdauernde Mitteilung des heiligen Geistes. Wo Christen versammelt waren, da war auch die

lebendige Gemeinschaft mit Christus selbst, die Kirche (ecclesia, d. h. Volk Gottes), vorhanden. In einer solchen Versammlung lehrte, predigte, taufte nicht ein erwählter Priester, sondern der, den gerade Gottes Gnadengabe (Charisma) dazu antrieb. Das war aber in der Regel einer von den „Alten" (Presbytern) der Gemeinde. Wer von den Presbytern öfters im Lehramt, in der Taufe und beim Abendmahl thätig war, erhielt den Ehrennamen eines „Fürsorgers der Gemeinde", eines Bischofs (episcopus). Diese Bischöfe des apostolischen Zeitalters sind aber nicht von der Gemeinde, sondern durch Gott mittels des Charisma erwählt: ihr Amt ist ihnen nicht nach menschlichem Rechte zugesprochen, sondern sie nehmen es auf im Vertrauen auf Gottes Gnade; ihre Funktionen kann ebensogut ein andres Gemeindeglied wahrnehmen, dem Rechte nach besteht das allgemeine Priestertum aller Gläubigen.

Die Bischofskirche als Grundlage der katholischen Kirche.

Aber in dieser freien Gemeindeorganisation ging während des 2. Jahrhunderts nach Christo ein wichtiger, schließlich die ganze Kirche umgestaltender Wandel vor sich. Die Ausdehnung der Gemeinden, Mißbrauch des Charisma durch umherreisende Schwindler, Verschiedenheit der Lehrmeinungen, besonders aber die Versuche der sogenannten Gnostiker, die, von der griechischen Philosophie angeregt, hinter den Thatsachen dieses Lebens eine geheimnisvolle Wahrheit (Gnosis) zu erkennen glaubten, auch das Christentum nur als die Allegorie eines höheren philosophischen Systems hinzustellen — ähnlich manchen Strömungen der neuesten Zeit — zwangen die Gemeinden zu einer festeren und rechtlich schärfer umgrenzten Organisation. Sollte der Kern und das Wesen des Christentums nicht verloren gehen, so konnte man nicht mehr jeden Beliebigen mit der Ausübung des Lehramtes betrauen. So trat allmählich an Stelle der durch das Charisma erwählten Bischöfe ein von der Gemeinde erwählter Bischof, dem nun allein das Lehramt, die Taufe und die Abendmahlsspendung zustand. Die Presbyter ordneten sich ihm unter als seine Gehilfen und Diener. Dadurch wurde das allgemeine Priestertum aller Gemeindeglieder durch das besondere Priestertum des Bischofs und seiner Presbyter, also eines Priesterstandes, verdrängt. Seitdem war die Kirche nicht mehr da, wo zwei oder drei versammelt waren in Christi Namen, sondern nur da, wo der Bischof mit dem Presbyterium weilte. Die Grundverfassung der katholischen Kirche war damit geschaffen. Denn nunmehr war für den Christen die Gemeinschaft mit Christus und mit Gott an die Vermittelung durch einen Priesterstand geknüpft. Seitdem war der Christenglaube für länger als ein Jahrtausend in Gefahr, daß sein edelster Inhalt, die persönliche Gemeinschaft jedes einzelnen mit Christus, verkümmern konnte. Aber die neue Bischofskirche gewann eine viel festere und streitbarere Organisation, als sie die alte apostolische Gemeindekirche besessen hatte. Und das war schließlich ein Vorteil für die Zeiten des Entscheidungskampfes zwischen Heidentum und Christentum. In der monarchischen Organisation der Bischofskirche waren aber auch im Keime schon alle die Ansprüche auf unbeschränkte Weltherrschaft gegeben, die dann zuerst im Kampfe mit dem römischen Kaisertume, deutlicher im Kampfe des Papsttums mit dem mittelalterlichen Kaisertume zu Tage traten.

Tacitus und das Christentum.

Die neue Organisation der Kirche war in ihren ersten Anfängen, als einer der geistig bedeutendsten Römer, der Historiker Tacitus, der unter Trajan schrieb, bei der Darstellung der Folgen des Brandes von Rom (64 n. Chr.) sein Urteil über das Christentum abgab (s. S. 737). Er nannte es einen „verderblichen Aberglauben" (exitiabilis superstitio) und bezichtigte die Christen des „Hasses gegen das Menschengeschlecht". Wir müssen dieses Urteil zu verstehen suchen, um die Stellung der meisten vornehmen Römer jener Zeit, besonders aber die Stellung der Kaiser und des Staates zum

Christentume zu begreifen. Superstitio nannte der Römer diejenige Verehrung eines Gottes, die über das durch Gesetz und Herkommen festgestellte Maß hinausging. Gewiß fühlte er sich seinen Göttern gegenüber gebunden an die Erfüllung gewisser Formen und an die Einhaltung einer gewissen Moral: aber das völlige Aufgehen der Person und des Lebens in der Verehrung Gottes und Christi, wie es die Christen zeigten, erschien ihm als eine Überschreitung des zulässigen Maßes von Gottesdienst und war ihm ebenso verhaßt wie die unheilige Unterlassung der von seinen Religionen vorgeschriebenen Opfer und Zeremonien. Der Apostel Paulus selbst (1. Kor. 1, 23) hat es ausgesprochen, daß die Hingabe an Christus den Griechen und Römern als eine „Thorheit" erscheine. Der Römer ahnte, daß in der weltverachtenden Gottergebung der Christen etwas mit der alten Bürgertugend, die den Staat als das Höchste ansah, Unvereinbares enthalten sei. Gerade die gebildetsten Römer wie Tacitus erkannten bald, daß mit dem Christentume nicht nur eine neue Religion aus dem Osten in Rom eingezogen sei, sondern eine ganz neue Weltanschauung, die mit den alten Göttern zugleich auch die alten Ideale von Bürgertugend und Verehrung des Staatsgedankens zu stürzen drohe. Denn wenn der Christ vor dem Bilde des Kaisers das Opfer weigerte, so verging er sich damit nicht nur gegen des Kaisers Person, sondern auch gegen die Hoheit des Staatsgedankens, als dessen sichtbare Verkörperung der Kaiser göttliche Ehre genoß. Dem Römer war und blieb Rom und seine Weltherrschaft der Inbegriff des Höchsten, was es auf Erden gab: Gleichgültigkeit oder gar Geringschätzung gegen diese als ewig und gottgewollt angesehene römische Staatsidee schien ihm ein todeswürdiges Verbrechen; dessen machten sich aber die Christen nach römischer Anschauung schuldig, wenn sie im Hinblicke auf das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, alle weltlichen Angelegenheiten für nichtig erklärten im Vergleich zur Sorge für die Seele, und wenn sie dem Staatsgötzen ihre Anbetung versagten. Wenn also Tacitus ihnen „Haß gegen das Menschengeschlecht" vorwirft, so meint er damit die Weltverachtung, die sie im Hinblicke auf das Reich Gottes gegen alle irdischen Angelegenheiten, und also auch gegen die Idee der römischen Weltherrschaft und gegen ihre Inkarnation, den Kaiser, zur Schau trugen. Sein Abscheu vor dieser alles Verehrungswürdige umstürzenden Weltanschauung ist aus seinem republikanischen Herzen besonders begreiflich.

Trajan und die Christen.

Auch der Bescheid, durch den Kaiser Trajan auf die Eingabe seines Prokonsuls Plinius das Verfahren gegen die Christen regelte, darf uns nicht als grausam erscheinen. Er war gegen Leute, die mit der ganzen römischen Staatsdoktrin in offenem Kriege lagen, so mild und menschlich, als nur möglich. Trajan bestimmte nämlich, man solle die Christen nicht aufsuchen, um ihnen den Prozeß zu machen, auch nicht anonymen Anklagen Raum geben. Weigere aber ein Christ das Opfer vor dem Bilde des Kaisers, so solle er des Todes sterben. Diese halbe Maßregel erwies sich gegen die Ausbreitung des Christentums als eben so wirkungslos wie späterhin die ganzen Maßregeln der Kaiser, die die neue Lehre und ihre Bekenner systematisch mit Foltern und grausamen Hinrichtungen verfolgten. Obwohl Tausende und Abertausende von schwachen Bekennern wie einst Petrus in der Todesnot ihren Herrn verleugneten: ihre Herzen konnten sie doch nicht auf die alten Ideale zurückstimmen. Überdies wuchs aus dem Blute der Märtyrer neue Glaubenszuversicht. Vor allem aber ließ sich der im Evangelium webende und wirkende Geist des Fortschritts der Menschheit zu höheren sittlichen Idealen der Brüderlichkeit, der Liebe und des Glaubens an eine bessere Welt weder durch Feuer und Schwert, noch durch die Schwachheit und die menschlichen Fehler seiner Anhänger wieder ertöten. So lebt und wirkt das Evangelium bis auf den heutigen Tag.

Kaiser Hadrian und seine Nachfolger.

Hadrians Thronbesteigung.

Als der greise Kriegsheld Trajan zu Selinus am 7. oder 8. August die Augen schloß, stand ihm kein Sohn zur Seite, dem er hätte die Herrschaft übertragen können, und auch der einzige männliche Anverwandte des sterbenden Kaisers, seines Vetters Sohn Älius Hadrianus, war fern. Trajans scheidende Seele war unschlüssig, wem er die Fortführung seines Lebenswerkes übertragen sollte, da ihm das rechte Vertrauen zu seinem Großvetter fehlte; da nötigte ihn wohl in letzter Stunde seine Umgebung, insbesondere seine staatskluge und thatkräftige Gemahlin Plotina, doch noch dessen Adoption auszusprechen. Am 9. August erhielt Hadrian zu Antiochia die Adoptionsurkunde, deren Echtheit nicht über jedem Zweifel erhaben war, und am 11. August, dem Tage, an dem Trajans Tod kundgegeben wurde, trat er die Nachfolge an. War Trajan eine der gewaltigsten Herrschergestalten, die auf dem Throne der römischen Kaiser gesessen haben, so war Hadrian vielleicht von allen die interessanteste.

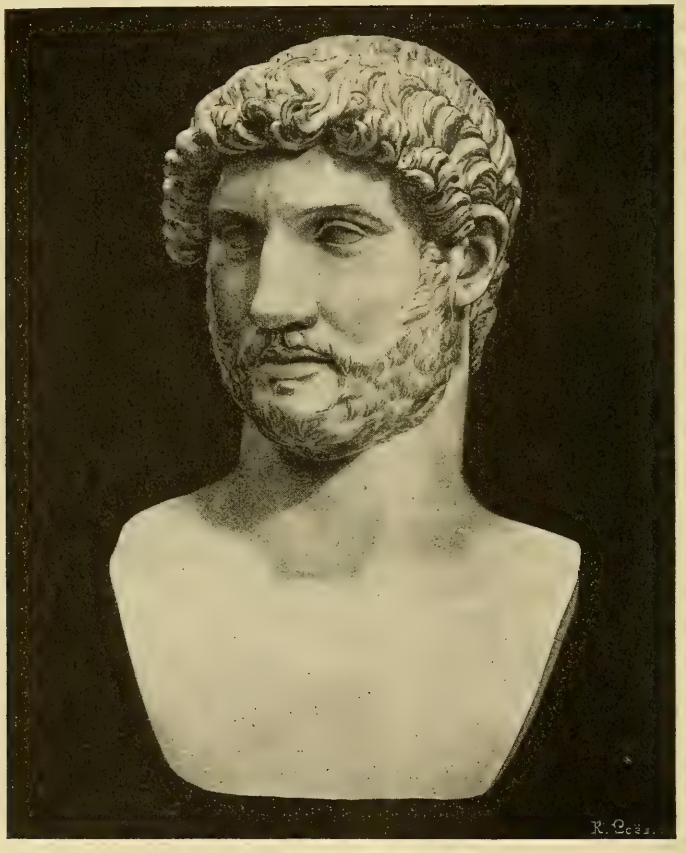
376. Plotina, Gemahlin des Trajan.
Büste im Museum des Vatikan.

Hadrians Persönlichkeit

Publius Älius Hadrianus wurde am 24. Januar 76 n. Chr. in Rom geboren; sein Vater gleichen Namens, ein Vetter Trajans, stammte wie dieser aus Italica in Spanien, seine Mutter war Domitia Paulina aus Gades. Früh verwaist kam er unter die Vormundschaft Trajans, der ihm in Rom die beste Ausbildung, namentlich auch in griechischer Sprache und Litteratur, zu teil werden ließ. Als Domitian ermordet wurde (96 n. Chr.), war er Militärtribun in Mösien und überbrachte im folgenden Jahre seinem von Nerva adoptierten Vetter Trajan die Glückwünsche der Donauarmee, und 98 die Nachricht von Nervas Tod. Doch schenkte ihm der neue Kaiser wegen seiner Neigung zum Sport und zur Kunst, besonders aber wegen seiner Verschwendungssucht nur zögernd sein Vertrauen. Immerhin gab er ihm im Jahre 100 Sabina, die Enkelin seiner Schwester Marciana, zum Weibe und kettete ihn dadurch noch enger an seine Person. Im Jahre 101 wurde er des Kaisers Quästor und begleitete ihn in den Dacierkrieg; im zweiten Kriege gegen Decebalus kommandierte er als Legat eine Legion. Später verwaltete er das untere Pannonien und erhielt im Jahre 108 die Konsulwürde. Er hatte sich seither sowohl als Militär wie auch als Verwaltungsbeamter ausgezeichnet; doch lag sein stärkstes Interesse nicht auf dem Gebiete des Krieges, sondern auf dem der Kunst und Wissenschaft: bereits im Jahre 112 wählten ihn die Athener zum Archonten ihrer Stadt und widmeten ihm eine Statue im Dionysostheater, deren Postament noch heute erhalten ist. Danach begleitete Hadrian den Kaiser als dessen Generaladjutant in den parthischen Krieg. Aber während dieses Krieges litt Hadrian unter den Auszeichnungen, die Lusius Quietus, ein romanisierter Berberscheich, der schon längst mit seiner ganzen Reiterschar bei Trajan in Sold getreten war, vom Kaiser erhielt. Dieser unterdrückte nämlich mit furchtbarer Grausamkeit die Aufstände der semitischen Stämme, insbesondere der jüdischen Scharen, die sich im Rücken des Kaisers in Mesopotamien erhoben hatten (s. S. 762); zum Lohne wurde Quietus Konsul und Statthalter von Judäa. Hadrian fürchtete in ihm einen Nebenbuhler. Indes scheint doch Plotina noch vor Trajans Tode die Adoption Hadrians durchgesetzt zu haben.

Hadrians orientalische Pläne.

Wir wissen bereits, daß Hadrian sofort nach seiner Thronbesteigung die Eroberungspolitik seines Vorgängers mitsamt den zuletzt gewonnenen unsicheren Provinzen Assyrien und Mesopotamien aufgab und sich auch in Armenien mit der römischen Lehnshoheit über eine arsacidische Dynastie begnügte. Sein besonnener Geist wünschte die Grenzen des römischen Reiches nicht zu erweitern, sondern zu befestigen und innerhalb der ungeheuren Gebiete, die von den 30 ihm hinterlassenen Legionen wirklich umfriedet werden konnten, ein Zeitalter neuer Blüte und versöhnenden Ausgleichs der noch bestehenden Gegensätze und Spannungen heraufzuführen. Deshalb behielt er von



377 Hadrian. Büste im Museum Pio Clementino des Vatikans zu Rom.

den Erwerbungen Trajans nur Arabia Peträa wegen seiner großen Wichtigkeit für den ägyptischen und syrischen Grenzschutz wie für den Handel nach Osten; das Wiederaufblühen der Wüstenstädte Damaskus, Palmyra, Bostra, Gerasa u. a. unter Hadrian ist ein Beweis für die friedlichen Bestrebungen des Kaisers in diesen Grenz- und Karawanengebieten. Durch diese Politik versöhnte er die Parther auf lange Zeit, zumal Rom und das Partherreich das gleiche Interesse daran hatten, die Einfälle der räuberischen Stämme aus dem Kaukasus und der nördlich davon schweifenden Völker von Asien abzuwehren.

Hadrian in Rom; sein Weltbürgertum.

Nachdem der Orient auf diese Weise geordnet war, kehrte Hadrian im Jahre 118, langsam durch die Donauländer reisend, nach Rom zurück. Dort hatte der Senat vier Konsularen, den Lusius Quietus, Publilius Celsus, Avidius Nigrinus und Cornelius

Palma, Generale und Staatsmänner aus der Schule Trajans, die über Hadrians friedliche Politik murrten und sich gegen sein Leben verschworen hatten, noch vor seiner Ankunft hinrichten lassen. Hadrian beeilte sich, die Erinnerung an das seinetwegen vergossene Blut durch das Gelöbnis, er wolle niemals einen Senator ohne Zustimmung des Senats bestrafen, und durch einen großartigen Schuldenerlaß vergessen zu machen. Die kriegerische Politik seines Vorgängers hatte nämlich ein scharfes Anziehen der Steuerschraube erfordert; namentlich dem kaiserlichen Fiskus waren Römer und Provinzialen, Privatleute und Gemeinden seit vielen Jahren verschuldet. Diese Schulden, im Betrage von etwa 160 Millionen Mark, erließ jetzt Hadrian, indem er die Schuldscheine auf dem Trajansforum verbrannte. Auch sonst trat er volksfreundlich auf. Er war für den Geringsten zu sprechen und betrachtete den Verkehr mit dem Volke als „Genuß der Menschlichkeit". Einfach und bürgerlich war seine Lebensführung; seine Gesellschaft waren Künstler und Gelehrte; vor dem Senate bekannte er sich als der Diener des Volkes. Erst als er sich im Besitze der Herrschaft befestigt hatte und die Reichsverwaltung mit Hilfe tüchtiger, von Trajan überkommener Beamten geordnet sah, trat er mit seiner eigentümlichen und neuen Auffassung seines Herrscherberufs hervor. Hadrian war nicht ein Römer im Sinne seiner Vorgänger auf dem Throne: er hatte mit seiner spanischen Herkunft, seinen römischen Erfahrungen im Staats- und Kriegsdienste, seiner hellenischen Bildung und seiner auf Trajans Kriegszügen erworbenen Kenntnis des Orients etwas Weltbürgerliches: als Weltbürger fühlte er sich auch auf dem Throne. Darum brach er mit den Resten des Vorurteils, daß die Provinzen nur zum Gedeihen und zur Herrlichkeit Roms vorhanden wären, völlig. Ihm waren Italien und die Provinzen gleichberechtigte Glieder eines großen Organismus, in dessen Mittelpunkt nicht mehr die Stadt Rom, sondern des Kaisers Person stehe; alle diese Glieder sollten gleichen Anspruch haben auf die Fürsorge ihres Kaisers. Der Romanismus des Westens und der Hellenismus des Ostens erschienen ihm als gleichberechtigte Kulturelemente. Sie sollten sich nicht mehr gespannt gegenüberstehen, sondern, eins das andre fördernd und befruchtend, ineinander übergehen, sich zu einer hellenisch-römischen Weltkultur verschmelzen. Darum war der Kaiser geschäftig wie ein guter Hausverwalter, das ganze geistige, künstlerische und materielle Erbe der großen griechischen Zeiten und des Orients zu sammeln, zu erhalten, zu erneuern und über das ganze Reich zu verbreiten und gleichzeitig die ordnungspendenden Satzungen des römischen Rechtslebens und die Segnungen römischer Kriegszucht und Waffentüchtigkeit allen Teilen des Reiches nutzbar zu machen. Gegenüber den zerstörenden Kräften, die in den letzten Epochen der Republik und unter manchem seiner Vorgänger wirksam gewesen waren, erscheint er in der That als der Stifter einer Epoche der Renaissance alles Großen und Schönen, das die Kultur des Altertums bis dahin geschaffen hatte.

378. Münze Hadrians mit Beziehung auf den Schuldenerlaß.

Auf der Rückseite ein Liktor, in der Linken einen Stab, in der Rechten eine Fackel, mit der er ein am Boden liegendes Bündel von Schuldscheinen verbrennt. Auf die großartige Schuldentilgung des Kaisers bezieht sich auch die Umschrift: Reliqua vetera HS. novies mill. aoolita („Zum Andenken an die Vernichtung der alten Schuldreste im Betrage von 900 Millionen Sesterzen").

Dazu kam noch etwas andres. Hadrian wollte sein Riesenreich nicht nur regieren, sondern auch genießen. Ein Zug und Drang ins Weite erfüllte seine Brust, eine fast moderne Wanderlust trieb ihn an, selbst alle die Stätten zu schauen, wo sich die Geschichte der Vergangenheit und das künstlerische Streben vergangener Geschlechter be- Hadrians Reisen.

thätigt hatte. Wandernd und reisend, überall selbst nachsehend, anordnend, strafend und bessernd, glaubte er auch am besten seine universalen Ideen vom Weltbürgertum in Wahrheit umsetzen und seiner zielbewußten Fürsorge für die einzelnen Reichsteile Genüge thun zu können. Das Ergebnis aller dieser Gedanken und Bestrebungen waren seine Reisen, durch die er einzig in der Weltgeschichte dasteht. Länger als 13 Jahre hat er das ungeheure Arbeitsfeld, das ihm beschert war, nach allen Richtungen von den Säulen des Herkules bis tief in die syrische Wüste, vom nebligen Britannien bis zum Roten Meer und zum Nil durchzogen und ist nicht müde geworden, bis Krankheit und Alter ihn zwangen, nach Italien zurückzukehren.

„Mit den Empfindungen eines modernen Menschen besteigt Hadrian hohe Berge, um das Schauspiel des Sonnenaufgangs und die Aussicht über Land und Meer zu genießen. Er schifft auf dem geheimnisvollen Nil und schwelgt in den Wundern der Pharaonenzeit. Er schreibt wie ein sentimentaler Reisender seinen Namen der Statue des Memnon ein. Er begeistert sich an den Denkmälern geschichtlich berühmter Städte in Hellas und Asien. Er stellt ihre Tempel wieder her. Er besucht die Gräber der Heroen in Ilium, des Pompejus in Pelusium, des Miltiades und Epaminondas und selbst des Alkibiades in Melissa. Er läßt in Trapezunt seine Bildsäule aufstellen an dem Ort, wo Xenophon und der Rest der Zehntausend wieder das Meer erreicht hatten. Er nimmt die Mysterienweihe in Eleusis. Er beobachtet mit feiner Ironie die Sitten und Religionen der Völker, und er disputiert über grammatische und philosophische Fragen mit den Gelehrten Athens, Smyrnas und Alexandriens. Aber derselbe Reisende mustert zugleich mit dem Blicke des römischen Feldherrn die Legionen an den Grenzen des Reichs; er baut riesige Wälle und Festungen und stellt die gelockerte Disziplin der Truppen her. Überall schlägt Hadrian als Richter sein Tribunal auf; er bestraft schlechte Verwalter und Statthalter mit Strenge. Täuschungen gibt es für sein scharfes Auge nicht. Man hat ihm niemals das Glück seiner Unterthanen in gemalten Coulissen dargestellt. Er ordnet die Finanzen der Provinzen, er gibt Verfassungen den Städten und gründet Kolonien; er baut Straßen und Häfen; er fördert die Künste und Wissenschaften wie den Handel und den Ackerbau ... Den Satirikern Roms, die den weibischen Luxus vornehmer Reisenden zu verspotten Gelegenheit hatten, bot Hadrian keinen Stoff dazu dar, eher konnte seine spartanische Einfachheit zu Sarkasmen herausfordern.“ (Gregorovius). Der Dichter Florus sang von ihm:

379. Münze Hadrians als Reorganisator des Reiches.

Auf der Rückseite ein knieendes Weib, das der Kaiser vom Boden erhebt, das Sinnbild der von ihm wiederaufgerichteten Provinzen, und dazu die Umschrift: Restitutori orbis terrarum („Dem Wiederhersteller des Erdkreises“).

Nimmer möcht' ich Cäsar werden,
Um Britannien zu durchwandern,
Um im Scythenland zu frieren . .

und Hadrian erwiderte schlagfertig:

Nimmer möcht' ich Florus werden,
Um die Schenken zu durchwandern,
Aufzuliegen in den Kneipen,
Fetter Schnaken Stich zu dulden.

Hadrian im Norden und Westen des Reiches.

Die erste große Reise führte ihn nicht nach dem Ziele seiner Sehnsucht, nach dem Osten, sondern nach dem barbarischen Norden und Westen. Die Fürsorge für das Reich stand ihm über dem persönlichen Behagen. Denn er erkannte wohl, daß das Reich und seine Kultur nicht von Osten, sondern von der nordischen Barbarenwelt bedroht sei; deshalb galt die erste Reise der Sicherung Britanniens und der Befestigung der Grenzen gegen die Germanen an Rhein und Donau. Wahrscheinlich förderte er den Weiterbau des germanisch-rätischen Limes, wenn er nicht gar dieses große Werk schon zum Abschluß brachte (s. S. 757). Von der Rheinmündung setzte er nach Britannien über, das sich kurz zuvor gegen die Römerschaft empört hatte, aber bereits wieder bezwungen war. Bald überzeugte er sich, daß die Behauptung der von Agricola (s. S. 752) gezogenen Nordgrenze vom Clydebusen bis zum Forth

zu große Opfer erfordere; deshalb wich er zurück bis auf die Linie zwischen Carlisle und Newcastle. Dort aber baute er seit dem Jahre 122 von der Südwestspitze des Solwaybusens 120 km ostwärts bis zur Tynemündung den berühmten Hadrianswall, auch Piktenwall genannt, weil er gegen die Pikten gerichtet war, von dem noch umfangreiche Strecken erhalten sind. Längs dieser Linien lagen 17 große Kastelle, die durch eine gepflasterte Militärstraße von Meer zu Meer verbunden waren. Südwärts dieser Straße lief ein Erdwall und Graben, nördlich von ihr eine betürmte Mauer mit 80 kleinen Kastellen. Nach ihm hat Antoninus Pius versucht, Britannien wieder bis zu der nördlicheren Linie Agricolas auszudehnen; aber bereits Septimius Severus (193—211) kehrte zu der Linie Hadrians zurück, innerhalb deren sich die römische Herrschaft auf Jahrhunderte behauptete. Von Britannien kehrte der Kaiser nach Gallien zurück, reiste von da nach Spanien, dem Stammlande seiner Familie, das damals bereits völlig romanisiert war, und kehrte über Mauretanien und Afrika für kurze Zeit nach Rom zurück.

380. Karte von Britannien zur Zeit der römischen Herrschaft.

Im Jahre 123 brach er nach dem Oriente auf. Trotzdem der politische Schwerpunkt der damaligen Welt in Europa lag, behauptete doch Asien in der materiellen Kultur, sowie auch in der Vielgestaltigkeit des religiösen und geistigen Lebens entschieden noch den Vorrang über Europa, gerade wie Europa heutzutage dem aufstrebenden Amerika in diesen Dingen noch überlegen ist. Er durchwanderte Kleinasien bis zum Pontus, sein Aufenthalt in Trapezunt, Kerasus und Amisus ist bezeugt; ebenso revidierte er die römischen Garnisonen am Euphrat. Auf seinen Wink erhoben sich neue Städte, verfallene wurden wiederhergestellt und trugen seitdem seinen Namen: Adriana, Adriani, Adrianotherä, Adrianopolis u. a. Von Asien setzte er nach Griechenland über. Er erschien den Hellenen wegen seiner Freigebigkeit und wegen des tiefen und ernsten Interesses, das er der Nachblüte hellenischen Geisteslebens entgegenbrachte, als ein „Heiland", ganz besonders aber leuchtete die Sonne seiner Gnade über Athen. Er feierte unter diesem ewig blauen Himmel mit dem noch immer lebhaften und geistvollen Volke seine Feste, disputierte mit den Philosophen in der Akademie und in den Säulenhallen der Platoniker. Er war zum zweitenmal Archon der Stadt und faßte den großartigen Plan, ihre zerfallenden Tempel, vor allem den einst von Pisistratus

Hadrian in Griechenland und im Oriente.

begonnenen, aber nie vollendeten riesenhaften Tempel des olympischen Zeus wieder aufzubauen. Er revidierte aber auch die Verfassung der Stadt und hob die materielle Wohlfahrt der Athener durch eine weise Fürsorge für Handel und Verkehr. Gegen Ende des Jahres 126 kehrte er über Sizilien nach Rom zurück.

Hadrian in Afrika; zweite große Orientreise.

In Rom blieb er etwa zwei Jahre, doch war auch dieser Aufenthalt durch eine Reise nach Afrika unterbrochen. Dort baute er Straßen und Standlager und ordnete die militärischen und bürgerlichen Verhältnisse der Provinzen, die schon längst durch die Ausfuhr von Korn, Wein, Obst, Elfenbein, feinen Hölzern und wilden Tieren für Rom und Italien große Wichtigkeit besaßen. Gegen Ende 128 oder

381. Ruinen des Hadrianstores in Athen. Nach Photographie.

Anfang 129 trat er von Rom aus die zweite große Orientreise an. Sie führte ihn über Athen und Eleusis nach Ephesus, Smyrna, Sardes, dann durch Lycien und Cilicien nach Syrien. Über Damaskus gelangte er nach Palmyra, das damals zum Mittelpunkte des östlichen Karawanenhandels aufzublühen begann. Dann zog er nach Judäa und sah die in Ruinen liegende Stadt Jerusalem, von deren Befestigungen noch beträchtliche Stücke übrig waren, z. B. die Quadermauern am Klageplatz der Juden, die bis heute den Stürmen der Jahrtausende getrotzt haben. Auch hatten sich zwischen den Ruinen wieder Bewohner angesiedelt. Endlich aber war ja in einem Lager, das sich an die unzerstörten Herodischen Türme Phasälus, Hippicus, Mariamne und die Westmauer anschloß, die ganze zehnte Legion untergebracht. Unter

diesen Umständen faßte Hadrian den Plan, die in Trümmern liegende Stadt, die durch ihre beherrschende Lage an den Pässen vom phönikischen Meer zum Jordanthale und zu den arabischen Karawanenstraßen sehr wichtig war, als eine römische Festung wiederaufzubauen. Die dazu nötigen Arbeiten der Feldmesser und Ingenieure werden etwa im Jahre 130 begonnen haben.

Vom Lande der Juden reiste Hadrian in das römische Arabien, dessen Hauptstadt Bostra in einer fruchtbaren Oase südlich vom Gebirge Hauran gelegen war. Die Karawanenstraße von Bostra nach Palmyra und darüber hinaus bis zum Euphrat war durch römische Militärposten gedeckt. Vor allem aber begünstigte dort Hadrian die südliche Hauptstadt Petra, die sich deshalb nach ihm Adriana Petra Metropolis nannte. Von Petra gelangte er nach dem ägyptischen Pelusium. Danach fesselten ihn die geheimnisvollen Reize Ägyptens auf längere Zeit, vor allem die großartige Pracht und das stark pulsierende Leben von Alexandria, wo sich die Völker dreier Weltteile im heißen Kampfe um die Güter des Lebens durcheinandermischten. Auch eine Nilfahrt unternahm Hadrian, diesmal von der Kaiserin Sabina und ihrem Gefolge begleitet. Sie führte ihn nach der alten Pharaonenresidenz Memphis, wo damals ein kurz zuvor aufgefundener weißstirniger Apisstier verwahrt und verehrt wurde. Dann ging es nach Heliopolis und Besa; dort ertrank des Kaisers Liebling, der schöne Antinous, ein Grieche aus Bithynien, im Nil. Schon im Altertum wußte man nicht, ob Antinous zufällig ertrunken sei oder ob er sich für seinen Gebieter nach dem Aberglauben der Zeit aufgeopfert habe, ihm das Leben zu verlängern. Der Kaiser ließ seinen Liebling durch gefällige Griechen unter die Götter versetzen und baute zu seinem Andenken die Stadt Antinoopolis. Im November 130 war er in Theben und bewunderte den tönenden Memnonskoloß; auf einem Schenkel des Kolosses steht noch heute sein Name und der der Kaiserin zu lesen. Wir wissen nicht, wieweit er noch von dort nach Süden vorgedrungen ist. Ende des Jahres 131 oder zu Anfang 132 kehrte er aus Ägypten nach Syrien und von dort nach Athen zurück. Hier erwartete ihn das großartige Fest der Tempelweihe für den olympischen Zeus. Damals wurde wohl auch der neue, von ihm erbaute Stadtteil im Südosten durch ein prachtvolles Thor (vgl. Bild 381) vom alten Athen abgetrennt; es trug auf der einen Seite die Inschrift: „Das ist Athen, die alte Theseusstadt" und auf der andern Seite die stolzen Worte: „Das ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt."

Aufstand der Juden; Älia Capitolina.

Aber während sich Hadrian noch dieser künstlichen, von ihm ins Leben gerufenen Renaissance erfreute, brach in Judäa der letzte jener furchtbaren Aufstände aus, durch die das zähe Judenvolk seine nationale Freiheit wiederzuerlangen suchte. Der Grund zu dieser fast hoffnungslosen Empörung war die Verzweiflung über den Wiederaufbau Jerusalems als einer römischen Kolonie. Die Juden hatten sich daran gewöhnt, ihre heilige Stadt in Trümmern liegen zu sehen, aber sie vermochten es nicht zu ertragen, über und aus diesen Trümmern eine Heidenstadt und auf der Stätte Jehovahs, auf Moria, einen heidnischen Zeustempel erstehen zu sehen. Das geistige Haupt des Aufruhrs war der greise Rabbi Ben Akiba zu Jamnia, dem Sitze des hohen Rates der Judenschaft, das weltliche und kriegerische Bar Kochba, d. h. Sohn des Sternes, den der hohe Rat (Synhedrium) als den echten Messias anerkannte. Die Anfänge des Kampfes gegen die Rebellen gestalteten sich für die Römer ungünstig; der „Sternensohn" konnte Jerusalem besetzen und konnte Münzen prägen mit seinem Namen. Als aber Hadrian seinen besten General Julius Severus mit einem starken Heere nach Palästina schickte, wurden in einem mit der größten Grausamkeit geführten Kleinkriege die Kräfte der Juden allmählich aufgerieben: 50 Burgen und 985 Ortschaften sollen allmählich von den Römern genommen worden sein, wobei im ganzen 580000 Menschen

umkamen, bis endlich Bar Kochba bei der Erstürmung seiner Hauptburg Bether in die Hände der Sieger fiel. Er wie Akiba und andre Rädelsführer wurden hingerichtet (135 oder 136), die Reste des jüdischen Volkes, soweit sie sich nicht durch Flucht gerettet hatten, als Sklaven verkauft. Der unterbrochene Bau der römischen Festung Älia Capitolina, die an Stelle Jerusalems trat, wurde vollendet; auf Moria erhob sich an Stelle des Tempels des überwundenen Jehovah ein kleiner Tempel des Jupiter Capitolinus, daneben stand Hadrians Reiterstatue. Überdies umfaßte die Hadrianische Stadt den Tempelberg nicht mit; allen Juden war es bei Todesstrafe verboten, Älia zu betreten, doch durften sie alljährlich einmal am 10. August, dem Tage der Zerstörung des Tempels durch Titus, den außerhalb Älias liegenden Tempelplatz besuchen und dort über die Vernichtung ihrer nationalen Existenz und ihrer messianischen Hoffnungen klagen. Diese Gedächtnisfeier ist geblieben bis auf den heutigen Tag, sie wiederholt sich noch alljährlich an der Klagemauer „als historischer, wenn auch theatralisch gewordener Trauerakt".

382. Münze der aufständischen Juden.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Das Bild des vierfäuligen Tempels mit dem Thor und der Colonnade Salomos auf dem Revers der Münze scheint anzudeuten, daß sich Bar Kochba, der wohl eine Zeitlang im Besitz von Jerusalem war, mit dem Gedanken trug, den Tempel wiederaufzubauen. Der Stern darüber ist das Sinnbild des kühnen Mannes.

Das Judentum selbst wurde mit der Vernichtung seines Vaterlandes nicht vernichtet: die Juden bilden das einzige Beispiel in der Weltgeschichte, daß „ein Volk auch ohne Vaterland fortdauern und dieses durch die Religion ersetzen kann".

Noch bevor der jüdische Krieg beendet war, aber als der neue Befehlshaber Severus bereits seine ersten Erfolge gegen die Rebellen gewann, kehrte Hadrian, der sich bis dahin wohl meist in Athen aufgehalten hatte — vor dem Mai 134 — wieder nach Rom zurück. Er hatte zuvor auch noch das nördliche Asien vor dem drohenden Einfall der Alanen gesichert, indem er den trefflichen Statthalter von Kappadocien, Arrian, mit dem Schutze der Kaukasusländer beauftragte. In Hadrians Auftrag umsegelte Arrian von Trapezunt aus alle Küsten des Schwarzen Meeres und schrieb darüber einen ausführlichen Reisebericht, der uns noch erhalten ist.

Hadrians Reform der Staatsverwaltung.

In Rom bewährte sich die Regierungsthätigkeit des Kaisers besonders in der Reform der ganzen Staatsverwaltung, die er zwar schon früher begonnen hatte, zu deren Fortführung ihm aber die auf den Reisen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen Veranlassung boten. Auf dem Gebiete des Heerwesens hat Hadrian insbesondere die große Aufgabe gefördert, die Soldaten wieder zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Der wesentlich friedliche Charakter seiner Regierung brachte es mit sich, daß das Selbstbewußtsein des Soldaten dem des Bürgers nicht mehr so schroff gegenüberstand wie etwa noch unter Domitian. Unter ihm suchten die Soldaten ihren Stolz auch in der Lösung friedlicher Aufgaben, im Straßenbau, in der Anlage von Lagerstädten, und für die mancherlei Entbehrungen, die der Dienst an den Grenzen mit sich brachte, entschädigte sie Hadrian einigermaßen durch Gewährung eines gewissen Komforts und durch eine bis ins kleinste gehende Fürsorge für ihre Verpflegung.

Die Staatseinnahmen und zugleich auch das finanzielle Wohl der Unterthanen förderte er, indem er die letzten Reste der alten Steuerverpachtung beseitigte; vor allem aber ließ er die Staatsdomänen wie die kaiserlichen Güter direkt bewirtschaften und zwar mit Hilfe von advocati fisci, die die Interessen der Staatskassen zu ver-

383. Die Klagemauer zu Jerusalem. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

treten hatten. Bei der Rechtspflege wurde dem für die entfernter wohnenden Bürger unbequemen Zustande ein Ende gemacht, daß man Recht nur in Rom holen konnte. Zwar für die Kriminalgerichtsbarkeit wurden die Kompetenzen des Stadtpräfekten (praefectus urbi) und des Gardepräfekten immer mehr ausgedehnt, und zwar so, daß der Stadtpräfekt zuständig war bis zum hundertsten Meilenstein von Rom in die Runde, für das übrige Italien der Gardepräfekt. Aber für bestimmte Zweige der Zivilgerichtsbarkeit wurden in Italien vier iuridici d. i. Rechtsprecher angestellt, die namentlich für das Erbrecht und die Besetzung der Gemeindeämter kompetent waren. Vor

allem aber ließ Hadrian durch den gelehrten Salvius Julianus die ganze Rechtsüberlieferung (edictum tralaticium) revidieren und in eine vom Senate genehmigte Form bringen.

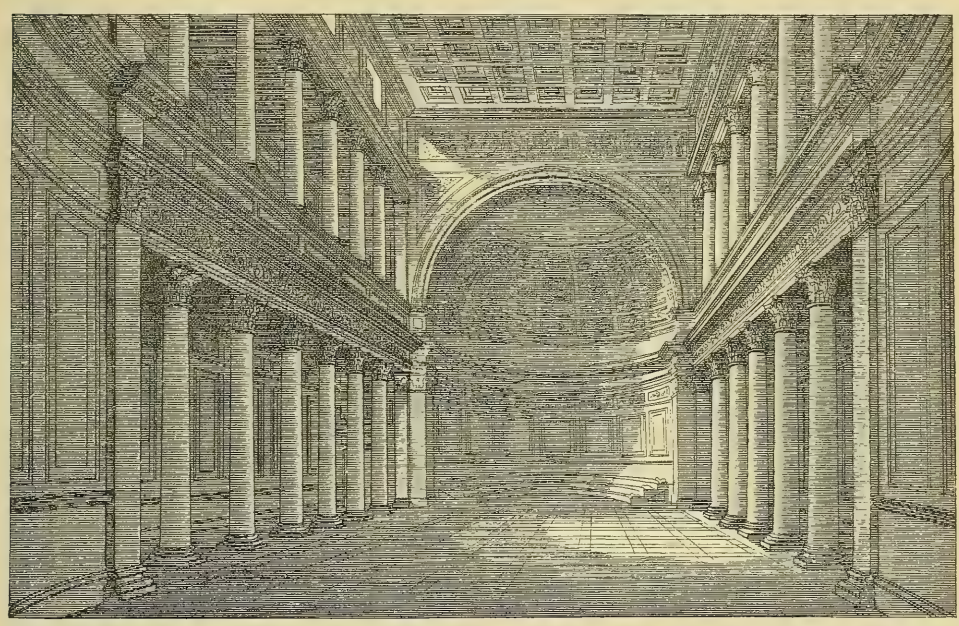
Hadrian als Schöpfer einer bezahlten Beamtenschaft ritterlichen Standes.

Ferner zeigte sich das organisatorische Talent Hadrians in der Schaffung eines neuen Verwaltungsapparates, einer neuen Beamtenschaft. Die alten republikanischen unbesoldeten Ehrenämter bis hinauf zum Konsulate verloren fortwährend an Wichtigkeit; die kaiserliche Verwaltung hatte sich von Anfang an auf direkt vom Kaiser abhängige Prokuratoren gestützt, doch war deren Rang und bürgerliche Stellung unsicher, da zu diesen Stellen oft Freigelassene der Kaiser verwendet wurden. Nunmehr schuf Hadrian einen mit festem Rang und Gehalt ausgestatteten bürgerlichen Beamtenstand. Hadrians Beamte waren alle ritterlichen Standes, alle besoldet, ihr Avancement vollzog sich nach festen Normen; vorzugsweise verwandte er studierte Juristen: juristisches Studium und die Bekleidung eines unteren Amtes galt seit Hadrian als gleichwertig mit dem militärischen Dienste eines Offiziers. Die bürgerliche Beamtenkarriere trat als gleichberechtigt neben die militärische. Mit solchen juristisch gebildeten bürgerlichen Beamten waren nunmehr regelmäßig die drei seit Claudius bestehenden Ministerien der Finanzen, der Kanzlei und des Bittschriftenamtes besetzt. Der Finanzminister (procurator a rationibus) war im Gehalt wie im Range der oberste der Prokuratoren. Die Kanzlei zerfiel in eine lateinische und eine griechische Abteilung mit römischen und griechischen Sekretären gleichen Ranges. Auch der Staatsrat (consilium) bestand aus besoldeten Männern ritterlichen Standes: ein Rat erhielt 21753 Mark, ein Hilfsarbeiter 13051 Mark Jahresgehalt; die ehrenhalber hinzugezogenen Senatoren erhielten keine Besoldung. Für die Leitung des Postwesens gab es einen Generalpostmeister in Rom (praefectus vehiculorum); das war schon dadurch notwendig geworden, daß Hadrian auch in den Provinzen die Kosten und die Verwaltung des Postwesens auf die Staatskasse übernahm. Ihm traten Postdirektoren für die einzelnen Provinzen und Seefahrtslinien zur Seite. Um den Erpressungen ein Ende zu machen, erhielten auch die Statthalter der Provinzen eine Besoldung; sie betrug für kaiserliche Prokuratoren bis zu 40000 Mark, für senatorische Statthalter bis zu 200000 Mark jährlich. Selbstverständlich wurde durch die zahlreichen neuen Beamten auch die ganze Regierungsmaschine komplizierter; das Aktenmaterial wuchs an, und ganze Scharen von Schreibern (tabellarii) und andern Subalternbeamten wurden gebraucht. So begann sich der römische Beamtenstaat zu bilden, der nachher unter Konstantin seine höchste Ausgestaltung erreichte und im Beamtenstaate des 17. und 18. Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung wiederauferstand. Die Folge dieser Entwickelung im römischen Reiche war natürlich eine immer weitere Einschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden, denen schon seit Vespasians Zeiten die kaiserlichen „Korrektoren" auf dem Nacken saßen. Die alte bürgerliche Freiheit und Tüchtigkeit, einst das Lebenselement der antiken Republiken, ist dabei zu Grabe getragen worden: denn je zahlreicher und einflußreicher die Beamtenschaft, desto unmündiger und hilfloser wird das Bürgertum. Wenn man sich auf einen idealen Standpunkt stellt, so muß man diese Entwickelung der Staatsverwaltung, die insbesondere durch Hadrian gefördert worden ist, beklagen. Aber man darf nicht verkennen, daß diese Vernichtung bürgerlichen Lebens vielleicht ein notwendiges Durchgangsstadium für die Menschheit gewesen ist. Denn durch diese Vernichtung wurde der wünschenswerte Ausgleich zwischen Rom, Italien und den Provinzen dem Abschluß nahegebracht, der ebenso notwendige Nivellierungsprozeß zwischen Herren und Sklaven wenigstens angebahnt. Das Ergebnis war ein sehr geringes Maß von Bewegungsfreiheit für den einzelnen Bürger, das aber schließlich fast allen Bewohnern der Küstenländer des Mittelmeers zu gute kam und der Verallgemeinerung der

materiellen und geistigen Kultur, vor allem aber dem Siege des Christentums gewaltig Vorschub leistete.

Hadrians Fürsorge für Litteratur und Kunst; seine Bauten in Rom.

Auch für die Hebung des geistigen und künstlerischen Lebens in Rom hat Hadrian eine beträchtliche Fürsorge entwickelt. Der Kaiser selbst schrieb und dichtete als Dilettant in lateinischer, wie in griechischer Sprache und zog die geistig bedeutenderen Zeitgenossen an den Hof. Er erweiterte die schon von Vespasian begründete Lehranstalt für Rhetorik und nannte sie „Athenäum“: dort stand es allen litterarischen Größen frei, Vorlesungen zu halten; dort hielten die Dichter ihre Wettkämpfe. Er verpflanzte die berühmte Alexandrinische Philologie, die sich mit der Sichtung und Verbesserung der Texte der älteren griechischen Schriftsteller und mit sprachlichen Studien beschäftigte, nach Rom. Aber alle diese Bestrebungen führten doch nur zu einer unbedeutenden Nachblüte des römischen Geistes, weil die Wahrheit der Empfindung



384. Basilika in der Villa Hadrians. Rekonstruktion von Canina.

und Darstellung längst in der herrschenden, von den Rhetorenschulen immer mehr ausgebildeten Schönrednerei untergegangen war. Größere Erfolge erzielte der Kaiser auf dem Gebiete der Kunst. Die Skulptur in allen ihren Zweigen wurde von ihm durch reiche Aufträge gefördert; ebenso blühte die dekorative wie die selbständige Malerei. Vor allem aber gab er der Baukunst in Rom neue Anregung durch die großen Aufgaben, die er ihr stellte. Eine große Anzahl der schönsten älteren Bauten, die im Laufe der Zeit gelitten hatten, wurden im besten Materiale wiederhergestellt, so z. B. das Pantheon des Agrippa, wie die in dem noch erhaltenen Bauwerke verwandten Hadrianischen Ziegelstempel beweisen. Seine wichtigsten Neubauten in Rom waren der großartige Tempel der Venus und der Roma an der Via Sacra und sein riesenhaftes Grabmal am Vatikanischen Hügel (moles Hadriani), das in der heutigen Engelsburg erhalten ist; eine schöne steinerne Tiberbrücke (pons Aelius) führte von dort auf das linke Ufer herüber. Einzig in ihrer Art aber war die Anlage seiner berühmten Villa in Tibur. Es war eigentlich keine Villa, sondern eine Stadt der

Erinnerung, 15 km im Umfang. Was auf den Kaiser bei seinen Reisen den tiefsten Eindruck gemacht hatte, das suchte er hier in Stein und Bild zu verkörpern. Es gab dort Nachbildungen des athenischen Lyceums, der Akademie, des Prytaneums, des Tempethales, des Vergnügungsortes Kanobus bei Alexandria mit einem Serapistempel. In der Nähe stand auch sein toter Liebling Antinous als Gott Osiris in weißem Marmor, ja sogar das Elysium und der Tartarus waren dargestellt. Dazwischen erstreckten sich Haine und Gärten mit Springbrunnen, Bäder und Säulenhallen, Bibliotheken, Tempel, Seen. „Auf den Wink des Kaisers konnten sich diese Haine, Thäler und Säulenhöfe mit der Mythologie des Olymps beleben, Priesterprozessionen nach dem Kanobus wallfahren, der Tartarus und das Elysium mit den Schatten Homers sich bevölkern, Bacchantenschwärme durch das Tempethal schweifen, Chorgesänge des Euripides im griechischen Theater ertönen und Flotten in der Naumachie die Xerxesschlacht wiederholen" (Gregorovius).

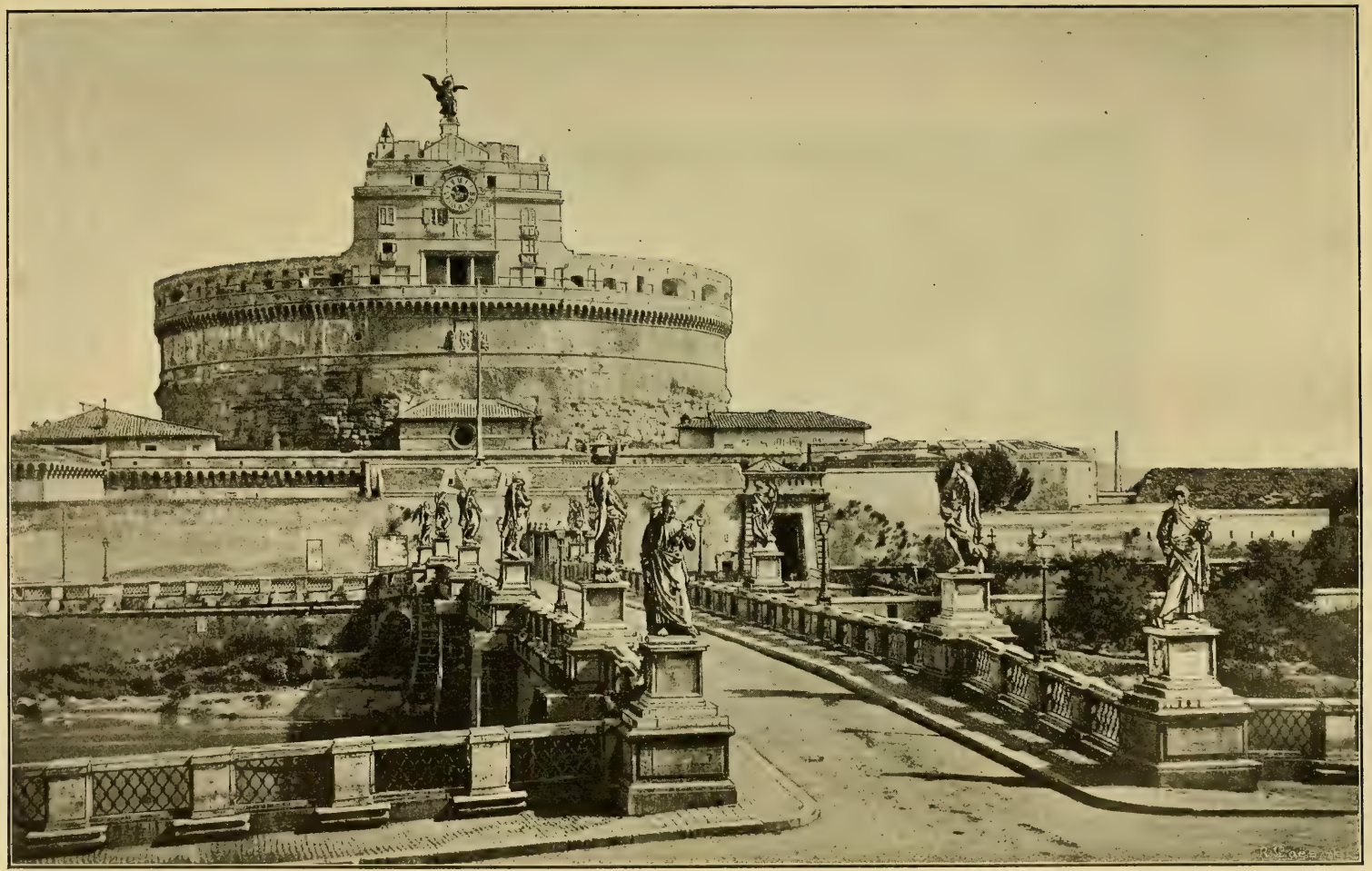
Die Thronfolgefrage.

Schwerlich wird der eine Mann, zu dessen Erheiterung alle diese prunkhaften und zaubervollen Veranstaltungen dienen sollten, den vollen Genuß davon gehabt haben. Denn er war in den letzten Jahren seines Lebens ein müder und kranker Mann. Dazu quälte ihn die Sorge, welchem Nachfolger er die mühevollen Schöpfungen seines Lebens hinterlassen solle, da er keinen Sohn besaß. Schließlich adoptierte er den Lucius Commodus Verus, einen Mann von großartiger Schönheit und gewandtem Geiste, der aber als Schwelger und Liebling der Frauen dem Sinnengenuß in hohem Grade ergeben war. Als sich einst seine Gattin über seine Liebesverhältnisse beklagte, erwiderte er: „Laß mich nur meine Lust an andern üben; Gattin heißt du dir zur Ehre, nicht zum Vergnügen." Hadrian mochte wohl hoffen, daß die guten Eigenschaften des Verus über die schlechten den Sieg davontragen würden, wie einst bei Titus, als er auf den Thron gelangt war. Aber beim Senate erregte diese Adoption großen Unwillen, besonders bei denen, die sich selbst Hoffnung auf den Thron gemacht hatten.

So entstand eine Verschwörung. Besonders des Kaisers Schwager, der 90jährige Servianus, und sein Enkel Fuscus wurden der Teilnahme beschuldigt. Hadrian geriet hierüber, zumal ihn auch körperliche Schmerzen reizten, außer sich und ließ diese und andre Mißvergnügte hinrichten. Da starb, vielleicht zum Glücke der Welt, der Wüstling Verus vor seinem Adoptivvater, und nunmehr adoptierte Hadrian den edelsten unter seinen Gehilfen, den er finden konnte, den Aurelius Antoninus, der, am 19. September 86 n. Chr. zu Lanuvium geboren, also damals 52 Jahre alt, ebensosehr für einen praktisch erprobten Staatsmann galt wie für einen reinen Charakter, der durch die innigste Vertrautheit mit der stoischen Philosophie abgeklärt worden war. Die Adoption des Antoninus erfolgte am 25. Februar 138, und da der neue Cäsar selbst keine Söhne besaß, so adoptierte er wieder auf den Wunsch Hadrians den Marcus Annius Verus (den späteren Kaiser Marc Aurel), den Sohn des Bruders seiner Gemahlin, der künftigen Kaiserin Faustina, und den Lucius Verus, den Sohn des verstorbenen Verus. So war nach menschlicher Voraussicht auf lange Zeit die Thronfolge geordnet.

Wenige Monate später, am 10. Juli 138, starb Hadrian zu Bajä, nachdem er zuletzt auch noch an der Wassersucht gelitten hatte, in den Armen seines Nachfolgers Antoninus. Die Verse, mit denen er selbst kurz vor seinem Ende die bange Frage nach dem zukünftigen Schicksal seiner Seele aufwarf, zeigen den Pessimismus, der das untergehende Heidentum charakterisiert, und die Ironie, die auch aus dem fragenden Blicke und dem leisen Lächeln des Mundes in seinen Büsten spricht. Sie lauten:

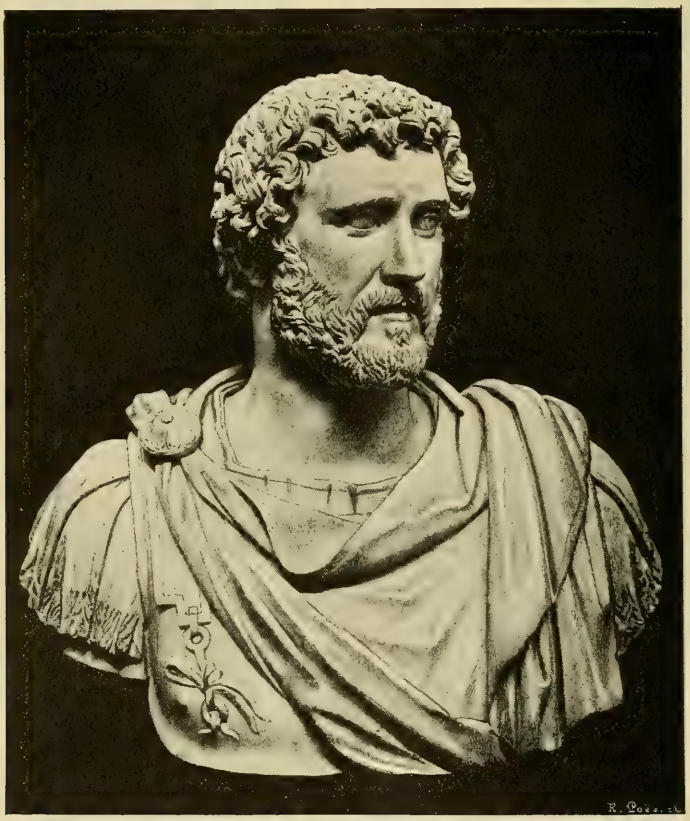
„Seele, die du umstät schweifest,
Leibes schmeichelnde Genossin,
Wohin willst du nun entfliegen,
Bleich und kalt und nackt verstoßen,
Lust und Scherze nimmer spendend?"



385. Engelsburg und Engelsbrücke (d. i. das Grabmal des Hadrian und die Älische Brücke) in ihrer gegenwärtigen Gestaltung. Nach Photographie.

Die Regierung des Antoninus Pius (138—161).

Es ist das beste Zeugnis für die Tüchtigkeit der von Hadrian geschaffenen Verwaltung und für die Festigkeit der von ihm in den Grenzprovinzen hergestellten Zustände, daß das römische Reich ein Menschenalter lang nach Hadrians Tode einen fast ungestörten Frieden genoß und daß auch die Staatsverwaltung ganz in den von ihm geordneten Bahnen verblieb. Deshalb ist auch von der Regierungsthätigkeit des trefflichen Antoninus, den die Nachwelt mit dem Beinamen Pius, d. h. der Fromme, ehrte, so wenig zu berichten. In Britannien schob er



386. Antoninus Pius.
Büste im Museum zu Neapel.

die Grenze wieder bis zum Forth und Clyde vor (S. 777); im Innern arbeitete er an der weiteren Ausbildung des Rechtes im Sinne der Humanität. Ehe er am 17. März 161 starb, ließ er die goldene Statue der Fortuna, die der regierende Kaiser in seinem Schlafzimmer zu haben pflegte, in das seines Adoptivsohnes Marcus bringen, der zugleich als Gemahl der jüngeren Faustina sein Schwiegersohn war, um ihn hierdurch vor den Hofbeamten als den rechten Erben der kaiserlichen Gewalt hinzustellen. Aber dieser, eigentlich M. Älius Aurelius Verus, als Kaiser in der Regel kurz Marc Aurel genannt, nahm sofort den früher zugleich mit ihm adoptierten L. Aurelius Verus zum Mitregenten an und gab ihm seine Tochter Lucilla zur Gemahlin. Immerhin sah die Welt in Marc Aurel den eigentlichen Kaiser.

Marc Aurel (161—180).

Er war ebenso philosophisch gebildet wie sein Vorgänger, ja in noch höherem Grade der Stoa ergeben als dieser. Man sagt sogar, daß ihm der kaiserliche Beruf anfangs eine Last gewesen sei und daß er auch politische Dinge ohne Einsicht in das wirkliche Leben nach den Grundsätzen der Stoiker zu regeln versucht habe. Sicherlich hat aber schließlich das fürstliche Pflichtgefühl über seine philosophischen Schrullen den Sieg davongetragen, als ihn die Not des Staates zwang, alle seine Kräfte zu Rate zu halten. Seine Regierung war nämlich keine so ruhige und friedliche wie die seines Vorgängers.

387. Marcus Aurelius.
Marmorbüste im Museum des Kapitols zu Rom.

Der Partherkrieg (161—165).

Es war nicht das Schlimmste, daß die orientalische Frage sofort nach der Thronbesteigung Marc Aurels wieder brennend wurde, da der Partherkönig Vologasus IV. Armenien besetzen und einen Prinzen seines Hauses auf den Thron erheben ließ. Denn nach anfänglichen Niederlagen der schwachen und wenig tüchtigen römischen Streitkräfte, die in Asien und Syrien standen, eroberten die Römer unter dem Scheinkommando des einen Kaisers, L. Verus (seit 162), in Wahrheit unter der Führung der tüchtigsten Offiziere jener Zeit, des Statius Priscus und des Avidius Cassius, nicht nur Armenien zurück, wo sie den Arsaciden Sohämus zum Vasallenkönig einsetzten, sondern drangen siegreich in Mesopotamien, ja sogar in Medien ein und behaupteten jenseit des Euphrat ein Stück von Mesopotamien samt Edessa und Karrhä, die unter römischen Schutz traten (165).

Der Markomannenkrieg (167—180).

Weit gefährlicher für die Zukunft des ganzen Reiches gestalteten sich unter Marc Aurel die Verhältnisse an der mittleren und unteren Donau. Etwa seit 150 n. Chr. ging durch die germanische Welt nördlich der Donau eine neue Bewegung, die wohl durch eine aus unbekannten Ursachen entstandene Südwanderung gotischer Stämme in der Richtung auf die untere Donau und das Schwarze Meer hervorgerufen worden war. Diese Bewegung teilte sich den Hermunduren und Naristen (nördlich der oberen Donau), den Markomannen (in Böhmen bis zur Donau südwärts), den Quaden (in Mähren und südostwärts bis zum Donauknie), den Jazygen (in der Steppe zu beiden Seiten der Theiß), dazu den Bastarnern und Sarmaten (am Nordrande der römischen Provinz Dacien) mit. Obwohl stärkere Grenzverletzungen in Dacien und Pannonien schon vorher vorgekommen waren, so nahmen die Römer wegen Mangels an Streitkräften den Krieg erst im Jahre 167, nach Beendigung des Parthischen Krieges, auf. Aber schon brausten die Scharen der germanischen Reiter durch das pannonische Flachland und über die Pässe der Julischen Alpen gegen Italien. Der ihnen entgegengeschickte Gardepräfekt Victorinus wurde mit seinem ganzen Heere vernichtet, Opitergium (Oderzo) bei Treviso wurde verbrannt, Aquileja bestürmt, Tausende von gefangenen Soldaten und Einwohnern als Sklaven fortgeschleppt. Die Zeit des „Cimbrischen Schreckens" erneute sich für Italien, und dazu wütete in Rom wie auf dem Lande und in den Kriegslagern eine furchtbare Pest, die die Legionen aus dem Partherkriege mitgebracht hatten. Um die Kosten der Rüstungen zu decken, ließ der Kaiser die Kostbarkeiten seines Hauses, darunter die wertvolle Gemmensammlung Hadrians, öffentlich versteigern. Nach einer großartigen Sühnefeier in Rom, die den Zorn der Götter besänftigen sollte, brachen beide Kaiser nach Norden auf. Zuerst bildete Aquileja das Hauptquartier. Als sich darauf die schlecht geleiteten Germanenhaufen zurückzogen, konnte das Hauptquartier allmählich wieder an die Donau, nach Carnuntum, vorgeschoben werden. Aber noch mancher schwere Verlust traf die Römer, ehe nach achtjährigem Ringen im Jahre 175 den Markomannen, Quaden und Jazygen der Frieden diktiert werden konnte: der Donaufluß durfte nicht mehr von ihnen befahren werden, sie durften längs des Flusses einen Uferstreifen von $7\frac{1}{2}$—15 km Breite nicht betreten, mußten sich die Anlage römischer Festungen auf dem rechten Donauufer gefallen lassen und den Römern Hilfstruppen stellen, z. B. die Jazygen 8000 Reiter, die größtenteils in Britannien Verwendung fanden. Die zahlreichen Gefangenen — gegen 200000 — hatten sie schon vorher ausgeliefert. Gleichzeitig legte Marc Aurel auch zwei neue große Standlager an der Donau an, Regensburg (Castra Regina) und Lorch (Lauriacum) bei Enns.

Am liebsten hätte Marc Aurel — L. Verus war unterdessen 169 einem Schlaganfalle erlegen — den Krieg noch weitergeführt und wenigstens den unruhigen Jazygen das Schicksal der Dacier (S. 758) bereitet, aber da hatte im Jahre 175 der Abfall des syrischen Statthalters Avidius Cassius eine Unterbrechung der Kriegsoperationen an der Donau erheischt. Marc Aurel sah sich genötigt, selbst gegen seinen tüchtigsten General, dem er fast den ganzen Orient anvertraut hatte, zu Felde zu ziehen; aber noch auf dem Marsche erhielt er die Nachricht, daß Avidius Cassius von seinen Soldaten ermordet worden sei. Trotzdem besuchte nunmehr der Kaiser die abgefallenen Provinzen und ordnete sie von neuem, dann kehrte er über Athen, wo er die Organisation der Universität vollendete (S. 817), nach Rom zurück. Dort errichtete ihm der Senat in dankbarer Freude über die Bezwingung der Donauvölker ein bronzenes Reiterstandbild auf dem Kapitol, das noch jetzt an Ort und Stelle erhalten ist. Auch die marmorne Ehrensäule Marc Aurels auf dem Marsfelde (Piazza Colonna) von fast 30 m Höhe steht noch bis auf diesen Tag, nur daß sie jetzt die Statue des

Apostelfürsten Paulus statt der des Kaisers trägt; sie ist wie die Trajanssäule von spiralförmig emporsteigenden Reliefs umgeben, die die Kämpfe an der Donau darstellen.

Aber bereits im Jahre 178 mußte der Kaiser wieder an der Donau erscheinen, wo sich der Krieg mit den Germanen schon seit 177 wegen der Durchführung der Friedensbedingungen erneuert hatte. Er fand die Stromufer bei weitem besser befestigt als ein Jahrzehnt zuvor. Noch oberhalb Lauriacum, des Hauptwaffenplatzes in Ufernoricum, lagen die Kastelle Lentia (auf dem Schloßberge von Linz) und Joviacum (Schlögen bei Haibach), und unterhalb von Lauriacum das Kastell Lacus Felicis (bei Öhling a. d. Url), Elegium (auf dem Felsen von Wallsee); an der Mündung der Erlaf lag das Lager von Arelape, an das sich ein Hafen für die Donauflotte anschloß, ferner das Fort Namare auf dem Felsen der Abtei Melk, dann die Kastelle Trigisamum (Traismauer), Faviana (Mautern), Comagenä (Tulln), Citium (Zeiselmauer). Sicherlich war aber auch noch mancher der jetzt mit Burgen, Klöstern oder Kapellen geschmückten Donauberge von den Römern befestigt, wie etwa der Leopoldsberg oder der Felsen von Klosterneuburg bei Wien, ohne daß diese Befestigung bis jetzt nachgewiesen wäre. Vor allem aber war Vindobona (Wien) durch Außenwerke verstärkt worden, und in noch höherem Grade Carnuntum, das von dem Steilufer der Donau weit über den gewaltigen, lebhaften Strom hinüberschaute auf die grünen Laubwälder und dichtverwachsenen Inseln, die noch heute das nördliche Ufer so unwirtlich umgürten wie damals.

Der Kaiser gedachte jetzt die Markomannen und Quaden und die Jazygen für ihren Friedensbruch nicht etwa zu strafen, sondern zu Unterthanen des Reiches, ihre Gebiete aber zu Vormauern der Provinzen Noricum und Pannonien zu machen, wie Mösien eine solche Vormauer in der Provinz Dacien besaß. Zu diesem Zwecke wurden, wie einst bei der Unterwerfung Daciens, große Verschiebungen der Wohnsitze der Barbaren vorgenommen: Tausende von Quaden und Naristen wurden innerhalb der Reichsgrenzen in Pannonien, Dacien, Mösien, ja sogar im verödeten Italien angesiedelt und wurden von dem damals noch aufsaugungsfähigen Romanentum bald romanisiert. Andre mußten sich als Kriegsgefangene ein etwas härteres Los gefallen lassen: sie bekamen Äcker an den Grenzen und verloren damit die Freizügigkeit; sie bildeten militärisch oder agrarisch geordnete Abteilungen von „Sassen" (coloni), deren Grundherr entweder der Kaiser selbst oder sonst ein vornehmer Römer war. Das waren die Anfänge des Kolonats in den Grenzprovinzen, deren Germanisierung mit dieser Maßregel begann. Schließlich gedachte der Kaiser unter dem Eindrucke eines großen Sieges, den der Gardepräfekt Paternus im Jahre 179 gewann und der die Kraft der Markomannen und Jazygen brach, auf dem linken Donauufer die Provinzen Marcomannia und Sarmatia einzurichten, die vermutlich Böhmen mit Mähren und Ungarn zwischen Theiß und Donau umfassen sollten. Der alte Plan des Augustus, das römische Germanien bis zur oberen Elbe auszudehnen, lebte hier noch einmal auf, und die jahrelangen Bemühungen des Kaisers schienen durch einen glänzenden Abschluß gekrönt zu werden; da befiel ihn zu Vindobona die mörderische Pest, von der ihn auch sein Leibarzt, der große Galenus, nicht erretten konnte. Sie raffte ihn hinweg am 17. März 180.

Commodus (180—192)

Sein Tod gerade in diesem Augenblicke bedeutete für das Reich ein großes Unglück. Denn der einzig überlebende von seinen Söhnen war Commodus, ein neunzehnjähriger, unfähiger, willensschwacher Mensch voll sinnlicher Begierden, den aber Marc Aurel in der Hoffnung, ihn noch zum Guten und Edlen anleiten zu können, bereits seit 177 mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt hatte. Dieser Knabe war jetzt Kaiser. Freilich lenkte nicht er die Geschicke des Reiches, sondern die

388. **Commodus. Büste im Museum des Kapitols zu Rom.**

Diese Halbfigur, die, 1874 auf dem Esquilin gefunden, jetzt sich im Kapitolinischen Museum zu Rom befindet, bildete einst das Mittelstück einer größeren Gruppe. Commodus ist als Herkules dargestellt mit der Löwenhaut über Kopf und Rücken, die Vordertatzen derselben über der Brust geschürzt. Die Rechte hält die auf der Schulter ruhende Keule, die vorgehaltene Linke die Hesperidenäpfel. Darunter eine reich verzierte, symmetrisch komponierte Basis. Links und rechts standen Tritonen. — Entwurf und Ausführung dieses Bildwerkes gehören zu dem Schönsten, was uns aus antoninischer Zeit erhalten ist.

trefflichen Generale und Staatsmänner, die sich während der Not des Parthischen und des Markomannenkrieges für die Lösung großer Aufgaben herangebildet hatten, der Gardepräfekt Paternus, der Statthalter von Syrien Helvius Pertinax, der Verwalter Daciens Clodius Albinus, ferner Pescennius Niger, Septimius Severus und andre. Aber es fehlte bei aller Tüchtigkeit im einzelnen eine einigende und das Ganze leitende Hand, wie sie Marc Aurel wenigstens in der zweiten Hälfte seiner Regierung sicherlich besaß. So unterblieb die geplante Einrichtung der transdanubischen Provinzen, ja Commodus ließ sogar in dem Wunsche, möglichst bald nach Rom zu kommen, die römischen Besatzungen der festen Plätze auf dem linken Donauufer zurückziehen und überließ die Trümmer der dort noch seßhaften Stämme und die hinter ihnen wogende Germanenwelt wieder sich selbst. Trotzdem wurde der Frieden von 175 thatsächlich zwei Menschenalter hindurch gehalten; so großen Respekt hatten die Thaten Marc Aurels und seiner Generale den Germanen eingeflößt.

In Rom entwickelte sich Commodus rasch zu einem eitlen und wollüstigen Narren nach Neros Art, nur stieg er in seinen Vergnügungen eine Stufe tiefer herab, denn ihn erfreuten statt Gesang und Saitenspiel Tierhetzen und Fechterspiele. An beiden nahm er persönlich teil; von sicheren Galerien aus erlegte er vor den Augen des Volkes die Beherrscher der Wüsten und kämpfte in undurchdringlicher Rüstung mit ungedeckten Gladiatoren. Später, als ihn einmal der Stahl eines Verschwörers im dunklen Korridor des Theaters bedroht hatte, wurde er auch zum Mordbuben. Im Jahre 184 wurde der treffliche Gardepräfekt Paternus aus dem Wege geräumt und 185 Tigidius Perennis mit seiner ganzen Familie, der bis dahin allen Gelüsten des jungen Kaisers Vorschub geleistet hatte. Dann geriet Commodus unter die Leitung des Oberkammerherrn Kleander, der früher ein phrygischer Lastträger gewesen war, und als er diesen 189 der Wut des Pöbels geopfert hatte, unter die Herrschaft der Freigelassenen Marcia, einer Pflegetochter des christlichen Presbyters Hyacinthus, und des Ägypters Eklektus. Endlich, als er auch diese mit dem Tode bedrohte und die Absicht äußerte, den feierlichen Zug am Neujahrstage 193 an der Spitze der Gladiatoren von deren Kaserne aus anzutreten und die Konsuln umzubringen, ließen ihn Marcia und Eklektus in der Nacht vom 31. Dezember 192 zum 1. Januar 193 durch den Athleten Narcissus im Bade erdrosseln.

389. Bronzemünze mit dem Bildnis des Pertinax. (Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Aber sein Tod kam zu spät, um das Römerreich vor den unheilvollen Folgen seiner Mißregierung zu retten. Zwar in den Provinzen war die Verwaltung im großen und ganzen in den alten guten Bahnen der Adoptivkaiser fortgegangen, und die oben genannten tüchtigen Generale hatten die Barbaren an den Grenzen überall in Respekt vor den römischen Waffen erhalten. Aber in Rom machte sich nach dieser würdelosen Regierung, die das Ansehen der kaiserlichen Gewalt wie des Senats in gleicher Weise vernichtet hatte, die Zügellosigkeit der von Commodus gehätschelten Garde, die fast ein Jahrhundert aus der Zahl der im Staate maßgebenden Gewalten verschwunden gewesen war, von neuem unheilvoll geltend. Sofort begannen aber auch die provinzialen Armeen mit der Garde um den Einfluß auf die Besetzung des Thrones zu rivalisieren: so erneuerten sich bald die Prätendentenkämpfe wie nach Neros Tode. Zunächst zwar zeigte der Senat Entschlossenheit und Thatkraft: Commodus wurde noch

Die Prätendentenkämpfe nach Commodus' Tode (193).

nach seinem Tode für einen Feind des Vaterlandes, seine Gesetze für nichtig erklärt, seine Bildsäulen umgestürzt, an seiner Stelle der treffliche, aber bereits 67jährige Helvius Pertinax zum Kaiser erhoben. Als dieser aber in dem ernsthaften Bestreben, das Gleichgewicht in dem überschuldeten Staatshaushalt wiederherzustellen, daranging, die Garde in straffe Zucht zu nehmen und knapper zu halten, wurde er am 28. März 193 im dritten Monate seiner Regierung bei einem Aufstande der Garde ermordet. An seine Stelle trat, von der Garde erhoben, Didius Julianus; gleichzeitig aber wählte die syrische Armee den Pescennius Niger, die britannische den Clodius Albinus und die Donauarmee den Septimius Severus zum Kaiser. Dieser hatte das größte und schlagfertigste Heer: er zog durch die Julischen Alpen nach Italien, fast ohne Widerstand zu finden. Als er sich Rom näherte, ließ der Senat den schwachen Didius Julianus hinrichten und erkannte den Septimius Severus als Kaiser an. So kam das Steuer des Staates wieder in eine feste Hand. —

Die Kultur der römischen Kaiserzeit.

Politische und wirtschaftliche Verhältnisse.

Die Weiterentwickelung des Prinzipates unter den Adoptivkaisern.

Das Zeitalter der Adoptivkaiser hat die rechtliche Stellung des Prinzeps zum Senate und zur Bürgerschaft äußerlich nicht sehr verändert. Wohl aber hat der Prinzipat in diesem Jahrhundert durch sein langes Bestehen, durch die Ordnung und Ruhe, mit der sich vermittelst der Adoption die Thronfolge vollzog, und vor allem durch sein segensreiches Wirken eine nachhaltige innere Kräftigung erfahren; der Gedanke, daß statt des Prinzipates wieder einmal die republikanische Staatsform die herrschende werden könne, erscheint selbst in den Köpfen der enragiertesten Aristokraten ausgestorben. Wie schon im ersten Jahrhundert nach Christo haben die Kaiser auch im zweiten die alleinige Verfügung über die militärischen Streitkräfte des Reiches sowie über die gesamte auswärtige Politik beibehalten; außerdem aber hat sich der Verwaltungsbereich der kaiserlichen Macht zu ungunsten der senatorischen beträchtlich erweitert. Denn während man bei der Einrichtung des Prinzipats — abgesehen von Ägypten, das als kaiserliche Domäne galt — nur drei kaiserliche Provinzen zählte, gab es vermöge der Vergrößerung des Reiches und der Teilung der alten Provinzen zur Zeit der Thronbesteigung Hadrians 36 kaiserliche Provinzen, denen nur neun senatorische gegenüberstanden. Es steht damit im Zusammenhange, daß auch die alte dem Senat zur Verfügung stehende Staatskasse, das Ärarium, im Vergleiche zum Fiskus, der kaiserlichen Staatskasse, zur Bedeutungslosigkeit zusammengeschrumpft war. Immerhin bestand die Zweiherrschaft (Diarchie) des Prinzeps und des Senates formell weiter; sie kam zum Ausdruck in dem Rechte des Senats, Gesetze zu geben und Gericht zu halten. Freilich geschah das eine meist auf die Initiative des Kaisers, und beide Thätigkeiten des Senats unterstanden dem kaiserlichen Interzessionsrechte, so daß also faktisch der Kaiser nur wenig durch den Senat beschränkt war. Anders lag die Sache beim Regierungswechsel, weil doch keine staatlich geordnete Erbfolge bestand und selbst die Thronbesteigung des vom Herrscher Adoptierten der Bestätigung des Senats unterlag. Mehrfach hat in dieser Periode der Senat seine Stimme wenigstens mit in die Wagschale werfen können, wie z. B. bei der Erhebung Vespasians, Nervas, des Helvius Pertinax. In andern Fällen hat der Senat auch ein strenges Totengericht über den Prinzeps zu halten gewagt und ihm wegen Verfassungsbruch die Konsekration, die Versetzung unter die Staatsgötter versagt, wie z. B. dem Domitian und dem Commodus, in einem Falle hat er sogar einen noch lebenden Kaiser abgesetzt und zum Tode verurteilt: den Didius Julianus.

Das römische Forum zur Kaiserzeit: Süd- und Westseite.

Nach der Rekonstruktion von Ch. Hülsen gezeichnet von Otto Girard.

Anderseits waren auch die guten Kaiser dieser Zeit bemüht, die formellen Rechte des Senates zu achten: jeder beschwur bei seiner Thronbesteigung die Habeaskorpusakte für die Mitglieder des Senats und verstand sich nur ganz ausnahmsweise und im Notfalle zu einem Eingriffe in das Pairsgericht der Senatoren übereinander. Dazu kam die noch immer ehrenvolle alte Amtskarriere und die Verwendung der Senatoren im Verwaltungsdienste als Statthalter über die Senatsprovinzen und als Kronfeldherrn, die in demselben Maße zunahm, in dem das Vertrauen der Kaiser zu der Loyalität der Körperschaft erstarkte, und parallel dazu die große Verwaltungsreform Hadrians, die statt der Freigelassenen und Sklaven des kaiserlichen Hauses den zweiten Stand, den Ritterstand, mit den zahlreichen und einflußreichen kaiserlichen Beamtenstellen bedachte. Das schöne Ergebnis aller dieser Bestrebungen war, daß unter dem Prinzipate des zweiten Jahrhunderts das Gesinde des Kaisers aus der Verwaltung und damit die orientalisierende Auffassung seiner Stellung als Herr (dominus) dem Staate gegenüber, die in den schlimmen Zeiten des Julisch-Claudischen Hauses manchmal hervorgetreten war, wieder verschwand. Statt dieser beunruhigenden Erscheinung erwuchs im Zeitalter Hadrians und der Antonine eine naturgemäße, durch das persönliche Vorwalten des Prinzeps gemäßigte Vorherrschaft der höheren Stände über das niedere Volk, und der Rest der alten aussterbenden republikanischen Aristokratie samt der an ihre Stelle tretenden neuen Beamtenaristokratie bildete unter der Leitung des Kaisers eine feste und harmonische Form der Regierung und der Verwaltung aus, die mehrere Menschenalter hindurch für viele Völker der alten Welt unendlich beglückender war, als die Regierungsform der alten Republik. — In wesentlich occidentalischen Formen hielt sich in dieser Zeit auch noch der kaiserliche Hof in Rom. Der Hof.
Gerade die Adoptivkaiser waren bemüht, das Leben des Hofes, das unter Caligula, Nero, Domitian vielfach ein Gepräge von orientalischer Servilität und Üppigkeit gezeigt hatte, zu bürgerlicher Ehrbarkeit und Einfachheit zurückzuführen. Die Schlichtheit wurde Modesache; und so erreichten die guten Kaiser durch ihr Beispiel bei den Vornehmen wie beim Volke in Rom mehr als alle alten Gesetze gegen den Luxus. Trotzdem konnten es auch Hadrian und seine Nachfolger nicht hindern, daß das aus der Staatsverwaltung verdrängte kaiserliche Gesinde, Sklaven und Freigelassene, nunmehr doch wenigstens als Hofdienerschaft eine bedeutende und oft bedenkliche Rolle spielte. Die Kammerdiener, Barbiere, Lieblingssklaven der Kaiser betrieben mit dem „Dunst" (fumus), d. h. mit falschen Vorspiegelungen über das, was der Prinzeps gesagt und gedacht, gedroht oder verheißen haben sollte, einen förmlichen Handel; Hadrian und Antoninus machten dieses unsaubere Geschäft nach Möglichkeit zu nichte, aber unter Commodus stand es wieder in voller Blüte. Infolge solchen Handels und der sehr üblichen „Trinkgelder" häufte sich in der Hand bevorzugter kaiserlicher Freigelassenen, ja selbst bei Sklaven ein ungeheurer Reichtum an, der allerdings manchmal, wie z. B. von Kleander unter Commodus, auch gemeinnützigen Bauten zu gute kam.

Großes Ansehen am Hofe genossen diejenigen Sekretäre der kaiserlichen Kanzlei, die die Reskripte und Erlasse des Kaisers für die Veröffentlichung zustutzten. Jenes von Rhetorik ganz durchtränkte Zeitalter legte, wie nachmals die Kanzler und Sekretäre der päpstlichen und fürstlichen Kanzleien der Renaissance, hohen Wert darauf, daß alles, was aus dem Munde oder der Feder des Kaisers zu kommen schien, „Klarheit, Erhabenheit der Gesinnung, einen dem Gegenstande angemessenen Ausdruck" verrate. Die griechisch-lateinischen Stilkünstler, die diese Politur zu geben verstanden, wie der Rhetor Cornelianus unter Marc Aurel und Commodus, standen hoch im Gehalt und in der Geltung. — Angesehen und reich dotiert war auch die Stellung der Lehrer und Erzieher des Thronfolgers. Schon Augustus hatte dem Lehrer der Prinzen, dem berühmten Grammatiker Verrius Flaccus, ein Jahresgehalt von 200000 Mark bewilligt. Fronto und Herodes Atticus (S. 804), die Lehrer Marc Aurels, gelangten 143 zum Konsulate, und der gleichfalls für den jungen Marc Aurel berufene Stoiker Apollonius aus Chalkis durfte sich weigern, in den kaiserlichen Palast zu ziehen, weil der Schüler zum Lehrer kommen müsse, ein Die Kanzlei; Prinzenerziehung.

Verlangen, dem der Hof auch nachkam. Zum Hofstaate gehörte überdies auch ein Leibarzt des Kaisers mit einem festen Gehalte von 50000—100000 Mark jährlich und ein oder mehrere Hofastrologen. Auch gab es eine Art von Pagenschule (paedagogium), deren Gebäude am Palatin aufgedeckt worden sind. Dort wurden Knaben aus allen Ländern auf Kosten der Kaiser erzogen, oft auch zu schlimmen Lastern gemißbraucht; viele Namen solcher Pagen sind noch an den Wänden eingekratzt. Darunter ist auch der Name eines „gläubigen Alexamenes" (Alexamenes Fidelis), den seine Gefährten wegen seines Christentums durch eine roh in den Stuck gekratzte Zeichnung verhöhnt haben: er ist in der Stellung eines Betenden vor einer am Kreuze hängenden menschlichen Gestalt mit einem Eselskopf abgebildet, die (griechische) Unterschrift lautet: „Alexamenes verehrt seinen Gott." —

Mätressen, Freunde des Kaisers, Hofzeremoniell.

Den Mätressen, an denen es am Kaiserhofe nicht fehlte, haben die guten Kaiser keine politische Rolle zu spielen gestattet; doch wissen wir z. B., daß die schon erwähnte Marcia, die Pflegetochter eines christlichen Presbyters, auf die Entschließungen des Commodus großen Einfluß geübt hat. Ihre Fürbitte befreite die zu harter Bergwerksarbeit in Sardinien verurteilten Christen. Der Kaiser scheute sich nicht, da er sie am liebsten in Amazonentracht sah, ihren Kopf mit dem Amazonenschilde neben dem seinen auf den Münzen ausprägen zu lassen.

Wichtig, auch bei den guten Kaisern, war der Einfluß der „Freunde des Kaisers". Wir kennen sie bereits aus der Zeit des Tiberius als die vornehmsten Glieder des Staatsrates und als Reisebegleiter Hadrians. Sie spielten auch in dem von Hadrian neu organisierten Staatsrate, wenn er auch vorzugsweise aus studierten Juristen bestand (S. 782), eine große Rolle. Unter Marc Aurel erscheint der Ausdruck „Freunde des Kaisers" bereits wie ein Titel auf Inschriften. Diese Freunde bildeten des Morgens beim Aufstehen und bei der Mittagstafel die ständige Umgebung des Fürsten. Marc Aurel entband sie von dem Zwange, an der kaiserlichen Tafel erscheinen zu müssen; doch wird ihnen die stete Beobachtung des Zeremoniells noch Schwierigkeiten genug bereitet haben.

Denn ein Zeremoniell war auch schon unter den Adoptivkaisern am Hofe vorhanden, wiewohl es im Vergleiche mit dem späteren byzantinischen wie die volle Ungebundenheit erscheint. Zum Zeremoniell gehörte der Morgenempfang der „Freunde", die vom Kaiser durch einen Kuß ausgezeichnet wurden; den Anspruch auf den ersten Kuß hatte der Gardepräfekt. Bei festlichen Anlässen nahm auch der ganze Senat am Morgenempfang teil, und die guten Kaiser gönnten auch allen Senatoren den Kuß, um sie als Standesgenossen zu bezeichnen. Manchmal wurden auch Ritter zum Empfange zugelassen, am 1. Januar aber fand regelmäßig eine große Audienz von Leuten aus allen Ständen statt, wobei auch Bittschriften überreicht werden durften. Ähnliche Empfänge hielten auch die Kaiserinnen ab. Die Ordnung unter den Eintretenden wurde durch Posten der Garde aufrechterhalten, von der immer eine Kohorte (1000 Mann) als Schloßwache Dienst hatte; sie erschienen dabei im Friedenskleide der Toga. Die Toga war auch das offizielle Gewand der zur Audienz zugelassenen Personen und des Kaisers selbst. Schlechte Kaiser verletzten diese Sitte, wie z. B. Nero, der die Senatoren „in einer geblümten Tunika mit einem Mussselintuche um den Hals empfing."

Der Senatorenstand.

Die ehedem so schroffen Standesunterschiede unter den römischen Bürgern haben sich naturgemäß in der Kaiserzeit etwas verringert, seitdem der vornehmste wie der geringste dem Willen des Prinzeps untergeben war. Besonders die Vorrechte der Geburt haben sich allmählich abgeflacht, seitdem die größte Zahl der Familien der alten Nobilität ausgestorben war und ein rascheres Aufsteigen aus den Tiefen des Volkes bis zu den Höhen des kaiserlichen Amtsadels stattfand. Auch der Senat und der Senatorenstand zeigte ein starkes Ab- und Zuströmen. Denn er ergänzte sich nicht nur aus sich selbst heraus dadurch, daß naturgemäß die Senatorensöhne die alte kurulische Ämterkarriere durchmachten und dadurch wieder in den Senat gelangten, sondern die Kaiser besaßen, besonders seit Domitian die Zensur zu einer stehenden Befugnis des Prinzeps gemacht hatte, auch das Recht, Personen zu Senatoren zu ernennen oder dem Senate zur Ernennung zu empfehlen. Noch immer galt eine Million Sesterzen als der mindeste Zensus für die Zugehörigkeit zum Senatorenstande. In Wahrheit

aber gehörte ein weit größeres Vermögen dazu, um einen senatorischen Haushalt zu führen, zumal das Vermögen, vorzugsweise in Grundbesitz angelegt, den nach römischen Begriffen niedrigen Ertrag von etwa 6 Prozent einbrachte. Senatoren, die nicht in Italien heimisch waren, mußten nach einer Verfügung Trajans ein Drittel ihres Vermögens in italischem Grundbesitze anlegen. Marc Aurel ermäßigte diesen Satz auf ein Viertel. Um sich wirtschaftlich zu behaupten, nahmen die Senatoren, wie schon früher, vielfach an den Handelsgeschäften ihrer Freigelassenen und Sklaven teil, da ihnen der Handel auf eigne Rechnung verboten war. Als ein besonderer Titel für die Männer senatorischen Standes setzte sich im Zeitalter der Adoptivkaiser der Ausdruck „vir clarissimus", etwa unser „Hochgeboren", fest.

Der Ritterstand.

Der Ritterstand, der zweite Stand der römischen Bürgerschaft, verlor unter dem Kaisertum zunächst seine feste Organisation, die sich auf den Zensus von mindestens 400000 Sesterzen, Abstammung von einem freien Vater und Großvater, Unbescholtenheit und den Besitz des goldenen Ringes, des Purpurstreifens an der Tunika und des Ritterplatzes im Theater gründete. Denn die Kaiser des ersten Jahrhunderts verliehen den goldenen Ring nicht nur an Söhne von Freigelassenen, sondern auch an Freigelassene selbst, bis schließlich keine andre Schranke mehr zwischen Plebs und Ritterstand vorhanden war als der Zensus. Deshalb bildete sich das Bedürfnis heraus, aus der großen Menge der Ritter in Italien und den Provinzen die aristokratischeren Elemente herauszuheben und als einen privilegierten „Stand im Stande" zu konstituieren. Das geschah auf doppelte Weise: erstens bildeten die „Ritter mit dem Staatsroß" (equo publico) auch später noch eine Genossenschaft für sich mit bestimmten Aussichten auf bürgerliche und militärische Ämter. Zweitens wurde den vornehmsten und reichsten unter den übrigen Rittern von den Kaisern ein breiterer Purpurstreifen und dadurch erhöhte Geltung verliehen. Das waren die sogenannten senatorischen Ritter, so genannt, weil sie den senatorischen Zensus hatten und überhaupt dem Senatorenstande näher waren als der Plebs. Auf die Konsolidierung dieser besseren Elemente des Ritterstandes war natürlich die Verwaltungsreform Hadrians, der den Rittern die kaiserlichen Ämter übertrug (s. S. 782), vom nachhaltigsten Einfluß. Seitdem galt nicht nur der ritterliche Militärdienst, sondern auch die Bekleidung der unteren Verwaltungsämter als Anwartschaft auf die höchsten Posten. Als ein Beispiel einer solchen ritterlichen Laufbahn mag die des L. Valerius Proculus unter Hadrian und Antoninus Pius dienen. Er war zuerst Präfekt einer Kohorte, dann Legionstribun, darnach Präfekt der Nilflotte, dann nacheinander Statthalter der Provinzen der Seealpen, Bätica, Kappadocien, Asien, der drei gallischen Provinzen, dann in Rom Prokurator der Finanzen (a rationibus), der Getreidebeschaffung und zuletzt Präfekt von Ägypten.

Der dritte Stand.

Der dritte Stand, die eigentliche Bürgerschaft, war in Rom wie in den Provinzen durch weitere Erteilung des Bürgerrechts, vor allem aber durch Freilassung von fremden Sklaven in noch höherem Grade als bereits während der letzten Zeiten der Republik zu einer internationalen, buntscheckigen Masse geworden. Die größte Verschiedenheit der Erwerbs- und Vermögensverhältnisse brachte auch die größte Verschiedenheit der Lebensführung mit sich. Am besten gestellt waren die Besitzer kleiner Ackergüter und Gartenbauwirtschaften in der Nähe von Rom, die ihre Produkte direkt an die Verbraucher auf den zahlreichen Märkten der Stadt absetzen konnten, und die Gewerbetreibenden und Händler, die mit einigen Sklaven arbeiteten. Es gab in Rom etwa 250 selbständige Bäckereien und etwa 2300 Ölverkaufsstellen. Die alten Innungen der Handwerker waren durch Verfeinerung und Teilung der Arbeit vielfach neu gegliedert worden. So waren z. B. aus der alten Innung der Kupferschmiede

besondere Innungen der Topfmacher, Kandelaberfabrikanten, Laternenmacher, Gewichtmacher und Erzwaffenschmiede hervorgegangen. Ferner gehörten zum dritten Stande die ganze Schar der Subalternbeamten, die Schreiber und Rechnungsführer der Prokuratoren und Präfekten (apparitores und scribae), bis Hadrian die besseren Stellen dieser Art den Rittern zur Vorbereitung auf die höhere Verwaltungslaufbahn anwies, ferner die Liktoren, Boten, Ausrufer, Auktionatoren, die gewöhnlichen Ärzte, Schulmeister, Astrologen, Musiker u. a. Unter diesen Leuten fanden sich sicherlich zahlreiche behäbige, ja reiche Existenzen, deren Söhne dann schnell zum Ritterstande aufstiegen. Aber es gab auch Tausende und Abertausende, die aus Not in den ehrlosen, gedrückten und gestoßenen Scharen der Klienten vornehmer Häuser untertauchten oder im Elend verkamen. Die Gedichte der römischen Satiriker, wie Martial und Juvenal, enthalten beredte Schilderungen des großstädtischen Elends, das in Rom nicht geringer gewesen sein kann als in den modernen Großstädten.

Römisches Elend.

Zu den finsteren Kammern der Armen führten oft 200 Stufen empor; man konnte nicht eintreten ohne sich zu bücken. Ihr Herd war oft kalt, ein Krug ohne Henkel, eine Matte voll Wanzen, ein Haufen Stroh und ein leeres Bettgestelle ihr ganzes Mobiliar, eine kurze Toga bei Tag und bei Nacht ihr einziger Schutz gegen die Kälte, essigsaurer Wein und schwarzes Brot ihre Nahrung. Grauenvoll waren die Straßenbilder zur Zeit des Wohnungswechsels, die Juvenal schildert. „Ein blasser, von Frost und Hunger ausgemergelter Mann und drei Frauen, die den Megären gleichen, schleppen ein Bettgestell mit drei, einen Tisch mit zwei Beinen und dergleichen altes Gerümpel, eine Lampe und eine Laterne von Horn, zerbrochenes Geschirr, eine mit Grünspan überzogene Kohlenpfanne, einen nach schlechten Seefischen stinkenden Topf . . .“ Noch schlimmer waren die daran, die überhaupt wegen ihrer Bettelhaftigkeit keinen Hauswirt mehr fanden und auf den Märkten, Brücken, Stufen der Tempel und andrer öffentlichen Gebäude das Mitleid der Vorübergehenden erregten. Ihr ganzer Besitz war oft ein Stab und eine Decke, ihre Erlösung der Tod in einem einsamen Winkel.

Die Stadt Rom.

Das Gehäuse, in dem diese grellen sozialen Gegensätze zwischen fürstlichem Reichtum und bettelhafter Armut, zwischen üppigstem Lebensgenuß und dornenvoller Entsagung sich bewegten, die Stadt Rom, war im Zeitalter der Antonine auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung und ihres Glanzes angekommen. Noch galt sie unumstritten als der Mittelpunkt der Welt, und nach den Flaviern hatten die Adoptivkaiser in schönem Wetteifer mit dem alten Geburts- und dem neuen Dienstadel dafür gesorgt, daß die ehrwürdige Roma ein ihrer großartigen Rolle entsprechendes Gewand anlege, ein Gewand, so erhaben und so prächtig, daß sogar die kümmerlichen Fetzen, die die Stürme der Jahrtausende davon übrig gelassen haben, noch heute die Bewunderung der ganzen gebildeten Menschheit erregen. Die Stadt auf dem linken Tiberufer — wie sie nachher Aurelian durch eine Mauer umgrenzte (s. S. 826) — hatte einen Umfang von mehr als 15 km; dazu kamen aber noch weitläufige Anlagen auf dem rechten Ufer, die sich an den befestigten Janiculus anlehnten. An die volkreichen Vorstädte schlossen sich nach allen Seiten hin prachtvolle Landhäuser mit duftenden Gärten, von grünen Hainen umgebene Tempel, riesenhafte Grabdenkmäler, deren Zinnen und Kuppeln dem Wanderer, der sich etwa auf der Appischen Straße der Stadt näherte, schon meilenweit entgegenschimmerten. Betrat er dann die Stadt selbst, so fesselten seine Blicke besonders das Kapitol und der Palatin und die zwischen beiden Hügeln sich nordostwärts erstreckende Ebene, Stadtteile, die ehedem der Hauptsitz des staatlichen und religiösen Lebens gewesen waren und nunmehr in ihrer marmornen Pracht der Märkte, Tempel, Portiken, Triumphbogen, Basiliken mit ihren Tausenden von steinernen und ehernen Bildsäulen einem Riesenmuseum der Geschichte Roms glichen. Dieses in jeder Hinsicht zentrale Gebiet Roms umgaben in weitem Bogen die zahlreichen, mit allem Luxus ausgestatteten Thermen (Bäder), Theater, Rennbahnen, mit denen die enorme Freigebigkeit der Kaiser und reicher Bürger für das körperliche Wohl und die Befriedigung der Schaulust der Einwohner gesorgt

390. Plan von Rom zur Kaiserzeit.

hatten. Weiter hinaus, namentlich auf dem Marsfelde, im Norden der Stadt, und auf dem rechten Tiberufer kam man in herrliche, dem ganzen Volke offenstehende Gärten voll Oliven, Lotosbäume, Lorbeerhaine und Platanenalleen, in denen die köstlichsten Blumen dufteten und die Nachtigall schlug. Dazu kam geradezu eine Überfülle des herrlichsten Wassers. Aus den Quellen der Albaner- und Sabinerberge, aus hochgelegenen Seen, aus Flüssen und Bächen des Gebirges, überallher, wo es zu haben war, führten 19 großartige Wasserleitungen, meist auf hohen Bogenreihen gutes Wasser nach Rom: von ihnen wurden mehr als 1000 Wasserbassins mit Röhrbrunnen und 800 Badeanstalten gespeist; außerdem aber plätscherten überall auf den Plätzen und in den Gärten die Springbrunnen und kämpften erfolgreich gegen Staub und Hitze.

Freilich fehlte in dem Stadtbilde zu dem glänzenden Lichte auch nicht der tiefe Schatten. Neben den etwa 1800 Palästen, von denen eine Beschreibung der Stadt Rom aus dem 4. Jahrhundert redet, werden gegen 47000 Mietwohnungen erwähnt. Es gab ganze Stadtviertel voll von hochaufgetürmten Spekulationsbauten: da gab es rissige Mauern, enge, halsbrecherische Treppen; der Einsturz zu leicht und liederlich gebauter Häuser gehörte zu den gewöhnlichen Unglücksfällen. Feuersbrünste und die häufigen Tiberüberschwemmungen vermehrten das Elend der Mietbewohner, so sehr auch die Baupolizei bemüht war, den Schwindelgeist zurückzudrängen. Furchtbare

Seuchen, namentlich zur Sommerszeit, richteten trotz der geordneten Schleusenverhältnisse riesenhafte Verheerungen unter den eng wohnenden ärmeren Leuten an. Immerhin scheint das antike Rom, wenn man von Zeiten der orientalischen Pest absieht (s. S. 788), auch im Sommer wesentlich gesünder gewesen zu sein als das mittelalterliche und das moderne. Und der bleibende Eindruck, den die Stadt hinterließ, war doch ein so gewaltiger, daß man die Schattenseiten leicht vergaß. Nur wer Rom kannte, hatte nach der Ansicht der Römer die Welt gesehen; wer es nicht kannte, glich dem Blinden, den die Sonne nie erquickt hat.

Noch im 4. Jahrhundert schildert Ammianus Marcellinus den Eindruck, den die Stadt auf den Kaiser Constantius (357) hervorrief, mit folgenden begeisterten Worten: „Als der Kaiser von den Höhen der sieben Hügel über die Abhänge und Ebenen der Stadt mit ihren Vorstädten hinzog und ihre Riesenglieder musterte, glaubte er immer, daß das, was er gerade sah, das Erhabenste sei: der Jupitertempel auf dem Kapitol strahlte ihm wie der Himmel über der Erde, er schaute die Bäder, die ihm für ganze Provinzen Raum zu bieten schienen, die aus Travertin gefügte Riesenmasse des Amphitheaters (Kolosseum) erschien so hoch, daß man kaum daran in die Höhe sehen konnte, dann bewunderte er den herrlichen Rundbau des gewölbten Pantheons, die hohen Ehrensäulen mit Treppen im Innern, die Bildsäulen von Konsuln und früheren Fürsten trugen, den Tempel der Roma, den Markt des Friedens, das Theater des Pompejus, das Odeon, das Stadium und andre Zierden der ewigen Stadt. Als er aber auf das Forum des Trajan gekommen war, zu einem Bau, der einzig dasteht unter dem Himmel und wohl selbst den Göttern wunderbar erscheint, da stand er wie vom Donner gerührt und ließ seinen Blick über die gigantischen Wölbungen schweifen, zu deren Preis kein sterblicher Mund ausreicht und die kein sterblicher Baumeister je wieder erreichen wird." Und sogar über die Wirkung der Ruinen Roms auf den denkenden Menschen gibt es eine Reihe der großartigsten Zeugnisse. Fast 11 Jahrhunderte nach dem Kaiser Constantius stieg einst der päpstliche Sekretär Poggio, einer der Bahnbrecher der Renaissance, mit seinem Freunde Antonio Loschi auf das Kapitol hinauf; er schreibt darüber: „Wir setzten uns gerade unter den Trümmern der tarpeischen Burg hinter die ungeheure Marmorschwelle eines Thores, mitten unter die umherliegenden Säulentrümmer. Von da aus sahen wir einen großen Teil der Stadt zu unsern Füßen. Eine Zeitlang ließ Antonio seine Augen bald hierhin, bald dahin schweifen, dann seufzte er tief auf und sprach: „O mein Poggio, wie unterscheidet sich doch dieses Kapitol von jenem, bei dessen Anblick Virgil sang: Golden leuchtet es jetzt, einst war es voll Dornengebüsches. Man könnte den Vers wohl umkehren und sagen: Golden war es wohl einst, doch jetzt voll Trümmer und Dornen ... Jetzt hat das grausame Schicksal Roms Aussehen und Gestalt so verändert, daß es nun allen Schmuckes entblößt daliegt, wie der verwesende Leichnam eines Giganten." Goethe lieh demselben Zauber Ausdruck im Anfang der „römischen Elegien":

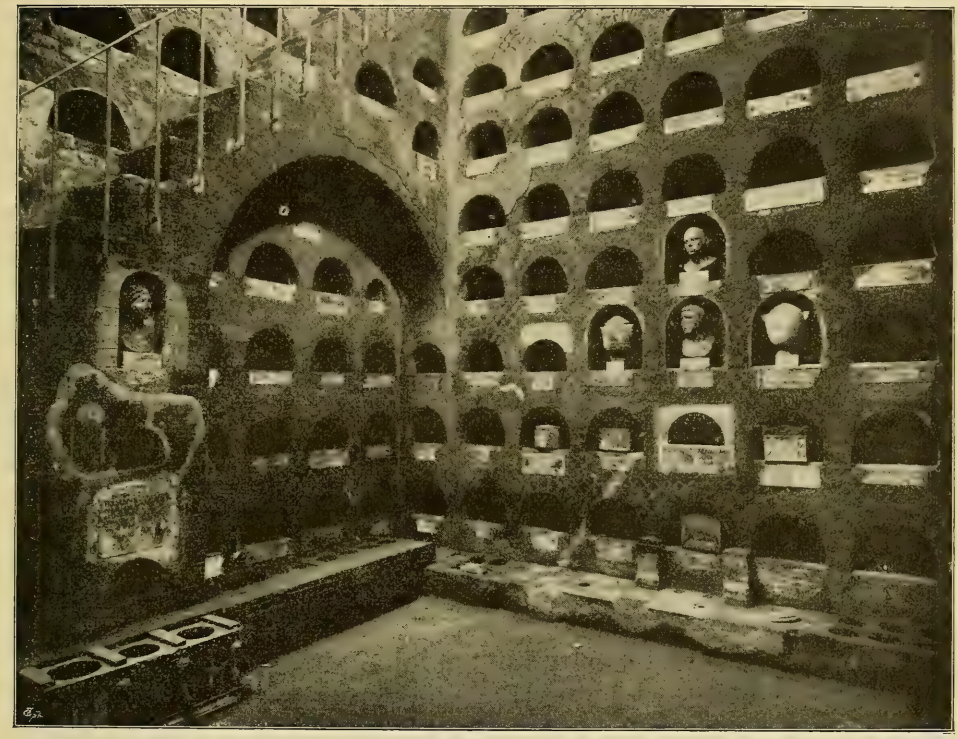
„Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma! Nur mir schweiget noch alles so still!"

Italien und die agrarischen Verhältnisse: das Kolonat.

In Italien bestanden noch immer die alten Gemeindeverbände der Munizipien, deren jedes wenigstens dem Namen nach die volle Selbstverwaltung besaß. Aber diese Selbstverwaltung war infolge der gesteigerten Kultur und der allgemeinen Verarmung der Landschaft, die sich schon unter den Adoptivkaisern fühlbar machte, so kompliziert und kostspielig, daß sich oft nicht die nötigen Bürger für die Übernahme der Gemeindeämter fanden, noch öfter aber Gemeinden in finanzieller Not schwebten. Deshalb war die Selbstverwaltung schon durch die „correctores" Trajans und dann durch die „iuridici" Hadrians eingeschränkt worden. Am längsten hielt sich ein tüchtiger, wohlhäbiger Bürgerstand in den Städten des Polandes, das verhältnismäßig spät zu römischer Kultur und zum Bürgerrechte gelangt war. Der Süden des Landes war, abgesehen von den Küstenstädten, schon lange Zeit verödet. Überall aber führte der kleine und mittlere Grundbesitzer einen erbitterten Kampf um das Dasein mit den Besitzern der großen Latifundien und ihrer Wirtschaftsweise, die sich auf Plantagenbau und große Scharen von Sklaven gründete. Weder die Hebung der Rentabilität des Bodens durch Baumpflanzungen und Weingärten, noch die Krediterleichterung, die den kleinen und mittleren Grundbesitzern durch die billige Ausleihung der Alimentationsgelder (s. S. 760) gegeben war, konnte auf die Dauer die Konkurrenz der großkapitalistischen

Latifundienwirtschaft aus dem Felde schlagen. So ging auch der letzte Stand mittlerer und kleiner Landwirte, den das sinkende Römertum aus den angesiedelten Soldaten (s. S. 684) geschaffen und mit Hilfe der Alimentationen einige Generationen hindurch erhalten hatte, zu Grunde, wie einst jener altrömische Bauernstand in der Gracchenzeit an demselben Übel dahingegangen war.

Und was die spätere Kaiserzeit an seine Stelle setzte, das Kolonat, war nichts als ein dürftiger Notbehelf. Es fehlte nämlich, besonders nach dem furchtbaren Sterben, das die Pest unter Marc Aurel verursacht hatte, in Italien an Händen für



391. Columbarium in der Vigna Codini zu Rom. Nach Photographie.

Während für die Vornehmen große und kostbare Grabmäler und Familienbegräbnisse in der Umgebung der Stadt, namentlich zu beiden Seiten der Appischen Straße, angelegt wurden, baute man für geringe Leute, namentlich für Sklaven und Freigelassene der Kaiser oder andrer vornehmen Römer, unterirdische Massengräber, sogenannte Columbarien („Taubenschläge"). Der Name ist hergenommen von dem taubenschlagartigen Aussehen, das sie durch die reihenweise geordneten Nischen erhalten haben. In den Nischen stehen die Urnen mit der Asche, darüber angebrachte Täfelchen enthalten den Namen des Verstorbenen.

die landwirtschaftlichen Betriebe; auch der Sklavenzufluß war geringer, seitdem die großen Eroberungskriege Trajans einem wesentlich friedlichen Zeitalter Platz gemacht hatten. Deshalb begann man mit einer Einschränkung der Freilassung, indem man zwar nicht die Zahl der Freizulassenden, wohl aber ihre Rechte verkürzte. Es wurden nämlich Freilassungen in der Form ausgesprochen, daß der Freigelassene zwar das Bürgerrecht erhielt, nicht aber die Freizügigkeit, sondern an die Scholle, die ihm sein ehemaliger Herr, nunmehr sein Grundherr, in Pacht gab, gefesselt blieb. Aus dem Pachtverhältnisse wurde allmählich die Erbpacht, die auch für die Nachkommen des Freigelassenen in Kraft blieb, und so entstand allmählich in Italien und auch in den Provinzen, wo man alsbald das Verfahren nachahmte, ein zahlreicher Stand freier, aber nicht freizügiger, dem Gundherrn zu Zins und Fronen verpflichteter Bauern, die man coloni oder

inquilini (Sassen) nannte. Es war sehr gewinnbringend, große Latifundien, die keinen rechten Ertrag mehr lieferten, durch die beschränkte Freilassung der darauf beschäftigt gewesenen Sklaven in Kolonenlose zu zerschlagen und dadurch einer intensiveren Bodenwirtschaft zurückzugeben; es fanden sich auch ruinierte Kleinbauern, die mit einer solchen Kolonenstelle vorlieb nahmen. Ja man machte unter Marc Aurel sogar den Versuch, germanische Naristen unter solchen Bedingungen in der Umgegend von Ravenna anzusiedeln. Vor allem aber übertrug man das Kolonat auf die Grenzen des Reiches, an denen man Tausende von Germanen mit Kolonenlosen ausstattete und ihnen dafür außer dem Pachtzinse die Verpflichtung auferlegte, in den die Grenzen schützenden Legionen Kriegsdienste zu leisten (s. S. 789).

Über die Einrichtungen solcher in Kolonistendörfer zerschlagener Grundherrschaften in Afrika sind wir genau unterrichtet durch eine in der Nähe von Karthago aufgefundene Inschrift aus der Zeit des Commodus, die uns die Zustände einer solchen dem Kaiser gehörigen Domäne, des Saltus Burunitanus — saltus ist der Ausdruck für eine solche aus Kolonendörfern bestehende Grundherrschaft — im einzelnen schildert. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Tempel und das Palatium (Herrenhaus), in dem entweder der Grundherr selbst, oder wenn auch dieses mit einem Teile des Areals verpachtet ist, der Großpächter (conductor) residiert. Der Herrenhof bildet auch den Markt für die Kolonendörfer, die in gewissen Entfernungen um ihn herumliegen. Jeder Kolone bebaut seinen eignen Acker, wofür er dem Herrn oder dem Conductor einen Pachtzins abgibt. Außerdem ist er aber auch verpflichtet, dem Herrenhofe eine gewisse Anzahl von Frondiensten zu leisten. Aus dieser Verpflichtung entwickelt sich — gerade wie in den deutschen Zinsbauerndörfern des Mittelalters, und zwar unter direkter Einwirkung des römischen Rechtes — eine gewisse Unterthänigkeit dem Hofherrn gegenüber, die schließlich zu einer Art Leibeigenschaft führt. Solche „Saltus" fanden sich besonders in dem verödeten Süden Italiens, aber auch in Samnium und längs der Amilischen Straße in Oberitalien.

Litteratur.

Die Litteratur der Julisch-Claudischen Epoche.

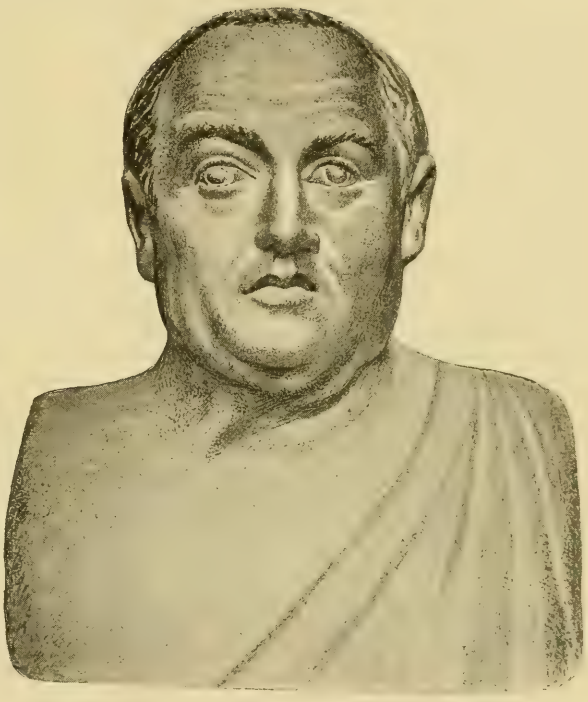
Die römische Litteratur der Kaiserzeit war wie jede andre ein Produkt der allgemeinen Verhältnisse und Zustände. Sie war aber nicht nur abhängig von dem Interesse und dem Bildungszustande des Volkes, sondern noch mehr vom Belieben und von den Launen der Kaiser. Unter der harten Despotie des Tiberius lag die Muse wie tot am Boden, unter dem tollen Caligula wagte sie kaum zu atmen, auch die Regierung des Claudius, der selbst nur für philologische Altertümelei Sinn hatte, konnte die schlummernde nicht wecken, in Nero aber saß selbst das wahnsinnige Zerrbild eines Dichters auf dem Throne, allen wahren Dichtern zum Schrecken, denn er hielt es für ein todeswürdiges Verbrechen, wenn jemand ihm gleichkommen wollte. Unter diesen Umständen wurde der herrliche Strom der Dichtung, der unter Augustus so voll und tief dahergerauscht war, bald seichter und spärlicher, die Geschichtschreibung wurde zur Anekdotensammlung oder nahm höfischen Charakter an, nur die Rhetorik, die Kunst schön zu reden, auf einer Vermischung der prosaischen Stilgattung mit allen möglichen poetischen Elementen beruhend, feierte in dieser Zeit hohe Triumphe und bildete sich zu jener künstlichen, vielfarbig schillernden Schlingpflanze aus, unter deren unheilvoller Umarmung allmählich alle Wahrheit und Natur und damit alles gesunde Geistesleben erstickte.

Immerhin sind auch aus den Zeiten der Epoche nach Augustus einige Litteraturwerke bemerkenswert. Der hochgebildete Germanicus, des Drusus Sohn, bearbeitete die „Phänomena" des Aratus, ein Werk über die Sternbilder und die darauf bezüglichen Mythen, in lateinischen Hexametern. Auf einem ähnlichen Gebiete bewegen sich die fünf Bücher „Astronomica" eines Unbekannten, der in den Handschriften gewöhnlich M. Manilius genannt wird. Für ein größeres Publikum dichtete Phädrus, ein Freigelassener des Augustus, unter Tiberius seine fünf Bücher Tierfabeln, meist nach dem Muster des griechischen Äsopus, die seitdem in die Litteraturen aller Völker

übergegangen sind. Ihre leichtverständliche Weisheit erquickte besonders den kleinen Bürgersmann in Rom, der in seinem Kreise auch dem älteren Tiermärchen eine Stätte bewahrte (s. S. 408).

Seneca (4 v. Chr. bis 65 n. Chr.).

Die bedeutendste Gestalt der römischen Litteratur aus der Zeit von Caligula bis Nero war L. Annäus Seneca (4 v. Chr. bis 65 n. Chr.). Er war ein stoischer Philosoph von glänzender Begabung und umfassender Bildung, uns bereits bekannt als Erzieher Neros. Er besaß in hohem Grade die Gabe fesselnder Darstellung in Poesie wie Prosa, Fülle und Kraft der Gedanken und einen zündenden Witz. Aber man kann nicht sagen, daß er von seinen Gaben immer einen edlen Gebrauch gemacht hätte. Wir wissen bereits von ihm, daß er seinem kaiserlichen Zögling zuliebe den ermordeten Claudius in der Menippeischen Satire der „Apokolocyntosis" auf das grausamste verhöhnt hat. Höher stehen seine philosophischen Schriften, von denen im ganzen 48 Bücher erhalten sind. Er erscheint in ihnen als ein weltgewandter, vielerfahrener Mann, der in der Philosophie den Trost und Anker gegen die Wechselfälle des Lebens gefunden hat. Er hat das Humanitätsideal, das Cicero in die römische Litteratur eingeführt hat, den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend weitergebildet und ist damit dem Christentum noch näher gekommen. „Gott ist ein Geist; er ist Güte, Allwissenheit, Heiligkeit. Gott liebt uns als ein Vater, und wir sollen ihn lieben. Die höchste aber der Tugenden ist die Menschenliebe gegen alle. Keiner ist schlechter als der andre, auch nicht der Sklave. Sei hilfreich selbst gegen deine Feinde. Unser Seelenleben leidet unter dem Fleische: das Fleisch ist die Ursache alles Übels; das Austilgen der niederen Leidenschaften ist allein Glückseligkeit. Der Körper ist nur ein Gasthaus für die Seele, aus dem sie befreit werden soll. Darum werde gottähnlicher; denn dein Todestag ist der Tag des Gerichtes." Nach diesen Sätzen versteht man, wie sich die Legende bilden konnte, Seneca habe mit dem Apostel Paulus in brieflichem Verkehr gestanden; ein untergeschobener Briefwechsel dieser beiden Männer ist sogar vorhanden.



392. Seneca. Doppelherme im Museum zu Berlin.

Unter Senecas Namen gehen auch zehn Tragödien, von denen eine („Octavia") sicher nicht von ihm, die andern nur vielleicht von ihm herrühren. Die meisten von ihnen, wie z. B. „Der rasende Herkules", „Phädra", „Medea", sind aber nicht eigentlich Dramen, sondern rhetorische Deklamationen. Sie sind voll von Unnatur, wurden aber bei den romanischen Völkern, die jederzeit eine Vorliebe für hohles Pathos und den Pfeffer der Rhetorik besessen haben, lange Zeit für mustergültig angesehen. So haben

sie z. B. die französischen Dramen der klassischen Periode entschieden beeinflußt. Trotzalledem können wir doch in ihnen nichts andres sehen als „verbildete Spätlinge edelster griechischer Kunst; eine unendliche Kluft scheidet diese nervösen und blutlosen, gespreizten und aufgeblasenen Geschöpfe schulmäßiger Technik von den hehren Gestalten eines Äschylus, Sophokles und Euripides."

Lucan (39 bis 65).

Auf dem Gebiete des Epos ist die einzige größere Leistung aus dieser Zeit die „Pharsalia" des M. Annäus Lucanus aus Corduba (39—65). Sein Stoff ist der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus, er nimmt nicht nur für Cato, sondern auch für Pompejus, Brutus und Cassius Partei, als ob sie Verfechter der Republik gewesen wären. Er büßte seine republikanische Gesinnung, die ihn auch zur Teilnahme an der Verschwörung Pisos gegen Nero verleitete, mit dem Tode.

Persius (34 bis 62) und Petronius (gest. 66).

Ein Nachahmer der Satiren des Lucilius und des Horaz, jedoch ohne deren Frische und Originalität war A. Persius Flaccus (34—62). Weit interessanter ist der große Roman „Satiricon" des Petronius Arbiter, eines Freundes Neros, von dem leider nur Bruchstücke erhalten sind. Trotzdem geben auch diese ein wertvolles Bild der Zeit des Dichters, dem es weniger darauf ankommt, eine bestimmte Handlung folgerichtig durchzuführen, als spannende Situationen, Abenteuer, fein ausgeführte, oft recht bedenkliche Miniaturbilder aus dem Sittenleben seiner Zeit lose aneinanderzureihen. Das wertvollste unter den erhaltenen ist das „Gastmahl des Trimalchio", die Darstellung des Hausstandes eines aufgeblasenen, mit seinem Reichtum prasselnden Emporkömmlings.

Trimalchio, aus Asien gebürtig, als Sklave nach Rom gebracht, hat als Freigelassener seinen Herrn beerbt und durch Großhandel mit Wein, Speck, Bohnen, Parfümerien und Sklaven ein immenses Vermögen erworben. Jetzt besitzt er inmitten seiner großen Grundherrschaft, die der Viehzucht dient, einen prächtigen Palast, in dessen Eingangshalle sein ganzer Lebenslauf abgebildet ist; in einer goldenen Büchse in einer Nische werden die Erstlinge seines Bartes aufbewahrt. Er hat eine Gesellschaft von 13 Personen, meist Kleinbürgern, darunter den Schulmeister Agamemnon, eingeladen, weniger um sie zu bewirten, als um ihnen einen Begriff von seiner Vornehmheit zu geben. Er begrüßt sie den Zahnstocher im Munde. Unter Musik läßt er sich in den Speisesaal tragen und auf die Polster legen. Unter Gesang kredenzt der Diener Waschwasser und Trinkbecher. Tänze der Sklaven und Orchesterdarbietungen unterbrechen das Menu, der Hausherr selbst kräht mit schauderhafter Stimme einige Arien. Allerhand Komiker und Jongleure treten auf, einer bläst auf einer Thonlampe und auf zerbrochenen Rohrstengeln, der Koch karikiert einen tragischen Schauspieler. In der Tischunterhaltung macht der Wirt, der „Bildung" heuchelt, die schlimmsten mythologischen Schnitzer. Wenn er einmal den Saal verläßt, atmen die Gäste auf in ungezwungener Spießbürgerunterhaltung über die schlechte Zeit. „Früher war das Korn wohlfeil wie Dreck, ein Dreierbrot konnten zwei nicht bewältigen, jetzt ist es kleiner als ein Ochsenauge." Dann kommt das Gespräch auf die liebe Jugend. Einer erzählt dem Agamemnon von seinen Jungens, der eine sei gescheit aber faul, der andre ein Ausbund von Fleiß. Er soll Jurist werden, weil das die beste Karriere ist. Langt sein Genie nicht dazu, so soll er ein Handwerk lernen. Täglich sagt ihm der Vater: „Was du lernst, lernst du für dich, Bildung ist ein Vermögen, und Handwerk hat einen goldenen Boden." Der trunkene Trimalchio wird zum Gespött der Sklaven. Sein Liebling muß ihm auf die Schultern klettern, alle Sklaven bekommen zu trinken und nehmen den Gästen fast den Platz weg. Er erklärt, sie seien auch Menschen, läßt sein Testament holen und verliest es mit Rührung über sich selbst. Alle Sklaven erhalten darin die Freiheit. Auf seinem Leichenstein will er dargestellt sein auf einer Tribüne mit purpurgeränderter Toga und fünf goldenen Ringen, Geld aus einem Beutel schüttend, neben ihm die Statue der Glücksgöttin; in der Mitte aber soll ein Stundenzeiger angebracht werden, um das Publikum herbeizulocken. Als später Trimalchios Trunkenheit immer widerlicher wird, verfällt er „dem Elend", nimmt heulend von allen Abschied und kommt auf den tollen Gedanken, zur Probe einmal seine Leichenfeier zu veranstalten. Tubabläser schmettern den Trauermarsch vor seiner Bahre, und es wird ein solches Getöse, daß die Feuerwehr eingreifen muß. . . .

Die wissenschaftliche Litteratur.

Als Geschichtschreiber dieser Epoche ist der republikanisch gesinnte Cremutius Cordus zu nennen, der das Ende der Republik und die Begründung der Monarchie mit falscher Schwärmerei für Brutus und Cassius dargestellt hatte; Tiberius zwang ihn zum Selbstmord. Denselben Stoff und die germanischen Kriege behandelte Aufidius Bassus. Um 30 n. Chr. verfaßte C. Vellejus Paterculus eine „Römische Geschichte"

in zwei Büchern, die bis in die Regierungszeit des Tiberius hineingeführt ist und diesem großes Lob spendet. Ohne inneren Wert, nur wegen der benutzten, uns teilweise verlorenen Quellen wichtig ist die „Sammlung merkwürdiger Thaten und Aussprüche" in neun Büchern von Valerius Maximus. Gefällig in der Darstellung, aber ohne Tiefe und Wahrheit sind die zehn Bücher „Geschichte Alexanders des Großen" von dem Rhetor Q. Curtius Rufus, der unter Claudius schrieb. Um dieselbe Zeit verfaßte der Geograph Pomponius Mela das erste größere geographische Werk in lateinischer Sprache: eine Umsegelung der Mittelmeerküsten in drei Büchern. Unter den andern Fachschriftstellern ragten hervor der Encyklopädiker Cornelius Celsus, von dem sich acht Bücher über die Medizin erhalten haben, der Philolog Q. Asconius Pedianus (3—88), der uns wertvolle Kommentare zu fünf Reden Ciceros, und der Landwirt Columella, der uns in zwölf Büchern „de re rustica" die wertvollsten Aufzeichnungen über die Wirtschaftsweise der Römer hinterlassen hat.

Die Litteratur unter den Flaviern und den Adoptivkaisern.

Einen kleinen, wenn auch nicht dauernden Aufschwung erlebte die Dichtkunst in den 27 Jahren der Herrschaft des Flavischen Hauses. Besonders unter Domitian wurde die Wirkung der Fürsorge fühlbar, die Vespasian und Titus dem Geistesleben ihrer Zeit gewidmet hatten. Unter Vespasian dichtete C. Valerius Flaccus nach griechischen Mustern seine „Argonautica", die Schicksale des Jason und der Medea. Silius Italicus (25—101) lenkte die Blicke seiner Zeitgenossen auf die ältere römische Geschichte zurück, indem er in 17 Büchern trocken und ohne Schwung die Punischen Kriege behandelte. Etwas höher steht P. Papinius Statius (40—96) nicht durch sein großes Epos „Thebaïs", das die Ödipussage behandelt, sondern durch die anmutige Art, durch die er in seiner „Achilleïs" die Jugendgeschichte des Achill erzählt, und durch die formelle Gewandtheit seiner Gelegenheitsgedichte „Silvä", bei deren Genuß man freilich die höfische Schmeichelei gegen Domitian mit in den Kauf nehmen muß.

Martial (40 bis 104).

Die interessanteste Erscheinung der Zeit Domitians ist M. Valerius Martialis (40—104) aus Bilbilis in Spanien. Als junger Mann suchte er sich in Rom als Jurist eine Stellung zu schaffen, doch gelang es ihm nicht; so sank er denn zum schmeichelnden und bettelnden Klienten herab, der heute durch Verse von einem Gönner eine gute Mahlzeit, morgen einen neuen Rock, vom Kaiser einige Tausend Sesterzen erfleht und der seine gewandte Muse durchaus in den Dienst des Geldbeutels der Reichen stellt. Trotzdem gehören die mehr als 1000 Epigramme, die er uns in 15 Büchern hinterlassen hat, zu dem besten, was auf diesem Gebiete des Witzes und der Satire geleistet worden ist, und geben uns ein getreues Spiegelbild der Schwächen und Gebrechen seiner Zeit; sowohl Lessings Sinngedichte als auch Goethes Epigramme sind teilweise durch das Studium Martials angeregt worden.

Juvenal (60 bis 140).

Der letzte und in gewissem Sinne bedeutendste der großen Satiriker Roms war D. Junius Juvenalis (60—140). Seine Satiren entwerfen düstere Bilder von der sittlichen Verkommenheit, auf der die große Menge, noch mehr aber die vornehmsten Kreise des Volkes angekommen waren. Was in den Römeroden des Horaz nur angedeutet erscheint, das steht bei Juvenal mit blutroter Flammenschrift am dunklen Nachthimmel der dem Untergang entgegenreifenden Römerwelt zu lesen: alle Römertugend ist zerronnen vor dem sinnbethörenden Strudel der Vergnügungen, der das Volk ergriffen hat, alle Laster natürlicher und unnatürlicher Wollust haben Männer und Frauen entsittlicht. Mag manches durch die Phantasie des Dichters übertrieben sein, der nach Art der modernsten Realisten tiefer im Schmutze wühlt, als daß wir ihn selbst für eine reine Persönlichkeit halten könnten, jedenfalls aber begreift man

aus Juvenals Satiren heraus jenen unheilbaren Pessimismus, der die Seelenstimmung fast aller bedeutenden Römer von Seneca bis auf Marc Aurel und weiterhin beherrscht.

Plinius der Ältere (23 bis 79); Frontinus (40 bis 103).

An der Spitze der Prosaschriftsteller der Flavischen Epoche steht der tüchtige, ehrenwerte ältere C. Plinius Secundus (23—79) aus Comum (Como), der sich trotz eines fast immer im Offiziers- und Verwaltungsdienste verbrachten Lebens doch Kraft und Muße für die sorgfältigsten Studien bewahrt hat und für eine äußerst fruchtbare Schriftstellerei, von der uns das Riesenwerk der „Naturgeschichte" in 37 Büchern erhalten ist. Vor jedem Buche hat Plinius gewissenhaft die benutzten Quellen, im ganzen 146 römische und 327 griechische aufgezählt. Der uns durch ihn überlieferte Stoff aus fast allen Gebieten des Wissens ist unschätzbar; für die Geschichte der antiken Kunst z. B. bilden seine Bücher 33—36 die Grundlage. — Ein militärwissenschaftliches Werk über die „Kriegslisten" verfaßte Sex. Julius Frontinus (40—103), das noch in den Zeiten der Renaissance von den Condottieri praktisch viel benutzt wurde. Derselbe verfaßte auch als Kurator der römischen Wasserleitungen zwei Bücher „Über Wasserleitungen".

Rhetoren und Romanschreiber.

Unter den Lehrern der Beredsamkeit in Rom, den sogenannten Rhetoren, die seit Vespasian staatlich besoldet wurden (s. S. 783), ragte hervor M. Fabius Quintilianus (35—95) aus Calagurris am Ebro. Er ist nach Seneca der bedeutendste Prosaiker, den Spanien hervorgebracht hat. „Sein Lehrbuch der Rhetorik (Institutiones) und bis zu einem gewissen Grade der römischen Litteraturgeschichte ist eine der vorzüglichsten Schriften, die wir aus dem römischen Altertum besitzen, von feinem Geschmack und sicherem Urteil getragen, einfach in der Empfindung wie in der Darstellung, lehrhaft ohne Langweiligkeit, anmutig ohne Bemühung, in scharfem und bewußtem Gegensatz zu der phrasenreichen und gedankenleeren Modelitteratur." — Leider blieb die von Quintilian angestrebte Schlichtheit der Rhetorik nicht lange in Geltung. Der Repräsentant der auf ihn folgenden Rhetorengeneration C. Plinius Secundus (62—113), gewöhnlich der jüngere Plinius genannt, der Neffe und Adoptivsohn des älteren, steht nur im Stile seiner Briefe (s. S. 764) der Weise Quintilians, seines Lehrers, nahe, in dem Panegyricus, einer Lobrede auf den Kaiser Trajan, ist er völlig in den Schwulst und die Unnatur der schlechten Rhetoren zurückgesunken. Diese Fehler steigerten sich unter den folgenden Generationen, seitdem als der tonangebende Rhetor in Rom der Afrikaner M. Cornelius Fronto (100—175) galt der uns bereits als Prinzenerzieher und hoher Staatsbeamter unter Hadrian und den Antoninen bekannt ist (s. S. 793). Sein Stil, den wir besonders aus seinen Briefen kennen, zeigt eine unter Hadrian modisch werdende archaisierende Richtung, die als Muster den Cato vor Cicero, den Lucilius vor Horaz, den Ennius vor Virgil bevorzugt. Ein Geistesverwandter Frontos war der Afrikaner Apulejus aus Madaura (um 150), lange Zeit Professor der Beredsamkeit in Karthago, dessen rhetorische und philosophische Schriften zurücktreten hinter seiner interessanten Jugendarbeit, dem Roman „Verwandlungen" (Metamorphosen). Der Held ist ein Jüngling, der in Griechenland in einen Esel verzaubert wird und als solcher die tollsten Dinge erlebt, bis er durch geweihte Rosen, die er frißt, seine menschliche Gestalt endlich wiedererlangt und zum Lohn für seine Leiden in die Mysterien der Isis eingeweiht wird. Die herrliche Episode von Amor und Psyche, das antike Aschenbrödelmärchen, ist darein verwebt. — Der Richtung Frontos steht auch A. Gellius nahe, der in 20 Büchern seiner „Attischen Nächte" die verschiedenartigsten Lesefrüchte kunstlos aneinandergereiht hat. Er war ein Zeitgenosse Marc Aurels.

Tacitus (etwa 55—120).

Die wertvollsten Prosaschriften aus der Zeit der Adoptivkaiser sind die der Geschichtschreiber. Allen voran steht der Freund des jüngeren Plinius, der aristokratische P. Cornelius Tacitus (etwa 55—120).

Tacitus, von vornehmer Abkunft, ein Schwiegersohn des Agricola (s. S. 752), durch die senatorische Ämterkarriere bis zum Konsulat (97) aufgestiegen, war zunächst unter Titus mit einem „Dialog von den Rednern" hervorgetreten, in dem er die Geschichte und den Verfall der Beredsamkeit seit Ciceros Tode erörtert und zwar in einer Schreibweise, die — wohl unter dem Einflusse Quintilians — der klassischen Latinität nahe steht. Das despotische Regiment Domitians legte ihm Schweigen auf, sowohl im Senate wie in der litterarischen Produktion. Diese fürchterlichen 15 Jahre, vom 26. bis 41. seines Lebens, haben den hochbeanlagten, thatendurstigen Mann, der in dieser Zeit seine stärksten Empfindungen immer in sich selbst verschließen mußte, verdüstert und verbittert, so daß er nur noch die Schattenseiten seiner Zeit vor Augen, den Blick sehnsuchtsvoll und mit schwermütiger Resignation rückwärts wandte in die Zeit, wo noch der aristokratische Senat die Geschicke Roms lenkte, oder vorwärts in die Zukunft, die, wie er wohl ahnte, nicht den verderbten Enkeln des Romulus, sondern den noch unverdorbenen Germanen gehören mußte. Bezeichnend für den Pessimismus, mit dem er erst unter Trajan, dessen guter Regierung er überdies Gerechtigkeit widerfahren läßt, seine Schriftstellerei wiederaufnimmt, sind einige Sätze aus seiner Schrift „Agricola", die er voll Pietät dem Andenken seines Schwiegervaters gewidmet hat: „Wie der Körper langsam wächst, aber schnell dahin stirbt, so lassen sich auch Mannesmut und geistiges Leben leichter ersticken als wieder beleben. Denn schließlich gefällt uns Menschen sogar das süße Nichtsthun, und die Unthätigkeit, die man erst verabscheute, wird zur lieben Gewohnheit. Wenn nun aber gar fünfzehn Jahre lang, ein Riesenzeitraum für die Lebensspanne eines Sterblichen, viele den Schicksalsschlägen, die besten aber der Wut des Herrschers zum Opfer gefallen sind, so haben nur wenige das Unglück der andern oder auch ihr eignes wirklich überlebt. Denn uns sind mitten aus dem Leben so viele Jahre herausgerissen worden, daß Jünglinge zu Greisen und Greise fast zu Toten erstarrt sind." Wenig später ist die sogenannte „Germania" („De origine, situ, moribus ac populis Germaniae") verfaßt, die den entarteten Römern ihre Laster durch den Gegensatz zu den im wesentlichen noch unverdorbenen Germanen vor die Seele stellt und für uns zugleich den wertvollsten Bericht über die politischen und sittlichen Verhältnisse unsrer Vorfahren enthält. Das Hauptwerk des Tacitus sollte eine Geschichte Roms vom Ende des Augustus bis auf seine Zeit werden. Er hat sie wohl bis zum Ausgange Domitians geführt und zwar in 30 Büchern, von denen 16, die Annalen, die Geschichte vom Tode des Augustus bis zum Tode Neros, 14, die Historien, die Geschichte von da bis zum Tode Domitians behandelten. Erhalten sind von den Annalen Buch I—IV, ein Fragment des V. und des VI., ferner XI—XVI ohne den Schluß, von den Historien Buch I—IV und der Anfang von V.

Berühmt ist das Wort des Tacitus, daß er „sine ira et studio" („ohne Haß und ohne Bevorzugung") schreiben wollte. Man wird ihm zugeben müssen, daß er nicht absichtlich von der Wahrheit abgewichen ist. Wer aber bei ihm eine, in unserm Sinne gesprochen, objektive Geschichtschreibung suchen wollte, würde sie nicht finden. Äußerlich genügt er der Forderung der Unparteilichkeit, indem er z. B. bei der Darstellung der Frage, ob Germanicus an Gift gestorben sei oder nicht, sowohl die den Tiberius belastenden als auch die ihn entlastenden Beweisgründe erwähnt und sich selbst des Urteils enthält: aber die ganze Art der Darstellung ist doch so, daß wir fühlen, der Schriftsteller selbst neige sich der ungünstigen Auffassung zu. Noch mehr aber als in derartigen Einzelheiten zeigt sich der Mangel an Objektivität in der ganzen Beleuchtung, unter die er die Zustände und Charaktere, z. B. den des Tiberius gerückt hat, und in der Auswahl des Stoffes. Wir erfahren nichts von den Gründen, die das Wesen des Tiberius erklärlich, ja bis zu einem gewissen Grade entschuldbar machen, wir hören nichts von der wohlgeordneten Staatsverwaltung, die ein Wiederaufblühen der Provinzen herbeiführte. Tacitus betrachtet die Gestalten auf dem Throne lediglich von dem Gesichtspunkte aus, wie sie sich zum Senate, dem Bollwerke der Aristokratie, und zur „libertas" der „oberen Tausend" gestellt haben. Er war überhaupt eine viel zu scharf geprägte und durch das, was er erduldet hatte, viel zu sehr zum Weltschmerz hinneigende Persönlichkeit, als daß er einer wirklich objektiven Auffassung seiner Zeit fähig gewesen wäre. Aber wir dürfen ihm das nicht verargen, denn es ist im höchsten Grade zweifelhaft, ob eine ins Wesen der Dinge eindringende Geschichtschreibung überhaupt objektiv sein kann, da jeder Mensch unter dem Banne gewisser Vorstellungen und Empfindungen steht, und der Geschichtschreiber am wenigsten die Kraft der Phantasie entbehren kann. Als Kunstwerk sind die Geschichtswerke des Tacitus noch heute von großartiger Wirkung durch die Betonung des Tragischen im Menschenschicksal, durch eine meisterhaft gehandhabte genetische Charakterzeichnung und endlich durch eine edle, über alle Kunstmittel der Rhetorik verfügende, aber nicht von ihnen beherrschte Sprachmeisterung, zu der sich Tacitus durch das Studium des Sallust, vor allem aber durch die strenge Sichtung der ihm zuströmenden Gedanken und durch wahrhaft dichterische Stärke der Anschauung durchgerungen hat. Seine Rede ist ein „herbes Kargen, jeder Satz schicksalsschwer; an jedem Worte hängt Tod und Leben."

Sueton (75—160); die rhetorisierenden Epitomatoren.

Er hat unter den Römern keinen irgendwie an ihn heranreichenden Nachfolger in der Geschichtschreibung gehabt, denn eine unüberbrückbare Kluft trennt ihn von dem, der ihm zeitlich am nächsten steht: C. Suetonius Tranquillus (75—160). Sueton hat zwar in emsiger Forscherarbeit einen kolossalen Stoff zusammengebracht — wobei

die chronique scandaleuse wohl über Gebühr bevorzugt wurde — aber von Kunst der Darstellung ist nicht mehr die Rede. Er hat die Weltgeschichte aufgelöst in Biographien der Kaiser und diese wieder nach einem ganz äußerlichen Schema dargestellt (Vorgeschichte, Regierungsthätigkeit, Gestalt, Lebensweise, Charakter, Friedens- und Kriegsthaten, Tod, Bestattung, Nachruf), das dann weiterhin von untergeordneten Schriftstellern immer wieder kopiert worden ist. Erhalten sind von ihm die Lebensbeschreibungen der ersten 12 Kaiser, von Cäsar an gerechnet, und Bruchstücke des großen Werkes „Über berühmte Männer". — Die späteren Historiker stehen größtenteils noch unter Sueton, sofern sie sich auch der Mühe der Stoffsammlung überhoben glauben und ihr Hauptaugenmerk auf die rhetorische Brühe richten, in der sie landläufigen Stoff darbieten wollen. Die Reihe dieser rhetorisierenden Epitomatoren eröffnet Florus (um 150), der die ganze römische Geschichte bis zum Tode des Augustus in zwei Bücher gebracht hat und dem sein Vergleich der Geschichte des römischen Volkes mit den vier Lebensaltern eines Menschen und die neue Anordnung des Stoffes nach geographischen Gesichtspunkten weit höher steht, als das Streben nach Wahrheit. — Solche Erscheinungen zeigen deutlich, daß es mit der Schöpfungskraft des römischen Geistes zu Ende geht, daß das geistige Leben in Italien zu erstarren und einzuschrumpfen beginnt. Aber noch war ihm eine Nachblüte in den romanisierten Provinzen des Westens, namentlich in Gallien, Spanien und Afrika beschieden. Als die Sonne des Geistes in Italien schon erloschen war, erglühten jene fernen und erst spät dem Römertume gewonnenen Landschaften noch von einer sanften Abendröte, deren Verglimmen noch eine Zeitlang die Nacht völliger Barbarei aufhielt. —

Die römischen Provinzen.

Romanismus und Hellenismus in den Provinzen.

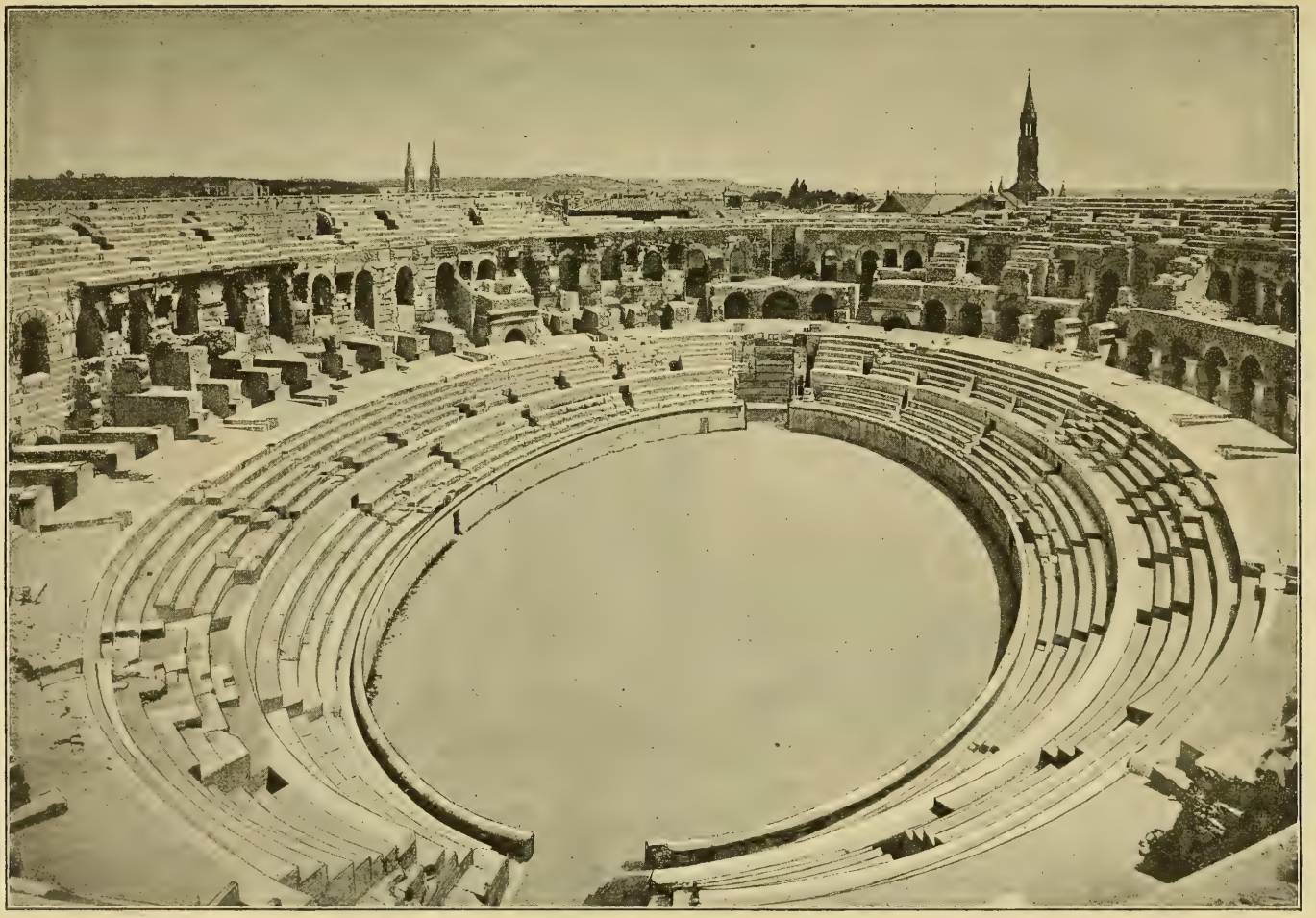
Es ist schon an vielen Stellen darauf hingewiesen worden, wie die Kaiserherrschaft das Verhältnis der Provinzen zu Rom durchgreifend verändert hat. Hadrian war der erste unter den Kaisern, der sie mit vollem Bewußtsein als gleichberechtigte Glieder eines großen Organismus behandelte, eine Auffassung, die herrschend blieb, eine immer weitere Ausdehnung des Bürgerrechtes zur Folge hatte und schließlich dazu führte, daß Caracalla im Jahre 212 allen Gemeinden des Reiches das volle römische Bürgerrecht verlieh. Ein erfreuliches Wiederaufblühen der Provinzen war die Folge dieser Fürsorge, sowie der geordneten Verwaltung, deren sich das Reich im ganzen zweiten Jahrhunderte erfreute. Die Kulturentwickelung der Provinzen erfolgte jedoch nicht überall in demselben Geiste. Während im ganzen Osten der schon von Alexander dem Großen angebahnte Hellenismus unter der Beihilfe der Römer, namentlich Hadrians, zum Siege kam und über das am Boden liegende Semitentum der Juden und aramäischen Stämme triumphierte, so daß griechische Städte und Stadtverfassungen, griechische Sprache und Lebensanschauung bis weit über den Euphrat hinaus bestanden, nahm der Norden und Westen einschließlich des außerägyptischen Afrika willig das römische Wesen mit all seinen äußeren und inneren Eigentümlichkeiten, als Sprache und Sitte, Stadt- und Rechtsleben, Kunst und Wissenschaft, Wasserleitungen, Bädern, Amphitheatern, Rennbahnen, Gladiatorenspielen, Tierhetzen u. s. w. auf. Mittel der Romanisierung war in einzelnen Fällen Einwanderung römischer Bürger aus Italien, in weit höherem Maße aber die Standlager der römischen Soldaten. Diese suchten sich natürlich in der Garnison, die sie auf 20 Jahr bezogen, so heimisch als möglich einzurichten. Sie wünschten in der gewohnten Weise zu essen und zu trinken, zu baden, sich zu vergnügen, zu schlafen, ja auch begraben zu werden: deshalb arbeiteten sie als Straßenbauer, Handwerker, Ingenieure, Baumeister, sogar als bildende Künstler in Thon und Stein, um den heimischen Komfort ins Barbarenland zu übertragen, und

393. Karte von Gallien und Germanien. Das römische Afrika.

die aus der Landschaft ausgehobenen Mannschaften der Auxiliarkohorten setzten ihre Ehre darein, es ihnen gleichzuthun, winkte doch auch ihnen nach vollbrachter Dienstzeit das römische Bürgerrecht. Meist siedelten sich auch die entlassenen Soldaten in der Nähe der Lager an und trugen zum Wachstume römischer Zivilortschaften bei, die aus den Buden der Händler und Marketender (canabae) entstanden. Selbstverständlich aber kam die absterbende heimische Art der westlichen Völker wenigstens in der Art und Weise zur Erscheinung, wie sie die von Rom empfangenen Kulturelemente weiterentwickelten: die römische Kultur in Spanien zeigte etwas andre Nuancen als die in Gallien. So entstanden auf verschiedener nationaler Grundlage verschiedene Tochtervölker des römischen Volkes, die man als romanische Völker bezeichnet: als solche gelten noch heute Spanier und Portugiesen, Franzosen (Provençalen), Italiener (Ladiner) und Rumänen.

Britannien. In Britannien fand trotz aller darauf verwandten Mühe und alles dafür vergossenen Blutes keine so durchgreifende Romanisierung statt wie in Gallien und Spanien. Der Norden des Landes von der Hadriansmauer an mußte ohnehin den freien Keltenstämmen überlassen bleiben, aber auch in der Mitte des Landes gab es römisches Wesen nur in den Lagerstädten, wie in Eburacum (York), Deva (Chester), Lindum (Lincoln) und im Bereich der Kastelle des Hadrianswalles. Die ländliche Bevölkerung der Mitte und namentlich auch des Westens scheint ihre keltische Eigenart behauptet zu haben. Anders lag es im Süden der Insel. Hier bewirkte das größere Alter der römischen Herrschaft und der Verkehr mit dem romanisierten Gallien einen fast völligen Sieg des Römertums über das Keltentum. Namentlich im Zeitalter der Antonine blühten hier städtisches Wesen und römische Kultur mächtig auf. Brennpunkte derselben und zugleich eines lebhaften Handels mit Getreide, Vieh, Zinn, Blei, Eisen, Kohlen waren Londinium (London) an der Themsemündung, Verulamium, Glevum (Gloucester), Camalodunum (Colchester) und die am Kanal gelegenen Häfen der Südküste. Dort, wie auf der Insel Wight, finden sich die Trümmer römischer Villenanlagen mit Bädern, Säulengängen und Mosaikfußböden. Die warmen Quellen zu Bath (Aquä Salis) und Clifton, zu Cheltenham und Matlock waren schon damals entdeckt und als Bäder vielbesucht; ein ausgedehntes Straßennetz verband alle die Städte untereinander und mit den Militärstationen des Nordens. Auf die große Zahl der römischen Standlager in Britannien kann man noch heute aus den Ortsnamen schließen. Denn die zahlreichen Endungen auf — ceſter — cheſter — caſtor — caiſtor sind alle aus caſtrum entstanden, deuten also auf römischen Ursprung, während die Namen auf — bury, z. B. Canterbury, ursprünglich „Burgen" germanischer Eindringlinge bezeichnen.

Gallien. Gallien zerfiel, entsprechend der Ordnung des Augustus (S. 709), in vier Teile. Der Südosten, die alte Provinz Narbonensis, stand unter senatorischer Verwaltung, die drei von Cäsar eroberten Provinzen Aquitanien, Lugdunensis, Belgica waren kaiserlich. In Narbonensis mischte sich das römische Element nicht nur mit dem keltischen, sondern auch mit dem griechischen, dessen Hauptsitz von alters her das ehrwürdige Massilia (Marseille) war. Mittelpunkte römischen Lebens waren Narbo, Aquä Sextiä (Aix), Forum-Julii (Fréjus), Arelate (Arles), Nemausus (Nîmes), Vienna (Vienne), Avennio (Avignon). Überall war die keltische Gauverfassung der griechisch-römischen Stadtverfassung gewichen. Das fruchtbare Land zeigte hochentwickelte Acker- und Baumkultur, nur der Weinbau war zu gunsten des italischen Weinexportes, der schon im ersten Jahrhundert n. Chr. die Haupterwerbsquelle der Apenninhalbinsel bildete, beschränkt. Zum wertvollen italischen Rechte war im Laufe der Zeit auch das ius honorum, das Recht die alten Staatsämter in Rom zu bekleiden, gekommen, seitdem Claudius zuerst den Äduern dieses Vorrecht zugebilligt hatte. Zahlreiche Bürger aus Narbonensis — aber auch aus Aquitanien und Lugdunensis — finden sich schon gegen Ende des



394. Ruinen der Römischen Arena in Nimes. Nach Photographie.

ersten Jahrhunderts und weiterhin in den höchsten Ämtern. Ein reiches wissenschaftliches und künstlerisches Leben entwickelte sich namentlich in Massilia, das für Kelten, Romanen und Griechen des Westens eine Art Universität war. Zeugen der auch hier von hellenischen Einflüssen berührten Kunst sind z. B. das wohlerhaltene Forum mit einem korinthischen Tempel in Nîmes und zahlreiche Tempel, Amphitheater, Thore, Brücken, Wasserleitungen in dieser und andern Städten der Provence.

395. Die Igelersäule bei Trier.

Nach einer photographischen Naturaufnahme. (Vgl. S. 811.)

Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse in den genannten drei kaiserlichen Provinzen Galliens. Sie hatten nur in Lugdunum (Lyon; S. 709) eine wirkliche römische Stadtgemeinde, die als Vorort aller drei Provinzen galt: hier war (seit 12 v. Chr.) der Altar der Roma und des Augustus, in dessen Verehrung durch Opfer und Festspiele alle drei Provinzen ihre Staatsgesinnung und religiöse Empfindung bekundeten, hier war der gemeinsame Landtag, hier die einzige Garnison einer Stadtkohorte (1200 Mann) im ganzen Reiche. Das übrige Land aber behielt die alte Gauverfassung, die nur durch Zusammenlegung kleinerer Gemeinden bis auf 64 Gaue (Civitates) vereinfacht worden war. Das hinderte aber keineswegs die Romanisierung des noch immer mächtigen keltischen Adels, dem sich eine nach Tausenden zählende Menge von Klienten und Hörigen unterordnete; sie vollzog sich am schnellsten und sichersten im Osten, wo die großen Standquartiere römischer Truppen längs des Rheins und der Mosel ihre Wirkung äußerten, sie war siegreich auch in der Mitte und im Südwesten (Aquitanien), dagegen blieben Volksleben, Sprache und Sitte im Nordwesten, in Aremorica, der späteren Bretagne, wesentlich keltisch. Mittelpunkte römischen Lebens in Aquitanien waren Burdigala (Bordeaux), schon damals ein bedeutender Platz für Fluß- und Seehandel, im Binnenlande Augustodunum (Autun), dessen Ringmauer $1\frac{1}{2}$ Stunde im Umkreis maß und mit 220 Türmen bewehrt war, im Osten Augusta Treverorum (Trier), das in späteren Jahrhunderten zur ersten Stadt des Westens aufblühen sollte. Vor allem in den herrlichen Gegenden der Mosel und der oberen Maas entwickelte sich schon im zweiten Jahrhundert Wohlhabenheit, römische Sprache, Sitte und Kunst.

Das bezeugen zahlreiche Denkmäler aus dieser Zeit. „Das unter dem Namen der Igeler Säule bekannte Grabdenkmal eines vornehmen Trierers gibt ein deutliches Bild der hier einheimischen turmartigen, mit spitzem Dach gekrönten, auf allen Seiten mit Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen bedeckten Denkmäler. Häufig sehen wir auf denselben den Gutsherrn, dem seine Kolonen Schafe, Fische, Geflügel, Eier darbringen."

Spanien.

Der Romanismus in Spanien entstand auf einer viel buntfarbigeren nationalen Grundlage als etwa in Gallien. Zu den Ureinwohnern des Landes, den Iberern, gesellten sich Kelten und bildeten keltiberische Stämme; dazu kamen eingewanderte Phöniker und Griechen und vor allem Punier, seit die Barkiden Spanien zu ihrer Domäne zu machen bestrebt gewesen waren. Diese bunte Mischung, die besonders an der Ost- und Südküste hervortrat, vor allem aber eine starke römische Besatzung seit dem Hannibalischen Kriege und eine ununterbrochene starke römische Einwanderung beförderten die völlige Romanisierung des Landes, die wohl schon im 2. Jahrhundert n. Chr. zum Abschluß kam. Nur in Gebirgsthälern der Pyrenäen erhielt sich iberisches Wesen, wo es noch heute besteht, bei den Basken. Mittelpunkte römischen Lebens waren die Hauptstädte der drei Provinzen: Corduba in Bätica, Tarraco in Tarraconensis und die Veteranenstadt Emerita Augusta (Merida) in Lusitanien. Der Mittelpunkt des Seehandels war Gades (Cadiz), Nova Carthago (Cartagena), Malaca, in Lusitanien Olisipo (Lissabon). Treffliche Schulen bestanden außer in den Hauptstädten auch in Bilbilis südlich vom Ebro; sie sorgten dafür, daß Spanier in noch höherer Anzahl als Gallier in den höchsten Staatsämtern, ja auf dem Kaiserthrone (Trajan, Hadrian) und unter den Gelehrten und Dichtern (Pomponius Mela, Columella, Lucan, Seneca, Martial, Quintilian u. a.) in Rom erscheinen. Von ganz besonderer Wichtigkeit, auch während der Kaiserzeit, war der Metallreichtum des Landes, der durch zahlreiche Bergwerke ausgebeutet wurde.

Die 1876 bei Aljustrel in Portugal aufgefundene Erztafel mit der „Bergwerksordnung von Vipasca" läßt uns einen interessanten Blick in die Details der römischen Verwaltung thun. Das Bergwerk war an eine Aktiengesellschaft verpachtet, ein kaiserlicher Prokurator entschied alle Streitigkeiten und sah auf das Beste der kaiserlichen Staatskasse. Aber nicht bloß die Bergwerke, sondern auch die Herstellung und Beschaffung aller für die Bedürfnisse der Bergarbeiter nötigen Dinge war zu gunsten der Staatskasse an Pächtergesellschaften vergeben, wodurch einerseits für die Arbeiter in trefflicher Weise gesorgt, anderseits ihre wirtschaftliche Freiheit in einer Weise beschränkt war, gegen welche moderne Schutzzölle und Tarife ein Kinderspiel sind. Ein Pächter hat das ausschließliche Recht, im Bezirk des Bergwerks für Geld Haare und Bart zu scheren; nur er darf zu diesem Zwecke seine Gehilfen umherschicken. Wer ihm unbefugterweise ins Handwerk pfuscht, zahlt für jede Schur dem Pächter eine Straffumme und muß ihm sein Handwerkszeug abliefern, sonst wird er gepfändet. Wer, außer dem Pächter, Schuhwerk oder Lederzeug verkauft oder Schuhnägel festmacht oder verkauft, soll dem Pächter das Doppelte des dafür erlösten Preises zahlen, sonst wird er gepfändet. Der Pächter hat die Schuhnägel zu dem für Eisenwaren überhaupt festgesetzten Preise zu liefern. Das Schwimmbad ist bis Mittag für die Frauen, dann für die Männer geöffnet; Männer zahlen $^1/_2$, Frauen 1 As (4 Pfennige). Frisches fließendes (!) Wasser muß in den warmen und kalten Bassins vor- wie nachmittags vorhanden sein; eherne Frösche bezeichnen die Linie, bis zu welcher der Pächter die Bassins füllen muß. Das warme Wasser strömt aus kupfernen Kesseln, die allmonatlich gereinigt werden müssen. In bevorzugter Stellung erscheinen die Schulmeister: sie sollen dem kaiserlichen Prokurator gegenüber von der Pflichtigkeit zu den gemeinen Lasten befreit sein (nach E. Hübner).

Afrika.

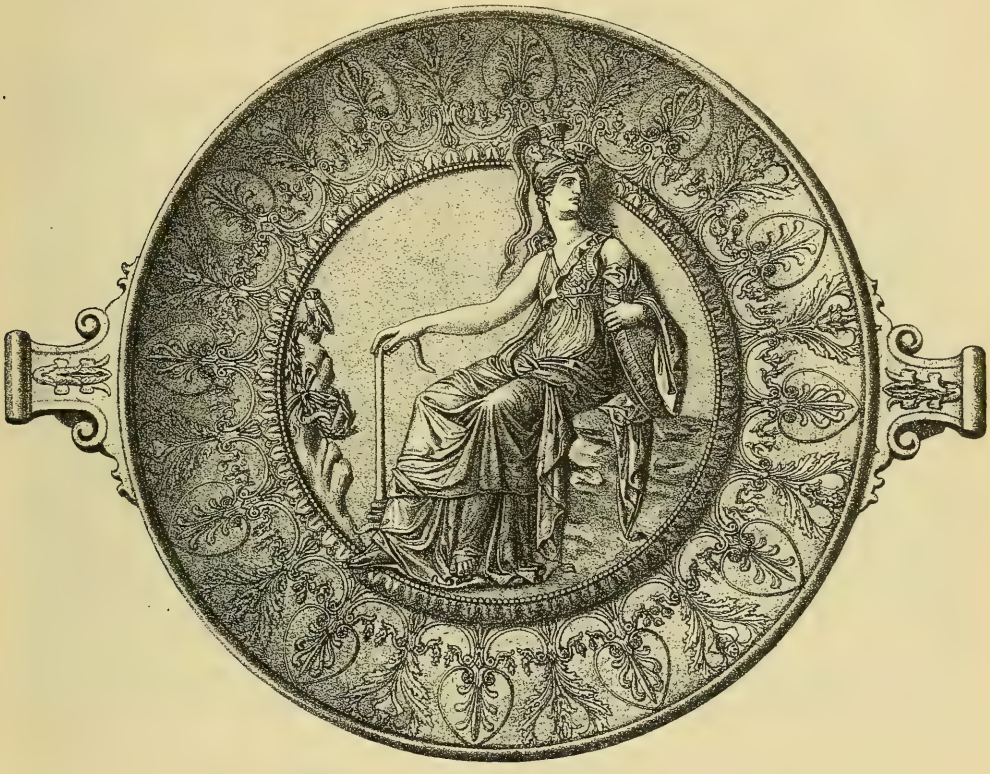
Zu der seit 146 v. Chr. eingerichteten Provinz Afrika war im Jahre 46 v. Chr. Numidien als „Africa nova" hinzugekommen; doch erscheint es seit dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. wieder als eine selbständige Provinz Numidia. Außerdem hatte Caligula im Jahre 40 das ehemalige Königreich Mauretanien eingezogen und daraus die beiden Provinzen Tingitana (westlich vom Flusse Malua) und Cäsariensis (vom Malua ostwärts bis zur Grenze von Numidien) gebildet. Östlich von der großen prokonsularischen Provinz Afrika, an der Großen Syrte, begann das hellenisierte

Cyrenaica. Alles Land westlich davon war im Laufe der Zeit, allerdings in sehr verschiedenen Abstufungen, für den Romanismus gewonnen worden. Mittelpunkte römischer Kultur waren namentlich das im Zeitalter der Gracchen neugegründete Karthago, ebenso Hippo, Hadrumetum, Cirta (Constantine). Südlich von der zuletzt genannten Hauptstadt Numidiens lag die große Lagerstadt Lambäsis; aber die römische Kultur war noch viel südlicher vorgedrungen, wie die in den Oasen El-Kantara und Biskra gefundenen Römerbauten (Amphitheater) beweisen. In Mauretanien war die Hafenstadt Cäsarea der Mittelpunkt römischen Lebens; je weiter man aber nach Westen kam, um so mehr bekam die römische Herrschaft den Charakter einer bloßen militärischen Besetzung. Sie erlosch zeitweise völlig an der Felsküste von Tingitana, deren „Riffpiraten" sogar das gegenüberliegende Bätica brandschatzten. — Afrika stand im regsten Handelsverkehr mit Italien, insbesondere mit Rom. Die wohlriechenden Hölzer, mit denen man die Bäder heizte, die wilden Tiere für die blutigen Schauspiele der Arena kamen meist aus Afrika; vor allem aber war diese Provinz auch eine Kornkammer für Italien. Das römische Wesen erhielt in Afrika durch die beigemengten punischen und berberischen Elemente eine noch gesteigerte Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit. Seit Fronto und Apuleius beginnt sich auch eine afrikanisch-römische Litteratur von besonderer Färbung und Sprache zu bilden; aus Afrika stammte das Kaiserhaus des Septimius Severus.

Germanien. Über die Verhältnisse der beiden germanischen Provinzen: Germania inferior, von Yssel und Rhein im Osten bis zur Schelde und den Ardennen, und Germania superior, von Rheinbrohl südwärts bis über das Rheinknie bei Basel hinaus, einschließlich des durch den Limes abgegrenzten Decumatlandes, ist schon gelegentlich (S. 753, 757) gesprochen worden. Genaueres darüber wird der dritte Band unsrer Weltgeschichte bringen. Wir erwähnen hier nur die wichtigsten Römerstädte, die sich in diesem Gebiete gebildet hatten. Es waren in Untergermanien Colonia Ulpia Noviomagus (Nimwegen), die Lagerstadt Castra Vetera und die benachbarte Zivilstadt Colonia Ulpia Traiana (Xanten), vor allem aber Colonia Agrippina (die frühere Civitas Ubiorum, das heutige Köln) mit dem Altar der Kaiserverehrung, dem religiösen Mittelpunkte der Provinz; in Obergermanien Augusta Rauracorum (Augst bei Basel), und besonders Moguntiacum (Mainz) mit dem auf dem rechten Rheinufer gegenüberliegenden Castellum (Kastell). Daneben erwuchs städtisches Wesen und städtische Wohlhabenheit, aber ohne städtisches Recht, in zahlreichen Flecken, die zugleich Vororte von Gauen waren, wie z. B. in Noviomagus (Speier), Borbetomagus (Worms), Argentoratum (Straßburg). Sumelocenna (Rottenburg) im Decumatlande war z. B. schon unter Domitian Sitz eines kaiserlichen Prokurators, der den Zehnten diesseit und jenseit des Limes — denn die politische Grenze ging über die militärische hinaus (s. S. 753) — für die kaiserliche Kasse erhob.

Die Donauprovinzen. Auch die Zustände in den Provinzen, die die Römer längs der Donau besaßen, sind schon früher, besonders bei den Markomannenkriegen Marc Aurels berührt worden (S. 788 f.). Die Romanisierung zeigte in diesen weiten Landschaften vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer einen sehr verschiedenen Grad und Charakter. Am wenigsten davon berührt waren Rätien mit Vindelicien, das zentrale Alpenland vom Genfersee bis zum Inn mit der vorgelagerten Hochebene bis zur Donau; diese Gebiete waren den Römern in erster Linie wegen der Durchgangsstraßen nach Germanien wichtig. Hier blieb mit der alten Gauverfassung rätisches und keltisches Wesen erhalten, nur drei Ortschaften bildeten ein römisch-städtisches Leben aus und erhielten das Stadtrecht: Augusta Vindelicorum (Augsburg) unter Hadrian, später Campodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz). — Noricum dagegen vom Inn ostwärts bis

zum Wienerwald und südwärts bis zur oberen Save stand durch bequeme Pässe und vermöge seiner Gold- und Eisengruben, sowie wegen seines Salzreichtums (Hallstadt) in so reger wirtschaftlicher Verbindung mit Italien, daß eine starke römische Einwanderung hierher erfolgte und schon unter Claudius die Orte Virunum (Zollfeld bei Klagenfurt), Teurnia (St. Peter im Holz), Celeia (Cilli), Juvavum (Salzburg) und Savaria (Ödenburg, später zu Pannonien gehörig) Stadtrecht erhielten. Wesentlich militärisch und fast nur auf die Donauufer beschränkt war die römische Kultur in Pannonien, deren Mittelpunkte die an den Fluß vorgeschobenen Legionslager und die sich an diese



396. Schale aus dem Hildesheimer Silberfund. Nach Wieseler.

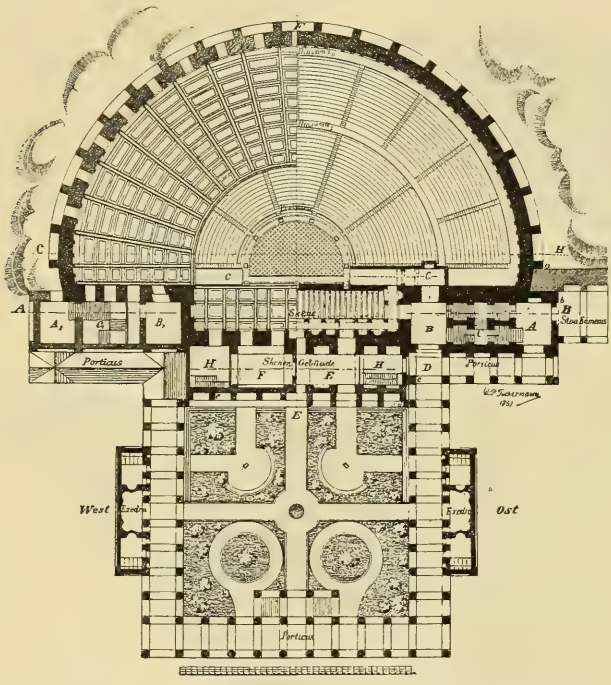
Der sogenannte Hildesheimer Silberfund, im ganzen 74 Stück im Gewicht von 107 Pfund, kam am 9. Oktober 1868 am Galgenberge bei Hildesheim zum Vorschein, als Soldaten dort mit Erdarbeiten beschäftigt waren. Die 74 Stücke (Schüsseln, Schalen, Teller, Mischkruge, Becher u. s. w.) bildeten das Tafelgeschirr eines vornehmen Römers, das von Germanen erbeutet (in der Varusschlacht?) und aus unbekannten Gründen, vielleicht als Weihgeschenk für einen Gott, vergraben worden ist. Die Silberschale, deren Bild wir geben, ein Stück von vorzüglicher Arbeit, zeigt in der Mitte die auf einem Felsen sitzende Göttin Minerva in Hochrelief dargestellt.

anschließenden Zivilstädte bildeten: Vindobona (Wien), Carnuntum (Petronell bei Wien), Brigetio (gegenüber Komorn), Aquincum (Alt-Ofen), Sirmium (Mitrovic) und andre. In Obermösien, dem Flußgebiete der Morava, waren Singidunum (Belgrad) und Viminacium die wichtigsten Römerstädte, in Untermösien die Lagerstädte Novä, Durostorum und Trösmis, wahrscheinlich Gründungen Trajans, während der Süden des Landes und die Küstenstädte wie Odessus, Tomi, Istropolis nach wie vor hellenischen Charakter zeigten. Doch entstanden einige Römerstädte, wohl im Anschluß an die zahlreichen zwischen dem Donauknie der Dobrudscha und Tomi liegenden Kastelle, auch im Innern des Landes, wie z. B. das Municipium Tropäensium (s. S. 758). — In Dacien schuf Trajan nach der Eroberung des Landes in Ulpia Trajana (Sar-

mizegetusa, Ruinen beim heutigen Várhely) und Apulum (bei Karlsburg) Mittelpunkte der Romanisierung. Auf Trajan geht wahrscheinlich auch ein großartiges Befestigungssystem der römischen Nordostgrenzen gegen die in den Steppen zwischen Pruth, Dnjestr, Bug und weiter ostwärts schweifenden Barbaren zurück, das leider noch wenig erforscht ist.

Der Hellenismus im Osten.

Wer gegen Ende des 2. Jahrhunderts von den Römerstädten der dalmatinischen Küste: Jader, Salonä, Narona oder vom Hämusgebirge süd- oder ostwärts oder auch von der Großen Syrte ostwärts zog, der kam in das unbestrittene Gebiet des Hellenismus. In allen Landschaften des östlichen Mittelmeerbeckens, ostwärts bis über den Euphrat hinaus, südwärts bis zu den ersten Katarakten des Nil und nordwärts bis zum Asowschen Meer dominierte die griechische Stadt, die, abgesehen von den durch Blüte oder Verfall, Reichtum oder Armut gegebenen Unterschieden in der baulichen Anlage wie in der Gestaltung des rechtlichen und bürgerlichen Lebens, fast überall dasselbe Gepräge zeigte. Schon unter den Flaviern, besonders aber seit den großartigen Wiederherstellungen Hadrians (S. 777 f.) hatten sich ganze Landschaften des Orients, namentlich Kleinasien, Syrien und Ägypten, deren wirtschaftliche Kraft noch nicht gebrochen war, zu einer schönen Nachblüte entwickelt; in andern Gegenden, längs der Karawanenstraße zum Euphrat und jenseit dieses Stromes bis zum mittleren Tigris, ging erst im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. die Saat Alexanders völlig auf. In Verbindung mit dieser materiellen Hebung des Orients steht eine beträchtliche Nachblüte hellenischer Kunst und Litteratur. Für die antike Kunst, und zwar in gleichem Maße für die hellenische wie für die hellenisch-romanische, bedeutete das Zeitalter Hadrians den letzten Aufschwung; die griechische Litteratur hat, allerdings mit römischen Elementen durchsetzt, auch später noch jahrhundertelang, als die römische längst zu leblosem Formalismus erstarrt war, eine respektable Leistungsfähigkeit bewahrt.



397. Grundriß vom Odeion des Herodes Atticus zu Athen.

Dieses großartige Theater, erbaut nach dem Jahre 160, liegt am Westende des südlichen Burgabhanges in Athen. Der Zuschauerraum, der etwa 6000 Sitzplätze enthielt, steigt in Sitzreihen, deren Stufen je 0,43 m hoch und in den Felsen gearbeitet sind, den Burgberg hinan. Dieser Zuschauerraum (cavea) ist von einer Kalksteinmauer umfaßt, die im Verein mit dem Szenengebäude das aus akustischen Gründen über den größten Teil der Cavea und über die ganze Bühne gespannte Dach trug. Es bestand aus schön geschnitztem Zedernholz; seine Konstruktion wird veranschaulicht auf der linken Hälfte unsres Planes. Die 8 m tiefe Szene war durch ein Szenengebäude von mehreren Stockwerken Höhe abgeschlossen, hinter dem (H F E) und zu dessen beiden Seiten (A B B, A,) sich mehrere überwölbte Räume vorfanden, aus denen man durch Treppen in die oberen Geschosse des Bühnenbaues und des Zuschauerraumes gelangte. Den Zugang zum Bühnengebäude und zu diesen Treppenfluren bildeten überdachte Säulenhallen (Porticus).

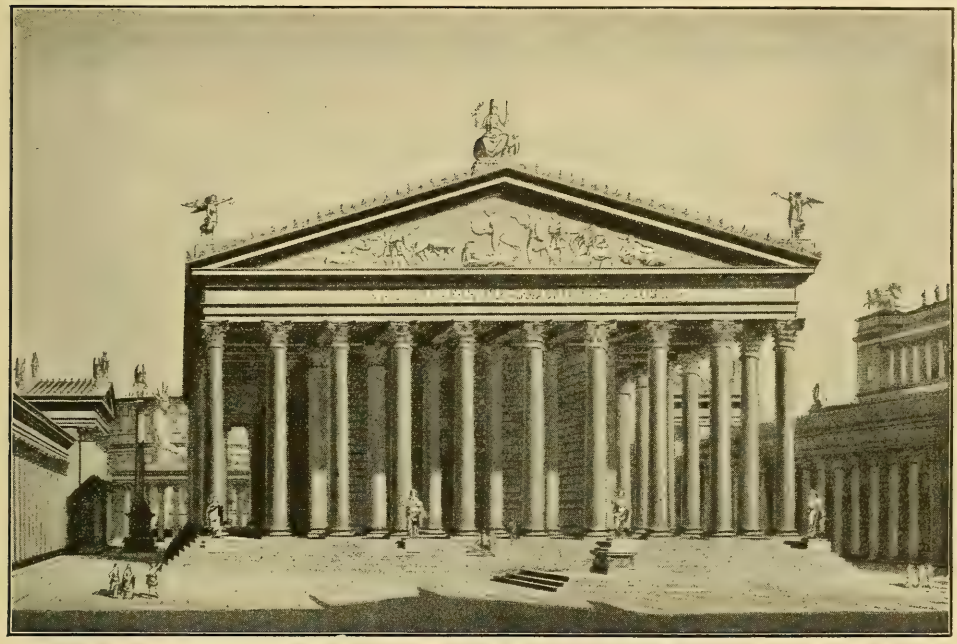
Rekonstruktion von Tuckermann.

Nachblüte der griechischen Kunst.

Hauptsitz der Kunstübung war im Zeitalter Hadrians und der Antonine außer Rom und Athen, wo namentlich die kostbaren Bauten des gelehrten Rhetors Herodes Atticus (S. 817), z. B. das Odeion, hervorragen, Alexandria. Allerdings blühte hier vorzugsweise die Kleinkunst, die großartiger schöpferischer Entwürfe nicht bedarf,

vor allem eine technisch vollendete Porträtmalerei, meist auf Holzplatten, von der uns lebensfrische Proben in den bekannten Funden von Fajûm (s. S. 273) erhalten sind, und die Gemmen- und Medaillenschneiderei, die unter Hadrian, und wohl zumeist durch seine Aufträge, überhaupt ihren Höhepunkt erreichte.

Als ein Beispiel merkwürdiger Vermählung griechischer und römischer Baukunst im Zeitalter Hadrians darf der Doppeltempel der Venus und der Roma in Rom gelten (S. 783). Hier war die griechische rechtwinkelige Tempelanlage mit römischem Gewölbebau verschmolzen, der die mit den Rückseiten aneinander stoßenden halbrunden Nischen der beiden Cellä oben abschloß. „Bunter Marmor schmückte ihre inneren Wände, weißer von Paros die äußeren. Die Fronte des Romatempels war dem Kolosseum zugekehrt, die der Venus dem Forum, und zu jedem führten Marmortreppen empor; denn der gewaltige Bau erhob sich auf einer gemauerten Terrasse, die noch erhalten ist. Zehn korinthische Säulen standen vor jeder Fronte und je 20 vor den Langseiten. Ein Pronaos erstreckte sich gegen das Forum hin, und



398. Doppeltempel der Venus und der Roma in Rom. Rekonstruktion von Canina.

Das Bild zeigt die Dront des Romatempels, die gemauerte Terrasse (area), auf der er steht, und die diese umgebenden Hallen.

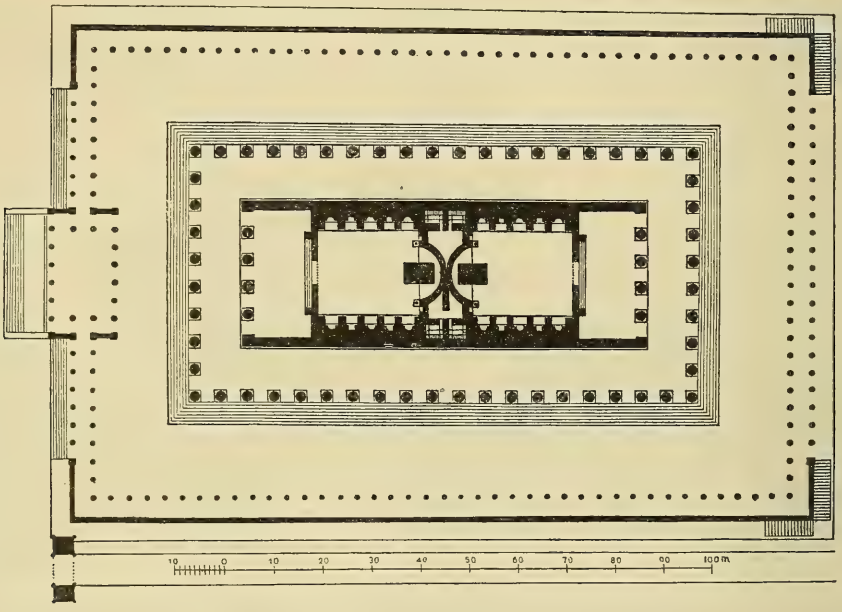
der ganze Bau war noch mit einer äußeren Halle von Granitsäulen umschlossen. Bildwerke schmückten die Giebelfelder, Statuen die Nischen der Cellen, und Gemälde stellten wahrscheinlich die mythische Gründung Roms dar. In den beiden Tribünen waren hier die Kolossalfigur der siegreichen Venus, dort des Genius Roms aufgestellt, beide sitzend und in kriegerischer Haltung. Die Venus trug auf der Rechten eine Viktoria, in der Linken eine Lanze, die Roma den Globus und die Lanze. Ein Dach von vergoldeten Erzziegeln deckte beide Tempel.“ (Gregorovius.)

Griechische Litteratur.

Von den griechischen Geschichtschreibern der Kaiserzeit ragten hervor unter Augustus Nikolaus von Damaskus, der unter anderm ein ausführliches Lebensbild des Kaisers für die Orientalen verfaßte, ferner Diodor mit seiner „Geschichtlichen Bibliothek“, und Dionys von Halikarnaß, der im Jahre 7 v. Chr. eine römische Geschichte (bis zum Beginn der Punischen Kriege) vollendete. Gleichzeitig verfaßte der berühmte Geograph Strabon (66 v. Chr. bis 24 n. Chr.) eine Schilderung des damals bekannten Erdkreises.

Unter Trajan schrieb Plutarch (geb. 46 v. Chr. zu Chäronea) seine Biographien berühmter Griechen und Römer, die, wenn sie auch den modernen Anforderungen an

eine kritische Geschichtschreibung nicht entsprechen, uns doch eine sonst nirgends überlieferte Fülle von Stoff zur Kenntnis des Griechen- und Römertums übermitteln und durch die warme Begeisterung und edle Gesinnung des Verfassers einen unvergänglichen Reiz besitzen. Dem Zeitalter Hadrians und der Antonine gehören an Appian, ein geborener Alexandriner, der aber später auch als kaiserlicher Prokurator thätig war, der Verfasser einer breit angelegten, ethnographisch geordneten und leider sehr rhetorisch zugestutzten römischen Geschichte, die aber trotzdem für unsre Geschichtskenntnis sehr wichtig ist, weil in ihr eine Reihe uns verlorener älterer Quellen benutzt sind. Arrian, den wir bereits als Statthalter von Kappadocien unter Hadrian und als Verfasser einer „Umsegelung des Schwarzen Meeres“ (S. 780) kennen, schrieb später eine wertvolle „Anabasis“, eine kritische Darstellung der Heereszüge Alexanders



399. Grundriß des Doppeltempels der Venus und der Roma in Rom.

des Großen. — Unter den griechischen Philosophen der früheren Kaiserzeit war entschieden der bedeutendste der Stoiker Epiktet (geb. 50 n. Chr.) aus Phrygien, der unter den Flavischen Kaisern zu Rom lehrte, bis ihn 94 der Befehl Domitians mit allen andern Philosophen aus Italien verwies. Er hat namentlich die stoische Sittenlehre im Geiste Senecas weitergebildet und ist den sittlichen Forderungen des Christentums von allen alten Philosophen am nächsten gekommen. Sein Hauptgrundsatz war: „Enthalte dich und halte aus.“ Seine Lehre, die auf die folgenden Generationen, namentlich auf die römischen Adoptivkaiser, von großem Einflusse war, hat Arrian in einem „Handbuch der Moral“ (Encheiridion) und in acht Büchern „Philosophischer Gespräche“ aufgezeichnet. Außerdem gab es aber auch eine sehr reichhaltige griechische Fachlitteratur von Ärzten, wie Galenus (S. 789), Astronomen, wie Ptolemäus (um 150 v. Chr.), und Mathematikern, deren Sitz namentlich Alexandria war.

Rhetoren und Sophisten.

Ein der exakten Forschung oft geradezu entgegenlaufendes Geistesleben fand besonders seit Hadrian in Athen und nach der Erweiterung des „Athenäums“ in Rom auch in dieser Stadt seine Pflege. Es war die im 2. Jahrhundert zuerst in Asien wiedererwachte und dann nach Westen verpflanzte Kunst der Wohlredenheit, die

Rhetorik der modernen Sophisten, die in einer Zeit, als das öffentliche Leben zur Entfaltung einer wirksamen Beredsamkeit keine Veranlassung mehr bot, entweder philosophische Probleme oder Streitfragen und spannende Situationen der alten Geschichte hervorsuchten, um darüber vor einem möglichst großen Publikum in möglichst vollendeter Weise zu sprechen. Um Wahrheit war es dabei dem Sprecher nicht so sehr zu thun wie um augenblickliche Wirkung auf die Seele des Hörers durch geistreiche Verwendung aller rhetorischen Mittel und einer bis zum Schauspielerischen gesteigerten Kunst des Vortrags. Die Hörer sollten in ästhetischen Genüssen schwelgen. Die Begier nach Ruhm und Geld, das bei diesen Produktionen zu holen war, erzeugte ein wanderndes Virtuosentum; die Darbietungen dieser Rhetoren in den Hörsälen und den Odeen (s. S. 814) waren für das Altertum etwa das, was für unsre Zeit die Konzerte in allen ihren Abstufungen vom sogenannten „Populärkonzert" bis zur „Matinée" und „Soirée" bedeuten. Die tüchtigsten unter diesen Schönrednern aber erhielten einen der vielbegehrten, staatlich besoldeten Lehrstühle an der Universität Athen, wie z. B. Herodes Atticus, oder am „Athenäum" in Rom oder endlich Stellungen in der kaiserlichen Kanzlei. Das „Brillantfeuerwerk" dieser Rhetoren hat den Resten der Natur und Wahrheit im antiken Geistesleben den Todesstoß gegeben (s. S. 800). Zu diesen Sophisten gehörte auch der geistreiche und witzige Lucian (122—200), der „Voltaire des Zeitalters der Antonine", der die Schwächen seiner Zeit in satirischen Schriften von blendender Schärfe geißelt, aber dabei als kalter Verstandesmensch auch manche Ideale mit frivolem Spotte in den Staub zieht. Er ist der Erfinder einer neuen Gattung der Litteratur, der „Totengespräche", in denen die Phantasie des Dichters entweder Lebende in die Unterwelt hinabsteigen oder Tote aus der Unterwelt wieder ans Licht kommen läßt, um das Treiben der Menschen zu kritisieren, oder in denen endlich Tote untereinander ihre Erinnerungen und Urteile austauschen. Diese „Totengespräche", die dem kecken Erfinder die Möglichkeit boten, ohne Rücksicht auf Raum und Zeit, die größten Menschen aller Epochen zusammenzubringen und durch sie „in geistsprühender Wechselrede sämtliche Phasen der Vergangenheit, besonders aber die Zustände und Mißstände des eignen Zeitalters beleuchten zu lassen", haben in der Litteratur der Kulturvölker bis auf den heutigen Tag eine ganze Reihe von Nachahmungen hervorgerufen.

Straßensystem; Handel und Verkehr; Sittlichkeit.

Das Straßensystem.

Zu den Faktoren der Kultur im Römerreiche, die allen Provinzen zu gute kamen, den hellenisierten wie den romanisierten, ja sogar den barbarischen Ländern, muß man in erster Linie das hochentwickelte Straßensystem rechnen, das das ganze Reich nach allen Richtungen durchzog, die Grundlage eines unermeßlichen Verkehrs von Land zu Land und auch der staatlichen Post. In der Zeit der höchsten Entwickelung des römischen Verkehrswesens, unter den Antoninen, unterschied man, abgesehen von den unzähligen kleineren Linien, die dem Verkehr innerhalb eines bestimmten Gebietes dienten, fünf Hauptadern des Weltverkehrs. Die erste verband Rom mit Karthago, wo sie sich in eine westliche und östliche Linie teilte; die westliche lief durch Cäsariensis und Tingitana nach Spanien, die östliche nach Alexandria und von da südwärts bis zu den ersten Nilkatarakten und Berenike. Die zweite Hauptader führte von Rom über Brundisium und Dyrrhachium quer durch die Balkanhalbinsel nach Byzanz, von da in vielen Zweigen durch Kleinasien nach Antiochia in Syrien; dort teilte sie sich in eine südliche und östliche Linie, die südliche lief durch Judäa über Petra längs der Küste des Roten Meeres bis Jambia, die östliche in vielen Zweigen zum Euphrat und — als Mesopotamien unter Septimius Severus Provinz war — sogar bis

zum Tigris. Die dritte Hauptader lief von Rom an der Tyrrhenischen Küste nach Südgallien, von da durch die Pyrenäen nach Spanien und von dort in vielen Armen bis an die äußersten Enden des Landes. Die vierte ging von Rom auf der Flaminischen Straße, dann über Ravenna nach Aquileja und von da in drei Hauptzügen zur Donau nach Carnuntum, Aquincum (Ofen), Singidunum und dann längs der Donau weiter zum Schwarzen Meer. Als fünfte Hauptader bezeichnet man die von Rom in der Mitte der Halbinsel nach Norden zu führende Via Cassia und die sich daran anschließenden Alpenpässe: die Gotthard-, Simplon-, Bernhardstraße, die über die Grajische Alp nach Lyon, den Septimer-, Julier-, Splügen-, Maloja-, Finstermünz-, Brennerpaß u. a. nach Germanien, weiter von Mainz über Trier, Köln nach Leiden in Holland und Boulogne (Gesforiacum), den Überfahrtsstellen nach Britannien.

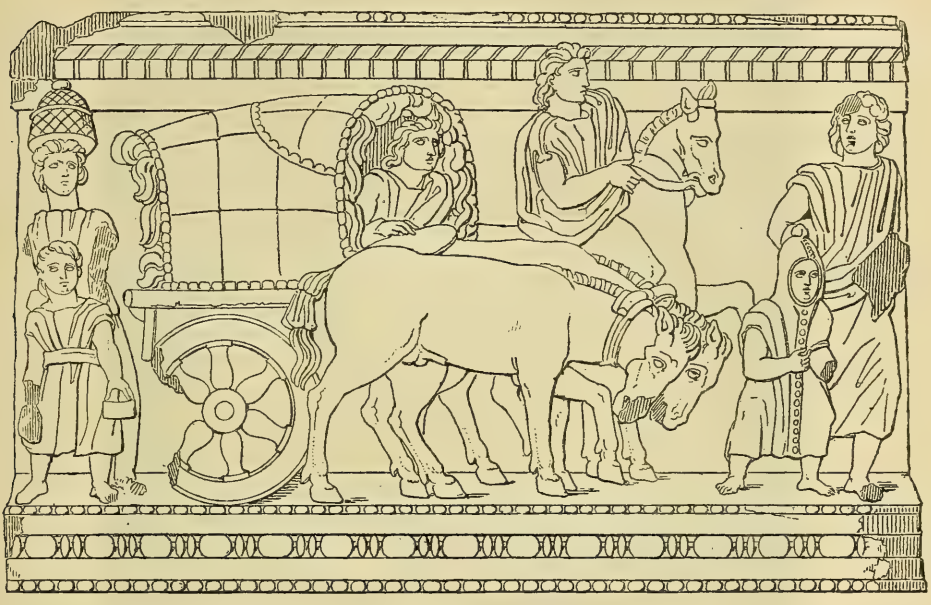
Die Reichspost.

Als Ordner des staatlichen Postwesens (s. S. 782) erscheint insbesondere Hadrian, der die gesamten Kosten, auch in den Provinzen, auf den Fiskus übertrug und den Stand der höheren und niederen Postbeamten ausbildete, so daß den Gemeinden nur noch die Stellung der Zugtiere und die Beschaffung des Futters — gegen Vergütung — auferlegt blieb. Außer dem Generalpostmeister in Rom (praefectus vehiculorum) und entsprechenden hohen Beamten in den einzelnen Provinzen gab es in den größeren Stationen, den mansiones — mit je einem kaiserlichen Logierhaus und Privatgasthöfen — Postdirektoren (mancipes) und je einen Tierarzt (mulomedicus), dazu einige Wagenmeister (carpentarii) und Stallmeister (stratores) und einen ganzen Troß von Maultiertreibern (muliones) und Pferdewärtern (hippocomi). Die kleineren Stationen (mutationes = Umspannung) wurden von Posthaltern (stationarii) versorgt; sie waren etwa 5—9 römische Meilen, die Mansiones dagegen 40—50 (60—75 km) voneinander entfernt. In jeder standen 20—40 Pferde außer den Maultieren zum Wechsel bereit. Die Staatsdepeschen wurden durch berittene Kuriere befördert. Die durch diese Einrichtungen erzielte Geschwindigkeit war so groß, daß man in sechs Tagen von Rom nach Byzanz reiste. Leider aber stand die Benutzung der Reichspost nur den kaiserlichen Beamten, Soldaten und solchen Personen offen, die einen kaiserlichen Erlaubnisschein dazu besaßen. Deshalb bildete sich in verkehrreichen Gegenden fast überall eine von den Lohnkutscherinnungen (iumentarii) gehaltene Privatpost aus, die mit Hilfe der trefflichen Straßen ähnliche Geschwindigkeiten erzielte, oft auch von den kaiserlichen Postdirektoren auf eigne Rechnung betrieben wurde. Es war keine große Übertreibung, wenn der Grieche Aristides aus Smyrna (um 150 n. Chr.) in folgenden Lobpreis ausbrach: „Weder die Cilicischen Pforten sind jetzt furchtbar noch die schmalen sandigen Wege durch Arabien und Ägypten; zur Sicherheit genügt es Römer zu sein oder auch schon euer Unterthan. Ihr habt die ganze Erde vermessen, die Ströme überall überbrückt, Fahrwege in die Berge gehauen, die Wüsten mit Nationen gefüllt und alles durch Zucht und Ordnung veredelt." Und der deutsche Generalpostmeister Stephan hat sich diesem Urteile angeschlossen, indem er in seiner Schrift „Über das Verkehrswesen des Altertums" äußerte: „Dies planmäßig ausgeführte Netz geregelter Straßenanlagen beförderte die allgemeine Sicherheit, erleichterte den Ackerbau, garantierte dem Reisenden ein sicheres und schnelles Fortkommen, gewährte dem Handelsverkehr die unberechenbarsten Vorteile, ermöglichte den Gang der großen Verwaltungsmaschine, rief Ansiedelungen hervor und begünstigte auf das Wirksamste die Entwickelung der Kultur."

Sittenverderbnis; Ausblick.

Wer alle diese Verhältnisse rein äußerlich betrachtete und dazu die Pracht und den Glanz der marmorstrotzenden Städte, die Behaglichkeit und Üppigkeit der Landhäuser, die Scharen der ordnenden und verwaltenden Beamten, die Kriegstüchtigkeit der Legionen an den Grenzen u. a., der konnte meinen, ein blühendes Staatswesen

und eine aufstrebende Kultur vor sich zu haben. Und in der That fehlte und fehlt es nicht an Lobrednern, die im Zeitalter Hadrians und der Antonine eine der glücklichsten Epochen der Menschheit zu erkennen glauben. Aber wer das glaubte und glaubt, der sah und sieht den Kern der Dinge nicht: die tiefe Entsittlichung aller Volksschichten, die dieser materiell so hoch entwickelten Kultur wie ein giftiger Wurm innewohnte. Wer sie sehen wollte, der brauchte nur die Frage aufzuwerfen: wie lebte und wie vergnügte sich das römische und das römisch gewordene Volk? In seinem Feldgeschrei „panem et circenses“ („Brot und Zirkusspiele“) war die Antwort auf diese Frage gegeben. Es gab in Rom jährlich etwa 180 Spieltage, aber für diese waren die vergleichsweise anständigen Komödien des Plautus und Terenz — von ernsthaften Tragödien gar nicht zu reden — längst aus der Mode gekommen; die dramatische



400. Reisewagen. Etruskisches Relief.

Das Bild stellt wahrscheinlich einen mit einer Plane überspannten sehr einfachen Familienreisewagen dar, in dem die Fahrenden liegen konnten. Voran geht wohl der Pädagog mit einem Knaben im Reisemantel (paenula), zur Seite reitet der Vater, dem Wagen folgt eine Sklavin und ein Mädchen mit Gepäckstücken.

Kunst blühte nur noch in der Form eines liederlichen, lüsternen, alle bösen Begierden erregenden Pantomimus, eines sittenlosen Balletts. Fast noch schlimmer wegen ihrer Häufigkeit waren die Zirkusspiele mit ihrem bereits hervortretenden Kliquenwesen, mit ihrer blinden Bewunderung eines geschickten Kutschers, der in der Regel auch der gehätschelte Liebling vornehmer Damen war. Die schlimmste Brutstätte aller Laster aber war die Arena, wo nicht nur das Blut widerwärtig zu Tode gehetzter Tiere, sondern auch Menschenblut von Gladiatoren, verurteilten Verbrechern, Kriegsgefangenen, standhaften Christen u. a. in Strömen floß, wenn diese Unglücklichen entweder in unfreiwilligem Kampfe sich selbst zerfleischten, oder von wilden Tieren zerrissen wurden. Um solche Bilder mit roher Grausamkeit oder zur Überreizung des Sinnenkitzels zu sehen, verließ der Handwerker seine Arbeit, eilten die Frauen, ehedem Hüterinnen der Sitte und der Zucht, aus den Häusern herbei, ja sogar die halbwüchsigen Burschen und Mädchen bis hinab zu den Kindern. Leider fand die blutige Lust der Arena in allen romanisierten Landschaften, teilweise auch im Orient Nachahmung; ein Legionslager ohne

Amphitheater erschien undenkbar. Auch das immer mehr sich ausbreitende Christentum (s. S. 764 f.) konnte den Staat nicht vor den Folgen dieser Verderbnis retten, weil sich die Christen entweder notgedrungen vom öffentlichen Leben zurückzogen oder die Dinge dieser Welt überhaupt für heillos und wertlos ansahen. Arbeitsunlust und Sittenlosigkeit aller, die solche Szenen regelmäßig schauten, waren die unausbleibliche Folge; und in der That stand in den großen Städten dem fürstlichen Reichtum ein ehrloses, lustgieriges, jeglichen Aufschwunges unfähiges Proletariat gegenüber. So

401. Septimius Severus. Büste im Kapitolinischen Museum.

versiegte der Rest der Volkskraft; es gab schließlich keine sittlich tüchtigen unteren Schichten mehr, die aufsteigend die leitenden Stellungen im Staate hätten ausfüllen können. Die Zeit war nicht mehr in weiter Ferne, wo man diese Stellen und schließlich auch den Purpur selbst eben erst romanisierten Barbaren anvertrauen mußte.

Die Militärherrschaft als Vorstufe des Despotismus.

Septimius Severus und sein Haus 193—235.

Charakter der späteren Kaisergeschichte.

Die römische Kaisergeschichte verliert im 3. Jahrhundert an Übersichtlichkeit, weil einzelne Reichsteile unter Usurpatoren ihre eignen Wege zu gehen versuchen, und zugleich an Interesse, weil uns die einzelnen Stadien des großen Auflösungsprozesses und die wirkenden Ursachen oft verborgen bleiben und wir nur ein immer in gleicher Weise brandendes Meer von Gewalt- und Greuelthaten vor uns sehen, das Kaiser emporhebt und wieder verschlingt und über das nur einzelne große Persönlichkeiten

eine Zeitlang inselartig hervorragen. Erst das Zeitalter Diocletians (283—305) und Konstantins (306—337) liegt uns auch nach seinem inneren Gehalte wieder deutlicher vor Augen und ist auch wichtiger für uns, weil mit der äußeren Wiederherstellung des Reiches zugleich eine neue, noch weithin wirkende Verfassung — die letzte des römischen Volkes — geschaffen wurde. Endlich hat sich in dieser Zeit das Römertum noch einmal mit neuem geistigen und religiösen Inhalte, mit dem Christentume, erfüllt. Doch auch dieses erwies sich, besonders seitdem die Kirche von Konstantin zur dienenden Magd des Absolutismus gemacht worden war (s. S. 839 f.), nicht als kräftig genug, um das römische Reich und seine Kultur über die Stürme der sogenannten Völkerwanderung hinüber zu retten.

Septimius Severus (geb. 146 zu Groß-Leptis in Afrika) führte eine römische Familie aus Afrika auf den Thron (s. S. 792). Er hatte zunächst mit der Beseitigung der Usurpatoren zu thun. Den Pescennius Niger vernichtete er 194 bei Nicäa und brachte darauf auch die Parther zur Ruhe. Dann besiegte er den Clodius Albinus 197 bei Lugdunum. Als Alleinherrscher im Reiche fühlte er das Bedürfnis, seine Gewalt durch Anknüpfung an seine Vorgänger zu legitimieren. Er ließ sich deshalb in das Haus der Antonine adoptieren und nannte seinen älteren Sohn M. Aurelius Antoninus (Caracalla). Septimius Severus war durch und durch Absolutist, behandelte den Senat rücksichtslos — er ließ 29 Senatoren wegen ihrer Hinneigung zu Clodius Albinus hinrichten — und bereitete durch Begünstigung und Verwöhnung des Militärs, auf das er sich hauptsächlich stützen zu müssen glaubte, die rohe Soldatenherrschaft vor, die sich unter seinen Nachfolgern so schrecklich äußerte. Die Garde in Rom wurde von ihm aus den erprobtesten Leuten aller Provinzialarmeen neu gebildet; er führte zuerst auch in Rom selbst den militärischen Titel Prokonsul, trug auch in Rom statt der Toga den Purpurmantel und legte eine Garnison — die zweite parthische Legion — an den Albanerberg. Eine zweite Stütze des von ihm angestrebten Absolutismus sah er in der weiteren Ausbildung des Staatsrechtes. Deshalb zog er, selbst in juristischen Studien wohlbewandert, die großen Juristen seiner Zeit Ämilius Papinianus, Julius Paulus, Domitius Ulpianus an sich und beförderte sie zu den höchsten Ämtern, besonders zu Gardepräfekten und damit zu Stellvertretern des Kaisers nicht nur in militärischen Dingen, sondern auch für das Gerichtswesen und die Gesetzgebung. Eine das Kaiserhaus fast bedrohende Stellung errang sich als Gardepräfekt P. Fulvius Plautianus, bis er 203 vom Sohne des Kaisers, M. Aurelius Antoninus, gestürzt wurde. Sein Nachfolger wurde der Jurist Papinianus. — In einem großen Partherkriege 198/99 erwarb Severus noch einmal die Provinz Mesopotamien; nach seiner Heimkehr erbauten ihm Volk und Senat im Jahre 203 einen prachtvollen Triumphbogen am Nordwestrande des Forums. Noch einmal, im Jahre 208, zog er persönlich ins Feld nach Britannien, um die aufständischen Kaledonier und die Mäaten zu züchtigen. Es gelang ihm, wenn auch unter großen Verlusten, sie zum Frieden zu zwingen (210). Doch gab er die Grenzlinie des Antoninus Pius auf und wich wieder auf die des Hadrianswalles zurück. Hadernd mit seinem ältesten Sohne, der den Tod des Vaters nicht erwarten zu können schien, starb er 211 zu Eburacum.

Septimius Severus (193 bis 211).

Die beiden Söhne, die Septimius Severus hinterließ, M. Aurelius Antoninus, genannt Caracalla (von einem keltischen Mantel, den er in die Mode zu bringen suchte), und Geta, stammten aus der Ehe mit einer vornehmen, hochgebildeten Syrerin: Julia Domna aus Emesa. Durch diese Frau und ihre Schwester Julia Mäsa mit ihren beiden schönen aber leichtfertigen Töchtern Soämis und Mamäa versuchte der Orient zum erstenmal — seit Kleopatra — orientalisches Wesen auf dem römischen

Caracalla (211—217).

Kaiserthrone einzubürgern. Um Alleinherrscher zu sein, erschlug Caracalla seinen Bruder Geta in den Armen der Mutter, die aber doch mit ihm in Verbindung blieb und sogar seiner Kanzlei vorstand. Dann folgte ein großes Blutbad in Rom gegen „die Anhänger Getas", dem auch der Präfekt Papinianus erlag; dabei wurden viele große Vermögen für die kaiserlichen Kassen konfisziert. Es war auch eine wesentlich finanzielle Maßregel, wenn er allen Gemeinden des Reiches das römische Bürgerrecht verlieh: sie mußten nunmehr die hohe römische Bürger- und Erbschaftssteuer zahlen. Caracalla brauchte vor allem Geld, um das Militär, auf das er sich einzig und allein stützte, bei guter Laune zu erhalten; das schon unter seinem Vater beträchtlich vermehrte Militärbudget schnellte unter ihm um 60 Millionen Mark in die Höhe.

Ferner brauchte er große Summen für kostspielige Bauten in Rom, durch die er dem Volke imponieren wollte wie durch seine Thermen, von denen noch beträchtliche Ruinen stehen. Endlich hegte er große Kriegspläne. Im Jahre 213 mußte er das Decumatland gegen einen der neugebildeten deutschen Völkerbünde (vgl. Bd. III), die Alamannen, verteidigen, in den folgenden Jahren trachtete er, wie ein zweiter Alexander, das Partherreich zu erobern. Zunächst warb er um die Hand der Tochter des Partherkönigs Artabanos; da sie ihm versagt wurde, überschritt er siegreich den Tigris. Als er aber in Mesopotamien überwinterte, wurde er am 8. April 217 auf Anstiften des Gardepräfekten Macrinus ermordet.

Macrinus (217); Elagabal (218—222).

Macrinus, der eine Zeitlang als Kaiser anerkannt war, schloß mit den Parthern einen schimpflichen Frieden, erlag aber samt seinem Sohne Diadumenianus einer Meuterei der Soldaten, die den Sohn der Soämis, der für einen Sprößling des beim Heere sehr beliebt gewesenen Caracalla galt und damals in Emesa Priester des Sonnengottes Elagabal war, als M. Aurelius Antoninus im Mai 218 zum Kaiser ausriefen. Er nannte sich in der Regel nach seinem Gotte Elagabal — El Gabal d. h. der Stein, nach einem angeblich vom Himmel gefallenen Steine, dem Symbol des Sonnengottes — und führte in Rom unter dem Einflusse der Frauen seines Hauses ein so orientalisch-sultanisch gefärbtes Regiment, daß sich das abendländische Selbstgefühl dagegen aufbäumte. Als er seinen von ihm adoptierten Neffen, den Sohn der Mamäa (der gleichfalls als Caracallas Sohn galt), einen trefflich beanlagten, abendländisch gebildeten und empfindenden Knaben, umbringen wollte, wurde er von den Prätorianern erschlagen und eben dieser als Aurelius Severus Alexander, bisher Cäsar, nunmehr als Augustus anerkannt (im Frühjahr 222).

Severus Alexander (222—235).

Seine Thronbesteigung bedeutete eine Reaktion des Occidents gegen den Orient: unter Leitung seiner Mutter gönnte er dem Senate wieder Einfluß auf die Regierung; sein Staatsrat bestand aus Senatoren. Unter diesem verhältnismäßig konstitutionellen Regimente hoben sich die juristischen Studien und leuchteten die letzten Sonnenstrahlen des sinkenden Römertums. Der junge Kaiser selbst war nicht ohne Ideale. Statuen von Cicero und Virgil, sowie die von den besten der früheren Kaiser, endlich auch Statuen von den großen Religionsstiftern, unter ihnen Orpheus als Stifter der griechischen Mysterien, aber auch von Abraham und Christus fanden sich in seiner Hauskapelle. Unter ihm blühten von römischen Historikern Marius Maximus, ein Nachahmer Suetons, und der christliche Chronolog Julius Africanus, von christlichen Kirchenschriftstellern Origenes und der Afrikaner Tertullian, von griechischen Historikern Cassius Dio, dessen Riesenwerk in 80 Büchern die ganze römische Geschichte bis zum Jahre 229 n. Chr. umfaßte, und der rhetorisierende Herodian. Aber freilich, gleichzeitig vollzog sich auch im Osten eine wichtige, folgenschwere Auffrischung orientalischer Macht: der morsche Thron der Arsaciden im Partherreiche zerbrach unter den Angriffen des tapferen Persers Ardaschir (Artaxerxes) Babekan, des Begründers

der neuen Dynastie der Sassaniden (um 227). Damit war eine persisch-nationale Reaktion gegen den im Partherreiche ausgebreiteten Hellenismus und zugleich das Wiederaufleben der Idee eines persischen Weltreiches verbunden, das auch in den römischen Provinzen Asiens die Herrschaft beanspruchte. Zunächst allerdings siegten die Römer unter ihrem jungen Kaiser Severus Alexander, wenn auch unter furchtbaren Verlusten, über die im Reich eingedrungenen Feinde, aber das Perserreich blieb eine schwere Gefahr für die Zukunft. Außerdem benutzten auch die Alamannen diese orientalischen Verwickelungen, um von neuem das Decumatland zu überschwemmen und sogar den Oberrhein zu überschreiten. Alexander trieb sie zwar zurück, doch war er

402. Caracalla. Farnesische Büste im Nationalmuseum zu Neapel.

wegen des Einflusses, den er dem Senate und seiner Mutter gestattete, so unbeliebt beim Heere, daß er unweit von Mainz im Frühjahr 235 von meuterischen Soldaten samt seiner Mutter erschlagen wurde.

Auflösung und Wiederherstellung des Reiches.

Maximinus, die Gordiane, Philippus Arabs (235—249).

Nachfolger des Severus Alexander, mit dem das Haus des Septimius Severus erloschen war, wurde Maximinus, ein Romane gotisch-alanischer Abkunft, ein tapferer Mann von durchaus soldatischer Gesinnung. Aber gegen ihn erhoben sich im Jahre 238 in Afrika die beiden Gordianus, Vater und Sohn, und als diese vernichtet waren, die beiden Senatskaiser Pupienus und Balbinus und der Soldatenkaiser Gordian III., der Enkel des ersten. Dieser Koalition erlag Maximin bei Aquileja infolge einer Meuterei; bald aber wurden auch die beiden Senatskaiser beseitigt und Gordian III. Alleinherrscher (238), bis ihn 244 sein Gardepräfekt, der

Araber M. Julius Philippus, bei Zaitha am Euphrat ermordete. Unter diesem Philippus Arabs wurde 248 in Rom die Feier des tausendjährigen Bestandes der Stadt mit großem Pompe begangen, aber schon war das Ansehen der römischen Weltherrschaft durch innere Kriege, Usurpationen, Münzverschlechterung arg erschüttert, und längs der ganzen Nordgrenze standen kampfbereit die zahlreichen Völkerbündnisse der Germanen, die das Zeitalter der großen Völkerwanderung vorbereiteten: am Oberrhein die Alamannen, am Mittel- und Unterrhein die Franken, an der Nordsee die Sachsen, längs der unteren Donau aber die furchtbaren Massen der Goten.

Decius (249—251); Valerianus (253—260); Gallienus (253—268).

Der Kampf gegen die Goten, die nach Überschreitung der unteren Donau Istros erobert hatten, führte zur Erhebung des 249 gegen sie geschickten Senators C. Messius Trajanus Decius, der, aus Unterpannonien gebürtig, die mit Maximinus anhebende Reihe der illyrischen Kaiser fortsetzte. Decius (249—251) überwältigte den Philippus Arabs bei Verona, dann zog er von neuem gegen die Goten zu Felde, die unterdessen, geführt von Kniva, Mösien und Thrakien überschwemmt und bereits Philippolis erobert hatten. Decius griff ihre zurückweichenden Scharen bei Abrittus in Niedermösien an, wurde aber geschlagen und kam samt seinem älteren Sohne um. Sein Tod verschaffte den Christen, die unter seiner Regierung zuerst systematisch verfolgt worden waren (s. S. 837), eine vorübergehende Erleichterung. Auf Decius folgten rasch hintereinander Trebonianus Gallus, der sich durch Jahrgelder Ruhe vor den Goten erkaufte, dann Ämilius Ämilianus (253), der aber noch im Jahre seiner Erhebung ermordet wurde und dem P. Licinius Valerianus Platz machte; dieser nahm seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an. Unter diesen beiden Kaisern (253—268) erreichte die Not des Reiches ihren Gipfel. Im ganzen Abendlande herrschte die orientalische Pest, Alamannen und Franken plünderten Gallien, ja sogar Oberitalien, Sachsen die Küsten der Nordsee und des Kanals, die afrikanischen Provinzen wurden von mauritischen Stämmen überschwemmt. Am weitesten aber schwärmten die Goten und die ihnen benachbarten Stämme. Die ganze Balkanhalbinsel wurde durchstreift: 267 nahmen sie Athen, schon vorher aber die wichtigsten Städte am Schwarzen Meer wie Trapezunt, Chalcedon und Nicomedien an der Propontis. Gleichzeitig eroberten die Perser nicht nur Mesopotamien und Armenien, sondern auch Syrien, wo z. B. Antiochia und Cäsarea in ihre Hände fielen. In dieser allgemeinen Not überließ Valerian die Regierung des Westens seinem Sohne Gallienus und zog selbst gegen die Perser zu Felde. Aber bei dem Versuche, Edessa zu entsetzen, wurde er geschlagen und bei den darauffolgenden Friedensverhandlungen von den Persern gefangen genommen (260). Ihr König Schapur (Sapor) feierte dieses Ereignis durch bramarbasierende Darstellungen auf Stein in mehreren persischen Städten; der unglückliche Gefangene soll erst nach einer langen, harten Behandlung gestorben sein.

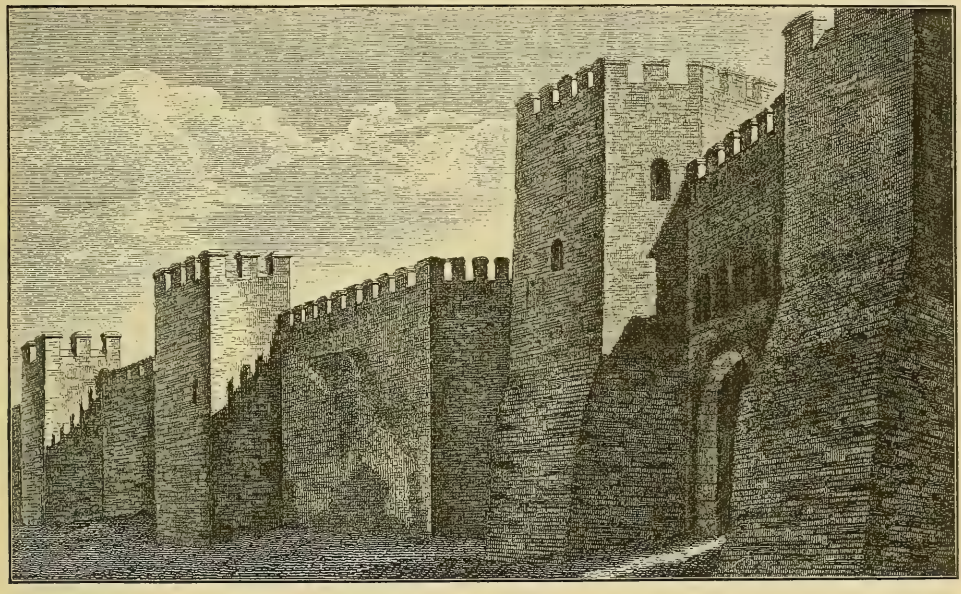
Die Zeit der „dreißig Tyrannen".

Die augenblickliche Hilflosigkeit der Träger des römischen Purpurs mußte durch solche Vorkommnisse der ganzen römischen Welt klar werden. Deshalb erheben sich damals in rascher Folge zahlreiche Provinzialkaiser, von denen ein jeder zunächst nur die Landschaft, die ihn erhoben hat, zu schützen bestrebt ist. Man nennt diese Periode (258—268) die Zeit der „dreißig Tyrannen". Im Westen waren die bedeutendsten dieser Usurpatoren die in Gallien, namentlich Latinius Postumus (259—267) und seine Nachfolger Victorinus (267) und Tetricus (268—274), im Osten interessiert uns namentlich die Reichsgründung eines genialen Arabers, des Septimius Odänathus von Palmyra. Dieser Odänathus nahm es in der Zeit nach Valerians Gefangennahme auf sich, die Perser aus den römischen Provinzen zurückzutreiben: er sammelte (261) die versprengten römischen Soldaten, jagte die Perser über den Euphrat zurück

und machte sich zum Herrn von ganz Asien und Syrien, ja sogar von Ägypten; Gallienus erkannte ihn als den „Herzog des Ostens“ (dux orientis) an. Und als Odänathus 267 einer Familienintrige erlegen war, ging seine Stellung auf seine hochbegabte, schöne und feingebildete Gemahlin Zenobia (Bathzebinah) als Vormünderin ihres Sohnes Vaballathus über.

Claudius Gothicus (268—270).

Eine Besserung der Lage im Römerreiche bahnte sich an, als Gallienus 268 einer Militärrevolution in Mailand erlegen war und der thatkräftige, tapfere Illyrier M. Aurelius Claudius zum Kaiser erhoben wurde. Freilich gegen die Usurpatoren konnte sich auch dieser nicht wenden, wohl aber hat er eine innere Reorganisation angebahnt und eine neue drohende Überflutung des Reiches durch die Goten zum Stillstand gebracht. Sie waren, etwa 300 000 Köpfe stark, zu Wasser und zu Lande in Mösien und Makedonien eingefallen, aber Claudius schlug sie (269) entscheidend bei



403. Die Aurelianische Mauer mit der Porta Tiburtina in Rom.
Rekonstruktion von Canina.

Naissus (Nisch) unweit der Morawa im heutigen Serbien. Dieser Sieg sicherte noch einmal den Respekt der Goten vor den römischen Waffen auf lange Zeit und brachte dem Claudius den Beinamen des „Gotensiegers“ (Goticus). Leider starb Claudius schon 270 an der Pest.

Aurelian (270—275).

Ihm folgte, gleichfalls von den illyrischen Legionen erhoben, der kaum minder bedeutende Aurelian (270—275), der Sohn eines Kolonen aus einem Dorfe bei Sirmium, dem es beschieden war, mit kräftiger Faust sogar die Reichseinheit wiederherzustellen. Nachdem er in Rom einen vom Senate begünstigten Nebenbuhler beseitigt und die Anerkennung des Senats erlangt hatte, säuberte er Pannonien und Mösien vollends von den eingedrungenen gotischen Scharen, verzichtete dagegen auf die Wiedereroberung Daciens und räumte diese weite Landschaft den gotischen Stämmen zum Wohnsitz ein; die Reste der dacischen Romanen wurden südlich der Donau angesiedelt. Die Preisgabe Daciens und die Räumung aller nördlich der Donau gelegenen Festungen und Schanzwerke war der erste Schritt

rückwärts von dem zu Beginn der Regierung Hadrians festgestellten Reichsumfang. Dieser Schritt war aber notwendig und segensreich; denn er schaffte für lange Zeit den gotischen Stämmen die nötige Bewegungsfreiheit und damit den südwärts der Donau wohnenden Romanen verhältnismäßig friedliche Zustände. Auch das allmählich von den Alamannen besetzte Decumatland gab Aurelian preis; er hat also seine Herrschaft im wesentlichen auf den Umfang des Staates, wie ihn einst Augustus hinterlassen hatte, eingeschränkt, d. h. auf die Behauptung der Rhein- und Donaugrenze ohne die vorgelagerten Außenlande. Er that dies in der klaren Erkenntnis, daß die vorhandenen Machtmittel des Staates zur wirklichen Behauptung weiter und ungeschützter Grenzen nicht mehr ausreichten. Als er aber 271 die Alamannen und Juthungen sogar aus Italien zurücktreiben mußte, faßte er — gewiß mit schwerem Herzen — den Entschluß, Rom, den Mittelpunkt der Welt, neu und umfassend zu befestigen: ein unumwundenes Zugeständnis der Schwäche des Reiches und der kriegerischen Kraft der Germanen. So entstand um Rom die großartige, größtenteils noch heute stehende Aurelianische Mauer.

Die Aurelianische Mauer.

Der Gang der Mauer wurde zunächst durch das Bestreben bestimmt, alle bewohnten Teile der Stadt möglichst in dieselbe einzuschließen. Nur am rechten Tiberufer begnügte man sich damit, das Außenfort des Janiculum durch zwei auf kürzestem Wege zum Tiber hinabführende Mauern mit der linkstiberinischen Befestigung zu verbinden. Ferner lehnte man sich an schon vorhandene Werke an: so zog man die langen Pfeilerreihen der über den Esquilin gehenden Wasserleitungen, ebenso das außerhalb des Pomeriums gelegene Prätorianerlager (s. Abb. 336) in die Ringmauer hinein; im Norden benutzte man die Substruktionen des Pincio, die als „Muro torto“ noch heute einen der zugleich großartigsten und malerischesten Punkte der Mauer bilden. Im übrigen waren Rücksichten auf die Festigkeit maßgebend, indem man die Mauer, wo es möglich war, an Hügelrändern entlang führte und nach Art der älteren Befestigung so auf dieselben aufsetzte, daß sie sich zum Teil an den Berg anlehnte, also nach außen zu noch einmal so hoch erschien wie nach innen. Auch das Tiberufer erhielt eine auf der Höhe des Ufers aufsitzende Mauer. Bei der Anlage der Mauerlinie stieß man übrigens nicht selten auf Grabmäler, die römischer Sitte gemäß längs der Landstraßen errichtet waren. Man zerstörte sie nicht, sondern schloß sie sorgfältig in die Mauer oder Thortürme ein. Das bekannteste derselben ist die Pyramide des Cestius neben der Porta Ostiensis. — Die Aurelianische Mauer ist ein Ziegelbau von 16 m Höhe und 3,80 m Dicke, doch nur im unteren Teile massiv. (Nach O. Richter.)

Palmyra; Münzreform.

Nachdem Rom und Italien gesichert schienen, wandte sich Aurelian gegen das orientalische Nebenkaisertum zu Palmyra. Im Jahre 272 besiegte er die Königin Zenobia bei Emesa und schloß sie in Palmyra ein; als sie von dort nach Osten entfliehen wollte, wurde sie von Aurelians Reitern gefangen zurückgebracht. Ihr Ratgeber, der griechische Philosoph Longinus, wurde enthauptet, sie selbst sollte Aurelians Triumph zieren. Schon war Aurelian auf der Heimkehr wieder in Thrakien, als ihm die Empörung der Palmyrener und zugleich der Abfall von Alexandria gemeldet wurde, wo sich ein Freund der Zenobia, der „große Papierfabrikant, Reeder und Handelsfürst“ Firmus, zum Kaiser aufgeschwungen hatte. Aurelian kehrte um, und nun folgte ein hartes Strafgericht: Palmyra, die hochragende „Palmenstadt“ voll herrlicher Tempel und Paläste, wurde zerstört, Firmus in Ägypten gekreuzigt und den Alexandrinern schwere Buße auferlegt. — Im Jahre 274 überwand Aurelian auch das Nebenkaisertum in Gallien: Tetricus' Armee wurde bei Chalons an der Marne geschlagen, der Usurpator selbst ging zu Aurelian über. So war seit langer Zeit wieder einmal die Reichseinheit hergestellt. Nunmehr ging der Kaiser daran, mit soldatischer Energie das verlotterte Finanzwesen zu ordnen. Der längst vorhandene Staatsbankrott, der in der Ausprägung eines ganz minderwertigen Silbergeldes zu $^1/_{20}$ des Nominalwertes thatsächlich vorhanden war, wurde offen zugestanden, indem Aurelian das scheinbare Silbergeld, das in Wahrheit aber nur aus Weißkupfer (Zinn mit Kupfer) und einem dünnen Silberüberzug bestand, auf seinen wahren Wert zurückführte, also den „Antonianus“, einen Ersatz des älteren Denars, eigentlich 75 Pfennige,

404. Ruinen von Palmyra. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

nur 3 Pfennige gelten ließ. Ein furchtbarer Vermögenssturz, namentlich bei den kleinen Leuten, und eine Revolution in Rom, bei deren Unterdrückung 7000 Menschen umkamen, war die Folge dieser radikalen Maßregel. Dafür schuf aber Aurelian auch ein ganz neues Münzwesen. Die Goldmünze (aureus = 17 Mark) wurde wieder auf $^1/_{50}$ Pfund ausgeprägt, das Silbergeld sollte allmählich dem Nominalwerte nähergebracht werden; einstweilen galten 500—525 sogenannte „Antoniane" soviel wie ein Aureus. Leider konnte Aurelian weder diese noch andre Reformen zum Abschluß bringen: er fiel als das Opfer eines thörichten Komplotts hoher Beamten und Offiziere am 25. März 275 zwischen Perinth und Byzanz.

Probus (276—282); Carus; die Erhebung Diocletians (284).

Ihm folgte nach einem kurzen und thatenlosen Zwischenregiment des vom Senate erhobenen greisen Tacitus (275/76) der kräftige Marcus Aurelius Probus, der überall, namentlich an den Grenzen, die Wiederherstellungsarbeiten im Geiste Aurelians fortsetzte. Den Soldaten war seine Mannszucht zu streng; so erschlugen sie ihn 282 bei Sirmium. Seinem Nachfolger Carus gelang es, in einem siegreichen Feldzuge den Persern Armenien und Mesopotamien wiederzunehmen; doch wurde er 283 bei Ktesiphon vom Blitze erschlagen. Nachdem auch sein Sohn Numerianus bei Perinth von seinem Gardepräfekten und Schwiegervater Aper ermordet worden war, erhoben die Truppen den Diocles (284). Dieser wurde zwar von dem andern Sohne des Carus, Carinus, 284 bei Margus — an der Mündung der Morawa im heutigen Serbien — besiegt, doch fiel Carinus während der Schlacht, von seinen eignen Offizieren ermordet. So wurde Diocles — oder, wie er sich als Kaiser nannte, C. Aurelius Valerius Diocletianus — Alleinherrscher.

Die vollendete Despotie (284—375).

Diocletian und seine Reichsverfassung.

Diocletian (284—305).

Diocletian war der Sohn eines Freigelassenen aus dem Städtchen Dioclea in Dalmatien, er gehörte also wie die meisten und tüchtigsten Kriegs- und Verwaltungsleute seiner Zeit dem illyrischen (albanesischen) Stamme an. Das Ansehen, in dem er als Kommandant der Leibwache des Kaisers bei den Offizieren stand, die ihn erhoben, beruhte nicht in erster Linie auf kriegerischem Ruhm, sondern auf seiner durchdringenden Klugheit und seinem zielbewußten Auftreten. Das starke Selbstvertrauen, das ihn vorwärts trug, und die kühle Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel wurzelten in dem unerschütterlichen Glauben an die ihm einst zu teil gewordene Weissagung einer keltischen Druidin, er werde Kaiser sein, wenn er den Eber (aper) erlegt habe. Diese Weissagung hatte sich erfüllt, als er den Mörder des Numerianus, den Gardepräfekten Aper, der zu Chalcedon vor seinen Richterstuhl gestellt worden war, einer dämonischen Eingebung folgend, kurzer Hand mit dem Schwerte niederstieß. Seitdem stand der Glaube in ihm fest, daß er der Erwählte Jupiters sei; mit Zeus brachte ihn schon sein aus Diocles erweiterter Name Diocletianus in Verbindung, als „Jupitersohn" pries ihn der Zuname „Jovius", den er annahm, und endlich auch die Benennung der mit seinem Schutze betrauten Legion als Joviani (d. h. Streiter des Jupitersohnes). Dieser Glaube bildet den Schlüssel zum Verständnis seines Wesens, er gab ihm die Kraft, ein neues Zeitalter heraufzuführen und das morsche Gebäude des römischen Reiches durch die straffste Konzentration aller Kräfte und Hilfsmittel noch einmal so zu stützen und zu erneuern, daß es noch drei Menschenalter hindurch wesentlich in dem alten Umfange bestand. Ihn erfüllte das höchste Maß der Frömmigkeit und Gottergebung, deren das Heidentum fähig war, und machte ihn zum Träger und Vollender der einschneidendsten Verfassungsänderung, die seit Augustus eingeführt wurde.

Während nämlich noch Tacitus (282) den Purpur aus den Händen des Senats empfangen hatte und Probus wenigstens nachträglich die Genehmigung dieser aristokratischen Körperschaft zu seiner Erhebung eingeholt und so wenigstens formell ihre Majestät anerkannt hatte, beseitigte Diocletian mit klarem Bewußtsein und kaltem Blute den letzten Rest des von Augustus begründeten Prinzipats und der, allerdings meist nur formell zum Ausdruck gelangten, Zweiherrschaft (Diarchie) des Kaisers und des Senates und führte dafür die völlig unumschränkte kaiserliche Despotie nach orientalischem Muster durch. Weil er aber diese Despotie nicht aus selbstischer Herrschsucht, sondern in edelster Absicht im Interesse der Allgemeinheit einrichtete, strahlte dabei von seiner pflichttreuen, leidenschaftslosen Persönlichkeit eine sittliche Kraft aus, die bis zu einem gewissen Grade auch die höhere Beamtenschaft und das Militär regenerierte.

Diocletians Verfassung.

Die Verfassung, die Diocletian dem Reiche gab, war in den Grundzügen folgende. An der Spitze des Reiches stand als Augustus, im Besitze einer ihm von Jupiter verliehenen Herrlichkeit — wir würden sagen „von Gottes Gnaden" — Diocletianus selbst, der über allen Bürgern und allem bürgerlichen und staatlichen Eigentum als unumschränkter, nicht einmal durch die Gesetze gebundener „Herr" (dominus) waltete. Ihm stand zur Seite — seit 286 — ein zweiter Augustus, sein Jugendfreund und Kampfgenosse Maximian; auch seine Stellung war eine gottgewollte. Er stand zu Diocletian in demselben Verhältnis wie Herkules, der im Auftrage der Gottheit die Welt von Ungeheuern gereinigt hatte, zu Jupiter; darum hieß er Herculius und seine Garde Herculiani. Als Regent erschien Maximian dem Diocletian völlig ebenbürtig, nur die Regelung der Thronfolge behielt sich Diocletian allein vor. Er ernannte den Galerius zu seinem Cäsar (Unterkaiser) und den Constantius Chlorus zum Cäsar Maximians. Unter diesen vier Männern wurde die Verwaltung geteilt, jedoch keineswegs das Reich selbst, das auch weiterhin als ein Ganzes galt. Diocletian verwaltete die asiatischen Provinzen mit Thrakien und Ägypten und residierte in Nicomedien, sein Cäsar Galerius die übrigen Balkanländer und die Donauprovinzen, Maximian verwaltete Italien und Afrika und residierte in Mailand, sein Cäsar Constantius schirmte und regierte die übrigen Provinzen des Nordens und des Westens. Feste Residenzen konnten die Unterkaiser schon aus dem Grunde nicht haben, weil ihnen der Grenzschutz die Verpflichtung häufigen Wechsels auferlegte; doch residierte Constantius sehr viel in Trier, das in dieser Zeit nach den Verwüstungen der Germaneneinfälle und des Bagaudenkrieges (s. S. 833) wieder einen großartigen Aufschwung nahm und eine Zeitlang als die erste Stadt des Westens galt.

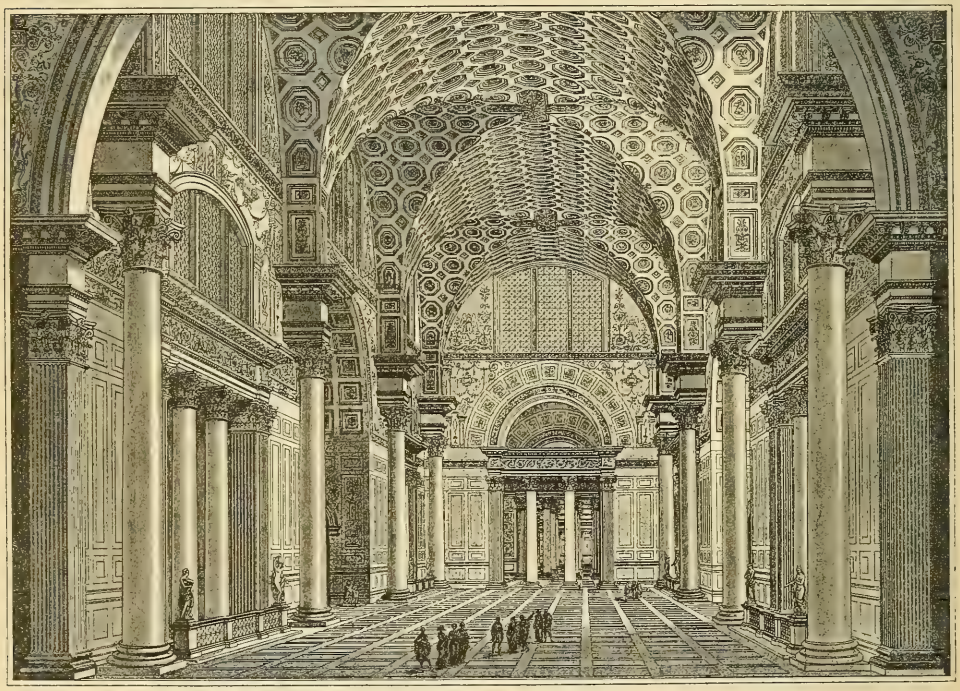
405. Münze mit dem Bildnis des Diocletian.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Die Thronfolge.

Die Hauptsache bei dieser Einrichtung aber war, daß die Augusti nach einer bestimmten Zeit — nach 20 Jahren — von ihrem kaiserlichen Amte ins Privatleben zurücktreten und daß dann die Cäsares zu Augusti aufrücken und sich neue Cäsares adoptieren sollten. Diese Einrichtung bekundet deutlich, daß Diocletianus nicht von persönlicher Herrschsucht, sondern von dem idealen Streben geleitet war, die Ruhe und Ordnung des Reiches nach Kräften zu sichern. Er wünschte durch dieses System vor allem die Usurpationen der Generale zu verhindern, die nunmehr, wenn jedem gemordeten Cäsar oder Augustus sofort drei allmächtige Rächer bereit standen, wenig Aussicht auf Erfolg hatten. Ferner wünschte Diocletian durch seine Thronfolgeordnung den tüchtigsten Männern des Reiches die Aussicht, auf gesetzlichem Wege zum Purpur aufzustreben, zu eröffnen und zugleich die Gewissenhaftigkeit der Kaiser selbst in der

Benutzung ihrer unumschränkten, aber doch nicht lebenslänglichen Gewalt zu schärfen. Das Kaisertum sollte nicht mehr der Befriedigung frevelhaften Ehrgeizes dienen, sondern als der erhabene Schlußstein der Ämterstaffel erscheinen. Diocletians Regelung der Thronfolge war gewiß das Ergebnis tiefen Nachdenkens und ernsthafter Frömmigkeit, ja man kann in der Forderung der Abdankung, die nach 20 Jahren unweigerlich an den Augustus herantrat, sogar einen dem Erfinder des Systems natürlich unbewußten Zug christlicher Selbstentäußerung finden: und doch erwies sie sich in der Folge als thatsächlich undurchführbar, weil zu ihrer Einhaltung lauter so selbstlose Generale wie Diocletian und Maximian nötig gewesen wären, während doch die meisten den menschlichen Leidenschaften, insonderheit der Herrschsucht unterliegen. So hat die Welt nur ein einziges Mal das Schauspiel der Niederlegung des Purpurs genossen, nämlich im



406. Caldarium in den Thermen des Diocletian. Rekonstruktion von Canina.

Jahre 305, als Diocletian und Maximian zurücktraten. Danach aber begannen die wilden Prätendentenkämpfe von neuem und führten schließlich zur Anerkennung — wenn auch nicht zur regelmäßigen Beobachtung der leiblichen Erbfolge auf dem Kaiserthrone.

Um so nachhaltiger erwiesen sich die Anordnungen Diocletians auf den Gebieten des Hoflebens und der Reichsverwaltung, der Rechtsprechung und des Kriegswesens; sie bildeten den Grundstock der sogenannten Konstantinischen Reichsordnung, die nur äußerliche Ergänzungen zur Diocletianischen, nicht aber neue Ideen hinzugebracht hat.

Der Hof. Der Hof erhielt ein orientalisch-religiöses Gepräge. Der Jupitersohn und alles, was ihn betraf, war heilig (sacer) wie Jupiter selbst. Der Kaiser zeigte sich überhaupt nur selten und dann im Diadem, einer weißen, perlenbesetzten Stirnbinde, seidenen Gewändern und edelsteinbesetzten Schuhen. Der freie Gruß der bei ihm Vorgelassenen

wich dem orientalischen Fußfall, der Zutritt zum Kaiser wird allmählich auf bestimmte Rangklassen beschränkt, Eunuchen finden sich unter seiner Dienerschaft. —

Der Senat und die Stadt Rom.

Der Senat in Rom verlor auch formell jeden Einfluß auf die Geschicke des Reiches: er wurde einfach nicht mehr befragt; an Stelle der Senatsbeschlüsse traten lediglich kaiserliche Edikte, für die der Senat nur als „Publikationsstelle" benutzt wurde. Infolge dieser Änderung verloren auch die alten noch aus der Republik herrührenden Ämter den Rest ihres Ansehens; Tribunen und Ädilen werden überhaupt nicht mehr ernannt, Prätoren und Quästoren werden aus dem Verzeichnisse der Reichswürdenträger gestrichen und zu den Munizipalbeamten gestellt. Nur das Konsulat besteht als ein Reichsamt formell weiter, noch immer werden die Jahre nach den Konsuln bezeichnet, aber sie werden nicht mehr vom Senate, sondern vom Kaiser ernannt.

Rom hörte demnach auf, die Hauptstadt der Welt zu sein; als solche galten die Lager, in denen sich die beiden Augusti mit ihrem Hauptquartiere gerade aufhielten, das waren im Osten meist Nicomedien, im Westen Mailand. Rom sank zu einem großartigen Museum vergangener Herrlichkeit herab; die Garde verlor jeden Einfluß, da ihr die Person des Kaisers völlig entrückt war, und wurde stark vermindert. Nur darin unterschied sich Rom von den andern Städten, daß es nicht unter einen Statthalter kam, sondern zunächst seine volle kommunale Selbständigkeit behauptete. Als „Oberbürgermeister" amtierte der „Polizeipräsident" (praefectus urbi), der zu den höchsten Reichswürdenträgern zählte und an der Spitze aller städtischen Behörden (Getreideversorgung, Feuerlöschwesen), auch des Senates stand; seiner Rechtsprechung waren auch die Senatoren unterworfen, doch bedurfte ein Todesurteil über einen Senator kaiserlicher Bestätigung. —

Italien und die Provinzverwaltung.

Italien, das alte Herrenland, wurde nun auch völlig zur Provinz. Die Reste der städtischen Selbstverwaltung erstickten unter dem durchgeführten Absolutismus; das Land wurde in ein größere Zahl von Provinzen — am Ende des vierten Jahrhunderts waren es 17 — zerlegt, deren jede unter einem Korrektor (S. 760) stand. Der italische Boden, der seit 168 v. Chr. steuerfrei gewesen war, wurde der Grundsteuer unterworfen. Nicht weniger gründlich wurde die Verwaltung des außeritalischen Reiches umgestaltet. Die alte Provinzgliederung, die das Werden und Wachsen des Reiches widerspiegelte, wurde von Diocletian aus praktischen Gründen beseitigt: an ihre Stelle traten neue Gliederungen und neue Zusammenfassungen. Damit die Organe der absoluten Staatsgewalt besser durchgreifen und in die Verhältnisse der Unterthanen wirklich eingreifen könnten, vermehrte er sie beträchtlich; wenn Hadrian (S. 782) als der Gründer des römischen Beamtenstandes angesehen werden muß, so ist Diocletian der Gründer des Beamtenstaates, einer antiken Bureaukratie, die unter ihm das Zeitalter des Militärstaates abgelöst hat. Diocletian teilte das ganze Reich in 101 verhältnismäßig kleine Provinzen. Nur zwei davon, Asia und Afrika Zeugitana (Karthago), dienten zur Versorgung der Jahreskonsuln mit Statthalterschaften und standen unter Prokonsuln. Die andern wurden von nichtsenatorischen Präsidenten (praesides) verwaltet. Eine größere Anzahl solcher kleinen Provinzen wurde wieder zu einer Diözese zusammengefaßt und unter einen „Stellvertreter der Gardepräfekten" (Vicarius praefectorum praetorio, etwa einem Oberpräsidenten vergleichbar) gestellt, mehrere Diözesen unterstanden den Präfekten (praefecti praetorio), den höchsten Verwaltungsbeamten, deren es zunächst so viele gibt, wie Ober- und Unterkaiser, seit Konstantin aber mehr. Die Diözese Gallien z. B. umfaßte die alten Provinzen Lugdunensis, Belgica, Grajische und Penninische Alpen, Unter- und Obergermanien, soweit es noch römisch war, und war in acht neue Provinzen geteilt. Die Diözesen Gallien, Spanien und Britannien standen z. B. um die Mitte des vierten Jahrhunderts unter einem Präfekten.

Rechtspflege und Steuerwesen.

Die Rechtspflege untersteht in jeder Provinz dem Statthalter; ein von ihm gefälltes Todesurteil muß vom Kaiser bestätigt werden, wenn es ein Mitglied eines städtischen Gemeinderats betrifft. Ebenso können die Personen der nachmals von Konstantin festgesetzten ersten Rangklasse sowie alle gewesenen Konsuln und höchsten Beamten nur vom Kaiser selbst und seinem Staatsrat (consistorium sacrum) gerichtet werden. — Die Steuern werden alljährlich von den Präfekten ausgeschrieben und von den Präsidenten der Provinzen eingetrieben. Sie steigern sich schon unter Diocletian zu einer drückenden Last, doch vermehrte sich dieses Übel mit dem Heere der Unterbeamten unter Konstantin. —

Das Heer.

Das Heer erfuhr durch Diocletian vor allem die sehr notwendige Vermehrung, leider aber keine Änderung der Rekrutierung. Das eigentliche römische Element, ja sogar auch die in der Bildung am weitesten vorgeschrittenen Romanen verschwanden mehr und mehr aus den Legionen und machten Goten, Franken, Sachsen, Persern, also Barbaren, Platz, die man innerhalb der römischen Grenzen als Kolonen ansiedelte, ein Verfahren, das die eigentlichen Reichsangehörigen der Wehrfähigkeit völlig entkleidete und das Heer barbarisierte. Mit dem Schutze der Grenzprovinzen wurden nicht, wie es bisher meist üblich war, die Statthalter derselben betraut — diese erscheinen vielmehr, gerade wie die Vikare und Präfekten (die letzteren allerdings erst seit Konstantin) lediglich als Zivilbeamte — sondern besondere Grenzfeldherren (duces limitum). Solcher Grenzfeldherren waren z. B. längs der Donau acht im Dienste; die ihnen unterstellten Legionen wurden in kleinere Verbände von je 500—1000 Mann unter je einem Tribunen oder Reiterpräfekten aufgelöst.

Ergebnis.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Verfassung Diocletians zunächst, d. h. solange sie von tüchtigen Kaisern gehandhabt wurde, also namentlich unter ihm selbst segensreich gewirkt hat. Sie brachte über weite Provinzen wieder Frieden, Ordnung und Sicherheit. Und wenn auch weder das rechte Rhein- noch das linke Donauufer wiedergewonnen werden konnte, so umfriedeten doch diese Ströme auf länger als zwei Menschenalter die römische Welt, und im Osten gegen die Perser wurden sogar beträchtliche Erfolge erzielt. Auch im Innern bemühte sich die kaiserliche Bureaukratie nicht ohne Erfolg um ein gerechtes und verständiges Regiment. Freilich war durch eben diese Bureaukratie auch der Untergang des letzten Restes bürgerlicher Bewegungsfreiheit besiegelt. Doch war diese ohnehin verloren, da es kein Römervolk und auch kein Griechenvolk mehr gab, das sie hätte ausüben können. So wurde denn der Despotismus an sich damals weder von den Massen noch von der Mehrzahl der Gebildeten als ein Übel betrachtet, er erschien vielmehr als die naturgemäße Steigerung und Vollendung der im Prinzipate liegenden monarchischen Ansätze. In Wahrheit war er die letzte Zuflucht einer absterbenden, nur noch künstlich sich fristenden Kultur, die sich weder mehr auf eine bestimmte Nationalität noch auf eine bestimmte Religion stützen konnte.

Die Reichsverfassung Diocletians ist nicht mit einem Male ins Leben getreten, sondern erst allmählich. Denn zunächst harrten des Augustus und seiner Gehilfen eine Reihe wesentlich kriegerischer Aufgaben: es galt vor allem, Gallien und Britannien vor feindlichen Einbrüchen der Germanen und vor inneren Kriegen zu sichern, das hier und da wieder auftauchende Prätendententum zu vernichten, das abgefallene Ägypten wieder zu erobern und den Persern gegenüber die Hoheit des römischen Reiches wieder zur Geltung zu bringen. Jene beiden Aufgaben überwies Diocletian dem Maximian, diese beiden übernahm er selbst.

Gallien und Britannien unter Diocletian; die Bagauden.

Gallien war seit der Überwältigung des Tetricus (274) durch Aurelian nicht mehr zur Ruhe gekommen. Immer neue Scharen von Franken und Alamannen fluteten über den Rhein, Franken von der Rheinmündung und Sachsen plünderten die Nordküste und Britannien. Probus' Siege brachten doch nur vorübergehende Erfolge.

Nach seiner Ermordung (282) warfen sich die Alamannen vom Zehntlande aus mit den hinter ihnen herdrängenden Burgundern von neuem auf diese unglücklichen Provinzen. Zu dieser Not von außen kam aber eine ebenso schwere innere. Die sozialen Verhältnisse Galliens hatten sich — abgesehen von den Städten — seit Cäsars Zeit insofern nur wenig geändert, als noch immer dem reichen Adel der ländlichen Großgrundbesitzer, zu dem sich unter der Römerherrschaft die städtischen Decurionen — so nannte man die Ratsherren der Provinzialstädte — gesellt hatten, eine ungeheure Masse abhängiger bäuerlicher Klienten in verschiedenen Stufen der Hörigkeit gegenüberstand. Die Ausbildung des Kolonats hatte die Zahl der Abhängigen noch vermehrt. Je mehr nun die großen Grundeigentümer und die städtischen Decurionen unter dem Steuerdrucke litten, um so mehr suchten sie sich durch Steigerung der Leistungen ihrer Pächter, Klienten, Kolonen, durch Fronen und Naturallieferungen bis zur Hälfte des Bruttoertrags der Wirtschaften, schadlos zu halten, bis endlich der Bauer die Geduld verlor und sich erhob. Es waren im wesentlichen dieselben Ursachen, die in Frankreich die Jacquerie des 14. Jahrhunderts, in Deutschland die Bauernkriege des 16. Jahrhunderts hervorriefen. So empörten sich denn diese geschundenen Bauern bald nach Diocletians Thronbesteigung zunächst gegen ihre Grundherren, bald aber wuchs die Bewegung, die namentlich im Nordosten heimisch war, über ihre ursprünglichen Ziele hinaus; uralte Erinnerungen an die Selbständigkeit Galliens spielten mit hinein, die Bauern bestellten keine Äcker mehr, verzehrten ihr Vieh, sattelten ihre Ackerpferde, bewaffneten sich mit Sensen und abenteuerlichen Waffen aus Ackergeräten, rotteten sich zu großen Bagauden, d. i. Banden, zusammen, plünderten Stadt und Land, gründeten eine Festung an der Marnemündung — wo jetzt die Abtei St. Maur-les-Fossés liegt — und setzten sich sogar zwei Kaiser aus ihrer Mitte, den Älianus und Amandus.

Unter solchen Verhältnissen trat Maximian 285 seine Aufgabe an. Er warf die Bagauden, die z. B. das blühende Augustodunum (Autun) verwüstet hatten, schonungslos nieder; er schlug die Alamannen und Burgunder am Rhein, die Sachsen an der belgischen Küste zurück. Aber die grauenvolle Verwüstung des Landes konnte er nicht beseitigen. Er versuchte namentlich den verödeten Nordosten des Landes und die Grenzgebiete am Rhein dadurch zu sichern und zu heben, daß er Tausende gefangener Germanen, namentlich Franken, unter etwas günstigeren Bedingungen, als sie die gewöhnlichen Kolonen hatten, nämlich als „Läten" in den verödeten Landstrichen ansiedelte. Diese Läten waren freie Bauern, aber ohne das Recht der Freizügigkeit; sie durften also ihre Scholle nicht verlassen, waren aber frei von Kopfsteuer und Aushebung und stellten eigne Kontingente, eine Art von Grenzmiliz, unter besonderen Präfekten zum Schutze ihres Landstriches vor feindlichen Einfällen. Trotzdem ging es mit dem Wiederaufleben der Kultur in Gallien nur sehr langsam vorwärts. Wie wenig sich z. B. Autun 30 Jahre später erholt hatte, schildert einer der gallischen Panegyriker, Eumenius, bei Gelegenheit des Einzugs Konstantins (311): „Wir schmückten dir die zum Kaiserpalast führenden Gassen mit ärmlichem Zierat aus, aber wir führten dir doch wenigstens die Abzeichen aller unsrer Zünfte und Genossenschaften und die Bilder aller unsrer Götter vor; einige wenige Musikinstrumente hast du mehrmals angetroffen, weil wir dir damit durch Nebenwege vorauseilten. Wer die Wirklichkeit unsrem Eifer gleichschätzte, hätte uns für reich halten können. Aber deiner Einsicht entging wohl unsre Armut nicht, so sehr wir sie auch verbergen wollten." Aus der allgemeinen Verwüstung erhob sich am schnellsten Trier zu neuer Blüte, das dem Cäsar des Maximian, dem Constantius Chlorus, vielfach als Residenz diente und damals durch großartige Bauten — Forum, Amphitheater, Säulenhallen, Porta Nigra und andere — zu großem Glanze erstand.

Während Maximian die Rheingrenze zu sichern suchte, war auch Britannien unter Carausius, einem tüchtigen Seekapitän belgischer Herkunft, dem Maximian den Schutz der britischen Küsten anvertraut hatte, abgefallen (287). Diesen Prätendenten zu beseitigen, unternahm der jetzt zum Cäsar ernannte Constantius. Doch wurde Carausius 293 von seinem Gardepräfekten Allectus ermordet und dieser wieder von einem Feldherrn des Constantius geschlagen und getötet. Als danach (296) Constantius in Kent landete, blieb ihm nur die Aufgabe, das wiedergewonnene Britannien vor den Seeräubern zu sichern.

Sicherung der Donauländer und des Ostens.

Unterdessen hatte Diocletian eine großartige Thatkraft entwickelt, um die Donauländer und den Orient zu sichern und zu ordnen. Er hatte 286 den Arsaciden Tiridates, der im römischen Lager herangewachsen war, in den Stand gesetzt, als römischer Vasall in das von den Sassaniden weggenommene Armenien zurückzukehren. Dann hatte er 287 die obere Donau bei Guntia (Günzburg) überschritten und einen Vorstoß ins Gebiet der Alamannen unternommen, durch die er die rheinischen Operationen Maximians unterstützte. Später (seit 293) war in seinem Auftrage der Cäsar Galerius an der mittleren und unteren Donau gegen Quaden, Jazygen, Bastarner, Karpen zu Felde gezogen und hatte (296) die Karpen aufs Haupt geschlagen. Viele Tausende von Karpen und Germanen wurden seit dieser Zeit gezwungen, selbst die Wacht an der früher von ihnen bedrohten Grenze zu übernehmen, indem sie als Kolonen oder in etwas freierer Lage als Gentilen in den waldreichen Landschaften Pannoniens, namentlich zwischen dem Plattensee und der Donau, angesiedelt wurden. So füllten sich auch hier die römischen Truppenkörper immer mehr mit Germanen, zumal da der Bevölkerungsrückgang in den alten Kulturländern des Reiches, z. B. in Italien, und die wachsende Abneigung der kultivierteren Römer und Romanen gegen den Waffendienst überhaupt keine andre Füllung der Cadres mehr zuließ. — Im Jahre 296 hatte Diocletian selbst das rebellische Ägypten bezwungen, und Galerius, der anfangs (296) gegen die wiedervorbrechenden Perser eine Schlappe erlitten hatte, tilgte 297 diese Schmach durch einen glänzenden Sieg über den Perserkönig Narses; infolgedessen erhielt Tiridates Armenien, die Römer Mesopotamien zurück, und der Orient genoß einen fünfzigjährigen Frieden. Nachdem nun auch 298 ein nochmaliger Vorstoß der Alamannen und Juthungen über den Rhein durch glänzende Siege des Cäsars Constantius Chlorus bei Langres und bei Vindonissa zurückgeworfen und die ganze Linie des Oberrheins neu befestigt worden war, trat auch hier ein Zeitalter größerer Ruhe ein, das, allerdings nicht ohne einige Unterbrechungen, länger als ein halbes Jahrhundert anhielt. Die römische Welt schien aufs neue gefestigt und gesichert zu sein, und die Panegyriker ergingen sich in begeisterten Lobreden auf das neue Zeitalter des Glücks und der auf ewig befestigten Weltherrschaft des römischen Reiches.

Diocletians Regiment im Frieden; der Maximaltarif.

Die ruhigeren Jahre, die dem Diocletian und seinen Gehilfen im Reichsregimente seit 298 beschieden waren, wurden namentlich dem Ausbau der Staatsverfassung und andern Geschäften des Friedens gewidmet. Großartige Bauten entstanden in dieser Zeit in den neuen Hauptstädten, wie Mailand, Nicomedia, Trier, aber auch in den alten Kulturzentren, deren Bewohner dadurch bei guter Laune erhalten werden sollten. Das schien namentlich bei dem arg degradierten Rom nötig zu sein. Deshalb bauten die Augusti auf der nordöstlichen Abdachung des Quirinals eine Bäderanlage (Thermen) von einer Größe, wie sie die Welt weder vorher noch nachher gesehen hat. Sie maß mehr als 1000 m im Umfang, bot Raum für 3200 Badende, außerdem aber für Lese- und Unterhaltungssäle. In ihre Ruinen sind mehrere jetzige Kirchen eingebaut; so dient z. B. das von gewaltigen Granitsäulen getragene ehemalige Tepidarium (Warmsaal) als Kirche San Maria degli Angeli. — Sehr charakteristisch für den

407. Die Porta nigra zu Trier. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Absolutismus Diocletians waren seine Versuche, in das wirtschaftliche Leben seiner Zeit einzugreifen. Als im Übergang vom 3. zum 4. Jahrhunderte Mißernten in der östlichen Reichshälfte und im Gefolge davon wucherische Spekulation die Preise der Lebensbedürfnisse so in die Höhe geschraubt hatte, daß der den Soldaten ausgeworfene Sold durchaus unzulänglich wurde, bestimmte der Kaiser kraft seiner unumschränkten Gewalt einen Maximalsatz für die Preise aller Lebensbedürfnisse und Arbeitsleistungen (edictum de pretiis); wer diese Maximalpreise überschritt, sollte die Todesstrafe erleiden. Natürlich scheiterte der Versuch — wie der unter ganz andern Verhältnissen unternommene ähnliche des französischen Nationalkonvents im Jahre 1793; jeder Kaufmann hielt mit seinen Waren zurück, die Not wurde nur noch größer, und nachdem man einzelne Verkäufer hingerichtet hatte, wurde das ganze Edikt wieder aufgehoben.

Das in verschiedenen Bruchstücken ziemlich vollständig erhaltene Gesetz läßt uns einen interessanten Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zeit thun. Als billigste Ware erscheint 1 Pfund (0,327 kg) Viehfutter = 1 Denar, das ist, seitdem der Denar zu einer kupfernen Scheidemünze herabgesunken war, $1^4/_5$ Pfennig, als die teuerste erscheint 1 Pfund Purpurseide = 150000 Denare = 2700 Mark. Der Ackerknecht erhielt 45 Pfennige täglich und die Kost, dagegen der Maurer, Zimmermann, Schmied, Bäcker, Kalkbrenner 90 Pfennige und die Kost; 90 Pfennige Lohn erhielt auch der Elementarlehrer für jeden Schüler monatlich, der Lehrer für Rechnen und Stenographie dagegen etwa 1 Mark 40 Pfennige, der Grammatiker und der Lehrer für Geometrie 3 Mark 60 Pfennige für jeden Schüler monatlich. Ein Paar Schuhe für Landleute durften etwa 2 Mark 20 Pfennige, für Soldaten 1 Mark 80 Pfennige, für Frauen 1 Mark 10 Pfennige kosten. Ein Pfund Rind- oder Hammelfleisch kostete 20 Pfennige, Lamm- oder Schweinefleisch 25 Pfennige. Der Sextarius (= $^1/_2$ Liter) Landwein kostete 15 Pfennige, Tiburtiner, Surrentiner, Falerner 54 Pfennige. Auch Würzweine, mit Honig, Wermut oder Rosen versetzt, werden erwähnt. Von besserem Bier kostete der halbe Liter

7 Pfennige, von schlechterem 4 Pfennige. Sehr interessant ist der Abschnitt über die Kleidung. Die Toga ist verschwunden; das alte Unterkleid, die Tunika, erscheint als eine mit Ärmeln versehene Dalmatika. Als Überkleider werden genannt der Birrus, ein mit Kapuze versehener Mantel, die Caracalla (S. 821), die Pänula, die leichte Chläna. Am beliebtesten sind die Stoffe aus Mutina (Modena) und aus dem phrygischen Laodicea. Auch Unterkleider aus Hasenhaaren, also aus einer Art von Filz, werden erwähnt.

Der Absolutismus und die christliche Kirche.

Je umfassender und schroffer Diocletian in seinen höheren Lebensjahren das System seines Absolutismus „von Jupiters Gnaden" ausbildete, um so verhaßter erschien ihm alles, was diesem Regierungssystem widerstrebte. Zwar von den republikanischen Wallungen des alten römischen Bürgergeistes, der das ganze erste Jahrhundert der Prinzipatsregierung hindurch nicht zur Ruhe kommen konnte, verspürte er nichts mehr. Diese Gesinnung war längst mit dem echten Römertume entschlafen. Schon der „Bürger" der vordiocletianischen Zeit hatte unter der andauernden Bedrohung durch eine zügellose Soldateska und unter der Barbarennot längst verlernt, dem Schemen der Freiheit nachzugehen; er erstarb in Ehrfurcht vor den Stufen des Thrones, wenn ihm nur das Leben und die materiellen Güter gesichert wurden. Und doch gab es im römischen Staate ein Element des Widerspruches gegen den persönlichen Absolutismus seiner Leiter, das nicht weniger gefährlich und nicht weniger zähe war als ehedem das republikanische. Nur lag es auf einem ganz andern Gebiete, auf dem der Religion. Das Christentum stand den Ansprüchen und Folgerungen des Despotismus „von Jupiters Gnaden" ebenso schroff und feindselig gegenüber wie einst der aristokratische Legitimismus Catos und der bürgerliche Konstitutionalismus Ciceros der Militärdiktatur Cäsars und der Triumvirn. Das Christentum hatte längst aufgehört, bloß eine Religion der „Mühseligen und Beladenen" oder der „geistlich Armen" zu sein. Es lebte längst in allen Schichten der Bevölkerung aller Provinzen, im Offizierskorps wie unter den höchsten Staatsbeamten; es verfügte über die tiefsten und bedeutendsten Geister, die die damalige Welt hervorbrachte. Schon im Zeitalter des Marc Aurel hatte der ästhetisch und philosophisch hochgebildete Minucius Felix in seinem Dialoge „Octavius" die gegen das Christentum und seine Bekenner erhobenen Vorwürfe mit Geist und Scharfsinn zurückgewiesen; ein halbes Jahrhundert später (um 210) hatte der feurige Afrikaner Tertullian seine tiefempfundenen, wuchtigen Verteidigungsschriften für die neue Lehre in alle Welt gehen lassen, ihm folgten der Bischof von Karthago Cyprianus (um 230), der gewaltige Origenes von Alexandria (185—254) und vor allem der Zeitgenosse Diocletians, der hochgebildete und feinsinnige Lactantius. Endlich aber hatte schon seit dem 2. Jahrhundert auch innerhalb der Kirche die losere Organisation der alten Gemeindekirche der straff monarchischen Bischofskirche Platz gemacht (S. 771). So war das Christentum nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Macht, und was sich ja noch an selbständigen, stolzen und willensstarken Persönlichkeiten in die Zeit des beginnenden Byzantinismus gerettet hatte, das scharte sich nunmehr um das heilige Kreuzesbanner. So wurde das Christentum als Hauptträger der Bildung, des politischen Verständnisses, einer einheitlichen Organisation der Hort eines latenten, aber doch sehr fühlbaren Widerstandes gegen den Absolutismus, dessen wichtigsten Anspruch, die göttliche Verehrung des Herrschers, es als eine verwerfliche menschliche Anmaßung, als einen Eingriff in die Rechte des allmächtigen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi befehdete.

Die Christenverfolgungen.

Das muß man bedenken, um zu verstehen, wie die von den Kaisern verhängten Verfolgungen des Christentums in demselben Maße härter und grausamer wurden, in dem die Überleitung des Prinzipats zum Despotismus Fortschritte machte. Der erste Kaiser, der in ausgesprochenem Gegensatze zu dem Edikte des Trajan (S. 772) eine umfassende Verfolgung der Christen (also, daß auf keine Anklage gewartet werden

DAS RÖMISCHE KAISERREICH
seit der Provinzeinteilung
DES KAISERS DIOCLETIANUS
bearbeitet von Carl Wolf.
OSTROM
PRAEFECTUR ORIENS. Dioecesen: Aegyptus Oriens Pontus Asia Thracia.
PRAEFECTUR ILLYRICUM. Dioecesen: Macedonia Dacia.
WESTROM
PRAEFECTUR ITALIA. Dioecesen: Italia Illyricum Africa.
PRAEFECTUR GALLIAE. Dioecesen: Gallia Hispania Britannia.
Römisch-Persische Grenze
In Mesopotamien: seit 364 n. Chr.
In Armenien: seit 415 n. Chr.
Abkürzungen:
A.M.= Alpes Maritimae
A.Gr. et Poe.= Alpes Graiae et Poeninae
GERMANIEN
mit dem
Rhein-u.Donau-Limes
um 150 nach Chr.
Maßstab 1:3 333 333
Kilometer
Oceanus Germanicus
Mare Mediterraneum
Mare Cantabricum
Mare Tyrrhenum
Mare Adriaticum
Mare Ionicum
Mare Aegyptium
Pontus Euxinus
Sardinia
Sicilia
Creta
Cyprus
Roma
Constantinopolis
Alexandria
Carthago
Sinus Arabicus
Sinus Persicus
Britannia
Hibernia
Scandia
Germania
Gallia
Hispania
Italia
Illyricum
Dacia
Macedonia
Asia
Aegyptus
Africa
Arabia
Armenia
Persarum
Regnum
Col. Agrippina (Eoln)
Bonna
Rigomagus (Remagen)
Antunnacum (Andernach)
Mogontiacum (Mainz)
Nemetes
Vangiones
Treveri
Sequani
Helvetii
Raetia
Noricum
Pannonia
Dalmatia
Moesia
Thracia
Limes Raetiae
Limes Germaniae
Limes Transrhenanus
Limes Transdanubianus
Limes Dacicus
Limes Arabicus
Limes Tripolitanus
Limes Numidiae
Limes Mauretaniae
Limes Caesariensis
Limes Sitifensis
Limes Africae
Limes Tingitanus
Limes Hispaniae
Limes Britannicus
Limes Saxonicus
Limes Belgicae
Limes Alpium Cottiarum
Limes Alpium Maritimarum
Limes Alpium Graiarum et Poeninarum
Limes Italiae
Limes Dalmatiae
Limes Moesiae
Limes Thraciae
Limes Asiae
Limes Cappadociae
Limes Euphratensis
Limes Palaestinae
Limes Aegypti
Limes Libyae Superioris
Limes Libyae Inferioris
Limes Cyrenaicae
Limes Tripolitanae
Limes Numidiae
Limes Mauretaniae Caesariensis
Limes Mauretaniae Sitifensis
Limes Africae
Limes Tingitanus
Limes Hispaniae
Limes Britannicus
Limes Saxonicus
Limes Belgicae
Limes Alpium Cottiarum
Limes Alpium Maritimarum
Limes Alpium Graiarum et Poeninarum
Limes Italiae
Limes Dalmatiae
Limes Moesiae
Limes Thraciae
Limes Asiae
Limes Cappadociae
Limes Euphratensis
Limes Palaestinae
Limes Aegypti
Limes Libyae Superioris
Limes Libyae Inferioris
Limes Cyrenaicae
Limes Tripolitanae

sollte) befahl, war Decius (249—251). Die furchtbare Verfolgung, die damals über die Kirche hereinbrach, verführte Tausende zum Abfall; um so heller strahlte der Glorienschein der Märtyrer. Die christliche Überlieferung über das Verhalten und das Ende der Märtyrer weist natürlich viele Übertreibungen und viele Dichtungen auf. Daneben aber finden sich Schilderungen, die schon wegen ihrer Einfachheit den Eindruck der Wahrheit machen. Ein Beispiel für viele. Die junge vornehme Karthagerin Perpetua berichtet aus dem Gefängnis: „Ich erschrak, weil ich noch nie in solcher Finsternis gewesen war; dazu kam die furchtbare Hitze durch die Menge der Eingeschlossenen, die harte Behandlung durch die Soldaten, endlich quälte mich die Sorge um mein Kind. Aber der Kerker wurde mir zum Palast." Bei der Verhandlung beschwört sie der Vater vergebens, sich ihm und ihrem Kinde, das sie an der Brust trägt, zu erhalten. Sie wird mit den andern zum Tiergefechte bei dem nächsten Feste verurteilt. Als sie in den Kerker zurückgebracht wird, klagt sie über heftige Kopfschmerzen. Da spricht der Kerkermeister: „Wenn du jetzt schon über Kopfschmerzen klagst, wie willst du es aushalten, den wilden Tieren vorgeworfen zu werden?" Darauf antwortet sie: „Jetzt leide ich, was ich leide; dann wird ein andrer für mich leiden, weil ich für ihn leide." Dieser Glaube gab ihr auch die Festigkeit zum letzten Gange. — Das Werk des Decius wurde fortgesetzt durch Valerian (253—260). Doch zog dieser weniger gegen die Massen der bloßen Bekenner zu Felde als vielmehr gegen die Häupter der Gemeinden; nach seinem Edikte vom Jahre 258 sollten alle Bischöfe, Priester, Diakonen, die christlichen Senatoren und Richter hingerichtet werden. Diese Edikte wurden durch Gallienus (260—268) insofern gemildert, als er die Behörden nicht mehr veranlaßte, die Christen gleich Verbrechern aufzusuchen. Diese Milderung bewirkte thatsächlich eine Einstellung der Verfolgung; infolgedessen gewann das Christentum nicht nur im Sturme den Boden zurück, der ihm durch Decius und Valerian entzogen worden war, sondern breitete sich mit siegreicher Kraft immer weiter aus, namentlich auch unter den höheren Ständen.

Die Diocletianische Christenverfolgung.

Diese Zeit ruhiger Entwickelung dauerte 40 Jahre, bis das Christentum mit dem ihm längst bitter grollenden „Jupitersohn" Diocletianus seinen furchtbarsten Waffengang zu bestehen hatte. Es war die letzte Todesnot vor dem Siege. Ob die Weigerung christlicher Soldaten oder Beamten, dem Kaiserbilde zu opfern, oder irgend eine andre persönliche Erfahrung den längst schon glimmenden Zornesbrand des Kaisers zu heller Flamme entfachte, wissen wir nicht. Jedenfalls war ein Zusammenstoß der neuen Staatsdoktrin mit dem Christentum eigentlich naturgemäß und unvermeidlich. Am 23. Februar 303 ließ er durch seine „Jovíani" die Kathedrale seiner Residenz Nicomedia niederreißen. Am andern Tage erschien das Edikt: „Die christlichen Kirchen sollen niedergerissen, alle heiligen Schriften der Christen vernichtet, alle ihre Gottesdienste verboten werden. Wer unter ihnen Ehrenstellen und Würden besitzt, soll sie verlieren, falls er nicht das Christentum abschwört. Gegen Christen jedes Standes soll die — sonst nur gegen Sklaven anwendbare — Folter zulässig sein. Christliche Bürger niederen Standes sollen das Bürgerrecht, Freigelassene die Freiheit, Sklaven die Hoffnung auf Freilassung verlieren." Zunächst wurde also wenigstens kein Blut gefordert. Aber die Auflehnung der Christen gegen das Edikt und gegen die kaiserliche Autorität führten zu Verschärfungen, die Ströme christlichen Märtyrerblutes entfesselten. Die Verfolgung, namentlich der Bischöfe und Priester, dehnte sich über das ganze Reich aus. Doch wurde sie sehr ungleichmäßig gehandhabt. Am blutigsten verlief sie im Orient unter Diocletian selbst und unter Galerius, während sich Constantius Chlorus, dessen religiöse Ansichten dem Christentume nahestanden, mit der Zerstörung einzelner Kirchen begnügte.

Diocletians und Maximians Rücktritt.

Allmählich erlahmte auch im Osten der Eifer, besonders als sich Diocletian am 1. Mai 305 und gleichzeitig auch Maximian seiner Thronfolgeordnung entsprechend von der Regierung zurückzogen und nunmehr Galerius im Osten, Constantius Chlorus im Westen Augusti wurden. Diocletian nahm, nunmehr wieder ein Privatmann, seinen Wohnsitz zu Salonä in Dalmatien. Dort hatte er einen Palast in Gestalt eines Lagers von 700 Fuß Länge und 600 Fuß Breite erbauen lassen, in dessen Ruinen die heutige Stadt Spalato angesiedelt ist. Er wünschte hier in Muße seine Gärten zu bebauen und den, wie er meinte, auf lange Zeit geordneten Fortgang der Staatsmaschine in Ruhe beobachten zu können. Doch diese Freude wurde ihm nicht zu teil: schon ein Jahr nach seinem Rücktritte brach das System seiner Thronfolgeordnung zusammen.

Konstantin und der Sieg des Christentums.

Die Wirren nach dem Tode des Constantius Chlorus.

Seit dem Mai 305 herrschten Galerius und Constantius Chlorus als Oberkaiser, zu Cäsaren aber ernannte Galerius den Severus im Westen, den Maximinus Daza im Osten. Aber bereits 306 starb der greise Kriegsheld Constantius Chlorus zu Eburăcum (York) in Britannien. Dadurch stieg Severus zum Augustus auf, und Galerius hätte nun einen neuen Cäsar für den Westen ernennen sollen; aber das Heer in Britannien erhob den hochbegabten und beliebten 32jährigen Sohn des Chlorus, den Konstantin (geboren am 28. Februar 274 zu Naissus in Mösien von Helena, einem Weibe niederer Herkunft), auf den Thron, und gleichzeitig rief die alte Kaisergarde in Rom im Verein mit der Stadtbevölkerung, die sich unter der neuen Reichsverfassung zurückgesetzt fühlte, den Sohn des zurückgetretenen Maximian, den Maxentius, der überdies Schwiegersohn des Galerius war, zum Kaiser aus. Maxentius überwältigte und tötete den Augustus Severus (307). Infolgedessen verließ Diocletian seinen Ruhesitz, traf mit Galerius und Maximian (Herculius) in Carnuntum zusammen (November 307) und bewirkte, daß Galerius an Stelle des Severus den tüchtigen General Licinianus Licinius zum Augustus ernannte. Die Lage wurde noch verwickelter, als auch der alte Maximian wieder Verlangen nach dem Purpur zeigte und als in Afrika der Statthalter Alexander (seit 308) als Usurpator auftrat. Im Jahre 310 gab es eine Zeitlang sieben Kaiser. Da wurde der alte Maximian (310) von Konstantin, Alexander (311) von Maxentius beseitigt; und nachdem Galerius 311 gestorben war, bildete sich ein Einverständnis zwischen Konstantin und Licinius heraus, das schließlich zur Reichseinheit führte. Denn nachdem Konstantin durch eine Reihe von Feldzügen gegen die wieder unruhig gewordenen Franken und Alamannen (306—310) die Rheingrenze von neuem gesichert und durch die Grausamkeit, mit der er alle Kriegsgefangenen im Amphitheater zu Trier den wilden Tieren vorwerfen ließ, sowie durch den Bau einer steinernen Rheinbrücke von Köln nach Deutz (castra Divitensia) Schrecken verbreitet hatte, überschritt er im Frühjahr 312 mit gegen 100000 Mann den Mont Cenis, nahm Turin, Mailand, Aquileja, Verona und schlug die große Armee des Maxentius am 27. Oktober 312 bei Saxa Rubra nördlich von Rom. Maxentius selbst ertrank in den Wellen des Tiber; die ganze Westhälfte des Reiches gehorchte jetzt unumstritten dem Konstantin. Rom sah sich von einer mehrjährigen Mißregierung befreit und jubelte dem Sieger entgegen, der zwar nunmehr die Garde in Rom völlig auflöste, übrigens aber die Rache und Strafe in kluger Berechnung auf das geringste Maß beschränkte. Im folgenden Jahre (313) überwand auch

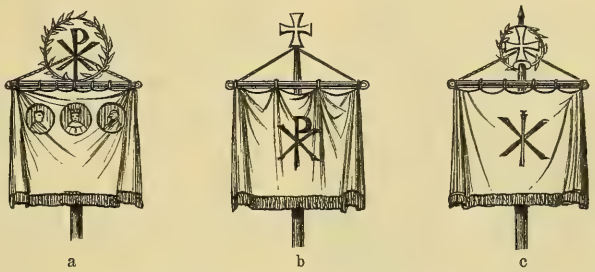
408. Münze mit dem Bildnis Konstantins I.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Licinius im Osten seinen Nebenbuhler Maximinus Daza; seitdem gab es nur noch zwei Kaiser, die vorläufig miteinander einig zu sein schienen.

Der Sieg des Christentums.

Die christliche Legende berichtet, daß Konstantin und seine Streiter vor der Schlacht bei Saxa Rubra am Himmel ein strahlendes Kreuz erblickt hätten mit der griechischen Aufschrift: „Τούτῳ νίκα“ („In diesem Zeichen wirst du siegen“). Thatsächlich bedeutete der Sieg des Konstantin über den Maxentius zugleich auch den Sieg des Christentums über das Heidentum. Denn wenn auch Konstantin selbst damals noch nicht Christ war, so war er doch den Traditionen seiner Familie entsprechend — seine Mutter soll Christin gewesen sein, sein Vater stand dem Christentum wenigstens nahe — der neuen Religion freundlich gesinnt. Er hatte schon im Frühjahr 311 den Galerius und Licinius vermocht, in Nicomedia ein Toleranzedikt für das Christentum zu erlassen; dieses wurde 312 von Rom aus erneuert. Aber dabei blieb der kühne und scharfblickende Konstantin nicht stehen. Auch er war der Ansicht des Diocletian, daß man die neue Verfassung nicht nur auf Armee und Beamtentum, sondern auch auf eine religiös-sittliche Macht gründen müsse, die in den Gemütern der Menschen wurzle und lebe. Diocletian hatte diese religiös-sittliche Macht in der Wiederbelebung



409. Verschiedene Formen des Labarum.

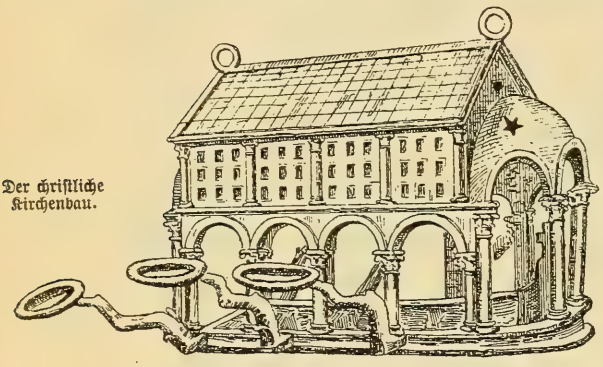
Der Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Wortes Labarum ist dunkel. Eusebius, „der Vater der Kirchengeschichte“ (gest. etwa 340), berichtet im Leben Konstantins, dieser habe an einem vergoldeten Speer eine Querstange und über dieser einen Kranz aus Gold und Edelsteinen anbringen lassen, in welchem sich die zwei ersten Buchstaben des Namens Christi (XP) befanden. Darunter war ein seidenes Tuch an der Querstange befestigt, auf dem das Bild Konstantins und seiner Kinder gestickt gewesen sei (a). Üblicher noch scheint eine zweite Form des Labarums gewesen zu sein, die das Zeichen Christi auf der Fahne selbst trug (b). Spätere Kaiser führten es in der dritten Gestalt (c).

und Stärkung des alten Götterglaubens gesucht und als Jupiters Statthalter auf Erden gelten wollen; aber das Heidentum hatte sich dabei als starr und tot erwiesen im Vergleich zum Christentum, dessen innere Kraft durch sein zähes Ausdauern während der Verfolgung, durch das Blut seiner Märtyrer glänzend an den Tag gekommen war. Eine so lebenskräftige Macht wünschte Konstantin und zwar lediglich aus politischen Gründen, statt des abgestorbenen Heidentums als Stütze seines Thrones und seiner Reichsverfassung zu besitzen. Deshalb verwandelte er das Kaisertum aus einem Verfolger in einen Beschützer des Christentums und formte dadurch mit kluger Berechnung alle die geistigen und sittlichen Kräfte, die damals in der Kirche lebendig waren, zu einer starken Säule seines Thrones. Seit dem Kampfe gegen Maxentius führten seine Soldaten das Monogramm Christi (s. Abb. 409) auf den Schilden und auch auf den Feldzeichen; ein solches Feldzeichen nannte man „Labārum“. Vor allem aber erließ er mit Licinius im Jahre 313 das berühmte Edikt von Mailand, das eine uneingeschränkte Religionsfreiheit verhieß und damit den Sieg des Christentums besiegelte. Die Kirche wurde als eine zu Recht bestehende Korporation anerkannt mit ihrem ganzen Organismus. Sie erhielt das Recht, Erbschaften anzunehmen; alle Gebäude und Ländereien, die ihr während der Verfolgungen weggenommen worden waren, mußten ihr sofort unentgeltlich zurückgegeben werden u. s. w. Diese fundamentale Wendung der römischen Kirchenpolitik

hat der alte Diocletian zu Salonä noch mit erleben müssen; sein Verhältnis zu den Machthabern wurde ein so gespanntes, daß sie ihm drohende Briefe schickten, infolge deren er sich im Sommer 313 selbst den Tod gab.

Für das Christentum, das sich bis jetzt in Kampf und Not seiner Anhänger vielfach verinnerlicht und geläutert hatte, war die Verbindung mit dem Kaisertum nicht ohne Gefahr; denn dieses gab nicht bloß, sondern es forderte auch. „Die kirchliche Gesetzgebung, die Berufung der allgemeinen Konzilien und die Bestätigung ihrer Beschlüsse, die Besetzung der wichtigeren Bischofsstühle, eine oberste Gerichtsbarkeit in geistlichen Prozessen, einen entscheidenden Einfluß in den die Kirche bewegenden Glaubensstreitigkeiten, all dieses, mit einem Worte das höchste Regiment der Kirche nahm das römische Kaisertum, und in der Hauptsache mit Erfolg, als sein ihm von selber zukommendes Recht in Anspruch. All die Kämpfe der ersten drei Jahrhunderte schienen umsonst, wenn jetzt am letzten Ende die Kirche dennoch zu einer willenlosen Magd des byzantinischen Kaisertums herabgesetzt wurde." Trotz dieser drohenden Gefahren war doch zunächst durch die neue Kirchenpolitik des Kaisers auch für die Kirche ein großartiger Gewinn geschaffen worden: sie konnte sich nun ungehindert über alle Teile des Reiches verbreiten und Bekenner werben. Etwa ein Jahrhundert später war das Römerreich annähernd ein christliches geworden.

Der christliche Kirchenbau.



410. Altchristliche Bronzelampe in Form einer Basilica.

Diese Form der Basilica ist besonders dadurch interessant, daß für das Eindringen des Lichtes durch Wegfall der Seitenschiffe in ganz besonderer Weise gesorgt war. Sie wurde wohl vorzugsweise im Orient angewendet.

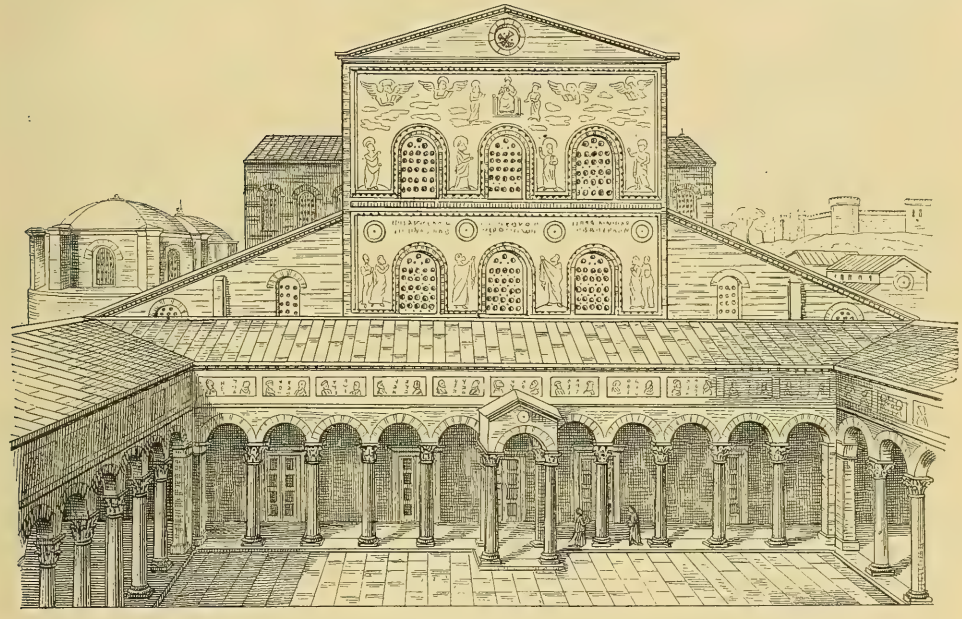
Nach Schultze, „Arch. d. altchristl. Kunst".

In dieser Zeit nahm auch die christliche Kirchenbaukunst einen bedeutenden Aufschwung und zwar zunächst im Orient. Wir besitzen z. B. von der Stadt Edessa urkundliche Notizen, daß 313 der Bau der Hauptkirche begann; dazu kam 324 die Erbauung des Friedhofes, 326/28 die Vergrößerung der Hauptkirche durch einen Anbau an der Ostseite, 345/46 die „Kapelle der Bekenner" im Südwesten der Stadt, 369/70 das große Baptisterium, 379 die Kapelle des Mar Daniel u. s. w. Aber auch die Stadt Rom stand nicht zurück. In Konstantinischer Zeit sind die meisten und größten Gemeindefriedhöfe (coemeteria, catacombae, s. Abb. 415 u. 416) angelegt worden; vor allem aber kamen zu den älteren kleinen Kirchen schon im 4. Jahrhundert die großen Monumentalbauten über dem Grabe des Apostels Petrus und über dem des Paulus; ferner die Basilika Constantiniana (die Laterankirche), die Basilika Liberiana (S. Maria Maggiore) u. a. Die Form dieser Kirchen knüpfte an das römische Wohnhaus der Kaiserzeit an, da die ältesten gottesdienstlichen Zusammenkünfte der Christen auch im Innern von Wohnhäusern stattgefunden hatten. Das erweiterte Atrium wurde zur Vorhalle und diente dem Akt der Taufe, wobei das alte Impluvium zum Taufbrunnen umgewandelt ward. Das Peristylium aber, durch seine Säulenreihen von Natur dreischiffig, diente als eigentlicher Gemeinderaum; es wurde zum Schutze vor der Witterung völlig überdacht und im Anschluß an die Form der schon vorhandenen Markt- und Gerichtsbasiliken weiter ausgestaltet, indem man das Mittelschiff erhöhte und die alte Exedra, ehemals der Raum für die Advokaten, zum Altarplatze nahm. So kam es, daß sich im 4. Jahrhundert der Name Basilika für das Ganze einer christlichen Kirchenanlage einbürgerte. Endlich wurde das Langhaus hinter dem Altare durch

einen halbkreisförmigen, etwas erhöhten Anbau (Apsis) abgeschlossen, in dem der Bischof und seine geistlichen Gehilfen ihre durch Schranken (cancelli) vom Gemeinderaume getrennten Sitze erhielten. Bald trennte man auch einen Raum vor dem Altare für den Sängerchor (cantores) vom Mittelschiffe der Kirche ab. Das hierarchische Streben kam in diesen Neuerungen deutlich zum Ausdruck.

Konstantin als Alleinherrscher.

Das Einvernehmen zwischen Konstantin und Licinius, das im Jahre 313 geherrscht und zu dessen Aufrechterhaltung Licinius sich bequemt hatte, der Schwager Konstantins zu werden, blieb nicht von langer Dauer. Den Konstantin trieb die unersättlichste Herrschsucht vorwärts: schon im Jahre 314 überfiel er seinen Partner, schlug ihn bei Cibalis (nordwestlich von Sirmium) und Adrianopel und erzwang von ihm die Abtretung der Balkanhalbinsel außer Thrakien und Mösien.



411. Die alte Basilica St. Peter nach ihrer mutmaßlichen ursprünglichen Gestalt.

Nach Hübsch. (Zu S. 840.)

Während der folgenden Jahre schaffte sich Konstantin durch auffallende Begünstigung der Christen im ganzen Reiche, auch in Licinius' Provinzen, Anhang, während dieser durch Plackereien aller Art sich die Neigung der Christen verscherzte. Dann folgten, weil man auf beiden Seiten den Entscheidungskrieg voraussah, großartige Rüstungen. Konstantin füllte sein Heer besonders mit Franken, die er bis zu den hohen Offizierstellen avancieren ließ, Licinius das seine mit Goten. Im Frühling 323 entbrannte der Krieg von neuem: es war ein Kampf um den Alleinbesitz des Purpurs und zugleich noch einmal um die Anerkennung des Christentums; denn Licinius hatte sich, vielleicht infolge seiner Feindschaft gegen Konstantin, zuletzt wieder ganz als Heide gezeigt: ägyptische Zauberer und Traumdeuter hielt er in seiner Umgebung. Aber er wurde in zwei blutigen Landschlachten bei Adrianopel und bei Chrysopolis (unweit von Byzanz) und außerdem zur See bei Chalcedon so geschlagen, daß er sich in Nicomedia unter Vermittelung seiner Gemahlin Konstantin ergeben mußte. Konstantin

versicherte ihn eidlich seines Lebens und setzte ihn im festen Thessalonike gefangen. Aber schon wenige Monate später (Mai 324) ließ er ihn aus Mißtrauen hinrichten.

Mißtrauen und Herrschsucht trieben den Kaiser, der nunmehr Alleinherrscher war, auch noch zu andern unheimlichen Unthaten im Schoße der eignen Familie an, die beweisen, daß er trotz hoher Begabung und organisatorischer Talente doch etwas von dem Blutdurste des Raubtieres in sich hatte. Seinen Sohn aus erster Ehe, Crispus, der ihm schon bei der Bezwingung des Licinius die wertvollsten Dienste geleistet hatte und der überdies 317 zum Cäsar des Reiches ernannt worden war, ließ er, vermutlich aus Eifersucht auf seine große kriegerische und staatsmännische Begabung, 326 in Pola ermorden, ebenso seinen Neffen, den 11jährigen Licinius und seine zweite Gemahlin Fausta. Diesen Thaten gegenüber will es wenig besagen, wenn Konstantin kurz vor seinem Tode noch selbst zum Christentume übertrat; er wurde Christ aus Gründen der Staatsraison, schwerlich aus tiefgehender religiöser Empfindung.

Das Konzil von Nicäa.

Die Staatsraison rief auch das Interesse hervor, das Konstantin an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit bekundete. Das Geheimnis der Gottheit Christi war das erste und zugleich das größte Problem für den christlich gebildeten Geist. Die Schwierigkeiten für das menschliche Denken, welche darin lagen, daß der Sohn Gottes, welcher Mensch geworden und in des Fleisches Niedrigkeit eingegangen war, von Gott unterschieden und doch Gott gleich gesetzt wird, mußten zum Ausdruck und zugleich zur Lösung gebracht werden. Bei der Lösung dieser Aufgabe erwuchs im zweiten und dritten Jahrhundert die christliche Theologie, deren Grundzüge damals für alle Zeiten gelegt worden sind — die letzte große Schöpfung des hellenischen Geistes. In Alexandria, wo im dritten Jahrhundert der gewaltige Origenes († 254) griechische Philosophie und christlichen Glauben vermählt und dadurch tiefer Reflexion über das Geheimnis des Christentums die Stätte bereitet hatte, kam der Streit über Christi Person zum Ausbruch. Dort lehrte seit 313 der Presbyter Arius unter großem Zulauf die Wesensähnlichkeit Christi mit Gott (Homöusie) und erklärte, daß Christus, weil er erst in der Zeit von Gott erschaffen sei, Gott zwar ähnlich, aber doch nicht gleich und darum nicht wahrer Gott, sondern ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sei. Ihm widersprachen die Verteidiger der Wesensgleichheit (Homousianer), vertreten vor allem durch den Diakon Athanasius. Der Streit erregte die Kirche in allen Provinzen, und Konstantin, der vor allem aus politischen Gründen die Einheit der Kirche erhalten wissen wollte, berief deshalb 325 eine allgemeine Versammlung der Bischöfe des Reiches, das erste Ökumenische Konzil, nach Nicäa in Kleinasien, das von 318 Bischöfen, namentlich des Orientes, besucht war. Dabei zeigte es sich, daß Konstantin das eigentliche Haupt der Kirche war, er entschied sich für Athanasius, und fast alle Anwesenden, mit Ausnahme des Arius selbst und zweier ägyptischen Bischöfe, folgten dem Beispiele des großmächtigen Kaisers. Die Arianische Lehre wurde für ketzerisch erklärt, doch war sie damit noch keineswegs beseitigt. Später erlangte im Oriente der Arianismus auf längere Zeit wieder das Übergewicht, doch verschwand er allmählich, nachdem die zweite Ökumenische Synode zu Konstantinopel (381) das Nicänische Glaubensbekenntnis aufs neue gefestigt hatte. Der Arianismus war „der erste, naturgemäß vergebliche Versuch, den Glauben der Christenheit mit rationalistischer Dialektik zu versetzen. Die Nicänische Lehre von der Unterschiedenheit und doch Wesensgleichheit des Vaters mit dem Sohne, welche dann in der Lehre von der Dreipersönlichkeit und von der Dreieinigkeit Gottes zum formulierten Ausdruck gelangte, trug den Sieg davon, weil sie das Unbegreifliche unbegreiflich sein läßt und das wunderbare Geheimnis von der Person Christi zugleich zeigt und keusch verhüllt." (Sohm.)

Konstantinopel.

Ein Kaiser, der in so deutlicher Weise als Haupt der Kirche aufgetreten war und der Kirche überhaupt eine so wichtige Rolle im Staatsleben zuwies (s. S. 839), konnte unmöglich in Rom, dem Ursitze der alten Heidengötter des Staats residieren. Da er sich aber auch nicht nach Diocletians Weise mit Wanderresidenzen begnügen wollte, so kam er darauf, sich eine neue Residenz zu gründen. Bei der Wahl des Ortes kam zugleich das geistige und wirtschaftliche Übergewicht zum Ausdruck, das damals wieder der Osten über den Westen behauptete: er wählte die alte Hellenenstadt Byzanz am Bosporus, einen Ort in paradiesischer Gegend am „goldenen Horn", an den Schwellen zweier Erdteile, mit einem der besten Häfen der Welt. Seit dem 4. November 326, an dem der Kaiser selbst nach altem Ritus das neue Stadttemplum auf ungefähr 16 km Umfang begrenzte, begann dort ein fieberhaftes Bauen. Eine starke Ringmauer umzog das Terrain. Am Meere selbst erhob sich ein riesiger Kaiserpalast, in der Mitte ein großartiges Forum, südlich davon der große Hippodrom, daneben andre Prachtgebäude, Kirchen und heidnische Tempel in bunter Abwechselung. Aber freilich die Erschlaffung der bildenden Künste war schon soweit vorgeschritten, daß die damalige Welt nicht mehr Bildwerke genug zum Schmucke der Riesenstadt hervorbringen konnte: deshalb raubte man aus Rom und den Griechenstädten des Orients Kunstgegenstände aller Art zusammen, um die neue Hauptstadt damit zu schmücken. Lange bevor nur die wichtigsten Gebäude vollendet waren, bereits am 11. Mai 330 weihte Konstantin mit einem merkwürdigen Gemisch heidnischer und christlicher Zeremonien die neue Welthauptstadt ein, sie trug seitdem seinen Namen: Konstantinopel. Und damit sie in keiner Hinsicht vor dem alten ehrwürdigen Rom zurückstehe, wurden nicht nur die Brotaustеilungen und die Fülle der Spiele Roms in Konstantinopel nachgeahmt, sondern sogar ein Senat geschaffen, der wie der römische die Ehre hatte, als Publikationsstelle der kaiserlichen Edikte zu gelten. Ein Jahrhundert später hatte Konstantinopel eine halbe Million Einwohner, und darunter 80000 Almosenempfänger; der Ruf „Brot und Zirkusspiele" beherrschte auch hier die ganze kleinbürgerliche romanisch-hellenistische Gesellschaft.

Konstantins Reichsverfassung.

Die Konstantinische Reichsverfassung war keine neue Schöpfung, sondern nur die Ausgestaltung und Vollendung der Diocletianischen. Trotzdem trägt sie in der Geschichtschreibung in der Regel den Namen Konstantins, weil er namentlich das hinzugethan hat, was am meisten ins Auge fiel und was zum Teil nachwirkt bis auf die heutige Zeit, die feste Ordnung der großen Hofämter und der Rangklassen.

Verwaltungs- und Hofbeamte.

Unter Konstantin war das Reich in 4 Präfekturen geteilt: Oriens mit 5 Diözesen und 46 Provinzen, Illyricum mit 2 Diözesen und 11 Provinzen, Italien mit 4 Diözesen und 30 Provinzen und Gallien mit 3 Diözesen mit 29 Provinzen; dazu kamen Asia und Afrika Zeugitana als prokonsularische Provinzen (s. S. 831). Jede dieser Präfekturen stand unter einem praefectus praetorio, einem Zivilgouverneur ohne militärische Vollmacht, die ihre Sitze in Konstantinopel, Sirmium, Mailand und Trier hatten; unter ihm standen als Diözesenverwalter die „Oberpräsidenten" (vicarii), unter diesen wieder die „Regierungspräsidenten" (praesides, correctores), wie es schon auf S. 831 dargestellt worden ist. Im Range gleichgestellt mit den Präfekten waren aber nicht nur die Stadtpräfekten von Rom und Konstantinopel, sondern auch die sieben großen von Konstantin eingerichteten Hofämter: der Oberkammerherr (praepositus sacri cubiculi), dann der Oberst der Hofbeamten (magister officiorum), ein Hofmarschall und Staatskanzler in einer Person, dem vier Kanzleien (scrinia), außerdem die ganze Geheimpolizei von mehr als 100 agentes in rebus unterstellt waren, ferner der Kabinettsminister (quaestor sancti palatii), der Reichsfinanzminister (comes sacrarum largitionum), der Minister des kaiserlichen Hauses (comes rerum privatarum divinae

domus), dem alle Domänen unterstellt waren, endlich der General der kaiserlichen Haustruppen zu Fuß (comes domesticorum peditum) und der General der kaiserlichen Haustruppen zu Pferde (comes domesticorum equitum). Die Gleichstellung dieser Palastbeamten, von denen der Oberkammerherr in der Regel ein Eunuch war, mit den höchsten Verwaltungsbeamten, den Präfekten und auch mit den beiden obersten Militärs (magistri militum, s. unten) ist charakteristisch für die Ausbildung des byzantinischen Absolutismus: etwas Höheres als der Dienst um die Person des Fürsten ist undenkbar, was mit seiner Person zusammenhängt, ist „heilig (sacer)", das ganze Reich ist eigentlich nur um des Kaisers willen vorhanden oder, wie Ludwig XIV. sagte: L'État c'est moi.

Steuersystem. Den obersten Hof- und Verwaltungsbeamten waren ganze Scharen von mittleren und subalternen Beamten in sorgfältig gegliederter Stufenfolge beigegeben, die alle gut bezahlt waren und dafür sorgten, daß der kaiserliche Wille auch in den kleinsten Lebenszentren fühlbar wurde. Namentlich die weitere Ausbildung des Steuersystems erforderte Tausende von Beamten. Der ganze Grund und Boden des Reiches wurde in Steuerhufen katastriert, wobei die Lage, Bodengüte, Erträge sorgfältig berücksichtigt wurden. Nach diesen Steuerhufen wurde die Grundsteuer bemessen, zu der aber noch eine Zuschlagssteuer an Naturalien (annona) für die in der Gegend garnisonierenden Truppen und stationierten Beamten hinzukam. Die unansässige städtische Bevölkerung, sowie alle Kaufleute und Fabrikanten zahlten eine auf den Geschäfts- oder Arbeitsertrag basierte Einkommensteuer, doch so, daß immer alle diese „negotiatores" einer Stadt zu einer Korporation zusammengefaßt waren, der eine Pauschalsumme auferlegt wurde. Für die pünktliche Abführung dieser Einkommensteuer hafteten die städtischen Magistrate, die sogenannten Dekurionen, für die Abführung der auf das Landvolk, namentlich die Kolonen, beschränkten Kopfsteuer der betreffende Gutsherr. Aller 15 Jahre fand eine neue Katastrierung des ganzen Reiches, eine sogenannte Indiktion statt, die erste im Jahre 312. Seitdem gewöhnte man sich in manchen Ländern, diese Indiktionen der Zeitrechnung zu Grunde zu legen.

Das Heer. Die Vermehrung des Heeres wurde im Sinne Diocletians weitergeführt. Konstantin brachte die Armee auf 175 Legionen, deren jede allerdings wohl einen weit geringeren Effektivbestand zeigte als unter Augustus. Dazu kamen die Grenzmilizen der barbarischen Läten und Gentilen (s. S. 833 f.). Ganz neu aber war die Teilung der Armee in drei verschiedene Gruppen: das palatinische Heer, etwa ein Fünftel des Ganzen, ein Elitekorps, dem zahlreiche barbarische Hilfstruppen beigegeben waren, das komitatensische Heer, die eigentlichen Linientruppen, die besonders in großen Kriegen verwendet wurden und in verschiedenen Großstädten der verschiedenen Präfekturen in Garnison lagen, und endlich das pseudokomitatensische Heer, etwas tiefer stehende Truppen, die namentlich zur Besatzung in den Grenzprovinzen verwendet wurden und den eigentlichen „Grenzern" (milites limitanei oder riparienses) und den selbstständigen Abteilungen der Läten und Gentilen als Rückhalt dienten. An der Spitze des gesamten Militärwesens standen zwei Generalfeldmarschälle (magistri militum), unter ihnen standen kommandierende Generale der Grenzlande (duces limitum) und der andern Provinzen, unter diesen wieder die Legionsobersten (praefecti) und die niederen Offiziere (praepositi). Sehr bedenklich war es, daß sich unter Konstantin der Heereskörper immermehr mit Ausländern, namentlich mit Germanen füllte, die er bereits auch in obere Stellen avancieren ließ. Konstantin und seine Nachfolger betonten in der Armee das nationale Element fast gar nicht; diese Byzantiner lebten der Ansicht, es komme nur darauf an, daß die Armee und die Verwaltung leistungsfähig sei, gleichviel aus welchen nationalen Elementen sich ihre Glieder zusammen-

setzten. Man hoffte auf die Wirkung der römischen Kultur auf die Fremden und erwartete, daß „die Masse von Germanen, die in den großen römischen Mischkessel gestürzt wurde, zu römischem Metall umschmelzen würde" — wie aber, wenn einmal die Masse des eingebrachten Metalls für den Kessel zu groß wurde? Hierin lag die furchtbare Gefahr, die die Germanisierung der römischen Armee für die Zukunft in sich barg.

Die Hofrangordnung.

Wichtige Neuerungen brachte die Konstantinische Verfassung auch in der Festsetzung bestimmter Avancements- und Klassenverhältnisse für die Bureaukratie oder, wie wir sagen würden, in der Festsetzung der Hofrangordnung zustande. Außerhalb der gewöhnlichen Ordnung standen die Jahreskonsuln mit dem Prädikat „Glorioſi" (Ruhmreiche), die Prinzen von Geblüt als „Nobilissimi"; auch der Patriziat, der alte republikanische Geburtsadel, von dem sich nur wenige Glieder noch erhalten hatten, galt als ein ganz besonderer Ehrentitel und wurde ausnahmsweise auch an hohe Beamte verliehen. Die erste Klasse der neuen Hofrangordnung bildeten die „Illustres" (Erlauchte); zu ihnen gehörten die sechs Präfekten, die sieben großen Hofbeamten und die beiden obersten Militärs. Dann kamen die „Spectabiles" (Hochansehnliche), darunter der Oberhofnotar, die Prokonsuln von Asien und Afrika, die Oberpräsidenten der Diözesen (vicarii), die kommandierenden Generale (duces limitum etc.). Dann folgten die „Clarissimi" (Vielberühmte), dann die „Perfectissimi", „Egregii" (Hochwohlgeborne) und die „Honorati" (Wohlgeborne). Dem modernen Geheimrat entsprach der besonders verliehene Titel „Comes", anknüpfend an die früheren comites Augusti (Gefährten des Kaisers).

Kontrolle.

Diese Beamtenhierarchie lastete schwer auf dem erwerbenden Volke. Der letzte Rest von Bewegungsfreiheit für die städtischen Gemeinwesen verschwand in diesem Meer von Bureaukratie; und doch fehlte eine Schranke nicht ganz, es einzudämmen: Konstantin gestattete den Fortbestand der Provinziallandtage, auf denen die Notabeln einer Provinz Beschwerden und Bittschriften abfassen durften, die dann durch Gesandte mit freier Benutzung der kaiserlichen Post an die Präfekten und durch diese an den Kaiser gelangen sollten. Das Motiv zu dieser Maßregel war lediglich das Mißtrauen gegen die Beamten; dennoch lag darin ein schwacher Ansatz zu einer konstitutionellen Staatsform, der aber leider unter der Not der folgenden Zeiten und bei der eigenmächtigen Art der Inhaber des Thrones verkümmerte. Die ganze bureaukratische Verfassung jener Zeit war eben nichts als ein Notbehelf, durch den alle noch vorhandnen Kräfte des Reiches zum Kampfe gegen die ringsherumflutende Barbarenwelt zentralisiert werden sollten und thatsächlich auch für einige Zeit in wirksamer Weise zentralisiert worden sind. —

Die Kirchenverfassung.

Eine wichtige Ergänzung zur Reichsverfassung Konstantins, ja in mancher Hinsicht einen ihr parallellaufenden Aufbau bildete die Kirchenverfassung, wie sie sich im Konstantinischen Zeitalter befestigte. Die unterste Einheit der Reichsverfassung war das Stadtgebiet (Civitas); da nun jede antike Stadt, wenigstens in den alten Kulturgebieten, ihren Bischof erhielt und der kirchliche Mittelpunkt der dazu gehörigen Landschaft wurde, so entsprachen die Bischofssprengel genau den alten Civitates. Wie die Stadtgemeinden einer Provinz dem Präsidenten unterstellt waren, so bildete sich unter der Leitung des Bischofs der Provinzialhauptstadt, des Metropoliten, parallel zur weltlichen Provinz eine Kirchenprovinz; ebenso entsprach der größeren weltlichen Einheit, der Reichsdiözese, wenigstens im Osten, eine Kirchendiözese, das Gebiet eines Patriarchen. Dem Reichsganzen endlich entsprach die gesamte Reichskirche, als deren Organ das „Ökumenische Konzil" betrachtet wurde. So ging die Gliederung des Reiches wenigstens in ihren wichtigsten Teilen auf die Gliederung der Kirche über und hat da, auch

nachdem das Römerreich längst verschwunden war, ihr Dasein behauptet bis auf diesen Tag. Der Papst in Rom repräsentiert noch jetzt die Machtansprüche der römischen Imperatoren; die Kirchenprovinz des katholischen Erzbischofs ist das Abbild der römischen Reichsprovinz, und in Italien z. B. entsprechen die heutigen Bischofssprengel so genau den alten Stadtgemeinden, daß man den Umfang dieser aus jenen erschließen kann.

Das geistige Leben im 3. und 4. Jahrhundert.

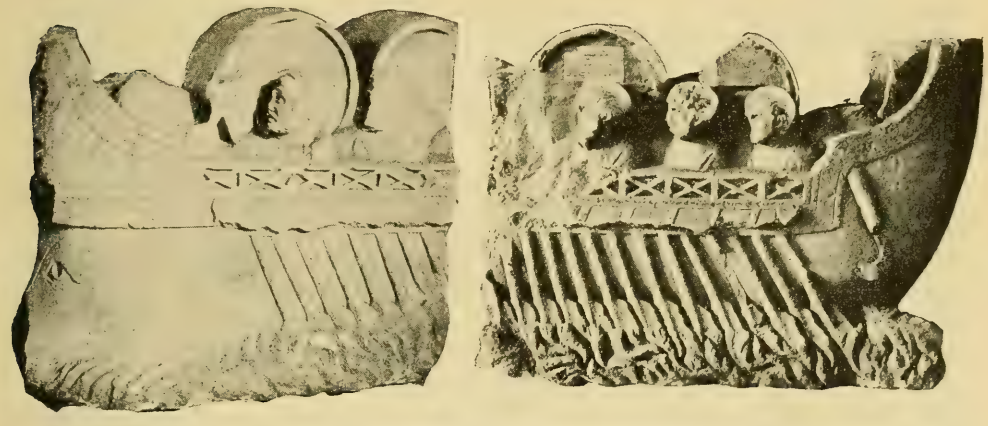
Den wichtigsten Maßstab für die Beurteilung des geistigen Lebens im Römerreiche während des 3. und 4. Jahrhunderts bildet für uns die Litteratur. Sie bietet, wie das Volksleben im großen und ganzen, das trostlose Bild des Verkümmerns und des Absterbens. Schon die Zahl und der Umfang der in diesen Jahr-

412. Römische Schule.

Relief, gefunden 1885 zu Neumagen (dem römischen Noviomagus) im Regierungsbezirk Trier.

hunderten erschienenen Litteraturwerke ist im Vergleich zu den früheren Perioden sehr gering geworden, in noch höherem Grade aber fehlte es den neuen litterarischen Erscheinungen an Originalität, und das zu einer Zeit, wo der Gebrauch der lateinischen Sprache namentlich im Osten noch fortwährend Fortschritte machte. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt wohl darin, daß eine Litteratur, die nicht auf einer einheitlichen Nation beruht, nicht lebenskräftig sein kann. Ein römisches Volk aber, das der unverfälschte Träger nationaler Erinnerung und nationaler Empfindungen gewesen wäre, gab es schon in den Zeiten des Septimius Severus nicht mehr. Seine Sprache, seine Gesetze, seine Lebensgewohnheiten bestanden fort, aber sie wurden nicht mehr vom Pulsschlag des Lebens organisch weiterentwickelt; sie glichen dem kunstvollen Bau eines Bienenstockes, dessen Bienenvolk gestorben ist und der nunmehr von Wespen bewohnt wird: Honig wird niemand mehr daraus schneiden können. Allmählich wurde auch die Sprache selbst von diesem Prozesse der Verwilderung und des Absterbens ergriffen: nur mit Mühe wurde in den Rhetorenschulen ein dünner Firnis Ciceronianischer Eloquenz bewahrt, das Latein des Lebens wurde durch den internationalen Jargon der sogenannten Vulgärsprache allmählich barbarisiert und abgegriffen wie

eine von Volk zu Volk geschleppte Scheidemünze. Zu diesen inneren Gründen des Verfalls traten äußere. Der Kaiserhof in Rom, früher eine wichtige Pflanzstätte römischer Bildung, eine Zuflucht der Dichter und Historiker, ging seit Septimius Severus fast ganz in den Interessen des Militärs und der Verwaltung auf. Seit Philippus Arabs aber drängte die äußerste Bedrängnis Italiens durch die Pest, durch Barbareneinfälle, durch andauernde Verarmung alle geistigen Bedürfnisse zurück. Und als endlich unter Diocletian und Konstantin ruhigere Zeiten zurückkehrten, da sah sich Italien zu einer gewöhnlichen Provinz, Rom zu einer politisch-bedeutungslosen Erinnerungsstätte degradiert. So kam es, daß in den romanischen Provinzen des Reiches, wo die römische Litteratur als eine jüngere Errungenschaft noch hoch im Werte stand und die römische Kultur in der Umbildung fremder Nationalitäten noch eine fühlbare Wirksamkeit entfaltete, besonders in Gallien und Afrika, immerhin noch ein frischeres Geistesleben wehte als in der abgesetzten Heimat dieser ganzen Kultur. — Auch die griechische Litteratur sank im dritten und vierten Jahrhundert von der Höhe, die sie noch im zweiten behauptet hatte, herab, obwohl sie im ganzen immer noch ertragsreicher blieb als die römische.



413. Moselschiff mit Weinfässern in römischer Zeit.

Relief, gefunden 1885 zu Neumagen (dem römischen Noviomagus) im Regierungsbezirk Trier.

Die Poesie.

Am deutlichsten zeigt sich das Absterben römischer Geisteskraft in der Poesie. Von einer dramatischen Dichtung hören wir überhaupt nichts mehr; gab es eine, so bewegte sie sich sicher auf der untersten Stufe, dem raffiniert sinnlichen Mimus und Pantomimus. Auch die sogenannten Epiker exzerpierten und variierten immer wieder lieber den Virgil, das heilige Buch des heidnischen Roms, als daß sie neue Stoffe gesucht hätten. Nemesianus z. B., der um 280 ein Lehrgedicht über die Jagd abfaßte, klagt darüber, daß die früheren Dichter schon alle mythologischen Stoffe weggenommen hätten und daß dieses ganze Gebiet abgenützt sei. Eine dichterische Erfassung der Gegenwart lag allen diesen schulmäßigen kleinen Talenten fern. Auch die Lyrik bewegte sich, jeder wahren Empfindung bar, in toter Verskünstelei. Eine rühmliche Ausnahme macht wenigstens mit einigen seiner Gedichte Ausonius (310—390), ein Professor der Redekunst aus Burdigala (Bordeaux), der dem Andenken seiner Bekannten und Verwandten, und besonders seiner Kollegen, der professores Burdigalenses, eine ganze Anzahl, zum Teil warm empfundener Gedichte gewidmet hat, vor allem aber uns in seinem 483 Hexameter umfassenden Gedichte „Mosella" mit lebhaften Farben eine selbsterlebte Flußfahrt auf der Mosel schildert.

Vom düsteren Urwalde des Hunsrück kommend erreicht der Dichter bei Noviomagus (Neumagen) die herrlichen Ufer der Mosel, die ihn an seine geliebte Heimat Burdigala erinnern. Er fährt stromabwärts auf der kristallenen Flut, die auf dem Grunde den glatten Kiesel und das lustige Treiben der Fische erkennen läßt. Zahlreiche Wimpel beleben den Strom, ihn umsäumen grüne Rebhügel, von denen der Winzer dem Wanderer und dem Schiffsmanne zujauchzt. Am schönsten ist's, wenn die Sonne zur Rüste geht, alles vergoldend, und wenn die Weinberge sich dann im Wasser spiegeln. Herrliche Villen und Landhäuser schmücken die Ufer; ihre weißen Marmorhallen blicken auf grüne Wiesen. In den Städten und Dörfern haust ein tüchtiges Geschlecht: frohen Sinn und klare Stirn hat die Natur den Söhnen der Mosel geschenkt, und auch hier fehlt es nicht an Männern wie Cato und Aristides. — In demselben Neumagen, von wo Ausonius seine Fahrt antrat, kamen die berühmten Neumagener Monumente ans Licht, sie enthalten einen steinernen Kommentar zu den Worten des Dichters.

Die Geschichtschreibung.

Von den wenigen Geschichtschreibern der vordiocletianischen Zeit erwähnen wir den Marius Maximus (165—230), den Fortsetzer der Kaiserbiographien Suetons bis auf Elagabal. Unter Diocletian und Konstantin schrieben sechs verschiedene Schriftsteller, die sogenannten Scriptores historiae Augustae, wohl auf Anregung des Senates in Rom, aber in durchaus höfischer Schmeichelei den Herrschern gegenüber die Biographien der Kaiser von Hadrian bis auf Numerian, den Vorgänger Diocletians. Diese Biographien insbesondere zeigen nicht nur den tiefen Verfall der Sprache in Rom, die sich nur noch mühsam mit einigen klassischen Flittern aufputzt, sondern vor allem den tiefen Niedergang staatsbürgerlichen Denkens und Empfindens. Keine Spur findet sich bei diesen Schriftstellern von einem Verständnis für das Wesentliche und Wichtige in der Flucht der Erscheinungen; an Stelle der Wissenschaftlichkeit ist die Sucht nach Kuriositäten (curiositas) getreten. Was ein Kaiser gern aß, welche neue Bowle er erfand, wie er sich kleidete, womit er seine Hunde fütterte, das ist alles viel wichtiger als seine Stellung zu Staat und Volk. — Einen gewissen Ersatz für die fehlende Geschichtschreibung der Gegenwart lieferten die gallischen Panegyriker, vor allem Eumenius (vgl. S. 831), mit ihren Prunkreden, die teils am Hoflager des Maximianus Herculius in Trier (289 und 291), teils in Augustodunum (Autun) vor dem Regierungspräsidenten oder vor Konstantin dem Großen gehalten worden sind. Sie enthalten in einer sprachlichen Form, die höher steht als die der gleichzeitigen Kaiserbiographien, schön gefärbte, aber immerhin sehr wertvolle Schilderungen ihrer Zeitverhältnisse und der Verdienste der Herrscher. Höher als die Kaiserbiographien steht auch das Geschichtswerk des wackeren Ammianus Marcellinus (330—400), eines Griechen aus Antiochia, der aber in lateinischer Sprache eine römische Geschichte von Nerva (96 bis zum Jahre 378) geschrieben hat, von der gerade das Wertvollste, die Geschichte seiner eignen Zeit (353—378), erhalten ist. Ammian ist kein Sprachkünstler; sein Stil ist rauh, seine Sprache oft unklar und überladen, aber aus dem Werke des erfahrenen Kriegsmannes sprechen männliche Gesinnung, gesunde Beobachtungsgabe und ein Verständnis für die Bedürfnisse des Staates und das Wesen der Ereignisse, von der die Nachahmer Suetons keine Spur besitzen. Seine Schilderung z. B. der Straßburger Schlacht gegen die Alamannen, in der er (357) unter Julians Führung (S. 857) mitgekämpft hat, ist ein Muster von Anschaulichkeit im Vergleiche zu andern derartigen Schilderungen aus dem späteren Altertum. Dabei ist Ammianus Heide geblieben, wenn auch in vergeistigter Weise: das wird uns verständlich durch seine Beziehungen zu Julian (S. 859). Ammianus ist aber auch der letzte bedeutende Historiker, den das Heidentum hervorgebracht hat. Der sogenannte Aurelius Victor und Eutropius (370) haben bloße Auszüge aus größeren Geschichtswerken geliefert. — Von den griechisch schreibenden Historikern waren die bedeutendsten Cassius Dio (150—230), der Verfasser einer ausführlichen römischen Geschichte in 80 Büchern, die bis 229 n. Chr. reichte, und Herodian, der die Geschichte vom Tode Marc Aurels bis auf Gordian III. (180—238) in durchaus rhetorischer Färbung schrieb.

Juristen und Grammatiker.

Verhältnismäßig bedeutend waren im dritten Jahrhundert die Leistungen auf dem Gebiete der Jurisprudenz gewesen, weil das römische Recht auch nach dem Erstarren des römischen Volkslebens in Geltung blieb, ja sogar eine gewisse Weiterbildung erfuhr. Am bedeutendsten war Papinianus, der Gardepräfekt des Septimius Severus, den Caracalla hinrichten ließ (S. 821). Er hat besonders griechische Humanität, soweit es möglich war, in die römischen Rechtsanschauungen verpflanzt. Auch der 228 ermordete Ulpianus hat wichtige und bedeutende Rechtsbücher geschrieben; nicht ganz so hoch mehr steht sein jüngerer Zeitgenosse Paulus. Große Teile der Schriften dieser Männer finden sich in den Pandekten Justinians wieder. — Unter den Grammatikern der genannten Jahrhunderte waren die bedeutendsten Donatus (um 350), der wertvolle Kommentare zu Terenz und Virgil verfaßte, Marius Victorinus, Charisius, Diomedes u. a.

Die volkstümliche Litteratur.

Wenn die ganze bisher besprochene Litteratur des dritten und vierten Jahrhunderts im wesentlichen nur eine künstlich gefristete war, die im eigentlichen Volke keinen Nährboden mehr fand, sondern, soweit sie lateinisch war, nur bei den geringen Resten echten Römertums und bei den romanischen Gelehrten, soweit sie griechisch war, auch nur unter den „obersten Zehntausend" heimisch war, so darf man doch nicht verkennen, daß es auch in breiteren Schichten geistige Interessen und eine volkstümliche Litteratur gegeben haben wird, von der uns nur zufällig keine Kunde übrig geblieben ist. Soweit die griechische Zunge reichte, gab es sicherlich auch den griechischen Roman, von dem wir ein klassisches Beispiel in der Erzählung des Longos von Daphnis und Chloe besitzen — leider wissen wir nicht einmal, aus welchem der nachchristlichen Jahrhunderte sie stammt. Dieser auf der Insel Lesbos spielende Hirtenroman zeigt eine so große „Delikatesse der Empfindung" und eine so malerische Auffassung der Landschaft und der Natur, von der uns mit wenigen Zügen vollendete Bilder im „Poussinschen Stil" entworfen werden, daß Goethe erklärte, man müsse dieses Gedicht alle Jahre einmal lesen. Freilich enthält dieser Roman — wie die ganze spätere griechische Romanlitteratur — auch eine so naiv sinnliche Auffassung der Liebe und ihrer Werke, daß man den Eifer begreift, mit dem die christlichen Prediger gerade diesen Zweig der heidnischen Litteratur verdammt und verfolgt haben.

Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum auf geistigem Gebiete.

Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum wurde nicht bloß mit kaiserlichen Edikten, mit Foltergerät und Henkerbeil, sondern auch mit geistigen Waffen geführt und hielt, namentlich im 2. und 3. Jahrhundert, die Menschen der alten Welt bis in die tieferen Volksschichten hinab in Erregung. Über den alten und neuen Glauben wurde disputiert nicht nur in den Rhetorenschulen, sondern auch auf den Straßen und Märkten, in den Kneipen und den Theatern. So waren auch die zwischen Heiden und Christen herüber und hinüber gewechselten Streitschriften damals so populär, wie die uns davon erhaltenen Reste auch unter den Gebildeten unsrer Zeit unpopulär geworden sind.

Der vertiefte Stoizismus.

Das Heidentum holte seine Waffen vorzugsweise aus drei großen Rüstkammern. Die erste war der durch Seneca und Epiktet vertiefte Stoizismus, der in der That lange Zeit den besten unter den Heiden, ja selbst den Kaisern auf dem Throne das zu bieten schien, was sie zu einer getreuen Erfüllung ihres menschlichen Berufes brauchten. Nur den Weltschmerz, der seit Hadrian gerade die Edelsten ergreift, und die Erlösungssehnsucht vermochte auch der geläuterte Stoizismus nicht zu stillen. Kaiser Marc Aurel, einer der treuesten Anhänger Epiktets, faßt seine Lebensanschauung in die Worte zusammen: „Alles Körperliche ist ein Strom, alles Seelische Traum und Wahn, das Leben ist ein Kampf und Wandern in der Fremde und der Nachruhm heißt Vergessenheit."

Die Verspottung des Christentums; Neupythagoreismus.

Die zweite Rüstkammer war die des Spottes und der Verkleinerungssucht. Sie schadete dem Christentume weit mehr als die edlere Konkurrenz der Stoa. Zu den Spöttern über das Christentum gehörte vor allem **Lucian** (122—200), der „Voltaire seiner Zeit" (s. S. 817), der in seinem „Peregrinus Proteus" die Geschichte eines cynischen Philosophen und Betrügers erzählt, der in Antiochia die christliche Gemeinde bethörte, ihn zum „Synagogenmeister" zu machen, der aber dann aus der Gemeinde ausgestoßen werden mußte und sich später auf den olympischen Spielen (165) selbst verbrannte, um wie einst Herkules zum Olymp emporzusteigen. Mit etwas andern Mitteln suchte **Philostratus** (um 230) das Christentum zu verkleinern, indem er auf einen Mann hinwies, der seiner Ansicht nach eine ähnliche Persönlichkeit gewesen sei wie Christus, ja noch über ihm stehe: **Apollonius von Tyana**, ein neupythagoreischer Philosoph (s. S. 131). Dieser habe von 3—90 n. Chr. gelebt, bei indischen und ägyptischen Priestern sich Weisheit geholt und sei mit Jüngern in der Welt umhergezogen. „Die Götter erscheinen ihm bald als Individualisierungen jenes Einen, dessen reinstes Bild die Sonne sei, bald als ihm untergeordnet, jedes göttliche Wesen in seiner hergebrachten Art und Verehrung. . . . Er trug nur Kleider von Linnen, Schuhe von Rohr, der Mensch habe kein Recht den Stieren die Haut abzuziehen, den frommen Schafen die Wolle zu nehmen, er lebte von Pflanzenkost, denn der Mensch solle nicht verzehren, was gleich ihm beseelt war. Nie hat er ein Weib berührt. Er war reich, weil er nichts bedurfte. Er soll die Sprache aller Völker, selbst die der Tiere verstanden haben. Wunderhilfe und wunderbares Wissen wird von ihm erzählt." Christi Name wird zwar in diesem auf Veranlassung der Julia Domna, der Gemahlin des Septimius Severus, abgefaßten religiös-philosophischen Tendenzroman gar nicht genannt, aber man merkt doch aus der ganzen Darstellung, daß Christi Bild neben dem des Neupythagoreers verblassen soll.

Der Platonismus; Celsus.

Die dritte und nachhaltigste Rüstkammer lieferte die ausgebaute und weitergebildete Ideenlehre Platos mit ihrer letzten Ausgeburt, dem sogenannten **Neuplatonismus**. Der erste ernsthafte Widersacher, der dem Christentume auf Grund eines mit römischem Patriotismus verschmolzenen Platonismus erstand, war der Philosoph **Celsus** (um 178), dessen für die Kenntnis der philosophisch-religiösen Empfindungen der gebildeten Heiden unschätzbare Schriften wir leider nur fragmentarisch aus den Citaten seines christlichen Gegners Origenes (s. S. 853) kennen.

Einige Sätze des Celsus mögen zu seiner Charakteristik hier eingeschaltet werden: „Was könnt ihr Christen uns bieten, das wert wäre, mit Aufopferung des väterlichen Glaubens und der hellenischen Weisheit erkauft zu werden! Einige religiöse Lehren und sittliche Vorschriften von der Demut, der Feindesliebe und andern Pflichten, die wahr und gut sind. Aber das ist längst unser Eigentum, alles das hat Plato besser und würdiger gelehrt, nicht in dem drohenden und befehlenden Tone, in dem eure heiligen Bücher es vorbringen. Das Meiste jedoch, was ihr der Welt aufdringen wollt, ist Irrtum. Durch Christus habe Gott den Weg zur Weisheit und Tugend gezeigt? So hätte Gott erst nach so langer Zeit daran gedacht, das Leben der Menschen, um die er sich bis dahin nicht gekümmert, weise und tugendhaft zu machen? Zu den Sündern habe Gott seinen Sohn herabgesandt? Warum nicht zu denen, die nicht gesündigt haben? Ist es etwas Böses, nicht zu sündigen? Die zu den Mysterien rufen, verkünden: Es komme herzu, wer rein ist, wer gut ist und gut gelebt hat. Die Christen: Wer ein Sünder ist, wer thöricht, elend ist, den wird das Reich Gottes aufnehmen! Der Sünder nur, meint ihr, welche ihr Unrecht erkennen und sich vor ihm demütigen, nehme Gott sich an, der Gerechte aber, der immer tugendhaft war und deshalb frei seinen Blick zu ihm erhebt, werde verstoßen? Ihr rühmt euch einer reinen und würdigen Gotteslehre, die ihr von einem Zorne Gottes gegen die Sünder redet, und meinet, daß er durch Mitleid bewogen, die Gottlosen, die sein Herz erweichen können, zu Gnaden annehme, die Frommen aber, die diese Kunst nicht verstehen, abweise. . . . Ebenso widerspruchsvoll ist, was ihr von Christus lehrt, daß in ihm Gott als Mensch erschienen und in die Welt gekommen sei. Entweder müßte dann Gott in einen sterblichen Menschen sich verwandelt haben, was unvereinbar ist mit der Unveränderlichkeit, oder er wäre nur mit dem Schein eines irdischen Leibes umgeben gewesen, was undenkbar ist, weil es Täuschung wäre. Ein Mensch nur war Christus, den ihr göttlich verehrt, wodurch ihr, die ihr doch den Höchsten allein angebetet wissen wollt, in den seltsamsten Widerspruch mit euch selbst geratet." (nach Hase).

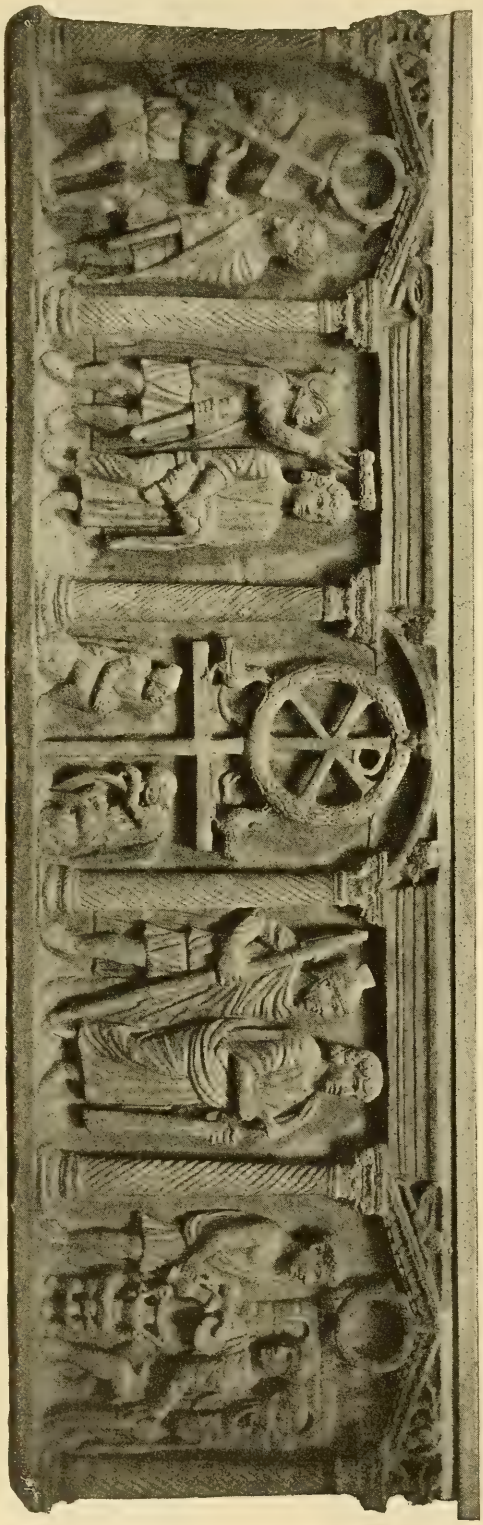
Der Neuplatonismus.

Der Stifter der Neuplatoniker war der Alexandriner Plotinus (205—270), zugleich der edelste Vertreter der ganzen Richtung. Er lehrte seit 245 in Rom. In der metaphysischen Erklärung der Welt knüpfte er an Plato an. Allem Sein zu Grunde liegt ein unfaßbares, undenkbares, unaussprechliches, der menschlichen Vernunft ewig geheimnisvolles Urwesen; aus ihm entsteht die Idealwelt des Geistes (Nus), aus dieser die Weltseele (Psyche), die als Weltenbaumeister (Demiurgos) die der Geisterwelt gegenüberstehende leblose, aber bildsame Materie durchdringt: so entsteht die sichtbare Welt. Ihre Geschöpfe stehen um so höher, je weniger die Weltseele in ihnen mit Materie gemischt ist. Am höchsten nach dem Urwesen stehen die geistlichen und göttlichen Mächte, die in dem religiösen Volksgeist der einzelnen Nationen zu Tage treten. Sie bilden die vielgliederige Welt der Dämonen. Die Menschenseele ist ein Ausfluß des höchsten Wesens. Die bekannten vier Kardinaltugenden (Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit) bewirken noch nicht den höchsten Grad menschlicher Vollkommenheit, sondern erst durch die Reinigung (Katharsis) der Seele — eine starke Konzession an das Christentum — gelangt man zur Gottähnlichkeit und zur Anschauung Gottes, die schon bei Lebzeiten bis zur momentanen Vereinigung mit Gott „im seligen Liebesrausch" gesteigert werden kann (Ekstase). Plotin starb mit den Worten: „Nun will ich den Gott in mir zum Gott im Weltall zurückführen."

Die reine Gestalt des Neuplatonismus erhielt aber in ihrer praktischen Anwendung und namentlich auch theoretisch durch Plotins Nachfolger ein ganz anderes Aussehen. Sie wurde verquickt mit orientalischem Aberglauben, namentlich mit Astrologie, Magie, Traumdeuterei, Geisterbeschwörungen und mit Erinnerungen an die alte geheimnisvolle Weisheit der Pythagoreer. Plotin selbst war zwar von seiner Gabe der Ahnung und Weissagung überzeugt, machte aber selten davon Gebrauch, sein Nachfolger Porphyrius (geb. 233) war sogar ein Feind der Dämonologie. Er schrieb an eine Frau, die er verehrte: „Weder Thränen noch Bitten beugen Gott, Opfer ehren ihn nicht, Weihgeschenke schmücken ihn nicht, aber ein gottbegeistertes und wohlgeordnetes Gemüt vereinigt mit Gott". Dagegen beginnt der Neuplatonismus zu einem wüsten Aberglauben zu entarten unter Jamblichus, der unter Konstantin ihr Schulhaupt war. Die Dämonen sind bei ihm in sechs Rangstufen gegliedert: Götter, Erzengel, Dämonen, Herrschaften, Gebieter, Seelen; das ganze vernunftgemäße Denken und auch die ekstatische Anschauung Gottes treten zurück vor den Fragen, wie man diese guten und bösen Dämonen anrufen und sich dienstbar machen könne durch Gebete, Räucherungen, Formeln, Beschwörungen, in denen schon der ganze mystische Apparat des Doktor Faust vorspukt. So sank denn im vierten und fünften Jahrhundert die gehaltvollste Blüte griechischen Geistes, die Philosophie, durch die Verachtung vernünftigen Denkens von sich selbst abfallend der Selbstvernichtung anheim. Auch die schwermütige Gestalt des schwärmerischen Kaisers Julian vermochte den Neuplatonismus, dem er selbst ergeben war, nicht wieder zu einer wirklichen Philosophie zu erheben: „Philosophie und ihr Gegenteil, Heidentum und kein Heidentum, so ist der Neuplatonismus doch nur ein Abendrot gewesen über den versinkenden Tempeln." (Hase.)

Die Verteidiger des Christentums und die christliche Litteratur.

Um so siegreicher stieg das helle Gestirn des Christenglaubens auch am Himmel des litterarischen Lebens empor. Der Verteidigung des Christentums gegen heidnische Angriffe widmeten sich eine ganze Anzahl der edelsten, gebildetsten und feurigsten Geister des zweiten bis vierten Jahrhunderts. Ein großer Teil dieser begeisterten Apologeten, deren Schriften in den Palästen wie in den Bürgerhäusern gelesen wurden, ist schon hier und da (s. S. 836) erwähnt worden. Der Übersicht halber seien sie hier noch einmal kurz zusammen genannt. Die Verteidigungslitteratur des Christentums hebt an mit den Schriften des Justinus Martyr, eines Griechen



414. Altchristlicher Sarkophag, jetzt im Museum des Lateran zu Rom.

In der Mitte des Sarkophages ist das Labarum, an einem Kreuze hängend, dargestellt; an dem Kranze, dem Symbol ewiger Herrlichkeit, picken zwei Tauben; unter dem Kreuze sitzt ein wachender und ein schlafender Krieger. Links vom Mittelfelde ist Christus dargestellt, wie ihm ein Soldat die Dornenkrone aufsetzt; dann Christi Kreuzigung. Rechts vom Mittelfelde Christi Gefangennahme. Die Bedeutung des äußeren rechten Bildes ist nicht recht klar.

aus Samaria, der um 150 in Rom seine „Apologien" schrieb, noch ohne dogmatische Bestimmtheit, aber voll aufrichtiger Freudigkeit am Christentume. In dieselbe Zeit gehört der feine Dialog „Octavius" des römischen Juristen Minucius Felix, ein Gespräch dreier Freunde über Christentum und Heidentum, das während der Gerichtsferien am Strande von Ostia gehalten sein soll. Den Gedanken dieses Dialoges steht sehr nahe der leidenschaftliche Afrikaner Tertullian mit seinem „Apologeticum", das voll ist von bitterem Hohne auf die heidnischen Richter und voll trotziger Todesverachtung. Dem heidnisch-philosophischen Wissen stellt er mit vollkommener Siegeszuversicht seinen christlichen Glauben gegenüber: „Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden. Ich schäme mich dessen nicht, weil man sich dessen schämen muß. Der Sohn Gottes ist gestorben. Es ist durchaus glaublich, weil es unsinnig ist. Und aus dem Grab ist er auferstanden. Es ist gewiß, weil es unmöglich ist". Tertullians Schüler war der Rhetor Cyprianus, etwa seit 230 Bischof von Karthago. Als Valerians Edikt (s. S. 837) gegen die Häupter der christlichen Gemeinden erging, schrieb er seine „Ermahnung zum Märtyrertum", die den Satz enthält: „Der Priester Gottes, der Christi Gebote bewahrt, das Evangelium hält, kann getötet, nicht besiegt werden." Nachdem er alle Mahnungen des Prokonsuls, zu fliehen, unbeachtet gelassen hatte, wurde

er am 14. September 258 enthauptet. Seinem Scharfrichter ließ er 25 Goldstücke auszahlen, sein Blut wurde in einer Leinwand aufgefangen, sein Leib in der Nacht von der Gemeinde bestattet; sein Biograph schließt den Bericht: „Ich juble über seinen Ruhm, doch traure ich noch mehr, daß ich zurückgeblieben bin." Besonders wichtig für die Ausgestaltung des Christentums wurde die Schule von Alexandria, wo sich der notwendige Ausgleich der neuen Religion mit der geistigen Kultur der Griechen, namentlich mit dem Platonismus vollzog. Besonders die Entwickelung der Lehre vom Logos zeigt diese Einflüsse. Begründet durch Clemens von Alexandria (um 200), erreichte sie ihren Höhepunkt unter Origenes (185—254), der durch sein Leben wie durch seine zahlreichen Schriften gleich gewaltig wirkte, als „hoher Leuchtturm kirchlicher Wissenschaft". Fortgesetzt wurde die Alexandrinische Schule durch den Kirchenhistoriker Eusebius von Cäsarea (gest. 340), durch den bekannten Athanasius (s. S. 842), Gregor von Nazianz (gest. 390), einen der berühmtesten Prediger der griechischen Kirche, und vor allem durch Johannes Chrysostomus (gest. 407), den Metropoliten von Antiochia, dessen erhaltene großartige Predigten gegen 13 Folianten füllen. Im Abendlande wurden die litterarischen Bestrebungen des Tertullian und Cyprian fortgesetzt durch den feingebildeten Lactantius, einen Zeitgenossen Diocletians, dessen Divinae Institutiones begonnen wurden während der furchtbaren Christenverfolgung 303 und vollendet nach dem Siege Konstantins des Großen und des Christentums über das Heidentum. Ciceronianische Eleganz und Wohlredenheit übertrug auf die Bibelerklärung Hieronymus (331—420); der erste abendländische Kirchenfürst, der mit vollem Bewußtsein wie ein in der Kirche „verjüngter Senator" weltlichen Einfluß mit kirchlicher Autorität verband, war Ambrosius, 374—397 Erzbischof von Mailand.

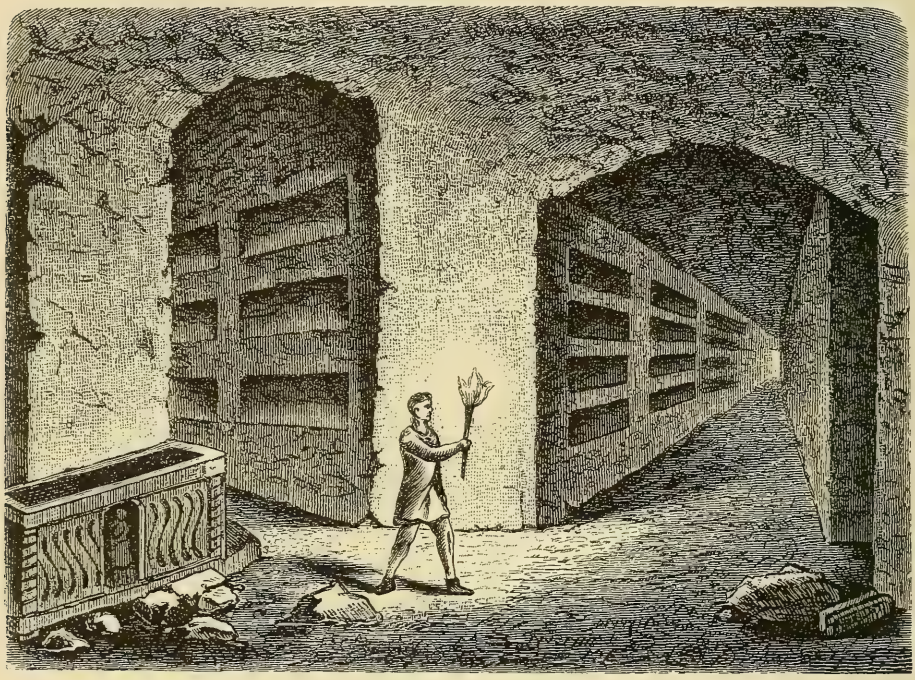
Die Dynastie der Konstantiner.

Die Söhne Konstantins des Großen (337—350).

Konstantin „der Große" starb zu Pfingsten des Jahres 337 als Christ. Trotzdem erhob ihn der römische Senat seiner heidnischen Tradition entsprechend unter die „Götter", und die christliche Kirche des Orients hat ihn später unter ihre Heiligen aufgenommen. Er hatte noch bei seinen Lebzeiten im Gegensatz zu der von Diocletian gewollten Thronfolgeordnung die Erbfolge seines Blutes proklamiert, indem er seit 335 seinem ältesten Sohne zweiter Ehe, dem Konstantin (geb. 316), die westliche Präfektur (Britannien, Gallien, Spanien, Mauretanien), dem Constantius (geb. 317) den Orient und dem Constans (geb. 323) Italien mit Afrika, außerdem aber die Hauptlande der illyrischen Präfektur übergeben hatte. Die schwierigen Posten der nordöstlichen Grenzwacht hatten zwei seiner Neffen übernommen, Dalmaticus (Thrakien, Makedonien, Achaja) und Hannibalianus (Pontus, Kleinarmenien und Kappadocien). Aber diese Ordnung wurde bereits im September 337 durch die maßlose Herrschsucht der Söhne vernichtet, indem sie in echt orientalischer Sultansmanier den Dalmaticus und den Hannibalianus, sowie fast ihre ganze Verwandtschaft mit Hilfe eines Militäraufstandes ermorden ließen. Nur ihre beiden Vettern, Gallus und Julianus, entgingen dem gräßlichen Blutbade.

Die Söhne Konstantins hatten von ihrem Vater wohl den Ehrgeiz und die Gewissenlosigkeit, nicht aber seine bedeutenden staatsmännischen und kriegerischen Gaben geerbt. Ihr ohnehin schlechtes Regiment wurde noch erfolgloser durch neue Gefährdung der Reichsgrenzen (s. unten), durch Zwistigkeiten der Herrschenden und durch theologische Streitigkeiten, an denen sie eifrig teilnahmen. Denn so wenig wahres Christentum auch in diesen Unholden zu finden war, so sehr glaubten sie sich doch berufen, über die Rechtgläubigkeit andrer Bekenner Christi zu Gericht zu sitzen und

sogar eine Verfolgung gegen das Heidentum zu eröffnen. — Der Bruderkrieg ließ unter solchen Umständen nicht lange auf sich warten. Bereits im Jahre 340 wurde Konstantin, der älteste, von dem jüngsten, Constans, bei Aquileja geschlagen und getötet; sein Reichsteil kam an den Sieger, da Constantius im Osten kriegerisch beschäftigt war. Dort versuchten nämlich die Perser unter Sapor II. (309—380), Mesopotamien und Armenien wiederzugewinnen. Im Jahre 348 siegten die Perser zwar bei Singara, aber immer wieder brach sich ihr Ansturm an den Wällen der starken Römerfestung Nisibis, deren Standhaftigkeit seit dem Jahre 350 zu einer Waffenruhe führte. Diese



415. Inneres einer Katakombe. Nach Schultze, „Katakomben".

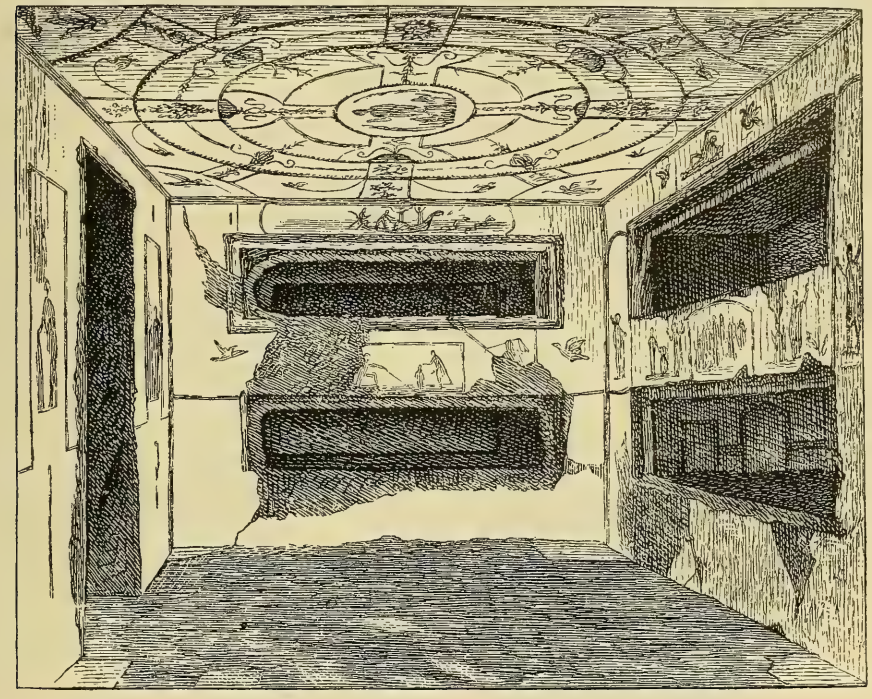
Cömeterien („Ruhestätten") oder Katakomben nannte man die Begräbnisstätten der ersten christlichen Jahrhunderte. Diese aus unterirdischen Galerien und Grabkammern bestehenden Gemeindefriedhöfe waren umfangreicher als die heidnischen Columbarien, in denen man nur Urnen mit der Asche der Toten verwahrte, weil die Christen ihre Toten nicht verbrannten, sondern begruben. Die Grabkammern (s. Abb. 415) dienten als Familienbegräbnisse; doch wurden in ihnen (cubiculum, crypta) auch gottesdienstliche Handlungen vollzogen, wenn sie das Grab eines besonders angesehenen Bischofs enthielten. Die größte Masse der Einzelgräber wurde längs der ausgedehnten Galerien (s. Abb. 416) mit engem Zwischenraum übereinander in den weichen Tuffstein eingehauen; jedes solche Grab (loculus) war nach außen durch eine mit dem Namen des Toten versehene Steinplatte fest verschlossen. Als älteste Katakombe gilt die der heiligen Domitilla (s. Abb. 363). Die ganze Umgegend Roms ist von solchen Katakomben unterhöhlt; würde man ihre vielfach verschlungenen Gänge (Galerien) aneinander setzen, so würde die Strecke gegen 1000 km betragen.

hatte aber Constantius auch sehr nötig; denn während er im fernen Osten Krieg führte, drohten im Westen die Throne der Konstantiner in Trümmer zu gehen.

Constantius und Magnentius (350—353).

Gegen den tyrannischen, wollüstigen Constans hatte sich im Jahre 350 der Kommandant zweier palatinischen Legionen, Magnentius, ein Sohn fränkischer Läten, erfolgreich erhoben, und Constans war auf der Flucht von Autun nach Spanien von germanischen Reitern eingeholt und erschlagen worden. Magnentius wurde bald in der ganzen Präfektur Gallien anerkannt; sein Beispiel erweckte Nacheiferung: in Rom erhob sich als Augustus der Enkel einer Schwester Konstantins des Großen, Nepotianus, und in Illyrien rief die Armee den greisen Vetranio zum Kaiser aus. Die Spaltung der feindlichen Mächte erleichterte dem Constantius den Sieg. Nepotianus wurde durch Magnentius gestürzt, Vetranio aber wurde von Constantius zu Sardica bei

Naissus in Mösien bei einer Zusammenkunft ohne Blutvergießen zur Abdankung genötigt (Dezember 350). Nun konnte sich Constantius mit aller Macht gegen Magnentius wenden, der ihm bereits entgegen zog. Am 28. September 351 kam es bei Mursa an der unteren Drau zu einer furchtbar blutigen Schlacht zwischen der meist aus Germanen bestehenden Armee des Westens und der des Ostens. Am Abende behauptete die östliche das Feld, besonders durch die bessere Bewaffnung ihrer Eisenreiter und Bogenschützen, aber von den 54000 Toten und Verwundeten, die das Feld bedeckten,



416. Cubiculum in S. Callisto in Rom. Nach Formby.

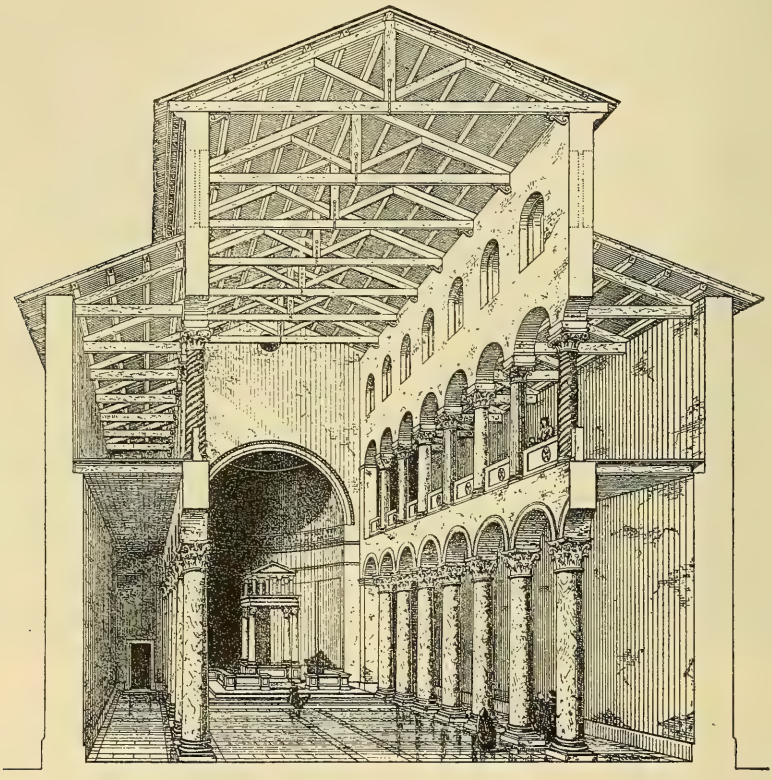
soll sie die größere Hälfte geliefert haben. Noch zwei Jahre hielt sich Magnentius mit Mühe, endlich war er von Verrat und Abfall so umstellt, daß er sich (353) zu Lyon in sein Schwert stürzte. Seine Anhänger wurden durch grausame Hinrichtungen ausgerottet.

Constantius war nunmehr unumstritten der Herr des ganzen Reiches. Aber er blieb auch als Alleinherrscher der finstere, mißtrauische, den Einflüsterungen höfischer Intriganten Gehör schenkende Mann, der er in der Zeit seiner Bedrohung gewesen war. Eines seiner ersten Opfer wurde sein Vetter Gallus, den er in der Not des Bürgerkrieges zum Cäsar des Ostens ernannt, der sich aber starke Übergriffe hatte zu Schulden kommen lassen; er wurde im Dezember 354 zu Pola in Istrien enthauptet. Trotzdem sah sich Constantius bald darauf durch die Not des Reiches gedrängt, den Bruder des Hingerichteten, Julian, zum Cäsar des Westens zu ernennen, damit er die Rheingrenze schütze, während er selbst an der Donau und mit der Beilegung der tiefgehenden religiösen Streitigkeiten beschäftigt war (S. 858).

Constantius Alleinherrscher (353—361); sein Cäsar Julianus.

Julianus, der Sohn des Julius Constantius, eines Stiefbruders Konstantins des Großen, ist die letzte interessante und große Gestalt des untergehenden Heidentums. Er hatte eine trübe, an Seelenkämpfen reiche Jugend hinter sich. Geboren 331, war er als siebenjähriges Kind

kaum dem entsetzlichen Blutbade entgangen, das die Söhne Konstantins im September 337 über ihre Verwandten verhängt hatten. Danach in Nicomedia erst von einem Bischof, dann unter Leitung eines alten Eunuchen im Christentume erzogen, begann er früh diese Religion zu hassen als das Bekenntnis derer, die sein Geschlecht vertilgt hatten. Auch wurde dem Knaben das Christentum nicht in seinem lauteren Gehalte, sondern in einer durch die Verweltlichung der Kirche und die unerquicklichen theologischen Streitigkeiten entarteten Form geboten. Je älter er wurde, desto mehr fühlte sich sein schwärmerisches Gemüt von der kalten Weltlichkeit der hohen kirchlichen Würdenträger, die er kennen lernte, zurückgestoßen, desto sehnsuchtsvoller wandte sich sein reiner und hochbegabter Geist den ethischen und ästhetischen Idealen der heidnischen Vergangenheit zu. Zu schwärmerisch, um die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen, glaubte er an die Möglichkeit, ein durch die Philosophie vergeistigtes Heidentum wieder



417. Basilica S. Agnese vor Rom. Nach Dehio und Bezold.

Diese Basilica, schon unter Konstantin dem Großen über dem Grabe der heiligen Agnes errichtet, dann aber im 7. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt, ist wichtig durch die behufs Trennung der Geschlechter beim Gottesdienste eingeführten Emporen.

zu innerem Leben erwecken und mit ihm das in sich zwiespältige Christentum überwinden zu können. So warf er sich als zwanzigjähriger Jüngling den Vertretern des Neuplatonismus in Kleinasien, besonders dem Maximus von Ephesus, in die Arme. Aber schon im Jahre 354 bedrohte ihn von neuem der Tod, als sein Bruder Gallus auf Constantius' Befehl in Pola hingerichtet wurde und die Hofcamarilla dem Kaiser riet, auch gleich den jüngeren Bruder mit zu beseitigen, der sonst des älteren Bluträcher werden könnte. Damals rettete ihn nur die Fürsprache der jungen, schönen Kaiserin Eusebia; er durfte nun eine Zeitlang (seit Mai 355) in Athen an der noch immer in gewissem Sinne blühenden Universität studieren und nahm dort mit Begier all das Schöne und Große in sich auf, was diese wunderbare Stadt noch zu bieten hatte. Dort trat er auch insgeheim in die noch ein verborgenes Dasein fristenden eleusinischen Mysterien ein. Aber schon im Herbst rief ihn ein kaiserlicher Befehl von seinen Studien ab nach Mailand; dort wurde er am 6. November 355 von Constantius, der keine andre Möglichkeit sah, Gallien zu schützen, dem Heere als Cäsar des Westens vorgestellt. Gleichzeitig vermählte ihn der Kaiser mit seiner Schwester Helena.

Julians Feldzüge in Gallien und Germanien.

Julian war, als er in Gallien ankam, erst 25 Jahre alt, unerfahren im Kriegshandwerk wie in der Staatsverwaltung, man sah in ihm mehr einen grübelnden Philosophen als einen Mann der entschlossenen That. Er traf das Land und die Armee in der kläglichsten Verfassung: fast alle Römerstädte des linken Rheinufers, wie Köln, Mainz, Straßburg, waren in der Hand der Barbaren; ihre räuberischen Scharen schweiften bis in den äußersten Westen des Landes, die römischen Streitkräfte waren zusammengeschmolzen, die übrig gebliebenen entmutigt, das Land war durch die Konstantinische Beamtenwirtschaft und die Barbarennot ausgesogen bis aufs Mark. Aber mit Julians großer Persönlichkeit zog ein neuer Geist in die heruntergekommene Landschaft wie in die Trümmer der Armee ein: der Geist des Altrömertums, der in diesem Heldenjüngling für kurze Zeit seine Auferstehung feierte. Seinen Offizieren und Soldaten ein Muster in diensteifriger Pflichterfüllung, weitgehender Entsagung und heroischer Tapferkeit, seinen Beamten ein Vorbild von Enthaltsamkeit, schlichtester Lebensführung, Gerechtigkeit und Milde eroberte er wie im Sturme die Herzen aller, die mit ihm in Berührung kamen, und säete überall die seit langer Zeit ausgestorbene Pflanze des Vertrauens zur Person des Herrschers in die verzagenden Gemüter. Mit so idealen Mitteln, die seit langen Jahrzehnten keiner der Herrschenden mehr in die Wagschale geworfen hatte und die eine um so größere Wirksamkeit entfalteten, je fremder sie dem sultanisch regierten Geschlechte geworden waren, scharte Julian zunächst alle die versprengten Trümmer der römischen Armee und der Verwaltung um sich. Im ersten Feldzuge (356) mußte er sich darauf beschränken, die rheinischen Uferstädte, insbesondere Köln, zurückzugewinnen und einzelnen Heerhaufen der Feinde Abbruch zu thun. Aber im Jahre 357 vermochte er, obwohl der mit seiner Unterstützung beauftragte General Barbatio sich als unfähig und treulos erwies, schon ganz anders aufzutreten. Etwa 30000 Alamannen unter der Oberleitung des riesigen Königs Chnodomar hatten bei Straßburg Stellung genommen. Julian stellte sich ihnen mit seinem zwar viel schwächeren, aber trefflich reorganisierten Heere an einem heißen Augusttage zur Entscheidungsschlacht; sie gestaltete sich zu einem furchtbar blutigen Ringen. Der als „Eberkopf" geordnete Streithaufen der Alamannen drang unter persönlicher Führung ihrer „Könige" mit unwiderstehlichem Anprall durch das Zentrum der römischen Aufstellung und warf auch die Hälfte des linken Flügels. Aber vor der in Reserve gestellten Elitelegion der „Primaner", die meist aus römisch geschulten Germanen bestand, kam der alamannische Keilhaufe zum Stehen, verdichtete sich bis zur Wehrlosigkeit und löste sich schließlich in wilder Flucht. Tausende von Alamannen würgte das von Germanen geführte Römerschwert, Tausende ertranken im Rhein; Chnodomar selbst mit seiner ganzen Gefolgschaft wurde gefangen und starb, dem Kaiser Constantius als wertvollstes Beutestück übersandt, in Rom am Heimweh. Nach diesem glänzenden Siege bei Straßburg unternahm Julian von Mainz aus gewaltige Vorstöße in das Feindesland, um Schrecken zu verbreiten, und überwinterte dann in Paris (Lutetia Parisiorum). Von dort aus marschierte dann Julian im Mai 358 gegen die salischen Franken, die sich schon längst zwischen Schelde und Rhein festgesetzt hatten, und brachte diese, sowie ihre östlichen Nachbarn, die Chamaven, und einige Stämme der Sachsen zur Unterwerfung. In diesen Kämpfen leistete ihm wesentliche Unterstützung der Franke Charietto, der sich aus salischen Franken, entlaufenen Kolonen, Läten und Heimatlosen aller Art ein Freikorps gebildet hatte, mit dem er zunächst auf eigne Faust, seit 357 aber auf Ermächtigung Julians den Nordosten Galliens vor eindringenden Wanderscharen schützte. Infolgedessen wurde die Rheinmündung für die römische Schiffahrt wieder frei und die lange Zeit unterbrochene Verbindung mit Britannien wiederhergestellt. — Dieser Reorgani-

sation der römischen Streitkräfte und Autorität ging eine Reorganisation der Verwaltung zur Seite, die zwar den Konstantinischen Regierungsapparat beibehielt, aber doch von einem ganz andern Geiste getragen war. Julian bemaß die Bedürfnisse seines Hofhaltes auf das Geringste, minderte die Verwaltungsspesen und kontrollierte die raubgierigen Beamten so scharf, daß er bald in der Lage war, die Steuereinheit für die Grundsteuerhufen, die vorher 25 Goldstücke betragen hatte, auf 7 solche — sogenannte Solidi, von denen 72 auf ein Pfund gingen — herabzusetzen.

Constantius und die Kirche; die Erhebung Julians.

Unterdessen hatte auch Constantius 357 und 358 von Sirmium aus erfolgreiche Züge gegen die Quaden und Jazygen unternommen, jedoch ohne so Hervorragendes zu leisten wie Julian. Ganz besonders aber war er seit 353 mit religiösen Streitigkeiten beschäftigt. In diesem Jahre nämlich hatte er, wohl vorwiegend aus bureaukratischen Gründen, das Christentum zur alleinberechtigten Staatsreligion erhoben, hatte die Schließung der heidnischen Tempel und die Verfolgung der Heiden angeordnet und war namentlich der Magie und dem Orakelwesen durch seine Edikte zu Leibe gegangen. Aber noch waren die herrschenden Stände vielzusehr mit Heiden durchsetzt, als daß Constantius mit seinen Verfügungen großen Erfolg gehabt hätte; so wurde es auch lediglich als eine bittere Kränkung des Senats in Rom empfunden, als der Kaiser 357 die uralte Bildsäule der Siegesgöttin mit ihrem Altare aus der Kurie entfernen ließ. Die christliche Kirche aber war mehr denn je in Athanasianische und Arianische Lehrmeinungen gespalten. Der Kaiser selbst war, im Gegensatz zu seinem Vater, arianisch gesinnt und setzte 355 auf dem Konzil zu Mailand die Absetzung des Athanasius, des Bischofs von Alexandria, durch. Aber noch immer waren die meisten Abendländer Homousianer, während im Orient die Homöusianer das Übergewicht hatten, bis endlich der Kaiser nicht ohne unkirchliche Eingriffe im Jahre 359 durch die Synoden von Rimini (Ariminum) und Seleucia in Isaurien das „Homöusische Symbol von Rimini" zur Annahme brachte. Dann stürzte er sich in den Perserkrieg, den Sapors II. Anmaßung damals erneuerte. Dabei kam es zum Bruche mit Julian. Constantius hatte längst mit finsterem Ingrimm die steigende Beliebtheit seines Vetters verfolgt, jetzt wollte er ihm, unbekümmert um die Bedürfnisse der westlichen Reichshälfte, einen schlimmen Streich spielen, indem er von ihm den Kern der gallischen Armee für den Perserkrieg forderte. Julian wollte sich fügen und kommandierte schweren Herzens die geforderte Mannschaft ab. Aber die Soldaten fügten sich nicht, sondern riefen ihn noch im Winter 360 in Paris zum Augustus aus. Vergebens suchte er eine Verständigung mit Constantius, von dem er die Anerkennung als Augustus des Westens forderte. Constantius zog vielmehr westwärts, um ihn mit denselben Mitteln zu vernichten, mit denen er früher den Magnentius vernichtet hatte. Julian zog ihm bis nach Naissus in Mösien entgegen. Aber es kam nicht zum Zusammenstoße, da Constantius am 3. November 361 zu Mopsukrene am Fuße des Taurus an einem Fieber starb. Infolgedessen huldigte seine Armee dem allbeliebten Julian, der am 11. Dezember als Alleinherrscher in Konstantinopel einzog.

Julian „der Abtrünnige" als Alleinherrscher (361—363).

Die Welt stand am Vorabende einer großen Überraschung. Denn als Alleinherrscher glaubte sich Julian nicht länger verpflichtet, die Maske des Christen zu tragen; er warf sie ab und bekannte sich offen und ehrlich wieder zu den Idealen seiner Ahnen, zu einem durch Stoa und Platonismus geläuterten Heidentume. Aber dabei blieb er nicht stehen: er wünschte auch das ganze Reich wieder zum Heidentum zurückzuführen und das Christentum zu vernichten — ein vergebliches Beginnen, das seinem Träger wohl den Schimmer der Romantik, nicht aber das Lob eines weitblickenden Staatsmannes einbringen konnte. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieser „Abfall von Christo" mehr einem subjektiven Oppositions-

gelüste gegen den Charakter seiner Zeit, als einer ruhigen Beurteilung der Verhältnisse entsprang. Hätte Julian ein Jahrhundert früher gelebt, als das Christentum noch verfolgt war, das Heidentum noch herrschte, so würde Julian vielleicht zum christlichen Märtyrer geworden sein. Hätte er die Verhältnisse seiner Zeit klar erkannt, so würde ihn die Unzufriedenheit mit der Verweltlichung der Kirche zu ihrem verdienstvollen Reformator gemacht haben; so aber sah er die Welt nur durch die Brille seiner philosophischen Lehrmeinungen und verkannte gänzlich das heilige Feuer, das auch damals in der Christenheit unter den Schlacken einer teilweise verdorbenen Kirche fortglühte. Es ist tief zu beklagen, daß dieser reichbegabte, im Kerne seines Wesens edle Mann seine Kraft daran setzte, Abgestorbenes zu beleben anstatt das Lebende zu verbessern. Ein tragischer Ausgang seiner Regierung war von vornherein unvermeidlich.

Es entspricht der philosophischen Mäßigung Julians, daß er den Kampf gegen das Christentum ohne Blutvergießen führte. Er erklärte, die Christen verdienten Mitleid, nicht Haß. Immerhin wurden die der Kirche überwiesenen Heidentempel und die dazu gehörigen Ländereien zurückgefordert, die den Geistlichen von Konstantin gewährten Vorrechte (s. S. 839) wurden aufgehoben, den christlichen Lehrern wurde verboten, Philosophie und Rhetorik zu lehren, da diese Wissenschaften im Heidentume wurzelten, die Christen aber als Verächter des Heidentums keinen Anspruch darauf hätten. Bald aber erkannte Julian und der kleine Kreis tüchtiger Heiden, der ihn umgab, wie der Rhetor Libanius und der Historiker Ammianus Marcellinus, daß mit der bloßen Wiedereröffnung der heidnischen Tempel und der Wiederaufrichtung der gestürzten Altäre nichts gethan sei: deshalb versuchten sie auch eine geistige Wiedergeburt des Heidentums. In Wort und Schrift priesen sie die Herrlichkeit heidnischer Religionsübung, Bürgertugend und Philosophie und spotteten über die „leichtgläubigen Schüler der Fischer“ oder über „die große Komödie des Christentums“. Der Kaiser selbst hat eine ganze Flugschriftenlitteratur ins Leben gerufen und auch persönlich solche abgefaßt, die diesem Zwecke dienen sollten. Auch eine sittliche Wiedergeburt des Heidentums wurde versucht. Man konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein großer Teil der christlichen Priester und Prediger bei ihren Gemeinden durch tadellosen Lebenswandel in hohem Ansehen stehe und daß die Liebeswerke der christlichen Kirche zwischen Priester und Laien, zwischen vornehm und gering, zwischen reich und arm einen festen Kitt bildeten, wie ihn das Heidentum nie besessen hatte. Deshalb erließ Julian als „Pontifex Maximus“ förmliche „Hirtenbriefe“, in denen er die heidnischen Priester und Augurn zu tugendsamem, enthaltsamem Leben und zur Einrichtung gottesdienstlicher Armenpflege ermahnte. Gelegentlich wurde wohl auch ein Bischof, der sich zu freimütig über den „von Christo abgefallenen“ (apostata) Kaiser äußerte, mit dem Exil bestraft, so der greise Athanasius von Alexandria, der Verfechter der „Homousie“ auf dem Nicänischen Konzil, den Julian erst aus der ägyptischen Wüste (361) auf seinen Bischofssitz zurückgerufen hatte. Athanasius wich bald darauf von neuem der Gewalt, aber er erklärte dabei: „Julian wird vorübergehen wie eine Wolke.“ Und so geschah es.

418. Münze mit dem Bildnis des Julianus. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Julians Ende.

Julian fühlte sich nicht nur als Wiederhersteller der Religion; er wünschte auch, die römische Waffenehre gegen Sapor II. von Persien in höherem Sinne zu verfechten, als das seine Vorgänger gethan hatten. So rüstete er sich seit dem Sommer 362 in Antiochia zum Kriege. Was wir von seinem Aufenthalt in der syrischen

Großstadt wissen, zeigt eine merkwürdige Entartung seines Wesens in das Schrullenhafte, Verschrobene. Den Antiochenern, die an die Überfeinerung der hellenischen Kultur gewöhnt waren, suchte er durch einen zur Schau getragenen Cynismus in seiner Kleidung und Körperpflege zu imponieren. Er trug statt des Purpurs den schäbigen Philosophenmantel, den Bart berührte kein Schermesser, ja er war nicht einmal frei von Ungeziefer, die Fingernägel ließ er langwachsen, seine Hände waren von Tintenflecken beschmutzt. Wohl möglich, daß in diesem auffälligen Verhalten eine Art von Askese liegen sollte, die darauf berechnet war, die christlichen Einsiedler der ägyptischen Wüste zu überbieten; jedenfalls aber war es sonderbar, daß er in einer besonderen Schrift „Misopogon" („Bartfeind") den Spott der Antiochener durch Selbstironie zu überbieten und ihre Überfeinerung lächerlich zu machen suchte. Am 5. März 363 brach er mit 100000 Mann in zwei getrennten Heersäulen gegen die Perser auf. Im April überschritt er den Euphrat bei Circesium und marschierte dann auf dessen linkem Ufer südwärts, von einer Stromflotte von 1100 Schiffen begleitet. Ein früher von Trajan vom Euphrat zum Tigris gezogener Kanal (in der Nähe von Ktesiphon) wurde wiederhergestellt, mit Hilfe der Flotte der Tigris überschritten und dann die persische Armee bei Ktesiphon am 27. Mai 363 aufs Haupt geschlagen. Den Kaiser umgaukelte der Plan, Alexanders Werk wiederaufzurichten und zu vollenden. Er marschierte weiter in der Richtung auf Ekbatana, aber Hitze, Insekten und Krankheiten nötigten ihn zur Umkehr. Der Rückzug ging in bester Ordnung vor sich, da traf ihn am 26. Juni 363 in der Nähe von Samarra, als er eine Abteilung persischer Reiter zu ungestüm verfolgte, der tödliche Pfeil.

Noch erlebte er den Abend und damit einen neuen großen Römersieg über die Perser, aber der Siegesjubel wurde gedämpft durch sein Ende. In ergreifender Weise hat Ammianus Marcellinus die letzten Stunden des Sterbenden geschildert, denen er beigewohnt hat; er weiß zu berichten von einer Rede voll „zärtlicher Freundschaft, wehmütig heiterer Ergebung und unsterblichen Lebensgefühls." Aber schärfer noch zeichnet die Lage die christliche Überlieferung, die dem sterbenden Kaiser das Wort in den Mund legt: „Endlich hast du doch gesiegt, Nazarener!" (Tu tandem, Nazarene, vicisti!)

Jovianus (363—364); Valentinian (364—375) und Valens (364—378).

Der Kriegsrat der Offiziere wählte noch am 27. Juni 363 den Obersten Flavius Claudius Jovianus zum Kaiser. Sein erstes Werk war ein schmachvoller Frieden mit den Persern, indem ihnen nicht nur alle Eroberungen Julians, sondern auch die Diocletians, also alles Land ostwärts des Euphrat, auch das so oft heldenmütig verteidigte Nisibis, preisgegeben wurde. Dann hob er die Religionsedikte Julians auf und setzte die christliche Kirche und zwar im Anschluß an das Nicänische Glaubensbekenntnis in ihre früheren Rechte wieder ein. Er starb bereits am 17. Februar 364. Danach wählte das Heer in Asien den Pannonier Valentinian, einen tüchtigen Kriegsmann, zum Kaiser, der aber auch ein strenger, unter Umständen harter und jähzorniger Gebieter im Reiche war. Nur ein solcher Mann, der in der Wahl seiner Machtmittel frei von Rücksicht und Skrupeln war, schien das morsche Reich noch eine Zeitlang stützen zu können. Er residierte in Mailand und ernannte seinen Bruder Valens (364—378) zum Mitkaiser, dem er die Präfektur des Ostens übertrug. Dieser überwältigte den Usurpator Prokop, einen Verwandten Julians, und nötigte die Goten an der unteren Donau unter Athanarich nach längeren Kämpfen zum Frieden (369). Unterdessen mußte Valentinian in Gallien mit den Alamannen und mit ihren nördlichen Nachbarn, den damals am oberen Main und an der Saale seßhaften Burgundern, kämpfen (366—372). Nur mit Mühe sicherte der tüchtige General Theodosius Britannien vor den nordischen Kelten und später Afrika vor den Mauren. Die Sachsen aber plünderten meist ungestraft die gallischen Küsten. Seit 374 wurde

es auch an der mittleren Donau wieder unruhig, als der Quadenkönig Gabinius an der Tafel des römischen Statthalters von Niederpannonien meuchlings erstochen worden war. Die Quaden, von andern Germanen und sarmatischen Scharen verstärkt, erschienen südwärts der Donau, bedrohten Sirmium und wichen erst zurück, als Valentinian selbst herbeieilte. Er überschritt den Strom und übte arge Vergeltung. Da schickten die Quaden demütig Gesandte in sein Winterlager zu Bregetio (Preßburg) und baten um Frieden. Aber ihr Anblick erregte den jähzornigen Mann derart, daß er vom Schlage getroffen tot zu Boden fiel (17. November 375).

Ihm folgten seine Söhne Gratian und Valentinian, und da Valens Kaiser des Ostens blieb, so kann man von einer Valentinianischen Dynastie reden, die seit 364 das Römerreich beherrschte. Unter ihr brach endlich die furchtbare Katastrophe über das Römerreich herein, die schon seit länger als einem Jahrhundert von den die Grenzen ringsumflutenden Germanen drohte und zu deren Abwendung die Kräfte des Reiches in immer steigendem Maße verbraucht worden waren.

* * *

Rückblick und Ausblick.

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die Geschichte der Römer als Ganzes, so erkennen wir, daß dieses kriegerisch und staatsbürgerlich so hochbegabte Volk seine größte und schönste Leistungsfähigkeit für sich selbst und für die Menschheit entwickelt hat, nachdem es sich aus den engen Schranken des legitimen Königtumes und einer überspannten und daher die Lebensregungen des Volkes unterdrückenden Aristokratie zu einem harmonischen Maße bürgerlicher Freiheit herausgearbeitet hatte. Diese glückliche Periode des römischen Volkes ist zugleich die einer verhältnismäßig hohen Sittenreinheit und ungehinderten Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte. Sie reicht vom vorläufigen Austrag des Ständekampfes (366) noch über das Ende des Hannibalischen Krieges (201) hinaus bis zum Aufhören der bäuerlichen Kolonisation in Italien (166). Dieses fällt sachlich zusammen mit einer Wendung der inneren Politik des Senats zu einer rücksichtslosen Ausnutzung der unteren Klassen und zeitlich mit dem Übergange der nur zum Schutze Italiens unternommenen Eroberungspolitik in eine frevelhafte Zerstörungspolitik. Der entschiedene, zunächst nur im Innern erkennbare Niedergang beginnt mit dem Scheitern der agrarischen Reform des älteren Gracchus (133). Erst im Zeitalter des Jugurthinischen und des Cimbernkrieges (seit 113), also verhältnismäßig spät, gesellen sich zum inneren Niedergange der römischen Bürgerschaft die Symptome des Verfalls der äußeren Macht, die Bedrohung der römischen Weltherrschaft. Die Verschlechterung der Bürgerheere führt dazu, Söldnerheere einzurichten, die Unfähigkeit der Jahresfeldherren gegenüber den äußeren Gefahren führt zur Bildung des die bürgerliche Freiheit bedrohenden Generalates (seit Marius). Die Versuche des durch Sulla restaurierten Senates, sich den unvermeidlich gewordenen Generalat in Unterthänigkeit zu erhalten, sowie die Versuche Ciceros und andrer Patrioten, einen beträchtlichen Rest bürgerlicher Freiheit durch konstitutionelles Paktieren mit dem Generalat zu sichern, scheitern an der Unfähigkeit des Adels und an der Verkommenheit der stadtrömischen Plebs. Anderseits erweisen sich auch die Versuche Cäsars, dem alternden Gemeinwesen die Fesseln eines halborientalischen Absolutismus anzulegen, als sehr verfrüht. Erst die von Augustus geschaffene Mittelform des Prinzipats bringt eine äußere Reorganisation des Reiches und auch einen vorübergehenden Stillstand in der Desorganisation des römischen Volkstumes hervor, jedoch ohne daß die immer weitergreifende Durchsetzung des Römertums mit hellenistischen und orientalischen Elementen auf die Dauer gehindert worden wäre. Das römische Wesen ist in dieser Epoche — dem ersten und zweiten Jahr-

hundert des Prinzipats — noch stark genug, sich ganze Völker wie die Spanier, Gallier, Britannier, Nordafrikaner zu assimilieren und auf fremder nationaler Grundlage eine Nachblüte seiner selbst zu entfalten. Gleichzeitig werden durch die äußere Reorganisation des Reiches unter dem Prinzipat auch die Mittel geschafft, die von Alexander begonnene Hellenisierung des Orients durchzuführen. Beide Kulturen, die hellenistische und die romanische, reichen sich im Zeitalter Hadrians und der Antonine die Hände und verschmelzen zu einer hellenistisch-romanischen Kultur, die in den meisten Reichsgebieten an Stelle der niedrigeren nationalen, in Italien an Stelle der national-römischen Kultur tritt und noch auf Jahrhunderte der alten Welt ihre Signatur aufgedrückt hat. Aber auch diese hellenistisch-romanische Kultur überschreitet im Übergange vom 2. zum 3. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Das Jahrhundert der Militärkaiser von Septimius Severus bis auf Diocletian zeigt einen raschen Verfall der äußeren Macht und Sicherheit des Reiches. Das Aufkommen des sassanidischen Reiches (228) bedeutet eine nationale Reaktion des asiatischen Wesens gegen das griechisch-römische; Barbarenschwärme überfluten im Norden und Süden die Reichsgrenzen, Kämpfe der Prätendenten, die Pest u. a. vernichten den Wohlstand, dem Verfall des wirtschaftlichen Lebens geht ein Rückgang des geistigen zur Seite. Die langdauernde Epoche der allmählichen Auflösung des Römerreiches und der Vernichtung seiner Kultur wird, wie es beim Untergange eines so riesigen und festgefügten Organismus zu erwarten ist, durch Perioden einer gewissen Regeneration unterbrochen, deren jede aber eine der noch vorhandenen Vorratskammern der Leistungsfähigkeit des Staates ausleert. So vernichtet Diocletian, um im Absolutismus alle Kräfte des Reiches zusammenzufassen, die letzten Reste bürgerlicher und munizipaler Bewegungsfreiheit, Konstantin verbraucht, indem er die christliche Kirche in den Dienst des Staates stellt und dadurch verweltlicht, die stärkste Reserve sittlicher Kraft und endlich Konstantins Söhne vergeuden durch den Luxus der Höfe und die Kosten der byzantinischen Bureaukratie, namentlich aber durch die Anwerbung und militärische Beförderung immer neuer Barbarenmassen, zu der sie sich durch die Abneigung der Romanen gegen das Waffenhandwerk gezwungen sehen, die Reste des Nationalvermögens. Die durch Julians Idealismus gewonnenen Erfolge waren nur vorübergehend und wären, auch wenn er länger regiert hätte, nicht von Dauer gewesen, weil auch er weder ein neues Wirtschaftsleben, noch — zumal bei seiner Stellung zum Christentume — eine sittliche Erneuerung, noch statt der germanisch-orientalischen eine einheimisch-nationale Armee schaffen konnte. So hing denn schließlich der Bestand des Reiches nur von dem äußeren Umstande ab, ob der Andrang von Germanen an den Grenzen die Absorptionsfähigkeit der Armee und der Verwaltung nicht übersteige. Die eigentlichen Grenzdistrikte von der Rhein- zur Donaumündung waren durch germanische Kolonen, Läten, Gentilen längst germanisiert; selbst ein mäßiger Andrang von Germanen an den Grenzen mußte zu einer allmählichen Germanisierung, jede plötzliche germanische Sturmflut zu einem Zusammenbruche des Reiches führen. Diese Sturmflut trat ein durch die große Völkerschiebung, die der Einbruch der Hunnen in Europa (seit 375) verursachte.

Ende des zweiten Bandes.

Leixners

Deutsche Litteraturgeschichte

Dritte, vielfach verbesserte Auflage.

Ein stattlicher Band von **140** Druckbogen groß 8^0 mit **1120** Seiten.

Mit **411 Abbildungen** im Texte
und **50** zum Teil farbigen Beigaben: wertvollen Porträts, Nachbildungen alter Manuskripte und Handschriften, Büchertiteln, Holzschnitten, Kupferstichen und vielem anderen.

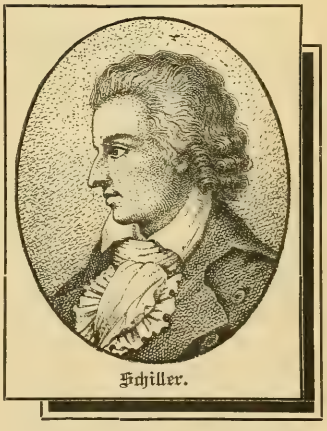
Preis:

Geheftet **14** M. In Pracht-Einband **18** M.

Auch in 35 Lieferungen zu je 40 Pfennig beziehbar.

Leixner selbst ein feinsinniger Dichter und zugleich ein trefflicher Kulturhistoriker, behandelt mit Frische und lebendiger Anschaulichkeit die gesamte deutsche Litteratur von den ersten Anfängen **bis auf unsere Tage,** und zwar durchaus im Zusammenhange mit dem nationalen Leben, mit dem Volkscharakter und der Volksgeschichte. Von der Überzeugung durchdrungen, daß die höchsten Schöpfungen der deutschen Litteratur den Einklang von Schönheit der Form und höchster, edelster Sittlichkeit zeigen, richtet Leixner seinen kritischen Sinn auf Ausscheidung des Idealen, Bleibenden, Tiefen aus dem Wust des Gemachten und Unwahren, des ethisch Gehaltvollen von dem bloß äußerlich Glänzenden, und deshalb ist **diese Litteraturgeschichte vor allen anderen geeignet, in die Kenntnis der deutschen Litteratur einzuführen,** während anderseits auch der Kenner durch das durchaus selbständige und überall auf eigener Kenntnis der Quellen beruhende Urteil Leixners vielfach Anregung finden wird.

Mit dem Verfasser Hand in Hand gehend, hat die Verlagshandlung der Ausstattung des Werkes unausgesetzte Sorgfalt gewidmet und keine Kosten gescheut, um durch die vollständig erneuerte, mit allen Hilfsmitteln der modernen Kunsttechnik hergestellte, möglichst **vielseitige Illustrierung** und zeitgemäße typographische Ausstattung der Leixnerschen Litteraturgeschichte den ersten Platz zu sichern. Der Bilderreichtum wird hinsichtlich der Auswahl wie der Güte der einzelnen Vorlagen von keinem andren ähnlichen Werke erreicht. Die Leixnersche Litteraturgeschichte ist sonach eine Zierde für jede Bibliothek, ein Prachtwerk, gleich ausgezeichnet durch den wertvollen Inhalt wie die prächtige Form.



Schiller.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Neunte, *durchaus neugestaltete Auflage.*

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien

Gesamtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit

sowie von Weltverkehr und Weltwirtschaft.

Mit etwa 6000 Text-Abbildungen und farbigen Tafeln in Chromodruck.

Bearbeitet von

C. Arndt, Ingenieur in Braunschweig — Dr. **H. W. Dahlen**, Generalsekretär des deutschen Weinbauvereins in Wiesbaden — **G. Ebe**, Architekt in Berlin — Architekt **J. Faulwasser** in Hamburg — Dr. **T. Grunmach**, Prof. a. d. techn. Hochschule in Charlottenburg — **H. Hermsen**, Oberbetriebsinspektor a. d. Reichsdruckerei in Berlin — Dr. **A. Miethe** in Braunschweig — Buchdruckerei-Oberfaktor **C. Müller** in Leipzig — **P. Rowald**, Stadtbauinspektor in Hannover — Dr. **R. Schadwill**, Regierungsrat am Kais. Patentamt in Berlin — Dr. **M. Schmid**, Prof. a. d. techn. Hochschule in Aachen — Dr. **H. Schurtz**, Direktor des Handelsgeograph. Museums in Bremen — **Th. Schwartze**, Ingenieur in Friedenau-Berlin — Dr. **H. Vetlegast**, Prof. a. d. Universität in Leipzig — **E. Treptow**, Prof. a. d. Bergakademie in Freiberg — **A. Wilke**, Ingenieur für Elektrotechnik in Berlin — Dr. **F. Wüst**, Lehrer a. d. Hüttenschule in Duisburg — und vielen anderen Fachmännern ersten Ranges.

Vollständig in 10 Bänden

geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je 10 M. — Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., oder in 400 Lieferungen zu je 20 Pf. beziehbar.

Inhaltsübersicht. Band I: Bildungsgang der Menschheit. — Entwickelung der Baukunst. — Technik des Bauwesens. Beleuchtung, Heizung, Ventilation. — Ortsanlagen, Gemeinnützige bauliche Einrichtungen der modernen Städte. — Band II: Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung. (Kraftmaschinen.) — Band III: Die Elektrizität, ihre Erzeugung und Anwendung in Industrie und Gewerbe. — Band IV: Landwirtschaft. Landwirtschaftliche Gewerbe und Industrien. — Band V: Bergbau und Hüttenwesen. — Band VI: Die Bearbeitung der Metalle. — Band VII: Die Industrien der Steine und Erden, sowie die chemische Industrie. — Band VIII: Die Verarbeitung der Faserstoffe. — Band IX: Weltverkehr und seine Mittel. — Band X: Welthandel und Weltwirtschaft. Generalregister.

Dieses große nationale Werk steht einzig da in der gesamten technischen Litteratur aller Völker. Es ist ein Schatz praktischen Wissens und unentbehrlich für jedermann.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06561 433 9